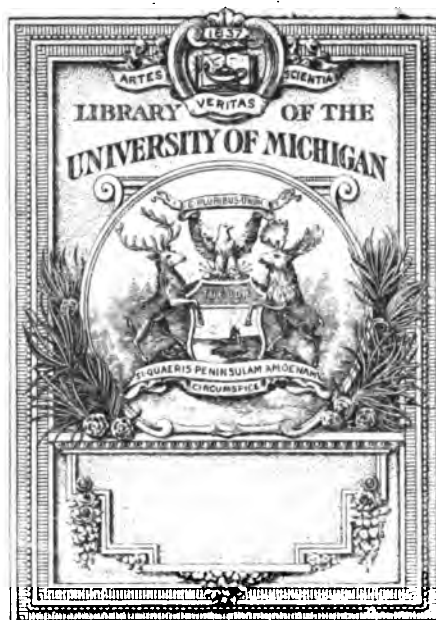

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

JAHRESBERICHTE

FÜR

NEUERE

DEUTSCHE LITTERATURGESCHICHTE

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG VON

J. BOLTE, W. CREIZENACH, G. ELLINGER, E. ELSTER, L. GEIGER, W. GOLTHER, O. HARNACK, A. HEUSLER, G. KAWERAU, K. KEHRBACH, K. KOCHENDOERFFER, A. KOESTER, RUD. LEHMANN, R. M. MEYER, V. MICHELS, F. MUNCKER, R. MUTHER, E. NAUMANN, O. PNIOWER, A. REIFFERSCHEID, G. ROETHE, A. SAUER, P. SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT, G. STEINHAUSEN, PH. STRAUCH, V. VALENTIN, M. VON WALDBERG, O. F. WALZEL, A. VON WEILEN, H. WELTI, R. M. WERNER, G. WITKOWSKI, H. WUNDERLICH

HERAUSGEGEBEN

VON

JULIUS ELIAS, MAX HERRMANN, SIEGFRIED SZAMATÓLSKI.

ZWEITER BAND (JAHR 1891).



STUTTGART.
G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG.
1893.

Dank dem rüstigen Zusammenwirken des an unseren Jahresberichten vereinigten Gelehrtenkreises haben wir den Abgrund, der den ersten und zweiten Jahrgang solcher Werke zu trennen pflegt, glücklich und rechtzeitig überschreiten können. Freilich haben wir zu unserem eigenen Leidwesen die Enden der beiden Halbbände im letzten Augenblick der Not abhauen müssen. Um den ganzen Band vor Jahresschluss hinauszubringen, mussten wir die fertigen Kapitel „Humanismus" und „Grillparzer" im Redaktionspult zurückbehalten. Ebenfalls aus diesen äusseren Gründen ist der Schluss des allgemeinen Teiles des 18./19. Jahrhunderts ausgefallen, wie denn Professor Roethe andererseits wegen des ungeheueren Anwachsens dieses Abschnittes sein zweites Kapitel auf den nächsten Jahrgang zu verschieben genötigt war. Im gleichen Falle ist Professor Werner, der neben dem grossen Kapitel „Poetik" den anderen umfänglichen Abschnitt „Lyrik" des 18./19. Jahrhunderts nicht mehr fertig stellen konnte.

Im Gegensatz zu diesen beiden Mitarbeitern, die durch ihre abgedruckten Beiträge vollauf gerechtfertigt erscheinen, hat Herr Professor Edward Schröder, der schon im vorigen Jahrgang mit seinem ganzen Beitrag im Rückstand geblieben war, auch diesmal ein Verhalten beobachtet, das von einem älteren und grösseren Unternehmen als das unsere öffentlich gebührend gekennzeichnet worden ist (vgl. z. B. Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 13, S. 657). Nicht genug dass wir infolge seiner steten Hinhaltungen erst in später Stunde einen Bearbeiter für den laufenden Jahrgang gewinnen konnten, ist es uns durch die Einbehaltung des von uns gesammelten und gelieferten Materials, bei der Herr Professor Schröder trotz aller in Grenzen persönlicher Massnahmen gehaltenen Versuche beharrt, unmöglich gemacht, den Bericht für 1890 jetzt oder später nachzuliefern. Diese offene Darlegung wird uns vor unseren Lesern, den Autoren und Verlegern rechtfertigen.

Der Ausfall der Kapitel „Klopstock" und „Wieland" bedeutet keine Lücke des Jahrgangs, da sie als selbständige Abschnitte nur verschwunden sind, um in grösserem Zusammenhang im wesentlichen vom früheren Bearbeiter behandelt zu werden. Aehnliches gilt von Goethes Didaktik, dem Kapitel Dr. Otto Harnacks, dessen Mitarbeit uns hoffentlich im nächsten Bande an anderer Stelle zu gute kommt. Weitere Veränderungen betreffen einen Wechsel der Mitarbeiter. Dr. Richard M. Meyer, der, wie wir an dieser Stelle nochmals hervorheben möchten, im vorigen Jahre trotz lückenhaften Materials und drängender Zeit mit freundschaftlicher Gesinnung in die Bresche sprang, gab seinen Bericht an Dr. Georg Steinhausen, um selbst den Abschnitt des Dr. Eugen Kühnemann zu übernehmen.

Wir können den Band nicht hinausgehen lassen, ohne unseren Dank für die überaus erfreuliche Aufnahme auszusprechen, die unser erster Jahrgang nicht nur bei

den Litterarhistorikern der verschiedensten Richtungen, sondern auch bei anderen Gelehrten und in Laienkreisen gefunden hat. Ohne im einzelnen diese Kundgebungen verzeichnen zu wollen, wie man es wohl gerade von unserem Unternehmen erwarten mag, können wir unseren Gönnern versichern, dass Lob und Ratschlag uns in gleicher Weise fördern wird. In Anbetracht dessen, dass wir die redaktionelle systematische Sammelarbeit bereits durchgeführt haben, bei der uns die am Schluss des Bandes genannten Herren für eine Reihe von Tagesblättern und Gelegenheitsschriften sowie für einen Teil der ausländischen Litteratur freundlich unterstützten, und dank der Bemühungen unserer Mitarbeiter, die sich Beispiel nnd Erfahrungen des ersten Bandes zu nutze machten, dürfen wir wohl der Hoffnung Ausdruck geben, mit dem vorliegenden Jahrgang unserem Ziel näher als zuvor gekommen zu sein.

Berlin W., im November 1893.
Matthäikirchstr. 4, II.

JULIUS ELIAS. MAX HERRMANN. SIEGFRIED SZAMATÓLSKI.

Zweiter Halbband.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts.

Zweiter Halbband.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

JAHRESBERICHTE

FÜR

NEUERE

DEUTSCHE LITTERATURGESCHICHTE

(JAHR 1891.)

ERSTER HALBBAND.

I. Allgemeiner Teil.

I,1

Litteraturgeschichte.

Siegfried Szamatólski und Max Herrmann.

Methode: Litteraturgeschichte: Französisches N. 2. — Englisches N. 15. — Deutsches N. 19. — Geschichte: Allgemeines N. 27. — Kritik N. 32. — Philosophie N. 33. — Gesamtdarstellungen N. 36. — Verschiedenes N. 49. —

Die von Wetz im vorigen Berichtsjahr entwickelte Methode der vergleichenden Litteraturforschung hat ein englischer Forscher, der sich auf diesem Gebiet selbst ausgezeichnet hat, Herford [1]), charakterisiert, indem er ihren Urheber aus seinem Strassburger Milieu erklärt: Wetz übt das ihm natürliche Mittleramt zwischen deutscher und französischer Wissenschaft aus, wenn er seiner deutschen Methode die Verfolgung der psychologischen Analyse, welche die französische Litteratur und Kritik beherrscht, zum Inhalt giebt. — Diese französische Kritik, die von der deutschen Wissenschaft wenig beachtet wird und auch den Jahresberichten wie alle ausländische Litteratur schwer zugänglich ist, behandelt nicht nur Fragen im engeren deutschen Sinne des Wortes, sondern die von uns so genannte Methode der Litteraturgeschichte. Ein Buch wie das von Hennequin [2]) über die wissenschaftliche Kritik will ein System der Litteraturforschung auf psychologischer Unterlage gründen, wofür er das bezeichnende aber unbeholfene Wort Aesthopsychologie erfindet, um sie von der urteilenden Kritik als rein wissenschaftliche Analyse zu trennen. Nach einem kurzen Abriss der Entwicklung der neueren französischen Kritik, deren bedeutendsten Aufschwung er Taine zuschreibt, stellt er sein eigenes Programm auf. Die Aesthopsychologie überlässt es der reinen Aesthetik und der sogenannten litterarischen Kritik, den Wert der Kunstwerke und ihrer allgemeinen Darstellungsmittel zu bestimmen; sie betrachtet das Kunstwerk nicht an und für sich, in seinem Zweck und seiner Entwicklung, sondern als Seelenkünderin einzig und allein auf die Beziehungen zwischen seinen Eigenheiten und gewissen psychologischen und socialen Eigenheiten: „l'esthopsychologie est la science de l'oeuvre d'art en tant que signe". Nach den Hilfswissenschaften, auf die sie sich vorläufig stützen muss, zerfällt der erste grosse Teil der Untersuchung in drei Abschnitte: den ästhetischen, den psychologischen, den sociologischen. H.s Theorie der ästhetischen Analyse geht mit Spencer von der Definition des litterarischen Kunstwerkes als einer Gesamtheit von Phrasen aus, die bestimmt sind, ästhetische Emotionen, d. h. solche hervorzubringen, die sich nicht in Thaten umsetzen. Der Kritiker hat nun zu fragen: welches sind die Emotionen, die die Gesamtheit der Werke eines Autors erregt, und durch welche Mittel ruft er sie hervor? Die Mittel zur Erkenntnis des Charakteristischen wird ihm eine ausgebreitete Belesenheit gewähren, wodurch er sich einen Durchschnittstypus der zu untersuchenden Gattung gebildet hat. Aus einer längeren Untersuchung über die Unterschiede der ästhetischen Emotionen von den gewöhnlichen gewinnt H. für die Praxis der ästhetischen Analyse den Satz, dass sie nur ein schwaches Zeichen von Freude und Leid besitzen und dass man sie daher mit Exaktheit nicht nach diesen Koefficienten, sondern nur nach der Idee, der sie im Kunstwerk associiert sind, bezeichnen kann. Wenngleich die Methode zur Bestimmung der Intensität von Emotionen erst im Entstehen ist und auch stets subjektiv bleiben muss, so erhofft H. doch von einer gewissenhaften Fixierung und Anwendung gradbezeichnender Prädikate einige Hülfe und meint,

---

1) Ch. H. Herford, Wetz, Shakespeare: Ac. 40, S. 151/2. — 2) E Hennequin, La critique scientifique. Deuxième édition.

dass man jedenfalls auch heute schon mit Citaten und Umschreibungen die drei oder vier Hauptemotionen eines Werkes klar entwickeln kann. Als Erregungsmittel der Emotionen hat man bei einem litterarischen Werk Aeusseres: Wortschatz, Syntax, Rhetorik, Komposition, und Inneres: Personen, Orte, Intrigue, Leidenschaften, Gegenstand zu untersuchen, wie H. es für den Roman geschickt an einem Beispiel durchführt und auch für die didaktische Gattung, insbesondere die litterarische Kritik andeutet. Für die Nachbarwissenschaften verspricht sich H. von der ästhetischen Analyse: wertvolle Materialien für die Verallgemeinerungen der Experimentalästhetik, Aufklärung über Morphologie und Dynamik des Kunstwerks, Förderung der allgemeinen Kenntnis der Emotionen für die Psychologie. Die Subjektivität in der Wertung der Kunstwerke, die man aus dem verschiedenen, persönlichen Charakter der Emotionen einwenden könnte, betrifft nach H. zum grösseren Teil, zumal bei dem allseitigen und unparteiischen Aesthopsychologen, den Grad aber nicht die Natur, die Quantität aber nicht die Qualität der Empfindungen. Wenn H. in diesem Teil das Kunstwerk betrachtet, insofern es auf den Geniessenden wirkt, so in der psychologischen Analyse, insofern es ein Zeichen des Producierenden ist. Hierbei will H. zwei Fehler vermieden wissen, von denen er auch Taine nicht freispricht: die psychologischen Bezeichnungen sind meist zu allgemein und ungenau, um wissenschaftlich zu sein, und mit der psychologischen wird meist die sociologische Analyse vermischt. Die Aufgabe besteht darin, wenn ein Werk in seinen ästhetischen, äusseren wie inneren, Eigenheiten zusammengefasst ist, in wissenschaftlichen, d. h. exakten Bezeichnungen die seelische Organisation des Autors zu bestimmen. Seine ästhetischen Eigenheiten werden von seinen natürlichen und erworbenen Fähigkeiten, von seinen Neigungen und Idealen, also von Eigenheiten seines Geistes bestimmt; durch Beobachtung und Folgerung kann man aus bestimmten ästhetischen Erscheinungen auf das Vorhandensein einer bestimmten psychologischen Organisation schliessen. Auch wenn der Künstler nicht nach seinen Fähigkeiten allein, sondern nach einem Ideal produciert, wird dasselbe Verhältnis bestehen: denn mit Spencer sieht H. in dem Ideal den durch ein Bild bewusst wiedergegebenen Abdruck der Fähigkeiten, welche die Grundlage der Seele des Künstlers bilden. Wie ferner die ästhetischen Eigenheiten eines Werkes sich aus einer gewissen Anzahl von Emotionen, Bildern, Ideen usw. zusammensetzen, so nach Ribot der Geist, das Ich des Menschen aus einer Folge von gleichen geistigen Phänomenen: also kann man mit Recht aus dem Kunstwerk das Bild des Geistes ziehen, dessen Zeichen oder gar Teil es ist. Da nun die psychologischen Eigenheiten um so zahlreicher und wichtiger sein werden, je zahlreicher die ästhetischen Eigenheiten sind, so ist die ästhopsychologische Methode um so fruchtbarer, je höher und schöner die Werke sind. Die Praxis der psychologischen Analyse erläutert H. durch eine Reihe von Beispielen, in denen er feinsinnig ästhetische Zeichen auf ihre psychologische Bedeutung zurückführt. H. zeigt auch den Weg, auf dem man selbst Autoren, die die angestrebten Emotionen verheimlichen wollen, wie auch Nachahmern und Geschäftsschriftstellern in der psychologischen Analyse beikommen könne. Wie die ästhetische Analyse die von den gewöhnlichen abweichenden Eigenheiten feststellt, so charakterisiert die psychologische den Künstler durch die Eigenheiten, die er vor dem Durchschnittsmechanismus der menschlichen Seele voraus hat. Auf Grund der systematischen Psychologie von Spencer, Wundt, Taine usw. ist die Aufgabe wissenschaftlich zu lösen: gewisse geistige Fakten, abgeleitet aus ästhetischen Fakten, setzen eine unbekannte Intelligenz voraus, die zu bestimmen ist. Von einer weiteren Entwicklung der Wissenschaft erwartet H. den Fortschritt bis zur physiologischen Hypothese. Durch eine so betriebene psychologische Analyse erhält auch die allgemeine Psychologie zumal für die Erkenntnis des genialen Menschen wertvolle Materialien, wie die Medizin von der praktischen Anatomie. Was H. nach seinem sorgsamen Schematismus Theorie der sociologischen Analyse nennt, ist eine Polemik gegen Taine, den er als Schöpfer dieser ganzen Betrachtungsweise zu Ungunsten der französischen und deutschen Vorgänger (vgl. z. B. K. Hillebrand, Profile: Taine S. 221 ff.) ebenso überschätzt, wie er sein System, das er lieber mit Taine selbst (vgl. Essais de critique: préface) als Methode hätte würdigen sollen, einseitig auffasst. H. greift die drei Prinzipien von der Rasse, vom Milieu und vom Einfluss des Wohnorts heraus. Die Wirkung der geistigen Vererbung erscheint ihm unbestreitbar, aber so individuell zufällig und so verwickelt, dass man nicht die Fähigkeiten eines Menschen aus denen seiner Rasse und noch weniger umgekehrt schliessen könne. Der Einfluss des zeitlichen und socialen Milieu wechselt ebenfalls und zwar nach der Kraft der Seele und den despotischen oder liberalen, primitiven oder fortgeschrittenen Kulturverhältnissen, so dass man ohne eine Untersuchung über diese nicht vom Milieu auf das Werk und noch weniger umgekehrt schliessen könne: der Künstler kann sich ihm so oft entziehen, wie er ihm unterliegt, und auf Grund biologischer Untersuchung will H. beweisen, dass im Gegensatz zu den anderen Lebewesen der Mensch sich nicht der Umgebung anpasst, sondern sich von ihr

trennt und befreit und dass, je weiter die Kultur fortschreitet, desto grösser die individuelle Unabhängigkeit vom Milieu wird. Der Einfluss des Wohnorts könne in der ethnologischen Forschung keine Rechtfertigung finden; und wenn er auch wahrscheinlich sei, so sei er doch sehr schwach und schwer zu beobachten. Wenngleich Taines Meisterschaft diese Prinzipien zur Geltung gebracht hat, so genügen sie doch so wenig zu einem Schluss vom Kunstwerk auf eine Menschengruppe, dass man auf alle sociologische Aesthopsychologie verzichten müsste: in einer langen Doppelliste stellt H. Schriftsteller aller Zeiten und Länder gegenüber, die sich unter denselben Bedingungen der Rasse, des Milieu und des Orts doch zu Gegensätzen entwickelt hätten. Eine Kritik der Liste wie der ganzen Lehre kann mit Rücksicht auf die unten besprochenen Arbeiten erspart werden. H. erwartet von der Aesthetik sociologische Ergebnisse nur, wenn man sich nicht an den Künstler, sondern an sein Werk, nicht an seine Umgebung, sondern an die Bewunderer seiner Werke hält. An einer Reihe von Beispielen entwickelt H. mit geschickter Verteidigung gegen Widersprüche das Gesetz: ein Werk wird eine ästhetische Wirkung nur auf die Personen haben, die sich im Besitz einer geistigen Organisation befinden, die analog aber untergeordnet derjenigen ist, die zur Hervorbringung des Werkes gedient hat und aus ihm abgeleitet werden kann. Die Wirkung eines Kunstwerks in räumliche und zeitliche Ferne und die Nachahmung von älteren und ausländischen Mustern lässt sich so wenig aus der Theorie von Rasse und Milieu erklären, wie dass Kunstwerke und Künstler entgegengesetzter Richtung in derselben Rasse und demselben Milieu Beifall finden. Nicht das Milieu, das nach H. vorher überhaupt keine bestimmte Existenz hatte, bildet die Künstler, sondern diese umgekehrt jenes: das Kraftcentrum liegt im Künstler und nicht in der Masse oder vielmehr in der abstrakten Aehnlichkeit, die zwischen einem Künstler und seinen Zeitgenossen bestehen kann. Ueber Natur und Entstehung des Genies wissen wir nichts, aber es übt, wenn es einmal da ist, ein erkennbares Spiel der Anziehung und Abstossung: so können wir zwar nicht die Genies aus den Nationen, wohl aber diese aus jenen entwickeln, die Völker aus ihren Künstlern, das Publikum aus seinen Idolen, die Masse aus ihren Führern. So schliesst H. mit dem im vorigen Bande citierten Satz: eine Litteratur drückt ein Volk aus, nicht weil es sie hervorgebracht, sondern weil es sie bewundert hat. Man wird also Kritiken, Absatz, Honorar usw. studieren müssen; als Ergebnis erhofft H. einen Beitrag zur Völkerpsychologie und zur Erkenntnis der Heroen und Heroenverehrung. Diesen grösseren analytischen Teil ergänzt H. durch einen gedrängten synthetischen. Nachdem das Kunstwerk durch die ästhetische Analyse wissenschaftlich zerlegt ist, soll es durch die Synthese künstlerisch dargestellt werden, nachdem die Maschine in den einzelnen Teilen betrachtet ist, muss sie im Gang gezeigt werden; H. weist darauf hin, wie hierfür die alte „litterarische“ Kritik, falls nur die wissenschaftliche Analyse nicht unterlassen wird, vorbildlich wirken kann. Ebenso verlangt H. für die psychologische Analyse eine Ergänzung durch die Synthese, die ein Lebewesen in seiner Entwicklung darstellen soll. Unter den zahlreichen Gesichtspunkten, die dabei zu beachten sind, führt H. auch Rasse und Milieu ein, wie hier überhaupt die biographische Methode von St. Beuve und Taine zu ihrem Recht kommen: wenn die Analyse die Menschen in ihren einzelnen Teilen in Ruhe gezeigt hat, so die biographische Synthese, nützlich allein nach dieser Arbeit, den gesamten Mechanismus in Bewegung. Entsprechend ist die sociologische Analyse durch eine Synthese zu ergänzen für das Publikum, dessen Seelenstand aus dem von ihm bewunderten Werk abgeleitet ist. Wiederum überschüttet uns H. mit einer Fülle von Mitteln, und zwar wiederum unter ausdrücklichem Hinweis auf die historische und sociologische Methode Taines, wodurch aus dem psychologischen Skelett, das die Analyse ergeben hat, ein blühender lebendiger Körper zu gestalten ist. Um das Verhältnis einer solchen Kritik zur allgemeinen Geschichte zu beleuchten, entwickelt er zunächst in einer gegenseitige Erhellung spendenden Parallele zwischen dem Künstler und dem Heros in ihrer Stellung zur Masse seine eigene Geschichtsauffassung, die über die demokratische und statistische Betrachtung, für die Thierry und Buckle namentlich angeführt werden, auf die ältere Heroenverehrung, allerdings in einer biologisch und allgemein philosophisch vertieften Form, zurückgeht: das Bild aller tierischen, menschlichen und socialen Entwicklung ist die Vibration und die Konsonanz; die eine entsteht, die andere wiederholt, pflanzt fort. Gelegentlich der weiteren Parallele zwischen aktiver Bewunderung, des Heros, und passiver, des Kunstwerks, kommt H. doch zur Erkenntnis, dass im späteren Verlauf auch das Kunstwerk einen schädlichen oder nützlichen Einfluss auf die Wirklichkeit haben kann, und modifiziert, indem er ihr Verhältnis zur Moral mit Fechner betrachtet, darnach die am Eingang aufgestellte Definition des Kunstwerks. Sodann legt H. dar, wie eine solche Kritik, eine so betriebene Aesthopsychologie der Litteratur und biographische Psychologie der Heroen, der höchste und schärfste Ausdruck einer gewaltigen Anthropologie ist. Aber die Geschichte der Heroen müsse noch hinsichtlich der Sicherheit

und Wichtigkeit hinter der Aesthopsychologie zurückstehen, weil deren Grundlage, die Kunstwerke im Gegensatz zu Geschichtszeugnissen notwendig und gewissermassen automatisch wahrheitsgemäss sind. Da ferner moderne Heroen wie Friedrich, Napoleon, Bismarck nur einen kleinen Teil ihrer Energie in Thaten umsetzen, so muss der Hintergrund von Gedanken und Emotionen ebenfalls durch litterarische Erzeugnisse auf dem Wege der Aesthopsychologie erschlossen werden. Eine solche Untersuchung von hundert bedeutenden Menschen wird dann auch wohl Sicherheit über die Wirkung von Rasse und Milieu bringen. Nachdem H. seine Lehre kurz zusammengefasst hat, giebt er endlich in einem Anhang am Beispiel Victor Hugo den Plan einer vollständigen ästhopsychologischen Studie.[3–5]) — Gegen diesen Versuch hat sich ein von Hennequin selbst als solcher namhaft gemachter Vertreter der „litterarischen“ Kritik, Brunetière[6]) erhoben und gegenüber den enthusiastischen Darlegungen Hennequins seinen Standpunkt mit dem ihm eigenen Sarkasmus zur Geltung gebracht. Als stimmenden Einleitungsakkord giebt B. den Nachweis, dass Hennequin bei einem jugendlichen Feuereifer für Verallgemeinerungen einen gewissen Mangel an Kenntnissen, so in der erwähnten Liste, an Belesenheit und Ueberlegung zeige. Aber trotz alledem und trotz der von englischer Psychologie und Anthropologie, nach seinem echt französischen Stilgefühl, zu sehr beeinflussten und daher verdunkelten Ausdrucksweise erkennt B. die Wichtigkeit des von Hennequin aufgestellten Problems einer Entwicklung des Menschen, des Künstlers und seiner Bewunderer aus den Kunstwerken und einer so begründeten Menschheitsgeschichte an, aber mit ironischem Lächeln betont er überall die Schwierigkeiten, wie besonders, dass Hennequin, verleitet durch die neuere subjektive, „lyrische“ Litteratur, die Lösbarkeit des Problems zu leicht genommen habe, und führt an einer Reihe von Beispielen aus, dass der Künstler sich oft nur sehr versteckt oder gar nicht zeige: wir sind komplexer, weniger homogen und überhaupt mehr Herr über uns, als Hennequin mit den Parteigängern des Determinismus annimmt. Die Methode der ästhetischen Analyse samt dem idealen Massstab eines mittleren Typus sei schon von der ältesten „litterarischen“ Kritik gehandhabt worden. Dem sociologischen Programm stimmt B. jedoch nicht nur in seinem Vorstoss gegen Taine bei, über den er eine tiefe Befriedigung empfindet, sondern auch in allen Folgerungen der Lehre vom Publikum. Gegen Hennequins auf Fechner bauende Betrachtung, dass es in der Kunst keinen Wertunterschied gebe, ausser durch eine Schätzung, die sich nicht auf die Schönheit, sondern die Güte, nicht den Geschmack, sondern die Hygiene gründe, macht B. geltend, dass die Naturgeschichte in ihren Klassifikationen nicht nach moralischen oder hygienischen, sondern nach genealogischen Merkmalen verfahre. Dass Hennequin sich nicht auf den Standpunkt der natürlichen Entwicklungsgeschichte gestellt habe, leitet B. davon ab, dass er über Taines „Rasse“ und „Milieu“ den „Zeitpunkt“ ganz vergessen habe. Die Kritik lässt sich nicht von der Zeit ablösen wie Chemie und Physik: wenn man das Werk auf den Künstler und dessen Streben auf einen allgemeinen Seelenstand zurückgeführt hat, so bleibt noch immer zu betrachten, welche Werke derselben Art vorausgingen und Einfluss übten oder das ganze Werk bestimmten. Aber auch ganz grundsätzlich bekämpft B. Hennequins Streben, die Kritik zu einer Wissenschaft zu machen, wie die gleichen Bestrebungen der allgemeinen Geschichte: wenn wissenschaftlich im strengen Sinn des Wortes nur dasjenige ist, was auf jede Weise bedingt ist, in seiner Ursache, seinem Verlauf und seiner Wirkung, so ist im Gegenteil nur dasjenige menschlich, was frei ist oder dafür gilt; der wahre Fortschritt besteht also darin, nicht mehr für eine Wissenschaft zu nehmen, was im wesentlichen eine Kunst bleiben muss. Von der Wissenschaft besitze die wissenschaftliche Kritik selbst nicht einmal die Unparteilichkeit, da sie das abgelehnte Geschäft des Urteilens im höchsten Grade betreibe; ob die Kritik in der niederen Region einer morbiden Psychologie oder den Wolken eines transscendentalen Idealismus wandle, sie endet doch immer notwendigerweise beim Urteilen, und dies ist begründet im Interesse der Künstler und des Publikums, hauptsächlich aber darin, dass ein Kunstwerk, bevor es ein „Zeichen“ ist, ein Kunstwerk ist, das in sich und für sich besteht und schon deshalb nicht im Vergleich mit Werken der Natur, sondern im Zusammenhang der Kunstgeschichte betrachtet werden muss. Die Kunst hat in sich ihre eigenen Gesetze, nach welchen ihre Erzeugnisse zu beurteilen und zu betrachten sind. Hennequin will aus der Kritik einen Zweig der Psychologie, eine Art Pathologie der Seele machen. — In die Diskussion über Hennequin greift auch E. Tissot[7]) mit seiner Geschichte der neueren französischen Kritik ein, worin er die Hauptmethoden zu definieren und ihre Bildung, Entwicklung, Geschichte, ihre gegenwärtige Wichtigkeit und endlich ihren ganzen Wert in den modernsten und berühmtesten Beispielen darzustellen sucht. Seiner Würdigung der französischen Kritiker, die den

Paris, Libr. acad. Didier (Perrin). 1890. 246 S. Fr. 3,50. — 3) (I 3:201). — 4) (I 3 : 74). — 5) (I 3:224, 248–50). — 6) F. Brunetière, La critique scientifique. = Questions de critique. Paris, C. Lévy. 1889. 324 S. S. 297–324. — 7) E. Tissot,

grössten Raum des Buches einnimmt, hier nachzugehen, würde zu weit führen, wenngleich aus der Geschichte jeder Kritik, der ausländischen sogut wie der deutschen, für unseren Gegenstand etwas herausspringen könnte. Wohl aber muss neben dem Abschnitt über Hennequin seine allgemeine Einteilung der Kritik in drei Arten erwähnt werden, für deren jede er zwei Beispiele bespricht. Die litterarische Kritik (Brunetière und Lemaitre) studiert das Kunstwerk unter dem ästhetischen Gesichtspunkt und beurteilt es nach einem bestimmten Schönheitscodex. Das Kunstwerk erscheint ihm als unabhängig entstanden und nicht als notwendig in der langen Folge von Ursachen und Wirkungen. Die moralistische Kritik (Barbey d'Aurevilly und Edmond Scherer) studiert das Kunstwerk unter dem sociologischen Gesichtspunkt und beurteilt es nach seinen Wirkungen, die sie für gesund oder ungesund nach einem Moralcodex, sei er von Jesus, Kant oder Spencer, beurteilt. Die analytische Kritik (Bourget und Hennequin) studiert das Kunstwerk als Zeichen. Ohne die ästhetische oder sociologische Untersuchung zu vernachlässigen, unterscheidet sie Wirkung einer schöpferischen Intelligenz, deren Milieu und Rasse. Durch eindringende Analyse des Werkes, der Biographie und Genealogie enthüllt sie gewisse Arten des Denkens, Fühlens, Lebens, die nach Taine von einander abhängig sind wie die einzelnen Organe eines Lebewesens. Der analytische Kritiker, der sich nicht nur um die Durchführung einer ästhetischen Formel oder einer religiösen Doktrin zu kümmern hat, verfolgt eine begeisternde Aufgabe: die Erforschung der Menschenseele. Weil er Sympathie für alle Seelen, d. h. Kunstformen hat, ist mit Taine sein Verfahren der Botanik zu vergleichen, die nicht urteilt, sondern feststellt und entwickelt; niemals jedoch wird die psychologische Analyse der chemischen gleichzusetzen sein, weil das Geschmacksurteil stets subjektiv bleibt. In der Geschichte der analytischen Methode zeigt T., wie sie unter dem Einfluss des Aufblühens der Naturwissenschaften erwuchs und wie insbesondere Taine trotz aller eigenen Subjektivität der Kritik die Aufgabe einer Wissenschaft stellte und trotz seinen künstlerischen und philosophischen Neigungen die Methode der Naturwissenschaft in die Kunstbetrachtung einführte. Der Ueberblick über ihre gegenwärtige Wirkung zeigt, dass die analytische Kritik nur von einem auserwählten Kreise ausgeübt und gewürdigt wird. Indem wir den ersten speciellen Teil übergehen, der zu den unzähligen Essais, deren sich Bourget in Frankreich erfreut, einen neuen fügt, gelangen wir zu T.s Kritik von Hennequins Lehre, über dessen bedeutende Persönlichkeit er auch einige interessante Daten beigiebt. T. lässt Hennequins Behauptung, dass ästhetische Urteile über die Emotionen nicht qualitativ, sondern quantitativ auseinandergingen, nicht gelten. Mit Brunetière nennt er die Massnahme an einem idealen Typus alt und sogar veraltet, da man auf einen Fortschritt der Wissenschaft hoffen müsse. Mit Brunetière lehnt T. für die psychologische Analyse die absolute Entsprechung zwischen Menschen und Werken ab: zur Grundlage fordert er hier nicht allein das Studium des Werkes, sondern auch die von Hennequin in die Synthese verwiesene biographische Untersuchung des Menschen. Im Gegensatz zu Brunetière bekämpft T. mit Entschiedenheit Hennequins Polemik gegen Taines sociologische Theorie, wie ihm andrerseits Hennequins eigene Praxis unmöglich scheint. Der Behauptung, dass es bei den stets zusammengesetzten Völkern keine allgemeinen und festen Züge gäbe, stellt T. einfach die Charakteristik einiger moderner Völkertypen gegenüber. Die Verschiedenheit zwischen bedeutenden Repräsentanten gleicher Race sind eben durch verschiedene Lebensumstände, die, wie z. B. das wichtige Moment der Erziehung, das Milieu ausmachen. Gegen die Annahme, das Milieu sei nicht von grosser Bedeutung, weil die Menschen sich ihm so oft entziehen wie sie ihm unterliegen, citiert T. Renans Satz, man gehöre auch zu seiner Zeit und Rasse, wenn man gegen sie reagiert. Wie Hennequin alle feineren Unterschiede übersieht, zeigt T. an der Hand der erwähnten Liste dadurch, dass er mit kurzen Bemerkungen hervorhebt, wie diese scheinbar unter gleichen Bedingungen zu Gegensätzen entwickelten Menschen zu verschiedenen Zeiten oder in verschiedenen Gegenden oder in anderen Umgebungen usw. lebten. Auch die Bedeutung des Jugendwohnorts will T. nicht fallen lassen. Wenn Hennequin schliesslich meint, dass all diese Einflüsse zwar wahrscheinlich, aber schwach seien und daher gefährlich zu benutzen, so hält ihm T. entgegen, wie gefährlich es sei, aus der Masse der verlogenen gleichzeitigen Zeugnisse den wirklichen Einfluss eines Künstlers zu erschliessen. Ueberhaupt findet T. eine Naivetät darin, die sociologische Kritik auf die psychologische, weiter auf die ästhetische, d. h. die ganze wissenschaftliche Kritik auf etwas Subjektives gründen zu wollen, wie Hennequin denn thatsächlich urteilte, ohne zu beweisen. T. sieht in Hennequin als praktischem Kritiker weniger einen Psychologen als einen feinsinnigen Aesthetiker. Zum Schluss des Bandes ergreift T. nochmals das Wort für die analytische Kritik als die einzige Methode, mehrere Arten der Schönheit zu begreifen. — Wer den oben besprochenen Aufsatz von Brunetière [8]) recht beachtet hat, wird sich nicht, wie Anatole

---

Les évolutions de la critique française. Paris, Libr. acad. Didier (Perrin). 1890. 373 S. — 8) F. Brunetière, L'évolution des genres dans l'histoire de la littérature. Leçons professées à l'école normale supérieure. Bd. I. (= Introduction. L'évolu-

France (vgl. u.) gerade über die neueste Evolution dieses schwer gelehrten und doch vielgewandten Litterarhistorikers und Kritikers gar so sehr wundern. Im Kampf gegen Vertreter der naturwissenschaftlichen Richtung in der Kritik hat B. ihre Waffen schätzen gelernt und sich nun selbst aus ihrem Arsenal versehen. In dem ausgesprochenen Bewusstsein, eine Idee aufzunehmen, nur weil er sie zur Zeit in Geltung und Wirkung sieht, aber nicht weil er selbst darüber irgend eine Meinung besitzt, baut er seinen weit angelegten Cyclus von Vorlesungen auf den Grundgedanken der natürlichen Entwicklungsgeschichte. Dem ersten Teil dieses Werkes schickt er eine Einleitung über allgemeine Idee, Programm und Einteilung des Ganzen voraus, worin er zeigt, wie er die Entwicklungstheorie für die Litteraturgeschichte und Kritik zu verwenden gedenkt. An Beispielen der Malerei und Dichtung zeigt B., wie jede neue Kunstart bei ihrem Ursprung als Abzweigung und in ihrer Entwicklung als Erweiterung der vorhergehenden erscheint und wie sich nun die Aufgabe einstellt, die Beziehungen der verschiedenen Formen untereinander zu bestimmen und die Ursachen ihrer Entwicklung zu benennen. Nach diesen genealogischen Fragen kommen die ästhetischen, ob und warum eine Form der anderen überlegen ist, endlich die wissenschaftliche, ob es ein der fortschreitenden Differenzierung der natürlichen Arten analoges Gesetz für die Entwicklung der Dichtungsarten giebt. Als Einleitung in eine so verstandene Entwicklungsgeschichte der Dichtungsarten will B. im ersten Bande die Geschichte der Kritik skizzieren, wie diese von einer einfachen Meinungsäusserung zu einer der Naturgeschichte analogen Wissenschaft wurde. Die allgemeine Frage der Entwicklung begreift für die Kunst fünf Fragen in sich. Die Existenz der Arten: haben sie ein wirkliches eigenes Leben oder nur von der Kritik Gnaden? Sodann die Differenzierung der Arten: wie entwickeln sie sich? Ueber die Fixierung der Arten: wie kommen sie zu einer historischen, d. h. nicht nur theoretischen Existenz, also zu einem zeitlich umgrenzten Bestehen? Ueber die Modifikationsbedingungen der Arten: wodurch verändern sie sich? Ueber die Umbildung der Arten: wie entsteht eine Art, wächst, erreicht ihre Höhe, neigt sich und vergeht, oder wie bildet sie sich in eine andere um? Da B. nun diese Frage an der Hand der neuesten Entwicklungstheorie beantworten will, so wird er diese Lehre zunächst in ihren philosophischen Grundlagen beleuchten, sodann in dem besonderen Anteil Darwins, Spencers und besonders Häckels und endlich in ihren letzten Fortschritten. Sodann wird er die Fragen nach folgenden Gesichtspunkten beantworten: die erste ist zu bejahen entsprechend der Verschiedenheit der Mittel jeder Kunst, der Verschiedenheit der Gegenstände jeder Kunst, der Verschiedenheit der Geistesfamilien; die zweite ist zu erledigen nach dem Gesetz der Divergenz der Charaktere; die dritte hängt zusammen mit der Frage der Reife einer Art; bei der vierten dringen mit dem neuen System Erblichkeit oder Rasse und Milieu, zu welch letzterem geographische und klimatische, sociale und historische Bedingungen gehören, in B.s litterarhistorische Theorie ein, dabei aber auch die Individualität, in der er, ohne in Carlyles Heroenverehrung verfallen zu wollen, ein Hauptmoment der Entwicklung sieht; die letzte Frage beantwortet B. nach der „natürlichen Auswahl“, wobei er, hier wie überall, die litterarischen Beispiele aus dem Vollen schöpft. Zum Schluss der Einleitung gewährt B. einen Ausblick auf die möglichen Ergebnisse seiner Untersuchungen, zuvörderst über die Bestimmung der Kunst, besonders aber über das Verhältnis der Kritik zur Wissenschaft. Wenn die Kritik auch keine Wissenschaft ist und ihren Namen nicht verdient, so hat sie doch ihre Methoden, und auf diese und nicht auf Caprice und Phantasie gründet sich das Urteil derjenigen Kritik, die nicht von selbst Produzierenden geschrieben wird, sondern von Leuten, die nur Aesthetik und Geschichte treiben und auf eine feste Grundlage die Hierarchie der Produktionen gründen. Trotz allem Spott bleibt die Klassifizierung eine ernste Aufgabe in Verbindung mit der ebenso zu Unrecht verhöhnten Vergleichung der Kunstwerke. So gut wie vergleichende Anatomie, vergleichende Physiologie und vergleichende Philologie giebt es auch vergleichende Kritik und Litteraturgeschichte. Die Klassifikation ist das Ziel aller Wissenschaft, wie die Naturwissenschaften zeigen; und jeder Fortschritt der Wissenschaft besteht in einem Fortschritt der Klassifikation; wie die Naturwissenschaften vom Ungeordneten zum Systematischen, dann zum Natürlichen und endlich zum Genealogischen fortgegangen seien, so habe auch die Kritik diesen letzten Schritt zu thun. Indem B. ihr hierzu verhelfen will, ist er sich bewusst, die Geschichte der Kritik, die er schreiben will, selbsthätig fortzuführen von dem Punkte an, wo sie mit Taine stehen blieb: hat Taine, der die naturwissenschaftliche Methode in die Kritik brachte, sich besonders auf Saint-Hilaire und Cuvier gestützt, so will B. an Darwin und Häckel anknüpfen. B.s historische Skizze der neueren französischen Kritik muss daher, wenngleich natürlich überall Streiflichter auf B.s Methodenlehre fallen, so z. B. bei Villemain auf die von B. gern behandelte Frage über Dilettantismus und Individualismus in der Kritik, besonders doch in dem Abschnitt über Taine interessieren. Im ganzen zollt B. hier Taine eine unvergleichliche Anerkennung und stellt ihn hinsichtlich seiner historischen Be-

deutung neben Hegel; im einzelnen bringt er freilich überall seine Bedenken an. So giebt B. die Bedeutung der gegenseitigen Abhängigkeit kultureller und litterarischer Erscheinungen zu, die Taine nach dem Vorgang der Naturgeschichte in der Kunstgeschichte beobachtet, aber er bestreitet ihre Notwendigkeit und damit ihre Geltung als Gesetz, weil sie von der gesetzmässig nicht bedingten Erscheinung einer bestimmten Individualität abhänge. So erscheint ihm die von Taine angewandte Bestimmung des wesentlichen oder vorherrschenden Charakters für die Litteraturgeschichte von geringerem Werte als für die Naturgeschichte, weil man damit gerade die Individualität nicht trifft. Auch die Bedeutung von Rasse und Milieu erscheint ihm, und zwar gerade durch die neueste Entwicklungstheorie, sehr vermindert; durch den „moment" allein ist B. bereit alles zu erklären, was in einem litterarischen Kunstwerk durch allgemeine Gründe wirklich erklärbar ist. Auch studierten wir die Werke nicht, nur um den Menschen im Künstler kennen zu lernen, sondern um die Werke selbst durch Urteil zu vergleichen, durch Vergleichung zu klassifizieren. Der einzige Unterschied von der alten Aesthetik oder Kritik besteht darin, dass diese zum Ausgang nahm, was erst das Ziel sein sollte: die Definition des Schönen. B. sucht darzulegen, wie auch Taine zur Verwendung von Wertmessern, so dem wesentlichen Charakter, dem moralischen Wert, dem Zusammentreffen der Effekte, auf seinem Wege gelangte, und zeigt, wie in diesen Punkten teils die alte Aesthetik sich mit Recht behauptet, teils seine eigene Befriedigenderes zu leisten habe. Nachdem so lange die Kunstwerke als Dokumente betrachtet worden seien, müsse man einmal an Stelle der Relativität das Absolute setzen: die Kunst sei zwar der Ausdruck der Gesellschaft, aber ihre Aufgabe bestände nicht hierin, sondern in der Verwirklichung der Schönheit. Man beschäftige sich also mit den eigensten und innersten Tendenzen der Kunst, wenn man sie in dieser Hinsicht beurteile und klassifiziere, und man beachte einseitig nur die Hälfte von Taines Werk, wenn man über seiner Untersuchung der Kunst als Zeichen seine Schätzung ihres Schönheitswertes übersehe. Indem B. nochmals betont, dass die so verstandene kritische Methode sich mehr als eine andere den Naturwissenschaften nähere und deren vorbildliche Wirkung erst recht fruchtbar mache, giebt er zum Schluss einen imposanten Umriss von der gewaltigen Aufgabe, die seit Taine dem Kritiker beschieden ist. Der Abschnitt über Taine ist dadurch besonders interessant, dass hier deutlicher noch als in der allgemeinen Einleitung unter dem Löwenfell der evolutionistischen Theorie, das B. sich der Mode zuliebe überwarf, der ästhetische oder litterarische Kritiker zu erkennen ist, wie ihn Hennequin und Tissot zeichneten. [9]) — Die öffentliche Feuertaufe empfing Brunetières Methode in der neuen Gestalt durch eine Polemik mit dem liebenswürdigsten und geistreichsten Vertreter der Pariser Tageskritik, Anatole France. Der Streit ist höchst ergötzlich anzuschauen, denn er verläuft elegant und nicht verletzend wie ein echt französisches Duell. France[10]) hatte in einer Studie über den ihm litterarisch nahverwandten Jules Lemaitre seine allgemeinen Ansichten über Kritik aus der koketten Vorrede zum ersten Bande seiner gesammelten Aufsätze wiederholt und demgemäss sich gegen die Möglichkeit einer objektiven Kritik ausgesprochen. Ein guter Kritiker ist ihm derjenige, der einfach die Erlebnisse seiner Seele beim Genusse eines Kunstwerkes erzählt: er muss sich bewusst bleiben, überall von sich selbst zu sprechen, gelegentlich Shakespeares, Racines oder Goethes. So wenig wie eine objektive Kunst giebt es eine objektive Kritik; denn wir sind in unsere Persönlichkeit wie in einen ewigen Kerker eingeschlossen, aus dem wir uns so wenig befreien können, als wir jemals die Welt mit den Facettenaugen der Fliege oder dem einfachen Gehirn des Orang-Utangs betrachten werden. — Gegen diese Sätze richtet Brunetière[11]) seinen Angriff, um mit ihnen nicht nur France, sondern zugleich Lemaitre und Desjardins, die gesamte impressionistische Kritik zu widerlegen. Mit höflicher Verbeugung vor den Fähigkeiten seiner Gegner erkennt B. die Bequemlichkeiten der impressionistischen Kritik an, da sie alle Widersprüche beschönigt und auch das eigentliche Studium der Bücher und ihrer Gegenstände erspart. Aber darum sei sie noch nicht berechtigt, alle objektive Kritik zu leugnen. Wenn wir auch keine Fliegen und Orang-Utangs sind, so sind wir doch Menschen und dies hauptsächlich durch die Macht, aus uns herauszugehen, um uns zu suchen und wiederzufinden und uns zu erkennen in anderen. Trotz aller Relativität und Subjektivität der Empfindungen ist doch die Fähigkeit, sie zu empfinden, überall ähnlich oder fast gleich, von derselben Art, wenn nicht vom selben Grade: das ist eine Haupteigentümlichkeit, wenn nicht ein Teil der Definition des Menschen. Mit Lemaitre selbst kann B. den Satz verteidigen, dass die Meinungen unter „wirklich gebildeten Mandarinen" gar nicht so sehr verschieden seien. Mit einem grossen Aufwand litterarischer Beispiele und geschickter Verwertung

---

tion de la critique depuis la renaissance jusqu'à nos jours.) Paris, Hachette. 1890. 283 S. — 9) XX J. B. Stiernet, L'évolution de la critique: Muséon 10, S. 122–38. — 10) A. France, La vie littéraire. Deuxième serie. Paris, C. Lévy. 1890. XIII, 374 S. (Hier kommen S. 176/7 in Betracht.) — 11) F. Brunetière, Essais sur la littérature contemporaine. Paris, C. Lévy. 1892. 357 S. (Hier kommt in Betracht: La critique impressioniste, S. 1–30. Abdr. aus RB. 1 Jan. 1891.) —

der Schriften der Gegner selbst entwirft er in schnellen Umrissen Grundlagen und Aufbau der objektiven Kritik, d. h. seiner eigenen Methode des Urteilens, Vergleichens, Klassifizierens, deren naturwissenschaftlichem Geiste gegenüber ihm der Impressionismus in der Kritik veraltet und überlebt erscheint. B. erkennt ihm überhaupt keine eigentliche Begründung zu, sondern erklärt ihn durch den Umstand, dass alle diese impressionistischen Kritiker im Grunde des Herzens dichterische Ambitionen nähren und nun vorläufig auf diesem Wege von sich geben, was sie einst in anderer, persönlicherer Form einem Gedicht, Drama oder Roman als Seele einhauchen werden. Die Gefahr liege darin, dass nach ihnen, die als „gebildete Mandarinen“ in all ihren persönlichen Anschauungen noch ein gut Stück heilsamen Dogmatismus aussprechen, Ungebildete kommen werden, oder schon gekommen sind, die mit der Litteraturgeschichte und Tradition zugleich die eigentliche und schönste Aufgabe der Kritik, wie sie sich auch dem Franzosen vor allem in Lessing verkörpert, vergessen werden: der Kunst die Wege zu weisen. Nicht für die Schaustellung seines eigenen Geschmacks habe der Kritiker zu sorgen, sondern, um mit Renan zu sprechen, dafür, dass die Welt nicht vom Charlatanismus verschlungen werde. — Die Erwiderung von France[12]) ist ein Meisterstück seines Stils und der Polemik. Seinem Charakter getreu giebt er statt einer theoretischen Darlegung wie Brunetière eine Verteidigung seiner Persönlichkeit. Sätze allgemeinen Inhalts, die seine Gesamtauffassung verraten, sind nur spärlich. F. räumt Brunetière ein, dass in der Theorie die Kritik, als auf den allgemeinen philosophischen Grundlagen der Wissenschaft beruhend, mit dieser auch die Gewissheit teilt. Aber in Wirklichkeit seien die Ringe der sie verbindenden Kette stellenweise so verwirrt, dass sie selbst der Teufel nicht auseinander bekäme. So solle man lieber ohne Gewissheit von schönen Gedanken und schönen Formen sprechen, als schliesslich ganz schweigen. Nur wenige Gegenstände der Welt sind der Wissenschaft so unterworfen, dass sie sich durch sie darstellen oder voraussagen lassen: die Dichtung wird niemals dazu gehören. F. wird hier freilich Brunetière nicht ganz gerecht, der ja mehrfach die Ueberschätzung der objektiven Kritik als Wissenschaft selbst bekämpft hat. — Das oberflächliche Bild der psychologischen Kritik in Frankreich, das Rells[13]) an der Hand von St. Beuve, Taine, Hennequin und Bourget entwirft, wird durch die schnellfertigen Einwände und schiefen Zusammenfassungen des Vf. nicht interessanter und wertvoller. — Ueber Hennequin, Tissot und Brunetière gab R. M. Meyer[14]) einen anregenden Bericht, der sie glücklich, wenn auch etwas rasch charakterisiert und von ihnen hofft, dass sie eine „Evolution der Kritik“ auch in der litterarischen Anarchie Deutschlands zur Reife bringen werden. M. hat auch auf die Verdienste der deutschen Litterarhistoriker um die Geschichte der Kritik und vor allem auf Scherers eigenen praktischen Versuch auf diesem Gebiet hingewiesen. Endlich bespricht M. die an Hennequin anknüpfenden Untersuchungen des Engländers Robertson, wie er denn neben A. France auch den englischen Kritiker Andrew Lang erwähnt. —

Auch ein Vertreter der englischen Kritik hat sich im Berichtsjahre vernehmen lassen: Saintsbury[15]) giebt einer Sammlung von Essays über dreizehn Männer aus der englischen Litteraturgeschichte einen einleitenden Abschnitt bei, der über Methode handelt. Er wendet sich vornehmlich gegen Hennequin und seinen Anspruch, den Weg zu einer wissenschaftlichen Kritik[16]) zu weisen: dieser Weg kann nur zufällig einmal richtig zum Ziele führen, das gerade so gut auch von der subjektiven Kritik erreicht werden kann; S. hat auch in Brunetière den verkappten Anhänger der bisherigen Praxis erkannt. Jeder Versuch, grundsätzlich über das unwissenschaftliche Verfahren des blossen Geschmacksurteils objektiv hinauszukommen, wird an dem neckenden Dämon des Individuellen, an dem grossen und glänzenden Geheimnis der Idiosynkrasie des Künstlers scheitern, niemals zu der Unterscheidung des echten Dichters vom unechten führen, niemals den Grund der künstlerischen Wirkung darlegen. So bleibt der Kritik, wie es scheint, nur die gewöhnlich von ihr erfüllte Aufgabe[17-18]), nicht das Können des Dichters zu erklären, sondern das Können des Kritikers zu zeigen, seinen Stil, seinen Witz, seine Gelehrsamkeit, seine tiefen ästhetischen Theorien oder endlich wenigstens seine Fähigkeit, eigene Wohlgefallens- oder Missfallensausdrücke aufzuzeichnen. S. meint nun aber, dass die Kritik darüber hinaus auch zu einem Urteil verhelfen könne, indem sie sich nämlich zu einer vergleichenden Kritik ausbildet, die das vorliegende Produkt zur Abmessung seiner Bedeutung neben ähnliche Werke hält. So wird sie es zu gewissen Generalisationen bringen und dem Leser allmählich als eine Art Litteratur-

---

12) A. France, La vie littéraire. Troisième série. Paris, C. Lévy. XIX, 406 S. (Hier kommt die Vorrede in Betracht.) — 13) W. Rells, D. psychologische Kritik in Frankreich: VossZgS. N. 21. — 14) R. M. Meyer, E. Hennequin (vgl. o. N. 2); John M. Robertson, essays toward a critical Method. London, Fisher Union 1889; F. Brunetière (vgl. o. N. 5.); E. Tissot (vgl. o. N. 4.): DLZ. 13, S. 355/9. — 15) G. Saintsbury, Essays in english litterature 1780—1860. London, Percival & Co. 1890. XXIX, 451 S. (Hier kommt in Betracht: Introduction, the kinds of criticism.) — 16) × Gegen die wissenschaftliche Kritik: AZg[B]. N. 82. (Auszug aus der Einl. v. N. 15.) — 17) (I 3 : 109). — 18) (I 3 : 76). — 19) Ernst Groth, D. Aufgabe d. Litt.-Gesch.: Grenzb.

atlas dienen, aus dem er die Lage einiger Punkte festhalten und damit das Mittel lernt, die Lage der neu gebotenen einigermassen sicher zu bestimmen. „Compare, always compare", ist S.s Wahlspruch; dieses Vergleichen freilich läuft naturgemäss wieder auf die Vorbringung fertiger subjektiver Urteile hinaus. —

Eine passende, wenn auch nicht sehr erfreuliche Ueberleitung zu den deutschen Beiträgen zur Methodenlehre bietet E. Groth [19]) mit seinem umfänglichen Aufsatz über die Aufgabe der Litteraturgeschichte. Wenn man gerade von den französischen Arbeiten herkommt, merkt man bald, dass G. diese nicht nur an den wenigen Stellen, wo er Namen nennt, sondern überall gründlich ausgenutzt hat. So ist gleich die Einteilung der Litteraturgeschichte nach den verschiedenen Methoden eine nur wenig durch G.s eigene, im vorigen Bande besprochene, Ansicht veränderte Wiedergabe der Aufstellung von Tissot (s. o. N. 7), dessen Name seltsamerweise nirgends genannt ist. Die Anwendung auf deutsche Verhältnisse ist teilweise recht unglücklich. Kulturgeschichtlich-analytisch heisst bei G. die Richtung, die ihm neben Taine unser Gervinus repräsentieren muss. Passender tritt für die christlich-moralisierende Richtung in Deutschland Vilmar auf. Als ästhetisch-dogmatisch nennt G. die Hegelsche Schule. Dazu kommt die, schon früher (JBL. 1890.) von G. als Deutschland eigentümlich genannte, philologisch-antiquarische Richtung, in deren Reihen G. neben Elze denjenigen Führer der deutschen Litterarhistoriker schieben will, der doch vor allen die analytische Richtung vertreten hat: Scherer. Einen schweren Fehler begeht G. durch die Vermengung französischer und deutscher Bestrebungen, die nur erlaubt wäre, wenn er ein allgemeines dogmatisches Programm gäbe, während er doch eine Art kritischer Uebersicht unternimmt. Freilich ist auch diese in sich wenig gelungen, zumal in den ersten beiden Teilen, die die grössere Hälfte des ganzen Aufsatzes ausmachen. Den ersten Abschnitt füllt eine gewaltige Diatribe gegen die Philologen, die man in all ihren Uebertreibungen wohl dem ursprünglichen Vf., der bei einem längeren Citat auch genannt ist, Wetz, nachsehen kann, nicht aber dem kritischen Betrachter, dem abwägende Gerechtigkeit geziemt. Ueber diesen Teil braucht mit Rücksicht auf JBL. 1890 nichts weiter bemerkt zu werden, als etwa dass das Wort von unseren Litteraturgeschichten als Wörterbüchern nach chronologischer Folge aus Brunetières Vorrede (s. o. N. 8) stammt. Auf Brunetière, dessen Name allerdings nur ganz gelegentlich für ein bestimmtes Citat genannt wird, geht auch fast der ganze grosse zweite Teil zurück, der in einer Polemik gegen Taine besteht, wie sie freilich in dieser sich überstürzenden radikalen Form von Brunetière nicht gebilligt werden würde. Voraus geht der Form halber eine Bemerkung über oder vielmehr aus Gervinus (s. o.) und über den Streit zwischen Geschichte und Kulturgeschichte, deren deutsche Vorkämpfer Schäfer und Gothein, im Gegensatz zu der auffallenden Behandlung französischer Quellen, sorglich genannt sind. Deutschen Ursprungs in der Polemik gegen Taine ist nur die schon von Wetz, gegen die Philologen, erwähnte falsche Auffassung von Herders „Cid": gegenüber diesen beiden Streitern wider die philologische Richtung in der Litteraturgeschichte ist die Bemerkung am Platze, dass die Aufdeckung dieses Irrtums gerade dem Bravsten unter den braven Philologen, Reinhold Köhler, zu danken ist. In dem dritten Teil, über die christlich-moralisierende Richtung, hat G. sich wieder an Tissot gehalten, jedoch auch selbständig einige Bemerkungen über Vilmar und Lessing hinzugethan. Der nächste Teil, über die ästhetisch-dogmatische Richtung, besteht fast ausschliesslich in einer Aufzählung ihrer französischen Vertreter nach Tissot (jedoch Theurief statt Theuriet und Jaquet statt Faguet), und hierbei wird auch einfach Brunetière genannt, der doch auf Grund seines oben dargestellten und G. wohlbekannten Werkes, das allerdings erst nach Tissot erschien, zu charakterisieren gewesen wäre. An diese vier Richtungen schliesst G. eine fünfte, die er unter engstem Anschluss an Wetz als vergleichende Litteraturgeschichte darstellt: sie sei jedoch erst möglich, wenn die beschreibende Litteraturgeschichte ihre Aufgabe erfüllt habe. Ihr Ziel kann aber diese nur dadurch erreichen, dass sich die vier Richtungen vereinigen und gemeinsam von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus eine wirklich pragmatische Geschichte und keine blosse Chronik zu Stande bringen. Diesen Gedanken, der bei G., nachdem er jede Richtung für sich in Grund und Boden geschossen hat, nicht recht einleuchtet, sieht er in ten Brinks Rede verwirklicht, deren Analyse den versöhnenden Abschluss des zersplitterten Aufsatzes bildet. — Den Ausführungen ten Brinks [20]) selbst gerecht zu werden, ist nicht ganz leicht, zumal in der hier verlangten Inhaltsangabe: diese muss, um einigermassen innerlich zu sein, Stellung zu der Frage nehmen, ob wir bei dem durch die Notwendigkeit, ganz kurz vor Nichtfachmännern zu reden, durchaus erklärten sprunghaften Vorgehen des Vf. in dem Ganzen nur einzelne Bemerkungen zur Litteraturgeschichte oder aber eine Gesamttheorie der Wissenschaft zu erblicken haben.

50, S. 260—76. — 20) B. ten Brink, Ueber d. Aufgabe d. Litt.-Gesch. Rectoratsreden d. Univ. Strassburg 1890. Strassburg, Heitz. 28 S. M. 0,60. (Rede, geh. am 1. Mai 1890, d. Stiftgstage d. Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg.) |[K. Burdach:

Die erste Auffassung, von Wetz in seiner eingehenden Kritik (s. u. N. 24) vertreten, hat die Praxis des ausgezeichneten Litterarhistorikers ten Brink für sich, die durchaus nicht auf die Anwendung jener knappen Theorie beschränkt ist; trotzdem müssen wir wohl die zweite, die Burdach in einer Anzeige voll warmer Anerkennung für B., voll heftiger Angriffe gegen Andersdenkende andeutet, für massgebend halten, weil dieser Kritiker sich auf persönliche Mitteilungen B.s berufen darf. Nachdem B. einleitend die Litteraturgeschichte als eine Wissenschaftsform bezeichnet hat, welche mitten in dem Streit über den Vorrang des Alten oder des Neueren die lebendigste Gegenwart mit der entlegensten Vergangenheit verknüpft, welche aber, um leben zu können, weiteren Kreisen der Nation innigere Teilnahme ablocken muss, geht er in seiner Betrachtung des Begriffes Litteratur nicht wie die Franzosen von der Frage nach der Art der Beurteilung aus, sondern von dem Problem: wie scheidet man das seit dem Zurücktreten jener Kulturzustände, in denen Poesie, Wissenschaft und religiöser Glaube im Mythus ungesondert bei einander lagen, für sich selbst bestehende wissenschaftliche Schrifttum von der eigentlich allein für die Litteraturgeschichte in Betracht kommenden Produktion, zu der B. ausser der Dichtung auch die Geschichtsschreibung und die populäre Wissenschaftsdarstellung rechnet? Für das wichtigste Kriterium hält er die Darstellungsweise, protestiert aber zugleich gegen die öfters beliebte Auffassung der Litterarhistorik als der Wissenschaft, welche die Entwicklung der Kunst sprachlicher Darstellung aufzeigt. Immerhin jedoch steht ihm diese im Vordergrund des litterarhistorischen Interesses, und hier schiebt B. in einem kurzen Satz namentlich die impressionistische Kritik als minder wichtig bei Seite. In solchem Sinn ist ihm Litteraturgeschichte, angewandte Poetik und Rhetorik, und auf den nächsten Seiten erhalten wir nun eine Art ten Brinkscher Poetik, freilich ohne einen Hinweis auf die Methode, die die Litteraturgeschichte bei der praktischen Anwendung zu befolgen habe. Feinsinnige Andeutungen gelten zunächst der äusseren Redeform, sie verweisen die Metrik auf die Rhythmik der Sprache, auch der nicht gebundenen, und das Ethos der Metren, die unlösliche Verbindung von Metrum und Gehalt in echten Dichtungen, die äusserliche Zusammenfügung bei den Nachahmern: sie betonen die Wichtigkeit der Lautsymbolik für die Erregung und Darstellung von Stimmungen und Gefühlen. Daneben stellt B. auch noch die Wortwahl, für die stets neben dem Vorstellungswert des Wortes ein gewisser Gefühlswert in Betracht komme. Daran schliesst sich die Betrachtung der inneren Redeform: mit welchen Mitteln wird die Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Seite des zu veranschaulichenden Gegenstandes gelenkt? So hat die rhetorische oder stilistische Syntax zu zeigen, wie die Auswahl der Vorstellungen, ihre Abfolge, die Art ihrer Verknüpfung sprachlichen Ausdruck gefunden haben. Diese Sphäre und die des geistigen Inhalts eines Kunstwerkes verbindend und in beide hineinragend folgt das Gebiet der Komposition, das z. B. die Art der Vergegenwärtigung eines Vorgangs, die Mittel, mit denen die Entwicklung eines Charakters gezeigt wird, und die Wahl der Kunstform, der Stilgattung umschliesst. Stets ist eine Doppelfrage zu beantworten: nach der Art der Darstellungsmittel und nach der Anordnung der Darstellungsmomente. Die nun noch bleibende Analyse des geistigen Inhalts aber spielt B. auf das psychologische Gebiet hinüber: er betrachtet die Conception. Ihr normaler Vorgang ist dieser: in einer überlieferten „Fabel" erkennt der Dichter eine „Idee" oder er legt sie hinein; diese Idee aber ist ein notwendiges Ergebnis des Verhältnisses, in das seine ganze ästhetisch-moralische Persönlichkeit zu dem bestimmten Stoffe tritt. Neben der Darstellungsform sind nun die Ideen Hauptgegenstand der litterarhistorischen Betrachtung[21]); als drittes Element gesellt sich, wie sich alsbald ergiebt, das vorher rasch übergangene Gebiet der Rohstoffe, der „Fabeln", der Motive hinzu. Denn in dem nun folgenden Abschnitt, der nach dem Begriff „Litteratur" den Begriff „Geschichte" behandelt, betont B. die Schwierigkeit, diesen drei Teilen der Aufgabe, deren jeder seine besondere Geschichte habe, gerecht zu werden. Lange Epigonenperioden werden gerade dadurch als solche bezeichnet, dass jedes der drei Momente auf einer anderen Entwicklungsstufe sich befindet, und selbst in die höchsten Leistungen, die jene drei Bestandteile zu einem einheitlichen Stil lebendiger Gegenwart vereinen, ragt doch hier und da beängstigend und verwirrend ein Stück Vergangenheit hinein. Die Aufgabe des sich entwickelnden Menschengeschlechts und besonders der sich entwickelnden Litteratur ist Lernen und Vergessen: die Ueberlieferung bedarf fortwährender Korrektur, die ihr oft wieder mit Hülfe der Ueberlieferung zu teil wird. Wirksam bei dieser Korrektur sind die führenden Geister: einerseits die Kritiker und die receptiven Genies, andrerseits die produktiven Meister, die grossen Dichter und Schriftsteller. Solche Wirkung aber erzielen sie nicht nur durch Studium und Denken, sondern ebenso durch Lieben und Hassen, mit einem Wort durch Leben. Um ihr Leben also hat sich die Litteraturgeschichte zu kümmern, hierher setzt B. die biographische

---

DLZ. 13, S. 1360/5.]| — 21) (I 3 : 224/6). — 22) × A. Biese, Ueber d. Aufgabe d. Litt.-Gesch.: NatZg. N. 587, 589. —

Forschung: sie hat die Aufgabe, uns den Bildungsgang derjenigen Individuen zu erläutern, die korrigierend auf die Ueberlieferung eingewirkt haben. Diesen Bildungsgang zu untersuchen, benutze man erstlich die Völkerpsychologie: man betrachte den Einzelnen als Kind seiner Zeit und seines Landes; ferner die eigentliche Psychologie, das geistige Sonderleben jedes Individuums und dabei besonders die individuelle litterarische Erziehung beachtend; endlich studiere man die Sondertradition, der jede Kunstgattung unterworfen ist und deren Gesetze unbedingt auch den individuellsten Geist beeinflussen. [22-23]) — Die Gegenschrift von Wetz [24]) krankt in ihrem kritischen Teil an einem Grundübel: W. hat nicht erkannt, dass ten Brinks Theorie von ganz anderen Grundanschauungen ausgeht als die, die W. für die richtige hält, er meint durch kritische Besserung und Ergänzung ein seinem eigenen Ideal entsprechendes Ganzes erzielen zu können, während hier doch thatsächlich zwei ganz verschiedene Betrachtungsweisen einander gegenüberstehen. Ungerecht ist demnach vor allem die Behauptung, dass ten Brink dem Dichter eine mechanische Arbeitsart zuschreibe, während es doch gewiss sei, dass die wichtigsten Vorgänge sich ohne Beteiligung der Aufmerksamkeit vollziehen. Daneben greift W. mit Vorliebe einzelne Ausdrücke ten Brinks heraus, um gegen sie zu polemisieren. Nicht selten findet er dabei wirklich eine bei dem Streben nach Prägnanz unklar gewordene Bezeichnung, und z. B. in der Darstellung des Verhältnisses zwischen Herder und Goethe wird man gewiss auf Seiten W.s sein; öfters aber übersieht er, dass ten Brink wenigstens an anderen Stellen der Schrift die verlangte unzweideutige Ausdrucksweise anwendet. Schon in diesem kritischen Abschnitt giebt W. sich gelegentlich als Schüler Taines und Hennequins zu erkennen; die französische Schule verleugnet sich auch nicht in der chevaleresken Art, in der W. bei seinem unter den gegebenen Verhältnissen besonders anzuerkennenden Freimut den Streit zu führen weiss. Unmittelbar aber als Ausfluss der Lehren jener beiden Kritiker giebt sich der zweite Teil, in dem W. positiv seine Ansicht über das Wesen der Litteraturgeschichte auseinandersetzt; klarer, aber auch breiter als in der früher von ihm aufgestellten Theorie (vgl. JBL. 1890), deren Bezeichnung „Vergleichende Litteraturgeschichte" er hier übrigens in einer Anmerkung zögernd zurückzieht. Die Litteraturgeschichte bietet zuerst psychologische und dann historische Probleme. Zur Lösung der ersteren führt zunächst die kritische Analyse, die die Eigentümlichkeit der Werke eines Autors feststellt und dann ihre Ursachen in dem Geiste ihres Vf., seinem Intellekt und seiner Phantasie, aufsucht: seine Weltanschauung beeinflusst besonders die von ihm geschaffenen Charaktere, Situationen, Handlungen; sein Charakter den Ton seinar Darstellung, zumal in der Polemik, seine Sympathien und Antipathien. Neben den Werken, deren Analyse in erster Reihe uns über die geistig-moralische Persönlichkeit des Autors unterrichtet, kann dann auch seine Biographie Aufschlüsse geben, die aber niemals Notizen aufspeichern soll, welche ohne Bezug auf des Dichters Innenleben sind: seine Entwicklung, die Entfaltung seiner Individualität muss sie wesentlich im Auge haben. Acht haben soll man auf die Ereignisse, die auf die Entwicklung dieser Seele wirken konnten, sie aber nicht nach ihrer äusseren Wichtigkeit bemessen, sondern nach ihrer Bedeutung für die betrachtete Individualität, die oft durch an sich winzige Vorkommnisse am stärksten und nachhaltigsten bewegt wird; hier ergiebt sich die Unzulänglichkeit des gewöhnlichen litterarhistorischen Quellenstudiums, das nur die unmittelbaren Anregungen in Betracht zieht. Mit Hennequin protestiert W. gegen eine systematische Feststellung des Milieus im Taineschen Sinne sowohl für die gesamte Lebensführung eines hervorragenden Autors wie im besondern für die litterarische Beeinflussung und will in dieser Hinsicht nur den Rückschluss vom Produkt auf die Ursachen zulassen; wichtig dagegen ist ihm die Ermittlung des Milieus für die Entwicklungsgeschichte der Durchschnittstalente und für die Erkenntnis der Gesamtlitteratur einer Epoche. So gehört denn — ein Punkt, in dem W. zufällig mit ten Brink zusammentrifft — die Behandlung des Milieus nicht in den ersten, sondern in den zweiten Teil der litterarhistorischen Aufgabe, zu der Erledigung der historischen Probleme. Ueber diesen Teil hat W. weiter nichts zu sagen; statt dessen bietet er eine Geschichte der Litteraturforschung in Deutschland, wie sie ähnlich schon sein früherer Versuch geliefert hatte. Auf die ästhetische und die kulturhistorische Periode ist die Herrschaft der Philologie gefolgt, die, zweifellos um die Vorarbeiten für die litterarhistorischen Geschäfte wohlverdient, doch für die bevormundete Wissenschaft todbringend zu werden droht, weil ihre Methoden auf die innere Entstehungsgeschichte eines Werkes nicht anzuwenden sind. Gegenüber dem gegenwärtigen Betrieb, den W. in krasser Uebertreibung so schildert, als ob die Be-

---

23) × A. Schröer, Ueber d. Aufgabe d. Litt.-Gesch.: DWBl. 4, S. 118—20. — **24)** W. Wetz, Ueber Litt.-Gesch. E. Kritik v. ten Brinks Rede „Ueber d. Aufgabe d. Litt.-Gesch." Worms, Reiss. 82 S. M. 1,40. |[Burdach: DLZ. 13, S. 1360/5; zusammen mit Kritiken über ten Brink (s. o. N. 20), Jacobowski (s. u. I 3 : 94) u. Eugen Wolff (1890 I 1 : 1 u. I 3 : 60). Die sich anschliessenden Auseinandersetzungen zwischen Wolff u. Burdach (DLZ. 13, S. 1655/8; LCBl. 1893, S. 63/4, 97/8.) gehören

trachtung der Werke selbst nur noch als ein wohl zu entbehrender Zierrat gelte, und trotz der glücklichen Praxis, die W. in den litterarhistorischen Werken Herders, Schillers, Goethes und einiger moderner Forscher findet, empfiehlt er eine grundsätzliche Befolgung der Theorie Taines, den man in Deutschland einseitig nur als Stilisten schätze, und verspricht, dass diese Befolgung auch der Psychologie und der Poetik zu Gute kommen werde, während gegenwärtig Poetik und Litteraturgeschichte getrennt marschieren. Auch die Möglichkeit eines Werturteils giebt diese Methode an die Hand: man kann, nachdem man die geistigen Anlagen eines Autors erkannt hat, wohl auch bestimmen, wie weit diese Anlagen geeignet sind, die dem Autor zugemuteten Aufgaben zu lösen. Anzuwenden aber ist sie vornehmlich auf grosse Werke und ihre Verfasser: hier steht das reichste und zugleich wichtigste Material zur Verfügung, und zugleich wird der Litteraturgeschichte die Bevorzugung der Meisterwerke die von ten Brink geforderten Freunde aus weiten Kreisen des Volkes zuführen. Der Hinweis auf die von der deutschen Wissenschaft so wenig beachtete französische Kritik ist das eigentliche Verdienst der Schrift, die wenig Eigenes und Tiefes bietet, aber jenen Mittlerdienst zur Genüge erfüllt; die völlig absprechende Beurteilung, die W. sich zum Schlusse selbst prophezeit, hat er von Seiten Burdachs gefunden.[25-26]) —

Ebenso wie die Litteraturgeschichte vorhin von der litterarischen Kritik lernen konnte, die doch nur als ein Hülfsmittel oder ein Teil von ihr erscheint, so hat sie auch auf die Fortschritte der allgemeinen Geschichtswissenschaft zu achten, der sie sich ihrerseits als ein Teil unterordnet. In einem ungemein anregenden Buch beschäftigt sich O. Lorenz[27-28]) zunächst mit Ranke, dem er beinahe eine besondere Rankephilologie als Seitenstück zur Goethephilologie gewidmet wissen möchte, und bringt hier neben allerlei Andeutungen, die speciell dem Litterarhistoriker interessant sind, weil sie auf Rankes Verhältnis zu Herder, Goethe, Schiller, W. von Humboldt und den Romantikern, ausserdem auf das Verhältnis der Geschichtsschreibung zur Journalistik und zum Roman eingehen, manche allen Historikern wichtige Hinweise. Freilich ist es nicht der ganze Ranke, der hier charakterisiert wird: die von L. beliebte Behandlung des Meisters als des eigentlichen Vertreters der von L. hochgehaltenen exklusiv politischen Geschichtsschreibung ist kaum minder einseitig als Gotheins kürzlich vorgetragene Erklärung, dass Rankes Arbeitsweise wesentlich kulturhistorisch-psychologisch sei; wenn L. Rankes Forschungsmethode dadurch bestimmt, dieser habe aus der Fülle des Materials nur das herausgesucht, was er finden wollte, so kennzeichnet er damit zugleich seine eigene Art der Betrachtung des Meisters. Einige Sätze sind aber auch von principiellem Wert für den Litterarhistoriker. Rankes vielberufene Objektivität in der Ermittlung des Thatbestandes ist in der Stellungnahme zur Subjektivität des Gewährsmanns, in einer Verständigung über die Art begründet, in der sich die Ueberlieferung im Geist eines Erzählers darstellt; darüber hinaus aber ist auch seine Darstellung des Thatbestandes durchaus subjektiv. Fern von jeder Fortschrittstheorie versteht er unter den „Ideen“ die herrschenden Tendenzen in jedem Jahrhundert, die wie die Blumen des Feldes wachsen und verwelken. Vor allem ist es, zumal wenn man die Erörterungen vom Ethischen ins Aesthetische überträgt, für uns interessant, wie L. die immer wiederkehrenden Behauptungen von Rankes objektiver Wertbeurteilung in jedem Fall als eine Beleidigung zurückweist; das Princip der Rankeschen Beurteilung der Menschen liegt vielmehr „in der Weigerung, sie im ganzen zu nehmen und sie als eine Einheit, als etwas ein- für allemal bestehendes zu betrachten. Weil er sie von bestimmten Ideen ergriffen sieht, so meint er auch ihre Individualitäten in verschiedene Elemente auflösen zu können. Auf diese Weise setzt er eine Art von Motivenbeurteilung an die Stelle des Urteils über die Menschen.“ Weil wir eben die Motive der Menschen dem Quellenstand entsprechend erst in neuerer Zeit zu erkennen vermögen, neigt denn Ranke auch, wie L. an anderer Stelle hervorhebt, zu der Ansicht, dass eigentliche Geschichte vor dem 15. Jh. nicht möglich sei. L.s eigener Verstoss gegen die herrschende Geschichtswissenschaft erfolgt, soweit er uns hier angeht, auf zwei Gebieten: in der historischen Kritik und in der Lehre von der Gruppierung des mit Hülfe der Kritik ermittelten Thatbestandes. L. behandelt freilich die Forschungslehre erst nach der Generationenlehre, wohl weil nach dem sehr negativen Ergebnis der Betrachtung über die Kritik das sehr sichere Operieren mit ihren Ermittlungen zu befremdlich erschiene; wir aber folgen hier der Reihenfolge, in der der Historiker arbeitet. Schon der einleitende Abschnitt „Zur Abwehr und Verständigung“ enthält viel Beachtenswertes: Erörterungen über wissen-

---

nicht in den Rahmen d. JBL.]| — 25) ×× Eugen Wolff, Litt.-Gesch. rückwärts: HambCorr. N. 913 u. 916. — 26) ×× H. Falkenheim, Kuno Fischer als Litterarhist.: Nation[B]. 9, S. 37—40, 55/7. — 27) O. Lorenz, Leopold v. Ranke, d. Generationenlehre u. d. Geschichtsunterricht. (= D. Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen u. Aufgaben). 2. Teil. Berlin. Hertz. XII, 416 S. M. 8,00. |[E. Klebs: DLZ. 14, S. 113/9; F. Meinecke: DWBl. 4, S. 502/4; G. E[llinger]: NatZg. v. 15. 4.; DR. 16,3, S. 255/6; J. Franck: ZRealschulw. 16, S. 485/8; K. Br.: LCBl. 1892, S. 680/1; Nation[B]. 8, S. 497, 512, 530 ff.]| — 28) × H. Simonsfeld, Z. Methodologie d. Gesch.: ZGymn. NF. 25, S. 765/6. (Vortrag über Lorenz' Buch (N. 27); Referat

schaftlichen „Schul"betrieb im allgemeinen, wobei auch über Karl Lachmann gesprochen wird, und den fruchtbaren Hinweis, dass über der Scheidung des Thatsächlichen vom Nichtthatsächlichen die kaum minder bedeutsame des Wichtigen vom Unwichtigen heute fast grundsätzlich seitens der historischen Kritik ausser Acht gelassen werde. Ein Ueberblick über ihre Geschichte soll zeigen, dass man sich heute ganz mit Unrecht über das historische Denken von Männern wie Valla, Macchiavell, Hutten und Luther methodisch erhaben dünke: die Besserung liegt nur in der grösseren Zugänglichkeit der Bibliotheken und der technischen Vervollkommnung einiger Hülfswissenschaften; die von den Modernen berufsmässig reicher aufgewendete Verstandesthätigkeit bedeutet nur eine Vermehrung der Subjektivität, keinen Fortschritt in der methodischen Fähigkeit objektiver Erkenntnis. Nichts ist so kurzlebig wie eine „kritisch" gefundene historische „Wahrheit"; als Beispiel dient die Geschichte der Nibelungentheorie. Das Hauptziel echter Kritik ist die reinliche Scheidung von Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft, die doch methodisch zuerst ein gutes Stück gemeinsam gehen. Zur Exaktheit der Naturforschung können wir nie gelangen: denn „dort ist es die Sache, die untersucht wird, hier bloss ein in den Menschen entstandenes Bild von ihr. Die Naturwissenschaft wendet ihre Methode auf den Naturgegenstand an, die Geschichte bloss auf die Ueberlieferung desselben." Hier denkt L. freilich nur an seine politische Geschichte, in der die subjektiv nicht verfälschten Ueberreste verhältnismässig unwesentlich sind; die Litteraturgeschichte dagegen z. B. hat in dem Litteraturwerk einen Ueberrest des Thatbestandes selbst, der wichtiger ist als alle Ueberlieferung. Da aber der Litterarhistoriker sich, zumal als Biograph, daneben auch mit der Ueberlieferung auseinandersetzen muss, sind auch ihm L.s weitere Erörterungen anregend. Kritik der Ueberlieferungen nennt L. ihre Einteilung, Klassifikation, Ordnung und Beurteilung. Im Grunde läuft unsere ganze kritische Kunst auf die Stellung der jesuitischen Doppelfrage hinaus: a) konnte der Berichterstatter die Wahrheit sagen? b) wollte er sie sagen? Die unfehlbare Methode zur Lösung von a) glauben die Modernen durch die Entdeckung des Wortes „gleichzeitiger" Zeugnisse zu haben; aber Gleichzeitigkeit bedeutet gar nichts: ein gleichzeitiger Bericht stellt so wenig eine Photographie des Thatbestandes dar wie ein „realistisches" Kunstwerk, ja gerade er ist durch die subjektive Anteilnahme des Berichterstatters am bedenklichsten entstellt, ob es sich nun um blossen Bericht oder um die meist zu scharf von diesem geschiedene Beurkundung handelt. Eigentlich giebt es, abgesehen vielleicht von den gröbsten Verstössen gegen Raum- und Zeitgesetze, in der Erzählung selbst kein Zeichen der Thatsächlichkeit oder Nichtthatsächlichkeit (hier ist wieder vom Verhältnis der Geschichte zum Roman die Rede) und somit auch keine besondere historisch-kritische Methode, sondern nur das Grundgesetz: „der Historiker darf kein grüner Junge sein", er muss zur Feststellung und Lösung der Widersprüche eines Berichts Kenntnisse auf allen Lebensgebieten besitzen. Der nächste Abschnitt: „Der Kritiker und der Erzähler", führt dann besonders gegen Droysen weiter aus, dass alle „Kritik" auf das Verhältnis des Kritikers zum Berichterstatter hinausläuft und dass dies schliesslich stets Vertrauenssache bleibt; mittelalterliche und neuere Geschichte unterscheiden sich stark dadurch, dass man es in jener meist mit anonymen Berichterstattern zu thun hat, wo von Vertrauen kaum die Rede sein kann und dass daher hier der kritische Skepticismus sich mit besonderem Behagem und einem Schein von Berechtigung tummelt. Der letzte Abschnitt dieses Hauptteiles, „Handelnde Menschen und historische Motive", geht nun nicht mehr einheitlich, sondern sehr sprungweise vor, vielfach gestützt auf den Unterschied zwischen historischem und naturwissenschaftlichem „Gesetz", den P. Hinneberg HZ. 63, S. 18—55 formuliert hat. Aufgabe der Kritik ist die Rankesche Motivenforschung in erweitertem Sinne, ihre künftige systematische Grundlage Diltheys noch unvollendete „Einleitung in die Geisteswissenschaften"; sie ist „historische Kunst", Kunst aber nicht in dem von L. energisch verworfenen Sinn, in dem man sie heute „neben der Kritik" gepflegt wissen will. Vorher verlangt L. als Endziel der Kritik nur Stellungnahme zur Ueberlieferung und zu ihrem Träger, hier jedoch eine Transformation dieser Ueberlieferung, das Verständnis der Kausalität der Ereignisse, die lediglich in den Innenvorgängen der handelnden Menschen liegt. Die menschliche Individualität ist das einzig Reale, Zusammenstellungen wie Kirchengeschichte, Kunstgeschichte usw. sind nur im Geist des Forschers vorgenommen. Den Menschen zu erkennen, soll man auch sein Aeusseres heranziehen, Grösse, Gestalt, Farbe, Gesichtsbildung historischer Personen systematisch studieren und förmliche Regestenwerke dafür anlegen; diese Forderung ist nicht so unerhört, wie die absprechenden Beurteiler L.s meinen, vgl. z. B. Julius Mosen im „Congress von Verona" (Werke, Leipzig 1880, 4, S. 31). Vor allem aber ist statt aller Versuche, die Entwicklung der geschichtlichen Dinge auf einen blossen Zusammenhang von Gedanken zu gründen, die innere Individualität der handelnden Menschen zu erforschen, um ihre Motive, d. h. die historischen Motive zu erkennen. Dazu aber braucht man nicht nur historische Kenntnisse, sondern allgemeine „Menschen"kenntnis; das Wort

„Psychologie“ wird von L. nicht gesprochen. In jedem Falle ist zu bestimmen: was hat die Persönlichkeit vom Vorhandenen aufgenommen? was hat sie abgelehnt? was hat sie hinzugethan? Nicht den Grund für die Neuschöpfungen hat der Historiker aufzuzeigen, sondern nur die Entstehungsstellen; freilich giebt es auch hier eine Erkenntnisgrenze: sie setzt uns das nimmer analysierbare Genie, und ihm zu huldigen gehört zu den höchsten Zielen der Geschichte. Das Genie führt die Unregelmässigkeiten herauf, welche die sonst so gleichmässigen Kurven des geschichtlichen Verlaufes stören; ob die Untersuchung der sich ablösenden Geschlechter trotzdem „auf gewisse Regelmässigkeit kommen müsse, — wer wagte es mit Sicherheit zu behaupten?“ Dieser Wer nun ist L. im zweiten Hauptabschnitte des Buches. L. setzt hier den in seinem ersten Bande begonnenen Kampf gegen den uns durch untergeordnete Historiker des 17. Jh. aufgedrungenen Begriff „Mittelalter“ unter Berufung auf Rankes Weltgeschichte fort, der die geläufige Dreiteilung „Altertum, Mittelalter, Neuzeit“ aufgegeben und im 8. Bande erklärt hat: „ . . . Die Vorstellung einer 1000j. Unterbrechung der allgemeinen Kultur, die man ehedem mit dieser Benennung verbunden, hat, aus humanistischen Anschauungen entsprungen, auf litterargeschichtlichem Gebiet einen Schein von Berechtigung: für die universalhistorische Betrachtung kommt ihr keinerlei Wahrheit zu.“ L.s Zusatz „Seit Scherer auch nicht einmal mehr auf litterargeschichtlichem Gebiet“ scheint uns zunächst für die Weltlitteraturgeschichte nicht richtig: über sie hat Scherer sich unseres Wissens nicht geäussert, und thatsächlich verwendet man hier heute noch so gut den Begriff „Mittelalter“ zur Einteilung, wie es einst Friedrich Schlegel gethan; aber auch für die deutsche Litteraturgeschichte ist L.s Behauptung nicht recht zutreffend: Scherers Werk führt die bekannte Theorie des Vf. praktisch nicht ganz durch („Achtes Kapitel. Das ausgehende Mittelalter“), und ferner haben schon Scherers Vorgänger, Gervinus, Vilmar, Wackernagel, Goedeke, sich der gerügten Disposition nicht bedient. Auch weiterhin verteidigt L. seine früheren Sätze: das kleinste Normalmass geschichtlicher Prozesse ist die Generation, die eigentliche Einheit das Jh. als Summe dreier Generationen, die nächst höhere, ähnlich wie bei Scherer, die Periode von 300 und 600 Jahren. Klarer wenn auch ohne ausdrückliches Zugeständnis ergiebt sich jetzt, dass L. gar nicht die Generation, d. h. das durchschnittliche Lebensalter, wie es Rümelin für sociale Gesetze verwertet, im Auge hat, sondern die Lebenswirksamkeit, d. h. die Zeit vom 30. bis zwischen das 60. und 70. Jahr; die Identität der Dauer ist Zufall. Deutlicher hebt L. jetzt ferner aus den fortwährend neben- und durcheinander bestehenden Generationen die massgebenden heraus: es sind die, welchen die als führende Geister ermittelten Individualitäten angehören. Die neuen Gesetze gelten nicht nur für die politische Geschichte, sondern auch für Kunst und Wissenschaft. Goethes Zeit oder Generation sind nicht die 82 Jahre seines Lebens, sondern die Jahre seiner eigentlichen Lebenswirksamkeit, die hier vom Sturm und Drang, dort von der Romantik begrenzt, ohne dass die kleinen Abweichungen der Geburtsjahre stören, Herder, Wieland, Schiller einschliessen (S. 180f.). Streng bei der Theorie bleibt L. hier freilich nicht, sonst gehörte Goethes Generation etwa in die Jahre 1780—1813; er giebt auch zu, dass es die politische Geschichte weitaus am leichtesten habe, weil die führenden Gestalten hier entschieden heraustreten und die Genealogie bequem anwendbar sei; feste Zahlen liefert freilich auch in ihr erst das Jahrhundert. Dies wird im Kapitel „Lebensdauer nach Genealogien“ weiter ausgeführt durch genealogische Beobachtung privater und fürstlicher Stammbäume, die leidlich sichere Zahlen ergiebt. „Lebensläufe! Personenkenntnis! kein dürres Thatsachenschema!“ ist auch hier die Losung. Soll nun die Litteraturgeschichte, von der einschneidenden Bedeutung der Goetheschen Lebenswirksamkeit ausgehend, der voraufgehenden und folgenden Litteraturentwicklung den Goetheschen Stammbaum disponierend zu Grunde legen, an dem sich ganz wohl L.sche Regelmässigkeitsbeobachtungen machen lassen? Oder soll man auf genealogisches Vorgehen verzichtend etwa von jenem Jahre 1780 aus in Abschnitten von $33^1/_3$ Jahren rückwärts und vorwärts rechnen und ungefähr im 12., 47. und 80. Jahr jedes Jh. Wendepunkte litterarischer Entwicklung suchen? Solche Fragen stellt L. nicht einmal auf; aber wenn man von seiner Grundanschauung aus die politischen „Generationen“ als massgebend auch für die litterarischen erklärt, wird man in dem Kapitel „Thatsächliche Generationsreihen“ viel Nützliches finden, wo L. eine Reihe von ihm abgegrenzter „Generationen“ der deutschen Geschichte auch innerlich zu scheiden sucht. Er geht aus von dem Jahr 1515, das Ranke epochemachend nennt: hier lösen zwei Generationen einander ab, eine vorsichtige, erhaltende und eine zerstörende, unternehmungslustige, hüben Luther und Melanchthon, drüben Erasmus und Reuchlin. Aus dem älteren Generationencyklus geht uns hier nur die liebevoll ausgeführte Schilderung der Mittelgeneration des 15. Jh., der Albrecht Achilles, Enea Silvio, Cusan, Heimburg an, der Träger einer „ehrenwerten Gesinnung innerer und häuslicher Restauration“. Etwas summarisch findet L. sich mit der neueren Zeit ab, in der er nur das 16. Jh. genauer betrachtet. Die Scheidung vom 15. und 17. ist leicht, viel

schwerer bei der Fülle der Gesichte die innere Dreiteilung des 16. Jh., fast unmöglich für die Kunstgeschichte; in wissenschaftlicher Hinsicht rechnet L. die erste Generation, die humanistische, bis 1540, die zweite, die die schulbuchmässigen Hülfsmittel ausbildet, betrachtet er vor allem in den Jesuiten, die dritte nennt er konfessionell und zanksüchtig. Das letzte Kapitel endlich „Genealogie und Vererbung" ist dem Schlusskapitel des Abschnittes übei die Kritik nahe verwandt, es erhofft eine Neubelebung des Geschichtsbetriebes davon, dass statt der unpersönlichen Institution das Individuum Grundlage der Forschung wird. Während er aber dort das von jedem Individuum neu Beigebrachte in den Vordergrund stellt, predigt er hier das Studium der ihm eingeborenen Eigenschaften und als Hilfsmittel wieder die Genealogie: ausdrücklich wird auch die genaue Betrachtung der Ahnentafel des Künstlers angeraten. Mit der Empfehlung des von den Historikern nicht beachteten Buches „L'hérédité" von Th. Ribot führt uns L. auch hier an die Psychologie heran. Des Werkes letzter Hauptteil, der den Geschichtsunterricht behandelt, ausgehend von einer Auseinandersetzung mit P. Güssfeld über Goethes Wort vom Enthusiasmus, der das beste ist, was wir von der Geschichte haben, kommt, trotzdem er mannigfach anregt, für uns wenig in Betracht. Unter L.s Kritikern, deren einige ihre Entrüstung recht energisch zum Ausdruck bringen, sei E. Klebs hervorgehoben, der neben aller Anerkennung auch viele Schwächen des merkwürdigen Buches aufzeigt und mit Recht namentlich auf die Schwierigkeiten hindeutet, die sich L.s Zusammenfassung dreier Generationen zu einer Einheit entgegenstellen. — In Lorenzschen Gedankengängen wandelt Stieve[29]): er empfiehlt gegenüber den beiden herrschenden Arten der Geschichtsschreibung, der quellenmässig-statistischen, die sich auf die quellenkritisch festgestellten Nachrichten verlässt, als wären es die Thatsachen selber, und der konstruierenden, die willkürlich verfährt und die Persönlichkeiten sich und uns automatenhaft vorstellt, die rein empirische Methode, erst auf Grund möglichst zahlreicher, durch prüfende Beobachtung, durch Einleben in die historischen Individualitäten gewonnenen Thatsachen Schlüsse zu ziehen. — Bernheim[30]) findet nicht mit Unrecht, dass dieser Methode, der wir ja alle mehr oder minder zustreben, der Name der naturwissenschaftlichen, den ihr Stieve beilegt, nicht wohl zugestanden werden kann. — Viel schroffer als Lorenz vertritt D. Schäfer[31]) den Satz, dass Geschichtswissenschaft mit politischer Geschichte identisch ist, dass alle anderen geschichtlichen Betrachtungen, so auch die Litteraturgeschichte, nur als wertvolle Einführung in den gegenwärtigen Zustand der betreffenden Einzelfächer aufgefasst werden müssen und dass es keine übergeordnete allgemeine Geschichtswissenschaft giebt, zu deren Aufbau alle Teilgeschichten, darunter auch die politische, beizutragen hätten. Diesen 1888 zuerst vertretenen Standpunkt hält er jetzt in einer neuen Schrift fest, die sich gegen Bernheim und Jodl, besonders aber gegen Gothein richtet, der 1889 die Rechte der „Kulturgeschichte" gegenüber der politischen Geschichte verfochten und sogar gelegentlich als die Führerin der ersteren die Litteraturgeschichte bezeichnet hatte. In manchen Punkten ist er milder geworden, in manchem hat er unzweifelhaft Recht, so vor allem in den Angriffen auf das unglückselige Wort „Kulturgeschichte", das nicht nur von den verschiedenen Forschern verschieden, sondern auch ganz nach Bedürfnis von einem und demselben Autor in den mannigfachsten Bedeutungen gebraucht wird, in manchem ist er mit Gothein einig, vor allem darin, dass die Geschichte nicht nur eine Wissenschaft, sondern auch eine Kunst sei und dass dem Historiker das Recht der individuellen Auffassung zustehe. Aber in der Hauptsache bestreitet er auch hier wieder, dass es die Aufgabè der Geschichte sei, die Entwicklung des gesamten menschlichen Geisteslebens darzulegen, schon weil man die erforderlichen Sonderkenntnisse von niemandem erwarten kann: es kommt nur darauf an, den Fortschritt der ethischen Anschauungen zu beobachten, und dieser bezeugt sich wesentlich in der Entwicklung des Staatslebens. Zu überzeugen vermögen uns freilich auch diesmal S.s Ausführungen nicht, weder der historische Ueberblick, der in allen Perioden der Weltgeschichte das politische Moment als das massgebende erweisen soll, noch die erneute Uebersicht über die Geschichte der Historiographie, die stets das Politische betont hat; im einzelnen fehlt es nicht an feinen Bemerkungen, die auch den Litterarhistoriker fördern: über Schillers „Deutsche Muse" und „Jungfrau von Orleans", über das Verhältnis unserer klassischen Litteratur zum Staat, besonders zu Friedrich dem Grossen (S. 36/9) und endlich über Schiller und Justus Möser als Historiker (S. 45/8). —

Kolde[32]) handelt eigentlich nicht über das von ihm angekündigte Thema, aber er giebt dafür eine Reihe auch hier beachtenswerter Anregungen auf dem Gebiete der historischen Kritik. Die Voraussetzung aller kritischen Arbeit ist die Annahme,

---

v. C. Hammer.) — 29) F. Stieve, Herzog Maximilian v. Baiern u. d. Kaiserkrone: DZG. 6,2, S. 40/7. — 30) E. B[ernheim] u. F. Stieve, „Naturwissenschaftliche" Geschichtsforschung?: DZG. 6,2, S. 356/8. — 31) D. Schäfer, Geschichte u. Kulturgeschichte. E. Erwiderung. Jena, Fischer. 70 S. M. 1.60. — 32) Th. Kolde, Ueber d. Grenzen d. hist. Erkennens u. d. Objektivität d. Geschichtsschreibers. E. Rede. 2. Abdruck. Erlangen & Leipzig, Deichert. 4⁰. 22 S. M. 0,80. (Zuerst 1890

dass unter gleichen oder analogen Verhältnissen die Dinge in der Vergangenheit sich ebenso oder analog vollzogen haben, wie wir sie in der Gegenwart sich vollziehen sehen. Diese Annahme erklärt er für durchaus richtig, fordert aber, dass man auch bewusst die nötigen Folgerungen ziehen und als Historiker sich mit der wissenschaftlichen Beobachtung von Gegenwartsvorgängen beschäftigen solle. Man dürfe z. B. gelegentlich in der Entscheidung von Fragen nach der Echtheit oder Unechtheit eines Schriftwerkes nicht mechanisch beim Vorkommen von Abweichungen gegenüber der an zweifellos echten Schriften eines Autors beobachteten Denk- und Schreibweise sofort das Prädikat „Unecht“ ausstellen, als ob Denk- und Schreibart etwas durchaus Starres wären, man solle sich vielmehr am lebendigen Objekt und womöglich an den eigenen Schriften klar machen, wie leicht auch in einem solchen für fest gehaltenen Ausdruck einer Persönlichkeit lebhaft wechselnde Bewegung vorkommen könne. Eine Reihe interessanter weiterer Beispiele nimmt K. aus seinem kirchengeschichtlichen Arbeitsgebiet; es ist in mehreren Fällen nicht schwer, zutreffende litterarhistorische Analoga zu finden. Ferner aber soll der Forscher auch künstlerisch zu arbeiten verstehen: einmal, indem er aus der Ueberfülle des Materials mit künstlerischem Takte das auswählt, was historisch, d. h. was zum Verständnis eines Gegenstandes oder einer Person erforderlich ist, andrerseits, indem er gerade wie der Künstler die Trümmer eines alten Kunstwerkes selbstthätig erst zu einem erkennbaren Ganzen erzeugt, die von der Kritik ermittelten Einzelthatsachen durch Kombination, durch Akte des logischen Denkens erst in den richtigen Zusammenhang bringt. Dass man hier wenigstens für die zweite Aufgabe statt der historischen „Kunst“, d. h. also der subjektiven Willkür des Historikers durch psychologische Forschung eine gewisse objektive Exaktheit zu erreichen oder wenigstens anzustreben vermag, lässt K. ganz ausser Acht: Psychologie liegt ihm, seiner eigenen Angabe zufolge, recht fern. —

Unter fleissiger, allzufleissiger Benutzung der Fachlitteratur stellt Dippe[33]) geschichtsphilosophische Betrachtungen zusammen; die Wahl des Haupttitels, „Das Geschichtsstudium“ erscheint um so unbegreiflicher, als D. die Geschichtsphilosophie ausdrücklich für eine philosophische, nicht für eine historische Disciplin erklärt. D. giebt zunächst einen historischen Ueberblick über ältere Erscheinungen, leider ohne die Klarheit Rocholls, an den er sich anschliesst, und charakterisiert dann, wiederum wesentlich durch Darbietung von Lesefrüchten, seinen eigenen Standpunkt: er will zu philosophischen Zwecken die allgemeinen, in der Geschichte wirksamen Ideen verfolgen, nachdem ihm von den Historikern das empirische Material möglichst zuverlässig dargereicht ist. Die Grundlage für seine eigene Uebersicht, die auch schüchterne Prophezeihungen über den Kulturgang der Zukunft wagt, ist Rankes Weltgeschichte. Aber weder in diesem zweiten Hauptteil noch im dritten, in dem er über „die historisch-psychologischen Probleme“ handelt, kann man sonderlich Eigenartiges von dem Vf. lernen, am allerwenigsten kann es die Litteraturgeschichte; denn obwohl er auch von dieser ausdrücklich Beobachtungsmaterial einfordert, beschränken sich doch seine Ausführungen ausschliesslich auf das socialpolitische und religiöse Gebiet und bieten für eine Philosophie der Litteraturgeschichte nicht die geringsten Anhaltspunkte. — B. Kneisel[34]) lässt sich in seiner Geschichtsphilosophie von religiösen Ideen leiten und stellt daher in einem Ueberblick über die zweckmässige und harmonische Entwicklung des gesamten Geschichtsverlaufs hauptsächlich die Geschichte der religiösen Verhältnisse dar, die für ihn statt der politischen das eigentliche Lebenselement aller Kultur bedeuten; gelegentlich vorgebrachte Andeutungen aus dem Gebiet der Poetik (S. 27 f.) zeigen, dass seiner Ansicht nach auch echte Litteratur ohne Glauben nicht bestehen kann. In den allgemeinen Eingangskapiteln versucht auch er eine Erklärung der Individualität: er erhebt Einspruch dagegen, dass man in der, von ihm freilich nicht angeführten, Formel $A = a + x$ das x so sehr wie möglich zu eliminieren suche, trennt dagegen von a noch einen wichtigen Summanden ab: die göttlichen Eingriffe, denen jedes Menschenschicksal unterworfen ist. — Eine geschichtsphilosophische Betrachtung über die Ironie in der Geschichte, „die gottgeschriebene Fibel für die dummen Jungen auf der Weltschulbank, die an das Bibellesen nicht heranwollen“ und denen nun der Superintendent F. Lüdecke[35]) diese neue Buchstabiermethode vorlegt, zieht glücklicherweise die Litteraturgeschichte nicht in Betracht. —

Neue Gesamtdarstellungen der deutschen Litteraturgeschichte liegen nur von französischer Seite vor. Das Buch von Bossert[36]) wird von Geiger[37]) als eine

---

als Erlanger Rektoratsrede gedruckt.) |[E. Klebs: DLZ. 12, S. 1838.]| — 33) A. Dippe, D. Geschichtsstudium m. seinen Zielen u. Fragen. E. Beitr. z. Philos. d. Gesch. Berlin, Wiegand & Grieben. 132 S. M. 1,00. |[Dräseke: ZWTh. 34, S. 495/9.]| — 34) B. Kneisel, D. Weltgeschichte ein Zufall. Berlin, Weidmann. (IV,) 164 S. M. 2,00. — 35) F. Lüdecke, D. Ironie in d. Geschichte. Gotha, Schloessmann. 47 S. M. 0,75. — 36) ○ × A. Bossert, Histoire abrégé de la littérature allemande depuis les origines jusqu'en 1870 avec un choix de morceaux traduits, des notices et des analyses. Paris, Hachette. — 37) L. Geiger, Wie e. Franzose deutsche Litt. lehrt: BerlinTBbl. v. 27. Okt. (Abendausg.) — 38) H. Tivier, Histoire

ganz hervorragende Leistung charakterisiert, die die Geschichte der gesamten geistigen Entwicklung der Litteraturgeschichte zu Grunde legt, also auch Philosophen, Naturforscher, Geschichtsschreiber berücksichtigt, die ferner nicht das biographische Moment ungebührlich bevorzugt, sondern neben der Charakteristik der Autoren wirklich die Litteratur als Hauptgegenstand behandelt, die Betrachtung wenigstens bis zum Jahre 1870 führt und endlich es auch im einzelnen besonders für das 18. Jh. an feinen und selbständigen Urteilen nicht fehlen lässt. — Minder hoch steht die Darstellung von Tivier[38]), der neben der italienischen, spanischen, englischen, nordischen und slavischen auch die deutsche Litteraturgeschichte ziemlich eingehend betrachtet. Es mangelt dem Vf. zu sehr an selbständig gewonnenen Kenntnissen, und so bietet er bei dem Versuche, die vorklassische Zeit in kurzen Ueberblicken vorzuführen, sonderbare, ganz unorganische Zusammenstellungen als „Kapitel" dar, in denen namentlich die „Schulen" eine viel zu grosse Rolle spielen. Was über die Werke gesagt wird, sind meist nur ausführliche Inhaltsangaben; an Elementarschnitzern, an Namenentstellungen ist kein Mangel; die eingestreuten Prosaübertragungen einzelner Stellen aus deutschen Dichtungen können fast nie den Charakter der Originale treffen. Anerkennung aber verdient es, dass T. wenigstens all den Zielen zustrebt, die Bossert nach dem oben (N. 36) angezogenen Bericht erreicht hat, und dass das Ganze von entschiedener Unparteilichkeit zeugt, die z. B. auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Volksliedes Deutschland den allerersten Rang einräumt.[39–40]) — H. Meyer[41]) bietet kurze biographische Notizen über eine Reihe deutscher Dichter, offenbar derjenigen, die gewöhnlich in Volksschullesebüchern vertreten sind: weltliche von Gellert bis Geibel, geistliche von Luther bis Zinzendorf, nebst zwei kurzen Anhängen über die Formen und die Arten der Poesie. Aber auch einem anspruchslosen Publikum sollte man nicht Goethes Leben in 18 Zeilen erzählen, um über seine Werke dann in zwei Zeilen nur zu berichten: „Goethe ist einer der grössten deutschen Dichter. Von seinen Balladen sind der Erlkönig und der Sänger wohl am bekanntesten". — Wieweit R. Königs[42]) Neuauflage seines Abrisses und Frauzems[43]) Bearbeitung des Dammschen Leitfadens Verbesserungen bedeuten, können wir nicht feststellen, da uns die früheren Fassungen unzugänglich sind.[44]) — Scherers[45-46]) Litteraturgeschichte, dessen Neuausgaben von Edw. Schröder in der Weise besorgt werden, dass die Aenderungen des stereotypierten Textes zunächst noch auf das kleinste Mass sich beschränken, dass dagegen die Litteraturangaben des Anhangs neu gesetzt werden, liegt jetzt in der sechsten Auflage vor. Wenngleich auf diese Art natürlich nicht alle Forschungsergebnisse der letzten Jahre sich verwerten liessen, so zeigen doch namentlich die Abschnitte über das 15/6. Jh. (die vorangehenden Kapitel kommen für die JBL. nicht in Betracht) einige vorsichtige sachliche Aenderungen; die Besserungen in dem die moderne Litteratur betreffenden Teile sind meistens stilistischer Art. Einmal (S. 661) scheint durch eine Korrektur der von Scherer (S. 750) ausdrücklich hervorgehobene Grundsatz verletzt, das Erscheinungsjahr eines Werkes, nicht das Entstehungsjahr anzugeben. Ueber die Notwendigkeit, die Litteraturangaben auf das Wichtigste zu beschränken, wird man mit dem Herausgeber gewiss einer Meinung sein, in der Praxis aber könnte man manchmal eine andere Entscheidung wünschen: z. B. misst man ungern neben der minderwertigen Celtislitteratur S. 746 den Hinweis auf Bezolds schöne Aufsätze (HZ. 49, S. 1—45; 133—228). Künftigen Ausgaben werden wohl die JBL. wesentlich zu Gute kommen. In einem Nachtrag wird der Hinweis geboten, dass Hagelgans' „Arminius" schon 1640 erschien: vgl. aber bereits ASNS. 63, S. 241. — R. M. Meyer[47]) versucht sich einen raschen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Litteratur zu schaffen, indem er einmal die Kehrseite betrachtet: statt der führenden Geister die bestgehassten Gegenbilder. Dabei stellt er als den Wendepunkt in der Methode, dem litterarischen Hass Luft zu machen, die Zeit des Opitzianismus hin: vorher hatte wohl jeder Hauptpolemiker seinen Lieblingsfeind, seitdem herrscht die Tendenz, allgemein verwendbare Sündenböcke ausfindig zu machen. Der älteste dieser Art ist Hans Sachs. — Einen Gesamtüberblick über den litterarischen Entwicklungsgang Deutschlands giebt auch Oehlke[48]), der die Oppositionsbewegungen gegen

---

des littératures étrangères. Paris, Delagrave. 12°. 662 S. — **39)** ○ × J. K. Hosmer, A short history of German literature. New-York, Scribner. M. 8,00. (Neue Ausgabe, erste 1879.) |[New-York Critic, 16, S. 230, Literary World (Boston) 22, S. 362/3.]| — **40)** ○ × P. M. Poncelis S. J., Historia de la Literatura. Buenos-Ayres, Léon Mirau. |[G. Strehly: RCr. 32, S. 327/8 (schroff ablehnend).]| — **41)** H. Meyer, Litteraturkunde. Hannover, Buchdruckerei d. Stephanstiftes. 20 S. M. 0,40. — **42)** R. Koenig, Abriss d. deutschen Litt.-Gesch. E. Hilfsbuch f. Schule u. Haus. 2. verb. Aufl. Bielefeld, Velhagen & Klasing. IX, 202 S. m. 10 Beill. u. 50 Abb. M. 2,50. |[L. Freytag: COIRW. 19, S. 303/4 (günstig m. kleinen Ausstellungen.]| — **43)** A. Frauzem, Damms Leitfaden z. deutschen Litt.-Gesch. f. kath. Schulen bearbeitet. Berlin, G. W. F. Müller. 64 S. M. 0,50. — **44)** ○ × F. Schultz, Merktafel zu d. Gesch. d. deutschen Litt. Dessau, Baumann. 14 S. M. 0,30. |[R. Lehmann: ASNS. 87, S. 82.]| (Erweiterter Abdruck aus des Vf. Gesch. d. deutschen Litt. 1889.) — **45)** W. Scherer, Gesch. d. deutschen Litt. 6. Aufl. Berlin, Weidmann. XII, 824 S. Geb. M. 10,00. (S. 822/4 Nachwort v. Edw. Schröder.) — **46)** × W. Scherer, History of German Literature. Translated by Mrs. F. Conybeare. Oxford, Clarendon Press. M. 5,00. (Zuerst 1886.) — **47)** R. M. Meyer, Litterarische Prügelknaben: AZg[B]. N. 82. — **48)** A. Oehlke, Litt. Oppositions-

Konvention und handwerksmässiges Treiben heraushebt. Er geht aus von Neidhart und Tannhäuser, lässt das 14.—16. Jh. bei Seite, weil in ihm litterarisch-ästhetische Kämpfe nicht ausgefochten seien, schildert das Wirken Opitzens uud der wiederum gegen diesen auftretenden Opposition, der er Leute wie Simler und Grob wohl nur zugesellt, weil sie in Goedekes Grundriss den Antiopitzianern angegliedert sind, charakterisiert Gottsched wie seine Gegner und schliesst mit dem Auftreten des jungen Goethe. —

Verschiedenes, was an anderer Stelle der JBL. nicht unterzubringen war, sei hier zusammengestellt; viel Erfreuliches ist nicht dabei. Kuwert[49]) bietet nicht den dem Titel nach erwarteten Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte, sondern eine trockene Aneinanderreihung ziemlich wertloser Betrachtungen über die auf Arminius bezüglichen Werke Huttens, Spalatins, Frischlins, Ayrers, Lohensteins, J. E. Schlegels, Schönaichs, Wielands, Klopstocks und Kleists; seine Materialzusammenstellungen gehen offenbar wesentlich auf eine alte Skizze Creizenachs (PrJbb. 36, S. 332—40) zurück. Hätte er die Arbeiten Riffarts und Hofmann-Wellenhofs gekannt, so wären ihm wenigstens die Arminius behandelnden Dichtungen Kuchlins, Schredins, Rists, Hofmannswaldaus, Peynfelders, Bodmers, Ayrenhoffs u. a. nicht entgangen; Mösers Arminiusdrama hätte K. auch bei Creizenach nicht übersehen sollen. — Eine andere mythische Heldengestalt, Roland, verfolgt Eicke[50]) durch die neuere Litteratur. In Deutschland ist ihr Erscheinen abgesehen von einigen Chronisten des 16. Jh. zunächst direkt oder indirekt durch die Italiener zumal Ariosto und Bojardo, vermittelt, auf deren deutsche Uebersetzungen E. S. 13 Anm. 1 zu sprechen kommt; hierher gehört neben anderen Opern das Hamburgische Singespiel „Der grossmüthige Roland" und eine zuerst 1626 gespielte Komödie von Orlando furioso, die nicht, wie C. Heine glaubte, auf H. Scamaccio, sondern auf R. Greene zurückgeht. Durch die germanistischen Veröffentlichungen des 17. Jh. wurde der schönen Litteratur der Stoff nicht näher gebracht; erst die Romantik nahm sich seiner an: Fouqué verarbeitete den Stricker, A. W. v. Schlegel den Turpin; dazu kommen Uhlands Balladen und andere, in Freiligraths Rolandalbum gesammelte, kleine Dichtungen sowie die Uebersetzungen Uhlands, Hertz', Simrocks. Viel Nutzen stiftet die auch stofflich nicht ganz vollständige Arbeit kaum: fast nur lose aufgereihte Analysen und äusserliche Quellenbetrachtung, nirgends eigentlich ein Versuch vergleichender Charakteristik[51-52]). — Ob Hinrichsens[53]) in zweiter Auflage vorliegendes Schriftstellerlexikon gegen die erste Auflage eine Verbesserung bedeutet, können wir nicht sagen, da uns diese noch nicht zugänglich war. — Offenbar ebenfalls das Ergebnis beantworteter und unbeantworteter Bittgesuche um autobiographische Mitteilungen ist das französisch-italienische Dictionnaire von Gubernatis[54]); wie stets in solchen Fällen erhält man über die kleineren Leute die beste Auskunft. Die Wissenschaft ist reicher vertreten als die Dichtung: über die Stammautoren einiger Berliner Vorstadtbühnen wird Auskunft erteilt, und Namen wie Spielhagen und Wildenbruch fehlen ganz. Aber auch auf die in wissenschaftlichen Dingen gegebenen Mitteilungen kann man sich kaum verlassen: die VLG. z. B. wird nach G. herausgegeben von „Schmidt, Schiherl und Stephan". — Im Berichtsjahr gelangte auch Wurzbachs[55]) österreichisches Lexikon zum Abschluss: „Lexikonmüde ruh'n nun aus die Hände. Ich ganz allein schrieb diese sechszig Bände."[56]) — Als „Geschichtsel" bezeichnet S. Widmann[57]) die in die Geschichte gedrungenen und noch dringenden Fabeln, die auf unrichtiger Herleitung eines Wortes beruhenden Erdichtungen, die an geschichtliche Begriffe und Namen sich knüpfenden Missverständnisse und Verwechslungen. Solche Zusammenstellungen sind wohl geeignet, als Stoff für Erörterungen historisch-kritischer Art zu dienen; in der Form, in der W. sie bietet, bezwecken sie wohl nur, dilettantischen Freunden des Sprachlebens anziehende Belehrung zu gewähren. — Nur eine Spielerei ist es, an die Heydtweiller[58]) erinnert: er teilt die Namen deutscher Dichter nach dem berühmten Muster der krebslosen und der krebsliefernden Monate und hält die Träger der Namen mit r für die rauhen, kräftigen, männlichen im Gegensatz zu den hellen, milden klaren ohne r. — Ueber Dichternamen, aber nur über ungenannte und verwandelte, plaudert auch F. Gross[59]) und macht dabei auf ein kürzlich

---

bewegungen: VossZgs. N. 43, 46, 49. — **49)** M. Kuwert, Arminius als dichterischer Held: ib. N. 16/8. — **50)** Th. Eicke, Z. neueren Litt.-Gesch. d. Rolandssage in Deutschland u. Frankreich. E. litt.-hist. Studie. Leipzig, Fock. 56 S. M. 2,00 |[H. Varnhagen: DLZ. 13, S. 1618/9; Al. T[ille?]: LCBl. 1892, S. 882.]| — **51)** ○ × R. Eckart, D. deutschen Ströme in ausgewählten Schilderungen deutscher Dichter. Gera, Bauch. Gr. 16. 188 S. M. 2,00. — **52)** ○ × Emma Laddey, Frauenbilder im Spiegel d. Dichtung. München, Huttler. IV, 301 S. m. 4 Lichtdr.-Bildd. M. 8,00. — **53)** ×× A. Hinrichsen, D. litt. Deutschland. M. e. Einleitung v. C. Beyer. 2. Auflage. Berlin, Norddeutscher Verlag. 1471 S. M. 18,00. — **54)** A. de Gubernatis, Dictionnaire international des écrivains du jour. Bd. 2. Florenz, Niccolai. 4⁰. 8, 1009-2088 S. — **55)** C. von Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaisertums Oesterreich. Bd. 60. Wien, Hof- u. Staatsdruckerei. XXXIX, 383 S. |[VossZg. N. 315; Schwicker: AZg^B. N. 179.]| — **56)** ○ ×× R. Eckardt, Lexikon d. niedersächsischen Schriftsteller v. d. ältesten Zeiten bis z. Gegenwart. Osterwieck, Zickfeldt. VII, 181 S. M. 4,00. — **57)** S. Widmann, Geschichtsel. Missverstandenes u. Missverständliches aus d. Gesch. Paderborn, Schöningh. XXIV, 298 S. M. 2,80. |[K. Sallmann: BLU. N. 12.]| — **58)** G. Heydtweiller, Nomen et omen. E. Spiel m. Dichternamen: Didaskalia N. 257. — **59)** F. Gross, Anonyme u.

in Paris erschienenes „Dictionnaire des pseudonymes“ aufmerksam, das eine systematische Einteilung versucht und sechzehn Arten von Pseudonymen ermittelt. Einige der Beispiele G.s beruhen auf längst abgethanen Hypothesen.[60]) — In einer Gelegenheitsrede betont Max Koch[61]), dass die Bedeutung einer Nationallitteratur für die Entfaltung nationaler Politik nicht zu unterschätzen sei: einmal wird eine der wichtigsten Waffen im Kampf gegen fremde Nationalität, die Sprache, nur dann siegesfähig, wenn sie eine mächtig ausgebildete nationale Litteratur hinter sich habe, andrerseits zeigen die Thatsachen, dass gerade unsere klassische Nationalliteratur, die z. B. Gervinus für die Ursache unserer politischen Unbildung erklärt, das früher unbekannte deutsch-nationale Gefühl wachgerufen und uns in den Jahren der Fremdherrschaft recht eigentlich unsere Volkskraft erhalten habe, ganz abgesehen von der unmittelbar wirksamen Lyrik der Freiheitssänger. K. zieht daraus die Folgerungen für unser modernes Leben: er fordert grössere Teilnahme für die nationale Poesie, aber freilich nicht für die „Modemachwerke“ Wildenbruchs, als ein äusseres Zeichen Denkmäler für unsere grossen nationalen Dichter, aber freilich nicht für „Henri Heine“, und die ganze Schrift gipfelt in einer Apotheose Richard Wagners.[62]) — K. Franke[63]) wünscht, dass man auch ausserhalb des Kollegs und der Studierstube „Germanistik“ studiere, indem man z. B. in Frankfurt nicht versäumt, das Goethehaus und den Sachsenhäuser Goethehügel zu besuchen. — Sehr hübsch setzt Fulda[64]) in einer Musterung der verschiedenen Berufsarten, deren Vertreter sich Schriftsteller nennen, auseinander, dass es keinen eigenen Schriftstellerstand giebt: sonst müsste man folgerichtig auch einen Rednerstand anerkennen, und das wird niemand thun wollen: „hier wie dort Leute der allerverschiedensten Lebensstellung, hier wie dort die Unmöglichkeit einer Grenzbestimmung und die Zusammenfassung durch ein ganz äusseres, ganz nebensächliches Merkmal: hier das Reden, dort das Schreiben.“ — Dagegen hält Keiter[65]) offenbar das Schreiben[66]) und das Druckenlassen für das Charakteristikum des Schriftstellers und bringt eine Reihe von Ratschlägen über die Einrichtung des Manuskripts, über Büchertitel und Inhaltsverzeichnis, über den Verkehr mit Druckern, Redakteuren, Verlegern, Agenten zusammen: alles sehr elementarer Art und doch selbst von altgedienten Schriftstellern nicht immer eingehalten.[67-68]) — Spitteler[69]) handelt im Scherrton von den Ursachen unseres litterarischen Epigonentums, das er nicht durch ein Nachlassen der schöpferischen Kraft des Volkes erklären mag. Während er, so wie wir es auch oben mehrfach hörten, dagegen ist, dass man den grossen Dichter aus seinem Milieu heraus zu verstehen suche, meint er die verpfuschten Dichter durchaus aus den Eigenschaften ihrer Umgebung begreifen zu können, und macht für das Epigonenhafte unsrer modernen Dichtung die stets rückwärts blickende Klassikervergötterung, den „Gottschedismus“, das Alexandriner- und Byzantinertum und die scholastische Art unserer Bildung verantwortlich, gegen die er in oft recht glücklich gewählten Worten zu Felde zieht. —

I,2

Geschichte der deutschen Philologie.

Wolfgang Golther.

Unter den Vorläufern der grossen deutschen Philologen wird zunächst Schottelius, der „Jacob Grimm des 17. Jh.“, durch von Waldberg[1]) in einem übersichtlichen Artikel geschildert, der gleichmässig die wissenschaftliche, sprachliche und metrische wie die poetische Thätigkeit Schottels berücksichtigt. Ihn erfüllte eine warme

Pseudonyme: FrZg. N. 43. — 60) Titel- u. Namenfragen in d. Litt.: HambCorr. N. 566. (Auszug aus e. Artikel v. M. Landau in d. NFPr.) — 61) Max Koch, Nationalität u. Nationallitt. E. Vortrag für d. „Allgemeinen Deutschen Verband“. Berlin, Walther. 22 S. M. 0,50. (Vgl. DWBl. 4, S. 296—307.) — 62) ○ × K. Walcker, Arbeiterlesebuch. Karlsruhe, Macklot. IV, 35 S. M. 1,00. — 63) K. Franke, Wo u. wie studiert man ausserhalb d. Kollegs u. d. Studierstube Germanistik: ZDU. 5, S. 537—45. — 64) L. Fulda, Giebt es e. Schriftstellerstand: FrZg. 286/7. — 65) H. Keiter, Praktische Winke für Schriftsteller u. solche, die es werden wollen. Dritte, verb. Aufl. Regensburg, Selbstverlag. 48 S. M. 0,60. — 66) ○ × Porzo (Adolf Agas), V. Schreiben. E. Blick über d. Schulter d. Schriftstellers: FZg. N. 207. — 67) ○ × Schardt, Aus d. Welt d. Journalistik: ib. N. 67. — 68) ○ × A. Schröer, Ueber Studium u. Bildung. 3. Litt. Produktion u. Ueberproduktion: ib. N. 142. — 69) C. Spitteler, D. Epigonentum: NZürchZg. N. 21/4. —

1) M. von Waldberg, J. G. Schottelius. (S. u. I 3: 3, III 2: 54.) — 2) W. Wiegand, J. D. Schöpflin: ADB.

Begeisterung für den Gegenstand seiner Forschung, für die deutsche Sprache, in seinen Schriften speicherte er die Summe der damaligen deutschen Sprachwissenschaft auf und verstand sie selbständig auch vom geschichtlichen Standpunkte aus zu verarbeiten. — Von Schöpflin, dem Geschichtschreiber des Elsasses, entwirft Wiegand [2]) ein ansprechendes und lebendiges Bild. — Mit dem Aufleben des deutschen Minnesangs beschäftigt sich eine von Sokolowski [3]) in Angriff genommene Arbeit, deren erstes Kapitel als Dissertation erschien. Das Wiedererwachen des altdeutschen Minnesangs ist an die Auffindung der grossen sog. Manesseschen Liederhandschrift geknüpft. Im Anfang des 17. Jh. schrieb Goldast einen Teil der Hs. ab und veröffentlichte in verschiedenen Schriften Stücke daraus. Im 17. Jh. blieb man wesentlich auf Goldasts Darbietungen angewiesen. Um die Wende des 17./18. Jh. aber begann man auf die Hs. Goldasts, die mehr enthielt als seine gedruckten Bücher, und auf das Original zurückzugreifen. Bald nahmen Bodmer und Breitinger die Arbeit auf: 1748 erschienen die „Proben“, 1758/9 die „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkt“. S. erörtert den Wert dieser Veröffentlichung und ihr Verhältnis zum Original. Im Zusammenhang und für sich allein ist eine solche Untersuchung bisher noch nicht angestellt worden; Neues z. B. über August Buchner und Karl Ortlob bringt S. in der Behandlung der zwischen Goldast und Bodmer liegenden Zeit vor. — Im vorigen Jh. trug sich, wie L. H. Fischer [4]) nachweist, der Berliner Gymnasial-Rektor J. L. Frisch mit dem Gedanken eines märkischen Wörterbuchs und hatte dazu viel gesammelt. Von seiner Arbeit kam jedoch nichts an die Oeffentlichkeit. — Die erste für die deutsche Litteratur bestimmte Nominalprofessur, die allerdings keine Bedeutung erlangte, wurde, wie Ernst Müller [5]) ausführt, im Anfang unseres Jh. zu Münster errichtet. Der „Freimütige“ erwähnt in N. 132 des Jahrgangs 1805, es gebe noch keine Universität mit einer eigentlichen Nominalprofessur für deutsche Sprache und Litteratur, aber Heidelberg beabsichtige eine solche zu begründen. In N. 162 folgt eine Berichtigung dieser Aeusserung mit dem Hinweis auf Münster. „Schon vor 4—5 Jahren ist hier Schlüter (bekannt durch seine Bearbeitung der Sallustischen Geschichte sowie durch mehrere philologische Arbeiten) als öffentlicher Lehrer des deutschen Stils und der deutschen Litteratur angestellt worden. Gewiss verdient dieses, als etwas, das dem Geiste des bisherigen Curatoriums der Münsterschen Universität ungemein viel Ehre macht, öffentlich bemerkt zu werden.“ —

Das Verhältnis der Brüder Grimm zu dem Göttinger Theologen Friedrich Lücke war im allgemeinen bekannt, besonders aus dem von Ippel veröffentlichten Briefwechsel der Brüder mit Dahlmann und Gervinus. Durch den von Sander [6]) herausgegebenen Briefwechsel der Brüder mit Lücke selbst treten uns nunmehr diese Beziehungen mit grösserer Klarheit entgegen. In den Göttinger Briefen (1830—1837) werden zunächst wissenschaftliche Fragen erörtert, Jacob erteilt Lücke Auskunft über ein schwieriges Wort der Sprache Luthers und empfängt von Lücke Nachweisungen aus der älteren kirchlichen Litteratur. 1837 erfolgte bekanntlich die Aufhebung der hannoveranischen Verfassung vom Jahre 1833, und die Erklärung der Göttinger Sieben über die fortdauernde Giltigkeit des beschworenen Staatsgrundgesetzes von 1833 führte zur Entlassung der Brüder. Lücke, dessen offene Teilnahme die Freunde erhofft hatten, hielt sich zurück. Das wirkte entfremdend auf die freundschaftlichen Beziehungen, aber es kam zu einer offenen brieflichen Auseinandersetzung zwischen Lücke und Jacob, der 1838—41 in Kassel weilte. Zu Jacobs machtvoller Schrift „Meine Entlassung“ bildet der zehnte Brief eine schöne Ergänzung. Lückes Hinweis auf sein Promemoria, mit dem er sich an das Curatorium der Universität gewandt hatte, beantwortet Jacob mit den Worten: „Was hätte es gefrommt, wenn Luther, was er gegen Rom im Herzen trug, an einen Cardinal oder an den Pabst selbst sub sigillo entsandt hätte? Bloss was er zu Wittenberg offen that, konnte wirken und die Wahrheit an den Tag bringen.“ Die persönlichen Beziehungen wurden aber nicht gestört und bald blühte der frühere gelehrte und persönliche Verkehr wieder auf. Als 1840 Otfried Müller auf einer Forschungsreise in Griechenland gestorben war, richteten die Brüder wunderschöne Briefe an Lücke, der ihnen eine Denkschrift über den Verstorbenen zugeschickt hatte. Besonders aus Wilhelms Brief spricht sein echt deutsches Gemüt. Er redet von Müllers Begeisterung für das griechische Wesen; er betrachtete auch die Gegenwart nur mit dem Auge des Griechen. Wir waren für ihn den Griechen gegenüber Barbaren, „zwar in diesem Sinne lobenswert, aber uns blieb doch nichts übrig, als uns leidlich über dem Wasser zu erhalten, oder wie Goethe sagt, auf der Anhöhe barbarischer Vorurteile“. Es wäre ihm

32, S. 359—368. — 3) R. Sokolowski, D. Aufleben d. altdeutschen Minnesangs in d. neuen deutschen Litt. I. Kap.: d. Aufleben d. Minnesangs in d. Wissenschaft bis 1759. Phil. Diss. Jena, Frommannsche Buchdruckerei. 8°. 44 S. (Vgl. u. III 2 : 1.) — 4) L. H. Fischer, J. L. Frisch: JbVNiederdSpr. 16, S. 109—10. — 5) Ernst Müller, D. erste Universitätsprofessur d. deutschen Litt.: ADA. 17, S. 342/3. — 6) Briefwechsel Friedrich Lückes mit d. Brüdern Jacob u. Wilhelm Grimm. Her. v. F. Sander. Hannover-Linden, Manz & Lange. VI, 134 S. M. 5,00. |[R. Steig: NatZg[M]. 19 Sept.]| (Mit erläuternden

schwer geworden, an den Deutschen Vorzüge anzuerkennen, die den Griechen fehlten und ihnen zugleich wünschenswert gewesen wären. Müller suchte mit Vorliebe das, was mit dem Sinn der Griechen in Uebereinstimmung zu setzen war; Wilhelm aber suchte die Eigentümlichkeit des deutschen Geistes, auch wo er dem griechischen widersprach, zur Blüte zu bringen. „Der Gedanke, dass die Griechen schon alles erreicht haben, und wir, wenn wir unser Bestes thun, nur hoffen dürfen, ihnen nahe zu kommen, hat mir immer etwas Niederdrückendes gehabt; Goethe, der in späterer Zeit auch dahin neigte, erhielt davon etwas Kaltes und Marmorartiges“. Trotzdem war Müller damals einer der wenigen klassischen Philologen, die gegen die Erforschung des heimischen Altertums nicht vorsätzlich die Augen verschlossen; aber er trug doch immer zur Schau, dass von seinem griechischen Standpunkt aus ein solches Zugeständnis eine Herablassung bedeutete. „War es über Müller verhängt, im Auslande zu sterben, so hat er eine schöne Grabstätte gefunden. Deutsche Landsleute wollen eine Cypresse darauf pflanzen. Aber ich wünsche doch jedem Deutschen einen Hügel in heimischer Erde.“ Jacob schildert in seinem Brief den Eindruck, den Müllers Persönlichkeit auf ihn machte. Seit 1841 datieren dann die Briefe der Brüder von Berlin. 1851 starb Lachmann; Wilhelm berichtet Lücke über den Verlauf seiner Krankheit und über seinen Tod. Für die Zusendung der Besprechung, die Lücke in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen der Lachmannbiographie von Martin Hertz gewidmet hatte, dankt Jacob am Jahresschluss 1851. Er spricht von seiner eigenen Gedächtnisrede auf Lachmann. „Viel genauer unterrichtet gewesen wäre Haupt, allein er hätte Lachmann vergöttert, nicht als Menschen dargestellt.“ „Mir schien mit meiner Stellung es verträglich, dass über einen Befreundeten, dem ich dem natürlichen Laufe nach im Tode hätte vorausgehen sollen, ich ein wirkliches Urteil auszusprechen versuchte, woran der Nachwelt seinet- und auch meinetwegen mehr gelegen ist als an blosser Aufzählung seiner Verdienste, die unverschwiegen bleiben.“ „Es ist wahr, dass meine Natur oder Art und Weise abwich von der Lachmanns; als wir zuerst bekannt wurden, hatte sich schon alles in uns festgesetzt, und die vorher geschriebenen Briefe waren fast vertrauter als das spätere Beisammenleben, so ungetrübt äusserlich unser Vernehmen immer blieb. Auf manches mich ergreifende ging er wenig oder gar nicht ein und hielt sich zurück, da, wo mir Teilnahme wohlgethan hätte oder nötig gewesen wäre. Während ich strebte, mich aus manchen Formen loszureissen, sagte ihm zu, sich fester in sie zu verstricken.“ In demselben Brief schreibt Jacob, er sei jetzt in die unabsehbare, wahrhaft grundlose Arbeit des Wörterbuchs versenkt und müsse alle Pläne zurückstellen. Die letzten Briefe sind 1853, zwei Jahre vor Lückes Tode, geschrieben; sie vermitteln den Austausch von Gedanken über die Frage, wie göttliche Offenbarung sich in menschliche Formen kleiden könne. — Unsere Kenntnis von den Briefen der Brüder wird durch Sanders [7-8]) Biographie Lückes erfreulich bereichert. Zugleich hat der Herausgeber durch umfangreiche Zugaben, die namentlich die Krisis vom Jahre 1837 und den gemeinsamen Göttinger Freundeskreis der Brüder und Lückes betreffen, alles gethan, um den Leser in die Verhältnisse einzuführen, aus denen die Briefe entstammen. Ein Verzeichnis der Personennamen ermöglicht einen raschen Ueberblick und eine bequeme Benutzung des reichen Inhaltes, den das Buch uns darbietet. — Der Briefwechsel Emil Brauns des Archäologen (1809—1856) mit den Brüdern Grimm und Joseph von Lassberg, enthält 2 Briefe von Wilhelm, 3 von Jacob, 5 von Lassberg. Die übrigen sind von Braun selber an die genannten drei Männer gerichtet, die meisten und wichtigsten an Lassberg. Der Herausgeber Ehwald [9]) glaubt, mit der Veröffentlichung der Geschichte der deutschen Philologie zu dienen. Es werden allerdings vielfach wissenschaftliche Fragen berührt und einige Bemerkungen über Gelehrte wie Lachmann, Schmeller, Cleasby, aus dessen Nachlass Gudbrand Vigfusson sein isländisches Wörterbuch schuf, und Füglistaller eingestreut; letzterem wird in der Einleitung fälschlich eine Heliandübersetzung zugeschrieben, während in den Briefen doch Otfried genannt ist. Aber nur rasch und flüchtig ist von solchen Männern die Rede. Braun war in der Zeit, aus der die Briefe stammen (1829—1832), ein junger, noch durchaus in der Entwicklung begriffener Student, der allerdings an der germanistischen Wissenschaft lebhaften Anteil nahm, besonders dadurch, dass er fleissig und opferwillig für andere Handschriften abschrieb. In den Briefen werden auch namentlich Handschriften und alte Bücher erwähnt, aber nichts, was für uns jetzt von Belang wäre. Vom „Meister Seppi auf Eppishusen“, dem gastfreien Schlossherrn, von seiner jugendfrischen Freude an den Studien des deutschen Mittelalters hört man am liebsten im launigen Briefton erzählen; Lassbergs liebenswertes

---

Zusätzen u. Zugaben aus d. gemeinsamen Freundeskreise besonders über d. akademischen Krisis d. J. 1837.) — 7) × F. Sander, Friedrich Lücke, Abt zu Bursfelde u. Prof. d. Theol. zu Göttingen (1791—1855). Hannover-Linden, Karl Manz. VIII,240 S. M. 6,00. — 8) × id., Friedrich Lücke u. seine Freunde: AZg^B. N. 196. — 9) Emil Brauns Briefwechsel mit d. Brüdern Grimm u. Joseph von Lassberg, her. v. R. Ehwald. Gotha, Perthes. VII, 169 S. M. 3,00. |[E. Steinmeyer: ADA. 17,

Bild tritt auch hier wieder lebendig uns entgegen. Dem Büchlein zum Schmuck dient das gefällige Aeussere und das Bildnis Brauns; zum bequemen Gebrauch und zur Erläuterung sind Anmerkungen und ein Namensverzeichnis angefügt. — Drei Briefe J. Grimms an den Freiherrn A. von Fürth aus den Jahren 1835—39 veröffentlicht Fromm [10]); hier werden Beiträge Fürths zu den Weistümern aus dem Kölner Gebiet erwähnt. — Der Briefwechsel der Brüder mit Benecke JBL. 1890 ist von Roethe [11]) gewürdigt. — Eine längere, gehaltvolle und sehr schön geschriebene Abhandlung über Jacob Grimm knüpft M. Bernays [12]) an den Briefwechsel Jacobs mit Hirzel und an den 8. Band der kleineren Schriften (vgl. JBL. 1890). Eine kurze Geschichte des Wörterbuchs dient zur Einleitung, dann folgen feine Bemerkungen zur Charakteristik Jacobs, Wilhelms und Hirzels. Besonders schön ist Jacobs Verhältnis zu Goethe geschildert: aus Goethes Sprachfülle wusste aber auch Hirzel manches zu schöpfen als Beisteuer für das Wörterbuch. Das briefliche Gespräch der beiden Männer bewegt sich natürlich um dieses Wörterbuch, um dessen innere und äussere Geschicke. Aber auch vieles andere Merkenswerte taucht auf, das in nähere und fernere Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens hinausdeutet. Gerade diese Seiten weiss B. sehr anschaulich zur Darstellung zu bringen; hier hat die zweite Hälfte des 8. Bandes, „Zeitgeschichtliches und Persönliches", ebenfalls reiche Beiträge geliefert. Was die Veröffentlichungen in zerstreuten und vereinzelten Zügen darbieten, verstand B. mit feinem Verständnis zu einem abgerundeten, anziehenden Gesamtbilde zu vereinigen. — Das köstliche Werk der Brüder, die deutschen Sagen, gab Herman Grimm [13]) in dritter Auflage heraus. Bisher erlangte das Buch, obschon es von reinster Poesie durchleuchtet und in meisterhafter Form abgefasst ist, nicht entfernt dieselbe breite und tiefe volkstümliche Wirkung wie die Märchen. Der jetzt erscheinende Abdruck ist mehr auf ein Volkslesebuch berechnet, Druck und Format sind sehr vorteilhaft im Vergleich zu den älteren Ausgaben vergrössert, ein schönes Vorwort G.s kam neu hinzu. Möge das herrliche Werk, dem ein unvergänglicher Jugendreiz eignet, mit gutem Glück seine neue Wanderung vollenden. Keines ist mehr geeignet, deutsche Sitte und deutsches Dichten zu wahren und zu fördern. —

In einer Besprechung der Liedertheorie F. A. Wolfs und Karl Lachmanns stellt Ilg [14]) nur die Anschauungen hervorragender Forscher über die homerische Frage zusammen und kommt zu dem Ergebnis, dass weder die wirklichen und gesuchten Widersprüche der Gedichte, noch auch die Untersuchungen über die sprachlichen Verschiedenheiten zur Annahme von Einzelliedern berechtigen. Mit einem Ausblick auf die „vermittelnde" Richtung, welche die ursprüngliche Einheit, aber spätere mehr oder weniger ändernde Ueberarbeitung behauptet, bricht das Referat ab. — Am 20. Juli wurde zu Tirschenreuth das Denkmal Schmellers enthüllt, eine schöne lebensgrosse Büste. Die Akademie, die Staatsbibliothek und die Universität München hatte zu der Feier Vertreter entsandt; verschiedene Zeugnisse über ihren Verlauf liegen vor [15]). So ist nun J. Grimms Wunsch erfüllt, wenn auch nicht in der Hauptstadt des Bayerlandes, so doch in Schmellers Geburtsstadt. — Eine Anzahl kleinerer Arbeiten befasst sich mit einzelnen Gelehrten und führt bis in die Gegenwart. So charakterisiert zunächst die ADB. eine Reihe von Männern, die zwar keine hervorragende Stellung in der deutschen Philologie und Litteraturgeschichte einnehmen, die aber doch am Ausbau dieser Fächer nach Kräften mitgearbeitet haben. Das Leben und Wirken K. E. Schubarths, seine Beziehungen zu Goethe, seine philosophischen, ästhetischen und philologischen Forschungen, worunter namentlich die ablehnende Haltung gegen Wolfs Homerkritik bemerkenswert ist, bringt D. Jacoby [16]) mit liebevoller Ausführlichkeit und Gründlichkeit zur Darstellung. — G. A. Schölls vielseitige Wirksamkeit auf dem Gebiete der klassischen Philologie und deutschen Litteraturgeschichte führt uns trefflich R. Schöll [17]) vor, der hiermit eine wertvolle Ergänzung zu F. Schölls Nekrolog (Bursians JbAltertK. 1883) bietet. — Weniger selbständig, nur ältere Werke excerpierend und zusammenfassend ist von Waldbergs [18]) Artikel über Valentin Schmidt, der von der Romantik angeregt vergleichende Litteraturgeschichte pflegte, Carstens' [19]) Arbeit über Hans Schröder, den Begründer des Hamburger Schriftstellerlexikons und Biographen J. G. Müllers, die von H. Fischer [20]) gelieferte Biographie des schwäbischen Dichters und Gelehrten Gustav Schwab, Teutschs [21]) Artikel über J. K.

S. 328; A. v. Weilen: ZÖG. 42, S. 1004.]| (Mit Porträt Brauns.) — 10) E. Fromm, Ungedruckte Briefe v. Jacob Grimm: ADA. 17, S. 179—81. — 11) Roethe, Briefe d. Brüder J. u. W. Grimm an Benecke, her. v. W. Müller: DLZ. 12, N. 11. — 12) M. Bernays, Z. Kenntnis J. Grimms: AZgB. N. 46/9. — 13) Deutsche Sagen, her. v. d. Brüdern Grimm. 3. Aufl. besorgt v. H. Grimm. 2 Bde. Berlin, Nicolai. XX, 208, 215 S. M. 6,00. — 14) Ilg, Ueber die homerische Kritik seit F. A. Wolf. I. Teil: D. Wolf-Lachmannsche Richtung. Progr. d. Kgl. Gymnasiums in Ravensburg, 1890/91. 4⁰. 28 S. — 15) D. Kgl. Hof- u. Staatsbibliothek hat unter d. Signatur Bavar. 1637 q. 4⁰. einige auf d. Feier bezügliche gedruckte Urkunden (Reden, Trinksprüche u. dergl.) zusammengestellt. — 16) D. Jacoby, K. E. Schubarth: ADB. 32, 606—12. — 17) R. Schöll, G. A. Schöll: ib. S. 218—24. — 18) M. v. Waldberg, Valentin Schmidt: ib. S. 14/6. — 19) Carstens, Hans Schröder: ib. S. 513/5. — 20) H. Fischer, Gustav Schwab: ib. 33, S. 153/5. — 21) Teutsch, J. K. Schuller: ib. 32, S. 682/6. — 22) H. Holland,

Schuller, den verdienten Erforscher der Sprache und des Volkstums in Siebenbürgen, und die von H. Holland[22]) gegebene Charakteristik Schönwerths, des Sagenforschers der Oberpfalz. Unbedeutend sind die von R. Jung[23]), Schlossar[24]) und E. Schneider[25]) gebrachten Notizen über den Philologen und Litteraturhistoriker K. Schwenk, über Schottky, den Mundartforscher und Herausgeber niederösterreichischer Volkslieder, und über den Vielschreiber Schönhuth, den Herausgeber altdeutscher Texte. — Die JBL. 1890 erwähnte Schrift von Basch über Scherer wird von Burdach[26]) gewürdigt; B. hebt die Eigenart des französischen Biographen hervor, welche in der Darstellung und Auffassung zur Geltung kommt. — Wurzbachs[27-28]) biographisches Lexikon bringt eine kurze Lebensbeschreibung J. v. Zingerles und J. Zupitzas. Wertvoll sind die Artikel namentlich durch das sorgfältige, fast erschöpfende Verzeichnis aller Arbeiten der beiden Gelehrten. —

F. J. Schmitthenner gehört durch seine sprachlichen Arbeiten („Ursprachlehre" 1826) zu den Vertretern der indogermanischen, „indisch-teutschen" Sprachwissenschaft. Seine Leistungen auf diesem Gebiete wurden rasch vergessen, als Bopps und Potts Hauptwerke erschienen. Sein deutsches Wörterbuch blieb in der Neugestaltung seines Schülers Weigand erhalten. Schmitthenners sprachwissenschaftliche Richtung hält die Mitte zwischen dem philosophischen und dem historisch-empirischen Standpunkt, aber neigt doch mehr zum ersteren, wie sein Biograph Edw. Schröder[29]) hervorhebt. — Zum 100j. Geburtstag Franz Bopps brachten Tagesblätter und Zeitschriften gehaltvolle Aufsätze. Von besonderem, bleibendem Wert ist die schöne Biographie Lefmanns[30]), deren erste Hälfte bis zum Jahre 1833, bis kurz vor das Erscheinen der vergleichenden Grammatik führt. L.s Buch, in dem nur des Vf. manierierter Stil stört, ist ausgezeichnet durch Gründlichkeit und Klarheit. Die Darstellung beruht auf zuverlässigem Materiale, auf Bopps Briefwechsel mit seinen Gönnern, Freunden und Schülern; im Anhange ist auf 168 Seiten alles Wichtige mitgeteilt, so dass jeder selber die Urkunden durchsehen kann, auf welche die Lebensbeschreibung aufgebaut ist. Der bisher veröffentlichte Teil schildert des jungen Gelehrten Laufbahn, seinen bewundernswerten Fleiss bei der Erlernung des Sanskrit unmittelbar aus den Hss. der Pariser Bibliothek, seine Reisen, seine Leiden und Freuden bis zur Erlangung einer gesicherten Lebensstellung, der Berliner Professur (1821). Das Konjugationssystem (1816) und die Akademieabhandlungen in Berlin geben Veranlassung, Bopps Leistungen auf dem Gebiete der vergleichenden Grammatik schon hier hervorzuheben; aber vorwiegend wird seine Thätigkeit in der Wissenschaft des Sanskrit betrachtet. Ein treffliches Bild Bopps aus seinen späteren Jahren ziert den Band. Die ungemein sympathischen Züge voll milden Ernstes bestätigen und vervollkommnen den Eindruck, den der Leser von Bopps edlem Wesen, von seiner segensreichen Arbeit empfindet.[31-34]) —

Endlich hat das Berichtsjahr auch Veranlassung zur Abfassung einer Reihe von Nekrologen gegeben. Dem vortrefflichen Kenner des nordischen Altertums, Theodor Möbius (geb. 22. Juni 1821, gest. 27. April 1890), widmet K. Maurer[35]) mit der ihm eigenen schlichten und zugleich überaus gründlichen Art einen warm empfundenen Nachruf. Ausser durch zahlreiche kleinere Schriften, welche H. Gering hinter M.s Nekrolog sämtlich verzeichnet, förderte Möbius die nordische Philologie besonders durch mehrere sorgfältige Textausgaben, durch ein vorzügliches Wörterbuch und durch zwei bibliographische Werke (1856 u. 1880), die eine erschöpfende Uebersicht über die gesamte wissenschaftliche Thätigkeit auf dem Felde der nordischen Altertumskunde dem Forscher in bequemster Weise darbieten. — Am 15. Oktober 1891 starb Friedrich Zarncke. Die Nachrufe[36-40]) heben die grosse Bedeutung des Mannes, dessen Forschungen die deutsche Litteraturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf Goethe umfassten, gebührend hervor. Obwohl er selber keine Schule machte, war doch seine Stellung in der Nibelungenfehde gegen Lachmanns Lehren für die Entwicklung der altdeutschen Studien von nachhaltiger Wirkung. — Andere Nekrologe[41-43]) gelten Anton Birlinger († 15. Juni 1891), dem Kenner und Förderer schwäbisch-alemannischer Volkskunde, und dem am 14. Dezember uns entrissenen liebenswürdigen Goetheforscher Gustav von Loeper. —

F. X. Schönwerth: ib. S. 321/4. — **23)** R. Jung, K. Schwenck: ib. 33, S. 377. — **24)** Schlossar, J. M. Schottky: ib. 32, S. 418/9. — **25)** E. Schneider, O. Schönhuth: ib. S. 307/8. — **26)** Burdach, Basch, W. Scherer et la philologie allemande: DLZ. 12, N. 1. — **27)** C. Wurzbach, J. V. Zingerle: BiogrLexikon 60, S. 146/9. — **28)** id., J. Zupitza: ib. S. 315/7. — **29)** E. Schröder, F. J. Schmitthenner: ADB. 32, S. 48—50. — **30)** S. Lefmann, Franz Bopp, sein Leben u. seine Wissenschaft. 1. Hälfte. Mit d. Bildnis F. Bopps. Berlin, G. Reimer. IV, 176, 168 S. M. 8,00. |[L. Schermann: AZg^B. N. 299.]| — **31)** × K. Brugmann u. W. Streitberg, Franz Bopp: IndogermF. 1, S. V—X. — **32)** × H. Hirt, Franz Bopp: N&S. 59, S. 37—42. — **33)** × L. Schermann, Franz Bopp: MünchenNN. N. 422. — **34)** × H. Steinthal, Franz Bopp: ML. 60, S. 593/5. — **35)** K. Maurer u. H. Gering, August Theodor Möbius: ZDPh. 23, S. 457—70. — **36)** E. Zarncke, Friedrich Zarncke: LCBl. N. 44. — **37)** O. Lyon, Friedrich Zarncke: ZDU. 5, S. 721—30. — **38)** V. Michels, Friedrich Zarncke: Voss. Zgs. N. 45. — **39)** R. Bechstein, Friedrich Zarncke: RostockZg. N. 498, 500, 502. — **40)** L. Fränkel, Friedrich Zarncke: FZg. N. 297. — **41)** A. Holder, Anton Birlinger: Alemannia 19, S. V—VIII. — **42)** Anton Birlinger: KölnZg. N. 500. — **43)** O. Harnack, G. v. Loeper: AZg^B. N. 301. —

I,3

Poetik und ihre Geschichte.

Richard Maria Werner.

Grössere Darstellungen der Geschichte der Poetik und Aesthetik sind während des Berichtsjahres nicht erschienen, es wurde aber das Werk Braitmaiers von Walzel [1]) sehr eingehend besprochen. An die Spitze stellt W. einen fruchtbaren methodischen Gedanken: ausgehend von der Beobachtung, dass der Aesthetiker von einem ganz anderen Standpunkte die Geschichte der Aesthetik betrachte als der Litterarhistoriker, macht er auf die Gefahr aufmerksam, die in einem Anwenden der philologisch-historischen Methode der modernen Litteraturgeschichte auf die Geschichte der Aesthetik verborgen ist: nur mit genauer Kenntnis der Philosophie und mit eigener philosophischer Schulung wird es möglich sein, den Einfluss ästhetischer Lehren auf die poetische Praxis aufzudecken, und das gerade dürfen wir von einer Geschichte der Aesthetik verlangen. Sehr richtig betont er, dass Gottscheds Theorie darum zu verurteilen sei, weil aus ihr der „Sterbende Cato" hervorwächst, und dass Lessings Lehren dort die Grenzen ihrer Richtigkeit haben, wo sie Ifflands und Kotzebues Rührseligkeit die theoretische Grundlage gewähren. Er verlangt also von einer Geschichte der Theorie Hilfe für die Litteraturgeschichte, aber natürlich nur so weit, als es sich nur um eine Dichtung handelt, die in der Abstraktion wurzelt. Nach einem kurzen Ausblick auf die neueren Werke [1a]) von Borinski, v. Stein, Servaes und v. Antoniewicz charakterisiert er Braitmeiers Buch treffend als eine Sammlung von vier fast selbständigen Monographien, Gottsched und die Schweizer, A. G. Baumgarten, J. G. Sulzer und Moses Mendelssohn, und sucht an einem lehrreichen Beispiele zu zeigen, dass Braitmaiers Darstellung gewonnen hätte, wenn er sie mit einer Untersuchung der nichtdeutschen Theorien hätte eröffnen wollen. Dieser Teil der Anzeige, der sich mit Pietro de' Conti di Calepio aus Bergamo beschäftigt, verdient besondere Beachtung. Sein Werk „Paragone della poesia tragica d'Italia con quella di Francia" erschien 1732, vermehrt 1738, und hat stark nachgewirkt. Conti bekämpft Corneilles drei „Discours sur le poëme dramatique", indem er sich deduktiv an Aristoteles anschliesst und seine Schrift wesentlich nach dessen Poetik gliedert. W. giebt den Inhalt klar an und weist nach, dass Braitmaier manches falsch dargestellt habe, so Contis Verhältnis zur antiken Tragödie, zum italienischen Drama, seine Meinung über den Zweck der Tragödie (nicht moralische Besserung, sondern Ergötzen!) seine Ansicht über ἀναγνώρισις. Dann macht W. seine Zweifel an Braitmaiers Behauptung geltend, Contis „Paragone" habe auf den Lessing-Mendelssohnschen Briefwechsel Einfluss geübt, indem er vielmehr wahrscheinlich macht, die Uebereinstimmung zwischen Lessing und seinem italienischen Vorgänger stamme aus Bodmers und Contis „Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmackes" (Zürich 1726); erst in der Hamburgischen Dramaturgie sei Lessing, wie sich aus vielen Aehnlichkeiten entnehmen lasse, von jenem Briefwechsel zum „Paragone" zurückgegangen. Wichtig ist dann die Korrektur, die W. an Braitmaiers Urteil über Gottsched vornimmt; er sagt richtig, dass Gottsched „der geschicktere Faiseur" gewesen sei und „die entscheidende Leistung, nicht die Conception, sondern die Abfassung einer neuen Poetik, eines ästhetischen Kanons mehr als ein Decennium vor den Schweizern geliefert und sich die intensivere Wirkung dadurch gesichert habe". Ueberhaupt trifft alles zu, was W. im Gegensatze zu Braitmaier über Gottsched und seine Bedeutung sagt. Schliess-

---

1) O. F. Walzel, Braitmaier, Gesch. d. poet. Theorie u. Kritik, 1890: ADA. 17, S. 55–74. — 1a) × Eugen Wolff, Ueber neuere Beitrr. z. Gesch. d. Poetik: AGPhilos, 4, S. 251/9 (Breitmaier, Servaes, Netoliczka, Bystron, G. Zimmermann,

lich bringt W. noch ein methodisches Bedenken gegen die Vereinigung von Geschichte der Theorie und der Kritik vor: nur jenes Thema gehöre zur Geschichte der Aesthetik, dieses zur Litteratur- oder Kulturgeschichte. —

Eine Frage, die einst im Mittelpunkte der Diskussion stand, die Frage nach den drei Einheiten, hat im Anschlusse an R. Ottos Einleitung zu seinem Neudrucke von Jean de Mairets Pastoraldrama „Silvanire" (Bamberg, Buchner, 1890, S. VI—CI) Mahrenholtz [2]) übersichtlich vom historischen Standpunkte behandelt. Aristoteles sah in der Einheit eines Sonnenumlaufs nur ein Herkommen, ebenso wird er wohl auch die Einheit des Ortes beurteilt haben. Die italienischen Uebersetzer und Kommentatoren seiner Poetik gingen weiter und wollten die Schuldefinitionen durch seine Autorität decken. Besonders ist Castelvetro für die Folge massgebend; er hat 1570 zu Wien den griechischen Text mit italienischer Uebersetzung und ausführlicher Erläuterung veröffentlicht, 1576 und 1582 wurde die Ausgabe in Basel neu aufgelegt und noch 1831 in Mailand neu gedruckt. Er verlangt die zwölf Stunden für das Drama, die Unveränderlichkeit der Scene und will alles Episodische von der Handlung ausscheiden. In Frankreich herrschte ursprünglich eine gesündere Praxis, und so stiess Castelvetros strenge Gesetzgebung anfangs auf Widerspruch. Auch in Italien verwarfen die indotti Poeti seine Theorie, während die schulgerechten Dichter und Theoretiker sich an sein Schema hielten. In Frankreich wird dann Scaliger massgebend, der an einer Zeitdauer von 6 bis 8 Stunden festhält, aber nur Beschränkung des Scenenwechsels, nicht Unveränderlichkeit des Ortes verlangt. Jodelle schärft 1552 in seiner Tragödie „Cléopâtre" die zwölfstündige Dauer ein, während Ronsard 24 Stunden zugestand. Ein Schüler Ronsards, Jean de la Taille, verlangte wieder das Zwölfstundenstück und die strenge Ortseinheit; aber das Gesetz, für das auch André de Ribaudeau 1565 eingetreten war, freilich mit der Bemerkung, dass in Terenz' „Heautontimorumenos" die Handlung zwei Tage währe, drang in Frankreich noch immer nicht ganz durch. Erst mit der Wende des Jh. errang es unter Einfluss der italienischen Pastoraldichtung den Sieg, und nun verdrängte die Zeit- und Ortseinheit die Erinnerung an die mittelalterlichen Passionsspiele mit ihrer freieren Technik. Daniel Heinsius kam mit seiner Theorie zu Hilfe, die er 1611 in der Uebersetzung der Aristotelischen Poetik und in seiner Schrift „De tragica constitutione liber" entwickelte. An Widerspruch gegen diese Theorie und Praxis fehlte es in Frankreich nicht; so verwarfen sie der Komödiendichter Pierre Larivey 1611, der Geistliche François Ogier theoretisch, Alexandre Hardy praktisch. Jean de Mairet trat in seiner dramaturgischen Vorrede zum „Silvanire" (1631) für Orts- und Zeiteinheit ein. Pierre Corneille hat in der Vorrede zur Comödie „La Veuve" (1634) nur für jeden der 5 Akte die Dauer eines Tages, als Ortseinheit die ganze Stadt (Paris) verlangt; aber nach den Angriffen beim Erscheinen des „Cid" (1636) muss er sich der Theorie anbequemen, hinter der Richelieu und die neue französische Akademie stand. Praktisch behandelt P. Corneille diese Forderungen spitzfindig. Sein Gegner Georges de Scudéry machte sich sogar über das Gesetz in den Jahren 1634 und 1635 lustig; erst durch Corneilles Unterwerfung kam die Theorie der drei Einheiten zur Bedeutung eines unverbrüchlichen Gesetzes, das nun Dichten wie Mairet, Chapelaine, Abbé d'Aubignac konsequent hielten. Racine wählte so einfache Stoffe, dass sie sich ohne psychologische Unmöglichkeit wirklich innerhalb der 24 Stunden entfalten konnten und eine Veränderung der Scene nicht nötig machten. In der Komödie blieb man freier, so besonders Molière. Lessing hat also Recht, wenn er Corneille für den Zwang in der dramatischen Technik verantwortlich macht, obwohl er dabei die Zeitumstände nicht berücksichtigt. —

Die übrigen Schriften, die in diesem Zusammenhange zu nennen sind, behandeln entweder einzelne Aesthetiker mehr biographisch oder einzelne Systeme in übersichtlicher Kritik. So hat von Waldberg [3]) in seiner Charakteristik des bekannten Sprachforschers Schottelius auch die „Teutsche Vers- oder Reim-Kunst" (Wolfenbüttel 1645) besprochen und ihren Zusammenhang mit dem Marinismus der Pegnitzschäfer dargestellt. — Interessant ist das Schulspiel von J. L. Frisch, das 1890 L. H. Fischer [4]) neu herausgab; mir wurde diese Publikation erst jetzt zugänglich, und trotz Creizenachs Bericht (JBL. 1890) muss ich ihrer gedenken, weil Fischer in den Anmerkungen manches für die Geschichte der Poetik zusammengestellt hat. Frisch giebt eine Kritik von poetischen Fehlern, indem er eine Figur seines Spiels ein fehlerhaftes Gedicht vortragen, die anderen es dann beurteilen lässt. Frisch verwirft die unreinen Reime, lässt sie aber in den alten Kirchenliedern unangetastet, weil sie dort durch das Alter geheiligt sind, er verbietet das starke Enjambement nicht bloss am Versende, sondern auch in der Caesur, weil er nur den deutschen Sprachgebrauch, nicht das Beispiel des Lateinischen gelten lässt; er bekämpft die Sprachmengerei und den übermässigen Gebrauch mythologischen

---

Gneisse). — 2) R. Mahrenholtz, D. drei Einheiten d. französischen Tragödie: BLU. 1, S. 17/9. — 3) M. von Waldberg J. G Schottelius: ADB. 32, S. 407—12. — 4) J. L. Frisch, Schulspiel v. d Unsauberkeit d falschen Dicht- u. Reimkunst, her.

Schmucks, aber ebenso die Trivialität der Gesellschaftslieder, für die er in einem Soldaten-, einem Zeitungs- und einem derben Volkslied abschreckende Beispiele vorführt; ihm sind sie hauptsächlich zuwider, weil sie der echten Poesie im Wege stehen und der Keuschheit nicht entsprechen. Dann verspottet Frisch die Leberreime des Georg Grefflinger; in der Anmerkung zu dieser Stelle führt F. mehrere unbekannte Ausgaben des Komplimentier-Büchleins an und handelt über die Sitte der Leberreime wie über die einschlägige Litteratur in sehr willkommener Weise. Nicht einverstanden ist Frisch mit den volkstümlichen Rätseln; in der Anmerkung orientiert F. dankenswert über die Rätsellitteratur des 16. und 17. Jh. Dann wendet sich Frisch gegen die Bildergedichte, für die er einige Beispiele giebt; sie wurden jedesfalls (vgl. v. 31, 8) aufgehängt, wodurch sich Creizenachs Frage beantwortet. Frisch streift in seiner Kritik das Verhältnis von Malerei und Poesie und verweist auf die Malerei, die ein rechter Dichter können muss, während eine „Versfigur von einer Schreiber-Hand gemacht wird". In seiner Anmerkung entwirft F. eine kurze Geschichte der Bildergedichte, die schon im Altertume begegnen. Die nächste Gattung, über die sich Frisch lustig macht, ist ein Cento aus den Dichtern des 17. Jh.; damit wird zugleich die Frage nach der „Imitation" berührt; nur gestreift hat Frisch andere Künsteleien: Akrostichon, Sinnbild, Anagramm und dergleichen. Auch für die Centones giebt F. die wichtigste Litteratur. Frisch nimmt also in seinem Schulspiele hauptsächlich gegen die Künsteleien der Pegnitzschäfer Stellung. Auch in seiner satirischen lateinischen Einladungsschrift, die mit abgedruckt ist, behandelt Frisch die Poesie und stimmt in einzelnen Ansichten, worauf F. hinweist, mit dem Freiherrn von Canitz überein. —

Die erste eingehendere Betrachtung J. J. Schwabes hat Waniek [5]) geliefert und dabei vor allem den wichtigen Nachweis gegeben, dass die bisher Schwabe zugeschriebenen Streitschriften, der „Taschenalmanach" und das „Tintenfässl", nicht von ihm herrühren dürften. Bodmer hielt den Vergilübersetzer Christoph Schwarz aus Regensburg für den Vf., und ein im Gottschedschen Nachlasse erhaltener Brief vom 27. Nov. 1744 zeigt, dass das 3. Stück des Tintenfässls, „Standrede up T. P. Herrn Emanuel Pyra, Kanzler von Germanien" usw., von Denso aus Stargard, „der früher Mitglied der deutschen Gesellschaft war", herrühre. Durch diesen Nachweis rückt Schwabe freilich aus der Stellung, die er bisher in dem Streit zwischen den Leipzigern und den Schweizern einzunehmen schien, und W. zeigt, dass Schwabe durchaus nicht immer und überall den Standpunkt Gottscheds eingenommen habe, so treu er persönlich stets zu seinem Meister hielt. Das Verdienst Schwabes sieht W. einmal in dem Versuch, die „Belustigungen" als ein Organ für das erste Aufstreben „der entbundenen Kräfte aus dem Banne platter Nüchternheit, für den beginnenden Kampf der Phantasie um die ihr vorenthaltene bevorzugte Stellung in der Dichtung" zu schaffen, wobei Schwabe nun allerdings nicht energisch und konsequent vorging. Ein weiteres Verdienst war sein redliches Bemühen, „dem deutschen Volke auf den verschiedensten Bildungsstufen Kenntnisse des praktischen Lebens und Ergebnisse der Wissenschaften in deutscher Sprache zugänglich zu machen und auf diese Weise zur geistigen Befreiung der Nation von dem Auslande beizutragen": dabei hat Schwabe „in der Reinheit und der formalen Handhabung der Sprache für seine Zeit Achtungswertes geleistet". Er war einer der Eifrigsten und Ausdauerndsten von jenen Männern aus Gottscheds Gefolgschaft [6]), die, durchdrungen von der Idee einer geistigen Erhebung des deutschen Volkes, mit dem vollen Einsatze ihrer beschränkten Mittel dem Aufschwunge der deutschen Litteratur vorarbeiteten. Freilich fehlt auch ihm jede Selbständigkeit und so verengern sich die natürlichen Schranken seines geistigen Lebens immer mehr. Bei seinem Tode hinterliess er der Leipziger deutschen Gesellschaft achthundert Thaler, recht zum Zeichen, dass er seine Zeit nicht mehr verstand. —

Ein älterer Vortrag A. Baiers [7-8]) über Winckelmanns Kunstlehre wurde neu gedruckt, was er wegen seines, von Th. Ziegler gerühmten, bleibenden Werts verdiente, obwohl H. Cohen das Thema weiter und tiefer ausführte. B. sieht das zwiefache Verdienst Winckelmanns in der Schaffung der Kunstgeschichte und in seiner Theorie über das Wesen und die Hauptformen des Schönen; Winckelmann zeigte noch die Vereinigung von Archäologie und Aesthetik. Aber B. entwirft nur die Grundzüge seiner Lehre vom Schönen und von der Kunst. Für Winckelmann habe es sich nicht sowohl darum gehandelt, was das Schöne sei, sondern um die Frage, aus welchem Grunde die Schöpfungen der griechischen Kunst schön seien, also darum, was das gegenständliche Wesen der Schönheit ausmache, ferner um den Sinn und das Gefühl dafür und endlich um den Ausdruck sowie um die Bildung zur Schönheit. Winckelmann giebt schon die Bestimmung, die dann bei Kant wiederbegegnet, dass der Schönheitssinn in einem allen Menschen inne-

---

v. L. H. Fischer, 1890. — 5) G. Waniek, Joh. Joach. Schwabe: ADB. 33, S 162—71. — 6) × Jentsch, Chr. O. Frhr. v. Schönaich: ib. 32, S. 253/4. — 7—8) Alwill Baier, Winckelmanns Lehre v. Schönen u. v. d. Kunst. E. Vortrag z. Winckelmann-Feier am 9. Dez. 1862. = Aus d. Vergangenheit. Akad. Reden u. Vortrr. Berlin, Wiegandt & Grieben. 222 S. M. 3,00.

wohnenden Vermögen des interesselosen Wohlgefallens bestehe, das als Fähigkeit, nicht als Fertigkeit, als allgemeine Anlage bei allen gesitteten Völkern sich finde. Bedingt ist die Fähigkeit, das Schöne zu empfinden, durch das entsprechende harmonische Verhältnis zwischen dem inneren und dem äusseren Sinn. Vom Schönen unterscheidet Winckelmann das Sinnlich-Wohlgefällige, das Liebliche und Gefällige und sucht dann positiv das Wesen der Schönheit zu bestimmen, das ihm „in der Mannigfaltigkeit im Einfachen“ besteht, und weiter: das Schöne ist Abbild des ewigen Urbilds der Kreatur in Gott. Da Winckelmann von der antiken Plastik ausgeht, vergleicht er die höchste Schönheit dem charakter- und geschmacklosen reinen Wasser. Das ergiebt sich nach B. daraus, dass eben die Bildsäule des Gottes gelöst sein muss von den zufälligen wechselnden Beschränkungen der Erscheinung, abgeschlossen in unendlicher Ruhe und Selbstgenügsamkeit, ja in erhabener Gleichgültigkeit. Da aber Winckelmann als Gegenstand der Plastik doch den Menschen in seiner Individualität, den schönen Menschen erkennt, so ergeben sich Folgerungen, die seine Theorie als ungenügend erscheinen lassen. Winckelmann sah neben der Schönheit den Ausdruck, ohne den Schönheit unbedeutend, wie Ausdruck ohne Schönheit unangenehm wäre. Weil aber der Ausdruck die Schönheitsformen verändert und, je grösser diese Veränderung, desto nachteiliger der Schönheit ist, beobachteten die Griechen die Stille, die Grazie. Winckelmann erkennt in der Entwicklung der griechischen Kunst vier Stilarten, die er zu den historischen Verhältnissen in Beziehung setzt. Seiner Theorie fehlt vielfach noch die scharf begriffliche Abrundung und folgerichtige Durchführung, aber sie war von anregender, bahnbrechender Bedeutung, was B. durch ihren Einfluss auf Goethe wie Schiller hübsch aufzeigt. Winckelmanns Theorie enthält allerdings einige Elemente der Aesthetik seiner Zeit, die das Schöne aus dem Vollkommenen abzuleiten suchte, aber beeinflusst ist sie durch die ästhetisch-sittliche Anschauung des Altertums, „es fehlt noch an der begrifflichen Vermittlung zwischen der Form und dem geistig-sittlichen Gehalt des Kunstwerkes, deren lebendige Wechselwirkung und Harmonie die Schönheit bedingt“. Auf engem Raum hat B. das Wesentliche sicher und anregend darzustellen verstanden. — Die merkwürdige Uebereinstimmung von Carl Philipp Moritz und Kant [8]) im Begriffe des Schönen und in der Auffassung des Geschmacks hat Walzel [9]) aufgedeckt, indem er die Einleitung Auerbachs zu seinem Neudruck weiterführte und berichtigte. —

Edler [10]) legt übersichtlich dar, auf welchem Wege Lessing zu seiner Ansicht über das Wesen der Fabel gelangte; unbedeutend ist dagegen die Kritik dieser Ansicht im zweiten Teile des Schriftchens, weil sich E. unselbständig fremden Urteilen überlässt. Er bringt nur einen Vergleich für das Verhältnis von Tierepos und äsopischer Fabel bei, der neu ist, nämlich das Verhältnis von Geschichte und Anekdote; Vergleiche sind aber nicht überzeugend. Sehr bedenklich erscheint die Meinung, dass die erste Poesie „natürlich didaktisch“ sein musste, weil es ein Bedürfnis war, „die Lehren weiser Männer zu fixieren und auch für die Nachwelt zu erhalten“: das habe zur Poesie geführt; als Beweis dient die didaktische Poesie der Bibel. „Man (?) fing damit an, erst diese Lehren selbst in einer bestimmten Form festzustellen, woraus die Sprichwörter entstanden. Dann ging man einen Schritt weiter, man wandte die allgemeine Lehre auf einen bestimmten Fall an, um sie anschaulicher zu machen; so entstand die Fabel“. Dann wurden diese erweitert, künstlerisch ausgeschmückt und unter einer einheitlichen Idee vereinigt, hieraus entstand das Epos. Ursprünglich berühren sich in der Fabel Geschichte und Poesie; als aber „in der letzteren die Kunst zu sehr in den Vordergrund trat“, empfand man das Bedürfnis nach einer nüchternen, verstandesmässigen Darstellung der Ereignisse: so entstand die kritische Geschichtsschreibung. Da E. die Fabel für die einfachste und ursprünglichste „Dichtgattung“ hält, erscheint es ihm als der beste Weg „zur Ergründung des Wesens der Poesie“, dass Lessing von der Fabel ausging. Die Erklärung, die Danzel für die Liebe Lessings zur Fabel gab, reicht E. nicht aus, darum sucht er nach einer neuen, aber kaum ebenso begründeten. Viel Förderliches enthält die Arbeit nicht. — Der abenteuerliche Eulogius Schneider, der sich 1790 auch mit einer ästhetischen Schrift auf Eschenburgscher Grundlage einstellte, wurde von Wegele [11]) behandelt. —

Mit Herbarts Aesthetik hat sich eingehend und fördernd Hostinsky [12]) beschäftigt; er weist nach, dass Herbart im Jahre 1803 den ersten Grundstein zu seiner Aesthetik gelegt und 1804 in seiner Abhandlung „Ueber die ästhetische Darstellung der Welt“ die wichtigsten Sätze der Aesthetik gedrängt, aber wesentlich schon so, wie er sie später 1808, 1813 und 1831 weiter ausführte, vorgetragen habe. Anfangs der

S. 131—68. |[Th. Z.: DLZ. 12, S. 1656/7.]| — 9) O. F. Walzel, Ueber d. bildende Nachahmung d. Schönen v. K. Ph Moritz her. v. S. Auerbach, Deutsche Litteraturdenkmale 31 (1888): ADA. 17, S. 260/2. (Vgl. noch F. Speyer: ASNS. 86, S. 320/1; WIDM. 96, S. 292; ZÖG. 42, S. 234.) — 10) O. Edler, Darstellung u. Kritik d. Ansicht Lessings über d. Wesen d. Fabel. Herford, Heidemann. 1890. 23 S. — 11) F. X. Wegele, Eulogius Schneider: ADB. 32, S. 103/8. — 12) O. Hostinsky, Herbarts Aesthetik in ihren grundlegenden Teilen quellenmässig dargestellt u. erläutert, Hamburg u. Leipzig,

Aesthetik fremd, wurde er indirekt durch Fichte zu seinen ästhetischen Studien angeregt, denn bei diesem lernte er den Mangel seiner „prosaischen Natur“ fühlen; dann machten Schillers Lehren den nachhaltigsten Eindruck auf Herbart, der Goethe, Schiller, W. Scott, Shakespeare, Homer und Sophokles mit Vorliebe anführt, Drama und Epos auffallend bevorzugt, aber von der Lyrik am wenigsten angesprochen wurde, „da er den Wechsel der Gedanken und Empfindungen unter keine Regel bringen konnte“. Der bildenden Kunst stand er fern, dafür war er ein tüchtiger Musiker. H. verfolgt nun mit seiner Schrift den Zweck, die zerstreuten Aeusserungen Herbarts über Aesthetik so zusammenzustellen, dass sie einen Ersatz für eine selbständige Aesthetik von Herbarts eigener Hand bieten können. Darum hat er Herbarts Text nicht geändert, höchstens im Anfange der einzelnen Fragmente stilistisch retouchiert, und eine Zusammenfassung sämtlicher Stellen mit sorgfältigen Quellennachweisen gegeben. Dem Texte folgen dann kürzere und längere Anmerkungen, in welchen Herbarts Lehren mit denen seiner Vorgänger verglichen, einzelne Ansichten vor Missdeutungen geschützt, erläutert oder kritisch untersucht werden. Doch war dies nur ein Nebenzweck der Arbeit, ebenso wie die Scheidung der eigenen Ansichten Herbarts und ihrer Weiterbildung durch seine Schule. Die Hauptsache war für H., aus der Fülle der Werke den Text klar und übersichtlich herauszulösen, und das muss als ein sehr nützliches Unternehmen bezeichnet werden. Auch einzelne der Anmerkungen verdienen besondere Beachtung wegen ihres selbstständigen Werts, so die 1. über gut und schön, die 6. über das Verhältnis von Psychologie und Aesthetik, die 9. über die Methode der Aesthetik, worin die prinzipielle Uebereinstimmung Herbarts und Fechners aufgezeigt wird, die 15. über die „Zusammengesetztheit des Kunsturteils“, die 21. über die Bedeutung der Nachahmung für die Schönheit. Uns besonders geht noch die 20. Anmerkung an, die von den Elementen des Poetisch-Schönen nach Herbart handelt, vor allen aber die 14., weil sie eingehend (S. 89—107) und klar den „Formalismus“ Herbarts bespricht, verteidigt und geschichtlich einreiht. Die Darstellung H.s ist würdig und zutreffend, auch in der Polemik voll vornehmer Bescheidenheit und überzeugender Kraft. Die Schrift verdient gelesen zu werden. — Zeigt uns Herbart den Einfluss der Schillerschen Aesthetik[13]), so hat auch Goethe weitergewirkt, was für den „Wilhelm Meister“ Prodnigg[14]) darstellte. — Ein Goetheaner war Karl Ernst Schubarth, dem D. Jacoby[15]) nicht nach der Art mancher Mitarbeiter der ADB.[16-18]) nur eine biographische, sondern auch eine kritische Studie gewidmet hat, in der besonders der Einfluss Goethes mit feinem Sinn aufgezeigt wird.[19]) —

Von Schopenhauers Werken erscheinen nach dem Aufhören des Privilegs billige Ausgaben, von denen besonders die durch E. Grisebach[20]) besorgte grössere Wichtigkeit zu erlangen verspricht. — Die auf die Kunst sich beziehenden Abschnitte der Schriften hat Gwinner[21]) in zwei Bändchen bequem zusammengestellt. Obwohl man Zweifel an der Richtigkeit eines solchen Unternehmens geäussert hat, scheinen solche Separatausgaben doch vielen erwünscht zu sein, wie bei einer anderen[22]) ausdrücklich betont wurde.[23]) — Seine Erinnerungen an Schopenhauer hat W. Jordan[24]) kokett erzählt, sein Bekanntwerden mit dem Philosophen, seine Differenz über die Farbenlehre, vor allem seinen einzigen Besuch bei Schopenhauer in Gemeinschaft mit Friedrich Hebbel, den er aber ausführlicher und charakteristischer für Kuhs Hebbel-Biographie (2, S. 586 f.) geschildert hatte. —

Eine umfangreiche Studie des Schweden E. Wrangel[25]) über die Aesthetik von Hartmanns folgt dem Hauptwerke Schritt für Schritt. W. gliedert seinen Stoff in fünf Abschnitte: der erste behandelt v. Hartmanns Entwicklung und seine Werke, besonders die ästhetischen, der zweite wendet sich den grundlegenden Begriffen seiner Aesthetik zu, vor allem dem ästhetischen Schein, der ja das Fundament seiner Lehre bildet, dem Verhältnis der Schönheit zu den anderen Gebieten, endlich der Stellung des Schönen innerhalb des Universums; daran schliesst sich eine kurze Kritik des Hartmannschen metaphysischen Schönheitsbegriffs. Der dritte Abschnitt ist den Konkretionsstufen des Schönen gewidmet, der vierte den Gegensätzen

---

Voss. XXV, 136 S. M. 2,40. — 13) × Deicke, Schillers Ansichten über d. tragische Kunst vgl. mit denen d. Aristoteles (Vgl. u. IV,10.) — 14) × H. Prodnigg, Goethes W. Meister u. d. ästhetische Doctrin d. älteren Romantik. (Vgl. u. IV,11) — 15) D. Jacoby, K. E. Schubarth: ADB. 32, S. 606—12. — 16) × F. Brümmer, G. A. Frhr. v. Seckendorf: ib. 33, S. 517/8. (Als Geburtstag wird der 20. (nicht 26.) Nov. 1775 angegeben.) — 17) × L. Fränkel, K. L. Seidel: ib. S. 621/3. — 18) × H. Pröhle, J. St. Schütze: ib. S. 146/7. (Weist nur nach, dass Schütze zuerst am 12. Nov. 1806 bei der Schopenhauer mit Goethe zusammentraf, aber sein Haus nicht besuchte.) — 19) × F. Brümmer, T. G. Schröer: ib. 32, S. 551/3. (Als Chr. Oeser Vf. d. verbreiteten Aesthetik für Damen.) — 20) A. Schopenhauer, Sämtl. Werke in 6 Bdd. Her. v. E. Grisebach. Bd. 1—2: UB. 2761/5, 2781/5. Leipzig, Reclam. 16⁰. 667, 762 S. M. 3,00. |[Eh.: LCBl. 1036/7; Rud. Lehmann: DLZ. 12, S. 843.]| — 21) id., Philosophie d. Kunst. 2 Bdchen. Leipzig, Brockhaus. VII, 16 S.; III, 253 S. M. 4,00. [D.: LCBl. S. 1035/6.]| — 22) × id., Ueber Genie, grosse Geister u. ihre Zeitgenossen. E. Samml. v. Stellen aus s. Werken. Leipzig, Brockhaus. VII, 151 S. M. 2,00. |[B. Münz: BLU. S. 558.]| — 23) × id., Sämmtl. Werke. 6 Bde. Leipzig, Brockhaus. M. 18,00. [BLU. S. 383. 718.]| — 24) W. Jordan, Begegnungen mit A. Schopenhauer = Episteln u. Vortrr. Frankfurt a. M., Jordans Selbstverlag. VI, 480 S. M. 4,00. S. 1—25. — 25) Ewert Wrangel, E. v. Hartmanns Estetiska system i kritisk belysning:

des Schönen und seinen Modifikationen, der fünfte endlich dem Dasein des Schönen in Natur und Geschichte, der künstlerischen Thätigkeit, den schönen Künsten; eine kurze Kritik der Hartmannschen Kunstlehre, seiner Methode und Darstellungsweise bilden den Schluss der Arbeit, welche genaue Vertrautheit mit den deutschen Untersuchungen überall verrät. — Einen prinzipiellen Einwand gegen den „ästhetischen Schein" erhebt R. Steiner[26]) in seiner überaus anerkennenden Charakteristik v. Hartmanns. Er verlangt, dass die Aesthetik sage, „was denn eigentlich im ästhetischen Schein dasjenige ist, das auf uns wirkt". Nicht nur die realen Wirkungen des Kunstproduktes verhindern eine ästhetische Wirkung, auch „die reine Betrachtung des Scheins" lässt ästhetisch unberührt, wenn wir keine Empfindung dafür haben, „was gerade durch den ästhetischen Schein zu uns spricht"; nicht „der Charakter der Scheinhaftigkeit, sondern der Inhalt im Schein, das was der Künstler im Schein verkörpert, macht die Natur des Kunstwerkes aus". Der Schein ist ein notwendiger Behelf der Kunst, eine Folge des künstlerischen Schaffens, macht aber das künstlerische Schaffen nicht aus. „Wer nur für den Schein Sinn hat und keinen für das im Scheine Ausgesprochene, der bleibt der Kunst gegenüber doch unempfindlich." Trotzdem rühmt S. Hartmanns Aesthetik wegen der gründlichen Kenntnis der Technik in den einzelnen Künsten, wegen der Ausblicke auf das Leben und wegen des feinen Geschmacks in allen Kunsturteilen. —

Ein Schüler H. von Steins, Dessoir[27]), widmete der Aesthetik Richard Wagners eine Studie, die vom Herausgeber Hans von Wolzogen nur mit einer gewundenen Verklausulierung in das Bayreuther Parteiorgan aufgenommen wurde. D. unterscheidet „drei Wege" für jeden, der sich zum Zwecke eigener Gedankenbildung mit der Aesthetik beschäftigen will: 1. den metaphysischen, der von der Idee des Seins auf die Idee des Schönen leitet und alle Kreise der ästhetischen Phänomenologie „umfasst"; 2. den historischen, der von der Fülle der seit Jahrtausenden bestehenden Kunstwerke durch Abstraktion auf die ihnen zu Grunde liegenden Gesetze führt; 3. den psychologischen, der in das Innenleben des Genies einzudringen und aus ihm das Verständnis für die Kunst zu erschliessen sucht. Ein vierter „Weg", „die Summe" der drei, „würde von der inneren Erfahrung des recipierenden Menschen ausgehen und erst allmählich zum producierenden gelangen, dabei aber die Hilfe der Geschichte in Anspruch nehmen und seine Induktion durch bewusste apriorische Deduktion leiten lassen müssen". Wagner habe den dritten Weg eingeschlagen, „im Wesentlichen also die Erforschung seiner selbst" zur Enträtselung der Kennzeichen des echten Kunstschönen benutzt. Die von ihm gegebene Charakteristik des Genies ist „durchaus nur eine Abbildung und Erweiterung der eigenen inneren Erfahrung und zeigt uns dieselben Züge wie das Wesen des Mannes überhaupt: eine unverkennbare Hinneigung zur Sinneswelt, einen unbezwinglichen Schaffensdrang, ein glühendes Mitgefühl für die Leiden der Menschheit", dazu „eine tiefwurzelnde Ueberzeugung von dem unverletzbaren Rechte der Persönlichkeit und die rückhaltlose Offenheit im Aussprechen von Gefühlen und Gedanken". D. findet nun den Begriff des elementaren Triebes zum Schaffen in einer ganz eigentümlichen Färbung und entwickelte dies in überaus anregender Art. Indem der Künstler, aus seinem Volk hervorgegangen, die Schmach der Verhältnisse als ein unerträgliches Elend empfindet und sein geprsstes Herz nur durch freiwilliges Kunstschaffen erleichtern kann, bringt er gleichsam die allgemeine Not seines Volkes zum Ausdruck, lässt er die künstlerischen Bedürfnisse, die im Volke schlummern, leibhaftig werden. So kommt Wagner zu seinem Satze „Nicht der Dichter schafft, sondern das Volk", zu dem alle diejenigen gehören, „welche Not empfinden und ihre eigene Not als die gemeinsame Not erkennen oder sie in ihr begreifen". Alle Genialität ist also nur die höchste Steigerung der in dem menschlichen Geiste liegenden Kräfte; sie schafft nichts Neues, sondern bemächtigt sich der Erfindung. Wagner unterscheidet darum im Genius zwischen dem Seher, welcher das über alle Wirklichkeit erhabene Wahrhaftige sieht, und dem Dichter, „der dies den aufhorchenden Menschen so getreu wiedererzählen" kann; Künstler ist derjenige, der Stoff und Gehalt durch die Form zu bewältigen weiss. D. deutet an, dass bei Wagner zur Erklärung noch ein Moment fehle: das Genie finde zwar keine neue Idee, aber eine noch unausgesprochene Potenz der Idee. Der Künstler überlässt sich rückhaltlos den Sinneseindrücken, die sein Empfindungswesen sympathisch berühren, und wird von einem solchen Uebermass von Eindrücken erfüllt, dass er „die überwuchernde Empfängnis in der Mitteilung wieder von sich geben muss". Indem der Mensch durch die Sinne wahrnimmt, löst er die Erscheinungen von ihrer Naturwirklichkeit los und hat das doppelte Bemühen, sie zu sichten oder im Zusammenhange sich vorzuführen; diese zweite sich unwillkürlich vollziehende Thätigkeit des Gehirns nennt Wagner Phantasie. Er verlangt vom künstlerischen Phantasiebilde, es solle sich in eben

---

Aftryck ur Lunds Universitets Arsskrift Tom. 26. Lund, Berlingska. Boktryckeri- och Stilgjuteri - Aktiebolaget. 1890. 4°. IV, 127 S. (Vgl. 1890, I 3: 21.) — 26) R. Steiner, E. v. Hartmann. S. Lehre u. s. Bedeutung: Deutsche Worte XI,1, S. 22—32. — 27) M. Dessoir, R. Wagner als Aesthetiker: BayreuthBll. 14, S. 97—110, 132—41, 165—72. — 28) P. Scheerbart, M.

dem Masse wieder den Sinnen mitteilen, in welchem diesen die Erscheinungen sich ursprünglich kundthaten. Zwischenträger ist das Gefühl, das sich an das Herzensgefühl des Hörers wendet. Der hellsichtige Künstler erkennt die Natur, wie sie ist, nicht die durch die Mode entstellte sinnliche Gegenwart, und darum setzt er sich in bewussten Gegensatz zu seiner Umgebung. Er ist von dem unvertilgbaren Sehnen durchdrungen, die Möglichkeit eines besseren Daseins in Wirklichkeit zu verwandeln und der Idee der reinen Menschlichkeit, die ihn beherrscht, zum Siege zu verhelfen. Darum begnügt er sich nicht, in aller Stille zu schaffen, sondern „drängt mit Gewalt den stumpfen Menschen ein unsägliches Glück auf". Mit Freiheit wählt der Künstler aus dem Stoffe nur das, wozu er seiner innersten Empfänglichkeit nach gebildet werden kann, so dass also das Notwendige entsteht. Dazu gehört, dass ein Objekt in schönen Formen dargestellt werde, nicht schöne Formen an einem Objekte. Dies führt Wagner dazu, das Wesen des „Gehaltes" näher zu bestimmen; als höchsten und mitteilungswertesten Gegenstand erkennt er den Menschen selbst, insofern er über alle Verschiedenheiten der Jahrhunderte hinaus das Reinmenschliche verkörpert. Das Reinmenschliche hat Wagner allerdings nicht begrifflich definiert, sondern positiv daran zwei Eigenschaften hervorgehoben, die Innigkeit des Gemüts und die in ihm liegende Ahnung des harmonischen Weltganzen, negativ aber das Freisein von der Konvention, vom Widerstreit zwischen Trieb und Pflicht, nicht die Ueberwindung dieses Konflikts, in dem Schiller das Erfordernis sittlicher Schönheit erblickte. An einem Stoffe bringt dann der Künstler seine Stimmung zum treffendsten Ausdruck, entweder wie der Maler und der Musiker angeregt durch künstlerische Eindrücke oder wie der Dichter durch Aufnahme von Lebenswirklichkeiten. Dabei fragt es sich freilich, ob der Künstler als solcher durch rein künstlerische Eindrücke bestimmt wird. Wagner unterscheidet also zwei Kunstarten, eine weibliche, empfangende, und eine männliche, zeugende. Von den verschiedenen Eigenschaften des künstlerischen Menschen, äusseren und inneren, Gefühl und Verstand, ferner von dem Bedürfnis ausgehend, in den Künsten die ihn umgebende Natur wiederzufinden, hebt Wagner sechs Einzelkünste heraus: Tanzmusik (Mimik), Musik, Dichtkunst; Baukunst, Skulptur und Malerei. Sie alle sollen in das höchste gemeinsame Kunstwerk, das musikalische Drama aufgehen. D. geht näher auf diese Einteilung ein, obwohl er Kunstlehre und Aesthetik scharf von einander trennt, er bespricht auch das Gesamtkunstwerk, in dem Wagner die vollkommenste Form sah. Darauf einzugehen liegt ausser dem Rahmen dieses Berichtes; nur so viel sei hervorgehoben, dass für Wagner die „innere Form" ein geläutertes Stoffliches war. Es erübrigt noch ein Wort über den Zweck oder, besser gesagt, die Wirkung der Kunst; im Einklang mit Schopenhauer sah sie Wagner in dem willensfreien Anschauen der Ideen, wie es in der Künstlerseele vorangegangen ist. Das ist nichts ihr Fremdes, Beabsichtigtes, sondern etwas rein Thatsächliches, es erfordert einen echten Künstler und die Empfänglichkeit der recipierenden Menschen. Wagner wirft wie Schiller in den „Briefen über ästhetische Erziehung" einen Blick in die Zukunft auf den idealen künstlerischen Menschen, welcher „der zum Wesen der Gattung erweiterte Mensch nach der höchsten Fülle seines eigenen, besonderen Wesens" wäre. Damit greift er über die Grenzen der Aesthetik hinüber, die es mit den wirklichen Menschen und der Wirkung des Kunstwerks auf diese zu thun hat. Darauf geht Wagner nicht ein, und D. sucht seine Ansichten andeutend zu ergänzen, indem er so gleichsam die Probe der Wagnerschen Kunsttheorie macht. Schliesslich hebt D. die induktive Methode von Wagners Kunstforschung, zugleich aber ihre Subjektivität hervor und charakterisiert den pädagogischen Wert einer solchen Erscheinung. Man freut sich seiner Auseinandersetzungen, seiner Gabe, die fragmentarischen, durchaus nicht systematischen Aeusserungen Wagners im inneren Zusammenhang darzustellen und durch gelegentliche Winke den äusseren Zusammenhang mit den ästhetischen Lehren anderer anzudeuten. — Anders hat Scheerbart[28]) Max Klingers[29]) Aesthetik behandelt; da dieser von der Griffelkunst speciell die „Skizze" fordert, erweitert dies S. und verlangt es von der gegenwärtigen Kunst überhaupt. Höchstens der Lyrik sei es augenblicklich möglich, „zu völlig neuen, stilfertig organischen Erzeugnissen zu gelangen", weil ihre allereigentlichste Aufgabe der Ausdruck individuellen Ringens mit der Stimmung sei. Alle anderen Künste könnten nur durch die experimentelle Skizze die grosse Kunstepoche vorbereiten. S. sieht in Klingers Aesthetik die individuelle Rechtfertigung von Klingers Kunst, und gerade das erscheint ihm wertvoll.[30]) —

Ziel und Methode der Forschung. Wie weit wir gegenwärtig noch von einem sicheren Ausbau der Poetik und Aesthetik entfernt sind, das lässt sich am besten aus den widerstreitenden Ansichten über den bei solchen Untersuchungen einzuschlagenden Weg entnehmen, ja es steht nicht einmal das Ziel fest, zu dem wir gelangen sollen

---

Klinger als Aesthetiker: FrB 2, S. 1009–12. — **29)** × M. Klinger, Malerei u. Zeichnung. München, Fritsch. ||Kw. 5, S. 17–20.|| — **30)** × M. Kronenberg, Lotze als Dichter: AZgB N. 188/9. — **31)** Th. Lipps, Zweiter ästhetischer Litteratur-

oder wollen. Lipps [31]) führt z. B. in seiner Besprechung von Werners Werk „Lyrik und Lyriker“ aus: „Das Endziel soll sein Verständnis des Schönen, nicht dieses Allgemeinbegriffes, sondern der mannigfachen Arten seiner Verwirklichung in der Welt ..... Normative Bestimmungen ergeben sich daraus insofern, aber auch nur insofern, als derjenige, der weiss, welche Mittel zu einem Zwecke geeignet sind und welche nicht, ohne weiteres auch zu sagen vermag, wie derjenige verfahren müsse, dem an der Erreichung des Zweckes gelegen ist.“ — Aehnlicher Ansicht ist Xanthippus [32]), der in dem Ausspruche eines Aesthetikers: „Die Kunst soll“, nichts anderes als die wissenschaftliche Aussage sieht: „Die Kunst, die das Ziel A hat, wird der Mittel B, C, D nicht wohl entraten können, B, E, D würde sie trüben, E, D, F verzerren, E, F, G in ihr Gegenteil verwandeln“. Das „kann“ und „soll“ der Aesthetiker „wissen“. — Im Wesen, wenn auch nicht im Ausdruck, stimmt auch Avenarius [33-34]) überein, welcher „Zweck der Kunst“ als „Zweckmässigkeit des Könnens“ erklärt. — H. Fleischer [35]) verficht nun in einem eigenen Hefte die Möglichkeit einer normativen Aesthetik. Er geht vom Widerspruch gegen Scherers Programm für die Poetik aus, sie solle die dichterische Hervorbringung, die wirkliche und die mögliche, vollständig beschreiben, in ihrem Hergang, in ihren Ergebnissen, in ihren Wirkungen. Er vergleicht damit eine Aeusserung Gustav Kirchhoffs, der 1876 als Aufgabe der Mechanik bezeichnete: „die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen zu beschreiben und zwar vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben“. Während F. dieses Programm als berechtigt zugiebt, meint er, die Poetik sei „die Lehre von der Dichtkunst, also die Lehre von einem Können, das nur mit Rücksicht auf einen bestimmten Zweck diesen Namen führen kann, also die Lehre von diesem Zweck und von den Mitteln, durch die er erreicht wird. Also hat die Poetik allgemein giltige Sätze für die dichterische Hervorbringung aufzustellen“. Damit glaubt er Scherer widerlegt zu haben, ohne zu sehen, dass er eigentlich mit Worten spielt und eine petitio principii sich zu schulden kommen lässt; denn er spricht ganz allgemein von einem Zweck, ohne zu sagen, von welchem Zweck. Dadurch scheint ihm erwiesen zu sein, dass eine normative Aesthetik „eine nicht abzuweisende Forderung“ sei, und er wendet sich nun der Frage zu: ist sie möglich? Zuerst thut er „einen wirklich klaren Blick in die Natur des Schönen“; er legt dar, dass das Schöne nicht ausser uns ist, sondern nur in uns gebildet werden kann durch Association, die er gegen Vischers „Einfühlung“ und Bieses Anthropomorphismus als das Ursprüngliche festhält. Im Anschluss an einen älteren Aufsatz von Lipps „Ueber Formschönheit, insbesondere des menschlichen Körpers“ (N&S. 1888, Mai) entwickelt er, worin die Schönheit die menschlichen Gestalt, „worin also (!) Schönheit überhaupt besteht“; ihr Eindruck „beruht auf dem Ausdruck wertvollen seelischen Lebens“. Der Endzweck der Kunst ist die Erzeugung des Schönen, sie hat also, wofern sie diesem Zwecke nicht untreu werden will, „wertvolles Leben, menschliches oder menschenähnliches, zum Ausdruck zu bringen“. Und eine solche Tautologie soll uns nun fördern! Was sagt F. anderes, als die Kunst müsse, weil sie die Schönheit darstellen wolle, die Schönheit, weil sie wertvolles Leben darstellen wolle, wertvolles Leben darstellen. Nun beschäftigt sich F. mit dem Begriffe „wertvolles Leben“ und kommt zu dem Ergebnis, es sei ein „in ganz bestimmter Richtung Charakterisiertes“; darum formuliert er die Aufgabe der Kunst (S. 33): „Die Kunst hat nach irgendwelcher Seite hin charakterisiertes, wertvolles, menschliches oder menschenähnliches Leben zum Ausdruck zu bringen und darf dabei weder unsere sittlichen noch unsere intellektuellen Gefühle verletzen, sondern muss möglichst darauf ausgehen, sie zu kräftigen.“ Je stärker sie es thut, um desto höheren Eindruck des Schönen wird sie hervorrufen, nur niemals den Eindruck eines „Absolut-Schönen“, denn ein solches existiert nicht und kann nicht existieren, da das Schöne auf dem Ausdrucke wertvollen Lebens beruht, das stets in irgend einer Weise charakterisiert ist. Nach alledem glaubt nun F.: eine normative Aesthetik ist möglich, weil man angeben kann, was zu geschehen hat, damit ein ganz bestimmt charakterisiertes Leben zum Ausdruck gelangt. Der Zukunft überlässt er es, zu untersuchen, wie ein bestimmt charakterisiertes Leben zum Ausdruck gebracht wird, er skizziert nur, dass wirklich alles Schöne auf einem solchen Leben beruht, und giebt Winke, was er nun für die Aufgabe der normativen Aesthetik hält. Ich greife das Beispiel heraus, das er für das Kunstgewerbe beibringt. Er bespricht die ästhetische Form eines Kruges, wobei freilich ästhetisch und praktisch identifiziert werden, und meint, dass die Ausweitung, um der im Krug befindlichen Flüssigkeit nachzugeben, nicht ins Unbegrenzte gehen dürfe, weil „die Elasticität des Kruges ihr entgegensteht und mit ihr im Gleichgewicht sich befindet“. Das lasse sich zeigen, indem man rings um den Krug etwa einen aufstrebenden Blätterkranz anbringt und so für diese, wie „jede Funktion des im Kruge wirksamen Lebens, ein be-

---

bericht II. (Schluss): PhilosMh. 27, S. 546—72. (Speciell S. 565.) — **32)** Xanthippus, Imperative Aesthetik?: Kw. 4, S. 218/9. — **33)** (F. Avenarius,) D. Redensart v. „Zwecke“ d. Kunst: ib. S. 161/3. — **34)** F. A(venarius): ib. S. 219 — **35)** H.

stimmtes, unmittelbar verständliches Zeichen findet". Aufgabe der normativen Aesthetik wäre es nun, „solche Zeichen zu finden, anzugeben, in ihrer besonderen Bedeutung zu bestimmen".. Dann scheint aber die Aesthetik ein Gebiet zu betreten, das eigentlich schon der Kunst gehört: die Kunstbetrachtung wird zur Kunstproduktion. Aber hat denn Scherer, auf dessen „Poetik" F. so schlecht zu sprechen ist, nicht gerade auch darauf geachtet, wenn er in seinem Programm (S. 65) ausser der wirklichen noch die „mögliche" dichterische Hervorbringung erwähnt und seine Gedanken über diese Seite klar andeutet? Jedenfalls klarer, als F., der S. 45 als „Gesichtspunkte", von denen man zu einer normativen Poetik gelangen solle, angiebt, die Grenze nach dem Didaktischen hin, die vorzuführenden Charaktere, die allgemeine Anordnung und Vortragsweise, die Ausdrucksmittel zu bestimmen. Er bekennt schliesslich, dass die Aufgabe der normativen Aesthetik „etwa ebenso vielseitig wie das Leben" wäre, nur beschränkt durch den Stoff, an den jede Kunst gebunden ist. „Diesen Stoff auf seine Eigenschaften, auf seine Ausdrucksfähigkeit hin zu untersuchen, davon hängt alles ab." Ja, ist denn das die Aufgabe des Aesthetikers und nicht vielmehr des Künstlers? Würde sich die Aesthetik nicht etwas anmassen, was ihr nicht zukommt, weil sie es nicht leisten kann! Müsste nicht eine solche Aesthetik in jenen Fehler verfallen, den man etwa Gottsched vorwarf: die Kunst lehren zu wollen? F.s Heft vermag nicht zu überzeugen, dass eine solche normative Aesthetik möglich sei, ja er überzeugt sogar, dass sie nicht wünschenswert wäre, weil sie verwirren müsste. Mit Recht hat Scherer (S. 66) gesagt, wir hätten an den wirklichen Produkten Genüge, wenn wir nur erst so weit wären, hier die von F. geforderten Beobachtungen sorgfältig auf Typen zurückgeführt zu haben. — Aehnlicher Ansicht wie Scherer ist Bruno Wille[36]), der vier Methoden der normativen Aesthetik aufzeigt; er verwirft die postulierende, die zu sagen pflegt: „Ich verlange von der Kunst . . . .", ferner die metaphysische, welche die Kunstgesetze aus einer vorgefassten Metaphysik folgert, endlich die autoritäre, welche das Gesetz aus den Werken Eines Künstlers ableitet; dagegen billigt er die psychologische Methode, die aus den Wirkungen der Kunstwerke auf die Menschen die Regelmässigkeiten (Gesetze) löst; Störungen, Beeinträchtigungen des ästhetischen Eindruckes aufdeckt und verurteilt und so auch eine Norm bietet. — Handelt es sich in dem Gegensatze zwischen Scherer und Fleischer hauptsächlich um das Ziel der Aesthetik, die freilich auch die Methode betrifft, so gehen auch im besonderen die Ansichten über die Arbeitsweise stark auseinander. Während z. B. Minor[37]) in seiner scharfen Verurteilung von Werners Buch „Lyrik und Lyriker" die Zusammenstellung und Betrachtung der „Schneegedichte" besonders instruktiv findet, sieht Carrière[38]) darin nur einen Beweis, „wie der Vf. sich allzu sehr ins Breite ergeht und dem Leser gar zu wenig überlässt". Ein solcher Widerspruch zeigt nur, wie wenig gefestigt die Ansichten über die Methode noch sind. Und so gehen denn auch die Darstellungen nach wie vor weit auseinander, was sich im Einzelnen ergeben wird. —

Schulmässige Zusammenstellungen. Wer für Schüler, kleine wie grosse, Poetiken zu verfassen hat, wird freilich nicht umhin können, das Feststehende darzulegen und im Zweifelhaften eine Entscheidung zu treffen. Es wird sich dabei immer nur um den Takt des Bearbeiters handeln. Den Vorzug von Methners Darstellung in dieser Hinsicht rühmt nun auch Minor[39]). — Populäre Zwecke [40-44]) mit wissenschaftlichem Geiste zu vereinigen, haben sich Heinze und Goette[45]) vorgenommen, ohne jedoch über einen eklektischen Dilettantismus hinauszukommen. Sie wollen zwar hauptsächlich im Sinne Comtes und Taines vorgehen, geben aber mehr Phrasen als Erkenntnisse. Nach einem kurzen Ueberblick über die Geschichte der neueren Aesthetik bestimmen sie das Wesen der Kunst als die naturgetreue Wiedergabe von Erscheinungen des Lebens in einheitlicher Begrenzung dergestalt, dass sich die Gesetze des Seins an ihnen widerspiegeln. Sie betrachten dann das künstlerische Schaffen, bei dem sie jedoch des Unbewussten garnicht gedenken; nach ihnen ist alles beim Künstler bewusstes Beobachten. Es fehlt ihren Auseinandersetzungen hier und im übrigen an der nötigen Vorsicht im Ausdruck, an Kritik und gesundem Blick. Das tritt besonders störend im Kapitel über die dichterische Sprache hervor, nach welchem, falls man sich an den Wortlaut hielte, der Schwulst als Ideal der poetischen Rede erschiene. Bei der spielerischen Darstellung des Wertes, der nach H. und G. den einzelnen Lauten zukommt,

---

Fleischer, Ueber d. Möglichkeit e. normativen Aesthetik. Phil. Diss. Breslau, Koebner. III, 50 S. — **36**) B. Wille, Tendenz in d. Poesie: FrB. 2, S. 467. (Vgl. u. I 3: 120.) — **37**) J. Minor, Werner, Lyrik u. Lyriker: GGA. 1892. — **38**) M. Carrière Werner, Lyrik u. Lyriker: AZg[B] N. 183[153.] — **39**) J. Methner, Poesie u. Prosa, ihre Arten u. Formen Halle a./S, Waisenhaus. 1889. X, 338 S. M. 2,80. |[Minor: DLZ. 12, S. 916.]| — **40-42**) × R. v. Zeynek, Lehrbuch d. deutschen Stilistik u. Poetik. 6. Aufl. Graz, Leuschner & Lubensky. VII, 336 S. M. 2,60. — **43**) ○× A. Reichensperger, D. Kunst Jedermanns Sache. 2. Aufl. Wegberg, J. Floitgraf. XX, 41 S. M 1,00. — **44**) × F. Bachmann, Schusters Lehrbuch d. Poetik für höhere Lehranstalten. 3. Aufl. Halle, Mühlmann, 1890. XVI, 87 S.: ASNS. 86, S. 306/9. — **45**) P. Heinze u R. Goette, Deutsche Poetik. Umriss d. Lehre v. Wesen u. v. d. Formen d. Dichtkunst. Mit e. Einführung in d. Gebiet d.

werden sie unwillkürlich komisch, gehen übrigens von der falschen Meinung aus, dass e und o „abgeleitete“ Vokale seien, was zu falschen Folgerungen führt. Und so verraten die Vff. noch oft ihre geringe Vertrautheit mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug, und besonders die Metrik beweist, dass sie von den neueren Untersuchungen keine Kenntnis haben und die älteren nicht vollständig verstehen. Auch in ihren neuen Aufstellungen sind sie nicht glücklich, die Lyrik z. B. teilen sie ein in Liederdichtung, Stimmungslyrik und Gedankenlyrik; während in der ersten Gruppe bekannte Gattungen vereinigt sind, wird die Stimmungslyrik in historische Lyrik, Lebens- und Landschaftsbild, Sittengemälde, die Gedankenlyrik in Weltsymbolik, Poesie (!) der Lebenserkenntnis und prophetische Dichtung (!) gegliedert. Die Epik zerfällt in Epos oder Heldengedicht, erzählendes Gedicht (Idyll, poetische Erzählung), Balladen- und Märchendichtung (Ballade, Romanze, Märchen), epische Dichtung mit besonderer Zuspitzung (Fabel, Parabel, Allegorie, Rätsel, Satire) und erzählende Prosadichtung (Roman, Novelle). Die Dramatik wird eingeteilt in das Drama höheren Stiles und in das Lustspiel. Man sieht schon aus diesen wenigen Proben, dass H. und G. den Durchschnitt populärer Darstellungen nicht erreichen.[46] — Auch die Neubearbeitung von Calmbergs Rhetorik durch Utzinger[47]) kann wegen der vielen schiefen Ausdrücke und verwirrenden Bestimmungen keineswegs gerühmt werden[48-51]). —

Subjektive Versuche. Unzufrieden mit der bisherigen Kunstbetrachtung sucht ein „Moderner“, Arno Holz[52]), seine eigenen Wege zu wandeln und dabei für seine Darstellungsart von den Franzosen zu lernen. Er kleidet das Ganze novellistisch ein, entwirft Stimmungsbilder und lässt „Dokumente“ für die einzelnen Stufen seiner Erkenntnisentwicklung reden. Wir folgen den breiten Auseinandersetzungen mit Interesse, freilich aber nur mit halber Billigung. Der Inhalt lässt sich kurz durch einige Sätze wiedergeben: (S. 34) „Er pfeift auf das schulstaubtrockne Dogma klassischer Autorität“, klammert sich nicht (S. 41) „an die Schürze einer längst verlotterten, abgetakelten Aesthetik“. Nun erscheint ihm Zolas Satz „Une oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un temperament“ zeitweilig als Lösung seiner Zweifel, aber er führt ihn hübsch auf seine Quellen zurück und beweist, wie wenig Zola als Theoretiker originell ist. H. greift zu Taine und bezeichnet als Grundlage seiner „Philosophie de l'art“ das Gesetz: „Jedes Kunstwerk resultiert aus seinem Milieu“ und das falsche Dogma: „In der exakten Reproduktion der Natur besteht das Wesen der Kunst nicht.“ Durch Induktion aus Einem Falle gelangt nun H. zu seiner Ansicht: „Die Kunst hat die Tendenz, wieder Natur zu sein. Sie wird sie nach Massgabe ihrer jedweiligen Reproduktionsbedingungen und deren Handhabung“ (S. 117); das führt er dann in einem französischen Brief an Zola im Gegensatze zu dessen Ansichten durch und giebt als Resultat: „Papa Hamlet“ und die „Familie Selicke“. Ob ein anderer Arno Holz mit dieser theoretischen Begründung der gemeinsamen Dichterarbeit von Arno Holz und Johannes Schlaf zufrieden wäre, das soll hier nicht untersucht werden. Der Versuch einer solchen Aesthetik ist ganz subjektiv, hat aber Wichtigkeit für die später noch zu betrachtende Frage nach der Ueberwindung des Naturalismus. —

Einen anderen Weg schlägt von Kralik[53]) ein; schon das Motto, „Die rechte Kunst ist Gottes Bote“, drückt seine Ansicht aus. Die Fortsetzung dieses Satzes von Friedrich von Sonnenburg (v. 177): „und ist darzuo sîn kneht“ lässt er freilich fort aber folgende Punkte stehen für ihn fest. Ohne eine klare Weltanschauung ist künstlerisches Schaffen nicht denkbar; die Weltanschauung muss religiös sein, d. h. über den Zusammenhang des Unendlichen mit dem Endlichen, des Unbedingten mit dem Bedingten Aufschluss geben, sie muss positiv, bejahend sein, vereinigend, nicht kritisch scheidend. Sie muss eben die wahre Weltanschauung sein, deren Kern dieser ist, dass wir uns hier auf der Erde in einem Zustande vorübergehenden Kampfes gegen alles Uebel befinden, dass dieser Zustand aber nicht unser wesentlicher sei, dass höhere Mächte auf diesen Kampf Einfluss haben. Die Kunst ist etwas so Positives und Gegebenes wie die Religion; wie diese kann sie zeigen, dass alles Uebel des Kampfes, alles Leid vorübergehend ist und unser ewiges Wesen nicht zu versehren vermag. Nur in der Methode unterscheidet sich die Kunst von der Religion, indem sie uns den ganzen Hergang des Weltlaufs im Ganzen oder im Kleinen miterleben lässt, aber so, dass dem Hörenden der wirkliche Zusammenhang, der ihm im Welttreiben zu verschwinden droht,

---

Kunstlehre. Dresden-Striesen, Heinze. V, 363 S. M. 5.00. |[HambNachr[S]. N. 41; Grenzb. I, S. 477/8.]| — 46) × F. J. Günther Rhetorik u Poetik. Zweite verb. Aufl. bearb. v. C. Schroeter. S.-A. v. Günthers 100 Paragr. aus d. Rhet. u. Poetik usw. Gera [jetzt Leipzig], Reisewitz. IV, 92 S. M. 1,00. — 47) A. Calmberg, D. Kunst d. Rede Lehrbuch d. Rhetorik, Stilistik, Poetik. 3. Aufl. Neu bearb. v. H. Utzinger. Zürich, Orell Füssli & Co. XII, 238 S. M 3,00. — 48-51) A. Brunner, Beyer, deutsche Poetik: BBG. 45, S 504—12. (1890. I,3 : 42.) — 52) Arno Holz, D. Kunst, ihr Wesen u. ihre Gesetze. Berlin, Issleib (Gustav Schuhr). V, 156 S. M. 3,50. |[L. Simons: De Gids (März); FrB. 2, S. 571; R. M. Meyer: DLZ. 12, S. 1689; BLU. S. 463; K. Erdmann: AZg[B]. 99; Gesellschaft I, S. 446]| — 53) R. v. Kralik, Kunstbüchlein gerechten gründlichen Gebrauchs aller Freunde der Dichtkunst. Wien, Konegen. VIII, 146 S. M. 2,40. |[Grenzb. III, S. 189/91: R. M

mit überzeugender Kraft entgegenleuchtet. Dadurch gelangt K. zu einem tieferen Verständnis der Aristotelischen Lehre von Furcht und Mitleid. Die Kunst lässt uns das Furcht- und Mitleid-erregende Leid miterleben, aber so, dass wir zugleich das wahre Verhältnis der Dinge schauen oder ahnen und dadurch von Furcht und Mitleid befreit werden. Die Kunst hat wieder eine doppelte Methode dieser Befreiung: sie stellt entweder das Ewige, Göttliche der menschlichen Seele oder das Unbedeutende des Leidens dar, also entweder das Erhabene oder das Lächerliche; nur diese Kategorien erkennt K. an, alle übrigen, wie das Schöne, das Charakteristische, der Stil, der Geschmack, das Naive oder Sentimentale, das Anmutige, der Humor, die Ironie usw. sind entweder jenen untergeordnet oder bloss negativ oder nichts der Kunstlehre allein Angehörendes. Die Schöpferkraft erkennt K. darin, das Leben auch dort zu erblicken, wo es nicht in die Sinne fällt. Die Aufgabe der Kunst, was die Charaktere, eigentlich den Charakter, die Individualität, die Persönlichkeit betrifft, ist, zu zeigen, wie jeder Mensch durch das Handeln notwendig in eine unfreie, zur Fessel seines Ichs werdende Richtung gedrängt wird, über die ihn nur das tragische oder komische Bewusstsein dieser Notwendigkeit erheben kann. Die künstlerische Phantasie besteht in der Fähigkeit zu charakterisieren, d. h. handelnde Gestalten so zu sehen und darzustellen, als ob sie gegenwärtig wären. Die Kunst hat Handlungen zum unmittelbaren Gegenstand, die Charaktere sind aber nichts als Handlung, Schein von Charakter; es giebt nicht verschiedene Charaktere, nur verschiedene Handlungen. Mit dem Handeln ist immer ein Ringen, ein Kampf verbunden, jedem Spruch steht ein Widerspruch, jeder Lust ein Schmerz gegenüber, jedes Handeln schafft Leid, also giebt es wohl verschiedene Kombinationen, aber nur Einen Kern, wohl verschiedene leidenschaffende Handlungen, aber nur Eine Leidenschaft. Die Dichtkunst kennt nach dem Stoffe der Dichtung nur zwei Dichtungsgebiete, ein objektives und ein subjektives, sie schöpft entweder aus dem Makro- oder dem Mikrokosmos, aus dem Weltgeschick oder aus dem Gemüte des Dichters. Die Grundformen der Dichtung sind demnach Epik als objektive, Lyrik als subjektive Form; vom Epos trennt sich durch die Form das Drama, von der Lyrik der Roman, der, nur insofern er „lyrische Selbstbiographie" ist, in den Bereich der hohen Kunst gehört. Mit Entschiedenheit wendet sich K. gegen die Auffassung des Romans als des modernen Epos, weil dieses in der Sage, nicht in der Erfindung einer Erzählung besteht; unter Sage versteht K. die Gesamtheit der überlieferten Nachrichten von göttlichen oder himmlischen Dingen, die entweder ausschliesslich im Jenseits spielen oder in die endliche Welt hereingreifen: sie ist die „Idee" der Welt. So stellt der Vf. manches Paradoxon auf, das zu denken giebt, und handelt dann von den Meistern der Weltlitteratur feinsinnig, wenn auch bewusst subjektiv. Zum Schlusse bringt er Ratschläge, nicht Regeln für die Poesie der Zukunft zusammen. Sein liebenswürdiges Büchlein ist kein System und will es nicht sein, es ist das Ergebnis umfassender Kenntnis, eindringender Reflexion und starkausgeprägten Subjektivismus. Es regt an und reizt zum Widerspruche. — Das zeigte sich deutlich in einer freundschaftlichen Polemik zwischen A. Bettelheim und F. Mauthner. Wegen der lobenden, warmen Besprechung Bettelheims[54]) nimmt Mauthner[55]) Stellung zu dem Büchlein, in dem er „jugendliche Greisenweisheit" sieht, eine gewisse Koketterie der Sprache, philosophische Unklarheit, ja Unwahrheit unangenehm empfindet; Kralik gebe für eigene Weisheit aus, was doch aus Schopenhauer geschöpft sei, baue „seine ganze ästhetische Ueberzeugung auf einem zu diesem Zwecke rücksichtslos zurechtgeschobenen Schopenhauer auf". Besonders klar trete dies in der Lehre von Furcht und Mitleid hervor, in der Kralik „aus einer Theaterregel des Aristoteles in die Lüge einer Kapuzinerpredigt hinüberspringe". M. „protestiert" nun gegen die dadurch herbeigeführte Verquickung von Glauben und Kunst, weil Kralik „mit seiner ästhetischen Romantik einer kirchlichen Reaktion in die Hände arbeite". Dadurch kommt aber in M.s Besprechung ein fremder Ton, was ihm Bettelheim[56]) mit Recht vorgehalten hat. Auch B. stimmt keineswegs allen Ansichten Kraliks zu, verwirft die Grundanschauung, den Begriff der Sage, die Theorie des Epos, der Charaktertragödie und -komödie; aber das ganze Heft imponiert ihm durch die Selbständigkeit des Denkens. Er tritt lebhaft für Duldung auf dem Gebiete der Kunstschulen und Theorien, für Toleranz in Geschmackssachen ein. Im Grunde genommen besteht gar kein Gegensatz zwischen Mauthner und Bettelheim, nur bekämpfte jener das Kunstbüchlein als einen Zeugen für die von ihm gefürchtete litterarische Reaktion und verwechselte dabei litterarische und politische Reaktion. Man sieht daraus, mit welchen Gefahren die Aesthetik zu ringen hat. —

Unter Aesthetik versteht Kratz[57]) die Lehre von den Gefühlen, während er die Lehre vom Schönen einer besonderen Kunstlehre zuweist. Seine „Grundzüge" ver-

Werner: DLZ. 12, S. 1779/80; H. Löbner: BLU. S. 540.]| — 54) × A. Bettelheim, E. neue Theorie d. Dichtkunst: Nation[B]. 8. S. 746/9. — 55) F. Mauthner, E. Kunstbüchlein: ML. 60, S. 595/8. — 56) A. Bettelheim, Offener Brief an F. Mauthner: ib. S 647. — 57) H. Kratz, Aesthetik. Grundzüge e. Lehre v. d Gefühlen. Gütersloh, Bertelsmann. 68 S. M. 0,80.

folgen populäre Ziele, suchen nach einer nicht gerade tiefen, aber einfachen Ordnung der Thatsachen und wollen das Ganze mehr andeuten, als ausführen. „Gefühl“ ist für den Vf. alles, was man überhaupt fühlt, im weitesten Sinne des Wortes, also das ganze Gebiet unseres bewussten Innenlebens; er vermisst eine einheitliche Bezeichnung dafür, weil das Wort Gefühl mehr eine Einzelerscheinung meint; haben wir denn nicht den substantivierten Infinitiv: das Fühlen? Er unterscheidet drei Gruppen von Gefühlen nach den Ursprungsgebieten: 1. leibliche (die ihren Ursprung in unsrer leiblichen Natur haben), 2. seelische und 3. geistige. Die leiblichen gliedert er weiter in a) innerleibliche und b) leibliche Verhältnis- oder Umstandsgefühle (z. B. Wärme, Kälte, Nässe, Druck), die seelischen zerfallen in a) bleibende Stimmungsgefühle (Temperamente, Heiterkeit, Ruhe usw.), b) wechselnde Stimmungsgefühle (Aufregung, Verdriesslichkeit u. dgl.), die geistigen Gefühle sind: a) geistige Beziehungsgefühle (Liebe, Eifersucht, Verehrung usw.), und b) innergeistige Gefühle (Schönheits-, Rechts-, Sittlichkeits-, Selbst-, Vaterlandsgefühl, religiöses Gefühl usw.); diese innergeistigen wieder: α) Form- β) Sachgefühle. Formgefühle sind das musikalische und das malerische Gefühl, die zusammen das Schönheitsgefühl bilden; Sachgefühle, durch eine ideelle Sache angeregt: Wahrheits-, Rechts-, Anstands- und sittliches Gefühl, durch eine reelle Sache wachgerufen: Selbst-, Verwandtschafts-, Heimats-, Vaterlands-, Natur-, religiöses und Sprachgefühl. Er stellt weiter den Zusammenhang der Gefühle untereinander und mit dem Denken und dem Wollen dar, schliesslich aber die Aeusserung der Gefühle. Hier, wie in dem ganzen Hefte wird der Versuch gemacht, die grosse Mannigfaltigkeit auf einfache Typen zurückzuführen, was einen gewissen Wert auch für die Kunstbetrachtung hat, obwohl die Gliederung allzu äusserlich ist und das Wesentliche dabei unberücksichtigt bleibt.[58-61]) —

Induktive Aesthetik. An die Spitze muss ein Werk gestellt werden, das zwar mit der Dichtkunst direkt nichts zu thun hat, aber in konsequenter Weise die Physiologie für die Aesthetik auszunutzen sucht. G. Hirth[62-63]) versteht in seinem vornehm ausgestatteten Buche, das kapitelweise, so wie es geschrieben wurde, in die Druckerei wanderte, unter Kunstphysiologie „die Erklärung der für die bildenden Künste und ihre Kritik, für das künstlerische Schaffen und den guten Geschmack in Betracht kommenden Regeln — soweit thunlich — aus der Natur der menschlichen Sinne und Seelenkräfte“. Es ist in erster Linie eine Art Streitschrift, die für eine bessere Methode des Zeichenunterrichts eintritt, H. verlangt nämlich, dass nicht nach Vorlagen oder Gipsmodellen, sondern von Anfang an nach der Natur gezeichnet werde. Um die Richtigkeit dieser von ihm schon mehrmals vertretenen Ansicht darzuthun, zieht er alle Momente sorgfältig in Betracht, die bei jeder künstlerischen Reproduktion — dieses Wort im weitesten Sinne genommen — thätig sind. Ist es ihm so vor allem um praktische Zwecke zu thun, die Verbildung in der Jugend zu verhindern, zur Selbstbeobachtung anzuleiten, und steht auch durchaus die bildende Kunst im Vordergrund, so werden doch einzelne Resultate für die Kunst überhaupt wichtig. Nur ist H. leider ein so einseitiger Betrachter der bildenden Kunst, dass er dadurch zu einer gewiss nicht ganz berechtigten Polemik gegen Wundt verführt wird. Was dieser über das künstlerische Schaffen sagt, das gilt in allererster Reihe für die Dichtkunst, während für H. in diesem Werke Kunst und bildende Kunst, Künstler und Maler identisch sind. Trotzdem kann sein Begriff der Kunst mutatis mutandis allgemein beachtet werden; er findet Kunst überall da, „wo uns eine ungewöhnliche Vertrautheit mit der Natur, mit dem Leben und der Wahrheit in sicherer, zielbewusster Gestaltungskraft — wenn auch vereinfachend und verklärend — entgegentritt“. Das ist ihm das „specifisch Künstlerische“. Er betrachtet die physiologischen Grundlagen, die zur Herbeiführung dieses specifisch Künstlerischen thätig sind, denn ihm ist die Phantasie nur die Association von Bildern aus der Vorratskammer unsres Gedächtnisses; das Gedächtnis aber ist ein scheinbarer Abschnitt der einheitlichen Entwicklung, die mit der Apperception beginnt. Entsprechend den drei Bedeutungen, in denen wir das Wort „merken“ brauchen, unterscheidet H., abweichend von der wissenschaftlichen Erklärung, drei Grade des Merkens: 1) die zufällige Apperception, das unbeabsichtigte, unwillkürliche Einspringen von Sinneseindrücken in unsre Aufmerksamkeit und ins Gedächtnis; 2) die vorbedachte Apperception, auf Grund eifriger, fortgesetzter oder wiederholter Betrachtung unter Befolgung eines (wenn auch unbewussten) logischen Systems; endlich 3) die „Apperception als Selbstzweck“, das Bestreben, die charakteristischen Merkmale der Erscheinungen aufzufassen und festzuhalten in der bestimmten Absicht wirklicher oder phantastischer Reproduktion: das

---

— **58**) ○×× Giovanni Giuseppe Gizzi, Il fondamento della estetica. Roma, Löscher. |[NAnt. 33, S. 403.]| — **59**) ×× E. Blémont, Esthétique de la Tradition. Paris, F. Maison neuve VIII, 124 S. Frc. 3 00. |[M. La Via-Bonelli: ASTP. 16, S. 128/9]| — **60**) ○× E. Ledercq, Philosophie de l'enseignement des beaux-arts Paris-Verviers. Pont-Saint-Laurent. 12⁰. 208 S. Fr. 1,20. — **61**) ○× de Chambrun, Aelia. Une étude d'esthétique. Paris, Chamerot. 183 S. — **62**) G. Hirth, Aufgaben d. Kunstphysiologie. 2 Teile mit Abbildungen. München, G. Hirth. VIII, III u. 611 S. M. 6,00. — |[G. Pertig: BLU. S. 571/2.]| — **63**) ○× Kunstphysiologie: Grenzb. III, S. 73/8. — **64**) × C. Lombroso, D.

und Kleinheit, Mannigfaltigkeit, Bewegung; aber er konstatiert nur, dass aus solchen Quellen ästhetische Erregung fliessen könne, ohne dies zu erklären oder in seinem Wesen darzustellen; ja wiederholt fühlt man sich versucht, sogar die Richtigkeit der Beobachtungen anzuzweifeln, so wenn M. z. B. die Sprünge des Känguruhs schön findet. In dem Abschnitte über die Farbe bleibt M. weit unter dem, was von der Aesthetik gewiss schon richtig festgestellt wurde, er gedenkt nicht einmal der Einschränkung, dass uns eine sonst gefallende Farbe hässlich erscheint, wenn sie am unrichtigen Platze steht: rote Nase, blaue Haare. Seichte Phrasen werden statt der Untersuchung geboten. M. hat sich noch kaum die Grundprobleme klar gemacht, da er sein drittes Kapitel mit dem Satze beginnt, es müsse schöne, schönere und schönste Dinge geben, weil „das Schöne immer das Resultat einer Vergleichung und einer Wahl“ sei. Es ist ein abstossendes Spiel mit Worten, wenn es unmittelbar hintereinander heisst: „Das Schöne in der Natur scheint fast allen höher zu stehen als das Schöne in der Kunst, aber die Aesthetik der Göttlichen Komödie oder der Oden Pindars wird immer höher gestellt werden als die Schönheit einer Blume.“ M. macht es sich sehr leicht, wenn er als Bezeichnungen für Grade der Schönheit bunt durcheinander erhaben, erstaunlich, unübertrefflich, göttlich, ausserordentlich, unvergleichlich usw. anführt. Als einzigen Massstab betrachtet er die Zahl der Nervencentren, „die durch die Betrachtung oder Bewunderung eines schönen Gegenstandes in Mitwirkung gezogen werden“. M. setzt folgende acht Formen des Schönen an: das Grossartige, Erhabene, Anmutige, Malerische, Verhüllte, Schreckliche, Groteske, Komische; aber er begnügt sich mit diesen Schlagwörtern und macht nicht einmal den Versuch, diese Begriffe nun zu erläutern; oder darf ein ernst zu nehmender Aesthetiker vom Erhabenen sagen, es sei „eine sehr hochstehende Schönheit, ein Superlativ der Superlative“, es unterscheide sich vom Grossartigen, „weil es weniger auf die Grösse des Horizonts und mehr auf die Erhabenheit (!) der Gemütsbewegung und auf den hohen Schwung der Empfindung ankommt, welche an der ästhetischen Empfindung teilnehmen sollen“? Darf er als Erkenntnis den Witz vorbringen, das Anmutige sei das Muskatellerschöne? Und von dieser Art oder von der überaus belehrenden Form a = a sind alle seine Redereien; er sagt gern, das und jenes sei schwer zu definieren, werde aber von jedem verstanden, „bei dem das ästhetische Gefühl auch nur mässig entwickelt ist“. Wozu es dann dieses Aesthetikers bedarf, das sieht man freilich nicht ein. Plaudereien, weder geistreich noch originell, bringt er über den Einfluss der Rassen, über Neuheit und Gewohnheit, über zufällige Störungen wie Förderungen des ästhetischen Eindruckes vor. M. gerät aber auch häufig mit sich selbst in Widerspruch, woran einerseits die Flüchtigkeit seiner Arbeit, andrerseits die Unklarheit seiner Fragestellung Schuld trägt. So konstruiert er die acht verschiedenen Formen des Schönen, bringt aber dann eine heillose Verwirrung hervor, indem er im Einzelnen ihre Wertschätzung vornimmt; so sagt er, oft werde „der schlechte Geschmack epidemisch und eine ganze Generation oder eine ganze Geschichtsperiode erkranke an ästhetischer Pica“, weil sie „das Groteske schön“ findet, er hat aber selbst das Groteske für eine Form des Schönen erklärt. Mir liegt leider das italienische Original nicht vor, und ich bin ganz auf Teuschers flüchtige Uebersetzung angewiesen, trotzdem glaube ich nach den vielen Widersprüchen M. auch diesen zutrauen zu dürfen. Wer Burckhardts Urteil, „Die barocke Kunst spricht dieselbe Sprache wie die Renaissance, aber einen verwilderten Dialekt derselben“, erstaunlich findet, der steckt noch in den Anfängen der Kunstbetrachtung. Auch bei der kurzen Revue der einzelnen Künste werden wir nicht gefördert. Was speciell die Dichtkunst betrifft, so weist ihr M. zweierlei Art zu, einen schönen Gegenstand „zu beschreiben“, „entweder durch Vergleichung mit einem anderen, der mit ihm grössere oder geringere Aehnlichkeit hat, oder so, dass er seine Aufmerksamkeit auf dessen Besonderheiten richtet, sodass er in uns auf anderem Wege die Empfindung erzeugt, welche in uns der Anblick des Gegenstandes selbst hervorgebracht hat(!)“. Braucht man noch eine Probe für das Seichte dieser angeblich physiologischen, im Grunde aber durchaus normativen Aesthetik? Mit einer Reihe von „Dogmen“ beschliesst M. sein Buch, dessen Wert im umgekehrten Verhältnisse zu seinem Erfolge steht. Auffallend ist, dass M. Fechners Forschungen nicht zu kennen scheint. —

Einzelne Schriften zur Aesthetik[70]) im Allgemeinen hat wieder Lipps[71]) in seiner fruchtbaren Weise besprochen[71]) und dabei zuerst das Verhältnis des Schönen zum Guten oder sittlich Wertvollen behandelt. Auch hier erscheint ihm die Untersuchung im Einzelnen als der einzige Weg zum Erfolge, die Betrachtung der einzelnen Arten von Verwirklichung des Schönen in Natur und Kunst mit Rücksicht darauf, wie weit überall an dem Eindruck des Schönen ein Gutes oder sittlich Wertvolles beteiligt sei.

Dr. R. Teuscher. Jena, Costenoble. VIII, 189 S. M. 2,00. |[C. Grottewitz: ML. 60, S. 296/8.]| — **70)** × Ernst Grosse, D. erste Baustein zu e. ethnologischen Aesthetik: Gegenw. 40, S. 70/2. (Im Hinblick auf Hein, D. bildenden Künste bei d. Dayaks auf Borneo. E. Beitr. z. allg. Kunstgesch. Wien, Hölder.) — **71)** Th. Lipps, Zweiter ästhetischer Litteraturbericht

Er verlangt jedoch klares Bewusstsein des Unterschiedes und Gegensatzes von ästhetischer Beurteilung und praktisch sittlicher Wertschätzung. Unter Gut aber versteht er, „was irgendwie zur Vollkommenheit der Persönlichkeit hinzugehört oder dazu einen positiven Beitrag liefert“. In Giacinto Fontanas Werk „La morale e l'estetica“ findet er statt Untersuchung Begriffsarbeit und sieht den Kern in dem Satze, dass das Schöne nicht notwendig gut und wahr, das Gute und Wahre dagegen an sich oder seinem eigentlichen Wesen nach jederzeit schön sei. Dieser Idealismus erscheint L. sympathisch, das Werk aber selbst wenig förderlich. Lucien Arréats Buch „La morale dans le drame, l'épopée et le roman“ stellt zwar hauptsächlich historisch die thatsächliche Entwicklung der Moral dar, wie sie uns in der Geschichte der Poesie, insbesondere der des Dramas entgegentritt, behandelt aber die wichtige ästhetische Frage auch in einem eigenen Kapitel „L'art et la morale“, nur, wie L. nachweist, nicht mit konsequenter Klarheit. Zwar billigt L., dass Arréat die moralische Nützlichkeit der Kunst leugnet, verwirft aber andrerseits dessen Behauptung, die Sittlichkeit („la moralité“) sei gar nicht Gegenstand der Kunst, sondern nur „une condition du plaisir dramatique“. Das könnte nur zugegeben werden, wenn man auf dem Standpunkte des socialen Utilitarismus stände und unter sittlich die nützlichen, nämlich für das Gemeinwohl nützlichen menschlichen „Emotionen“ begriffe. Dagegen bestehe der Genuss beim Kunstwerke, vor allem beim Drama, schliesslich in nichts anderem als in der „Sympathie“, der Kunstgenuss sei der Genuss des sittlich oder menschlich Wertvollen, und die Kunst des Künstlers habe die Aufgabe, uns diesen Wert fühlbar, reiner fühlbar zu machen, als er irgend sonst werden kann. Bei Guyaus sociologischer Aesthetik (L'art au point de vue sociologique) vermisst L. Klarheit über das, was Aesthetik ist, und zeigt, wie die folgerichtige Durchführung seiner Ansichten zu dem Unsinn gelangen müsste, das wertloseste Machwerk aus Sympathie für den Künstler als künstlerisch wertvoll anzusehen. Er betont gegenüber Guyaus Behauptung, Elemente des Kunstgenusses seien 1) das Vergnügen, in der Nachahmung das Nachgeahmte wiederzuerkennen, 2) die Freude am Künstler und seiner Geschicklichkeit, damit verbunden am Kritisieren, endlich 3) die Freude, mit den vom Künstler dargestellten lebenden Wesen zu sympathisieren, scharf aber voll berechtigt: der Genuss des Kunstwerks bestehe nur im Genuss des Kunstwerks, nicht auch im Genuss des Künstlers und seiner Geschicklichkeit, des Kritisierens oder des Wiedererkennens. Es scheint gerade der Schrift eines „eigenartig selbständigen Geistes“ gegenüber nicht überflüssig, diesen selbstverständlichen Satz auszusprechen. So sehr L. mit Paul Souriau (L'ésthetique de mouvement) in dem Grundsatz übereinstimmt, dass gegenwärtig die „Aera der Monographien“ für die Aesthetik angebrochen sei, d. h. die Epoche für Sammlung einzelner Beobachtungen, muss er andrerseits Souriaus Sophistereien zurückweisen. Nicht die Anstrengung, sondern der Erfolg der Anstrengung gewährt uns Freude; die Anstrengung ist Bedingung des Erfolgs und insofern der Freude, darum aber noch nicht deren Gegenstand. Es sei nicht richtig, dass wir das Unangenehme der Anstrengung, überhaupt das Unangenehme, suchen, um davon befreit zu werden; die erwartete Befreiung vermöge unser Widerstreben zu vermindern, aber es nie in positive Lust zu verwandeln. Vollends den Genuss des Tragischen aus diesem Prinzip abzuleiten, heisse nicht methodisch beobachten, sondern auf Nachdenken verzichten. L. lässt für die Psychologie das einzige Gesetz „du moindre effort“ gelten, dass die psychische Thätigkeit in dem Masse erfreut, als sie positive, von Hemmung oder Zwang befreite Thätigkeit ist. Er warnt dann vor scheinbar physiologischer Psychologie, die aus annähernder Uebereinstimmung zwischen Pulsschlag und Rhythmus unsre Freude an diesem erklären wolle. Ueberall verrät L. seine sichere, nicht durch Vorurteile beeinflusste Erkenntnis. — Die Besprechung von Cherbuliez'[72]) Arbeit spare ich auf, bis sie in der Buchausgabe hier zu behandeln ist.[73]) —

Das interessante Thema, wie sich im Künstler „schöpferische“ und „menschliche“ Seele verhalten, hat R. Falckenberg[74]) zum Gegenstande einer populären Darstellung genommen. Er zerlegt das Problem in drei Fragen: 1) Wie muss ein Mensch beschaffen sein, um ein Künstler sein zu können? Welche Eigenschaften machen den Künstler? Welche Eigenschaften sind den Künstlern gemeinsam im Unterschied von ihren nicht produktiv begabten Mitmenschen? 2) Welche Rückwirkung übt das Künstlersein auf den Künstler? 3) Welche Beziehungen bestehen zwischen der Eigenart des Schaffens und der Eigenart des menschlichen Wesens? oder anders ausgedrückt: erlaubt die Art des künstlerischen Schaffens Schlüsse auf die Eigenschaften des Menschen? F. meint nun, den Künstler zeichne aus erhöhte Aufnahmefähigkeit der Sinne, schärferes und

---

II (Schluss): s. o. N. 31. — **72)** ×× V. Cherbuliez, L'art et la nature. Ière partie. L'oeuvre d'art et le plaisir esthétique. IIième partie: L'imagination, ses lois, ses méthodes, ses joies dans son commerce direct avec la nature. 3. Les chagrins, les tourments de l'imagination et sa délivrance par les arts. 4. Les doctrines, les écoles et la personnalité de l'artiste: RDM. 106, S. 5—42, 242—86, 481 ff., 721 ff. (1892 als Buch erschienen.) — **73)** ○ × Rod. Bettazzi, Teoria delle grandezze. Pisa, Hoepli. 4°. M. 6,00. — **74)** R. Falckenberg, Künstler u. Mensch: N&S. 58, S. 376—91. (Vgl. Kw·

genaueres Gedächtnis für Sinneseindrücke, freieres Schalten mit den Erinnerungsbildern, d. h. eine muntere, starke und reiche Phantasie, feinfühliger Geschmack, d. h. das sichtende, wählende Gefühlsurteil über die Bilder der Phantasie, endlich eine gesteigerte Gefühlsthätigkeit. „Das innige Zusammen von Fühlen und Schauen, das Ineinander von Bild und Stimmung ist es, was recht eigentlich den Dichter, den Künstler macht.“ Die Beantwortung der beiden andern Fragen ist nur in flüchtiger Andeutung gegeben und zeigt mehr, worauf geachtet werden muss, als was sich schon ermitteln liess. Diese Teile sind weniger fruchtbar als der erste. Der Vergleich zwischen dem Wesen des Künstlers und dem Wesen der Frau ist mehr äusserlich bestechend als innerlich überzeugend; auch merkt man, dass F. selbst noch nicht zu festen Ueberzeugungen gelangt ist, wenn sich überhaupt die Fülle der Erscheinungen unter ein einheitliches Prinzip bringen lässt. Ausdrücklich schiebt F. die Beantwortung der Frage, wie sich Künstler und Mensch verhalten, für jeden einzelnen Fall dem Biographen zu und sucht nur einiges Gemeinsame zu erfassen. Fleiss sieht er als einen steten Begleiter des grossen Künstlers an. —

Auch Spitteler[75]) ist dieser Ansicht, aber er hält den Fleiss auch für den Vorarbeiter und Bahnbrecher der Inspiration, die Stimmung und Eingebung könne ertrotzt oder angelockt werden. Natürlich bildet hervorragendes Dichtertalent die unerlässliche Voraussetzung. Auch bezieht sich der Fleiss nicht auf den Urentwurf, der aus Phantasiezwang hervorgehen muss, wenn aus dem Werk etwas werden soll. „Die Ureingebung stammt aus Seelengegenden, die den Kräften des Verstandes, des Willens und des Geistes weit überlegen sind“, dafür giebt es nur Eine Vorarbeit, „vom Leben tüchtig geschüttelt zu werden“. Ja die erste Eingebung ist unzulänglich: ehe ein Plan arbeitsreif wird, sind noch ergänzende Conceptionen in Menge nötig. Darum das langsame Reifen von Plänen, „wer zu früh beginnt, beraubt bei aller Kunst den Stoff seiner schönsten Erträgnisse“. Hat die Arbeit aber begonnen, dann soll es in Einem Zuge weitergehen, hier gebührt dem Fleisse sein wichtiger Platz; vom unterbrochenen Arbeiten, vom behaglichen Versuchen und längerem Wählen hält S. nicht viel. Ist durch Zufall, also plötzlich auftauchende Schwierigkeit im Stoffe, physische und psychische Abspannung, äusseres Leben eine Unterbrechung eingetreten, dann ist es besser, nicht erst auf die Rückkehr der Lust und Stimmung zu warten. Die Dichter gingen da anders vor als die Musiker oder Maler; aber das hält S. für unrichtig, auch die Dichter sollten durch Energie, „sanitätswidrige Anstrengung“, den Grad ihrer Fruchtbarkeit erhöhen. Nach Beginn der Arbeit gilt es die Vollendung kurzer Hand zu erzwingen. Es sei eine Thatsache, die schwerlich ein Künstler bestreiten werde, dass während oder unmittelbar nach einer kräftigen Arbeit die schöpferische Phantasie in grösserem Masse sich gegenwärtig und willig zeige als im träumerischen Ruhezustande; ferner lehre die Erfahrung, dass neue Eingebungen um so reicher zuströmten, je kräftiger ein Künstler die alten erledige, je fleissiger er sein Lebtag arbeite: zwischen Arbeit und Eingebung walte folglich ein ursächlicher Zusammenhang. Für die Visionsphänomene glaubt S. folgenden „Kalender“ aufstellen zu können: „Niemals taucht eine Vision an demjenigen Punkt auf, nach welchem der Schaffende die Aufmerksamkeit gerichtet hat, wohl aber rückwärts und vorwärts auf der Bahn des Werkes und zwar in einer Menge, welche der Energie der Arbeit proportional ist“; er nennt das für seinen Hausgebrauch „das Gesetz der ricochetierenden Phantasie“. Unbedenklich unternimmt er bei der wüstesten Stimmung die Arbeit, denn die Stimmung ist Nebensache, die künstlerische Phantasie aber nicht; in einem guten Stoff liegt die Kunststimmung stets enthalten. „Ausserhalb des Bereichs des Bewussten“ liegen Lösung „der scheinbar unentwirrbaren Verwicklungen“ oder Auswahl zwischen anscheinend gleichwertigen Motiven; denn die Visionen sind stets einfach, es muss durch Gedanken- und Willensarbeit das kompositorische Hindernis so weit überwunden werden, dass die allereinfachsten räumlichen und zeitlichen Verhältnisse vorliegen, ehe von der Eingebung ein poetisches Bild zu erwarten ist. S. teilt das als seine eigenen Erfahrungen mit, vermutet aber, dass er nicht privaten Naturgesetzen unterliege und darum anderswo dasselbe voraussetzen dürfe. — Das wird bestätigt durch einen interessanten Aufsatz Spielhagens[76]); der Genius ist nach ihm im genialen Fleiss ebenso exceptionell wie in jeder anderen virtus. „Hat je ein Genie existiert, so ist es der Fleiss selbst gewesen“. „Der Dilettant kann nur arbeiten, wenn er in Stimmung ist; der Berufskünstler holt sich seine Stimmung aus der Arbeit“. Regelrechte Schulung und beständige Uebung machen den Künstler und den Meister. Auch in der Schilderung der stillen Arbeit im Innern, die plötzlich, oft wo es am wenigsten geahnt werde, das Bild scharf umrissen zeigt, stimmt S. mit Spitteler überein. Natürlich vergisst auch S.

5, 36/7.) — 75) C. Spitteler (Felix Tandem), Fleiss u. Eingebung. Z. Psychologie d. dichterischen Schaffens: Kw. 4, S. 113/5. — 76) F. Spielhagen, Produktion, Kritik u. Publikum. = Aus meiner Studienmappe. Beitrr. z. litt. Aesth. u. Kritik. 2. Aufl. S. 1—46. Berlin, Allg. Verein f. D. Litt. IX,361. S. M. 6,00. |[A. Schröter: BLU. I, S. 311 (nicht gerade anerkennend); Grenzb.

die Begabung nicht. Aber er berücksichtigt noch anderes, vor allem die Stellung des Künstlers zum Publikum in ihrer Bedeutung für beide, dann des Kritikers, als eines Vermittlers zwischen beiden. Mit Geschick führt S. die Verhältnisse zurück auf die Grundtypen und gewinnt dadurch manchen Aufschluss über Können, über Kennerschaft, über Wirkung und Kunstabsicht. Auch die Kritik wird von ihm vollauf gewürdigt[77-79]; er sieht in ihr freilich nur einen Ersatz für das normale Verhältnis eines direkten Verkehrs zwischen Künstler und Publikum, aber einen Ersatz, der notwendig ist, weil eben das Publikum ein buntes, in Geschmack, Bildung und Empfänglichkeit verschiedenes Konglomerat darstellt. Darum vermag aber auch der Künstler nicht mehr direkt die Wirkung des Kunstwerks auf das Publikum zu beobachten und darnach sein Werk zu gestalten oder umzugestalten, hier hätte die Kritik dem Künstler als Ersatz zu dienen. Man sieht, wie das mit der künstlerischen Arbeit zusammenhängt. —

Mit dem Wesen des Genies hat sich eingehend K. Bleibtreu[80-82]) beschäftigt, indem er seine „Paradoxe der konventionellen Lügen" weiterführt. In der ihm eigenen Schärfe zieht er allerlei „moderne" Ueberzeugungen in Zweifel und spricht unbeirrt durch Schlagwörter wie durch Rücksichten offen und subjectiv seine Ansichten aus. Vieles hängt allerdings nur sehr lose mit seinem eigentlichen Thema zusammen, aber die Einheit wird durch seine originelle Denkungsweise herbeigeführt. Ihm ist das Genie „die originale Fortentwickelungsfähigkeit" des Menschen, „das potenzierte Entwicklungsprinzip, der lebendige Zeuge des unveräusserlichen Selbstbewusstseins der Menschwerdung, die höchste erreichbare Stufe der descendenten Perfectibilität"; das Genie bezeichnet die Grenze der Entwicklungsfähigkeit[83]), bietet aber zugleich den stärksten Beweis gegen die Descendenztheorie, die B. völlig verwirft. „Die Entstehung des Genies und sein vererbungsunfähiges Aussterben wirft das schärfste Streiflicht auf die Schranken der Entwicklungs- und Vererbungslehre", so sagt er ausdrücklich. Er betrachtet das Genie als das Ausserordentliche, das gleichsam zerstört werden muss, weil das Normale das Feststehende ist. B. hält also das Genie nicht etwa für eine krankhafte Erscheinung, im Gegenteil wie Alberti (1890 I 3 : 84) für höchste Gesundheit, aber für eine, die nicht fortsetzungsfähig ist. Von den einzelnen Eigenschaften des Genies handelt der erste Aufsatz nur im allgemeinen, aber der Gegensatz zwischen Genie und Talent, besonders mit Rücksicht auf die Technik, wird herausgearbeitet, wobei B. gut auf das Genie als scheinbaren Plagiator eingeht, der „deduktive Idealismus" des Genies wird betont: „seinem Wesen nach deduktiv, analysiert das Genie zugleich blitzschnell die Dinge: Schneller denken wie andre, wie Napoleon von sich rühmte, zugleich aber logischer denken, über die enge Logik des gesunden Menschenverstandes hinaus, kennzeichnet Genialität. Intuition und Induktion mischen sich unmerklich". B. verwirft die Schopenhauersche Trennung von Wille und Intellekt, die ihm vielmehr eins und dasselbe sind. Näher geht der zweite Aufsatz diesem Gedanken nach. „Im genialen Menschen wächst von Anbeginn ein genialer Wille neben einem genialen Intellekt und umgekehrt". Die Genialität ist demnach „die höchste und im Grunde einzig wertvolle Stufe des menschlichen Geistes". Das Genie ist seiner selbst im höchsten Grade bewusst und naiv nur darin, dass es in seinem ungestümen Drange niemals die Vorsichtsmassregeln der Welt berücksichtigt. Das hebt B. besonders gegen Carlyle hervor. Wie Schopenhauer und E. v. Hartmann setzt B. das Wesen des Genies in die Anschauung und bezeichnet daher als Hauptbedingung die Phantasie, während Beobachtung nur eine technische Talentausbildung bedingt. Dem Genie ist sein Dichten und Denken Selbstzweck, es arbeitet, sich seiner wogenden Ideenwelt zu entledigen, darum ist es produktiv, wiederholt sich aber nicht, es produziert wahllos, daher „oft eine gewisse Ungleichheit im äusseren Wert der verschiedenen Leistungen". Nachdem schon in den ersten beiden Aufsätzen manche Widersprüche auffielen, traut man seinen Augen nicht, wenn man den dritten liest, der zu Lombroso Stellung nimmt. Nun erfahren wir plötzlich, „dass Genie ohne eine gewisse physische Schwäche und ohne anormales Wesen, zum mindestens tolle Reizbarkeit der Nerven, undenkbar scheint", nun wird mit der gleichen Sicherheit, wie in den früheren Aufsätzen das Gegenteil ausgesprochen: „Irrsinn ist unklare Genialität, Genie ein klarer logischer Wahnsinn". „Es giebt keine Ausnahme, sondern alle genialen Naturen sind mehr oder weniger krankhaft oder verrückt"; „Genialität ist ein chronischer Zustand, Irrsinn nur ein temporärer". Ja B. stellt das „Gesetz" auf: „Unter ungünstigen Umständen tritt überall der Irrsinn ein, wo unter günstigen Umständen Genialität"; und doch wird wenige Seiten später behauptet: „Genie und Irrsinn stehen ausserhalb des

---

II, S. 55/6.]| — **77**) ○ × H. Helferich, Künstler u. Kunstkritiker: KunstfAlle. 6, S. 164/9, 180/2. — **78**) × O. Neumann-Hofer, Kritik u. Räsonnement: Kw. 4, S. 214/5. (Aus LBll.) — **79**) × A. Neugraf, Kritik u. Raisonnement: DeutschZg. N. 7096. — **80**) K. Bleibtreu, D. naturwissenschaftliche Anschauung u. d. Genie. = Letzte Wahrheiten. S. 1—98. Leipzig, Friedrich. o. J. IV, 204 S. M. 3,00. — **81**) id., D. Genie an sich: ib. S. 99—142. — **82**) id., Genie, Wahnsinn u. Strafgesetz: ib. S. 143—89. — **83**) × O. Panizza, Genie u. Wahnsinn. Vortr. geh. in d „Gesellsch. f. mod. Leben". (= Münchener Flugschriften I. Ser. N. 5—6.) München, Poessl. 32 S. M. 0,20. — **84**) W. H. v. Riehl, D. Sage v. verkannten Genie

Milieu, die Entwicklungskette reisst hier ab.“ Früher hörten wir, dass sich Genie nicht vererben könne (d. h. nicht direkt, abgesehen von der Seelenwanderung), nun hören wir, „dass sich die musikalische Begabung (!) ebenso leicht wie der Wahnsinn vererbt, d. h. also diejenige Genialität, die nachweissbar am meisten zum positiven Wahnsinn neigt.“ Welches ist nun die „letzte Wahrheit?“ Freilich sagt B., man dürfe die Sünden und Ausschreitungen dieser morbid Unnormalen niemals pharisäisch verurteilen, weil die Genialen gleichsam einer anderen Rasse angehörten; wie stimmt das aber mit dem Satze, dass die Menschheit ihr Ende erreicht, „sobald alle Menschen ‚Genies‘ geworden“, und dass dies „die einzig mögliche Entwicklung“ sei? B. sieht das Genie „ganz einfach“ als einen Besessenen an, „der seine Gehirn- und Lebenskraft übermenschlich steigert, sich infolge dessen meist auch früh verzehrt“. Einen Unterschied erkennt aber B. doch zwischen den Genies und den mit ihnen sonst am meisten verwandten „Streitsüchtigen und Graphomanen“, und das ist „die aggressive Extase“; auf diese Bezeichnung legt er „Wert“, weil er in ihr „das Gesetz der Genialität gefunden“ glaubt: die Irren sind aggressiv „ohne den beflügelnden Schwung der Extase, oder ihre wirre Extase ermangelt der Logik und Kraft“. Es ist unmöglich, dem dritten Aufsatze B.s irgend welche Berechtigung zuzuerkennen. Auch scheint er den Ausdruck „Extase“ etwas anders zu fassen, als die Psychologie jetzt gewöhnlich thut[84]. — Ueber Extase, besonders bei Richard Wagner, hat Bonnier[85]) emphatisch geredet. — Ansprechend handelt Stommel[86]) mit Anführung charakteristischer Beispiele von der schaffenden Phantasie, der Anschauung, die von der Einbildungskraft verschieden ist. Dadurch wird das Unbewusste im genialen künstlerischen Schaffen hervorgehoben und gegen Zolas „Beobachtung“ protestiert. S. geht natürlich auch von Traum und Rausch aus, es stört aber, dass er flüchtig über die Sachen hingleitet, statt sich in sie zu versenken, das Ganze ist eben nur eine Skizze. — Der populäre Vortrag R. von Wicherts[87]) giebt einen guten Ueberblick über die moderne Stellung zum Schönheitsproblem und ist geeignet, ein grösseres Publikum in die Aesthetik einzuführen; selbständigen Wert beansprucht er nicht.[88]) —

Induktive Poetik. Eugen Wolffs „Prolegomena“ (1890 I 3 : 60) wurden eingehend besprochen von R. M. Werner[89]) und Roethe[90-91]). W. sieht in dem Schriftchen nur einen bescheidenen Versuch zur Lösung der Aufgaben, welche der Poetik harren, zweifelt aber daran, ob Wolff Recht that, schon jetzt in umfassender Weise die eventuellen Resultate einer evolutionistischen Poetik auszumalen; er macht ferner auf einen prinzipiellen Mangel dieses Versuches aufmerksam, dass nämlich die Wirkung poetischer Werke auf ihre Zeit nicht beachtet wurde, darnach scheidet er kurz andeutend die Aufgabe der Litteraturgeschichte, der Kulturgeschichte und der Poetik und zeigt die Berechtigung für die Poetik auf, eine Auswahl unter den Werken zu treffen. Gegen Wolff vertritt W. weiter die Ansicht, die Urform der Poesie sei, so weit wir bis jetzt sehen können, die Lyrik, nicht die Epik; schliesslich tadelt er, dass Wolff die Poetik nicht als einen Zweig der Aesthetik anzusehen scheine. Schärfer als Werner verurteilt R. das Heft, indem er das Neue nicht richtig und das Richtige nicht neu findet. Wie Werner protestiert er gegen Wolffs Auffassung der „Entladung“ in der Tragödie und den andern Dichtungsarten, er hebt dann hervor, dass die Litteraturgeschichte die induktive Methode nicht erst von Darwin zu lernen brauchte nach alle dem, was unser Jh. dem Aufschwung der historischen Wissenschaften verdankt; schliesslich betont er scharf, dass er nicht recht an einen Litterarhistoriker glauben könne, der nie Philologe gewesen sei. — Gegen diese Recension hat Wolff[92]) eingewendet, sie erfasse den Grundgedanken seiner Schrift nicht richtig: es komme ihm für die Poetik nicht auf die „klassischen Beispiele“, sondern auf das litteraturgeschichtliche Gesamtmaterial an, das auch von der Poetik in seiner geschichtlichen Ordnung, nicht in zusammenhanglosen Einzelbeispielen verwendet werden müsse; er verlange ein „Inbeziehungsetzen“ des litteraturgeschichtlichen Gesamtmaterials „unter grundsätzlicher Anerkennung der obwaltenden Entwicklung d. h. allmählichen Aus- und Umbildung der poetischen Gattungen“. Er geht nicht auf das blosse Feststellen des Gemeinsamen bei Sophokles und Shakespeare aus, sondern auf Darlegung ihrer notwendigen Verschiedenheit, wie sie nur im Zusammenhang der durch stete Wandlungen bezeichneten litterarischen Entwickelung hervortrete. Dabei setzt er aber voraus, was doch erst zu zeigen ist, dass nämlich von Sophokles zu Shakespeare wirklich eine stete Wandlung der bezeichneten litterarischen Entwicklung stattgefunden hat, er vergisst, dass die Wirkung der klassischen Beispiele immer von neuem eintritt, für jeden Dramatiker Sophokles dann abermals zu leben beginnt, wenn

(Nach e. Vortr.): Didaskalia N. 275. — 85) C. Bonnier, D. Extase: BayreuthBll. 14, S. 222 9. — 86) K. Stommel, D. Traumanschauung in d. Kunst. = Aus d. Geistesleben d. Gegenwart. S. 143—71. Düsseldorf, Bagel. 2. Aufl. o. J. VIII, 423 S. M. 3,00. — 87) R. v. Wichert, D. Schöne. (= D. ewigen Rätsel. 2. Serie. S. 21—41.) (Vgl. 1890 I 3 : 72.) — 88) × F. Goeler v. Ravensburg, Z. Aesthetik: LMerkur 11, S. 1/3. (Seichte Besprechung d. Dissertation von O. Mautner-Markhof. 1890. I 3 : 82.) — 89) R. M. Werner, Neue Schriften z. Poetik: ADA. 17, S. 154—61. — 90) G. Roethe, E. Wolff, Prolegomena: ZDPh. 24, S. 273/5. — 91) × A. Döring, E. Wolff, Prolegomena: ASNS. 86, S. 90/1. — 92) Eug. Wolff, Erwiderung

er sich in ihn hineinfindet, hineinstudiert, hineinfühlt, dass die litterarische Entwicklung der Weltlitteratur von jedem Dichter nach Massgabe seiner persönlichen Entwicklung in einer keineswegs mit dem historischen Verlaufe stimmenden Reihenfolge neuerlich durchgemacht wird. W. fordert von seiner Poetik daher nicht nur etwas Unmögliches, sondern sogar etwas Unsinniges; er sucht nach den Gesetzen der Gattungsentwicklung, ohne daran zu denken, dass Menschen die Träger dieser Dichtungsgattungen sind. Durch seine Erwiderung haben seine Ansichten keineswegs an Klarheit gewonnen, ja es ist unbegreiflich, wie er bei seiner Parallelisierung der Wandlung und Entwickelung in der Poesie mit derjenigen der natürlichen Arten auf historischem, nicht naturwissenschaftlichem Boden zu stehen glaubt. — Was er dann Werners und Roethes Einwand gegen seine Entladungstheorie entgegnet, das hat Roethe[93]) in seiner „Antwort“ zurückgewiesen. Der Streit über die Bedeutung der Philologie aber ist unverständlich, denn nach Wolffs Aeusserung, seine Methode sei systematisch-litteraturgeschichtlich und philologisch, stimmt er doch R.s Ansicht uneingeschränkt zu. —

Mit der Frage nach der Urform der Poesie beschäftigte sich Jacobowski[94]) und schlug den ontologischen Weg ein. Er entdeckt als ursprüngliche Aeusserung der Empfindungen überall Laute, die wir lyrisch nennen müssen, und erkennt zwei Quellen: Lust und Unlust, die beide lyrisches Aussprechen veranlassen; wir haben also von Anfang an eine doppelte Lyrik. Zweierlei kommt für sie in Betracht: Gefühlsruhe, die unproduktiv bleibt, und plötzlich oder allmählich eintretende Lust oder Unlust, welche die Seele aus dem indifferenten Zustand aufrüttelt und zum Laut, also zur Urlyrik nötigt. Dabei verhalten sich aber Lust und Unlust schon verschieden: die Lust drängt nur, wenn sie stark und explosiv in den Ruhestand einbricht, zur lyrischen Aeusserung, während bei der Unlust auch allmähliches und schwaches Einbrechen so wirken kann. Die Lust nehmen wir ferner einfach auf, ohne zu fragen, woher sie kommt, während wir sehr erfinderisch sind, die wirklichen oder vermeintlichen Unlustquellen auszuspüren. Dadurch gewinnt die Unlustlyrik quantitativ und qualitativ das Uebergewicht über die Lustlyrik. Zudem bleiben von Lustempfindungen geringere Erinnerungsreste als von Unlustempfindungen. J. glaubt auf diesem Wege die Schwierigkeiten hinweggeräumt zu haben, die Scherer in seiner Poetik so viel zu schaffen machten, da er die Poesie aus der Freude ableitete und nun herauszubringen suchte, wieso trotzdem das Unangenehme Gegenstand der Poesie werden könne; auch den Versuch Werners (ADA. 15, 278 ff.), das Bedürfnis nach Abwechslung, Zerstreuung, Unterhaltung zur Erklärung des Phänomens herbeizuziehen, verwirft J., indem er ihn mit Schillers Spieltrieb in Zusammenhang bringt. Aber Werner macht in seiner Besprechung von J.s Schrift auf einen Grundirrtum des Vf. aufmerksam, dem sich die Lyrik aus Lust oder Unlust zu einer Lyrik von Lust oder Unlust verwandelt, während W. wie Scherer darin schon eine weitere Stufe der Entwicklung sieht. Er weist darauf hin, dass alles, was J. von der Urlyrik sagt, nur so lange gilt, als sie die einzige Urpoesie ist, nur so lange, als die Poesie noch die unwillkürliche Aeusserung von Lust- und Unlustgefühlen genannt werden kann. In dem Augenblicke jedoch, da der primitive Mensch sich mit seiner Aeusserung an ein anderes Wesen richtet, ändert sich der Charakter der Poesie; sie sucht nun Wirkungen zu erzielen, das, was sie selbst fühlt, auf einen anderen zu übertragen, sie setzt also ein Publikum voraus und wird zur Urform jener Dichtungsgattung, für die kein Name allgemein giltig ist (Schiller-Goethe nennen sie die pragmatische), sie teilt sich in die epische und dramatische. J. verfolgt die Lyrik nur bis zu dem Punkte, wo sie zur Poesie im engeren Sinne des Wortes wird, so dass die scheinbar einander diametral entgegenstehenden Ansichten von Wolff und J. sich vereinigen lassen: in der Litteratur tritt die Epik früher auf als die Lyrik, obwohl diese die Urpoesie ist. Wolff fragt nach den Anfängen der Litteratur, J. nach denen der Poesie, und so haben beide Recht. J. betrachtet dann noch den Zusammenhang von Lyrik, Bewegung (Tanz) und Rhythmus, die Form und den Inhalt der Urpoesie, endlich ihre Differenzierung. J.s Behauptungen sind z. T. so kühn, dass manche Recensenten daran Anstoss nahmen und den gesunden Kern des Schriftchens übersahen.[95]) —

Sehr bedeutsam hat Walzel[96]) die Vorträge des Frhrn. v. Berger (1890 I 3 : 32) besprochen und dabei die tiefe Uebereinstimmung zwischen Scherer und v. Berger aufgedeckt. Er begründet die Notwendigkeit des historischen Standpunkts dem Drama gegenüber, behandelt klug das Verhältniss von Poetik und Litteraturgeschichte, Philologie und Technik, weist v. Bergers Polemik gegen die Bucherzählung[97]) zurück und betont die Wichtigkeit des Theatralischen für das Drama. W. würdigt dabei die Vor-

ZDPh. 24, S. 428/9. — **93**) G. Roethe, Antwort d. Rezensenten: ib. S. 429—30. — **94**) L. Jacobowski, D. Anfänge d. Poesie. Grundlegung zu e. realistischen Entwickelungsgesch. d. Poesie. Dresden u. Leipzig, Pierson. VIII, 141 S. M. 2,50. [R. M. Werner: ADA. 17, S. 164/7; BLU. I, S. 143; A. B—r: LCBl. S. 875/6; Kruse: KielZg. N. 14212; J. Ettlinger: AZg[B]. N. 145.]| — **95**) × id., Poetik d. Lachens: Zeitgenosse 1, S. 180/4. — **96**) O. F. Walzel, A. v. Berger, Dramaturgische Vortrr.: AZg[B]. N. 62. — **97**) × G. Manz, Unser Poesiegenuss. E. ernsthafte Plauderei: Zeitgenosse 1, S.340/3. — **98**) V. Valentin,

hat V. Valentin[98]) vorgeworfen, sie entspreche
harfe Abgrenzung der Begriffe, mit denen gearbeitet
'oetik sei die Lehre von dem Wesen der Poesie.
ar und nimmt deshalb Stellung dagegen, nicht ohne
geraten: so billigt er zwar die induktive Methode,
sthetischen Frage auf einem einzelnen Kunstgebiete,
;ogen werden. Damit setzt er etwas als Ausgangs-
soll. Erst wenn für die Einzelgebiete die Induktion
n allen Künsten Gemeinsamen vordringen. V. wirft
dann die Sixtinische Madonna „ein poetisches Kunst-
Kunstwerk unterscheiden will. Das ist nichts als
Scherer bestimmt V. die Poetik als „die Lehre von
'ormen", nur sagt er leider nicht, was „dichterisch"
nel finden wollte, die eine Tautologie: Poetik ist die
Man wundert sich, dass V. so wenig Verständnis
vielfach zum Widerspruche reizt, aber eine scharf

lusse daran auch Werners Werk „Lyrik und Lyriker"
merkwürdige Uebereinstimmung" in beiden Büchern
sthetik herausgegriffene Gebiet soll einmal historisch-
urwissenschaftlich behandelt werden, und beide Male
Willen der Vff. auf das philosophische und speziell
darin ein Zeichen, dass für ästhetische Fragen die
wäre. Lipps[100]) sieht aber gerade in dem Inhalte
sche" Behandlung, weil für ihn das „Endziel" der
n, nicht dieses Allgemeinbegriffs, sondern der mannig-
g in der Welt ist". Es müsste daher vor der Er-
Einigung über das Wesen der ästhetischen Behand-
, dass das für „einige Lyriker" Gefundene für die
inen einzigen Lyriker auf, für den es nicht gilt, ja
den Prozess des dichterischen Schaffens überhaupt
as hat aber Werner S. x. ausdrücklich selbst hervor-
ung habe auszugehen von den beiden Fragen: „wie
erhaupt zustande?" und dann: „was macht im ein-
erischen Prozess zum Hervorbringer einer lyrischen
das Wesen der Gattungen. V. verwirft die Zwei-
Pragmatik und verheisst eine eigene Darstellung des
n Werners nimmt V. Anstoss, worin R. M. Meyer[101])
äusserlichen Einteilungsgründe, möchte z. B. beim
en, ob die Anregung durch inhaltliche oder formelle
t beim inneren Wachstum Rücksicht auf die innere
ichtes im einzelnen von Vers zu Vers, von Strophe
heidet er Improvisation, Gelegenheits-, Erinnerungs-
rfsten ist Minor[102]) dem Werke zu Leib gegangen,
leren zu verwerfen. —
egt, an die auch ein Aufsatz Kiys[103]) über Poesie
in sehr ansprechender Weise Roetteken[104]) mit
die es dem Dichter gelingt, in unserer Phantasie
Welt zu schaffen. Besonders deutlich hat er die
bachtung auf diesem Gebiete ausgesetzt ist. Er
ft sie und teilt seine Beobachtungen über die von
dabei ist er häufiger veranlasst, Viehoff zu wider-
geht aber nicht nur auf Gesichts- und Gehörs-
Geschmacks-, Geruchs- und Tastvorstellungen und
res Verhaltens ihnen gegenüber. Seine Resultate
st die physische Welt darstellbar, so weit sie sich
e Objekte der anderen Sinne lassen sich dagegen
lich darstellen, nur die Gefühle, die an den Sinnes-
lso dabei mindestens ebensosehr um Darstellung
Welt. Der Aufsatz verdient allgemeine Beach-
elen, sonst aber im wesentlichen unverändert und

d., R. M. Werner, Lyrik u. Lyriker: ib. S. 485—94. — **100**) (S. o. N. 31.
r, Lyrik u. Lyriker: ADA. 17, S. 320/8. — **102**) (S. o. N. 37.) — **103**) X
ssung: HambCorr[B]. N. 28/9. — **104**) H. Roetteken, Z. Lehre v. d.
—47. — **105**) ○ X P. v. Schönthan, Litt. Spezialitäten: FremdenBl.

ohne neue Ergebnisse hat W. Jordan[106]) das Thema des Laokoon wieder aufgenommen; nur die Polemik gegen die Illustrierwut[107]) und die Meiningerei unserer Tage kann man hervorheben. —

Gegen Biese (1890 I 3:90) wendet sich Valentin[108]), indem er für den Anthropomorphismus unterscheidet „zwischen der Thatsache der allgemeinen Belebung des Objekts durch das Subjekt und der besonderen Vorstellung, wie diese Belebung sich äussert: die erstere nimmt das Subjekt aus sich, die zweite aus seiner Erfahrung in der Welt, zu der es ja auch gehört". Nur jene Form könnte man „Einfühlung" nennen. Das Associationsprinzip erscheint V. fraglich. —

Eine gedrängte Uebersicht über das dichterische Schaffen gibt R. Weitbrecht[109]), obwohl er in seinem durch Form und Gedanken gleich ausgezeichneten Aufsatze nur seine Grundsätze der Kritik erläutern will. — Otto Ernst[110]) hebt als charakteristisch für den dichterischen Prozess das Mitschwingen grösserer Vorstellungskomplexe, vor allem entfernterer Vorstellungen hervor, durch das ein Werk den Eindruck des Selbstverständlichen erregt; der Dichter braucht darum auch reiche Bildung, nicht Gelehrsamkeit. Der überquellende Reichtum seines Geistes entrückt ihn den Herzen der Verständnislosen, deshalb werden die bedeutendsten Dichter nicht immer am schnellsten anerkannt. —

Spielhagen[111]) unterscheidet verschiedene Arten der Popularität, denn das Publikum besteht aus drei Gruppen: den mit allen Bildungsmitteln ihrer Zeit Ausgerüsteten, den Kultivierten, den Unkultivierten. Der erste Eindruck eines Werkes kann sein, dass es von den beiden ersten Gruppen acceptiert wird; das tritt dann ein, wenn es aus den aktuellen Interessen der betreffenden Zeit hervorgeht, zugleich aber das stofflich Wirksame in einer Grösse und mit einer Grossheit behandelt, dass es über die momentanen Stimmungen und Tendenzen hinweg in das Ewige der Menschennatur hinüberweist. Das Werk kann aber auch von der mittleren Schicht acceptiert, von der obersten abgelehnt werden, das hat dann vorübergehende Popularität zur Folge. Der Fall, dass ein Werk von der obersten Gruppe acceptiert, von der mittleren dagegen abgelehnt wird, macht es für immer unpopulär und hat seinen Grund in einem Zuwenig oder Zuviel: entweder ist der Griff ins volle Menschenleben nicht geglückt, oder es gelang nicht, das Herausgegriffene mit dem Wohl und Wehe der Menschheit in einen auch minder scharfen Augen unverkennbaren Zusammenhang zu bringen. Die höchste Popularität ist die Klassizität, die Welttümlichkeit, die immer nur Werken in rhythmischer Form zu Teil wird. S. spricht gescheidt und klug über das Wesentliche dieses Rhythmischen. —

Einzelne Fragen. Vielfach behandelt wurde das Verhältnis von Dichtung und Wahrheit. [112-114]). Spielhagen[115]) schränkt den Satz ein, den Karl Frenzel aufstellte, „die Dichtkunst strebt nicht nach Wahrheit, sondern nach Wahrscheinlichkeit", indem er nachweist, die Dichtkunst müsse auch zum Unwahrscheinlichen greifen, das Unwahrscheinliche despotisch in ihren Dienst zwingen; nur dann erfülle sie ihre Aufgabe. — B. Münz[116]) protestiert gegen die grundsätzliche Scheidung von Kunst und Wissenschaft, nicht wegen der einzelnen „Dichterphilosophen", sondern weil beide denselben Weg nach demselben Ziel gehen. Alle Dichtung ist realistisch, sogar mehr als der Naturalismus, aber sie schöpft wie die Wissenschaft „aus dem Tage die Ewigkeit"; sie begegnet sich mit der praktischen Philosophie, nur legt sie die Früchte ihres Nachdenkens in anderer Form vor. Aber auch der Denker ist ein Dichter[117]), wenn er wirklich ein Denker ist. — Schellwien[118]) will gleichfalls von einer Gebietsteilung, die besonders scharf Macaulay vornahm, zwischen Wissenschaft und Kunst nichts wissen, weil die Wahrheit keiner gehört, die Wissenschaft durch das Denken die unveränderliche Gesetzmässigkeit alles Geschehens, die Kunst durch das Dichten das konkrete Leben und seine geschichtliche Fortbewegung zu interpretieren sucht. Die beiden ergänzen sich demnach, aber „die Wissenschaft darf nicht dichten, die Dichtkunst nicht demonstrieren". Nach zwei Seiten hin muss sich jedoch die Dichtung „als Wahrheit erweisen": 1) durch Uebereinstimmung mit der sinnlichen Realität, die allein ihr wahren Stoff verleihen kann, und 2) durch die Wahrheit des inneren Lebens, mit dem sie diesen Stoff in der freien Reproduktion erfüllt. Leicht hat es S., die Ansicht Zolas von der Möglichkeit eines roman expérimental als weder der Wissenschaft noch der Dichtung entsprechend ad absurdum zu führen; aber seine eigenen Ansichten sind

---

N. 42. — **106)** W. Jordan, Bild u. Wort. = Epistoln u. Vortrr. S. 76—156. (S. o. N. 24.) — **107)** × G. Oertel, „Verillustrieren" d. Poeten: Kw. 4, S. 116/7. (Aus d. LZg. vgl. DtschWarte. Giebt einige Beispiele unsinniger Gedichtillustrationen.) **108)** V. Valentin, A. Biese, d. Assoziationsprinzip u. d. Anthropomorphismus: ZVLR. NF. 4, S. 256/9. — **109)** R. Weitbrecht, Kritiker u. Dichter: BLU. II, S. 625/7. — **110)** Otto Ernst, D. Gedankenwerkstatt d. Dichters. E. zweite Betrachtung z. Psychologie d. Dichtung: ML. 60, S. 56/9. (I. vgl. 1890 I 3 : 114.) — **111)** F. Spielhagen, Litt. Popularität. = Aus meiner Studienmappe. S. 47—62. (S. o. N. 76.) — **112)** × H. Bahr, Wahrheit, Wahrheit!: Nation[B]. 8. S. 390/3. — **113)** ⊃ × Wahrheit?: Grenzb. 4, S. 559—65. — **114)** Otto Ernst, (1890 I 3 : 114): Kw. 4, S. 132/5. — **115)** F. Spielhagen, Wahrscheinlichkeit in d. Dichtung. (E. offener Brief an Karl Frenzel.) = Aus meiner Studienmappe. S. 63—78. (S. o. N. 76.) — **116)** B. Münz, Dichtung u. Wahrheit: BLU. S. 529—31. — **117)** id., Wahrheit u. Dichtung: ib. S. 545/7. — **118)** R.

durchaus nicht sicher genug ausgedrückt und sein ganzes Prinzip ist recht anfechtbar, weil er durchaus konstruktiv feststellt: das soll die Dichtung, das soll sie nicht, statt zu sagen: das kann sie, das nicht. Mit Recht meint die Redaktion in einer Fussnote zu diesem Aufsatze, das letzte Wort in dieser Frage habe der grosse Dichter durch sein Können zu sprechen. Die ästhetische Forschung kann auch weiter kommen als bei S., aber sie muss untersuchen, nicht deklamieren und remonstrieren, nicht von Wahrheit und Freiheit sprechen, ohne dass dabei eigentlich etwas herauskommt. Ein weiteres Lieblingsschlagwort des Vf. ist „die Allheit“: auch dieses fördert nicht sonderlich. Auffallend ist die ungerechte Verteilung von Licht und Schatten, an Zola wird alles getadelt und verworfen, weil er die Freiheit nicht darstellt; an Ibsen wird vieles gelobt, weil er die Freiheit, wenn auch nur im Gegensatze zur Natur vorführt. Das Urteil, das S. fällt, ist übrigens durchaus kein ästhetisches, er fasst die dichterischen Gestalten nicht ästhetisch, sondern ethisch oder moralisch ins Auge und polemisiert nicht gegen die Kunst oder Afterkunst, sondern gegen die Weltanschauung und die Ansichten der Dichter. Auch die Thatsachen sind nicht immer richtig angegeben; so wundert er sich über die Subjektivität des experimentalen Romans und vergisst ganz, dass Zola vom Roman verlangt, er solle Natur sein „aufgefasst durch ein Temperament“. Der Ästhetik ist mit Aufsätzen, wie dieser, nicht gedient, Methode steckt auch nicht in ihnen, sie gehören einer verschwundenen Periode an und besonders den Ausführungen S.s vermag ich nicht, wie Franzos in der erwähnten Note, das Prädikat „anregend“ zu geben. Am besten erscheint mir noch das über die Geschichtsschreibung im Verhältnis zur Dichtung Gesagte; leider ist dieser Teil der kürzeste des Artikels.[119]) —

Bruno Wille[120-122]) untersucht die Frage, ob Tendenz in der Poesie immer verwerflich sei, und verneint sie: nicht in jeder Bedeutung des Wortes dürfe Tendenz verworfen werden; er macht darauf aufmerksam, dass jedesmal dann die Wirkung versagt, wenn der Dichter einen Effekt verlangt, ohne die Voraussetzungen dazu zu bieten. Verwerfliche Tendenz hat nach ihm z. B. die Schlagwortpoesie, die historische oder mythologische Anspielungspoesie, das Lehrgedicht. Die Agitationspoesie kann vielfach nur zur Rhetorik, nicht zur Poesie gerechnet werden, weil sie auf unser Wollen, auf unser motorisches Gefühl wirkt. Er giebt schliesslich für die verwerfliche Tendenz folgende Definition: „Tendenz in der Poesie ist die Richtung eines poetischen Werkes auf eine Richtung, welche nicht im Bereiche der rein künstlerischen, ästhetisch-kontemplativen Geistesverfassung liegt.“ Der Aufsatz enthält manches Beachtenswerte. —

Eine mehr litterarhistorische als ästhetische Skizze für die Entwicklung des Naturgefühls giebt S. Frey[123]), indem er besonders den Einfluss Rousseaus darstellt; doch deckt er auch die Gefahren auf, denen das romantische Naturgefühl ausgesetzt ist. Die Besonderheit unseres Naturgefühls erklärt er daraus, dass wir nichts von der Natur und die Natur nichts von uns verlangt. — Das Buch von Hallier (1890 I 3 : 27) hat Bölsche[124]) in ruhig sachlicher und fördernder Weise widerlegt; es sei noch nicht an der Zeit, eine Gesamtbetrachtung anzustellen, da noch die Vorarbeiten fehlen, die vielleicht durch Arbeitsteilung geliefert werden könnten.[125-126]) —

In einem sonst hier nicht zu berücksichtigenden Aufsatz handelt W. Jordan[127]) u. a. auch über die Allegorie und betont, dass die Bilder an sich, ohne Rücksicht auf ihre tiefere Bedeutung, ja im Gegensatze zu einer vollständig durchgeführten Identifizierung von Bild und Bedeutung, ausgeführt werden, sofern sich der Poet ihrer bedient, dass also eine ganz bis ins Einzelne gehende Deutung unmöglich ist. Der Aufsatz handelt ferner in dem Teil über die Terzine von der Wechselwirkung zwischen Form und Inhalt. J. glaubt als allgemeine Dichtererfahrung sagen zu können, dass jedes Gedicht gleichsam aus einem Willen im Stoff eine bestimmte Form annehme, wenigstens hat er diese Erfahrung an sich selbst gemacht. — Zu allgemeinen Sätzen gelangt K. Maass[128]), indem er von Beobachtungen am Sprichwort ausgeht; es mangelt ihm aber die Gabe verständlicher Darstellung. Nach ihm ist die Metapher „eine auf Grund der Gleichung von Verhältnissen, innerhalb deren zwei, verschiedenen Gebieten angehörige, an sich einer Uebertragung nicht widerstrebende Begriffe oder Begriffsgruppen die einander gemässe Stelle einnehmen, mittels Gleichung bewirkte namentliche Uebertragung des einen Verhältnisgliedes auf das entsprechende andere“. Er unterscheidet erläuterte und volle Metaphern. Geschlossene Gedankenbilder sind ihm Allegorien. Die Meto-

---

Schellwien, D. Wahrheit in d. Dichtung: DDichtung 10, S. 50/6. 73/8. — **119)** × J. Mähly, D. Fluch d. Kunst: Gegenw. 39, S. 89—90. (Abgötterei, d. mit d. Künstlern getrieben wird, ist d Fluch d. Kunst.) — **120)** Bruno Wille, Tendenz in d. Poesie. E. Einleitung z Ergründung e. Zeitproblems: FrB. 2, S. 465/8. — **121)** id., Tendenz in d. Poesie. Weitere Gedanken z. Ergründung e. Zeitproblems: ib. S. 495/8. — **122)** id., Tendenz in d. Poesie. Schluss-Bemerkk. z. Ergründung e. Zeitproblems: ib. S. 516—21. — **123)** Silvester Frey, Nur — für Natur! (Poet. Auffassungsarten d. Natur): FränkKur. N. 422. — **124)** W. Bölsche, E. neue Aesthetik d Natur: Gegenw. 39, S. 150/2. (Vgl. Kw. 5, S. 84.) — **125)** × A. Biese, D. Naturschöne im Spiegel d. Poesie als Gegenstand d. deutschen Unterrichts: ZDU. 5, S. 173—93. — **126)** × id., D. Naturlyrik Ludwig Uhlands u. Eduard Mörikes: ib. 822—30. — **127)** W. Jordan, Dantes Kunstgeheimnis. = Episteln u Vortrr. S 157—243. (S. o. N. 24.) — **128)** K. Maass, Ueber Metapher u. Allegorie im deutschen Sprichwort. E. Gang v. Begriffsbild z.

nymie „vertauscht logisch zusammenhängende, verwandte Begriffe desselben Gebietes mit einander, so dass die Sache nicht ganz verschwindet, also auch ihre eigentliche Bedeutung nicht verliert"; die Synekdoche „vertauscht auf dem Umfangsverhältnis fussend logisch zusammengehörige Begriffe desselben Gebietes mit einander, so dass die Sache stets in dem Bilde noch mitverstanden wird". — Einen anderen Standpunkt nimmt J. Schiepek[129]) bei seiner Betrachtnng der plattdeutschen Sprichwörter von Göttingen und Grubenhagen ein; er konstatiert nur dort Bildlichkeit, wo dies durch die Anwendung unzweifelhaft wird, und macht dann interessante statistische Beobachtungen über die Häufigkeit der bildlichen Ausdrücke. Er verfolgt zwar nicht die Zwecke der Poetik, liefert ihr aber trotzdem brauchbares Material, weil er nicht die Stoffwahl, sondern die Formwahl berücksichtigt. Freilich darf nicht vergessen werden, dass dergleichen Sammlungen nur Vorarbeiten sind, aber sie müssen unbedingt vorhergehen, ehe Resultate selbst auf kleineren Gebieten zu erzielen sind, und darum ist die Zusammenstellung dankenswert. — Ueber den poetischen Stil im gegenwärtigen Deutschland sagt Biltz[130]), er weise auf Verfall und Niedergang hin. Die Schuld sieht er in unserer Gabe der „Anempfindung" sowohl den fremden Litteraturen, als der eigenen älteren Litteratur gegenüber. Den Fluch dieses Einflusses zeigt er an Wagners Nibelungentrilogie. Als Wendepunkt des Stils betrachtet B. das Revolutionsjahr 1848, denn während der damit beginnenden Epoche historischer Dichtung sei der Wahn aufgekommen, die Personen in einer ihrer Zeitperiode angemessenen Sprache reden zu lassen. Das schlage der Theorie jeder wahren Dichtung ins Gesicht. Der Dichter soll seinen Personen die Sprache der Gegenwart, freilich in künstlerischer Veredlung in den Mund legen. Als Gegensatz dazu kam dann das naturalistische Extrem der Sprache, und so entstand jener Wechsel von pathetischer und realistischer Redeweise, wie sie die meisten lyrischen und epischen Dichtungen der Gegenwart durchzieht: Beispiel Wildenbruchs „Quitzows". —

Dem Humor hat der betriebsame Biese[130a]) ein eigenes Heft gewidmet. Er hält den Humor nicht für einen ästhetischen Begriff, sondern für Lebensstimmung, Weltanschauung, ja höchste Weltweisheit. Und nun werden Bilder für den Humor angeführt, um endlich zu der „Definition" zu gelangen, er sei „köstlichste Blüte des Gemüts oder direkt das Gemüt". B. bezeichnet es als Thorheit, den Romanen Humor abzusprechen; aber erst die Germanen haben das Wort „zu edlerer, geistiger Bedeutung" geprägt. Und so geht es weiter in leichten, seichten Wendungen. Hierauf erhalten wir eine „Geschichte" des deutschen Humors, d. h. eine Liste der angeblichen deutschen Humoristen, die ausser Luther, Goethe, Frau Aja als Humoristen seit dem Ende des 18. Jh. anführt: J. H. Voss, Claudius, Hebel und sich dann sogleich den drei „grössten Humoristen" Deutschlands: Jean Paul, Fritz Reuter und Heinrich Seidel zuwendet. Bei dem älteren Dreigestirn erfahren wir nicht viel über den Humor: bei Voss soll wohl das Malen des Lebens im deutschen Pfarrhause „mit warmem Empfinden und treuherzigem, wenn auch etwas hausbackenem Behagen" der Humor sein; da nun aber kaum das Pfarrhaus den Humor beisteuert, sondern wahrscheinlich das warme Empfinden und treuherzige Behagen — um von dem falschen Ausdruck „malen" ganz abzusehen —, so begreift man nicht, warum nur Voss herausgegriffen wurde. Bei Claudius und Hebel begegnet uns die „Naturbeseelung", die B. schon in mehrfacher Zubereitung serviert hat, in einer neuen Eigenschaft: sie ist der Humor. Man sieht, B. versteht es ausgezeichnet, „sein Thema" zu variieren. Jean Paul stellt uns den „sentimentalen, gekünstelten, grüblerischen" Humor, ja die „metaphysische Formlosigkeit und Ueberschwenglichkeit" dar, während der Humor bei Reuter und Seidel „naiv und gesund und volkstümlich" ist. In solchen Extremen bewegt sich B., um immer wieder mit schillernden Phrasen zu enden, die uns nichts über das Wesen des Humors sagen. Die „wichtigsten Merkmale des Jean Paulschen Humors" sind „schrankenlose Subjektivität, grüblerisches Zerfasern der eigenen Empfindungen, Mischung des Realen und des Idealen in buntem Kontrast". Bei Reuter dagegen ist nicht „metaphysisches Grübeln über den Kontrast des Endlichen und Unendlichen", sondern „schlichte Daseinsfreude, reine, ungebrochene Sympathie mit den Menschen" die Grundlage der humoristischen Weltanschauung. B. unterscheidet drei Elemente in Reuters humoristischer Wirkung: den Dialekt, das Komische, das herrliche Gemüt, und mit dem Gemüt vereinigt „den weltüberwindenden Humor". Indem nun aber B. die modernen Erzählungen durchnimmt, wobei man ihm gerne folgt, wenn auch die vielen Superlative stören, ringt er sich zur Ueberzeugung durch, der Grundzug des deutschen Humors sei „ein idyl-

Gedankenbild. Prog. Wettin. Gymn. zu Dresden. Leipzig. Fock. 4⁰. 23 S. M. 1,00. — 129) J. Schiepek, Ueber d. mnemotechn. Seite d. sprichwörtl. Ausdruckes. Progr. Staats-Obergymn. zu Saatz. 24 S. — 130) K. Biltz, Ueber d. gegenw. poet Stil in Deutschland. = Neue Beitrr. z. Gesch. d. deutschen Sprache u. Litt. S. 9—38 Berlin, Stargardt. 251 S. M. 4,00. — 130a) A. Biese, Fritz Reuter, H. Seidel u. d. Humor in d. neueren deutschen Dichtung. Nebst Selbstbiographie v. H. Seidel. (= Deutsche Schriften f. Litt. u. Kunst. 1, 5.) Kiel u Leipzig. Lipsius & Tischer. 55 S. M. 1,00.

lischer"; nur freilich versucht er es auch jetzt nicht, das Charakteristische des Humors gegenüber dem Komischen zu erfassen. Er bleibt so auf halbem Wege stecken. Der Anhang bringt eine schlichte Selbstbiographie Seidels, den B. für den bedeutendsten Humoristen neben Reuter hält. Von einer wirklichen ästhetischen Erfassung des Humors und des Humoristen ist bei B. keine Rede. Die Untersuchungen, welche Lipps der „Psychologie der Komik" widmete, scheinen dem Vf. unbekannt geblieben zu sein. — Mehr von der kulturhistorischen Seite fasst G. Steinhausen[130b]) das Thema in einer Aufsatzfolge auf und nimmt dabei das Wort Humor in der weiteren Bedeutung, die uns z. B. geläufig ist in dem Ausdrucke „Humoristische Vorträge". Aber dem eigentlichen Kerne nähert er sich, wenn er als wesentliches Zeichen des Humors „Selbstverlachung" darstellt. S. skizziert die verschiedenen Seiten der volkstümlichen Komik des 15. und 16. Jh. und giebt einige bezeichnende Proben, dann zeigt er den Verfall während des 17. Jh., die Hinwendung zur Rohheit einer-, zur Satire andrerseits, um endlich den modernen, vornehmeren, philosophisch sentimentalen Humor des 18. Jh. zu streifen, neben dem sich der volkstümliche nicht mehr so reich entfaltet. — Eine besondere Form des Witzigen, das Läppische, charakterisiert mit Kant ein Aufsatz von F. Robert[130c-d]). —

Poetik der einzelnen Dichtungsgattungen. Lyrik. Eine zusammenfassende Betrachtung des deutschen Liedes durch Honegger[131]) ergiebt wenig, sie hält sich zu sehr ans Aeusserliche; das Wesen des Liedes wird mit schönen Phrasen geschildert, nicht untersucht, die Stoffe werden nur im allgemeinen skizziert. Dann gliedert H. die Gruppen: Naturlied, Liebeslied, geistliches Lied, politisches und soziales Lied, humoristisches Lied, Spruch, lyrisch-epische Poesie. Den Schluss bilden die Formen, worunter aber nur die metrischen verstanden werden. Löbner hat das Buch viel zu günstig beurteilt, es ist ein seichtes Machwerk ohne Bedeutung. H. will diesem Bändchen, das etwa die Jahre 1830—1850 „ästhetisch" umfasst, ein zweites „ästhetisch-kritisches" über die Gegenwart folgen lassen. Hoffentlich gelingt es ihm dann, etwas Förderndes zu schaffen; der vorliegende Teil hat so gut wie gar keinen Wert, besonders die „Aesthetik" hat allen Grund, gegen einen Missbrauch ihres Namens, wie er bei H. getrieben wird, sich mit aller Macht zu wehren. H. hat gar keinen Begriff von den Aufgaben der Aesthetik, zeigt dabei auch weder Vertrautheit mit ihrer Litteratur, noch Sinn für Untersuchung. —

Zwei umfangreiche Monographien wurden der Ballade gewidmet. Mit erstaunlicher Belesenheit hat Chevalier[132]) in seiner nur zur Hälfte vorliegenden Schrift eine Uebersicht über die Begriffsbestimmungen der Ballade, wie über ihre Geschichte gegeben; er ergänzt so in willkommener Weise die Darstellungen Holzhausens und Sauers und bereitet sich zugleich den Boden für seine weiteren Untersuchungen, die nun eine Prüfung der vorhandenen Einteilungen und Begriffsbestimmungen auf ihre Giltigkeit und eine neue Unterscheidung nach dem Inhalte verspricht. Die Arbeit darf niemand ausser Acht lassen, der sich für dieses schwierige Grenzgebiet interessiert; schon die historischen Sammlungen allein haben Wert, es ist nur zu bedauern, dass ein Inhaltsverzeichnis und ein Register fehlt. C. umfasst das ganze Gebiet, weil noch keine Einigkeit über die Abgrenzung besteht. — Viel einseitiger fasst J. Goldschmidt[133]) sein Thema: er greift nur Eine Gruppe heraus und stellt ihren Begriff fest. Er kritisiert die Bestimmungen Echtermeyers, Gottschalls, „des massgebendsten Aesthetikers unserer Zeit", und Grubes. Er verwirft „die episch-lyrische oder lyrisch-epische Zwittergattung" und kommt zu folgendem Resultate: „Die Ballade ist ein erzählendes Gedicht von ernstem Charakter und mässigem Umfang, das den Einfluss der überirdischen Welt auf die irdische veranschaulicht". Indem nun G. die einzelnen Dichter durchnimmt, sucht er seine Begriffsbestimmung klarer zu machen, es wird aber nur deutlich, dass er den Namen Ballade eben ganz anders fasst, als wir alle bisher. So wird z. B. von Bürger nur „Der Kaiser und der Abt" als eine wirkliche (komische) Ballade bezeichnet, während am „Wilden Jäger" und „Leonore" mancherlei ausgesetzt ist. Man sieht, dass G. gar keinen Sinn für die wirklichen Unterschiede hat, besonders, wenn man nun die Reihe der Goetheschen Balladen durchgemustert bekommt und plötzlich das neue Charakteristikum: Folgerichtigkeit für die Ballade als kennzeichnend erhält. Wohl am auffallendsten ist aber die Bezeichnung der „ersten Walpurgisnacht" als Ballade. Bei Schiller wird dann „die Erklärung der Ballade durch die Einführung der Idee als übersinnlicher Macht erweitert", und alle möglichen Gedichte sind nach G. Balladen, sogar der „Handschuh". Von Uhland, um aus der Gruppe der Nachfolger nur ihn herauszugreifen, sind nach G. Balladen:

— **130b)** G. Steinhausen, Deutsch. Humor: MagdebZg[B]. N. 33 7 (vgl. u. I 5:35). — **130c)** F. Robert, Ueber d. Läppische: Nation[B]. 9. S. 196/8. — **130d)** × K. v. Reinhardstöttner, D. Kaufmann in d. Dichtung. E. litt.-hist. Skizze: FZg. N. 233/4. — **131)** J. J. Honegger, D. deutsche Lied d. Neuzeit, s. Geist u. Wesen. Leipzig, Friedrich V, 299 S. M. 3,00. |[H. Löbner: BLU. S. 473/6.]| — **132)** L. Chevalier, Z. Poetik d. Ballade I. Prog. Staatsobergymn. zu Prag-Neustadt. 61 S. — **133)** J. Goldschmidt, D. deutsche Ballade. Progr. Talmud Tora. Höhere Bürgerschule. Hamburg, Nissensohn. 4⁰. 44 S.

„Der blinde König“, „Vom treuen Walter“, „Bertran de Born“, „Die Rache“, „Des Sängers Fluch“, „Harald“, „Das Nothemd“, „Der Graf von Greiers“, „Das Glück von Edenhall“, alle anderen nicht. In der modernen Dichtung ist die Ballade verloren gegangen, „es muss durchaus geleugnet werden“, dass Theodor Fontane ein Balladendichter sei. Chevalier sagt: „Einer der grössten Meister der Ballade ist sicher Th. Fontane“. G.s Heft ist geeignet, die auf unserem Gebiete bereits herrschende Konfusion noch zu vergrössern, es zeigt weder feines Gefühl noch sichere Grundanschauungen und kann daher nicht empfohlen werden. — Mehr historisch beschäftigt sich die Einleitung von Buchheims[134]) schöner Sammlung mit der Ballade und Romanze, doch kommt er auch auf das Wesen zu sprechen; B. zeigt sich als liebevoller Betrachter der deutschen Dichtung, wie in seiner früher erschienenen Sammlung deutscher Lyrik.[135]) — Eine ganz flüchtige Skizze widmete ein Anonymus den Gedichten über das Meer[136]), erst durch Heine sei diese Gattung wirklich eingeführt worden. Merkwürdig schief ist die Auffassung von Goethes „Meeresstille“ und „Glückliche Fahrt“. —

Es ist begreiflich, dass ein so fruchtbares Gebiet, wie der deutsche Roman, Gegenstand der Forschung geworden ist[137]), man kann aber nicht behaupten, dass die ästhetische Auffassung seines Wesens irgendwie gesichert sei.[138]) Hier hat jedenfalls die Untersuchung einzusetzen[139]), die wahrscheinlich nur durch die Unmasse von zu bewältigendem Lesestoffe bisher diesem Gebiete fernblieb. L. Gregorovius[140]) hat mit unzureichender Bildung den historischen Roman herausgegriffen, um ihn als verwerflich, ja schädigend und verrohend zu erweisen. Er verlangt vom Roman grössere Treue als von den „höheren Dichtungsgattungen“, also z. B. von der Tragödie, und zeigt an Freytag, dass historische Treue nicht möglich sei; aber einerseits hält er sich an Kleinigkeiten, die nicht stören, andererseits fehlt es ihm bei aller Detailkenntnis doch an wirklicher Vertrautheit mit den historischen Zuständen. Ihm mangelt die Fähigkeit, die richtige Form der Fragestellung zu finden, und die Gabe, seine Behauptungen in ihren Konsequenzen durchzudenken, ehe er sie veröffentlicht. Wenn er von der historischen Dichtung sagt, nicht die Darstellung historischer Personen oder thatsächlich erfolgter Vorgänge mache sie zu einer historischen, sondern die Darstellung einer historischen Idee, so steckt darin ein Körnchen Wahrheit; aber sofort müsste nun gezeigt werden, worin der Unterschied zwischen der Geschichtsschreibung und der historischen Dichtung bestehe. Und dies umsomehr, weil nach G. der Roman gar nicht einmal Dichtung ist, sondern — ein Kunstwerk, so nennen wir aber auch gewisse glänzende Muster der Historiographie, z. B. die Geschichte der Stadt Rom seines berühmten Namensvetters. G. wendet sich speziell bei Freytags „Ahnen“ gegen die Vererbungstheorie und rechnet aus, dass Victor König nur der 35,, 184. 372, 088 832 ste Teil Ingos sei, was ich auf seine Richtigkeit nicht geprüft habe, weil ich eine bessere Zeitverwertung kenne. Die Schrift wurde von der Kritik mit seltener Uebereinstimmung zurückgewiesen, wie sie es verdient. — Einzelnes über den naturalistischen Roman wird in anderem Zusammenhange zu besprechen sein.[141]) —

Unter allen Schriften über das Drama ragt die ruhige Darstellung von Lipps[142]) hervor, die, eigentlich durch Polemik hervorgerufen, es verstanden hat, in sachlicher Weise neue Resultate festzustellen. Sie will „diejenigen Betrachtungsweisen der Tragödie kennzeichnen und abweisen, die statt aus der Tragödie den Sinn der Tragödie herauszulesen, vielmehr ihre Weltanschauungen in sie hineintragen oder durch einseitige psychologische Theorien ihren Inhalt verkümmern“, sie will positiv „den Sinn der Tragik und Tragödie feststellen, ohne sich dabei von etwas Anderem als der Sache beraten zu lassen“. L. wird von der Ueberzeugung geleitet, „das darstellende Kunstwerk wolle durch das wirken, was es darstellt: durch die Gestalten, die es uns vorführt, und das, was diese Gestalten innerhalb des Kunstwerkes — nicht irgend jemand sonst, am wenigstens wir selbst, ausserhalb desselben, — sind und denken, thun und erläutern“. Er ist durchdrungen von dem Gedanken, das Auszeichnende des Genusses am darstellenden Kunstwerke sei eben, „dass das Schöne in ihm zur Geltung kommt und wirkt, wie es an sich ist, genossen wird in dem Werte, den es an sich hat, nur verflochten in die Beziehungen, in die es im Kunstwerke verflochten erscheint“. Eine

— 134) C. A. Buchheim, Balladen u. Romanzen. Selected and arranged with notes and literary introduction. London. Macmillan and Co. XXXVI, 318 S. — 135) ○ × Rud. Eckart, D. didaktische Poesie Ihr Wesen u. ihre Vertreter. Hannover, Nörten. |[Przewodnik naukowy i literacki. 19, S. 959 f.; HambNachrs. N. 37.]| — 136) J. J., D. Meer u. d. Dichter: HamlCorr. N. 545. — 137) × Z. (Th. Zolling), Z. Gesch. d. deutschen Romans: Gegenw. 39. S. 183/5. — 138) ○ × F. W. Ebeling, D. dtsch. Roman. E. Mene-Tekel. Berlin, Trautvetter. 103 S. 1,20 M. |[K. B.: DDichtung 10, S. 32; A. Schroeter: BLU. S. 579—80.]| — 139) × E Zola, D. auf d. Roman angewandte krit Formel (deutsch v. L. Berg): ML. 60, S. 819—21. (Taines Methode d. Kritik ist d. Methode d naturalistischen Romans) — 140) L. Gregorovius, D. Verwendung hist. Stoffe in d. erzählenden Litt. München, Buchholz & Werner. 71 S. M. 1,20 |[A. Hermann: BLU. S. 500/1; K. B.: DDichtung 10, S. 79; R. M. Werner: DLZ. 13, S. 1113 4.]| 141) × D. Roman d. Zukunft: Kw. 5, S. 52. — 142) Th. Lipps, D. Streit über d. Tragödie. (= Beitrr. z. Aesthetik her v. Th. Lipps u. R. M. Werner. N. 2.) Hamburg, Voss. VI, 79 S. M. 1,50 |[Kummer: BLU. S. 363 f.; Jeep: Nation[B.] 8, S. 520; HambCorr. N. 343; K. Werner: AZg[B.] N. 209; Lipps: PhilosMh. 27. S. 567/9; Th. Ziegler:

Vermengung mit fremden Interessen ist wie die Vermengung von Traum und Wirklichkeit. So lehnt L. die pessimistische wie die optimistische Auffassung der Tragödie ab, den Tod des Helden als Resignation wie den Tod des Helden als „poetische Gerechtigkeit“, er führt mit schlagenden Beispielen die einzelnen Ansichten ad absurdum, die er nicht für eine Klärung, sondern für eine Verwirrnng in den theoretischen Auseinandersetzungen ansieht, und gewinnt so freie Bahn, aber auch scharfes Erfassen der einzelnen Theorien von Schuld und Sühne. L. ist auch mit Valentins Theorien von der durch „vorübergehende Schmerzempfindung“ (1890 I 3 : 111) hervorgerufenen Freude nicht einverstanden, weil nicht das Aufhören des Leidens, sondern das vorhandene und von uns mitempfundene Leiden in der Tragödie, wie bei jeder Tragik, der Grund unseres Genusses ist. Dieses mitempfundene Leiden führt zum Mitleid; darin erkennt aber L. das Gefühl, „in dem sich mit dem Weh, das die Wahrnehmung des Schmerzes bereitet, das erhöhte Bewusstsein des Wertes verbindet, den das geschädigte Leben besitzt“. Er unterscheidet nun zwei verschiedene Arten des Leidens, indem er Antigone und Romeo kontrastiert, und erkennt darnach zwei verschiedene Arten der Tragödie: „in der einen folgt das Leiden aus der Verwirklichung eines wertvollen und erhabenen Wollens, in der anderen besteht es in der Vereitlung eines solchen Wollens“. „Bei Antigone behauptet sich das Schöne und Gute trotz des Leidens und im Leiden; bei Romeo erweist es sich erst im Leiden“. Nun nimmt L. noch den Macbeth hinzu und zeigt, dass in ihm „erst im Leiden die Macht des Guten zur Wirksamkeit kommt“. So stehen sich in Antigone und Romeo einer-, in Macbeth andererseits zwei Formen der Tragik gegenüber: in jener behauptet oder erweist sich das Gute in der Persönlichkeit gegen das Uebel, in dieser bethätigt sich die Macht des Guten gegenüber dem Bösen. L. glaubt durch die Namen Schicksalstragödie und Charaktertragödie die beiden Gattungen am besten unterscheiden zu können, ohne dadurch aber nun scharf geschiedene Gegensätze bezeichnet zu haben, denn in Gretchen sind beide vereinigt, und es kommt nicht blos auf den „Helden“, sondern auch auf den Gegenspieler an. In der Tragödie findet er dann subjektive, im ernsten Schauspiel auch objektive Versöhnung. Klar handelt er über die poetische Motivierung und über den Untergang des Helden, durch den jedes Mal anders der Konflikt beendet, abgeschnitten wird, wobei sich aber der Blick öffnet für das Ganze der Persönlichkeit, so dass sich eine subjektive, d. h. in unserer Betrachtung reinigende Wirkung einstellt. Zweck der Tragödie ist eben, „uns die Macht des Guten in einer Persönlichkeit geniessen zu lassen, wie sie im Leiden zu Tage tritt und gegen Uebel und Böses sich bethätigt, uns von dem Werte dieses Guten den denkbar tiefsten und reinsten Eindruck zu geben, einen Eindruck, der nicht, wie so oft im Leben, getrübt ist durch den Gedanken an uns selbst, an äusseren Erfolg, an Lohn und Strafe, der im Gegensatz zu allem Haften am Einzelnen und an der Oberfläche des Geschehens und Thuns dem Ganzen der Persönlichkeit und ihrem innersten Wesen gerecht wird. Die Tragödie fordert dafür nichts, als dass wir uns ihr ganz hingeben und nichts Fremdes einmischen, dass wir vor allem nicht in unseren Reflexionen und Theorien statt im Kunstwerk unsere Befriedigung suchen“. L. hat, und das stimmt mit der Absicht der „Beiträge zur Aesthetik“, insofern auch „normative Bestimmungen“ gegeben, als mit den von ihm widerlegten Theorien alle nur in Rücksicht auf diese Theorien geschaffenen Dramen verworfen sind, ebenso wie alle Dramen, die nur in dieser Richtung noch geschaffen würden. L. hat sich von der bisherigen Theorie soweit emanzipiert, als er sie in den Dramen, deren tiefe Wirkung er kennt, nicht bewährt gefunden hat; er geht nicht von Aristoteles aus, um zum Verständnis von seiner Definition der Tragödie zu gelangen, sondern hält sich an die Tragödien und giebt so Induktion. — Anders die Schrift von Thoma[143]); sie wiederholt in hausbackener Weise allbekanntes, häuft eins aufs andere und wirkt dadurch fast wie eine Parodie. Unglücklich ist das Bild, das T. für das Drama braucht: eine Bergbesteigung mit obligatem Absturz unseres Begleiters (des Helden), unseres anderen Ich, um das wir dann Thränen der Wehmut weinen, während wir doch Gott danken, dass nicht auch uns der Schwindel ergriff und uns ins Unglück hinabriss. Man könnte die landläufigen Theorien kaum besser parodieren. Die Einteilung der Dramen trifft T. nach dem Verhältnis der Strafe zur Schuld, ob sie grösser, kleiner oder entsprechend ist, und darnach spricht er sein Urteil über die einzelnen Dramen. Die Arbeit ist unreif und unbedeutend. Kummer hat in seiner Besprechung hübsch Freytags „Technik des Dramas“ gewürdigt, was wieder nötig zu sein scheint. — Hat Lipps mit Hettner Schicksals- und Charaktertragödie unterschieden, so sucht nun A. Dresdner[144]) neben jenen beiden Typen ein drittes, das moderne Drama. Von der Charaktertragödie wird es ausgehen, ohne jedoch eine Erneuerung der Shakespeareschen Charaktertragödie zu bringen. D. findet den schärfsten Unterschied

DLZ. 12, S. 1893/4.]| — 143) A. Thoma, D. Drama. E. gemeinverständl. Darstellung s. Wesens u. Baues. Gotha, Thienemann. 45 S. M. 0,80. |[A. v. Weilen: ZÖG. 42, S. 1003 f. (ganz ablehnend); F. Kummer: BLU. S. 362/3.]| — 144) A. Dresd-

der Shakespeareschen und der modernen Welt darin, dass jetzt die „Gesellschaft“ als charakterbildende und schicksalbestimmende Macht in die Litteratur eingetreten ist; zwar hat sie immer ihren Einfluss ausgeübt, aber erst in der neueren Zeit ist dieser Einfluss so stark in unser Bewusstsein getreten, dass wir die menschlichen Dinge nur noch unter seiner Beleuchtung zu sehen vermögen. Auch in der Wissenschaft diese Bewegung: es löste sich von der alten Staatswissenschaft die Gesellschaftswissenschaft ab. Die Gesellschaft, die sociale Organisation tritt in den Vordergrund, das drückt natürlich die Bedeutung des Individuums herab. Dem Drama wächst in der Gewalt der Gesellschaft etwas zu, was an das Schicksal des „antiken“ Dramas erinnert. Ja, D. sieht in den modernen Dramen sogar eine Annäherung an den antiken Bau, da wir in einer grossen Zahl dieser Stücke „thatsächlich eine Art von Chor, zum wenigsten einen Choragen ohne Choreuten hätten“. Das äusserste Ziel dieser Richtung sei geradezu der Gegenpol des „Shakespeare-Dramas“: die Gesellschaftstragödie als die ins Moderne übersetzte antike Schicksalstragödie. Neben dieser Richtung können wir aber eine andere bemerken, die nun das Verhältnis des von der Gesellschaft gebildeten Charakters zu dieser selben Gesellschaft zeigt, also wieder der Charaktertragödie sich nähert; diese beiden Richtungen zu vereinigen ist die Aufgabe der Zukunft. — Auch Dehlen[145-148]) betrachtet die Theorie der Tragödie vom Standpunkt der neuen Zeit; er geht durchaus von Aristoteles aus, sucht aber die alten Begriffe der Poetik neu zu deuten. Zur Erklärung von Furcht und Mitleid werden die einschlägigen Stellen herbeigezogen, das Resultat ist: wir sollen eine doppelte Stellung einnehmen, eine entferntere, in der wir Mitleid, eine nähere, in der wir Furcht empfinden. Indem wir uns einerseits als Zuschauer fühlen, andererseits in den Helden versetzen, empfinden wir Furcht und Mitleid. Der Dichter muss also zu Personen der Tragödie Wesen nehmen, die Leiden unterworfen sind, die der Zuschauer auch für sich selbst oder einen der Seinen möglich sich denken kann, und muss von den verschiedenen Möglichkeiten von Wesen eine Individualität herausarbeiten, die wir lieb gewinnen müssen, wie einen unserer Nächsten, für die wir empfinden, wie für uns selbst. — Hamartia ist der durch unverschuldete Fehlerhaftigkeit bewirkte Fehler des Helden. Für die moderne Zeit bewirkt das ein der Weltanschauung des Zuschauers entsprechendes Schicksal. Dieses moderne Schicksal sind „die Faktoren der Bildung“. Nicht Menschen mit unseren Anschauungen, sondern Menschen nach unserer Anschauung verlangt das moderne Schicksal. Für die moderne Tragödie ist nicht der moderne Stoff, sondern das moderne Schicksal charakteristisch. — Auch die Katharsis muss modern werden. In der Tragödie werden Leidenschaften und deren Reinigung vorgeführt, und durch Mitempfinden und Miterleben bewirkt die Tragödie die Reinigung von solchen — durch Identifikation erweckten — Leidenschaften beim Zuschauer. Setzen wir nun überall die neuen Werte D.s. Die Tragödie stellt das Leben dar, also den Kampf ums Dasein. Der Held führt den Kampf, die Faktoren der Bildung sind das moderne Schicksal, unter dessen Einfluss der moderne Held steht; daraus entspringt die Hamartia, die ihm Leiden schafft, Niederlagen im Kampf ums Dasein bereitet. Das Ziel des Kampfes aber ist die Vervollkommnung; der Held wird durch die Faktoren der Bildung gehindert, dieses Ziel zu erreichen, muss also diese Faktoren zu überwinden suchen; das geschieht, wenn er durch die Kraft des Anpassungsvermögens die schädlichen Einflüsse paralysiert. Dann hat also die moderne Katharsis in der Vervollkommnung zu bestehen. Der Aufsatz scheint ernst gemeint zu sein. — P. Richter[149]) sieht in der „poetischen Gerechtigkeit“ eine der möglichen Kompensationen für den allzu heftigen Eindruck, den ohne sie das Tragische sonst auf uns ausüben würde; er streift auch noch andere Kompensationen. Aber der Wert seiner Arbeit, soweit sie bisher vorliegt, besteht mehr im negativen Teil, in der ruhigen, jedoch scharfen Verurteilung der von Günther vorgetragenen Ansicht über das Tragische als eine durch die Sittlichkeit geforderte Lebensverneinung im Konflikt mit einer an sich vollberechtigten Lebensbejahung; Wert hat ferner der Nachweis, dass Günther Unrecht daran that, seine Theorie gerade in den Tragödien des Aischylos verwirklicht zu sehen. Diese Darlegung hat aber R. noch nicht vollendet, da bisher nur „Die Sieben gegen Theben“ und „Der gefesselte Prometheus“ besprochen wurden. Die Fortsetzung der Arbeit wird jedesfalls auch auf Lipps eingehen, dessen Heft R. nur mehr bei der Korrektur benutzen konnte. — Rosikat[150]) sucht die antike Tragödie gegen die Bezeichnung als Schicksalstragödie zu verteidigen. Er weist nach, dass der Unterschied zwischen antiker Schicksals- und moderner Charaktertragödie zuerst von Lenz in seinen „Anmerkungen“ behauptet wurde, während sich bei Lessing nur ein Ansatz dazu, bei Herder aber das gerade Gegenteil

ner, D. dritte Drama: Kw. 4, S. 289—91. — 145) A. Dehlen, Mitleid u. Furcht: ML. 60, S. 248/9. (N. 145/8 führen d. Sammeltitel „Neue Werte für alte Worte. 1—4“.) — 146) id., D. tragische Schuld: ib. S. 361/3. — 147) id., D. Schicksal: ib. S. 582/4. — 148) id., Katharsis: S. 807/8. — 149) P. Richter, D. Tragödien d. Aeschylus nach Inhalt u. Wirkung beleuchtet. Zugl. e. Wort d. Kritik über d. Werk v. G. Günther: Grundzüge d. trag. Kunst. 1. Teil. Progr. d. städt. Johannesgymn. in Breslau. 4°. 39 S. — 150) A. Rosikat, Ueber d. Wesen d. Schicksalstrag. I. Teil. Progr. d. städt. Realgymn. in

findet. Den Namen „Schicksalstragödie“ braucht übrigens auch Lenz noch nicht, R. vermutet, dieser Name sei erst im 19. Jh. aufgekommen. Um dann aber für seine Untersuchung festen Boden zu gewinnen, hebt R. die „allgemein zugestandenen Merkmale“ des Tragischen und der Tragödie hervor; solche sind nach ihm: 1) das Tragische ist traurig, leidvoll, 2) es stellt sich dar als Kontrast zwischen Erstrebtem und Erreichtem, 3) es tritt in Erscheinung als Folge des Thuns und Lassens der handelnden Person. Das „generelle Gepräge“ der Tragödie ist das Schicksalsvolle der Handlung; ihr „Gegenstand“ ist ein grosses Leiden: der Held stösst in seinem Streben und Handeln auf feindliche Mächte, seine Kraft bricht, und nach heissem Ringen unterliegt er. R. kommt zu Aristoteles' Furcht und Mitleid und erblickt in ihnen mit Hermann Baumgart die „specifischen Schicksalsempfindungen“. Es giebt eine höhere Macht als die unsere; „dass dieses unserer Empfindung auf das eindringlichste kund wird, ist eine von den Wirkungen der Tragödie, der eigentlichen Schicksalsfabel“. R.s Auseinandersetzungen sind rein theoretisch, obwohl er auf einzelne Dramen gelegentlich eingeht; die Fortsetzung wird zeigen müssen, wie weit es ihm gelingt, die Tragödien unter seinen einheitlichen Begriff zu bringen. —

Nicht zu rühmen ist das Heft Bettingens[151]), das zwar hauptsächlich das komische Drama, im Gegensatze dazu aber auch die Tragödie behandelt. Wesen und Wirkung des komischen Dramas besteht nach B. darin, „durch Darstellung von Verhältnissen und Charakteren, die von der im Dichter und Publikum lebenden Norm so abweichen, dass sie in ihnen ein Gefühl der Ueberlegenheit hervorbringen, im Publikum heitere Daseinsfreude und Lust bis zum höchsten Grade zu erwecken“. Er nimmt ohne den Sinn für zusammenfassende Prinzipien ordnungslos komische Figuren und komische Verhältnisse durch, neben Aristophanes erscheint besonders Kotzebue als Zeuge. Von einer wirklichen Erfassung des Problems, ja von einer richtigen Fragestellung ist nicht die Rede. B. hält allerdings den Weg der Induktion für den richtigen, er schlägt ihn aber nicht ein. — Ein Anonymus[152]) unterscheidet im Lustspiel zwei Richtungen oder Entwicklungsreihen: an der Spitze der einen, die das realistische Lustspiel bedeutet, stehen Werke wie „Minna von Barnhelm“ oder „Die Journalisten“, sie erfüllen, was ihre Kunstform erheischt: Leben der Wirklichkeit vorzutäuschen; tief unten stehen die Modelustspiele, die an unsere Phantasie die nämlichen Anforderungen stellen, ohne das Entsprechende zu bieten. Die zweite Reihe dagegen verzichtet von vornherein auf die Täuschung, dass uns Ereignisse des wirklichen Lebens vorgeführt werden (phantastisches Lustspiel), oder empfindet das Wirklichkeitsmässige als unwahrscheinliche Störung der Einheit (idealistisches Lustspiel). Jenes realistische Lustspiel und dieses (der Vf. nennt es der Kürze halber Posse) sind künstlerisch ebenbürtig. Von der zweiten Gattung, zu der Aristophanes gehört, möchte sich der Vf., selbstverständlich bei einer Aenderung im Sinne der neuen Zeit, eine Zeitsatire versprechen, die im realistischen Lustspiel schwer denkbar ist. —

Im Gegensatze zu Johannes Lepsius weist Stommel[153-154]) nach, dass man das Drama nicht aus dem Wesen der Schauspielkunst unter Berücksichtigung der Bühnenkunst, sondern aus der Poesie ableiten müsse. Die drei Dichtungsgattungen scheiden sich S. so, dass er sagen kann: „der Lyriker hat Empfindungen, der Epiker sieht Bilder, der Dramatiker schaut Gestalten und hört sie reden“. Das Wesen des Dramatischen ist „die aus dem Charakter entspringende Handlung“, das Wesen des Epischen „der aus der Fülle der Begebenheiten verständlich gemachte Charakter“. Er betrachtet die Anstrengung vom Auge und Ohr beim Drama und meint: beide Sinne müssten in harmonischer Verbindung arbeiten; aber nicht etwa so, dass damit nun alles geleistet sei. „Für die Sinne ist die Darstellung auf der Bühne Wirklichkeit, für das Bewusstsein ist sie Illusion; das eigentliche Kunstwerk aber ist die Vision, welche in der Phantasie bleibt, unaussprechlich und undarstellbar.“ Also nicht das, was den Sinnen von der Bühne geboten wird, nicht das Wirkliche, sondern zugleich das, was dadurch angedeutet wird, ruft die Wirkung des Dramas hervor. Von diesem Standpunkt aus betrachtet S. einzelne Grundfragen und einzelne Dramen. — Den Unterschied von antiker und moderner Tragödie sucht Stommel[155]) aus dem Unterschied der Religionsanschauungen abzuleiten. Der Konflikt mit dem „Schicksal“ muss in beiden anders auftreten, weil die Antike „den geheimnisvollen Zusammenhang“, welcher in der Schuld zwischen Sünde und Schicksal besteht, nur ahnte, ohne ihn zu begreifen, während das Christentum neben der äusseren, objektiven Verkettung der Umstände einen subjektiven Widerstreit in der Brust des Helden sich erheben und von ihm in Freiheit entscheiden lässt. Daraus folgt, dass in der modernen Tragödie der Charakter, nicht das Schicksal, „in den Vorder-

---

Königsberg i. Pr. 4⁰. 26 S. — 151) F. Bettingen, Wesen u. Entwicklung d. komischen Dramas. Berlin, Weidmann. 99 S. M. 2,00. — 152) Lustspiel u. Posse: Kw. 4, S. 193/6. — 153/4) K. Stommel, Ueber d. Wesen d. dramat. Kunst. = Aus d. Geistesleben. S. 240–62. (S. N. 86.) — 155) id., Antike u. christl. Tragik: ib. S. 41/8. — 156) id., Unsere dramat.

grund tritt" und beide sich „aus ihrer gegenseitigen Durchdringung auch gegenseitig erklären und verständlich machen", während in der antiken Tragödie „diese beiden hauptsächlichen Faktoren der tragischen Kunst unverhältnismässig und unvermittelt neben einander herlaufen". Einen zweiten Differenzpunkt bildet die Auffassung des Todes, einen dritten die Unsterblichkeit der Seele. Die pessimistischen Folgerungen, die S. daraus zieht, sind wenig überzeugend und die Vermischung oder Identifizierung von tragisch und Tragödie wirkt verwirrend. — Für die moderne Produktion verwirft Stommel[156]) den Anschluss an die Antike und fordert nationale Stoffe der Gegenwart. — W. Jordan[157]) sieht die Unmöglichkeit einer modernen Tragödie in der Unmöglichkeit, einen Menschen als Helden hinzustellen, und in unserer Abneigung gegen Greuel, welche die Griechen, selbst Sophokles, und Shakespeare mit einer gewissen Vorliebe gaben. Die Zukunft verheisst J. dem „Schauspiel", insofern es den Sieg des Menschen über das „Schicksal" darstellt. Aber J. hat das Problem kaum richtig erkannt, gewiss aber falsch gelöst; das zeigt sein Verhalten gegenüber einem „modernen Schauspiel" wie Ibsens „Stützen der Gesellschaft", er bekämpft es, obwohl es seiner früher ausgesprochenen Ansicht entsprechen sollte. Nicht den Ausgang des Stückes, sondern die Wahl des singulären Falles, das hat er verwerfen wollen, wie sich aus seiner Stellungnahme zum jüngsten Geschlecht der Dramatiker ergiebt, aber man vermisst die Klarheit einer wirklichen Erkenntnis.[158]) — In einem andern Aufsatze führt W. Jordan[159]) mit ein paar hübschen Gleichnissen den Gedanken aus, dass auf der Bühne „alle unmittelbare Natürlichkeit ewig verpönt bleibt", dass der Schein, nicht die Wirklichkeit gegeben werden müsse. J. berücksichtigt dabei mehr die Schauspielkunst als das Drama, aber mit Behauptungen wird nichts bewiesen.[160-161]) — Wie weit man in Amerika von der Ansicht entfernt ist, dass auf der Bühne nur der Schein der Wirklichkeit gegeben werden solle, das erfahren wir aus dem Feuilleton eines Anonymus[162]); er führt einige Stücke an, welche die Wirklichkeit in aller Grässlichkeit auf die Bühne New-Yorks brachten. Man glaubt Berichte über Stücke des 17. Jh. zu lesen, nur natürlich mit Steigerung des Raffinements: was ist das harmlose Ochsenblut, das damals auf der Bühne vergossen wurde, gegen die haarscharf geschliffene, wirklich durch Dampf getriebene Kreissäge in dem Schauspiele Blue Jeans, welcher langsam dem Körper eines wirklichen Darstellers näher rückt, um erst in einer Entfernung von einem Zoll seiner Angstlage entrissen zu werden. Das ist freilich Entartung, giebt aber doch zu denken. Durch so konsequente Uebertreibung wird die Meiningerei wohl am besten in ihrer Haltlosigkeit dargestellt.[163-164]) — Die Gegenbewegung in Deutschland ging bekanntlich von München aus, wo der Versuch gemacht wurde, zur Shakespearebühne zurückzukehren. Dieses Streben fand allseitige Beachtung und Erwägung[165-168]). — Die Schrecken und Gefahren einer ersten Aufführung schildert in einem launigen Dialog Spielhagen[169]). — Aus praktischer Bühnenkenntnis heraus hat Wehl[170]) im Anschluss an einzelne Dramen und einzelne Aufführungen die Resultate seiner Erfahrung mitgeteilt. Kilian that Recht daran, sie dem Nachlasse des Dramaturgen zu entnehmen. Die Aufsätze bringen einzelne Winke über die Bühneneinrichtung klassischer Stücke oder über die Auffassung einzelner Rollen, sei es, indem ihre Darstellung durch anerkannte Künstler analysiert oder verglichen wird, sei es, indem W. seine eigenen Ansichten als Dramaturg entwickelt. Immer verrät sich seine intime Vertrautheit mit Bühne wie Litteratur, immer spricht zu uns der feine Sinn eines verständigen, geschmackvollen Bühnenleiters auch dort, wo man seinen Ausführungen nicht zuzustimmen vermag.[171-172]) —

Die Veränderung dramatischer Technik in neuer Zeit[173]) führt A. Kempner[174]) auf zwei Prinzipien zurück; das eine hängt mit dem Realismus zusammen, das andere nicht. Jenes sucht die Vorgänge auf der Bühne der Art des wirklichen Lebens anzugleichen, darum wird vor allem der Monolog vermieden und durch Pantomime ersetzt. Der Monolog wird nur gestattet, wo er im Leben auch vorkommt, also bei heftiger

---

Produktion: ib. S. 37—41. — 157) W. Jordan, D. Neige d. Tragödie. = Episteln u. Vorträge. S. 52—75. (S. o. N. 24.) — 158) ○ × Emil Wolff, D. Neige d. Tragödie: HambNachrS. N. 10. — 159) W. Jordan, An e. berühmte Schauspielerin = Episteln u. Vortrr. S. 36—51. (S. o. N. 24.) — 160) ○ × L. Lier, Drama u. Publikum: Grenzb. II, S. 426—[illegible] (Vgl. Kw. 4, S. 278—81, 293/4.) — 161) ○ × L. L[ier], Theaterkritik u. Publikum: ib. III, S. 234/6. — 162) Amerikanis[illegible] Bühnenrealistik. E. Federzeichnung v. jenseits d. grossen Wassers: StrassbPost N. 285. — 163) × G. Schwarzk[illegible] Wiener Theaterbrief 1890/1: ML. 60, S. 376/8. (Vgl. Kw. 4, S. 325/6; handelt über d. Realismus auf d. Bühne.) — 164) [illegible] Bahr, Z. Entwicklung d. modernen Schauspielkunst: ib. S. 151/3. — 165) W. Bormann, E. Wort z. Münchener Schau[illegible] Reform: DBühnenRs. I, S. 27/9. — 166) × L. Hartmann, D. Münchener „Shakespeare-Bühne": Kw. 4, S. 228. [illegible] DresdZg.) — 167) × E. Drach: ib. S. 228/9. — 168) L. Hartmann: ib. S. 229—31. — 169) F. Sp[illegible] „Première". = Aus meiner Studienmappe. S. 79—98. (S. o. N. 76.) — 170) Feodor Wehl, Dramaturg[illegible] samm. Aufsätze. Aus d. Nachl. hrr. v. E. Kilian. Oldenburg, Schulze. o. J. VII, 174 S. M. 2,40 |[W[illegible] S. 759 f.; Bulthaupt: WeserZg. N. 16183.]| — 171) × L. Hartmann, „D. dumme Kerl, d. Dichter .. [illegible] (Betont d. Recht d. Dichters, d. Aufführung zu leiten.) — 172) × H. Bulthaupt, Dramaturgie d[illegible] (= Dramaturgie d. Classiker 3. Bd.) Oldenburg, Schulze. XV, 395 S. M. 5,00. |[WIDM. 69, S. 291; [illegible] Voigt: Kw. 4, S. 220/1.]| — 173) ○ × H. A. Kennedy, The Drama of the moment: 19thCent. S. 17[illegible]

Aufregung, die abgerissene Wörter hervorstösst, und bei Wahnsinn oder Trunkenheit. Vermieden wird ferner aus dem gleichen Grunde das à part-Sprechen der Personen, endlich die direkte Charakteristik, auch die Selbstcharakteristik, wo sie nicht als Gegensatz zur indirekten Charakterisierung dient. Während K. in diesen Zügen Neuerungen der modernen Technik sieht, hält er andere nur für konsequente Weiterbildungen früherer dramatischer Gepflogenheit, so vor allem das Bestreben, die Vorgeschichte nur beiläufig und andeutend, überdies nicht auf einmal, sondern auf weite Scenen verteilt, zu erwähnen: hier soll Lessing der grosse Wegweiser sein; weiter das Streben, die sogenannten merkwürdigen Zufälle zu vermeiden und deutlicheren „Einblick in die ursächliche Verknüpfung der einzelnen Bestandteile der Handlung“ zu gewähren: auch das bringt K. in Verbindung mit Lessings Satz, das Drama solle den „Durchschnitt des Lebens“ darstellen. Ein letztes ist die Sprache, bei der man nach dem Wesen der redenden Gestalten und der vorgeführten Situationen strenge differenziert; damit fällt die pathetische und die geistreiche Rede fort, wo sie nicht der Charakteristik dient. Alle diese Mittel stehen nach K. im Zusammenhange mit dem realistischen Streben; dagegen entdeckt er drei, die „allein auf ästhetische Gründe zurückzuführen sind und zum Teil dem Realismus ins Gesicht schlagen“. Das erste, das sich noch sehr gut mit ihm verträgt, ist das Bemühen, innerhalb des Dramas den Kommentar zu vermeiden und das Publikum die nötigen Schlüsse ziehen zu lassen; dies gilt für das ganze Drama, wie für einzelne Scenen. Nicht mit dem Realismus zu vereinigen ist das Aneinanderreihen wesentlicher Momente, damit verbunden die Scheu vor Episoden, dann die zeitliche Einheit. Hier sieht K. die Entwicklungsfähigkeit des modernen Dramas. [175]) — Auch Brahm [176]) setzt als Parteimann auseinander, dass „das moderne Theater naturalistisch sein werde — oder gar nicht“. Er geht davon aus, dass jede vorwärtsstrebende Litteratur revolutionär, das Theater aber konservativ sei; er zeigt, welche Schwierigkeiten Schiller, Goethe, Kleist, Grillparzer fanden, ehe sie auf dem Theater durchdrangen, und meint, ebenso werde der Naturalismus siegen. Von Anzengruber wird eine Stelle über den Realismus angeführt und dann dargestellt, wie notwendig die Wahrheit gegenüber der Konvention sei. Er gedenkt der „Freien Bühne“ und ihrer Erfolge: die Vorstellung der „Gespenster“ habe mehr für die Verbreitung Ibsens gethan als alle Aufsätze. Die Verbindung von Theater und Naturalismus wünscht aber B. auch im Interesse des Naturalismus, denn er werde in der Berührung mit der konservativsten aller Künste die Extreme abthun, Mässigung lernen und gerechte Beschränkung. Er erwartet einen Naturalisten der Zukunft, der wie Schiller die Vorläufer überbietend den Naturalismus auf der Bühne vollenden werde. [177-178]) — Wir sind damit schon beim Naturalismus angelangt, zu dem alle modernen Untersuchungen mehr oder weniger Stellung nehmen. —

Der Naturalismus. Nur mit Zagen wagt man sich in das Gestrüpp, das in vollster Ueppigkeit dieses Thema umwuchert. Man fühlt sich einem Proteus gegenüber, der fortwährend die Gestalt wechselt und doch eigentlich keine Gestalt hat. Die Betrachtung wird noch dadurch erschwert, dass die meisten Auseinandersetzungen einzelnen Fällen gelten und daraus Schlüsse ziehen. Jede neue Erscheinung der Litteratur ruft eine neue Formulierung der Hauptsätze hervor, jede kleine Nüance führt zu einer neuen Bezeichnung der ganzen Richtung. Wir befinden uns eben auf einem schwankenden Boden, in einer ununterbrochenen „Umwertung der Werte“, in einem Chaos, das nach einem Gebilde strebt, ohne es bisher erreicht zu haben. Wohl bietet eine solche Periode reichen Anlass zum Nachdenken, aber es ist fast unmöglich, in dem Wirrsal sich zurechtzufinden. Immer mehr befestigt sich die Ueberzeugung, das Ende des Naturalismus sei herangekommen; wer sich nicht durch die stets erneuerte Versicherung überreden lässt, der könnte fast durch die Leidenschaftslosigkeit bekehrt werden, mit der man den Naturalismus betrachtet. So gut das möglich ist, macht sich eine mehr historische, sogar objektive Auffassung geltend; man streitet nicht mehr für und wider, man sucht vielmehr ruhig das Richtige vom Falschen zu scheiden. Am lautesten verkündet Bahr [179-180]), dass es mit dem Naturalismus zu Ende gehe, rund heraus sagt er: „Der Buchnaturalismus, des Romans und der Novelle, gehört schon wieder der Geschichte. Sein Kampf, sein Sieg, seine Ueberwindung liegen hinter uns.“ Das Neue sieht er in Frankreich werden, „die neue Psychologie, die neue Romantik, den neuen Idealismus“, die Litteratur der Nerven. Diese Litteratur der Zukunft — sie ist freilich nach B. schon zum Teil vorhanden — wird nicht eine Rückkehr zum Klassizismus oder zur Romantik sein, obwohl auch sie „den Ausdruck des Menschen“ will, denn der Klassizismus sagte „Mensch“ und

---

D. Technik d. modernen Dramas: VZg^{S}. N. 27. — **175)** × E. v. Jagow, D. Technik d. modernen Dramas: DBühnenG. 20, S. 265/7. — **176)** O. Brahm, D. Naturalismus u. d. Theater: WIDM. 70, S. 489—99. — **177/8)** × D. Zukunft d. deutschen Dramas: AZg^{B}. N. 154. — **179)** H. Bahr, D. Ueberwindung d. Naturalismus. Als zweite Reihe v. „Z. Kritik d. Moderne“. Dresden u. Leipzig, Pierson. VI, 323 S. M. 4,50. |[A. Hermann: BLU. S. 583; Gegenw. 40, S. 207.]| — **180)** id., D.

meinte „Vernunft und Gefühl“, die Romantik meinte „Leidenschaft und Sinne“, „die Moderne“ jedoch meint „Nerven“. Ueberwunden wird also der Naturalismus „durch eine nervöse Romantik, durch eine Mystik[181-182]) der Nerven“. Das klingt alles recht schön, wenn es nur auch wahr wäre, wenn sich nur der Vf. auch bei seinen „nervösen“ Worten etwas denken würde. Freilich giebt uns B. in dem Aufsatze „Die neue Psychologie“ zwei Beispiele für die neue Kunst im Verhältnis zur alten; ich glaube aber kaum, dass damit etwas klarer wird, denn „Protokolle“ von Nervenschwingungen müssen uns erst vorliegen, ehe wir ihre Möglichkeit zugeben; auch Bourget, an den B. natürlich in erster Linie denkt, kann nicht anders vorgehen als die alte Kunst, auch er muss rückblickend die einzelnen Momente zerlegen und analysieren. Eine Probe der nervösen Kunst liefert uns B. selbst; das ist sein Stil, jenes unruhige, gesucht unstilisierte, möglichst ungrammatische Deutsch, das etwa einen Aufsatz anfängt: „Vom Bühnennaturalismus nämlich will ich reden, nur von diesem“, Sätze mit „Sondern“, mit „Also“ anhebt, die Präpositionen gegen die Grammatik braucht usw. usw. Das ist alles Absicht, „Pose“, wie man wohl gesagt hat, denn B. selbst spricht sehr vernünftig „Vom Stile“. Man fürchtet, dass unsere Nerven die „Mystik der Nerven“ nicht werden ertragen können. Nach der Periode des „Wahren“ käme nun eine des Raffinements, wenn B. die Zukunft vertritt. Raffiniert ist seine Kunst, mit den Gegenständen zu spielen, sie so darzustellen, dass man nichts von ihnen erfährt, nur vom schreibenden Autor; dass man gereizt wird, und wenn man nun hofft, die Mahlzeit kommt, dann ist alles zu Ende. Die Lektüre des Buches stellt hohe Anforderungen an die Geduld, denn der Vf. handelt meist über Fernliegendes, Unbekanntes, und thut so, als ob es jedem Leser bekannt, vertraut sein müsste. Oder richtiger ausgedrückt, B. scheint überhaupt nicht an einen Leser zu denken, sondern nur die „Protokolle“ seiner eigenen Nervenzustände sorgfältig zu schreiben. Man wird die bunte Sammlung von Feuilletons, die B. unter einem nicht überall zutreffenden Titel zusammengebracht hat, für eine ungewöhnliche Erscheinung erklären, muss aber sagen, dass sie trotzdem wenig positiv fördernd ist, vielleicht nur in den Augen des Berichterstatters, der nun einmal an wissenschaftliche Arbeit gewöhnt ist und nicht viel von den „gierigen Horchern nach den Trieben der gegenwärtigen und nach den Zeichen der zukünftigen Kultur“ hält, wenn sie es nicht verstehen, bei der Beobachtung ruhig und kritisch zu bleiben, sich die Augen auszuwischen und zwischen Sonne und Irrlicht zu unterscheiden. — Gerne wird man mit R. Steiner[183]) übereinstimmen, der in einem beachtenswerten Aufsatze Bahr „den bedeutendsten Kopf“ des jüngsten Deutschland genannt hat, wird aber auch zugeben, dass die Bahrschen Paradoxen in gesundes Deutsch übertragen, nichts anderes heissen als: „Die Kunstprodukte sollen nicht Kunstprodukte, sondern Naturerzeugnisse sein“, wenn sie nämlich unser Nervensystem genau ebenso beeinflussen sollen wie die Wirklichkeit. Uebrigens vergass Bahr, das ein solches Verlangen zum konsequentesten Naturalismus führen müsste. —

In einer historischen Betrachtung hat Valentin[184]) ausgeführt, der Naturalismus sei „die roheste Art der Kunstschöpfung“, stehe immer am Beginne der Entwicklung als Keim oder am Schlusse als Verfall. Das allgemeinste, überall giltige Merkmal der Kunst sei die Bildlichkeit der Kunstschöpfung, sie stelle etwas Fremdes dar und gebe deutlich zu erkennen, dass sie die dargestellte Sache nicht sei. Der Naturalismus aber sei „die Richtung in der Kunst, die eine ihrem Wesen nach bildliche Darstellung so gestaltet, dass diese für die Sache selbst gehalten werden soll“. Das Ziel des Naturalismus wäre somit Ersetzung der wirklichen Natur durch eine zweite scheinbare, welche die Täuschung hervorbringt, als ob sie die wirkliche wäre. Dabei kann entweder die Täuschung als solche erkannt werden, und dann stellt sich eine gewisse kindliche Wirkung der Kunst ein, wie etwa im Wachsfigurenkabinet, in vielen Zweigen des Gewerbes, besonders des Kunstgewerbes usw., „die kindliche Freude daran, dass etwas wie wirklich aussieht, ohne wirklich zu sein“; oder aber die Täuschung soll als solche nicht erkannt werden. Nun bedient sich der Mensch von früh an des Kunstschaffens, „um den Ausdruck für eine Empfindung zu gewinnen, für die die ihn umgebende Natur keine Erscheinung darbot, die fähig gewesen wäre, als Ausdruck für seine Empfindung zu dienen“; die älteste Kunst sucht durch die Naturnachahmung nicht die Wirkung der Natur selbst zu erreichen, sondern vielmehr zu vermeiden. Diese bewusste Bildlichkeit anstreben, heisst Stilisieren. V. verfolgt dieses Prinzip mit übertreibender Einseitigkeit in der Geschichte der Baukunst, dann in der Kunstgeschichte überhaupt. Die erste und ursprüngliche Empfindung aussergewöhnlicher Art, die nach einem Ausdruck in der Kunst ringt, ist die von einer die menschliche Kraft überragenden überirdischen Macht; ihre Darstellung verlangt eine Veränderung der Natur-

---

Dekadence: Nation[B]. 8, S. 619—21. — 181) × L. Berg, Realismus u. Mystik: Zeitgenosse 1, S. 296/8. — 182) × id., Symbol u. Realismus: ib. S. 642/6. — 183) Rud. Steiner, Auch e. Kapitel z. „Kritik d. Moderne“: LMerkur 11, S. 233/5. — 184) V. Valentin, D. Naturalismus u. s. Stellung in d. Kunstentwicklung. (= Deutsche Schriften f. Litt. u. Kunst I, 4.) Kiel u.

erscheinungen, also etwa Zusammensetzung von Menschen- und Tiergestalt, fratzenhafte Umbildung der menschlichen Erscheinung, Vervielfältigung einzelner Gliedmassen usw.; das sehen wir in den ägyptischen, assyrischen und indischen Götterbildern. Geht nun die gröbere Auffassung zu einer feineren über, so wird auch der grobe, derbe Ausdruck nicht mehr entsprechen, man gelangt zu einer eingehenderen und schärferen Naturbeobachtung, die Kunstschöpfung wird der Naturwirklichkeit genähert, bis der Eindruck entsteht, dass eine solche Schöpfung allen Bedingungen der Naturwirklichkeit entspricht, auch wenn sie selbst gerade so in der Natur niemals vorgekommen ist und niemals vorkommen kann; das Kunstwerk ist „ein potenziertes Naturwerk", in dem sich die Gesetze seines Daseins klarer enthüllen als in der Naturerscheinung. Nun kann aber das Bedürfnis, „eine das Alltägliche überschreitende Empfindung zu hegen", durch die Freude am Alltäglichen verdrängt werden, dann braucht es keiner besonderen Ausdrucksmittel, es genügt, die Natur mit allen ihren Zufälligkeiten nachzuahmen. Damit stellt sich der Naturalismus ein, „ein Widerspruch gegen das Wesen der Kunst, aber immer nur eine vorübergehende Erscheinung". V. führt nun eine Reihe von Fällen vor, die deutlich zeigen, wie Naturalismus und Kunst im Widerstreite stehen, so dass entweder der Naturalismus oder die Kunst zurückweicht, entweder der Naturalismus wie z. B. auf der Bühne durch „Arrangement", durch Konzessionen seinem eigentlichen Prinzip untreu wird oder aber die Kunst verloren geht. Aber der Naturalismus kann auch ein Mäntelchen umhängen; ein solches erblickt V. in der „Idee", besser hätte vielleicht „Tendenz" gesagt werden sollen: die Kunst wird missbraucht, um Ideen auf den Markt zu bringen, dadurch „kommt in erster Linie der Inhalt der Darstellung und die in diesem hervortretende Bestrebung des Künstlers, nach irgend welcher Seite hin auf die Erkenntnis oder auf das praktische Leben selbst wirken zu wollen, in Betracht". Wenn die Kultur übertreibt, ungesunde Elemente zur Herrschaft gelangen lässt, dann gewinnt die Naturkraft den Charakter des Gesunden, des Erlösenden; aber sie darf nun dabei nicht als Selbstzweck stehen bleiben, sondern soll der Anfang einer neuen Kultur sein. Das vermisst V. am Naturalismus, dessen Streben „wahr" zu sein, nur ein Streben nach Gemeinheit, nach Schmutz ist: auch das Schöne finden wir in der Natur, daneben das Hässliche, der Naturalismus zeichnet das Hässliche, um ganz wahr zu sein, weil ihm wahr und schön identisch werden, also je gemeiner, desto wahrer, desto schöner; dadurch aber wird er zur Lüge, die um so schlimmer ist, je mehr der Naturalismus auf die Wahrheit als das eigenste Wesen seines Schaffens pocht. Er gelangt einerseits zum Grässlichen, andererseits zum Lüsternen, zwei Empfindungen, die nahe verwandt sind. Aber V. unterscheidet scharf zwischen Naturalismus und Realismus; nicht Realismus und Idealismus sind Gegensätze, sondern diesen beiden verschiedenen Stufen einer und derselben künstlerischen Auffassungsweise der Welt steht der Naturalismus als die unkünstlerische Auffassungsweise gegenüber. Der Realismus[185-186]) lässt mehr den Charakter der Einzelerscheinung hervortreten, ohne dass dadurch die symbolische Kraft verloren ginge, der Idealismus betont mehr „das in der einen Erscheinung eine Fülle von Erscheinungen erfassende und umschliessende allgemeingiltige Wesen, ohne der als Vertreterin gewählten Einzelerscheinung den Charakter der Möglichkeit wirklicher Existenz zu entziehen"; in den grossen Künstlern sind beide Auffassungsweisen vereinigt, was im besonderen gezeigt wird. Der Gegensatz zu beiden ist der Naturalismus, armselig und langweilig, oder genötigt, Ziele mit hereinzuziehen, die ihn zum Missbrauch der Kunst führen. V.s Ausführungen folgt man mit Interesse; die Beispiele, die er wählt, sind belehrend, er verkennt nur vielleicht, dass der Naturalismus bloss in seltenen Ausnahmen wirklich dem Bild entspricht, das sich prinzipiell von ihm entwerfen lassen müsste; oft wird von den Vertretern des Naturalismus nichts anderes als stärkerer Realismus gegenüber dem Konventionellen verlangt. — Mit Schärfe hat Eugen Wolff[187]) den Widerspruch aufgedeckt, in dem Zolas Theorie und Zolas Praxis stehen, und damit zugleich gezeigt, dass der konsequente Naturalismus unmöglich ist; er gelangt zu Thesen, in denen aus Zola die Richtigkeit dieser Behauptung unzweifelhaft erscheint, und fasst alles zusammen in den zwei Sätzen: ein Werk hört auf wissenschaftlich zu sein und wird poetisch durch freie schöpferische Bethätigung des Geistes, es hört auf poetisch zu sein und wird wissenschaftlich durch festes Gebundensein des Geistes an den Mechanismus der Erscheinungen. W. sucht also darzuthun, dass Zola trotz seiner eigenen Absicht ein Dichter sei, wenn er auch durch allerlei störende zufällige Zuthaten sich den Anschein des Wissenschaftlichen geben möchte.[188-189]) — Von einer anderen Seite sucht Reiss-

---

Leipzig, Lipsius u. Tischer. 45 S. M. 1,00. — **185**) × C. Gurlitt, Z. Würdigung d. Realismus: Gegenw. 40, S. 228—31. (Im Anschluss an Th. Alt, System d. Künste.) — **186**) × id., Am Grabe d. Idealismus: ib. S. 203/4. — **187**) Eug. Wolff, Zola u. d. Grenzen v. Poesie u. Wissenschaft. (= Deutsche Schriften f. Litt. u. Kunst I, 6.) Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer. 40 S. M. 1,00. — **188**) × K. Grottewitz, D. wissenschaftliche Methode in d. modernen Dichtung: Kw. 4, S. 257/9. — **189**) × Kossmann, D. Verhältnis d. künstlerischen Naturalismus z. Naturwissenschaft: ib. S. 358/9, 372/4. (Aus FZg.

mann[190]) dem Thema gerecht zu werden, indem er kühn ein Bild von der Entwicklung der Kunst skizziert. Ihm offenbart sich die erste Aeusserung der Kunst im Tanz; ja schon im Marsch, der Reglung einer gewöhnlichen Verrichtung, zeigt sich Ordnung, wodurch er zum Träger künstlerischer Ideen, zum Verkünder innerer Stimmungen wird. Und dieses Prinzip ist dann überall wirksam, wo der Mensch künstlerisch thätig ist, d. h. wo er mit vollem Bewusstsein und unter dem Einfluss bestimmter Ideen aus sich heraus gestaltet. Ueberall, auch wenn er nur Geschautes nachahmt, mischt sich seine Individualität, seine Art zu schauen ein und verleiht der Ausführung ihren besonderen Charakter. Dies verfolgt R. in der Geschichte der Kunst und gelangt zu dem Resultate, dass nur, indem die Nachbildung dem einfachen Beschauer mehr offenbart als das Original, nur durch alles das, was den schaffenden Künstler der Genius sehen lehrte, die Nachbildung zum Kunstwerk wird und ihren eigensten Zweck erfüllt. „Die Kunst ist somit das durch die Natur angeregte und von ihr beeinflusste Erzeugnis des Jahrtausende andauernden Ringens der Menschheit nach Veranschaulichung der die Welt und das Leben beherrschenden Ideen.“ Im zweiten Abschnitte wendet sich R. dem Naturalismus und der Kunst der Gegenwart zu, indem er ihr wieder den Spiegel der Vergangenheit vorhält und fortwährend zwischen Naturalismus und Realismus schwankt. Am besten ist das verschiedene Verhältnis von Poesie und Musik einer-, der übrigen Künste andrerseits zum Naturalismus durchgeführt. Aber sonst entspricht dieser Teil nicht dem Aufwand an Worten. Die schwächste Partie ist wohl die über die Lyrik in ihrem Verhalten zur Natur, wobei R. Natur fast ausschliesslich im Sinne der Landschaft nimmt. Hervorzuheben wäre höchstens noch die Ausführung über Prosa- und Versform, obwohl auch sie nicht ganz klar ist. Die historischen Ueberblicke leiden an starken Lücken und manchen Schiefheiten.[191-195]) — Schreyer[196]) sucht im Anschluss an die Erfahrung und die praktische Kunstübung das Wesen der Kunst zu erfassen. Der Name Kunst bezeichnet ein Können, ebenso wie der Ausdruck Schaffen, es muss aber näher erforscht werden, was darunter zu verstehen ist. Die Nachahmung genügt noch nicht, es fragt sich, was und wie in der Kunst nachgeahmt wird. S. will nun zuerst erweisen, dass die Kunst immer und überall aufs Nachahmen ausgegangen sei, aber er verschiebt schon hier die Grundlage durch einen Zusatz: „oder sagen wir lieber Nachbilden der Natur“, und bald darauf spricht er von „nachbildender Darstellung“. Er nimmt nun die einzelnen Künste durch, um zu zeigen, dass sie eine Auswahl der nachzuahmenden Dinge treffen; auch die freieste Schöpfung sei keine völlige Neubildung. Die Schilderung der einzelnen Künste in ihrer Nachahmungssphäre ist mehr poetisch als wissenschaftlich genau. Aber S. ist nun nicht der Meinung, dass die Freude am Gelingen der Nachbildung den hohen Genuss des Kunstwerks erklärt. „Böte die Kunst nichts anderes als die nachgeahmte, die abgespiegelte Natur, so wäre sie entbehrlich“; auch der grösste Künstler bleibt hinter der Natur zurück. Naturwahrheit wird immer nur annähernd erreicht. Der Wert des Kunstwerks liegt also darin, dass es andererseits auch mehr bietet als die Natur: nicht nur das Dargestellte, das Objekt, sondern auch den Darstellenden, das Subjekt. Das verfolgt nun S. weiter, indem er die Herrschaft des Künstlers über die Natur darstellt. Das Kunstwerk ist Natur, aber im Geiste des Künstlers wiedergeborene Natur, vergeistigte Natur. Dadurch ist die Kunst eine andere, höhere Natur. Die Kunst wird der sinnlich-anschauliche Ausdruck der höchsten Gedanken und Empfindungen des Menschengeschlechts, sie kann nicht nur, was ist, sondern was sein kann und sein soll, schildern. Das Kunstwerk ist real und doch ideal, Natur und doch Geist. Aber dieses Idealisieren ist keineswegs bloss ein Umbilden ins Schöne, Treffliche, nur ein Herausarbeiten des Notwendigen durch Zurückdrängen des Zufälligen. Das wird im einzelnen dargelegt, und S. kommt zu dem Resultat, dass die einzelne Kunstschöpfung um so vollendeter sei, je mehr sie einerseits durch ihre Naturwahrheit den Schein der Wirklichkeit erweckt, und je reifer, gewaltiger und edler andererseits die Persönlickeit des Künstlers ist, die sie widerspiegelt. Nennen wir jene Seite der Kunstthätigkeit Realismus, diese Idealismus, so zeige sich, dass beide sich nicht ausschliessen, sondern zusammenwirken, sich gegenseitig ergänzen müssen. Nur die Mischung beider Elemente wird verschieden sein, je nach dem Individuum und der Zeitrichtung. —

Den Einfluss Schopenhauers auf den Naturalismus kann wohl niemand leugnen, dafür wird, wie schon Steiner erkannte, Nietzsche von der neuen Dichtung hochgehalten; darauf geht nun auch Hansson[197]) näher ein; er sieht in Nietzsche den Riesen,

---

N. 189.) — 190) A. Reissmann, D. Naturalismus in d. Kunst. (= Deutsche Zeit- u. Streit-Fragen NF. 6. Jhg., Heft 88/9.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. Richter.) 74 S. M. 1,60. |[ML. 60, S. 736.]| — 191) × id., Vögel, Dichter u. Musiker: NZMusik 87, S. 381/3. — 192) × A. Lasson, Naturalismus in d. Kunst: NatZg. N. 199. — 193) × Mara Cop-Marlet, Naturalismus: FremdenBl. N. 253. — 194) × H. Bulthaupt, Naturalismus u. Kunst (Bericht über e. Vortr.): FZg. N. 56. — 195) × Margarethe Halm, Realistisches über Ideen und Ideale: Gesellsch. II, S. 1314/9. — 196) H. Schreyer, Realismus u. Idealismus in d. Kunst: BLU. I, S. 65/7, 81/4. — 197) O. Hansson, F. Nietzsche u. d. Naturalismus: Gegenw. 39, S. 275/8.

gegen den Zola, Ibsen und Tolstoi nur Pygmäen sind: Zola ein wissenschaftlicher Dilettant, Ibsen ein moralischer Spiessbürger, Tolstoi ein konfuser Ignorant. Nietzsche wird als der Gegenpol des Naturalismus bezeichnet, aber zugleich als „der erste Dolmetscher der Subjektivität in der modernen Litteratur und in dieser seiner Eigenschaft der positive Werteschaffer, dessen Werk der Zukunftsbrief der Menschheit ist“. H. giebt eine dithyrambische Schilderung von Nietzsches Wesen und Werden, behandelt den Naturalismus sehr von oben und stellt sich ganz auf den Boden der Zukunftspoesie. Wichtig ist ein Satz: „Die Forschungsresultate und die Kulturideale, die Nietzsche vorführt, können nicht aus dem Grunde seiner Persönlichkeit weggenommen werden, sie sind eins mit jenem entblössten Punkt seines Ichs, der die Sensibilitätsart ist“; wichtig das berühmte Schlagwort vom „aristokratischen Individualismus“. — Kaum zu verwundern ist es nun, dass in einer Reihe von Aufsätzen[198]) soviel von der Individualität des Künstlers gesprochen wird, woran vielleicht auch Langbehn mit seiner Streitschrift „Rembrandt als Erzieher“ sein Teil hat. Wenigstens geht F. Lange[199]) von ihm aus, indem er an der gegenwärtigen Kunst die persönliche Empfindung vermisst, besonders aber in der Litteratur die Revolution der Persönlichkeit gegen das Konventionelle, gegen den kalten Verstandesbegriff in jeder Form sich aufraffen sieht. Es sind nur Anfänge, die vielleicht zu etwas Neuem führen können, dazu ist aber vor allem notwendig, dass zuerst das Publikum „die Persönlichkeit der Andern dulden lerne“. Allerdings sieht auch L. das Ziel der Dichtung in breiter volkstümlicher oder nationaler Wirkung, aber er warnt vor der Meinung, dass der Dichter national schaffe, „der seiner Zeit photographisch treue Spiegelbilder der Menschen, Zustände und Stimmungen vorhält“, er glaubt vielmehr, das thue nur der geistige Führer und Vorempfinder seines Volkes, „der seines Volkes Persönlichkeit in ihren Tiefen und Höhen mit seiner eigenen, dichterischen Persönlichkeit verkörpert, der in seinen Schöpfungen den Volksgenossen zu fühlen giebt, dass alles, was sie selbst nach ihrer angeborenen Art empfinden, in dieser Dichterseele wiederklingt, aber reiner, edler, höher und so den Leser über sich selbst emporhebend“. Was ist das aber anders als „aristokratischer Individualismus“? — Im Anschluss an eine mir nicht bekannt gewordene Schrift der nordischen „Modernen“ Oskar Levertin und Werner von Heidenstamm „Pepitas Hochzeit“, wie mit ausdrücklicher Anlehnung an Langbehn und Nietzsche hat auch Lauenstein[200]) die Frage vorgenommen, was ist Individualismus in der Kunst? Er sieht in ihr nur einen Rückschlag gegen die Problemdichtung unserer Zeit, aber noch kein eigentliches Programm, denn der Individualismus ist in der jüngsten Schule nur zu stark; die Forderung erscheint ihm daher nur zu heissen: „Wir brauchen etwas, das ist mir klar. Nur weiss ich nicht, was.“ L. dürfte jedoch nicht auf den Grund gegangen sein, sonst würde der Unterschied zwischen Individualität und Individualität schärfer herausgearbeitet und die Erkenntnis fruchtbar geworden sein, dass nur jene Probleme der Dichtung anstehen, die auch für unsere Zeit noch Probleme sind. — Auch Zola[201]) mischt sich in den Chorus, aber bespricht nur den Stil als den Ausdruck der Persönlichkeit; denn „das ganze Wesen der Originalität besteht in diesem persönlichen Ausdruck der wirklichen Welt, welche uns umgiebt“. — Grottewitz[202]) fragt, wie der Nietzschesche Zug nach aristokratischem Individualismus mit dem nivellierenden demokratischen Zug der Zeit zu vereinigen sei, zeigt aber zugleich, dass man eigentlich anders fragen müsse. „Die neue Ethik stellt als oberstes Ziel die vollpersönliche (d. i. geistigphysische) Höherentwicklung der Menschheit auf“, im Persönlichkeitskultus steckt „die Anerkennung der menschlichen Triebe als einer bedeutungsvollen Macht“. Die Annahme, dass jeder Mensch schon von selbst die Normen finden werde, nach denen er zu leben habe, ist ein Irrtum, es bedarf also geistiger Führer, daher das Streben nach Persönlichkeit, nach Individualismus. Man kann dem Aufsatze nicht gerade Tiefe nachrühmen. — Bruno Wille[203]) erforscht die Bedingungen, welche Ausnahmen, und das müssen die geistigen Führer sein, hervorbringen, und erkennt als solche „individuelle natürliche Geistesanlagen, neue Lebensereignisse, neue Kombinationen innerhalb der menschlichen Gedankenwelt“; diese treiben neue Ideen hervor. An ihnen lassen sich aber Vorstellungsgehalt und Gefühlsgehalt unterscheiden, und gerade im Gefühlsgehalt, der oft sogar das primäre sein kann, zeigt sich das Genie. Insbesondere der originelle Dichter ist Gemütsindividualist, „er prägt neue Worte, gewinnt den Objekten neue Seiten ab und ist somit eine Quelle neuer Beurteilungen, ein Spender jener Triebkraft, welche die geistige Konvention und Satzung durchbricht“. — In vier köstlichen Parabeln hat Wille[204]) dann seine Meinung poetisch eingekleidet. — Die Schwierigkeiten, mit denen jetzt ein Dichter zu kämpfen hat, weil die Blicke stets auf

296/9. — **198)** ○ × E. Evangelium d. Naturalismus: Grenzb. III, S. 34—44. — **199)** Friedr. Lange, Ueber d. Persönlichkeit in d. Kunst bes. in d. Dichtung: Kw. 4, S. 196/8, 213/4. (Aus TglRs. „Das Persönliche im Nationalen“.) — **200)** A. Lauenstein, D. Ruf nach Individualität: ML. 60, S. 407—10. — **201)** E. Zola, D. Ausdruck d. Persönlichen (deutsch v. L. Berg): ib. S. 774/6. — **202)** K. Grottewitz, D. Kultus d. Persönlichkeit: FrB. 2, S. 233/6. — **203)** Bruno Wille, Gemüts-Individualismus. E. krit. Studie zu e. Zeitfrage: FrB. 2, S. 305—10. — **204)** id., Parabeln v. Individualismus: ib. S. 769—70. —

die Klassiker gerichtet sind, schildert mit Lebhaftigkeit Spitteler[205]); dabei wird auch mit vernünftigen Worten der Kritik gedacht[206]), deren Loos keineswegs das angenehmste ist. Die Polemik der Zeitungen und Zeitschriften über die journalistische Kritik gehört nicht in den Rahmen dieses Berichtes[207]). —

Verschiedene Aufsätze suchen das Verhältnis einzelner Persönlichkeiten zum Naturalismus zu erfassen, so weist Ehrenfels[208]) nach, dass Richard Wagner trotz seiner wiederholt betonten Abneigung gegen die modernen naturwissenschaftlichen Theorien, trotzdem er seinen Idealmenschen in der Vergangenheit sucht, vielfach mit der „Moderne“ übereinstimmt, besonders durch seine psychologische Auffassung des menschlichen Lebensinhalts, durch seine Reformgedanken, durch sein Verwerten der Stimmungen, psychischen Regungen, für deren Ausdruck besonders das „Leitmotiv“ geschaffen sein soll. — Ehrenfels[209]) sieht in Wagner den Dichter, welcher in seinen Dramen den Inhalt seiner Zeit festgehalten und in allegorischer, nicht symbolischer Weise dargestellt hat, wobei E. freilich Allegorie und Symbol in einer dem Goetheschen Gebrauche gerade entgegengesetzten Bedeutung braucht. Er deckt nicht ohne Gewaltsamkeit das Typische des Konfliktes auf, der im Auflehnen gegen das Alte, ohne dass schon ein Neues an dessen Stelle träte, tragisch wird. — Nachdem dann Ehrenfels[210]) im Naturalismus Wesentliches und Unwesentliches geschieden und sich besonders gegen die Naturnachahmung als ausreichende Aufgabe der Kunst mit einleuchtenden Beispielen ausgesprochen, endlich der jetzigen Periode der „Naturstudien“ eine solche der „Kompositionen“ als Zukunft prognostiziert hat, wendet er sich in seinem Schlussaufsatze[211]) der Frage über das Verhältnis des Musikdramas zum Naturalismus zu. Eine Uebereinstimmung zwischen Wagner und dem naturalistischen Drama findet er „in der Verinnerlichung des dramatisch darzustellenden Geschehnisses und in der Verwendung der Sprache mit vorwiegender Berücksichtigung ihrer Funktion als Ausdrucksmittels“. Die Art ist verschieden: das Musikdrama erzeugt die Stimmung durch den Klang, der Naturalismus durch die associativen Funktionen der Sprache; deshalb ist die dargestellte Innerlichkeit beider Stilgattungen eine verschiedene. E. glaubt nicht daran, dass hier einmal eine Vereinigung möglich sein werde, doch meint er, dem Musikdrama werde die historische Vergangenheit zufallen, die naturgetreu darzustellen unstatthaft sei, es werde also den menschlichen Schönheitsgehalt der schwindenden Weltanschauung zu dramatischen Geschehnissen verkörpern und mit den Wogen der Musik tragen und durchfluten, also etwa wie Wagner in der „Götterdämmerung“. — So wie Ehrenfels in Wagner einen Alten sieht, der aber zugleich auf ein ganz Neues weist, erblickt Bölsche[212]) in Wilhelm Jordan einen Alten, welcher „krampfhaft“ versucht hat im Neuen mitzuthun, aber „ein ungeheures Fiasko“ erlitt, weil seine „Unfähigkeit eine leider vollkommene war“, und welcher sich nun „nicht entblödet, böse Schimpfreden denen nachzurufen, die er zuerst so recht hatte mit Behagen nachahmen wollen“. Er bestreitet die Behauptung Jordans, dass Schopenhauers Pessimismus auf den Naturalismus Einfluss habe, woran aber andere nicht zweifeln[213]). —

Ein mir nicht zugänglicher Angriff Liebknechts[214]) hat das Thema Naturalismus und Socialismus in den Vordergrund gerückt. Brahm[215]) betont, dass in den Dramen des „jüngsten Deutschlands“ der Atem der Gegenwart, die socialen Probleme nicht zu vermissen seien, wenn sie auch wohlweislich nicht vom Parteistandpunkt aus betrachtet werden. Auch sei allerdings[216]) z. B. von Hauptmann der socialistische Agitator nicht als Idealgestalt behandelt. — Nachdem dann R. Schweichel in der „Neuen Zeit“ Liebknechts Ansicht vertreten hatte, widerlegt beide J. Hart[217]). Er geht aus von der Spaltung der Socialdemokratie in „Alte“ und „Junge“ und vermisst eben bei den „Alten“ ein Verständniss für das „jüngste Deutschland“; dieses ist ihm keineswegs eine einheitliche Schule, sondern eine sehr bunte Mischung „verschiedenfachster Charaktere, Stilrichtungen und Anschauungen“.[218]) Scharf wendet er sich gegen die Behauptung vom Zusammenhange des „jüngsten Deutschland“ und des Pessimismus.[219-222]) — Das Thema Socialismus und Naturalismus wird auch in Aufsätzen über die Berliner „Freie Volksbühne“ gestreift[223]). — Bei seiner Betrachtung des Milieu, dessen Bedeutung für

---

205) C. Spitteler, Ueber d. Epigonentum: Kw. 4, S. 164/7, 180/3. (Aus NZürichZg.) — **206**) × K. Grottewitz, D. antike Zopf: ML. 60, S. 661/4. — **207**) × R. v. Seydlitz, Vor- u. nachmärzliche Kunstkritik: KunstfAlle 6, S. 230/2. — **208**) Ch. Ehrenfels, R. Wagner u. d. Naturalismus: FrB. 2, S. 337—41, 372/6. — **209**) id., R. Wagner als Dichter: ib. S. 489—95. — **210**) id., Wahrheit u. Irrtum im Naturalismus: ib. S. 737—42. — **211**) id., D. musikalische Drama d. Zukunft: ib. S. 857—62. — **212**) W. Bölsche, E. Wörtchen an W. Jordan: ib. S. 381/3. — **213**) × H. Lorm, W. Jordan u. d. Optimismus: Gegenw. 39, S. 180/2. — **214**) ○ × W. Liebknecht: NZeit. — **215**) O. Brahm, Naturalismus u. Socialismus: FrB. 2, S. 241/3. — **216**) id., D. Naturalismus u. Herr Liebknecht noch einmal: ib. S. 625/6. — **217**) J. Hart, E. socialdemokratischer Angriff auf d. „Jüngste Deutschland“: ib. S. 913/6. — **218**) × W. Bölsche, E. socialistischer Kritiker Zolas: ib. S. 1037—40. (Gegen Paul Lafargue gerichtet, betont d. unrichtige tendenziöse Betrachtung d. Kunst durch d. socialistischen Kritiker.) — **219**) × H. Ströbel, D. geistige Proletariat: ib. S. 37—41. — **220**) × H. Mielke, Proletariat u. Dichtung: ML. 60, S. 182/6. — **221**) ○ × M. G. Conrad, D. Socialdemokratie u. d. Moderne: Gesellsch. 1, S. 583—92, 719—41. — **222**) ○ × O. J. Bierbaum, Z. Kapitel: D. [illegible] u. d. Moderne“: ib. S. 1246/8. — **223**) ○ × G. Adler, D. Socialreform u. d. Theater.

den Menschen zuerst von Montesquieu und Herder, dann von der Anthropogeographie Ritters, hierauf in unserem Jh. von der Naturwissenschaft und der socialökonomischen Forschung erkannt wurde, dessen dichterische Verwertung schon in Goethes „Werther“, dann aber mit voller Konsequenz in Zolas Theorie und Praxis begegnet, kommt Röhr[224]) gleichfalls auf das Verhältnis von Socialismus und Naturalismus zu sprechen, ja er nennt den Naturalismus geradezu „das poetische Pendant des Socialismus“; Zola lässt in den speciell der socialen Frage gewidmeten Romanen fühlen, dass zur Erklärung der Personen die Schilderung des Milieu notwendig sei. „Zola und die übrigen Naturalisten seien“, so meint R., „bei dieser Darstellung der Wirkungen des Milieu von ganz ähnlichen Gedanken geleitet wie etwa Engels und Marx.“ R. verkennt die Gefahr dieser Richtung zur deterministischen Weltanschauung nicht, doch wichtiger erscheinen ihm die guten Folgen solcher Romane: „die Ueberhebung der Glücklichen zu unterdrücken, zu verhüten, dass sie mit Hochmut auf die Unglücklichen herabblicken, als ob der beiderseitige Platz die Folge eigenen Verdienstes und eigener Verschuldung sei und nicht, wie es in neunzig unter hundert Fällen zu sein pflegt, der Macht übermächtiger Umstände, und so die tiefe Kluft zu überbrücken, welche heut zwischen Arm und Reich gähnt, und Milde des Urteils zu verbreiten“. —

Die Frage nach dem Verhältnis des Naturalismus zum Socialismus ist aber eine zu enge, denn sie betrifft nur die Stellung Einer Kunstrichtung zu Einer Zeitrichtung, umfassender müsste das Thema lauten: wie stellt sich die Kunst zu ihrer Zeit, und auch dieses Thema wurde nach verschiedenen Seiten hin betrachtet, hauptsächlich mit Beschränkung auf die Litteratur als Kunst. Lauenstein[225]) hat dies besonders erfolgreich gethan. Er wirft unserer bisherigen Litteraturgeschichte vor, sie sei sich über ihre Aufgabe noch nicht klar, sie müsse vor allem die „Entwicklung der Weltanschauung“ darstellen, weil die Litteratur der jedesmal schärfste Ausdruck der Weltanschauung ist. Von der Poesie aber verlangt L., sie solle die wirkliche Führerin im Kampfe der Zeit sein und mahnend vorwärts in die Zukunft weisen. — Was er unter dieser Forderung versteht, hat er später entwickelt[226]). Er erkennt in jeder Zeit einen Gegensatz zwischen der litterarischen Ueberlieferung und dem „Gegenwartsdenken“, zwischen Alt und Neu oder, wie man wohl sagt, zwischen Idealismus und Realismus, obwohl richtiger wäre: zwischen Altidealismus und Neuidealismus. Das ist so zu verstehen, dass der Dichter in einem gewissen Dilemma steht: die Gedankenwelt seiner eigenen Zeit lockt zu sprachlichem Ausdruck, andererseits hat die Ueberlieferung alle Gedanken schon klar und scharf herausgearbeitet zu bequemer Benutzung. Je begabter der Dichter ist, desto mehr wird er sich von dieser Ueberlieferung befreien und eigene Wege wandeln. Dadurch wird er die Ideen seiner Zeit weiterbilden und der Entwicklung der Menschheit dienen. Hier sieht nun L. die wichtigere „ethische Bedeutung der Kunst“. Wenn Lessing, seiner Zeit voraneilend, den „moralischen Zweck“ der Kunst verwarf, so dachte er nur daran, dass die Kunst nicht die Aufgabe habe, die Menschen zu bessern, d. h. die Menschen einer bestimmten Zeit den Idealen eben dieser Zeit zu nähern, also nicht den christlich asketischen Sittlichkeitsidealen. Durch diese wichtige, folgenreiche Erkenntnis habe Lessing, dann Herder und Schiller nur negativ Platz geschaffen für eine neue Ethik, zu der er selbst erst am Ende seines Lebens vordrang. L. erblickt in der neuen deutschen Litteratur andere, aber doch Ideale, er sieht in ihr eine neue Ethik, freilich nicht die christlich asketische Moral lebendig. —

Schliesslich fasst Lauenstein[227]) diesen Gegensatz zwischen „Schönheit“ und „Sittlichkeit“ theoretisch und historisch auf, indem er zeigt, dass man mit einem Gegensatz von „ästhetisch“ und „ethisch“ irre gehe, weil beide identisch seien. In Schillers ästhetischer Entwicklung trete dies zu Tage; wenn man mit Kuno Fischer drei Phasen seiner Ansichten annehme: der ästhetische Gesichtspunkt unter, neben und über dem moralischen, so zeige dies, dass Schiller wohl das Richtige fühlte, es aber noch nicht richtig auszudrücken vermochte. Man brauche nur statt ästhetisch: modern-ethisch und statt moralisch: kirchlich-ethisch zu setzen, und man entgehe sofort allen Schwierigkeiten. L. stellt die moderne Ethik über die Buchstabenmoral der Kirche, die nur infolge unserer Erziehung für uns noch einen Katechismus bilde, während wir und nun besonders die Litteratur als Kunst schon darüber hinausgekommen seien.[228-232]) — Ob dies allgemeine Meinung ist, fragt Lauenstein nicht. Von anderen Seiten wird aber das Thema wesentlich anders aufgefasst. K. F. Jordan[233]) hatte mit einer Broschüre

Berlin, Walther & Apolant. 48 S. M. 0,80. |[DWBl. 4, S. 251; Jul. Hart: FrB 2, S. 243/5.]| — **224**) J. Röhr, D. Milieu in Kunst u. Wissenschaft: FrB. 2, S. 341/5. **225**) A. Lauenstein, D. Kulturmission d. Poesie: ib. S. 567—70. — **226**) id., Kunst u. Leben: ib. S. 761/5. — **227**) id., Schön contra Sittlich: ib. S. 958—63. — **228**) ○ × J. Schlaf, Moral, Kritik u. Kunst: Gesellsch. II, S. 1168—72. — **229**) ○ × M. G. Conrad, D. Recht d. Künstlers u. d. Prüderie: ModerneBll. 1, N. 26, S. 5 ff. — **230**) ○ × Ignotus, D. Unsittlichkeit in Wahrheit u. Dichtung: ib. N. 25, S. 4. — **231**) ○ × J. V. Widmann, D. Erotische in d. Romanen d. jungen Naturalisten in Deutschland: Nation[B]. 9, S. 87/9. — **232**) × H. Merian, Lumpe als Helden. E. Beitr. z. mod. Aesthetik: Gesellsch. 1, S. 64—79. — **233**) K. F. Jordan, D. moderne Bühne u. d. Sittlichkeit.

überraschenden Erfolg, die nicht vom künstlerischen oder ästhetischen, sondern vom religiösen Standpunkt das Verhältnis von Sittlichkeit und Drama darstellte. Dem Kunstwerk ist kein Zweck bestimmt, es ist eine Art Spiel, speciell das Drama, nicht auf Nützlichkeit und Erkenntnis, sondern auf Erholung und Erbauung ausgehend. Aber der Dichter muss einen bestimmten Zweck in sein Werk hineinlegen, und zwar, weil er ein Mensch ist und sich an Menschen wendet, der Mensch aber ein sittliches Wesen ist, muss sein Zweck die Sittlichkeit sein. Entsittlichend darf ein Drama niemals wirken, unanständig oder gesinnungsroh darf es niemals sein. Das Schlechte darf nur nach der Abschreckungstheorie verwertet werden und ja nicht in einem schönen Gewand erscheinen, denn in diesem Falle würde nicht Nutzen sondern zehnmal grösserer Schaden gestiftet. Nun bespricht J. einzelne moderne Dramen, um zu zeigen, dass sie seinem, „dem allgemeinmenschlichen“ Standpunkte nicht entsprechen oder wie weit sie entsprechen. J. genügt es nicht, wenn ein Dichter wie etwa Ibsen die grausigen Folgen der Sünde zeigt und sagt, „so ist die Welt“, er verlangt vom Dichter ein „so könnte sie sein oder gar ein: so kann sie werden“, der Dichter „sollte es zu seiner Aufgabe aus rein menschlich-sittlichen Beweggründen machen, neben und gegenüber dem Niedrigen auch das Dasein des Vollkommeneren der Erkenntnis der Menschen nahe zu bringen“. J. vermisst das erstrebenswerte Ideal in den Dramen, z. B. in „Nora“, aber er ist so wenig frei in seinen Ansichten, dass er Ibsens Ideal nicht als ein Ideal erkennt — die Pflichten des Individuums gegen sich selbst —, weil er auf dem Boden des positiven Christentums steht. Er leugnet die Prinzipien, von denen Ibsen ausgeht, da ist freilich weder Verständigung noch selbst Verständnis möglich. Was der Naturalismus leugnet, davon lässt sich J. leiten: das Christentum und seine Moral, das jener als etwas Vergangenes behandelt und nun durch etwas Neues ersetzen will, gilt diesem als die Zukunft, die allein Heil bringen kann. J. will nichts wissen von dem Humanismus unserer Klassiker, der Antike, „nein: das Christentum und der Geist des Erlösers muss das Bewegende, Leben Gebende in der neuen klassischen Kunst sein, weil nur in diesem Geiste, den Christus einst der Welt mitgeteilt hat, Weg und Mittel zur Erreichung des höchsten Zieles: der sittlichen Vollkommenheit gegeben sind“. In Lauenstein und Jordan sind die beiden entgegengesetzten Pole gekennzeichnet, innerhalb derer sich die verschiedenen Meinungen bewegen; aber es muss hervorgehoben werden, dass J. nichts anderes anstrebt, als eine Besserung der seiner Ansicht nach verwerflichen Zustände durch eine christlich-moralische Reaktion des Publikums und der Dichter, nicht etwa durch polizeiliche Verbote. Von anderer Seite wurde jedoch geradezu die Hilfe der Staatsbehörden angerufen[234]), und dagegen protestierten einzelne Stimmen mit vollem Rechte[235-236]). — Eine weitere Propaganda gegen die „moderne realistische Litteratur“ geht von der „Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in Verbindung mit der Allgemeinen Konservativen Monatsschrift“ aus; es sind „Litterarische Denkschriften“, die an einzelnen Schriftstellern die Unsittlichkeit nachweisen, um die Familien vor der Lektüre solcher Autoren zu warnen. Die Wahl trifft keineswegs die eigentlichen Realisten allein, denn noch gefährlicher als diese schon von Haus aus verdächtigen Gesellen erscheinen jene bereits anerkannten Dichter, „die die Schlange im Blumenkörbchen bergen“, „die geistvollen Propheten der Fleischeslust, die, im modernsten Gewande und mit feinen Manieren auftreten, längst Lieblinge der Salons geworden sind, ehe man dahinter kommt, dass sie Gift in die Seelen unserer Frauen und Kinder träufeln wollen“. Die beiden älteren Hefte gegen Spielhagen und Conrad, Bebel und Bleibtreu lagen mir nicht vor, jetzt kommen Paul Lindau und Paul Heyse an die Reihe. Schrill[237]) fasst Lindau als den geistvollsten Feuilletonisten, zeigt die „Schlange“ in einzelnen seiner kleinen Novellen, um dann über seine Romane vollends den Stab zu brechen. Lindau wird beschuldigt, „die poetische Verherrlichung bezw. versuchte Verteidigung von (alles gesperrt gedruckt) Lüge und Notlüge, Meineid und falscher Zeugenaussage vor Gericht, Unzucht und Hurerei, Ehebruch und Selbstmord“ gegeben zu haben. — O. Kraus[238]) behandelt Heyse als einen Ueberschätzten, aber doch als einen Realisten im bösen Sinne des Wortes, und hält ihm seine Sünden gegen die zehn Gebote vor; ganz so lang wie bei Lindau ist das Register nicht, und zum Schlusse wird uns sogar der gebesserte Heyse gezeigt. Der Titel dieser Flugschriften ist in keiner Hinsicht gut gewählt, gewiss aber am wenigsten zutreffend ist der Zusatz vom „Lichte der Aesthetik“: mit Aesthetik haben diese Predigten nichts zu schaffen. Auch wird das Streben ganz verkannt, für eine Zeit, die eine geoffenbarte Moral nicht annimmt, eine neue Ethik zu bilden.[239-240]) — Servaes[241]) sagt ausdrücklich: „Die Moral hat sich nach den Bedürfnissen der Mensch-

---

3. Aufl. Berlin, Rehtwisch & Seeler. 63 S. M. 1,00. — **234**) D. Realismus vor Gericht: Leipzig, Friedrich. 96 S. M. 1,00. — **235**) × Kunst u. Sittlichkeit: KZg N. 955. — **236**) × D. Teufel d. Augenlust: NFPr. N. 9633. — **237**) E. Schrill (S. Keller), P. Lindau. = Moderne realistische Litt. im Lichte d. Ethik u. Aesthetik. 3. Heft. S. 1—15 Berlin, Sittlichkeitsvereine. o. J. M. 0,40. — **238**) O. Kraus, P. Heyse: ib. S. 17—34. — **239**) × K. Grottewitz, D. Grund-Ideal d neuen Ethik: ML. 60, S. 314/5. — **240**) ○ × Neue Ideale: Grenzb. II, S. 625. — **241**) F. Servaes, Sexuelle Probleme: ML. 60, S. 657/9. —

heit einzurichten, und nicht umgekehrt". Er fordert eine Geschichte der Geschlechtsempfindungen von ihrem rohesten Urzustand bis zur Ausschweifung und Perversität, die auch dem Christentum und seiner Bekämpfung oder Abtötung der Fleischeslust die richtige Stelle anwiese. Dann würden sich die Probleme unserer und der folgenden Zeit am besten verstehen lassen. Jedesfalls würde das Weib dabei stärker berücksichtigt werden müssen als der Mann, weil es in einem viel bedeutungsvolleren Sinn als dieser Geschlecht ist. — Noch schärfer fasst dieses Thema Hansson [242]) an, der in der modernen Litteratur Umschau hält, wie das Weib geschildert wird. Er sieht drei Seiten: die hohe Würdigung des Weibes als Intelligenz, moralisches Wesen, Charakter, Gesellschaftsmitglied, Kulturamazone; tiefe Verachtung des intelligenten und verfeinerten Mannes für das Weib in jeder dieser Hinsichten; und unter diesem Gegensatze die gemeinsame Basis von Evas Würdigung als Geschlecht und von Adams und Evas Zusammenleben als Geschlecht. Die neue Litteratur wird von einer völlig anderen Erfassung des Weibes auszugehen haben. Dort, wo Milieu und Natur ineinander wirken, muss der Dichter seine Sonde hinabsenken, das sei kein Bastard zwischen Wissenschaft und Kunst, sondern das Entdecken einer terra inculta für die Dichtung. H. denkt an Krafft-Ebings Werk „Psychopathia Sexualis", das anregen werde, aber nicht so, dass die Erfahrungsthatsachen des Psychiaters novellisiert würden, sondern so, dass der Dichter gleichsam durch dieses Werk aus seinem Unbewusstseinszustande gerissen und veranlasst werde, Gestalten zu schaffen zwischen reiner Normalität und reiner Abnormität. [243-245]) —

Ueberall regt sich ein Neues, erst der Gestaltung Harrendes: wir leben „in einer Zeit, wo eine alte Welt zur Neige geht und eine neue beginnt", grosse Probleme tauchen auf; da erfüllt die Gemüter neues Streben, neue Gedanken brechen sich Bahn, und alles dies Neue will sich in der Schreibweise Ausdruck verschaffen. So verkündet Pfütze-Grottewitz [246]) die neue Schönheit; da aber alles noch gährend, verworren ist, will es sich auch äusserlich „als etwas besonderes dokumentieren", und so ergiebt sich die Menge von neuen eigentümlichen Stilarten. Nun schildert er sie, den ehernen Herrscherstil, Blitzstil, Experimentierstil Nietzsches mit seinem „ungeheueren" Einfluss auf die junge Dichtergeneration, den gewundenen Stil Conradis mit den unendlichen Parenthesen, Relativsätzen, Appositionen, den „umständlichen Bandwurmwörtern", den überladenen Schwulst, den „Keulenstil" Kaberlins, der als „Prügelstil" bei anderen die Ausartung des Urwüchsigen ins Rohe, des Klobigen ins Gemeine, des Derben ins Strassenjungenhafte zeigt; das sind die dem Untergang geweihten Unarten einer Uebergangszeit. Dann kommt der Barock-, Brillantfeuerwerkstil Bahrs, auch er der Ausgang einer alten Richtung. Der Zukunftsstil wird einfach, klar und mannhaft sein, „durchsichtig und markig wird die zukünftige Entwicklungspoesie die grossen Gedanken und Ideale der neuen Aera sprachlich objektivieren". Die neue Poesie wird nämlich die Dinge im Lichte der Entwicklungsweltanschauung darstellen, die auf der neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnis beruhenden Probleme, Ideale, Motive, Gedanken wiederspiegeln und sich dem neuen Inhalt entsprechend einen neuen Stil schaffen. Sie wird jedesfalls nicht den Weg Hauptmanns gehen, der aus dem schlesischen Dialekt „seine" Reden zusammenstellt, wie Schiller die seinen aus seinem griechischen Schönheitsideale. Die naturalistische Aesthetik, der Hauptmann folgt, wird abgethan sein, sie kennt ja nur den Typus des Durchschnittsmenschlichen und den Untertypus des Pathologischen, nicht das Uebertypische, das Zukunft-Vorbereitende oder die Schönheitsideale der neuen Zeit. Das Kampfwort Schönheit oder Wahrheit ist eben falsch, es muss heissen: alte oder neue Schönheit, alte oder neue Ideale. Das Ziel der neuen Litteratur ist, neue Schönheitsideale auf Grund der Darwinistischen Weltanschauung zu finden. Und dann erhalten wir das Geständnis, ein Jahrzehnt lang sei der Name Schönheit von allen jungen stürmischen Geistern verlästert worden, jetzt sehnten sie sich nach Schönheit. Nach dem Kranken wird nun das Gesunde kommen und damit der gesunde, klare und künstlerisch verklärte Stil. Die beste Parallele entdeckt P. in der Sturm- und Drangperiode des ausgehenden vorigen Jh. — Es ist begreiflich, dass Carrière [247]) dieses Bekenntnis mit einem gewissen Triumphe bespricht; er verweist übrigens auf die vierziger Jahre unseres Jh., in denen sich auch auf allen Gebieten ein Umschwung ankündigte, in denen es von „überwundenen Standpunkten" in Berlin „wimmelte". Er freut sich, dass nun nicht mehr bloss auf das Gemachtwerden von aussen, auf das beliebte Milieu, sondern auch auf das Bilden von innen, auf die originale Triebkraft des Menschen, Rücksicht genommen werden wird. —

Das Milieu, so sagt Carrière [248]) in einem anderen Aufsatze, „macht das Innerlichste des Menschen zum Ergebnis von lauter Aeusserlichkeiten" und stimmt da-

---

242) O. Hansson, D. Weib in d. Litt.: ib. S. 390/3. — **243/5**) × K. Goldmann, Masochismus u. Sadismus in d. mod. Litt.: ib. S. 759/61. — **246**) C. Pfütze-Grottewitz, Neuer Stil u. neue Schönheit: ib. S. 85/7. — **247**) M. Carrière, E. Bekenntnis d. Moderne: Gegenw. 39, S. 196/8. — **248**) id., D. Milieu: ib. S. 343/5. — **249**) K. Grottewitz, D. Ueberwindung

durch zu den Irrlehren des Materialismus. Aber das Milieu ist nicht die Macht, welche den Dichter bildet, sondern das Mittel, dessen er sich bemächtigt, um sich und sein Werk zu bilden, und deswegen sagt auch Zola, die Kunst sei ein Stück Wirklichkeit, aufgefasst durch ein Temperament. Nicht als Geschöpfe so sehr, denn als Schöpfer ihres Zeitgeistes haben die grossen Geister zu gelten. — Grottewitz[249]) betrachtet die Lehre vom Milieu als einen heilsamen Rückschlag, eine gesunde und fortschrittliche Reaktion gegen die „Absolutheitsanschauung" vom Menschen, die nur auf die Thatsachen, das Sein, nicht auf die Ursachen, das Werden sah. Aber wie jede neue Lehre wurde auch die vom Milieu übertrieben. Jetzt glaubt niemand mehr an die „absolute Abgeschlossenheit des Menschen", darum braucht auch „die Abhängigkeit vom Milieu nicht als eine unbedingte hingestellt zu werden". „Die bisherige Lehre vom Milieu war für den Durchschnittsmenschen geschaffen, der, wenig individualisiert, geistig inferior, allerdings den Einflüssen des Milieus blind gehorcht", während die Hervorragenderen, „die geborenen Aristokraten", die Umwelt zu ihrem Dienste beugen. Je entwickelter ein Mensch ist, um so mehr wird er Auswahl unter den Eindrücken halten, alle zuwiderlaufenden Einflüsse zurückweisen, das Milieu überwinden. Möge das Milieu aus den Grössen a, b, c, d, e bestehen, so ist der Mensch keineswegs die Summe $a + b + c + d + e$, weil vielleicht der Mensch gar nicht zur Reaktion gegen die Grösse e disponiert ist. Und die übrigbleibenden Grössen können sich gegenseitig verändern, so dass aus ihnen etwas Neues hervorgeht, wie aus den Tönen die Melodie. a, b können als m, einer ganz neuen Grösse, ebenso c, d als n wirken und m, n gar als o vielleicht eine Grösse (Empfindung, Idee, Handlung usw.) ergeben. — Diese Auseinandersetzungen hält nun Bölsche[250]) für Konfusion, denn Grottewitz stehe bald auf dem neuen Standpunkt des Determinismus, bald auf dem alten der metaphysischen Weltanschauung. Wenn die Grösse e nicht wirke, dann gehöre sie eben nicht zum Milieu des betreffenden Individuums. Auch leugnet B., dass von Wissenschaft oder Kunst wirklich schon der Mensch als Resultat der Verhältnisse berechnet worden sei, theoretisch habe dies Zola allerdings verlangt, aber praktisch auch noch nicht leisten können. Die Konfusion kommt nach B. daher, dass zwei Momente unklar gesehen werden, die man freilich kritisieren könne: einmal die einseitige Uebertreibung der sogenannten „materialistischen Geschichtsauffassung" in der modernen Litteratur, und dann die Neigung einiger Poeten zu „uferlosen Beschreibungen des Hintergrundes, endlosen Landschaftspanoramen, riesigen Stilllebenmalereien in Worten, wobei notwendig das Innenleben des Menschen verloren geht". Das ist aber nicht untrennbar mit dem Milieu verbunden. Den ganzen Aufsatz von Grottewitz betrachtet B. nur als eine vollständige Rückkehr zu einem veralteten Standpunkt. — Aber der „Neuästhetiker" Grottewitz[251]) glaubt eben, dass die realistische Aesthetik Unrecht daran that, verschiedene Begriffe der alten Aesthetik unter falschen Voraussetzungen einfach beseitigen zu wollen, anstatt ihre Weiterentwicklungsfähigkeit in Rechnung zu ziehen. Das zeigt er an der Phantasie, die von der realistischen Aesthetik nur darum verworfen wurde, weil man ganz unbewusst nur „die mittelalterliche Nebelphantasie" darunter verstand; dass die Phantasie, als die Fähigkeit, verschiedene Bewusstseinsinhalte mit einander zu neuen zu kombinieren, und als der so entstandene neue Bewusstseinskomplex, etwas jedem Menschen Eigentümliches sei, das bedachte man dabei nicht. Was uns Not thut, ist die hohe Phantasie, die Gabe, aus bekannten Grössen das unbekannte grosse, zukunftsbedeutsame x herauszulösen. Die Hauptaufgabe der neuen Aesthetik wird sein, zu untersuchen, wie die Phantasie sich zu den beiden anderen Eigenschaften des grossen Dichters verhält, zu seiner Fähigkeit, Gefühlswerte zu schaffen[252]), und zum Besitz der höchsten Weltanschauung der Zeit. Vermittelst der Phantasie kombiniert und komponiert der Künstler eine Fabel, vermittelst der zweiten Fähigkeit lässt er die einzelnen Momente dieser Fabel als Gefühlswerte in das Gemüt seiner Leser einziehen; um aber mit diesen Eigenschaften etwas Neues und Bedeutsames zu schaffen, muss er die höchste Bildung seiner Zeit besitzen, „denn nur so kann die erwählte Fabel im fortgeschrittensten Lichte aufgefasst und die erzeugten Gefühlswerte auf moderne Basis gestellt sein". — In ihrer gemeinsamen Arbeit haben Lauenstein und Grottewitz[253]) ähnliche Gedanken ausgesprochen; Brieger in seiner Recension verwirft die Weltanschauung der Vff. als unmodern, die neue Aesthetik sei alles, nur kein Aesthetik.[254]) —

Ein wichtiges Thema, das neben dem Einflusse des Milieu bestimmend auf die Dichtung einwirken kann, stellte Franzos[255]) speciell vor das Forum der Physiologie, Nervenpathologie und Psychiatrie, die Frage nämlich, wie weit durch Suggestion auf

---

d. Milieus: ML. 60, S. 455/7. — **250**) W. Bölsche, Z. Aesthetik d. Konfusion: FrB. 2, S. 771/3. — **251**) K. Grottewitz, D. Wiedereinsetzung d. Phantasie: ML. 60, S. 150/1. — **252**) × Otto Ernst, D. Schöpfung d. Gefühle. E. dritte Betrachtung z. Psychologie d. Dichtung: ib. S. 70/2. (Vgl. 1890 I 3 : 114 u. s. o. N. 110, 114.) — **253**) ○ × A. Lauenstein u. K. Grottewitz, Sonnenaufgang. |[A. Brieger: BLU. I, S. 26/7.]| (Vgl. 1890 I 3 : 137.) — **254**) × K. Grottewitz, D. zehn Artikel d. Neu-Idealismus: Zeitgenosse 1, S. 152/7. — **255**) K. E. Franzos, D. Suggestion u. d. Dichtung. E. offener Brief:

einen fremden Menschen Gedanken, Wünsche, Gemütseigenschaften, Handlungen übertragen werden können. Er führte drei merkwürdige Fälle solcher Suggestion an und stellte die Frage ganz bestimmt: sind solche Fälle möglich und, wenn ja, handelt es sich dabei um ganz besondere Ausnahmefälle oder um Erscheinungen, die wir oft erkennen werden, sobald sich unser Blick für ihre Beobachtung geschärft haben wird? Es liefen sehr interessante, zum Teil umfangreiche Gutachten wissenschaftlicher Autoritäten ein, die aber keine durchgängige Uebereinstimmung zeigten; die einen verhielten sich völlig ablehnend gegen solche Erscheinungen, welche den anderen als bewiesen und nicht zu bezweifeln gelten, obwohl sie nun im einzelnen meist sehr weit auseinandergehen. Von allen aber wird die sogenannte Telepathie, die Willensübertragung ohne irgend welche physische Vermittlung als unmöglich, undenkbar behandelt. Was aber natürlich für die Dichtung das wichtigste ist, alle Stimmen sprechen dem Naturalismus beim Verwenden der Suggestion als eines dichterischen Motivs jede Berechtigung ab, sich auf die Wahrheit zu berufen. Das Aufsehen, das diese Enquête erregte, hatte den Abdruck der einzelnen Gutachten in vielen Tagesblättern zur Folge, was zu verzeichnen völlig überflüssig wäre, auch wenn nun Polemik daran geknüpft wurde. — Hervorgehoben sei nur, dass du Prel[256]) den Standpunkt einnimmt, die Suggestion sei zwar im Drama, welches die ganze Handlungsweise des Helden aus dem Charakter herausspinnt, nicht aber im Roman ausgeschlossen, hier sei das Thema für den Seelenmaler ungemein verlockend.[257-258]) — Du Prel[259]) hat übrigens seiner Theorie bald die dichterische Praxis folgen lassen und besonders im zweiten Bande seines Romans die Suggestion von Verbrechen, freilich mit ihrem Gegensatz, der Entdeckung durch Suggestion, dargestellt. —

Auch diesmal kann wieder nur Einzelnes über die vier verschiedenen Kreise des Naturalismus angedeutet werden, weil sonst der Bericht kein Ende nehmen würde; fast in allen Zss. erscheinen Recensionen über die neuen Werke der Naturalisten verbunden mit Auseinandersetzungen über die Prinzipien; manches wurde schon gestreift. Ueber die französischen Zustände hat sich am eingehendsten Bahr[260]) verbreitet; er muss als genauer Kenner bezeichnet werden, dem keine bedeutsame Regung der litterarischen Wiedergeburt entgeht. — Rells[261]) betrachtet und kritisiert die französische zeitgenösische Litteratur als Psychologe, Lothar[262]) hauptsächlich als pikanter Plauderer. Zola[263]) erzählt von einer. Zeitschrift „Der Realismus", die Edmond Duranty mit einigen Freunden 1856 und 1857 herausgab, um die Romantik zu bekämpfen. — Den wesentlichen Unterschied romanischen und germanischen Kunstempfindens führt Marsop[264]) aus. —

Ueber den deutschen Naturalismus ist oben schon vielfach gehandelt.[265-267]) In anmutiger, novellistisch eingekleideter Skizze handelt B. Förster[268]) von der allgemeinen Bildung und kommt dann auf die Hauptrichtungen in Kunst und Wissenschaft zu sprechen; seine Ansicht geht aus dem Satze hervor: „Nicht der Anblick des abschreckenden Lasters, nicht die Erkenntnis des überwuchernden Elends erhebt den Menschen zu mannhafter That, zu beglückendem Dasein . . . Die Freude allein ist's, die den Menschen veredelt, die Freude an dem Zauber der Natur und an der Empfänglichkeit der eigenen Seele für das Höchste und Schönste."[269-271]) — Innerhalb des deutschen Naturalismus bilden Berlin und München wieder engere Kreise, die nicht immer harmonieren.[272-276]) —

Ueber den russischen Naturalismus handelt „als trefflicher Führer auf diesem Gebiete" E. Kraus[277]), doch zog er auch anderes mit herein. —

Am zahlreichsten sind die Schriften über den nordischen Kreis. Hansson[278]) schildert den Einfluss, den Georg Brandes auf die neue Litteratur übte, und greift dann als die „prägnantesten Persönlichkeiten" der nordischen Länder den Dänen

---

ML. 60, S. 8/9. — 255a) D. Suggestion u. d. Dichtung: DDichtung 9, S. 71—80, 125—30, 179—81, 207/9, 251/3, 303/5; 10, S. 25/7, 71/3. — 256) C. du Prel, Suggestion u. Dichtung: Gegenw. 39, S. 53/6. — 257) × id., D. Suggestion v. Gericht: ib. S. 86/9. — 258) × Ruff, D. Suggestion als dramatisches Moment: FZg. N. 56. (Führt d Wirkung d. Dramas auf Suggestion zurück.) — 259) C. du Prel, D. Kreuz am Ferner. E. hypnotisch-spiritistischer Roman. 2 Bde. Stuttgart, Cotta Nachf. IV, 312, 236 S. M. 7,00. |[Gegenw. 40, S. 301/2.]| — 260) H. Bahr, Ueberwindung d. Naturalismus. (S. o. N. 179.) — 261) W. Rells, Psychologie u. Naturalismus in Frankreich: NationB. 8, S. 532/4. — 262) R. Lothar, Neue Litteraturströmungen in Frankreich: NFPr. N. 9741. — 263) E. Zola, D. realistische Bewegung in Frankreich vor 30 Jahren (deutsch v L. Berg): ML. 60, S. 652/4. — 264) P. Marsop, Deutsche u. französische Kunst: Gegenw. 39, S. 260/2. — 265/6) × Cajus Möller, Z. Lebensanschauung unserer „jüngsten" Litteraturschule: NatZg. N. 118. — 267) × L. Jacobowski, Z. Litt. d. Moderne. Krit. Streifzüge: Zeitgenosse 1, S. 373/6. — 268) Brix Förster, Auf d. Chiemsee: BLU. S. 417-20, 433/6. — 269) ○ × C. Alberti, Natur u. Kunst. Beitrr. z. Untersuchung ihres gegenseitigen Verhältnisses. Leipzig. Friedrich. 320 S. M. 4,00. |[Eh: LCbl. S. 1108/9 (ablehnend); Carrière: AZg[B]. N. 191.]| — 270) × H. Eichfeld, D. Naturalismus u. d. Kunstrecensenten. E. Wort z Verteidigung: Kw. 4, S. 219—20. — 271) × K. Erdmann, D. konsequente Realismus u. s. Absurditäten: AZg[B]. N. 99. — 272) × Erw. Bauer, D. „Modernen" in Berlin u. München: 20Jh 1, S. 768—81. — 273) × O. J. Bierbaum, D. Gesellschaft f. modernes Leben: ML. 60, S. 12/3. — 274) × id., D. Bestrebungen d. „Moderne" in München: ib. S. 153/4. — 275) × id., D. Denkschrift d. Münchener „Moderne": ib. S. 622/3. — 276) × Sodom u. Gomorrha oder d. Untergang d. guten Geschmacks in Kunst, Litt. u. Presse · Rücksichtslose Kritik Humor, Satire. In zwanglosen Heften. München, Ackermann. IV, 127, 64, 82, 71 S. M. 2,00. — 277) ○ × Eberhard Kraus, Romantik u. Naturalismus. Litt. Kreuz- u. Quersprünge. Mitau, Behre. 51 S. M. 1.00. [BLU. I, S. 319.]| — 278) O. Hansson, D. junge Skandinavien. Vier Essays.

J. P. Jakobsen, den Schweden August Strindberg und den Norweger Arne Garborg heraus; man wird sich wundern, nicht Ibsen[279]) und Björnson nennen zu hören, aber auf sie ist Hansson[280]) schlecht zu sprechen. — In eigenen Erinnerungen giebt Laura Marholm[281]) ein sehr anschauliches Bild der skandinavischen Litteratur. Da M. die meisten Schriftsteller persönlich kennt, stehen sie vor ihr als Persönlichkeiten, und da sie ihre Beziehungen zu ihnen andeutet, den Eindruck, die Einwirkung, die sie von ihnen erfuhr, so ist es uns, als hätten wir selbst Anteil an ihnen; niemand wird die Schilderung von der Art, sich als Menschen wie als Schriftsteller zu geben, bei Georg Brandes, Alexander L. Kielland je wieder vergessen. Die Macht der skandinavischen Litteratur beruht nach M. auf ihrer individuellen Erfahrung, dem persönlichen Bekenntnis, dem erlebten Leben; diese Litteratur ist die Schilderung individualisierter Körper und individualisierter Seelen. Das Neue war ihre Frische, ihre Naivetät, der Ernst ihrer Ehrlichkeit. Es wäre sehr schade, wenn diese köstlichen Bilderbogen nicht in besonderem Abdrucke einem grösseren Publikum zugänglich gemacht würden.[282]) — Der stets originelle Harden[283]) schilderte Arne Garborg und Knut Hamsun, die trotz dem aufreibenden Kampf um die Existenz gelernt haben „de penser noblement"; die Betrachtung ist mehr socialer als ästhetischer Natur. — Ola Hansson wird durch Servaes[284]) als eine weiblich empfängliche, durchaus lyrisch subjektive Natur charakterisiert; zugleich erkennt S. an ihr, was L. Marholm von der ganzen skandinavischen Litteratur gerühmt hat, die kindliche Naivetät, die gar nicht weiss, wie schlimm die Dinge sind, die sie nennt. In seinen Novellen sind ihm die Situationen gar nichts, die vereinzelte Lebensäusserung sehr wenig, er will nur das Persönlichkeitscentrum und seine Leitungen nach aussen haben. Darin liegt bei aller Lebensfeindlichkeit und Kälte doch Kraft und Eigenart. Hansson ist ein Werdender, kein Fertiger, aber er hat beherzt einige Schritte in unentdecktes Land gethan. Der Zusammenhang mit der übrigen nordischen Litteratur[285]) ist klar, aber auch die anderen Litteraturen nahmen Einfluss auf den Dichter. —

I,4

Schrift- und Buchwesen.

Karl Kochendörffer.

Schriftwesen: Handschriftenkataloge N. 1. — Autographen N. 4. — Buchwesen: Erfindung der Druckerkunst N. 6. — Einzelne Drucker N. 10. — Bibliographie N. 33: Blockbücher N. 35; Inkunabeln N. 38; 100j. Kalender N. 48; Zeitungen N. 49; Bücherverzeichnisse N. 51; Zeitschriftenregister N. 60. — Bibliotheken: Allgemeines N. 65; einzelne Bibliotheken N. 70; Schulbibliotheken N. 89; Bibliophilen und Bibliothekare N. 99. — Buchhandel: Allgemeines N. 104; Buchhändler N. 117; Censur N. 132; Nachdruck N. 135; Pflichtexemplare N. 138; heutiger Betrieb N. 144. — Bucheinband N. 153. —

Auf dem Gebiete des Schriftwesens ist im Berichtsjahr nichts von Belang erschienen. Mit der Veröffentlichung von Handschriftenkatalogen beginnen die Grossherzogliche Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe (s. u. N. 76) und die königliche öffentliche Bibliothek in Stuttgart (s. u. N. 77). — Keuffer [1]) setzt das Verzeichnis der Stadtbibliothek zu Trier fort. — Einiges aus der kleinen Handschriftensammlung der Schneeberger Lyceumsbibliothek bringt Heydenreich [2]) bei. [3]) —

Ueber die Versteigerung von Autographen durch Liepmannsohn in Berlin, Briefen von Musikern und Dichtern, liegt ein Bericht [4]) vor. Darunter sind Briefe von Goethe, Schiller, Klopstock, Reuter, Heine; von letzterem 3 Jugendbriefe aus dem Jahre 1822. — A. Cohn [5]) hat wiederum einen Katalog von Autographen herausgegeben, in dem u. a. Auerbach, Bodenstedt, Chamisso, Freiligrath, Geibel, Gellert, Goethe, Hebbel, Heine, Hölderlin, Immermann, Leibniz, Rückert, Schefer, Schiller, Wieland, Zimmermann vertreten sind. Unter den Stammbüchern erweckt das des stud. jur. W. L. Rodowé aus

---

Dresden u. Leipzig, Pierson. 184 S. M. 2,00. — 279) × W. Bölsche, Sechs Kapitel Psychologie nach Ibsen: FrB. 2, S. 1272/4. — 280) × O. Hansson, D. Litteraturentwicklung in Skandinavien: Kw. 4, S. 177/9. — 281) Laura Marholm, D. skandinavische Bewegung I—III: VZgs. N. 13/5. — 282) × id., D. Bauer in d. Litt: Kw. 4, S. 273/7. — 283) M. Harden, Alltagspoesie: NationB. 8, S. 467/8. (Vgl. Kw. 4, S. 244/5.) — 284) F. Servaes, O. Hanssons neue Schriften: FrB. 2, S. 1245/8. — 285) × Vald Vedel, D. Lebenswert d. modernen Litt. Nach d. Dänischen bearb. v. Friedr. v. Känel (Aeschi): Zeitgenosse 1, S. 444/6. —

1) M. Keuffer, D. Kirchenväter. Hss. d. Stadtbibliothek zu Trier. N. 113—214 d. Hss.-Katalogs. (= Beschreibendes Verzeichnis d. Hss. d. Stadtbibl. zu Trier v. M. Keuffer. 2. Heft.) Trier, Lintz. XIII, 149 S. M. 3,00. — 2) E. Heydenreich, Mitteilungen aus d. Hss. d. alten Schneeberger Lyceumsbibliothek = Festschrift d. Kgl. Gymn. mit Realklassen zu d. am 30. Okt. stattfind. Einweihung d. neuen Schulgeb. Schneeberg, Gärtner. S. 40/8. — 3) ○ × Beck, D. hss. Briefschätze d. Zwickauer Ratsschulbibl. aus d. 17. Jh. Referat über e. Vortrag: MAVZwickau. 3, S. XIII/IV. — 4) Autographen: NFPr. N. 9506. — 5) Katalog e. wertvollen Samml. v. Autographen, hist. Dokumenten, Stammbüchern u. Urkunden aus d. Besitze d. verstorb. Hrn. F. Roeth, H. Reimer, A. Schloenbach, K. Elze, Frl. Fanny Tarnow u. A. Berlin, Alb. Cohn. 102 S. —

Osnabrück besonderes Interesse durch die Eintragungen von Lessing und Goethe, denen die Silhouetten der Dichter beigezeichnet sind. —

Viel mehr hat man sich mit dem Buchwesen beschäftigt. Ueber die Erfindung der Buchdruckerkunst bringt das Berichtsjahr eine Monographie, die den Anspruch erhebt, wissenschaftlich zu sein. Aber anstatt aus den scharfsinnigen und gründlichen Arbeiten der letzten Jahre von v. d. Linde, Dziatzko, Wyss zu lernen, bleibt ihr Vf., Faulmann [6]) dabei, die Legende von den hölzernen Lettern zu verteidigen, mit denen er die 36zeilige Bibel gedruckt sein lässt. Um seine Ansicht zu halten, sieht er sich genötigt, der Reihe nach alle urkundlichen Nachrichten, die wir über die Erfindung noch haben, die Strassburger Prozessakten, die Helmaspergersche Urkunde usw. für Fälschungen zu erklären, ohne doch über die erforderlichen palaeographischen und diplomatischen Kenntnisse zu verfügen, die ihn zu diesem Urteil berechtigen könnten. Natürlich werden auch die neuen in Avignon aufgefundenen Urkunden, die F. mit ihren metallenen Typen im 5. Jahrzehnt des 15. Jh. nicht passen, als gefälscht verworfen. Wyss hat in seiner Kritik des F.schen Buches dessen völlige Unbrauchbarkeit überzeugend nachgewiesen. — Anspruchsloser als Faulmanns Darstellung tritt ein Schriftchen des Pfarrers Ihme [7]) auf, das der Erfindung des Buchdrucks im Elsass und den späteren Druckern dieses Landes gewidmet ist. Diese Anspruchslosigkeit ist leider auch das einzige Gute, was sich von dem Buche sagen lässt. Denn der beste Wille, der gewiss hier Antrieb zur Arbeit war, ist keine Entschuldigung für das Unterfangen, ohne Kenntnis der Litteratur und namentlich der Probleme, um die es sich handelt, andere, „die weniger wissen", belehren zu wollen. Nach I. hat Schöffer das Giessen der Lettern erfunden. „Dadurch war ein neuer wichtiger Fortschritt erzielt, und das ist die Mainz eigens zukommende Ehre, dass, nachdem Gutenberg, der Mainzer, in Strassburg die beweglichen, geschnitzten hölzernen Buchstaben samt der Druckerpresse erfunden, Peter Schöffer in Mainz die gegossenen Buchstaben erfunden hat." Die Nachrichten über die Strassburger Drucker sind Ch. Schmidts Buch über Strassburgs Bibliotheken und Buchdrucker entnommen. — Der Versuch Fumagallis [7a]), seinem Landsmann Pamfilo Castaldi die Ehre der Erfindung zuzuweisen, muss trotz dem Aufwand von Eifer und Scharfsinn als aussichtslos bezeichnet werden, da die Zeugnisse spät und belanglos sind. — Dem Urkundenfund von Avignon, der den Procopius Waldvogel betrifft, widmet Requin [8]) eine zweite Schrift, in der auch die Faksimiles der Urkunden mitgeteilt werden, die jeden Zweifel an der Echtheit zerstören müssen. Während R. seine erste Schrift mit dem Satze schloss, dass Avignon nunmehr als die erste Stadt dastehe, die nach Strassburg eine Druckerei besessen habe, lässt er jetzt freilich bei dem Mangel jeden Druckes die Existenz einer solchen in Zweifel, wirft aber dafür die Frage auf, ob Waldvogel selbst Erfinder gewesen sei oder die Kunst in Strassburg gelernt habe. — Dass Waldvogel nach den Urkunden nicht gerade den Eindruck des Erfinders macht, hat schon Goebel [9]) hervorgehoben. —

Die Reihe derer, die über einzelne Drucker gehandelt haben, eröffnet von der Linde [10]): er beschäftigt sich mit Peter Schöffer. Dieser war anfangs Kleriker und erscheint zuerst 1451 als Bücherabschreiber zu Paris. Schon dadurch ist es ausgeschlossen, dass er an der Erfindung der Buchdruckerkunst irgendwie beteiligt war. Am 16. Nov. 1455 ist er in Mainz Belastungszeuge wider Gutenberg für Johann Fust, dessen Tochter er heiratet und mit dem zusammen er ein Verlagsgeschäft gründet. Von da ging das erste vollständig datierte typographisch gedruckte Buch der Welt, das „Breviarium Moguntinum" aus. — Ueber den Schwiegersohn des grossen Strassburger Druckerherrn Mentel, Martin Schott, berichtet Steiff [11]). Als ersten datierten Druck von ihm haben wir ein deutsches Plenar v. J. 1481, als letzten Wimphelings „Philippica" Ende 1498. Doch reicht seine Thätigkeit sicher über beide Grenzen hinaus. Seine Drucke, meist deutsche Werke, sind mit künstlerischem Schmuck reich ausgestattet. — Sein Sohn Johannes Schott, ebenfalls von Steiff [12]) besprochen, studierte in Freiburg, Heidelberg und Basel. Der erste bekannte Druck von ihm stammt aus dem Jahre 1500; er druckte bis zur Mitte des Jh. Da die „Margarita philosophica" des Gregor Reisch 1503 Freiburg als Druckort nennt, die Ausgabe 1504 in Basel korrigiert und die dritte von Michael Furter und Schott gemeinsam in Basel herausgegeben wurde, so wird wohl Schotts Geschäft auch in jenen Städten eine Vertretung gehabt haben. Von seinen Drucken sind gegen 130 bekannt, die wirkliche Zahl beläuft sich aber sicher auf mehr

---

6) K. Faulmann, D. Erfindung d. Buchdruckerkunst nach d. neuesten Forschungen. D. dtsch. Volke dargestellt. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben. VIII, 156 S. |[Wyss: CblBiblw. 8, S. 551—60; Du Rieu: NederlandscheSpectator S. 244/6.]| — 7) F. A. Ihme, Gutenberg u. d. Buchdruckerkunst im Elsass. Strassburg, C. F. Schmidt. 52 S. M. 0,80. — 7a) G. Fumagalli, La questione di Pamfilo Castaldi. Mailand, Hoepli. 127 S. L. 3. |[K. Dziatzko: DLZ. 12, S. 1895/6.]| — 8) Requin, Origines de l'imprimerie en France (Avignon 1444). (= Erweit. Abdr. aus: ChrJGImpr. S. 51—60.) Paris, Cercle de la librairie. 40 S. M. 1,60. — 9) Th. Goebel, D. Buchdruckerei zu Avignon: BörsBlDBuchhandel 57,3 (1890), S. 4598—600. — 10) A. von der Linde, Peter Schöffer: ADB. 32, S. 213/4. — 11) K. Steiff, Martin Schott: ib. S. 405/6. — 12) id., Johannes Schott: ib

als 150. Darunter ist die humanistische Litteratur ziemlich stark vertreten. Auch zeigt Schott sich als eifrigen Anhänger der Reformation. Eine grosse Zahl auch seiner Drucke ist mit Holzschnitten reich geziert. — Den beiden Druckern Matthias und Lazarus Schürer gelten zwei Artikel Knods [13-14]). Matthias, aus Schlettstadt gebürtig, war hervorragender humanistischer Drucker in Strassburg, wo er, seit 1500 in der Druckerei seines Oheims Martin Flach als Korrektor thätig, 1508 eine eigene Druckerei errichtete, die vorzugsweise der Verbreitung der Klassiker und der Werke humanistischer Schriftsteller gewidmet war. Von H. Bebel ist das meiste bei ihm erschienen, von Erasmus 15 Werke in etwa 70 Ausgaben 1509—1519. Des Matthias Neffe ist Lazarus Schürer, humanistischer und reformatorischer Drucker in Schlettstadt, als Drucker ausgebildet in der Offizin seines Strassburger Oheims, dessen Teilhaber er wurde und von dessen hinterlassener Presse er 1519 einen Teil nach Schlettstadt überführte. Sein erstes hier entstandenes Werk, noch 1519 erschienen, ist von Erasmus, wenngleich sich die 1520 erschienenen „Epigrammata Jo. Sapidi“ als „primitiae“ bezeichnen. Aus seiner Presse ging eine nicht geringe Zahl reformatorischer Schriften hervor, während er selbst schon 1519 zur alten Kirche zurückkehrte. 1522 gab er seine Druckerei auf. — Die ersten Münchener Drucker bespricht Rueppreacht [15]). Der erste bekannte Druck ist Hans Schauers Schrift „Mirabilia Romae“ 1482. Hans Schauer war wandernder Buchdrucker, bis 1494 in München, wo aber kein weiterer Druck von ihm bezeugt ist, später ina Augsburg. Er ist nicht identisch mit Froschauer, wie früher angenommen wurde, d. für einen jeden eine eigene Matrikel in Augsburg besteht. Der zweite Drucker is Hans Schobser, der bis 1498 in Augsburg thätig gewesen ist. Von ihm kennen wir zwei Drucke. Von dem dritten, Benedikt Puchpinnder, sind uns drei Drucke erhalten. — W. Vogt [16-18]) giebt Nachrichten über drei Augsburger Drucker, Johann Schüssler, Hans Schönsperger und Hans Schobser. Schüssler wird in den Augsburger Steuerbüchern zuerst 1466 erwähnt. Bekannt sind von ihm 8 Drucke aus den Jahren 1470—73. Er soll seine Kunst von Günther Zainer erlernt haben. Des Namens Hans Schönsperger sind zwei zu unterscheiden, „der elter“ und „der junge“. Der berühmtere ist der ältere, von dem wir als ersten Druck ein „Regimen sanitatis“ von 1481 kennen. Er druckte eine Menge deutscher Bücher, darunter „Sachsenspiegel“, „Buch der Natur“, „Buch der Weisheit“, eine deutsche Bibel 1487 und „Elucidarius“ 1490. 1501 hört seine Thätigkeit in Augsburg auf. 1510 erscheint Hans Schensperger der junge, der zugleich Buchführer war. 1517 kommt in Nürnberg des ältern Schönspergers prächtigstes Werk, der „Theuerdank“ mit den Schäufelinschen Holzschnitten heraus, die zweite Ausgabe 1519 in Augsburg. Bis 1524 erscheinen dann noch Drucke ohne Unterscheidung der beiden, so dass ihre Vereinigung zu vermuten ist. — Hans Schobsers erster Augsburger Druck ist „der teutsche Kalender“ 1488; 1489 folgte die Uebersetzung der „Gesta Romanorum“. [19]) — Ueber die deutschen Inkunabeldrucker in Italien, Johann Schurener und Scinzenzeler, berichtet Steiff [20-21]). Schurener, ein Magister aus Boppard, hatte seine Druckerpresse in Rom aufgeschlagen, wo von ihm zwischen 1474 und 1477, z. T. in Verbindung mit Mag. Nikolaus Hanheymer aus Oppenheim, Drucke hergestellt wurden. Die ihm von Hain zugeschriebenen Drucke würden seine Thätigkeit mindestens bis 1485 führen lassen. Die Scinzenzeler in Mailand stammen aus Bayern. Der hervorragendere, Ulrich, druckt seit 1478 zusammen mit seinem Landsmann Leonhard Pachel. Ihr letzter gemeinsamer Druck stammt aus dem Jahre 1489. Von 1487 bis 1500 druckt Ulrich auch allein. Bekannt sind uns von ihm etwa 210 Inkunabeln, die von seinem umfangreichen Geschäfte zeugen. Wahrscheinlich ist der auf fünf Drucken erscheinende Heinrich Scinzenzeler identisch mit Ulrich. Von 1500 an druckt in Mailand Johann Angelus Scinzenzeler, jedenfalls ein Sohn des Ulrich, mit dem er sich aber weder an Zahl noch an Schönheit der Drucke messen kann. — Erwähnt sei noch ein Artikel über Hans Schweintzer [22]) in Strassburg; über andere neuere Drucker, Valentin Schumann in Leipzig, Hieronymus Schütz in Dresden, Salomon Schnorr in Helmstedt, handeln Wustmann [23]), G. Müller [24]) und P. Zimmermann [25]). — Die Bemühungen und Verdienste des Verlages von Johann Schoeffer in Mainz (1503—1531) um die Herausgabe lateinischer Klassiker und Schulbücher beleuchtet F. W. E. Roth [26]) durch eine Bibliographie dieser zum Teil selten gewordenen Drucke. — Ein für die Geschichte des Buch-

---

S. 402/4. — **13)** G. Knod, Matthias Schürer: ib. 33, S. 84/5. — **14)** id., Lazarus Schürer: ib. S. 83/4. — **15)** Ch. Rueppreacht, D. Münchener Inkunabeln: AZg[B]. N. 101, S. 4/6. — **16)** W. Vogt, Johann Schüssler: ADB. 33, S. 99. — **17)** id., Hans Schönsperger: ib. 32, S. 320/1. — **18)** id., Hans Schobser: ib. S. 211. — **19)** × Th. Drück, Z. Gesch. d. Reutlinger Buchdrucks BBSW. N. 13/4. (Besprechung v. Steiffs Aufsatz z. Gesch. d. Reutlinger Buchdrucks im 1. Jh. d. Buchdruckerkunst; vgl. JBL. 1890 I 4 : 33.) — **20)** K. Steiff, Johann Schurener: ADB. 33, S. 82/3. — **21)** id., Scinzenzeler: ib. S. 476/9. — **22)** l. u., Hans Schweintzer: ib. S. 364/5. — **23)** G. Wustmann, Valentin Schumann: ib. S. 57/9. — **24)** G. Müller, Hieronymus Schütz: ib. S. 126/7. — **25)** P. Zimmermann, Salomon Schnorr: ib. 32, S. 181. — **26)** F. W. E. Roth, D. Buchdrucker u. Verleger Johann Schoeffer zu Mainz 1503—31 als Verleger lat. Klassiker u. Schulbücher: RomanF. 6, S. 462—75. — **26a)** F. Olthoff, De Boekdrukkers, Boekverkoopers en Uitgevers in Antwerpen sedert de uitvinding der boekdrukkunst tot op onze dagen, alfabetisch gerangschikt en van geschiedkundige aanteekeningen voorzien, opgeluisterd door een aantal portretten en

drucks und Buchhandels in Antwerpen sehr schätzbares Werk ist Olthoffs[26a]) alphabetische Zusammenstellung aller Buchdrucker und Buchhändler dieser Stadt. Der Vf. bringt unter den einzelnen Namen eine Fülle von historischen Nachrichten, verzeichnet viele der selteneren Drucke und teilt eine grosse Anzahl von Druckermarken, auch einige Bildnisse berühmter Drucker mit. Ein sorgfältiges und nützliches Verzeichnis der Hausnamen, die oft allein im Impressum angegeben werden und deshalb zur Bestimmung der Drucke von Bedeutung sind, beschliesst den Band und giebt Anlass zu dem Wunsche nach einer umfassenden Sammlung solcher Namen. Wenn O. in der Einleitung den Buchdruck schon dem Anfang des 15. Jh. zuweist, so wird er das wohl nicht so ernst meinen. — In die Werkstatt des berühmten Antwerpener Druckers Plantin, dessen Geschäftshaus mit der vollständigen Einrichtung noch erhalten, von der Stadt angekauft und zu einem Museum umgewandelt ist, führt uns eine auf Degeorges „Maison Plantin" beruhende Skizze[27]), in der nach Rooses, dem Biographen Plantins, einige Hauptdaten der Geschichte des Hauses mitgeteilt werden. — Von dem einzigen dort erhaltenen Einbande Chr. Plantins, der bekanntlich zuerst Buchbinder war, giebt Gruel[28]) eine Abbildung. — Aus den Baseler Gerichtsakten bringt Stehlin[29]) zur Geschichte des Buchgewerbes Regesten, als Fortsetzung seiner Sammlungen in früheren Bänden des AGDBuchhandel. — In die schweizerische Stadt Biel hat die Buchdruckerkunst erst sehr spät, nämlich im Jahre 1734 Eingang gefunden. Einen auf den Ratsakten beruhenden Abriss ihrer Geschichte liefert Maag[30]). Der erste Drucker war Johann Christoph Heilmann, der in seiner Heimat Marburg i. H. noch nicht selbständig gedruckt hat. Wenn M. zum Troste für die späte Einführung des Buchdrucks in Biel mit Stolz darauf hinweist, dass die Genealogie der ersten bielerischen Druckerfamilie bis auf die Wiege der Kunst zurückgehe, indem er an die beiden Heilmanns denkt, die in Strassburg mit Gutenberg in Verbindung standen, so müsste er doch erst beweisen, dass zwischen den Marburger Heilmanns und jenen ein verwandtschaftliches Verhältnis bestand, was mir ausgeschlossen erscheint.[31-32]) —

Der landläufige Begriff der Bibliographie[33-34]) ist ein sehr vielseitiger und umfasst sowohl die wissenschaftliche Buchbeschreibung wie die einfache Schriftenaufzählung. Wir beginnen mit jener, die allein eigentlich den Namen verdient. Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Blockbücher hat Hochegger[35]) geliefert und zugleich den Nachweis, dass sie nicht sowohl der künstlerischen Darstellung als vielmehr dem praktischen Bedürfnis nach Unterrichtsmitteln zu verdanken seien. Für den Bibliographen ist nicht nur seine eingehende Besprechung des „Liber regum", dessen Text er abdruckt, von Wert, sondern vor allem die Bemerkungen über die verschiedenen uns erhaltenen Blockbücher, sowie über die Bedeutung der Sammelbände für die Aufhellung ihrer Bibliographie. Hat er auch die Gleichzeitigkeit und Zusammengehörigkeit der zusammengebundenen Blockbücher nur wahrscheinlich gemacht, keineswegs bewiesen, so verwirft er die leider nur zu häufig in Bibliotheken und Antiquariaten geübte Praxis, die alten Sammelbände zu zerstören, mit Recht als unwissenschaftlich.[36-37]) —

Ein für die Erforschung der Inkunabeln hervorragend wichtiges Werk hat Burger[38]) mit seinem Index zu Hains „Repertorium bibliographicum" geliefert. Da dieses nach dem Alphabet der Autoren angelegt ist, so musste bei einer jeden Untersuchung über einzelne Drucker, über den Anteil einzelner Städte an dem Buchdruck, über die ersten bekannten Drucke usw., so weit sie auf Hain gegründet werden sollte, bisher immer wieder das ganze umfangreiche Werk durchgearbeitet werden, ohne dass die Sicherheit gegeben war, dass nichts übersehen sei. B.s Veröffentlichung, die unser ungeteiltes Lob verdient, hat nun ein- für allemal solche Vorarbeiten überflüssig gemacht und die reiche Fundgrube ganz erschlossen. — Für den Laien vielleicht nicht uninteressante, sonst aber doch etwas unzulängliche Mitteilungen über das Wesen der

---

drukkersmerken. Antwerpen, Ruef, 4⁰. 134 S. — **27)** H. Wnn., D. Erzdrucker v. Antwerpen. (Reisemomente.) NFPr. N. 9748. — **28)** L. Gruel, Christophe Plantin, rélieur: ChrJGImpr. 80. Année, 2. Série, Tome 35, S. 213/6. — **29)** K. Stehlin, Regesten z. Gesch. d. Buchdrucks. 1501—20. Aus d. Basler Archiven: AGDBuchhandel 14, S. 10—98. — **30)** A. Maag, D. ersten Buchdrucker in d. Stadt Biel: BernerTb. 41, S. 55—76. — **31)** × F. Ambrosi, I tipografi trentini e le loro edizioni. — Estr. dall' Archivio trentino. Trento, Marietti. 34 S. — **32)** × A. Kirchhoff, E. Druckerei-Taxe aus d. J. 1694: AGDBuchhandel 14, S. 360/3. — **33)** × W. T. Rogers, A manual of bibliography. New ed. London, Grevel, Sep. Sh. 5. — |[CBlBibl. 8, S. 230/1.]| — **34)** × G. Ottino, Bibliografia. 2. ediz. riveduta. Milano, Hoepli. VI, 160 S. L. 2. — **35)** R. Hochegger, Ueber d. Entstehung u. Bedeutung d. Blockbücher mit besond. Rücksicht auf d. Liber Regum seu Historia Davidis. E. bibliogr.-kunstgesch. Studie. Zugleich e. Beitr. z. Gesch. d. Unterrichtswesens. M. e. Faksimile-Tafel. (= Beihefte z. CBlBibl. VII.) Leipzig, Harrassowitz. VIII, 67 S. M. 3,60 |[O. Meyer: DLZ. 12, S. 1701/2; H. Janitschek: LCBl. 1892, S. 655.]| — **36)** ○ × R. Forrer u. P. Gorschel, 6 Holztafeldrucke u. e. Kupferstich-Inkunabel d. Sammlung Forrer. 7 photogr. Tafel-Fcsms. in Orig.-Gr. nebst erl. Text. In Mappe. Strassburg, Gerschel. 4⁰. 7 S. M. 15,00, mit Handkolorit M. 24,00. — **37)** ○ × E. Kelchner, D. Enndkrist d. Stadt-Bibl. zu Frankfurt a. M. Fcsm.-Wiedergabe. Her. u. bibliogr. beschr. Frankfurt a. M., Keller. 4⁰. IX, 40 S. m. Abbild. M. 18,00. — **38)** K. Burger, Repertorium bibliographicum in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum MD typis expressi . . . recensentur. Opera Ludovici Hain. Indices uberrimi. (= Ludwig Hains Repertorium Bibliographicum. Register. D. Drucker d. 15. Jh. mit chronolog. Uebersicht ihrer Werke zus.-gest. Beihefte z. CBlBibl. VIII.) Lipsiae, Harrassowitz. VI, 428 S. M. 16,00 |[E. Steffenhagen: LCBl. 1892, S. 384/5; K. Kochen-

Inkunabeln bringt Rueppreht[39]). Einige verständige Betrachtungen und Wünsche am Schlusse des Aufsatzes hinsichtlich der Behandlung von Inkunabeln sind zum Teil schon zur Thatsache geworden. Dass auch R. das Märchen von den anfangs aus Holz, dann aus Metall geschnittenen, später erst gegossenen Lettern wieder auftischt, berührt seltsam. — Von einer zwar nicht sehr umfangreichen, aber doch an Seltenheiten nicht armen Inkunabelsammlung in der Stadtbibliothek zu Braunschweig hat Nentwig[40]) ein Verzeichnis erscheinen lassen, das mit grosser Sorgfalt nach den von Milchsack in Petzholdts Neuem Anzeiger 1882 aufgestellten Regeln gearbeitet ist. Wie sehr sich die Arbeit lohnt, ergiebt sich schon aus dem Umstand, dass von den Braunschweiger Inkunabeln allein 44 von Hain nur aufgeführt, nicht beschrieben, 92 ihm unbekannt geblieben sind. — R. Busch[41]) behandelt in der Fortsetzung seines Verzeichnisses der Kölner Inkunabeln die Drucke des Heinrich Quentell, deren die Darmstädter Hofbibliothek 70 besitzt, aus den Jahren 1479—1481 und 1489—1500. Bemerkenswert ist, dass auch unter diesen Drucken, wie in Ennens Verzeichnis der auf der Kölner Stadtbibliothek vorhandenen, keiner aus den Jahren 1482 bis einschliesslich 1486 sich befindet und aus den Jahren 1487 und 1488 nur je einer und zwar ohne Nennung des Druckers.[42-43]) — Von der Versteigerung einer wertvollen Büchersammlung des verstorbenen Bierbrauers W. H. Crawford in London, die zahlreiche Inkunabeln, darunter besonders Editiones principes der griechischen und lateinischen Autoren enthielt, wird Nachricht[44]) gegeben, wobei zugleich die für diese Erstlingsausgaben erzielten Auktionspreise mitgeteilt werden.[45-47]) —

Die Entwicklungsgeschichte des 100j. Kalenders von Mauritius Knauer, Prälaten des Klosters Langheim, hat Berthold[48]) zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht und 138 verschiedene Drucke aus den Jahren 1701—1868 festgestellt, während er die Anzahl der erschienenen auf 220 berechnet. Von den Originaldrucken Knauers, deren Existenz B. wahrscheinlich macht, ist keiner bekannt. Die erste Ausgabe hat Hellwig nach einem anonymen Knauerschen Ms. bearbeitet und 1701 in Erfurt erscheinen lassen, während die Reihe der Ausgaben, in denen Knauer als Vf. genannt ist, 1704 in Culmbach beginnt. Von der Hellwigschen Ausgabe sind bis auf die Neuzeit 40, von der Knauerschen 90—100 Drucke erschienen, daneben noch eine Menge verschiedener Bearbeitungen, die B. auf 5 Typen zurückführt. —

Die Geschichte der älteren Zeitungen leidet vor allem an dem Mangel an erhaltenen Exemplaren dieser ephemeren Litteratur. Eine Sammlung aus der Zeit des 30j. Krieges, wie sie die Stadtbibliothek in Zürich besitzt, ist deshalb von hohem Werte. Schon Opel hat ihr in seinen Anfängen der deutschen Zeitungspresse eine Untersuchung gewidmet. Für eine von ihnen, die „Zeitung Post" 1633 oder „Wöchentliche Ordinari-Zeitung" seit 1634, die Opel für ein Frankfurter Journal erklärt hatte, erbringt Bodmer[49]) den Beweis, dass sie in Zürich aus der Bodmerschen Druckerei hervorgegangen ist, wobei er zugleich über die Entwicklung des ältesten Zeitungswesens neues Licht verbreitet. Die Anfänge gehen auf das Postwesen zurück. Zeitungen konnten nur da entstehen, wo verschiedene Postlinien sich kreuzten und ein Zusammenfluss der mannigfaltigsten Nachrichten statt hatte. Auch die Periodicität hängt mit der Post zusammen: die ersten Postverbindungen waren wöchentliche, die ältesten Zeitungen daher Wochenblätter. Sie versorgten den Ort, wo sie erschienen, mit den politischen Nachrichten aus dem Ausland und hatten deshalb für Lokalberichterstattung noch keinen Raum, so dass vom Druckorte selbst nichts mitgeteilt wurde. Wenn nun die Beiblätter der „Ordinari-Zeitung", von denen 15 erhalten sind, unter anderm die Aufschrift tragen „Extra Ordinari Zeitungen auss Franckfurt am Mayn", so kann damit nicht, wie Opel glaubte, eine Frankfurter Zeitung gemeint sein, sondern nur, dass die Nachrichten aus Frankfurt stammen, also eine Frankfurter Korrespondenz, was bestätigt wird durch eine andere Beiblattaufschrift „Extra Ordinari Zeitung auss vnderschiedenlichen Landen vnd Orten". Die Bestimmung der Zeitung als Zürcherische ergiebt sich aus der Herkunft der Berichte. Sie muss an einem Orte entstanden sein, aus welchem man Nachrichten erwarten darf, aus dem sie aber ganz fehlen, während die Umgebung des Druck-

---

dörffer: DLZ. 13, S. 183/4.]| — **39)** Ch. Rueppreht, Ueber Inkunabeln. S.-A. aus „Deutsche Buchhändler-Akademie" Bd. 7, Heft 10. Weimar, Weissbach. 13 S. M. 0,25. — **40)** H. Nentwig, D. Wiegendrucke in d. Stadtbibliothek zu Braunschweig. Im Auftr. d. städt. Behörden bearb. Wolfenbüttel, Zwissler. IX, 246 S. M. 7,50. |[O. H[artwig]: CBblBibl. 8, S. 416.]| — **41)** R. Busch, Verz. d. Kölner Inkunabeln in d. Grossherzgl. Hofbibl. zu Darmstadt. IV. Mit d. Typen d. Heinrich Quentellschen Offizin gedruckte Werke: CBlBibl. 8, S. 30—48. — **42)** ○ × M. Pellechet, Catalogue des incunables et des livres imprimés de 1500 à 1520 de la bibliothèque de Versailles. Paris, Picard. — **43)** ○ × M. Roura, Resena de los incunables, que posee la Biblioteca publica de Mahon. Palma, escuela tipogr. provincial. 1890. XXX, 184 S. — **44)** CBlBibl. 8, S. 420/2. — **45)** ○ × H. Bouchot, Les livres à vignettes du XV. au XVIII. siècle. Paris, Rouveyre. 18⁰. 96 S. — **46)** ○ × id., Les livres à vignettes du XIX. siècle. Paris, Rouveyre. 18⁰. 104 S. — **47)** × A. Einsle, D. graph. Künste alter u. neuer Zeit. Vortr., geh. am 20. Febr. 1891 in d. Monats-Versamml. d. Altertums-Vereins in Wien. Wien, Köhler. 4⁰. 19 S. — **48)** J. Berthold, Bibliogr. Beitrr. z. Frage über d. Entwicklung d. 100j. Kalenders: CBblBibl. 8, S. 89—122. (Vgl. JBL. 1890 II 5 : 35.) — **49)** H. Bodmer, D. älteste Züricher Zeitung: ZürcherTb. NF. 14, S. 175—216. — **50)** J.

ortes mit besonders häufigen Berichten vertreten sein wird. Der Druckort wird denjenigen Plätzen am nächsten liegen, deren Berichte das jüngste Datum tragen. Dieses haben nun Korrespondenzen vom Oberrhein, Bodensee und aus der Schweiz; während aber deutsche Zeitungen häufig Nachrichten „Auss der Schweitz" bringen, fehlen solche Ueberschriften in unserer Zeitung ganz. Die Schweizer Herkunft ist damit wahrscheinlich gemacht und wird erwiesen durch die Bemerkung in N. XIII, v. J. 1635: „Diese Wochen sind keine Brieff auss Teutschland eynkommen". Unter den schweizerischen Städten, von denen nur noch Basel, Bern und Schaffhausen in Betracht kommen könnten, wird Zürich als Druckort dadurch festgelegt, dass die vier verschiedenen Journale des einen Sammelbandes sich als Redaktionsexemplare enthüllen, aus denen unsere Zeitung zurechtgeschnitten wurde, und die zum Teil, wohl als Postadresse, die Aufschrift „Zürch" tragen. Durch Vergleichung von Typen, Verzierungen usw. wird endlich die Bodmersche Druckerei als die Geburtsstätte der Zeitung nachgewiesen. Eine willkommene Bestätigung für die Richtigkeit der Beweisführung findet sich, wenn auch erst aus dem Jahre 1666, in einem Ratsbeschlusse von Zürich, worin dem Michael Schaufelberger die Herausgabe einer Zeitung untersagt und verfügt wird, es möge bei der „Ordinari Wochen Zeitung, welche die Zythen vnnd Jahr hero" in der Bodmerschen Druckerei herauskomme, sein Bewenden haben. Ich bin bei B.s Aufsatz etwas ausführlicher geworden, weil die Beweisführung mir nicht nur vollkommen gelungen erscheint, sondern auch zugleich als Vorbild für methodische Untersuchung des ältesten Zeitungswesens gelten darf. — Auf eine Anregung hin, die von der Ausstellung hessischer Zeitungen im Jahre 1890 in Marburg ausging, verfolgt Nebelthau[50]) die Spuren noch unbekannter hessischer Zeitungen und kann 20 feststellen, von denen entweder nur noch einzelne Nummern oder gar nichts mehr als der Name auf uns gekommen ist. Die älteste von ihnen, die zugleich eine der ältesten deutschen Zeitungen überhaupt sein würde, der „Fuldaische Postreuter" (angeblich 1618—1629) weist N. wohl mit Recht ins Reich der Fabel. —

Eine wichtige Arbeit liegt auf dem Gebiete der Bücherverzeichnisse vor. Keysser[51]) giebt in den Veröffentlichungen der Kölner Stadtbibliothek Vorarbeiten zu einer rheinischen Bibliographie, die ein möglichst vollständiger, zuverlässiger und praktisch brauchbarer Führer durch das gesamte Gebiet der rheinischen Litteratur werden soll und, wenn sie im Sinne K.s zur Vollendung gelangt, eine Musterbibliographie zu werden verspricht. Neben einem solchen Plane enthält die Schrift ein Verzeichnis der älteren rheinischen Bibliographien und eine Zusammenstellung der für andere deutsche Gebiete in neuerer Zeit herausgekommenen Litteraturübersichten. — Erwähnt möge hier auch eine andere, von der rührigen Verwaltung derselben Bibliothek ins Leben gerufene Veröffentlichung werden, die Herausgabe ihrer Zugangsverzeichnisse[51a]), die allmonatlich die Eingänge in bibliographischer Genauigkeit aufführen und, einseitig gedruckt, zum Einkleben in Kataloge verwendet werden können. — Mit dem Betriebe der Bibliographie im deutschen Buchhandel höchst unzufrieden äussert sich C. Georg[52]), dem man ein sachverständiges Urteil nicht absprechen kann. Der Kernpunkt der Frage für die wissenschaftlichen Kreise liegt in der Enthüllung der schon oft von jedem mit bibliographischen Feststellungen beschäftigten lebhaft empfundenen Lückenhaftigkeit der grundlegenden Buchhändlerbibliographie von Hinrichs. Dass aber diese Lückenhaftigkeit so gross ist, dass beispielsweise Heinsius über einen Zeitraum von 4 Jahren eine Nachlese von 8000 Titeln geben, oder dass G. selbst aus den Buchhändlerrundschreiben in einem Jahre allein zum Buchstaben B fast 100 Titel nachtragen konnte, die bei Hinrichs fehlen, hätte man doch nicht erwartet. Zur Vermeidung solcher Uebelstände schlägt G. die Einrichtung eines deutschen Buchamtes beim Börsenverein vor, der von Amtswegen eine offizielle Bibliographie herausgeben soll, und liefert zugleich durch eigene Erfahrung erprobte praktische Winke für die Anlage der Verzeichnisse. Ich möchte jedoch, um den Laien vor falschen Schlüssen zu bewahren, den Hinweis auf diese Kritik unserer Buchhändlerbibliographien nicht ohne die Erklärung lassen, dass, was Vollständigkeit, Vielseitigkeit und Pünktlichkeit des Erscheinens sowie Genauigkeit im einzelnen anlangt, unsere Bibliographien noch immer den ersten Rang behaupten. Trotz den von G. gerügten Mängeln ihrer Anlage kann man sich in keiner anderen Litteratur so rasch und wohl auch zuverlässig über die neuesten Erscheinungen unterrichten wie in der unsrigen. — In erster Linie kommen dafür in Betracht das Buchhändlerbörsenblatt[52a]) mit seinen täglich erscheinenden Listen und dem aus ihnen zusammengestellten

Nebelthau, Hessische Zeitungen: Hessenland 5, S. 228—30. — 51) A. Keysser, Z. gesch. u. landeskundl. Bibliogr. d. Rheinprovinz. (= Veröffentlichungen d. Stadtbibl. in Köln. Heft 4.) Köln, Du Mont-Schauberg. VI, 46 S. M. 1,60. — 51a) Stadtbibliothek in Köln. Zugangsverzeichnisse. 1. Bd. N. 1—6: Okt. 1890 bis März 1891. Köln, Du Mont-Schauberg. IV, 105 S. (2. Bd N 7—12: April—Sept. 1891. ebda. 1892. 76 S.) — 52) C. Georg, D. dtsch. Buchamt. Vorschläge z. Neugestaltung d. dtsch Bibliogr. Her. auf Veranlassung d. Buchhändler-Verbandes Hannover-Braunschweig. Hannover, Cruse. 14 S. M. 0,30. — 52a) Börsenblatt für d. dtsch. Buchhandel u. d. verwandten Geschäftszweige. Jährl ch 4 Bde.

monatlichen Verzeichnis[52b]), sodann die wöchentlichen, monatlichen, vierteljährlichen, halbjährlichen und fünfjährigen Bibliographien der Buchhandlung von J. C. Hinrichs[53a-e]), denen sich zur erfreulichen Kontrolle und Ergänzung anschliessen die vier Jahre umfassenden Bücher-Lexica von Heinsius[54]) und Kayser[54a]). — Auch für die nicht in diese Bibliographien aufgenommenen Universitäts- und Schulschriften haben wir neben den von der Berliner Kgl. Bibliothek offiziell jährlich herausgegebenen Katalogen (1890 I 4:75/6) durch den Buchhändler G. Fock[55]) eine recht gute und brauchbare monatliche Uebersicht die nach den einzelnen Fächern geordnet ist; für den vollständigen Jahrgang wird ein Autorenverzeichniss und eine Statistik der aufgenommenen Schriften geliefert. — Gemeinsam mit Ost hat C. Georg das handliche und bequeme Vademecum von Othmer[56]) in 4. Auflage bearbeitet. Der verstorbene Vf. sowohl als die Herausgeber verdienen den Dank des Litteraturfreundes für diesen praktischen Führer, der auch die ausländische schönwissenschaftliche Litteratur berücksichtigt, soweit sie in deutscher Uebersetzung vorliegt. Bei der Sorgfalt der Nachträge fällt es auf, dass die Bibliothek des Stuttgarter litterarischen Vereins nur bis 1877 fortgeführt ist. — Den litterarischen Bedürfnissen eines grösseren Publikums kommt W. Koch[56a]) entgegen durch eine Zusammenstellung guter Bücher, die er mit zurechtweisenden Anmerkungen versehen hat.[56b-59]) —

Längere Serien von Zeitschriften durch ein Register nutzbar zu machen, ist gerade kein erfreuliches, aber ein dankbar anzuerkennendes Geschäft. Neben dem Generalregister zum GoetheJb. (s. u. IV, 10a) darf bei der Fülle von Aufsätzen und Besprechungen, welche die ZÖG. zur neuern Litteratur enthält, lobend des Repertoriums von Stejskal[60]) gedacht werden, das in systematischer Anordnung sämmtliche Artikel und Referate der ersten 40 Jahrgänge dieser Zeitschrift musterhaft verzeichnet. — Der Antiquar Aksel Josephson[61-62]), den Bibliographen bekannt durch sein systematisches Verzeichnis zu den „Acta societatis scientiarum Upsaliensis" und durch seine antiquarischen Mitteilungen, beginnt mit einem Index der in schwedischen Zeitschriften, mit Ausnahme der medizinischen und naturwissenschaftlichen, erschienenen Abhandlungen. Die Anordnung ist alphabetisch nach realen Stichwörtern, wie in unserm Schlagwortkatalog.[64]) —

Dziatzko[65]) giebt eine alles Wesentliche heraushebende Uebersicht über Bibliotheken im allgemeinen, ihre Einteilung nach Besitzverhältnissen und Aufgaben, über den gegenwärtigen Stand der öffentlichen Bibliotheken in Deutschland und andern Ländern sowie über den in den einzelnen Staaten bestehenden Pflichtexemplarzwang. — Bedeutung und Aufgabe der Bibliotheken bespricht Ruepprecht[66]), indem er ein Bild von dem Umfang einzelner besonders bekannter Bibliotheken entwirft und

---

Leipzig, Dtsch. Buchhändlerhaus. — **52b)** Monatl. Verzeichnis d. Neuigkeiten u. Fortsetzungen d. dtsch. Buchhandels. Beilage z. Börsenblatt für d. dtsch. Buchhandel. 1892. Leipzig, Dtsch. Buchhändlerhaus. 844 S. — **53a)** Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Wöchentliches Verzeichnis der ([1893:] erschienenen u. d. vorbereiteten) Neuigkeiten d. dtsch. Buchhandels. Nach Wissenschaften geordnet. Jährlich 52 Nummern (je 1/2–2 Bogen). Leipzig, Hinrichs. M. 7,50. — **53b)** Monatliche Uebersicht d. bedeutenderen Erscheinungen d. dtsch. Buchhandels. Nach Wissenschaften geordnet. Jährlich 13 Nummern von 16 Seiten. Leipzig, Hinrichs. M. 1,50. — **53c)** Vierteljahrs-Katalog d. Neuigkeiten d. dtsch. Buchhandels. Nach d. Wissenschaften geordnet. Mit 4 alph. Registern. 47. Jahrg. Leipzig, Hinrichs. XL, 703 S. M. 5,75. — **53d)** Verzeichnis d. im dtsch. Buchhandel neu erschienenen u. neu aufgelegten Bücher, Landkarten, Zss. etc. Mit Angabe d. Formate, Seitenzahlen, Verleger, Preise, mit litt. Nachweisungen, wissenschaftl. Uebersicht u. Stichwort-Register. (= Halbjahrskatalog 188., 189. Forts. 1892. Bd. 1, 2.) Leipzig, Hinrichs. 207*, 620 u. 239*, 772 S. M. 11,00. — **53e)** Hinrichs Fünfjähriger Katalog d. im dtsch. Buchhandel ersch. Bücher, Zss., Landkarten etc. Bd. 8. 1886–90. Bearb. v. R. Haupt u. H. Weise. (1. T. Text d. Katalogs. 2. T. Sachregister.) Leipzig, Hinrichs. 1892. 4⁰. VII, 1040, 274 S. M. 60,00. — **54)** W. Heinsius, Allgem. Bücher-Lexikon od. vollst. alphab. Verz. aller v. 1700 erschien. Bücher, welche in Deutschland u. in d. durch Sprache u. Litt. damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Bd. 18. 1885–88. Her. v. K. Bolhoevener. Leipzig, Brockhaus. 4⁰ Abt. 1. 903 S.; Abt. 2. 1033 S. M. 72, 80. — **54a)** Ch. G. Kayser, Vollständiges Bücher-Lexikon 25. 26. 1887–90. Bearb. v. O. Wetzel. Leipzig, Weigels Nachf. (C. H. Tauchnitz). 4⁰. 792, 867 S. M. 65,00. — **55)** Bibliogr. Monatsbericht über neu erschienene Schul- u. Universitätsschriften (Dissertationen, — Programmabh. — Habilit. Schriften etc.) Unter Mitwirkung mehr. Universitätsbehörden her. v. d. Centralstelle f. Dissertationen u. Programme v. G. Fock. 2. Jg. Oct. 1890–Sept 91. Leipzig, Fock. (IV.) 144 S. M. 2,00. — **56)** G. Othmer, Vademecum d. Litt.-Freundes. Zusammenstellung d. wissenswürdigsten Erscheinungen auf d. Gebiete d. schönwissenschaftlichen Litt. 4. Aufl. Bearb. von C. Georg u. L. Ost. Hannover u. Leipzig, Ost. 663 S. M. 10,60. — **56a)** W. Koch, E. Auswahl guter, meist gebundener vornehmlich zu Geschenken geeigneter Bücher. Vervollständigt durch bewährte, für d. praktische Leben verfasste Schriften. Königsberg, Koch. 104 S. |[AltprMschr. 28, S. 651.]| — **56b)** ○ × E. B. Sargant and Whishaw, A guide to books. New-York, Macmillan & Co. 344 S. — **57)** ○ × C. F. Richardson, The choice of books. New-York, United States Book Co. 208 S. — **58)** × L. Herold, Jugendlektüre u. Schüler-Bibliotheken unter Berücksichtigung d. Zeitverhältnisse. Mit Auswahl u. Inhaltsangabe guter Jugendschriften u. e. Vorwort v. L. Kellner. Münster, Schöningh. 146 S. M. 1,20. — **59)** × Verzeichnis v. Jugendschriften, welche für Schüler-Bibliotheken u. Volks- u. Bürgerschulen als geeignet anerkannt wurden. Wien, Sallmayer. 12 S. M. 0,30. — **60)** K. Stejskal, Repertorium über d. ersten 40 Jahrgänge u. d. Supplementheft d. 37. Jahrgangs d. ZÖG. v. 1850–89. Wien, Gerold. XV, 538 S. M. 8,00. — **61)** Aksel G. S. Josephson, Catalogue méthodique des Acta et Nova Acta Regiae societatis scientiarum Upsaliensis 1744–1889. Upsala, Josephson. 1889. 4⁰. 33 S. Kr. 1. — **62)** id., Meddelanden fran Josephsons Antikvariat. Tidskrift i Bibliografi. 1890, N. 1–5. Upsala 1890/1. 120 S. — **63)** id., Bibliografisk Öfversikt af Svensk periodisk Literatur. (= Särtryck ur Svensk Tidskrift 1891). 1891 : 1. Upsala, Almquist & Wiksell. 21 S. — **64)** ○ × F. Nizet, Projet d'un Catalogue idéologique (Realkatalog) des périodiques. Bruxelles, Vanbuggenhoudt. — **65)** K. Dziatzko, Bibliotheken. Abdruck aus d. Handwörterbuch d. Staatswissenschaften. Bd. 1. Jena, G. Fischer. S. 542/9. — **66)** Ch. Ruepprecht, Bedeutung u. Aufgabe d. Bibliotheken: AZg[B].

daran eine Schilderung der bibliothekarischen Thätigkeit anschliesst. — Ruepprecht [67]) belehrt auch über den Unterschied zwischen Central- und Fachbibliotheken und ihre dadurch bedingte Verschiedenheit bei Erwerbung, Katalogisierung und Benutzung. — Ueber zwei besonders hervortretende Missstände unserer Universitätsbibliotheken klagt A. Schröer [68]), nämlich über die Unzugänglichkeit und Erschwerung der Benutzung und über die Unzulänglichkeit ihrer Mittel. Während man ihm letzteres unbedenklich zugeben wird, da auch die bestdotierte Bibliothek nicht Schritt halten kann mit der Produktion in der Wissenschaft, muss die erste Klage in ihrer allgemeinen Fassung als unbegründet zurückgewiesen werden. Denn wohl in der grossen Mehrzahl der Bibliotheken stehen die Kataloge auch den Studierenden zur Verfügung, giebt es Lesesäle mit Handbibliotheken zu freier Benutzung. Das grosse Publikum in die Bücherräume zu lassen, ist unthunlich und am allerwenigsten im British Museum gestattet, das als Musterbibliothek aufgestellt wird. — Einen sonderbaren Vorschlag bringt Gröpler [69]) zur Diskussion. Von der Ansicht ausgehend, dass unsere deutschen Bibliotheken erst etwas Gediegenes leisten könnten, wenn sie von Reichs wegen einheitlich dotiert und organisiert würden, stellt er das Verlangen, dass ein Reichsamt für Bibliotheks- und Archivwesen eingesetzt werde, das die Staatsanstalten zu überwachen habe. Diesen sei ein Parlament zur Seite zu stellen, zusammengesetzt aus sämtlichen Bibliotheks- und Archivbeamten, und alljährlich nach Berlin zu berufen. Es soll sich von den Provinzialchefs statistische Berichte über alle Einzelheiten vorlegen lassen, die es dann veröffentlicht. Schon der Gedanke an ein solches Parlament und an die Häufung und Sanktionierung der statistischen Erhebungen, die schon jetzt den Bibliotheken allzureichlich blühen und meistens völlig unfruchtbar sind, lässt uns nach Durchlesung der G.schen auf drei Seiten entwickelten Vorschläge, die der Vf. bescheiden als „vielleicht zu eingehend" bezeichnet, aufatmen in dem beruhigenden Bewusstsein, dass es noch gute Wege hat bis zu diesem Ziele der gediegenen Leistungen deutscher Bibliotheken. —

Einzelnen Bibliotheken gelten nicht wenige Arbeiten. Von einer deutschen Büchersammlung, die im 17. Jh. in die Universitätsbibliothek zu Upsala gekommen ist, stellt P. Wittmann [70]) ein Verzeichnis zusammen, das 508 Nummern umfasst, die aber nicht, wie er meint, ebensovielen Bänden entsprechen können, da recht viele Werke nach seiner Angabe aus mehreren Buchbinderbänden bestehen. Die Verzeichnung der Bücher, bei der W. von dem Oberbibliothekar Annerstedt unterstützt wurde, mag richtig und vollständig sein, es ist aber ein Mangel, dass W. in der eine Seite umfassenden Einleitung nicht den geringsten Versuch macht, die Existenz der Bücher in Upsala zu erklären. Nicht einmal eine Angabe über das Aeussere der Bücher, woran ihre gemeinsame Würzburger Herkunft erkannt werden könnte, ist darin enthalten und erst auf eine Besprechung des Würzburger Oberbibliothekars Kerler [71]) hin nachgeliefert worden. [72]) Dass in Upsala Bücher aus dem Besitze des Fürstbischofs Julius Echter sich befinden, war durch Seuffert (AHVUnterfranken 10, S. 206—63) bekannt. Eine Aufklärung wäre nötig gewesen, wie und wann sie dahin gekommen und aus welcher Bibliothek, ob aus der Universitätsbibliothek oder aus der Privatsammlung des Fürstbischofs. Gegen die Behauptung, dass die verzeichneten Bücher den grössten Teil der ehemaligen Würzburger Universitätsbibliothek darstellen, hatte K. mit Recht Einspruch erhoben, da W. den Beweis dafür schuldig geblieben war. Nach W.s Erwiderung steht wenigstens fest, dass die schwedischen Bücher alle einer Sammlung des Fürstbischofs Echter, des Gründers der Universitätsbibliothek, entstammen; eins ist durch Inschrift als zur Universitätsbibliothek gehörig erwiesen. Auffallend ist, dass bei dem Streite um die Herkunft eine Thatsache nicht in Betracht gezogen ist, die geeignet sein dürfte, entweder die Zeit der Besitznahme oder ihre Herkunft näher zu bestimmen Das jüngste Buch der Sammlung ist nämlich ein Druck aus dem Jahre 1591. Daraus ist mit Sicherheit zu entnehmen, das die Sammlung, wie sie in Upsala ist, im Jahre 1591 oder wenigstens kurz darauf in sich abgeschlossen war. Denn es ist nicht glaubhaft und findet keinerlei Bestätigung durch andere Fälle von Bibliotheksplünderungen, dass kein einziges Buch aus den vier letzten Decennien ihres Bestehens in Würzburg mit nach Upsala gekommen sein sollte, wo von einer Auswahl der Bücher nach ihrem Werte bei der Bedeutungslosigkeit der meisten nicht die Rede sein kann. Hat also die Tradition, welche die Ueberführung in die dreissiger Jahre des 17. Jh. verlegt, Recht, so gewinnt die Annahme an Wahrscheinlichkeit, dass die Sammlung der Universitätsbibliothek entnommen sei, der sie Julius Echter 1591, im Jahre der Einweihung der Universitätskirche, wodurch die Universitätsgründung ihren Abschluss erhielt, überwiesen haben und wo sie,

---

N. 263, S. 1—6. — 67) id., Central- u. Specialbibliotheken: LZgB. N. 89. — 68) A. Schröer, Unsere Bibliotheken: FZg. — 69) Gröpler, Büchereien mittelbarer Fürsten u. Grafen Deutschlands u. Oesterreichs sowie ehemaliger freien dtsch. Reichsstädte. 2. Aufl. Dessau, Leipzig, Kahle. 42 S. M. 1,00. (JBL. 1890 I 4 : 55.) — 70) P. Wittmann, Würzburger Bücher in d. k. schwed. Univ.-Bibl. zu Upsala. (Sep.-Abdr. aus d. AHVUnterfranken 34.) Würzburg, Stürtz. 51 S. — 71) NWürzburgZg. N. 95. — 72) ib. N. 109. — 73) P. Bahlmann, D. ehem. Dombibl. zu Münster i. W.: KBlWZ. 10

durch einheitlichen Einband von den späteren Erwerbungen geschieden, eine besondere Aufstellung bekommen haben könnte. Ob die andere Möglichkeit, dass nämlich die Bücher, entgegen der Tradition, schon im letzten Jahrzehnt des 16. Jh., und dann wohl nicht aus der Universitätsbibliothek, nach Upsala gekommen seien, etwa im Zusammenhang mit der versuchten Katholisierung Schwedens durch König Sigismund, einige Aussicht auf Wahrscheinlichkeit hat, muss der Historiker entscheiden. — Ueber die ehemalige Dombibliothek zu Münster berichtet Bahlmann [73]), Ständers Notizen in seinem „Catalogus chirographorum“ S. VIII f. erweiternd und ergänzend. Dass die Bibliothek schon frühzeitig einen bedeutenden Umfang gehabt habe, vermutet B. wohl mit Recht. Ob aber dafür auch die im Jahre 1362 erfolgte Ueberweisung einer Pfründe an den Custos bibliothecae angeführt werden kann, ist doch zweifelhaft, da Uebertragung und Grösse einer Pfründe noch nicht eine gesteigerte Thätigkeit zur Voraussetzung zu haben pflegt. Die ganze Bibliothek ging im Anfang des 16. Jh. zu Grunde, teils durch eine Feuersbrunst im Jahre 1527, teils durch den Fanatismus der Wiedertäufer 1534. Den Grundstock der neuen Dombibliothek, die mit der Universitäts- und Gymnasialbibliothek im Jahre 1802 zu der heutigen Paulinischen Bibliothek vereinigt wurde, bildete die bedeutende Schenkung des Dechanten Gottfried von Raesfeld 1586, deren Verzeichnis in der Paulina aufbewahrt ist. — Zur Vorgeschichte der Ueberführung der Palatina nach Rom gehört ein Brief, den Erdmannsdörffer [74]) veröffentlicht. Der Herzog von Bouillon, Henri de la Tour d'Auvergne, ein Hugenotte und Freund des Kurfürsten von der Pfalz, der an seinem Hofe mehrere Jahre seiner Jugend verlebt hatte, erbietet sich in einem Schreiben an Kanzler und Räte in Heidelberg vom 11. Februar 1622, die kostbarsten Hss. der Palatina während der Zeit der Kriegswirren in seiner Festung Sedan sicher unterzubringen. Wäre der Kanzler auf diesen Vorschlag eingegangen, so würde vermutlich die kostbare Sammlung der Pfalz erhalten geblieben sein. — Einen Brief des Kardinals Leo Allatius vom 3. Febr. 1623 an den Nuntius in Brüssel und Erzbischof i. p. von Patras, wo von der beabsichtigten Fortschaffung der Heidelberger Schätze gesprochen wird, teilt Omont [75]) mit. — Brambach [76]) berichtet über die Entstehung und Vermehrung der Handschriftensammlung der Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe. Sie besteht aus zwei Abteilungen. Die erste enthält die Hss., welche die Markgrafen und Grossherzoge von Baden unmittelbar für ihre Bibliotheken in Pforzheim, Durlach, Basel, Rastatt und Karlsruhe erworben haben. Die früheste Nachricht einer markgräflich badischen Bibliothek findet sich in des Johannes Oecolampadius Ausgabe des Cyrillus vom Jahre 1528, wo der testamentarischen Schenkung der Bibliothek Reuchlins gedacht ist. Sie befand sich in der Michaelskirche in Pforzheim, von wo sie später nach Durlach, Basel und Karlsruhe kam. Die mannigfaltigen Zeugnisse über die Schicksale des Reuchlinschen Bücherschatzes stellt B. übersichtlich nach der Zeitfolge zusammen. Die zweite Abteilung ist aus 22 verschiedenen Sammlungen geistlicher und weltlicher Herrschaften zusammengeflossen, die von B. mit der Zahl ihrer Hss. aufgezählt werden. Den hervorragendsten Platz darunter nimmt natürlich die Bibliothek des Benediktinerklosters Reichenau ein, deren Geschichte B. ausführlicher behandelt. — Eine Uebersicht über die Geschichte der Handschriftensammlung der Königlichen öffentlichen Bibliothek in Stuttgart giebt von Heyd [77]). Die ganze Bibliothek ist eine junge Gründung. Erst Karl Eugen fühlte das Bedürfnis, eine grosse Bibliothek zu schaffen, und rief sie vermittelst Stiftungsbriefes vom 11. Febr. 1765 ins Leben. Seinem überaus regen Sammeleifer, der sich mit Erfolg einer Reihe von in- und ausländischen Gelehrten als Ratgeber bei Ankäufen usw. bediente und keine Kosten scheute, ist es zu verdanken, dass in Stuttgart eine Bibliothek entstand, die auch in Bezug auf Hss. eine hervorragende Stellung einnimmt. Die bedeutendste Bereicherung der Art erhielt sie nach Karl Eugens Tode durch die Auflösung der Klöster und ritterschaftlichen Gebiete, wobei nur zu bedauern bleibt, dass ein wertvoller Teil der Hss. an die von König Friedrich neu gegründete Handbibliothek abgegeben werden musste, was ihre Benutzung bisher unnötig erschwerte. — Die Gründung der neuen Strassburger Universitäts-Bibliothek und ihre erfreuliche Entwicklung während der ersten zwanzig Jahre ihres Bestehens ist von Klatte [78]) dargestellt worden. — Heuser [79]) zeichnet hauptsächlich auf Grundlage der Universitätsakten die Geschichte der Universitätsbibliothek in Giessen. Gleich der Universität ist sie eine Gründung des Landgrafen Ludwig V. aus dem Anfange des 17. Jh. und hat mit jener die Ueber-

---

S. 84/9, 114—22. — **74**) B. Erdmannsdörffer, Z. Gesch. d. Heidelberger Bibliotheca Palatina: NHJbb. 1, S. 349—51. — **75**) H. Omont, Lettre de Leone Allacio relative au transport à Rome de la bibliothèque de Heidelberg: CBlBibl. 8, S. 123/4. — **76**) D. Hss. d. grossherzogl. bad. Hof- u. Landesbibl. in Karlsruhe. I. Gesch. u. Bestand d. Sammlung v. W. Brambach. Karlsruhe, Groos. III, 25 S. M. 1,00. — **77**) W. v. Heyd, D. hist. Hss. d. Kgl. öffentl. Bibl. zu Stuttgart. Bd. 1. 2. (= D. Hss. d. kgl. öffentl. Bibl. zu Stuttgart 1. Abt. D. hist. Hss. Bd. 1. 2.) Stuttgart, Kohlhammer 1889—90. (1891) XV, 326 S. M. 25,00. — **78**) A. Klatte, Nach zwanzig Jahren. E. Gedenkblatt z. Gesch. d. kaiserl. Univ.- u. Landesbibl. in Strassburg. S.-A. aus d. StrassburgPost. Strassburg i. E., Heinrich. 1890. 20 S. M. 0,40. — **79**) E. Heuser, Beitrr. z. Gesch.

siedlung nach Marburg und im Jahre 1650 die Rückreise nach Giessen durchgemacht. Von einem alten Grundstocke der Sammlung ist demnach nicht die Rede; noch 1727 kann der Bibliothekar Arnoldi nur von wenigen alten Hss. berichten. Ihr Hauptbesitz an solchen und an Inkunabeln rührt her aus der 1771 von der Markuskirche zu Butzbach nach Giessen geschafften Büchersammlung und besonders aus der im Jahre 1800 der Universität vermachten, aber erst 1837 mit der Universitätsbibliotkek vereinigten Bibliothek des Frhrn. Renatus Carl von Senckenberg. Wie eine Bibliothek Jahrhunderte lang in Folge mangelhafter Mittel und der Bequemlichkeit der mit ihrer Leitung betrauten Professoren verwildern kann, ist aus der Geschichte der Giessener Sammlung zu lernen. — Die Hauptergebnisse der Schrift von Heuser hat Nick [80]) in seiner Besprechung derselben zusammengestellt und dazu eine Reihe dankenswerter Berichtigungen gegeben. — Zwenger [81]) erzählt die Geschichte der Fuldaer Landesbibliothek (nicht jener älteren, weitberühmten Sammlung, die im 16. Jh. von der Bildfläche verschwand) von ihrer Gründung durch den Fürstbischof Heinrich VIII. von Bibra bis zur Zeit des Fürstprimas, und zwar nach den Aufzeichnungen ihres ersten Bibliothekars, des gelehrten Petrus Böhm. Die Bibliothek hatte keine ruhige, friedliche Jugend; teilte sie doch mit dem ganzen Lande das Schicksal, binnen wenigen Jahrzehnten fünf verschiedenen Regierungen unterstellt zu sein. Ein Glück für sie, dass während dieser ganzen Zeit ihr erster Bibliothekar († 1822) an ihrer Spitze stand, wodurch doch mancher sonst unvermeidliche Schaden abgewendet wurde. Der grösste Teil der Hss. und Inkunabeln, die heute Eigentum der Bibliothek sind, stammt aus dem Kloster Weingarten, aus dem sie unter der oranischen Regierung nach Fulda kamen. — Ihr kostbarster Besitz, die drei berühmten Codices Bonifatiani, gehörte zum Domschatz. Ihnen widmet von Keitz [82]) eine Beschreibung. — Einem Bericht über die Erwerbungen der Murhardschen Stadtbibliothek in Kassel [83]) ist die erfreuliche Thatsache zu entnehmen, dass sich diese Sammlung unter ihrem Bibliothekar Uhlworm besonders auf dem Gebiete der Orts- und Landesgeschichte energisch vergrössert. Die zahlreichen und wertvollen Zuwendungen von Sammlungen hessischer Gegenstände und Erinnerungen lassen das Bestreben erkennen, die Bibliothek zugleich zu einer Art hessischen Landesmuseums zu machen. — In der Stadt Aachen lässt sich, wie Fromm [84]) in einem Vortrag entwickelt, im Mittelalter keinerlei grössere Büchersammlung nachweisen, wenn man von der Palastbibliothek Karls des Grossen, von der Einhard berichtet, absehen will. Erst seit der Mitte des 18. Jh. ist eine grössere Büchersammlung nachweisbar, die aber ausschliesslich Handbibliothek des Rates war. Eine öffentliche Bibliothek erhielt Aachen erst durch die testamentarische Schenkung der aus 20000 Bänden bestehenden Bibliothek des Stadtrates P. J. F. Dauzenberg und die Vereinigung dieser mit den Resten jener Ratsbibliothek. Hauptsächlich durch ähnliche Zuwendungen ist die Sammlung allmählich bis auf 80000 Bände angewachsen. — Eine der jüngsten öffentlichen Bibliotheken ist die Freiherrlich Carl von Rothschildsche öffentliche Bibliothek, die im Jahre 1887 von dem Freifräulein Louise von Rothschild in Frankfurt a. M. gestiftet wurde. Ueber die Gründung und die ersten Jahre ihrer Wirksamkeit berichtet ihr Bibliothekar Berghöffer [85]). Die Bibliothek, die zur Zeit der Abfassung des Berichtes gut 11000 Bände umfasste, soll vor allem Archaeologie und Kunstgeschichte, deutsche, französische und englische Philologie, jüdische Theologie und Handelswissenschaften pflegen. — Ueber die k. k. Studienbibliothek zu Klagenfurt unterrichtet uns Kukula [86]). Sie enthält unter beinahe 50000 Bänden 450 zum Teil hochinteressante und höchst wertvolle Inkunabeln und 292 Hss., die zum grössten Teile aus dem aufgehobenen Jesuitenkloster Millstatt in Kärnthen stammen. — Ferner erhielten wir eine kurze Geschichte der esthländischen öffentlichen Bibliothek in Reval, deren Anfänge in die Mitte des 16. Jh. reichen [87]). — Das Inventar einer Speierer Klosterbibliothek aus dem Anfang des 16. Jh. (367 Bde.) teilt Mayerhofer [88]) mit. Leider ist es kein Katalog der Bücher, sondern bloss Angabe der Zahl und ihrer Verteilung auf einzelne Pulte, woraus wir wenigstens über die Einrichtung der Bibliothek unterrichtet werden. 254 Bücher liegen noch an Ketten, was für jene Zeit gewiss nicht mehr die Regel bildete. —

Von Schulbibliotheken nimmt neben der rühmlichst bekannten Zwickauer Ratsschulbibliothek [89]) einen hervorragenden Platz die Bibliothek des Friedrichsgym-

---

d. Univ.-Bibl. Giesson. (= Beihefte z. CBlBibl. 6.) Leipzig, Harrassowitz. 74 S. M. 2,80. — **80)** G. Nick, D. Grossherzogl. Univ.-Bibl. zu Giessen. S.-A. aus d. QBlHVHessen. Darmstadt, Wittich. 11 S. (Auch DarmstädtZg. N. 189, 191 u. 201. S.-A. 15 S.) — **81)** F. Zwenger, Z. Gesch. d. Fuldaer Landesbibl.: Hessenland 4 (1890), S. 320/3, 338—40; 5 (1891), S. 6-8 u. 23/4. — **82)** A. v. Keitz, D. Codices Bonifatiani in d. Landesbibl. zu Fulda: ib. 4 (1890), S. 197/8, 211/2. — **83)** D. Murhardsche Stadtbibl. in Kassel im J. 1890/91: ib. 5, S. 107/9. — **84)** E. Fromm, D. Aachener Stadtbibl. ihre Entstehung u. ihre Entwicklung bis z. Gegenwart. Vortrag. Aachen, Barth. 12 S. M. 0,50. — **85)** Ch. W. Berghöffer, D. Einrichtung u. Verwaltung d. Freiherrl. C. v. Rothschildschen öffentl. Bibl. während d. J. 1887—90. Frankfurt a. M., Baer & Co. 38 S. 3 Taf. M. 2,00. |[G. Zedler: CBlBibl. 8, S. 513/5.]| — **86)** R. Kukula, D. k. k. Studienbibl. in Klagenfurt: CBlBibl. 8, S. 60/2. — **87)** BKELK. 4 (1890), S. 343 ff. — **88)** J. Mayerhofer, D. Inventar d. Speierer Dominikanerklosters v. J. 1525: MHVPfalz, 15, S. 11—40. — **89)** ○ ⨯ Buchwald, D. Bedeutung d. Zwickauer Ratsschulbibl. in Beziehung auf d. Kenntnis d.

nasiums zu Altenburg mit einer erheblichen Anzahl alter und wertvoller Drucke ein. Von 275 vor 1518 erschienenen Bänden giebt Geyer[90]) ein sorgfältiges, auch das Aeussere der Bücher beachtendes Verzeichnis, dem eine Uebersicht der Druckorte und Drucker beigefügt ist. Hain wie Panzer lassen sich daraus ergänzen. In der Einleitung wird die Geschichte der Büchersammlung besprochen, deren Grundstock aus dem Barfüsserkloster zu Altenburg gebildet wurde. Der zum Zwecke der Uebernahme 1543 geschriebene Katalog lässt uns einen urkundlichen Einblick thun in die Praxis des Uebernahmegeschäfts, die zum Schaden der Bibliothken zu jenen Zeiten wohl nur zu häufig geübt wurde. Am Schlusse heisst es: „Summarum aller bucher drey hundert vnd sechs vnnd neundczigk. Dauan sein gancz ontuchdige bucher auff pergament vnnd paeir geschribenn, gemeinlich gecolligirte Sermones nemlich, ein hundert vnd ein vnd sechczigk bucher, wiewol der andere bucher wenig seindt, die noch zu gebrauchenn sein, wie die tittel der bucher mit bringen.“ Wie G. gewiss richtig vermutet, werden die Hss. makuliert, insbesondere der Schere des Buchbinders verfallen sein. Der Katalog ist auch dadurch für uns von Bedeutung, dass er die Bücher nach ihrem Standort auf den Pulten anführt und erwähnt, dass sie „des mehrenteil mit keten an eisern stangen schlossen sein“. G. hat mit Hülfe der alten Rechnungen ungefähr den Aufwand für Bücherankäufe feststellen können, die bald gleich null, bald auch wieder ganz beträchtlich waren. Nicht unerwähnt bleibe der Eintrag des Rectors Clauder (1614—33) in das Lexikon des Scapula v. J. 1620: „Lexicon hoc temere sive absentium sive tarde venientium scholae Altenburgensis mulcta fuit comparatum. In eorundem igitur publicum atque communem usum religiose asservetur.“ Auch später wird ein Teil der Schulstrafen in dieser verständigen Weise verwendet. — Kataloge von Schulbibliotheker erschienen von Bromberg, Detmold, Erfurt, Frankfurt a. O., Krems, Lissa, Lübben, Weissenfels [91-98]). —

Dem Bibliophilen Johann August von Ponickau, dessen wertvolle Büchersammlung mit der Universitätsbibliothek Halle verbunden ist, hat Langguth[99]) ein Denkmal gesetzt. In seinem Aufsatze, der freilich über das Leben des übermässig bescheidenen Mannes auch nur wenig Neues zu geben vermag, geschieht auch einer Reihe von anderen grösseren Bibliotheken des damaligen Dresdens Erwähnung nach den Mitteilungen, die darüber J. A. Lehninger und K. W. Dassdorf gemacht haben. — Eines andern Büchersammlers, des Altdorfer Professors Georg Christoph Schwarz, gedenkt Mummenhoff[100]). Seine Bibliothek, die gegen 12 000 Bände umfasste und an Druken aus der Zeit 1500—1550 sehr reich war, vermachte er der Universitätsbibliothek zu Altdorf, mit der sie später an die Universitätsbibliothek Erlangen kam.[101]) — Ueber den Münchener Bibliothekar Schrettinger stellt Bäumker[102]) Lebensnachrichten zusammen, während A. Wetzel[103]) 3 Briefe des Hamburger Bibliothekars David Schelhammer (1679—1693) an den Kieler Professor J. D. Major abdruckt. —

Der Entwicklung des Buchhandels im allgemeinen widmet Dziatzko[104]) einen Artikel, in dem er nach einem Ueberblick über den Buchhandel im Altertum und Mittelalter der Neuzeit, in welcher durch die Erfindung des Buchdrucks ein völliger Umschwung im Buchwesen eingetreten ist und ein Buchhandel im modernen Sinne überhaupt erst sich gestalten konnte, eine ausführlichere, alle wesentlichen Umgestaltungen berücksichtigende Darstellung zu teil werden lässt. — Einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte des mittelalterlichen Buchhandels hat Delalain[105]) geliefert, der die Stellung und Bedeutung der Handschriftenhändler in Paris im 13.—15. Jh. erörtert. Er übersetzt die auf die librarii und stationarii bezüglichen Urkunden des von Denifle und Châtelain herausgegebenen „Chartularium universitatis Parisiensis“ und ergänzt sie durch einige andere, die er den Universitätsakten entnommen hat. Die Er-

---

Reformationsgesch. Referat über e. Vortrag: MAVZwickau 3, S. XII/III. — **90)** M. Geyer, Verz. d. bis z. J. 1517 einschliesslich gedruckten Werke d. Gymnasialbibl. (= 84. Nachricht von d. Friedrichs-Gymn. zu Altenburg.) Altenburg, Bonde 4⁰. 30 S. — **91)** E. Hertel, Kgl. Real-Gymn. in Bromberg, Katalog d. Lehrer-Bibl. Bromberg, Dittmann. 92 S. — **92)** ⨯ H. Thorbecke, Bibl. d. Fürstl. Lipp. Gymn. Leopoldinum zu Detmold. (Beilage z. Progr.) Detmold, Meyer. 71 S. — **93)** Katalog d. Lehrer-Bibl. d. Kgl. Gymn. zu Erfurt (Beilage z. Progr.) 2. Abt. Erfurt, Bartholomaeus. 10 Bl. — **94)** R. Schwarze, Verz. d. Schüler-Bibl. d. Kgl. Friedrichs-Gymn. zu Frankfurt a. O. Nach ihrem Bestande zu Ostern 1891 aufgenommen. Beil. zu d. Schulnachrichten. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn. 47 S. — **95)** F. Eberle, D. Bibl. d. Landes-Oberrealschule in Krems. Anhang zu dem im 26. JB. veröffentl Rückblick auf d. 1. Vierteljh. d. Bestehens d. Lehranstalt. (= 28. JB. über d. nied.-österr. Landes-Oberrealschule u. d. mit derselben verbundene Landes-Handelsschule in Krems veröffentl. am Schlusse d. Schuljahrs 1891.) Krems, Pammer. 56 S. — **96)** Katalog d. Bibl. d. Kgl. Gymn. zu Lissa. Progr. Lissa. 96 S. — **97)** O. Werner, Real-Progymn. zu Lübben i. d. L. Katalog d. Schüler-Bibl. Beil. z. JB. Ostern 1891. Lübben, Driemel & Sohn. 72 S. — **98)** Katalog d. Lehrer-Bibl. d. städt. Progymn. zu Weissenfels. 1. Teil. (Beil. z. Progr.) Weissenfels, Kell. 38 S. — **99)** A. Langguth, Joh. Aug. v. Ponickau. E. gelehrter Bibliophile d. 18. Jh.: CBlBibl. 8, S. 241—75. — **100)** Mummenhoff, Georg Christoph Schwarz: ADB. 33, S. 236/7. — **101)** ⨯ M. Pellechet, Catalogue des livres de la bibliothèque d'un chanoine d'Autun, Claude Guilliaud (1493—1551). Extrait des Mémoires de la société Eduenne, N. S. 18. Paris, Picard. 1890. XI, 239 S. Fr. 7. — **102)** W. Bäumker, Martin Wilibald Schrettinger: ADB. 32, S. 491. — **103)** A. Wetzel, Drei Briefe d. Hamburger Bibliothekars David Schellhammer: MVHamburgG. N. 9. — **104)** K. Dziatzko, Buchhandel. Besonderer Abdruck aus dem Handwörterbuch d. Staatswissenschaften. Bd. 2. Jena, G. Fischer. S. 744—57. — **105)** P. Delalain, Étude sur le libraire parisien du XIIIe au XVe siècle, d'après les documents publiés dans le Cartulaire de l'université de Paris. Paris

gebnisse werden in der Einleitung zu einer zusammenhängenden Darstellung verflochten, und am Schlusse sind die in den Urkunden genannten Handschriftenhändler chronologisch zusammengestellt mit Angabe ihrer Amtsbezeichnung als stationarius oder librarius und ihres Geschäftshauses. Wenn D. den allerdings nicht immer durchgeführten Unterschied zwischen stationarius und librarius darin sieht, dass der stationarius zugleich auch Verfertiger, der librarius nur der Händler der Hss. sei, so scheint mir nach den Statuten A. Kirchhoff, dessen Schrift über die mittelalterlichen Handschriftenhändler D. entgangen ist, mit der Ansicht, dass des stationarius Hauptgewerbe im Verleihen der Hss. bestanden habe, im Recht zu sein. — Unsere Kenntnis der Bücheranzeigen, der ältesten Vertriebsmittel der Buchhändler, wird durch einige neue Stücke vermehrt. Dziatzko[106]) hat das Glück gehabt, in der Culemannschen Sammlung von Einblattdrucken im Kestnermuseum zu Hannover die älteste uns bekannte Bücheranzeige in deutscher Sprache aufzufinden, die 1798 von Am Ende veröffentlicht worden ist und für verloren galt. Sie geht, wie schon der erste Herausgeber richtig erkannte, von Johann Bämler in Augsburg aus und stammt aus dem Jahre 1473. D. giebt einen genauen Abdruck. — Eine noch unbekannte Bücheranzeige Günther Zainers, frühestens aus dem Jahre 1476 herrührend, teilt Burger[107]) mit als willkommene Ergänzung zu Wilhelm Meyers Bücheranzeigen (CBlBibl. 2, S. 437—63). — Zwei Einblattdrucke aus der Bibliothek des Buchhändlerbörsenvereins, die dem Zwecke dienen, die Bücherkäufer auf ein bestimmtes Werk aufmerksam zu machen, veröffentlicht und bespricht F. H. Meyer[108]). Der eine ist eine Reklame des Basler Druckers Bernhard Richel für die von ihm 1482 gedruckte „Postilla super IV Evangelia“ des Hugo de S. Caro. Wie aus Hains Beschreibung der „Postilla“ hervorgeht, bildet er das erste Blatt dieses Buches. M. zweifelt nun daran, dass das Blatt ursprünglich ein Bestandteil der „Postilla“ gewesen sei, er hält es für einen Prospekt, an dem unten die sonst bei Bücheranzeigen übliche Angabe der Niederlage des Buchführers weggelassen sei. Schon die fast marktschreierische Anpreisung spreche mehr dafür als für ein Vorwort, und die Bemerkung, dass das Werk durch Bernhard Richel gedruckt sei, habe ja auch keinen Sinn, wenn der Käufer dieses Werk selbst vor sich gehabt habe. Diese Zweifel sind zurückzuweisen. Das Blatt kann natürlich auch einzeln als Prospekt verwendet worden sein, aber dass derartige Reklamen am Kopfe der Bücher, ja auf dem Titelblatte selbst, gebräuchlich waren, dafür finden sich auch später noch Belege. Das zweite Stück ist ein Pergamentblatt, auf dem von dem Bischof Melchior von Brixen am 12. Nov. 1492 dem Klerus seiner Diöcese die Anschaffung eines von Erhard Ratdolt in Augsburg in seinem Auftrag gedruckten Missale empfohlen wird. M. wird Recht haben, wenn er in diesem Pergamentdruck eine Legitimation sieht, die sich der Drucker vom Bischof hat ausstellen lassen, um sich den Absatz seines Missale im Privatvertrieb bei Geistlichen usw. zu sichern. — A. Kirchhoff[109]) bringt in der Fortsetzung seiner Lesefrüchte aus den Akten des städtischen Archivs zu Leipzig wieder eine Menge interessanter Einzelheiten, von denen ich nur einiges hier berühren kann. Da in den Klagen der Buchhändler des 18. Jh. die sich mehrenden Bücherlotterien eine grosse Rolle spielen, so ist die Auffindung und Wiedergabe des gedruckten Planes einer solchen Lotterie, der den Herausgeber des „Universal-Lexicons“ J. H. Zedler zum Vf. hat, erfreulich. Auch die Mitteilungen über die nicht minder beunruhigend wirkenden Auktionen von rohen Büchern verdienen Erwähnung. Die Forderung, dass neben dem Verleger auch der Name des Buchdruckers auf dem Buche aufgeführt werde, ist in Leipzig erst am Anfange des vorigen Jh. mehr zur Geltung gelangt, wesentlich wohl in Folge eines Streites zwischen den Verlegern und den Druckern. Erstere ersuchten in einer Eingabe vom 24. Juni 1708 das Oberkonsistorium in Dresden, es möge die Drucker bei strenger Strafe anhalten, sorgfältiger zu drucken, worauf diese ihrerseits klagten, dass die Leipziger Firmen gewohnt seien, die leichtesten Bücher bei auswärtigen Buchdruckern und nur Titel, Präfation und Register in Leipzig drucken zu lassen, damit solche Bücher den Namen des Leipziger Druckes führten. Es möchte inskünftig den Verlegern aufgegeben werden, die Buchdruckernamen unter die Bücher setzen zu lassen. Eine dahingehende Verfügung scheint das ganze Ergebnis des Streites gewesen zu sein. — Von einer Fortsetzung der Beteiligung Leipzigs am internationalen litterarischen Verkehr, von der aus dem 16. Jh. doch einige Nachrichten auf uns gekommen sind, hat A. Kirchhoff[110]), im ganzen 17. Jh. nichts entdecken können. Erst an dessen Ende, gleichzeitig mit dem Rückgang des ausländischen Buchhandels in Frankfurt a. M. beginnen die fremden Buchhändler, zumal die Holländer, wieder in Leipzig aufzutauchen und auch ausserhalb

---

Delalain. 18°. XLII, 77 S. M. 4,00. — 106) K. Dziatzko, Bibliograph. Miscellen 3.: CBlBibl. 8, S. 411/3. — 107) K. Burger, E. Bücheranzeige Günther Zainers: ib. S. 347/9. — 108) F. H. Meyer, Betriebsmittel d. ältesten Buchhändler: AGDBuchhandel 14, S. 1/9. — 109) A. Kirchhoff, Klagen u. Missstände im Anfang d. 18. Jh. Vertrieb. (Lesefrüchte aus d. Akten d. städt. Archivs in Leipzig. V.): ib. S. 196–269. — 110) id., D. ausländische Buchhandel in Leipzig [illegible] 18. Jh. [illegible] S. [illegible]–82. —

der Messzeit mit Sortimentslagern sich festzusetzen. Der beharrliche Widerstand der Leipziger Verleger gegen diese Eindringlinge vermochte nicht ihre gänzliche Fernhaltung zu erzielen. Erst mit dem Erlöschen der Firma Arkstée und Merkus lenkten die geschäftlichen Beziehungen des holländischen Buchhandels zu dem deutschen in die Betriebsformen des letzteren ein, indem sich die holländischen Buchhändler fortan ihrer Leipziger Kommissionäre bedienten [111]). — Ueber Leipzig als Vertriebsplatz des ausländischen Buchhandels im 18. Jh. macht F. H. Meyer [112]) Mitteilungen aus der Korrespondenz der ausländischen Verleger, die sich in der Bibliothek des Börsenvereins befindet. — F. H. Meyer [113]) beleuchtet auch nach Auszügen aus den Messrelationen der Jahre 1780—1837 die Lage und Bedeutung der Leipziger Büchermesse, den Absatz nach den verschiedenen Ländern, die Gründe für den zeitweiligen Niedergang des Buchhandels: Mangel und hoher Preis des Papiers, Ueberhandnehmen der periodischen Litteratur, zu grosse Konkurrenz, Kundenrabatt und Schleuderei, Nachdruck usw. [114-115]) — Von dem Versuche des Würzburger Professors der Philosophie, Köl, eine Buchhandlung zu führen, berichtet A. Koch [116]). Das Unternehmen, das mit fürstbischöflicher Erlaubnis und besonderer Begünstigung 1797 ins Leben trat und den ungelehrten Würzburger Buchhändlern zeigen sollte, was ein Gelehrter leisten könne, ging schon 1799 wieder ein. —

Ein chronologisches Verzeichnis der Verlagswerke des Frankfurter Buchhändlers Sigmund Feyerabend, doch nur der sicher von ihm verlegten Schriften, deren Erscheinungsjahr ermittelt werden konnte, ist von F. H. Meyer [117]) ausgearbeitet worden. Auch eine nach Feyerabends Tode aufgenommene Schätzung eines Teiles seines Verlags druckt er ab und giebt dabei verschiedene Quellenbelege dafür an, dass in den frühen Zeiten des Buchhandels die Preise der Bücher geschwankt haben wie der Marktpreis der Kaufmannswaren. — A. Kirchhoff [118]) veröffentlicht das Nachlassinventar des Buchhändlers Finckelthaus, das von kulturgeschichtlichem Interesse ist und aus der Einfachheit der aufgezählten Einrichtung nicht darauf schliessen lässt, dass sie einem der reichsten Leipziger Bürger angehörte. — Derselbe [119]) konstatiert auf Grund einer Schlussschrift des in Magdeburg verlegten und in Basel von Adam Petri gedruckten „Boek der Profecien“, dass die Magdeburger Buchführer Johann Lörr (Lor, Lorer) und Hans Kunjacob identisch sind. — Der Begründer der nach ihm genannten Buchhandlung und Buchdruckerei in Basel, Johannes Schweighauser, hat nach Sieber [120]) umfassende Materialsammlungen zur Geschichte seiner Vaterstadt hinterlassen, die seit 1852 der Baseler Universitätsbibliothek gehören. Drei von ihm zusammengebrachte stattliche Kollektaneenbände, im Besitze der Vaterländischen Bibliothek der Lesegesellschaft, betreffen die Geschichte der Basler Buchdrucker, und zu der umfangreichen Sammlung von Originalbriefen aus dem 16. und 17. Jh., die sein Oheim J. W. Huber (1700—1755) angelegt hat und die zu den kostbarsten Besitztümern der Basler Bibliothek gehört, hat er ein übersichtliches Verzeichnis angefertigt. — Walther Schultze [121]) giebt Nachrichten über den Hallenser Verlagsbuchhändler Karl Gustav Schwetschke, der auf dem Gebiete der Bibliographie wertvolle Arbeiten geliefert hat, vor allem seinen „Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis“ 1564—1765, worin eine Statistik der deutschen litterarischen Produktion nach Orten, Buchhändlern, Wissenschaften und eine Bibliographie der Messkataloge versucht sind, ferner die „Vorakademische Buchdruckergeschichte der Stadt Halle“ 1840. — Dem Hamburger Verleger Gottfried Schultze, dem Mainzer Musikalienverlage Schott, dem Begründer der „Münchener Bilderbogen“ und der „Fliegenden Blätter“, Friedrich Schneider, gelten Artikel von Beneke [122]), Eitner [123]), H. Holland [124]). — Der äusseren Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung widmet Friedel [125]) eine kleine Monographie, in der einzelne Stellen aus den als Ms. erschienenen Jugenderinnerungen von Gustav Parthey abgedruckt werden, die sich auf Th. Körners Verkehr mit dem Nicolaischen Hause beziehen. Neu, wenn auch nicht gerade wichtig, ist die aus dem Album der Studierenden entnommene Nachricht, dass Körner am 14. August 1811 von der Universität exkludiert worden ist, jedenfalls wegen Nichtbelegung von Kollegien. In der Anlage wird ein vermutlich von K. W. Ramler herrührendes Gedichtchen auf die silberne Hochzeit Nicolais mitgeteilt. [126-131]) —

---

111) × id., D. Akten über d. Buchhändler-Gesellschaft v. 1696: ib. S. 135—41. — 112) F. H. Meyer, D. Aussenhandel deutscher Buchhändler im 18 Jh.: ib. S. 183—95. — 113) id., D. Leipziger Büchermesse v. 1780—1837: ib. S. 288—316. — 114) × id., Z. Transitrecht: ib. S. 270/8. — 115) × A. Kirchhoff, Z. Firmenrecht: ib. S. 363/6. — 116) A. Koch, Regierung u. Buchhandel vor 100 Jahren: ib. S. 279—87. — 117) F. H. Meyer, D. Verlag Sigmund Feyerabends: ib. S. 114—34. — 118) A. Kirchhoff, Lorenz Finckelthaus' in Leipzig Nachlass-Inventar v. J. 1581: ib. S. 99—113. — 119) id., Johann Lörr (Lor) Buchführer in Magdeburg 1490—1517: ib. S. 350/2. — 120) L. Sieber, Johannes Schweighauser: ADB. 33, S. 843/5. — 121) W. Schultze, Karl Gustav Schwetschke: ib. S. 440/2. — 122) Beneke, Gottfried Schultze: ib. 32, S. 735/6. — 123) R. Eitner, Schott: ib. S. 395. — 124) H. Holland, Friedrich Schneider: ib. S. 123/4. — 125) E. Friedel, Z. Gesch. d. Nicolaischen Buchhandlung u. d. Hauses Brüderstrasse 13 in Berlin. Mit 6 Abbild. Berlin, Nicolai. 55 S. M. 1,00. — 126) × A. Kirchhoff, Buchhändlerisches Selbstgefühl: AGDBuchhandel 14, S. 371/2. — 127) × Th. Distel, Kleinigkeiten aus d. K. Haupt-Staatsarchiv in Dresden: ib. S. 356/8. — 128) × A. Kirchhoff, Beitr. z. Gesch. d. Buchausstattung: ib. S. 375/6. — 129) × F. Gess, Aus Leipzig in Herzog Georgs Zeit: ib. S. 352/3. — 130) × F. H. Meyer, Noch etwas über Wolf Präunlein: ib.

Gewöhnlich wird in der Concessionsurkunde für Einrichtung einer Druckerei dem Drucker aufgegeben, nur solche Dinge zu drucken, die der bewilligenden Obrigkeit angenehm und nützlich seien. Ein sehr frühes Beispiel von einer über diese bei Concessionserteilungen verständliche Specialbestimmung hinausgehenden allgemeinen Präventiv-Censur seitens einer Behörde legt Dziatzko[132]) vor. Es ist der Beschluss des Rates der Stadt Nürnberg vom 15. Jan. 1518, wonach die Buchdrucker Nürnbergs eidlich sich verpflichten müssen, nichts Nachteiliges über Geistlichkeit, Reichsstände oder einzelne Personen und Kommunen zu drucken, sondern vorher darüber des Rates Bescheid einzuholen. — F. H. Meyer[133]) stellt ein allerdings nicht vollständiges Verzeichnis der in Preussen verbotenen Schriften zusammen. — Derselbe[134]) ergänzt aus den Akten der Leipziger Bücherkommission zwei in früheren Bänden des AGDBuchhandel enthaltene Artikel, die sich mit einer eigenmächtigen Massregel der österreichischen Bücherpolizei beschäftigen. Danach hatte der Landeshauptmann von Teschen, Graf Tenzin, eine Anzahl von Weidmann an den Buchhändler Muthmann in Teschen auf Bestellung gelieferter protestantisch-theologischer Bücher zum Teil verbrannt, zum Teil konfisciert. Zwei geharnischte Schreiben Weidmanns an Tenzin, in denen mit der Veröffentlichung der ganzen Affaire gedroht wurde, hatten nicht den gehofften Erfolg, sondern brachten die Firma nur in Ungelegenheit. —

A. Koch[135]) berichtet zwei Fälle von Nachdruckstreitigkeiten, von denen der erste nach zwei Seiten bemerkenswert ist. Aus dem Nachdruckstreite zwischen Peter Langenberg in Köln und dem Würzburger Buchdrucker Nikolaus Rausch erfahren wir, dass schon damals der Boykott gegen missliebige Kollegen an der Tagesordnung war, indem Johann Mayer, Kurmainzischer und Pfälzischer Hofbuchdrucker in Mainz, über Rausch „Scheltwort sowohl nach Würzburg als nacher Nürnberg, Franckfurth und Leipzig an die sammentliche buchdrucker-gesellschafften geschrieben, ja sogar es dahin zu bringen suchet, dass Rausch auf seiner profession für einen untüchtigen buchdrucker und infamen Mann solle gehalten und declariret werden", so dass er schliesslich keinen Gesellen mehr finden konnte. Ein besonderes Licht fällt auf die Fabrikation von Gebet- und Erbauungsbüchern. Aus Rauschs Verteidigungsschrift erhellt, dass ein und dasselbe Buch unter mehreren, bis zu sechs, verschiedenen Titeln in die Welt hinausging, je nachdem die Buchbinder mit dem einen oder dem andern ein besseres Geschäft zu machen glaubten. So war „Der guldene Schlüssell", „Seelen-Speiss", „Hertz-Opffer", „Seelen-Trost" ein und dasselbe Machwerk.[136-137]) —

Kohlmann[138]) bringt zur Kenntnis ein Gesuch der Universität Wittenberg an den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen vom Jahre 1614, worin sie um eine Verordnung bittet, dass jeder Wittenberger Verleger von seinen Verlagswerken ein Pflicht-Exemplar an die Bibliothek abzuliefern habe. Die Antwort lautet, die Universität möge mit den gedachten Verlegern in Verhandlung treten und über deren Erklärung Bericht erstatten. — Gegen die von Steffenhagen[139]) überzeugend nachgewiesene Verpflichtung zur Einlieferung von Pflichtexemplaren in Schleswig-Holstein hatte Weidling Protest erhoben. Die Nichtigkeit seiner Einwendungen wird von Steffenhagen[140]), in einem zweiten Artikel dargethan. — Die für Oesterreich geltenden Bestimmungen über Einlieferung von Pflichtexemplaren hat Kalus[141]) übersichtlich zusammengestellt. Aus dieser nicht nur für die österreichischen Buchhändler nützlichen Arbeit ersehen wir, dass sowohl hinsichtlich der Zahl der Pflichtexemplare, als des Umfangs der ihnen zuzurechnenden Druckwerke (Photographien!) und der Zeit, innerhalb deren sie abzuliefern sind, die Bestimmungen in Oesterreich viel rigoroser sind als bei uns. — Ueber die Abgabe der Pflichtexemplare in Schweden belehrt uns Lundstedt[142]). Dort werden nicht wie in Deutschland vorzugsweise die Verleger, sondern ausschliesslich die Drucker angehalten, sämtliche Erzeugnisse ihrer Presse, einschliesslich der Accidenzdrucke, abzuliefern und zwar in vier Exemplaren, von denen eins als Ueberwachungsexemplar an den Justizminister und drei Studienexemplare an die kgl. Bibliothek in Stockholm und die beiden Universitätsbibliotheken Lund und Upsala einzuliefern sind. Die Unterlassung wird in jedem einzelnen Falle mit hoher Geldstrafe geahndet. Es kommen auf diese Weise, da die Ueberwachung streng gehandhabt wird und die

[illegible] — 131) [illegible] Paul First „der [illegible]" v. Nürnberg [illegible] ib. S. 359—60. — 132) K. [illegible] Bibliograph. [illegible] 6, [illegible] S. 423 [illegible] — 133) F. H. M[illegible] Bücherverbote im Königreiche Preussen von 1834 bis 1882. [illegible] 14, S. 3[illegible]—49. — 134) [illegible] S. 308—70. — 135) A. Koch [illegible] Nachdrucks. ib. S. 142—5[illegible]. — 136) [illegible] Betrag [illegible] wegen Nachdrucks [illegible] ib. S. [illegible] — 137) [illegible] S. 373 [illegible] — 138) F. Kohlmann [illegible] — 139) S[illegible] D. Pflichtexemplar [illegible] Schleswig-Holstein [illegible] 1890 [illegible] — 140) [illegible] D. Pflichtexemplare [illegible] — 141) [illegible] der Pflicht-Exemplare [illegible] Litt. Wien [illegible] exemplare [illegible] Druckerzeugnisse [illegible] S. [illegible]—10. —

Drucker ohne grossen Widerstand abliefern, eine Menge von Schriften in die Bibliotheken, die im Buchhändlerkataloge gar nicht geführt werden, infolge dessen für die Bibliotheken und die Wissenschaft verloren sein würden. Es ist erfreulich zu hören, dass die Klagen über diese Besteuerung seit Jahrzehnten schon aufgehört haben, während in Deutschland das Widerstreben der Verleger und die Klagen über Vergewaltigung durch eine Steuer, die viel geringer ist als in Schweden und schliesslich doch nur vom Verfasser und dem Publikum getragen wird, nicht aufhören wollen. — Lehrreich ist da auch eine Mitteilung [143]), wonach der Verwaltungsbericht der Oxforder Universitätsbibliothek aus dem Jahre 1890 einen Zuwachs von 34886 Nummern aus Pflichtexemplaren aufweist. —

Im Anschluss an zwei frühere Schriftchen [144-145]), die das gleiche Thema, die Misstände im heutigen Betrieb des Buchhandels betreffen, handelt der sachkundige Göttinger Verleger Ruprecht [146]) über die Baarsortimente, deren Abschaffung er dringend empfiehlt, weil sie die dem Buchhandel unbedingt zu erhaltenden Provinzialsortimente aufs äusserste schädigten. Wenn R. in allen seinen Schriften betont, dass auch das Publikum durch die Erhaltung der alten bewährten Einrichtung besonders gegenüber der Schleuderei nur gewinnen werde, so hat er gewiss in mancher Beziehung Recht, wird aber auf Unterstützung in diesem Kampfe von Seiten des einzelnen Bücherkäufers, für den lediglich die Billigkeit massgebend ist, nicht rechnen dürfen. [147-152]) —

In einer fleissigen Abhandlung schildert Ladewig [153]) die verschiedenen Versuche, eine einheitliche Grundlage für die Tarifierung von Bucheinbänden [154-156]) zu finden, und übt an ihnen Kritik. Dann teilt er das auf der Hof- und Landesbibliothek in Darmstadt eingeführte Verfahren empfehlend mit. Einen praktischen Nutzen von solchen theoretischen Aufstellungen, die nur der Maschine, nicht dem Menschen gegenüber Berechtigung haben, kann ich mir nicht versprechen. —

I,5

Kulturgeschichte.

Georg Steinhausen.

Allgemeines: Begriff der Kulturgeschichte N. 1. — Allgemeine Darstellungen N. 6. — Darstellungen grösserer Gebiete N. 13. — Sammelwerke N. 14. — **Kulturentwicklung im einzelnen:** Darstellungen einzelner Epochen und Zeitbilder N. 16 — Familienleben, häusliches Leben, Frauen N. 28. — Geselliges Leben, Spiele, Feste N. 43. — Geistige und gemütliche Entwicklung N. 62. — Nationale Entwicklung N. 96. — Aeussere Kultur: Wirtschaft, Wohnhaus, Tracht, Nahrung, Gesundheitswesen, Verkehrswesen, Reisen N. 103. — Sittengeschichtliches N. 162 — Volkskunde und Mythologie N. 180. — Tiere und Pflanzen N. 285. — Einzelne Materien N. 296. — Lokalstudien N. 307. — Einzelne Stände und Menschenklassen N. 382. — Einzelne Personen N. 400. — Kulturstrebungen der Gegenwart N. 434. —

Allgemeines: Begriff der Kulturgeschichte. Dass der Bericht über die kulturgeschichtlichen Arbeiten des Jahres in den JBL. einer grossen und berechtigten Beschränkung unterliegt, hat schon mein Vorgänger dargethan. Es würde sonst auch der ergiebig behandelte Bericht denselben oder einen grösseren Raum einnehmen als die JBL. überhaupt. Hier gilt die Kulturgeschichte also nur als Hilfswissenschaft, aber als eine — das möchte ich betonen — recht notwendige Hilfswissenschaft der Litteraturgeschichte. Man kann meines Erachtens die Litteraturgeschichte nur richtig betreiben,

---

143) ib. S. 511. — 144) W. Ruprecht, E. Weg z. Erhaltung d. Provinzialsortiments. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1889. 8 S. M. 0,20 — 145) id., D. Ladenpreis im dtsch. Buchhandel. Seine volkswirthschaftl. Bedeutung u. Berechtigung. 3. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1889. 8 S. M. 0,15. — 146) id., D. Baarsortimente. E. Segen oder e. Gefahr für d. dtsch. Buchhandel? Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 16 S. M. 0,20. — 147) × H. Blumenthal, D. Verkehr zwischen Verleger u. Sortimenter, sowie d. Verhältniss derselben zu ihren Gehilfen. Zeitgemässe Betrachtungen. S.-A. aus „D. wichtigsten Arbeiten d. Verlegers“. Iglau, Selbstverlag. 32 S., 1 Portr. M. 1,00. — 148 × O. Granichstädten, D. Urheberrecht, Pressgesetz u. d. objektive Verfahren, erl. durch gerichtl. Entscheidungen. Wien, Konegen. VIII, 224 S. M. 3,60. — 149) × H. Huber, Z. Begriff d. Pressfreiheit nach schweiz. Rechte. Bern, Wyss. 71 S. M. 1,50. — 150) × K. Kremer, D. ausschliessl. Recht d. Urhebers an d. Melodie. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 42 S. M. 1,00. — 151) × W. Möller, D. Buchdruckers beste Bezugsquellen. E. treuer Berater bei Neueinrichtung u. Vergrösserung v. Buchdruckereien. E. Hilfsbuch zu vorteilhaften Bezuge tägl. Bedarfsartikel. Alphabet. geordnet u. her. Berlin, Issleib. 36 S. M. 1,00. — 152) × A. Reitzer, Bezugsquellen-Adressbuch f. Buchhändler, Buchdrucker, Buchbinder, Schreib- u. Zeichenrequisiten-Händler, Cartonage-Arbeiter, Lithographien u. alle verwandte Geschäftszweige. Wien, Exped. d Novitäten-Anzeiger f. d. Colportage-Buchhandel. 72 S. M. 0,60. — 153) F. Ladewig, Ueber Tarifierung v. Bucheinbänden: CBlBibl. 8, S. 529—50. — 154) ○ × H. Bouchot, De la reliure. Exemples à imiter ou à rejeter. Paris, Rouveyre. 18°. 94 S., 15 pl. Fr. 7,50. — 155) ○ × G. Brunet, Études sur la reliure des livres et sur les collections de bibliophiles celèbres. 2. éd.. Bordeaux, Vve Moquet. — 156) ○ × A. Ledieu, Reliures artistiques et armoiriées de la bibliothèque d'Abbeville. Paris, Cruel succ. —

wenn man sie kulturhistorisch vertieft. Erst wenn man weiss, wie die wirklichen Menschen waren, wird man einerseits die litterarischen Werke und andererseits ihre Urheber, die Schriftsteller, richtig beurteilen und verstehen können. Von anderem Gesichtspunkte aus kann man wieder die Litteraturgeschichte als Hilfswissenschaft der Kulturgeschichte auffassen, und wer in diesem Sinne litterarhistorisch thätig ist, hat sicherlich seine Verdienste. Glücklicherweise ist es aber noch niemandem eingefallen, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, ob die Kulturgeschichte der Litteraturgeschichte oder diese jener sich unterordnen müsse. Der Kampf über diese Frage tobt vielmehr zwischen der Kulturgeschichte und der politischen Geschichte [1]) und ist im Berichtsjahr neu entfacht worden [2]). Hier ist nicht der Ort, darauf einzugehen, ebenso wenig wie auf einige Schriften und Aufsätze, die eine Berücksichtigung der Kulturgeschichte im Unterricht in höherem Grade als bisher fordern [3-5]). —

Allgemeine Darstellungen von grösserem Wert sind nicht erschienen. [6]) Andresens [7]) Buch ist rein philosophischer bezw. geschichtsphilosophischer Natur. — Heichen [8]) macht den Versuch, „ein Nachweisungs- und Unterrichtsmaterial der Entwicklung der menschlichen Kultur vom Altertume an in chronologischer Folge zu geben". Soweit sich diese Aufgabe überhaupt durchführen lässt, ist sie nicht übel gelungen. Zum Orientieren über das Datum kulturell wichtiger Ereignisse ist das Buch nützlich; ein Register erleichtert den Gebrauch. Eine kurze Entwicklung der menschlichen Kultur in ihren charakteristischen Zügen darf man aber von dem Buche nicht erwarten. — Rein populär ist, wie schon aus dem Titel hervorgeht, K. Biedermanns [9]) Werk. Im Grunde ist es zwar weder eine wirkliche Volks-, noch eine wirkliche Kulturgeschichte, sondern die nicht allzuviel modifizierte politische Darstellung mit angehängten Kapiteln über die Kultur der Zeit. Aber sie steht doch weit über anderen populären Darstellungen und giebt viele richtige Gesichtspunkte für die Auffassung der einzelnen Epochen. Für die Förderung besseren historischen Verständnisses kann das Buch gute Dienste leisten. — Eine wesentlich populäre Darstellung will auch Sach [10]) geben, von dessen Werk der 2. Band erschienen ist. Nach der Angabe des HJb. streift der Ton „oft ans moralistische". Ebenda sind folgende Proben der Themata angegeben: Gesellschaftliche Zustände und Anschauung des scheidenden Mittelalters. Fahrende Schüler. Die frommen Landsknechte. Aus dem Bauernkriege. Aus der Zeit des Glaubenshaders. Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Fürstenleben und Hoffestlichkeiten im Reformationszeitalter. Der Student des 16. Jh. Die Kunst des 16. Jh. Die Verwelschung vor dem grossen Kriege. Das Alamode-Wesen im 17. Jh. Die Hexenprozesse. Unehrliche Leute und Gewerbe. Das Reichskriegswesen. Zeitstimmen aus dem 18. Jh. Landwirtschaftliche Zustände und Bestrebungen zur Zeit Friedrichs des Grossen. Schwärmer, Alchemisten und Geheimbünde des 18. Jh. Ein Dorfschulmeister der alten Zeit. Volksaberglauben der Gegenwart. — An dieser Stelle muss endlich auch auf ein allgemeines Werk eingegangen werden, das zwar mit der deutschen Kulturgeschichte im besonderen nichts zu thun hat, das aber für die Erörterung der fundamentalen Frage nach dem Verhältnis der Kulturgeschichte zu den Umgebungen, zu dem Erdboden selbst, sehr wichtig ist; schliesst doch diese Frage die nach der Abhängigkeit des Einzelnen, des Dichters also wie seiner Figuren, von ihrem „Milieu" in sich ein. Ratzel [11]) handelt in dem ersten, schon 1882 erschienenen, Teil seines Buches allgemein über die Naturbedingungen der Kulturentwicklung, S. 399 über die Beeinflussung des Nationalcharakters durch die Naturumgebung, im zweiten über die geographische Verbreitung des Menschen und erörtert dabei unter anderem die Beziehungen zwischen Bevölkerungsdichtigkeit und Kulturhöhe, das Verhältnis der unkultivierten oder, wie R. sagt, kulturarmen Völker zur Kultur; die Wohnfläche der Menschen: Städte, Ruinen, Wege, Ortsnamen werden als Zeugnisse kultureller Ansiedelung betrachtet. Endlich wird über den grundlegenden Begriff der Rasse gehandelt. Obwohl das sehr wichtige Werk in der Regel die bisher vorgebrachten Meinungen nur mit kurzer Kritik zusammenstellt, durchzieht doch als leitender Faden die ungeheuere Menge

---

1) × Chr. Clasen, D. Geschichtswissenschaft. Progr. Hadamar. 4⁰. 29 S. — 2) D. Schaefer, Gesch. u. Kulturgesch. (S. o. 1:31.) — 3) × G. Steinhausen, D. Kulturgesch. u. d. dtsch. Universitäten: Gegenw. 39, S. 322/4. — 4) × Lohmeyer, Rühle, Panten, Wie ist d. Unterricht in d. Gesch. auf d. höher. Lehranstalten zu handhaben . . . damit d. Gesch. d. neuesten Zeit u. d. Kulturgesch. in ausreichendem Masse Berücksichtigung finden? 3 Gutachten. Prog. d. Realgymn. St. Johann in Danzig. Danzig, A. Müller. 4⁰. 18 S. — 5) × R. Mahrenholz, Wandlungen d. Gesch.-Auffassung u. d. Gesch.-Unterrichts, bes. in Deutschland. (= Deutsche Zeit- u. Streitfragen 84/5.) Hamburg, Verlags-Anstalt A.-G. 74 S. M. 1,60. — 6) × K. F. V. Obertimpfler, Kulturgesch. (= Hausbücherei her. v. Hottinger, Bd. 14.) Strassburg i. E., Hottinger. 12⁰. 160 S. M. 0,80. — 7) C. Andresen, D. Entwicklung d. Menschen. Studien. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. III, 124 S. M. 3,00. |[LCBl. S. 1451/2.]| — 8) P. Heichen, D. Kulturgesch. in Hauptdaten v. Altertum bis auf d. Gegenwart. Berlin, Lüstenöder. IV, 272 S. M. 2,00. |[G. Winter: BLU. S. 823.)]| — 9) K. Biedermann, Dtsch. Volks- u. Kulturgesch. f. Schule u. Haus. 2. Aufl. 3. Tle. in 1 Bd. Wiesbaden, Bergmann. XI, 108 S.; IV, 174 S.; IV, 239 S. M. 6,00. |[G. Winter: BLU. S. 822; LCBl. 1892, S. 808 f.]| — 10) ↄ A. Sach, Dtsch. Leben in d. Vergangenheit. Bd. 2. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. VI, 875 S. M. 6,00. |[HJb. 12, S. 203; Nationв. 8, S. 378; MHL. 19, S. 111.]| — 11) F. Ratzel, Anthropogeographie oder Grundzüge d. Anwendung d. Erdkunde auf d. Gesch. Stuttgart, Engelhorn. XLII, 781 S. M. 18,00. —

gelehrten Materials Eine bestimmte Anschauung: die von der Einheit des Menschengeschlechts. Alle Verschiedenheiten anthropologischer, sprachlicher, socialer, kultureller Art verschwinden völlig vor der überwiegenden Masse der Uebereinstimmung aller menschlichen Organisationen. Jedes unbedingte Operieren mit Begriffen wie Rasse, Nationalcharakter, Kultur- und Naturvolk wird als bedenklich widerraten, und nachdrücklich weist R. auf die Relativität aller dieser Kategorien, auf die Elasticität der Merkmale hin. Auch die Verbindungen der Völker werden über das Mass der geläufigen Anschauungen gehoben, so dass nicht nur die ursprüngliche, sondern auch die historisch gewordene Isolierung als eine höchstens relative erscheint. — Hier sei auch ein geschichtsphilosophisches Schriftchen von Ritter[12]) erwähnt, das die Gegensätze der Völker und Staaten im Vergleich zum allgemeinen Bedürfnis und Wollen des Menschen nur ephemer sein lassen will und an einzelnen Nationen namentlich Westeuropas zeigen möchte, dass die anscheinende nationale Dissonanz schliesslich zur Menschheitsharmonie sich entwickelt. —

Darstellungen grösserer Gebiete. Als eine solche muss G. Steinhausens[13]) Werk, von dem im Berichtsjahr der 2. Teil erschienen ist, aufgefasst werden. Es wäre gut gewesen, wenn schon im Titel ausgedrückt wäre, dass hier nicht nur eine Geschichte des Briefstils gegeben wird, wie sehr viele vermuten, sondern dass der Nachdruck auf den Brief als Spiegel der geistigen Entwicklung, des Volkscharakters, des geselligen Verkehrs, der jeweiligen Zeitströmungen gelegt wird, nicht zu vergessen die mit besonderer Vorliebe gepflegte Behandlung, welche die gemütlichen Kräfte unseres Volkes, Familiengeist, Freundschaft, Liebe, Humor usw. erfahren. Für die Litteraturgeschichte fällt manches ab, z. B. behandelt ein Kapitel die Litteratur im Briefe und den Brief in der Litteratur; die Briefe zahlreicher Litteraturgrössen werden beurteilt, der Briefstellerlitteratur, die man in ihrer Vergangenheit nicht nach den heutigen Briefstellern beurteilen und gering schätzen darf, werden besondere Abschnitte gewidmet. Für die Geschichte des Verkehrs und des Verkehrswesens, der Post, liefert S. neue Beiträge. Die Menschen in ihren Verhältnissen zu einander als Eltern, Gatten, Kinder, Verwandte, Freunde, weiter die Frauen besonders werden ausführlich nach den Quellen charakterisiert. Ueberhaupt verweilt der Vf. mit Vorliebe bei der Menschenschilderung. Die Bildung, der Geist einzelner Stände, der Fürsten, des Adels, der Bürger erhält aus den Briefen mannigfache Beleuchtung. Der politische Briefverkehr wird in seinen Eigentümlichkeiten gerade so geschildert wie der gelehrte und kaufmännische. Die Interessen, welche die einzelnen Kreise oder das ganze Volk zu gewissen Zeiten beherrschen, treten hervor. Die innere Einteilung des Werkes knüpft naturgemäss an die Entwicklung des Briefstils an, die im vorliegenden Teil mit der alles beherrschenden Ausländerei einsetzt. Das lateinische und namentlich das französische Element des „deutschen" Briefes, der Einfluss der Kanzlei, der Schwulst im Brief wird, vielleicht zu eingehend, behandelt. Eine Kürzung hätte auch die Schilderung des Tons der Briefe, der widerlichen „Komplimentierart", ertragen. Die geringen Reste besseren Geschmacks, namentlich in den Frauenbriefen, bieten einen erfreulicheren Ruhepunkt. Die eintretende Besserung, die zunehmende Natürlichkeit und Freiheit des Stils, die sich entwickelnde Empfindsamkeit und Gefühlsschwärmerei, die Erreichung vollkommenster Individualität, daneben der unglaubliche Briefkultus sind der weitere Gegenstand der Darstellung, die bis zur vormärzlichen Zeit des 19. Jh. geführt wird[13a-f]). —

Sammelwerke: von Hellwald[14]) hat 27 Aufsätze, die namentlich auf die allgemeine Kulturgeschichte sich beziehen, in Buchform vereinigt. Wissenschaftlich Neues oder besonders Interessantes soll darin nicht enthalten sein. — Mancherlei für die Kulturgeschichte Wichtiges findet sich in Lübkes[15]) Sammlung. Ich erwähne: Prachtrüstungen französischer Könige in Deutschland von deutschen Künstlern ausgeführt. Deutsche Miniaturen des frühen Mittelalters. Mitteralterliches Hausbuch und Hans Tirols Holzschnitt. Zur preussischen Kulturgeschichte. Eine vergessene Reichsstadt (Dinkelsbühl). —

Kulturentwicklung im einzelnen. Darstellungen einzelner Epochen und Zeitbilder. Der Zeitraum, mit dem die JBL. einsetzen, die beginnende Neuzeit, hat im Berichtsjahr, wenigstens nach einer bestimmten Seite hin, eine im hohen

12) Ritter, Nationalität u. Humanität. Dessau u. Leipzig, Kahle. 58 S. M. 1,20. — 13) G. Steinhausen, Gesch. d. deutschen Briefes. Z. Kulturgesch d. deutschen Volkes. 2. Teil. Berlin, Gaertner. III, 420 S. M. 9,00. |[G. Roethe: HZ. 66, S. 95—100; K. Sallmann: BLU. N. 28; Ph. Strauch: DLZ. 12, S. 786/8; M. Koch: LMerkur S. 393/4; LCBl. S. 1752; Hellinghaus: LRs. 18, S. 53/4; PrJbb. S. 284 (alle durchaus anerkennend).]| — 13a) × D. deutsche Brief u. seine Gesch.: NorddAZgs. N. 44, 50. (Auszug aus 13.) — 13b) × O. Schwebel, Z Gesch. d. deutschen Briefes: SchlesZg. N. 684, 687. VZg N. 345. (Auszug aus 13.) — 13c) × Z. Gesch. d deutschen Briefes: TglRs. N. 66, 72, 75. (Auszug aus 13, meist wörtlich) — 13d) × Gesch. d. deutschen Briefes: DVerkehrsZg. N. 31/2. (Auszug aus 13.) — 13e) × Gesch. d. deutschen Briefes: APost N. 23/4. (Auszug, meist wörtlich, aus 13.) — 13f) × H. R., D. deutsche Brief im 17. u. 18. Jh.: HambCorr. N. 380, 383. (Auszug aus 13.) — 14) ○ F. v. Hellwald, Ethnograph. Rösselsprünge. Kultur- u. volksgesch. Bilder u. Skizzen. Leipzig, Reissner. 416 S. M. 6,00. — 15) W. Lübke, Altes u. Neues. Studien u. Kritiken. Breslau,

Grade beachtenswerte Darstellung durch Alwin Schultz[16]) gefunden. Nicht die Menschen selbst, nicht die Zeitströmung, nur das äussere Leben mit allen seinen bunten Bildern: das ist der Darstellungsgegenstand. Gleichwohl bietet das Buch für unsere Zwecke sehr viel. Zunächst charakterisiert der Vf. die äusseren Schauplätze des Lebens, die Burgen, die Städte und die Dörfer. Die Stadt steht naturgemäss im Vordergrund. Ihre Hauptbauten werden geschildert und daran Exkurse geknüpft, z. B. geben die Wirtshäuser Anlass zur Schilderung des in ihnen herrschenden Treibens. Die Einrichtung der Privathäuser tritt uns in allen Einzelheiten entgegen. Die verschiedenen Stände, Kaufleute, Handwerker, Künstler werden bei ihrem Thun belauscht. Wertvoll ist die Schilderung des bisher wenig beachteten bäuerlichen Lebens. Weiter kommt dann der Vf. auf den Lebensgang der Einzelnen, auf Erziehung, Reisen und Wandern, Heirat, Eheleben usw. Umfassend ist der Abschnitt über die Tracht, lehrreich der über die Feste, Vergnügungen und Unterhaltungen. Den Schluss bildet die Darstellung des Kriegswesens. So ist das Werk recht geeignet, den Hintergrund der Zeit, das äussere Leben und Treiben einer bestimmten Epoche zn veranschaulichen. Die Absicht, „die bunte Aussenseite des damaligen Lebens zu schildern", ist wirkungsvoll durch eine grosse Zahl sehr gut ausgeführter Abbildungen unterstützt, die alle aus zeitgenössischen Quellen stammen. Auch in der Darstellung geht der Vf. auf die Quellen zurück, giebt allerdings oft nur nebeneinandergestellte Quellenauszüge. Wer die geschilderte Zeit litterarhistorisch behandeln will, wird in dem Buch eine gute Quelle zur Orientierung über das „Milieu" sehen müssen, wie er andrerseits die Litteratur der Zeit in vielen Einzelheiten aus ihm kommentieren kann. — Die Zeit der Renaissance hat einen neuen Darsteller in Schaff[17]) erhalten; in populärster Form wird von Schott[18]) über das Jahrhundert der Entdeckungen gehandelt; seine Schilderung des gesamten socialen Lebens der Gegenwart setzt Röhrich[19]) fort. — Wesentlich geographischer Natur, für den Stand der modernen materiellen Kultur wie auch für den Bildungsstand der Bevölkerung nicht unwichtig, aber für uns ohne besonderes Interesse ist J. W. Richters[20]) populäre Zusammenstellung. — Unter den kleineren Schriften[21]) und Aufsätzen, die zum Verständnis einer einzelnen Epoche beitragen und die ich hier gleich erledigen will, befindet sich manches wertvolle Stück, vor allem ein Aufsatz von Dilthey[22]), der an späterer Stelle der JBL. noch besprochen wird. — Mit einem gewöhnlichen Menschentypus des 16. Jh. beschäftigt sich ein Aufsatz G. Steinhausens[23]) im Anschluss an die von Höhlbaum veröffentlichten Aufzeichnungen des Kölner Bürgers Hermann Weinsberg. Sie zeigen klar, wie der nüchterne Durchschnittsmensch damals lebte und dachte. Es ist schon nicht mehr der frische Zug in den Menschen, der uns im 14., 15. und am Anfange des 16. Jh. erfreut. Und bald darauf beginnt Deutschlands trübste und elendeste Epoche, über die uns freilich eine gute Kulturdarstellung noch immer fehlt. Aber das Ende dieser Zeit, da der Geschmack vom „alamodischen" ins „galante" übergeht, ist neuerdings in einigen Partieen wenigstens höchst charakteristisch und hübsch gezeichnet. In der ersten seiner anonym erschienenen Studien, „Das Tabaksdöschen" betitelt, geht Paul Hoffmann[24]) zunächst auf den Kultus des Knasters und der Pfeife ein („es giebt eine Zeit in unserer schönen Litteratur", sagt Hoffmann von Fallersleben, „etwa von 1690 bis 1730, in der jedes Blatt nach Tabak riecht"), dann auf die Mode des Schnupfens, die den Dosenkultus hervorrief. Selbst das „Frauenzimmer" beteiligte sich daran („Tabak, beliebte Kost der Nasen, Galanter Hände Zeitvertreib, Des Spötters Zorn mag immer rasen, Dich liebt und braucht manch artig Weib"). Gehört das Döschen aber namentlich zum ständigen Inventar der galanten männlichen Welt, so ist die Rokokoschöne ohne die mouche, das Schminkpflästerchen, nicht denkbar. Erst spät macht sich das weibliche Geschlecht von dieser Entstellung frei: Wieland bringt ihr 1773 die letzte Huldigung. Damals verschwand auch die Allmacht, welche das L'hombre, wie überhaupt das Kartenspiel, auf die galante Welt ausübte. Namentlich war die Frauenwelt dem „L'hombretischgen" hold („Unsere Leipzigerinnen treiben es so weit, als wenn sie ihr Brod damit verdienen wollten"). Seine interessanten Studien schliesst der Vf. mit einer Beleuchtung der bezeichnenden

---

Schles. Verlags-Anstalt. VIII, 522 S. M. 8,00. — 16) Alwin Schultz, Deutsches Leben im 14. u. 15. Jh. 1. Halbband. Prag, Tempsky; Leipzig, Freytag. IV, 320 S. XV Taf., 265 Bild. M. 30,00. |[M. Heine: DLZ. 13, S. 472; G. Steinhausen: TglRs. 1892, N. 177/8; J. Lessing: DRs. 71, S. 462/5.]| — 17) ○ Ph. Schaff, The Renaissance. The revival of learning and art in the 14. and 15. centuries. New-York, Putmans Sons. — 18) Th. Schott, D. Jh. d. Entdeckungen in Biographien für d. gebildete Jugend. Stuttgart, Union. 465 S. M. 7,00. |[LCBl. 1892, S. 479.]| — 19) W. Röhrich, D. Buch v. Staat u. Gesellschaft. E. allg. Darstellung d gesamten socialen Lebens d. Gegenwart. 10.—12. Lfg. Leipzig, Biedermann. S. 289—384. je M. 0,40. — 20) J. W. Richter, Deutschland in d. Kulturwelt. E. geogr.-statist. Vergleich unseres Vaterlandes mit d. hervorragendsten Ländergebieten d. Erde. Leipzig, Voigtländer. VIII, 367 S. M. 6,00. — 21) ○ × Chr. Meyer, E. deutsche Stadt im Zeitalter d. Humanismus u. d. Renaissance. (= Samml. gemeinverständl. Vortrr. 122). Hamburg, Verlagsanstalt. 36 S. M. 0,80. — 22) W. Dilthey, Auffassung u. Analyse d. Menschen im 15. u. 16. Jh. (S. u. II 1.) — 23) G. Steinhausen, Leben u. Meinungen e. Durchschnittsmenschen vor 3 Jhh.: TglRs. N. 184, 187, 190. — 24) (S. u. III 1: 39—42.) — 25) O. v. Leixner, 1888 bis 1891. Sociale Briefe

Worte „artig und galant“ ab und charakterisiert damit in Kürze das Bildungsideal des Rokoko. — Nicht solche intime Schilderungen, sondern breit ausgeführte Zeitbilder giebt von Leixner[25]) in den Briefen, die das heutige Leben[26]) oft recht grell beleuchten. Die Zustände der deutschen Hauptstadt, in einer Hinsicht für das grossstädtische Leben überhaupt, in anderer doch wieder nur für das deutsche, speciell norddeutsche Leben charakteristisch, werden unparteiisch blossgelegt. Das Berliner Familienleben, die Gesellschaft, die einzelnen Stände, die sittlichen Anschauungen, die recht betrübenden wirtschaftlichen Zustände, die litterarische und Kunstwelt, endlich die socialdemokratische Strömung sind die Hauptgegenstände der Darstellung. Das Buch hat, nicht immer in die Tiefe gehend, abgesehen von seiner löblichen Tendenz, Wert als ein nicht parteiisch gefärbtes Bild heutiger Kultur. — Das heutige deutsche Leben in französischer Beleuchtung zeigt eine Skizze[27]), die sich mit einem albernen Aufsatz der Revue des deux mondes beschäftigt. —

Familienleben, häusliches Leben, Frauen. Unserem rasch hastenden, hyperegoistischen und hyperindividualistischen Geschlecht droht mehr und mehr ein belebendes Element abhanden zu kommen, das allein die Gesundheit und die Kraft jeder grösseren Gemeinschaft verbürgt: der Familiensinn. Die Familie der Vergangenheit hatte ein festeres Gefüge, in ihr fand der Einzelne wahren Halt. Diesem Familiengeist und Familienleben früherer Zeiten[28-29]) nachzugehen, hat auch ohne Tendenz ein hohes kulturhistorisches Interesse. Cettys[30]) nicht wissenschaftliches, aber doch meistens auf ursprüngliche Quellen gegründetes Buch hat zwar jene Tendenz, der Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten, aber es ist doch auch sonst lehrreich und zeigt Familiengeist und -leben, Erziehung, Bräuche, Geselligkeit der Vergangenheit in klaren Umrissen. Mit Recht betont er die Frömmigkeit der alten Familie, aber er schliesst dabei doch zuviel aus den für die Vergangenheit so charakteristischen frommen Formen, Formeln und Sprüchen. Das war konventionell. Bei jenen frommen Haussprüchen dachte man sich nicht mehr als der Kaufmann des 16. Jh., der auf den Frachtbrief schrieb „Im Namen Gottes geladen“. Zum Teil beruht das Buch auf den früher allgemein geführten Hausbüchern und Familienchroniken. So werden die Aufzeichnungen A. Dürers, J. Stolzens, J. Joners u. a. erwähnt. — Solche Familienchroniken oder aber jene kurzen Notizen in den früher beliebten Schreibkalendern sind auch sonst als beachtenswerte Quellen hingestellt[31-33]). Mehr politisch als kulturhistorisch interessant ist die von Chr. Meyer[34]) veröffentlichte Chronik des Ritters Ehenheim; über den Kreis der Familie gehen auch grösstenteils zwei von Grössler[35]) hervorgezogene bürgerliche Familienchroniken aus dem 18. Jh. hinaus, die namentlich öffentliche Ereignisse, Mordgeschichten u. dgl. verzeichnen, aber auch durch wirtschaftliche Notizen wertvoll sind. — Eines der charakteristischen Momente des alten Familiengeistes ist die Allmacht des Vaters. Ein Ausfluss derselben sind die häufigen schriftlichen Lebensanweisungen für die Herren Söhne in der Fremde[36]). Es können hier die Skizzen, die Th. Vetter[37]) nach den Briefen Lord Chesterfields an seinen Sohn giebt, wenigstens erwähnt werden, obgleich hier ein Engländer spricht. Uebrigens studierte der Sohn in Deutschland. — In die häuslichen Zustände im Bürgerhause des ausgehenden 16. Jh. führt uns eine Arbeit Eids[38]), die über die übliche kulturhistorische Dilettantenschriftstellerei vielfach erheblich hinausgeht. Die Angaben des „Inuentarium und verzaichnus aller ligender und Farender habe vnnd guettere“ des Bürgers Niclaus Scheffer zu Moschel werden zu einem hübschen Kulturbild verarbeitet. — Ein seit langem beliebtes kulturhistorisches Thema, die Frauenschilderung, hat wieder einmal mehrere Liebhaber gefunden; unter den Arbeiten von Lina Morgenstern[39]), de Witt[40]) und Cauvière[41]) ist freilich keine allzubedeutend[41a]). — Dass den Frauen zu ihrer Bestimmung, der Ehe, nicht bloss in neuester Zeit durch die Annonce verholfen wurde, zeigt eine unbedeutende Skizze von J. Paul[42]). —

---

aus Berlin mit bes. Berücksichtigung d. socialdemokratischen Strömungen. Berlin, Pfeilstücker. XVI, 392 S. M. 4,00. [[Grenzboten III, S. 288.]] — 26) × Moderne Menschen. Zeit- u. Sittenbilder aus d. Geheimkamera e. Amateurs. 2. Tausend Wiesbaden, Mohr. III, 78 S. M. 1,00. — 27) Leben u. Sitten im Lande d. deutschen Barbaren: Grenzboten 50. II. S. 253/8. 28) × M. de Zmidgrodzki, La mère et l'enfant: RTP. 6, S. 36—48. — 29) × R. Vallery-Radot, Sentiments de famille 1570—1891: RPL. 24, S. 8—15. — 30) H. Cetty, D. altelsässische Familie. Einzige genehmigte Uebersetzung aus d. Französ. Freiburg i. B., Herder. XI, 228 S. M. 2,00. — 31) × J. Rathgeber, Aus e. elsäss. Familienchronik. JbGElsLothr. 7, S. 123/7. — 32) × E. Martin, Notizen e. Strassburger Bürgers um 1625: ib. S. 109—16. — 33) × G. Steinhausen, Aus alten Schreibkalendern: ZDKG. NF. 2, S. 113/6. — 34) Chr. Meyer, D. Familienchronik d. Ritters Michel v. Ehenheim: ib. NF. 1, S. 69—96 u. 123—46. — 35) H. Grössler, Zwei Familien-Chroniken d. 18. Jh. aus Helfta u. Eisleben: MansfeldBll. 5, S. 66—122 — 36) × F. Katt, Väterl. Ermahnungen vor 2 Jhh.: Brief v. Beichlings an seinen Sohn Wolf Dietrich: BurschenschBll. 5, S. 16/7. — 37) Th. Vetter, Ratschläge e. englischen Vaters an seinen Sohn: NZürichZg. N. 159, 162/4. — 38) L. Eid, In Bürgers Haus u. Hof um 1597. E. Bild pfälzischer Kultur: MHVPfalz. 15, S. 41—80. — 39) Lina Morgenstern, D. Frauen d. 19. Jh. Biogr. u. kulturhist. Zeit- u. Charaktergemälde. 27—34. (3. Folge 3—10 Hft.) Berlin, Verlag d. DHausfrauenZg. S. 65—320. je M. 0,50. — 40) de Witt, Les femmes dans l'histoire. 2. édition. Paris, Hachette & Co. 402 S. avec 80 gravures. — 41) J. Cauvière, De la condition de la femme depuis l'antiquité jusqu'à nos jours. Marseille, Impr. Marseillaise. 22 S. — 41a) × G. Gräfin v. Streitberg, D. Enterbten, Gefallenen u. Verlorenen. E. Beitrag z. Kulturgesch. d. Weibes. Berlin, Fried. 88 S. M. 1,50. (Ist nicht historisch.) — 42) J. Paul, Durch d. Zeitung:

Geselliges Leben, Spiele und Feste. Die Fortschritte der geselligen Kultur lassen sich recht gut an der Entwicklung der Anschauungen über den geselligen Anstand betrachten, die wieder freilich mit der allgemeinen Entwicklung eng zusammenhängt. Diesen Zusammenhang der allgemeinen Zeitströmung mit der Umwandlung der Anstandsbegriffe hätte Denecke[43]) in seiner fleissigen Arbeit noch mehr betonen sollen. Er verfolgt die Entwicklung des Anstandsgefühls, namentlich durch Wiedergabe der jeweiligen Anstandsregeln, in Deutschland vom 11. bis 18. Jh. Ganz richtig ist, dass schon vor den ersten Anfängen des höfischen Ritterwesens von durchaus höfischem Verkehr die Rede sein kann. Das Rittertum bildete den geselligen Anstand dann weiter aus zu einer konventionellen Etikette. Das aufkommende Bürgertum schuf sich trotz vielfacher Anknüpfungspunkte neue Anstandslehren. Als charakteristisch stellt D. „Betonung des ursprünglich menschlichen Anstandes und Zurücktreten des weiblichen Geschlechtes“ hin. Für den bekanntlich damals massgebenden Einfluss des Bürgertums ist es bezeichnend, dass sich der Fürstenstand gesellschaftlich von dem vornehmen Bürgerstand kaum unterschied. Als dritter Abschnitt folgt dann in der Entwicklung die Charakterisierung der widerlichen und in Servilität und Gemeinheit aufgehenden Komplimentierart, von der man sich langsam losringt. D. hätte aber nicht vergessen sollen anzuführen, dass auf jenen namentlich aus Frankreich stammenden Formen im Grunde unsere heutigen Formen („ich habe die Ehre“ usw.) beruhen. Nur von der ceremoniellen Umständlichkeit und Hyperservilität des früheren Deutschen hat man sich frei gemacht. — Ein kleines Produkt des modernen Verkehrs, die Visitenkarte, bespricht Grand-Carteret[44]); kleinere Publikationen von Edw. Schröder[45]) und von Heinemann[46]) beschäftigen sich mit anderen Dokumenten des geselligen Verkehrs früherer Zeit[47]). — Den Luxus desselben zeigen die früher ausserordentlich häufig erlassenen „Ordnungen“, deren einige auch im Berichtsjahr von P. Lemcke[48]) veröffentlicht sind.[48a]) — Zur Geschichte der deutschen Geselligkeit trägt zum Teil auch F. Webers[49]) Darstellung der geselligen Tafelfreuden, der Trinksitten usw. bei. So wird z. B. das alte deutsche Nationallaster, der Trunk[50-52]), in seiner Entwicklung verfolgt. — Die Stätten, in denen vor allem dem Trunk gehuldigt wird[52a]), die Wirtshäuser, und weiter die Gasthöfe älterer Zeit findet man in von Liebenaus[53]) Buch, im wesentlichen einer grossen Notizensammlung, geschildert und durch Illustrationen veranschaulicht. — Unter den Festlichkeiten der Vergangenheit haben die Fastnachtslustbarkeiten eine grosse Rolle gespielt. Ueber eine solche vom Jahre 1657, ein Kübelstechen, „bei welchem sich die Kämpfenden in hölzerne Kübel oder Bottiche steckten und in dieser Ausrüstung gegen einander anritten“, giebt Bösch[54]) nach einer Hs. des Germanischen Museums willkommene Mitteilungen. — Zur Geschichte der Spiele[55-57]) und Feste[57a-60]) sind manche Beiträge geliefert worden, die zum Teil in das Gebiet der Volkskunde gehören. — Für die deutsche Kulturgeschichte hat auch Lagardes[61]) mit der üblichen Polemik gepfefferte Abhandlung kein unmittelbares Interesse, da sie sich mit der Entstehung des christlichen Weihnachtsfestes beschäftigt, dessen Einsetzung Usener chronologisch fixiert hat. Andererseits könnte uns die Arbeit einen nicht gerade erfreulichen Beitrag zur Geschichte des heutigen Gelehrtenlebens geben. Damit komme ich zu Schilderungen der geistigen Entwicklung. —

Geistige und gemütliche Entwicklung. Den Spuren der deutschen Scholaren, speciell der Rechtshörer in Italien, nachzugehen, hat sich Luschin von Ebengreuth[62]) zur Aufgabe gestellt. Er fährt mit den 1886 begonnenen Berichten über seine Forschungen in den Archiven Bolognas und Paduas fort. Nach diesen Mit-

---

Didaskalia N. 76. (Früheste Heiratsannonce v. 8. Juli 1738.) — 43) A. Denecke, Beitrr. z. Entwicklung d. gesellsch. Anstandsgefühls in Deutschland. Progr. Gymn. z. Heil. Kreuz, Dresden. Leipzig, Fock. 4⁰. XXXIII S. M. 1,20. |[R. M. Meyer: ADA. 17, S. 331.]| — 44) J. Grand-Carteret, La carte de visite à travers 2 siècles: RPL. 47, S. 149—54. — 45) Edw. Schröder, Neujahrswunsch a. d. J. 1520: KBlVNiederdSpr. 14, S. 85. — 46) O. v. Heinemann, Einladung z. e. Kindtaufe 1471: ib. S. 6. — 47) (III 1: 17.) — 48) P. Lemcke, Verlobungs-, Hochzeits- etc. -Ordnungen d. Stadt Nordhausen: HarzerMh. 2, S. 54/6. — 48a) × L. Jacobi, Ueber Missbräuche bei Hochzeiten, Taufen, Leichenbegängnissen etc. in Homburg im 17. u. 18. Jh.: MVGHomburg 4, S. 11—20. — 49) ○ F. Weber, Gastronomische Bilder. Beitrr. z. Gesch. d. Speisen u. Getränke, d. Tischsitten u. Tafelfreuden verschiedener Völker u. Zeiten. 2. Aufl. Leipzig, Weber. 12⁰. XVI, 348 S. M. 5,00. — 50) × Deutscher Durst: Didaskalia N. 282. (Auszug aus N. 49.) — 51) × A. Birlinger, Ex Bibosophia: Alemannia 19, S. 28—31. — 52) × A. Treichel, D. Lied v. Krambambuli: AltprMschr. 28, S. 338—44. — 52a) × A. Plaumann, Breslaus Wirtsstuben sonst u. jetzt: SchlesZg. N. 627, 630. — 53) ○ Th. v. Liebenau, D. Gasthof- u. Wirtshauswesen d. Schweiz in älterer Zeit. Mit 61 Illustrr. Zürich, Preuss. X, 347 S. M. 12,50. |[HJb. 12, S. 205; SchweizRs. S. 449 f.]| — 54) H. Bösch, Fastnachtsbelustigung im J. 1657: MGNM. S. 22/4. — 55) × C. W. Lüders, D. Kaak-Spiel: MVHamburgG. 13, S. 46/8. — 56) × H. Heineck, E. latein. Schulgespräch über d. Schmaräkel-Kegelspiel aus d. J. 1696 ins deutsche übertragen v. H. Grössler: MansfeldBll. 5, S. 155—63. — 57) × A. Schmidt, E. Schweizer Kartenspiel aus d. Anfang d. 16. Jh.: QBllHVHessen. 1, S. 88—93. — 57a) × H. Dollmeyer, D. Schützenwesen d. Stadt Horn im Zeitalter d. 30j. Krieges: BVLNiederösterreich. NF. 25, S. 206—23. — 58) × L. Tobler, Ueber schweizer. Gemeindefeste: NZürichZg. N. 78. (Setzt d. grösseren Nationalfesten d. Schweiz die alten lokalen Feste gegenüber, die d. Charakter grösserer Traulichkeit u. Innigkeit zeigen.) — 59) × B. Stehle, Volkstümliche Feste etc. im Elsass: JBGElsLothr. 7, S. 200/6. (Vgl. 1890 I 5: 62.) — 60) × H. Krallinger, Ueber Frühlings-, Gregorius- u. Rutenfeste: Bayerland 2, S. 42/4. — 61) P. de Lagarde, Altes u. Neues über d. Weihnachtsfest. Mit e. Anhang. Göttingen, Dieterich. S. 211—323 u. 384—421. M. 2,00. — 62) Luschin v. Eben-

teilungen muss der geistige Einfluss Italiens auf Deutschland im Mittelalter und der beginnenden Neuzeit ausserordentlich gross gewesen sein. Wer beherrschte denn auch die Welt, nachdem längst das Imperium Romanum in Trümmer gesunken ist? Rom, die „ewige Stadt“[63]; denn sie war der Sitz der ersten geistigen Macht, der Kirche. Und auch nach dem Ansturm des Wittenberger Mönchs blieb der römische Einfluss bestehen. So hatte der Humanismus denselben gerade belebt. Wieder sollte, wie einst, für alle gelehrten Produkte die lateinische Sprache allein giltig sein. Lateinisch war auch die Sprache des Lehrstuhls. Dagegen traten erst um die Wende des 17. Jh. Neuerer auf; einige schwache Anfänge machen sich schon zu Beginn des 16. Jh. (Tilemann, Heveling und vor allem Theophrastus Paracelsus) bemerkbar. Hodermann[64]) hat darüber gehandelt, vorzugsweise natürlich über den Thomasius, der zu Leipzig dieses „noch nie erhörte Crimen“ beging. Wie Schupp schon vor Thomasius, so begannen, durch ihn angeregt, hie und da Scribenten wie der Professor Grau, Caspar Büszing, seine berechtigten Jdeen zu verfechten, ohne dass diesen Verfechtern eine grosse Bedeutung zukommt. Auf die nun bemerkbaren wirklichen Anfänge und die Ausbreitung des deutschen Kathedervortrages geht der Vf. zu wenig ein. Dem Thomasius gebührt aber jedenfalls das Hauptverdienst. Es steckt in ihm schon viel vom modernen Menschen. Das zeigt vor allem auch sein Kampf gegen die verbohrte theologische Macht, der schon eine Komödie ein Verbrechen schien[65]), und sein Kampf gegen den Aberglauben, gegen die Hexenverfolgungen. Das elende Säkulum, durch so viele hässliche Züge sonst schon entstellt, gefiel sich auch in dieser Verzerrung. Der Aberglauben — ich handle in diesem Abschnitt nur von ihm, sobald er als auffällige geistige Strömung auftritt, vom Volksaberglauben dagegen bei der Volkskunde — führte in dieser Zeit zu wirklichen Tragödien[66]). Diese Hexenprozesse haben eine ganze Reihe von Schilderungen oder Publikationen im Berichtsjahr hervorgerufen[67-71]). Namentlich für Oesterreich sind interessante Beiträge gegeben. So behandelt Mell[72]) das Hexenwesen in Steiermark. Von Hammer-Purgstall ist einer dieser steirischen Prozesse, der Massenprozess zu Feldbach (1672—74), im Roman verwertet („Die Gallerin auf der Riegersburg“). M. legt die Aussagen der Angeklagten, die „Geständnisse“, zu Grunde, geht auf die Art, wie der Teufel und der Verkehr mit ihm, auf die Teufelsdogmatik, auf das Gerichtsverfahren selbst und einzelne Prozesse ein, so auf einen seltenen Fall, in dem ein Weib trotz aller Grade der Folter nichts bekannte und ohne Lüge starb. — Einen kärntnerischen Prozess aus dem Jahre 1715 behandelt Aichelburg[73]); man sieht daraus, wie der Beschuldigte auf der Folter leicht dahin zu bringen war, auch andere zu belasten und so einer „wahnsinnig gewordenen Justiz“ immer neue Opfer zuzuführen. — Wertvoll ist das Buch von Rapp[74]), das in erster Auflage 1874 erschien, einerseits weil es uns in die älteste Zeit der Hexenprozesse, die durch die Bulle des Papstes Innocenz VIII. 1484 für Deutschland organisiert wurden, andererseits weil es auf die frühen Gegner dieser furchtbaren Richtung eingeht. Der Hexenmeister Heinrich Institoris, der 1485 in Tirol erschien, musste wieder von dannen: „der Bischof schaffte den Inquisitor zum Lande hinaus“. Gegen Ende des 16. Jh. tritt in Tirol als Gegner der Hexenverfolgungen der P. Tanner auf, dessen massvolle Ansichten ausführlich dargelegt werden, am Anfang des 18. Jh. ein Weltgeistlicher Tartarotti, dann der Priester Ferdinand Sterzinger, deren Wirken uns ebenfalls anschaulich vorgeführt wird. Sehr willkommen sind die Beilagen: „Aus den ältesten Akten von Hexenprozessen im deutschen Südtirol“. Bemerkenswert ist, dass Tanner Jesuit war ebenso wie der bekannte Spee, der das Abscheuliche der Hexenprozesse stark empfand[75]). — Darauf möchten sich am Ende die Verteidiger des Jesuitenordens berufen, zu denen neuerdings Duhr[76]) gekommen ist: er versucht, einzelne „Fabeln“, z. B. die Monita secreta der Gesellschaft Jesu, Verpflichtung zur Sünde usw. zu entkräften. Er wird freilich von der Vortrefflichkeit des Ordens Jesu doch nicht alle Leser überzeugen können[77]). Sie

---

greuth, Quellen z. Gesch. deutscher Rechtshörer in Italien: SBAkWienPh. 124, N. XI. — 63) × L. Fränkel, Rom, d. ewige Stadt d. Weltgesch. u. d. Deutschen: DeutschZg. N. 7010. (Einleitungskapitel z. e. Studie über Rom u. d. deutsche Litteratur.) — 64) R. Hodermann, Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um d. Wende d. 17. Jh. (Vgl u. I,6.) — 65) × Georg Müller, E. Dresdener Komödienverbot v. J. 1662: NASächsG. 12, S. 298—309. (S. 1890 III 4 : 13.) — 66) × R. Kleinpaul, Tragödien u. Komödien d. Aberglaubens: Gartenlaube N. 11. — 67) × G. Strecker, Z. Gesch. d. Hexenprozesse in Pommern: MBllGPommG. 5, S. 145/9. — 68) × O. Kurth, Anklageschrift aus e. Hexenprozesse: Bär 17, S. 7/9, 16/7. (Freienwalde 1644.) — 69) × C. Stamford, E. Prozess v. d. peinl. Halsgericht: ZVHessG. NF. 16, S. 285—314. — 70) × L. Abasi, E. Hexenprozess: Hazánk 9,I, S. 72/4. (1763.) — 70a) × J. Schillinger, D. Hexenprozesse im ehemaligen Fürstentum Basel: VJurazSchwarzwald 8, S. 1—44. — 70b) × E. Hermann, D. Hexen v. Baden-Baden. Karlsruhe, Macklot. 12⁰. 56 S. M. 1,00. — 71) × K. E. H. Krause, E. Mecklenburger Hexenlied: RostockZg. N. 379. (Vgl. ib. N. 422, d. Lied ist nur d. Rest e. Dichtung v. Dräger. Wenn man nur nicht alles, was das Volk singt u. redet, sogleich original u. altertümlich finden wollte!) — 72) A. Mell, Z. Gesch. d. Hexenwesens: ZDKG. NF. 1, S. 317—35. — 73) M. Freih. v. Aichelburg, D. Prozess d. Peter Enzi. E. Beitr. z. Kulturgesch. d. 18. Jh.: Carinthia I. 81, S. 76—80. — 74) L. Rapp, D. Hexenprozesse u. ihre Gegner in Tirol. 2. Aufl. Mit dem Bildn. Tartarottis. Brixen, Weger. V, 171 S. M. 1,60. — 75) × Linsemann, Rapp, D. Hexenprozesse; Ammann, d. Innsbrucker Hexenprozess v. 1485: ThQ. 73, S. 666—73. — 76) B. Duhr S. J., Jesuitenfabeln. E. Beitr. z. Kulturgesch. Lfg. 1-2. Freiburg i. B., Herder. VIII, 220 S. je M. 0,90. — 77) × O. Gildemeister, Jesuiten-

sind und bleiben für die Mehrzahl die Prototypen jener engherzigen Weltanschauung, deren Charakteristikum die Bekämpfung Andersgläubiger[77a]) mit allen Mitteln ist, jener Anschauung, aus der auch die ganze Hexenverfolgung hervorging. — Es ist übrigens nicht leicht, sich über den Ursprung dieses Hexenwahns klar zu werden. Man darf eine grosse, ungeheure, aber doch nicht alle Schuld den Verfolgern zusprechen: es scheint, als ob gewisse Thatsachen unbestreitbar sind; sie wurden nur von der Unvernunft der Zeit dem Teufel statt anderen Ursachen zugeschrieben. Snell[78]), der die Geschichte des Hexenwahns[79]) eingehend untersucht, kommt zu dem Ergebnis, dass die angebliche „Besessenheit" oft nur ein Krankheitszustand war. So nimmt er als Grundlage der Selbstanklagen einen geisteskranken, melancholischen Zustand an. Die meisten „Hexen" waren aber seiner Ansicht nach hysterisch. Die „Besessenheit" stimmt nach ihren Symptomen häufig mit Hysterie überein, auch in der Möglichkeit der Ansteckung. Die somnambulen Zustände sind ebenfalls nicht ausser Acht zu lassen. Einige haben Hexen ausdrücklich als „mesmerische Patienten" bezeichnet. — Wir kommen damit in das Gebiet jener mystischen „Thatsachen", für die Kiesewetter[80]) neuerdings den Ausdruck „Occultismus" angewandt hat. K. hat denselben in einem umfangreichen und sehr fleissigen Werke in seiner historischen Entwicklung zu verfolgen gesucht. Freilich ist das Buch nichts weniger, als kritisch, denn der Vf. steht ganz auf dem Boden der „Geheimwissenschaft". Einen Wert hat die Schrift nur als Materialsammlung. In breiter Ausführlichkeit werden die Ansichten des Agrippa von Nettesheim, des Paracelsus, des Cardanus usw., später Swedenborgs, J. Böhmes u. a. bis auf Carl du Prel meist durch Auszüge aus ihren Schriften vorgeführt, bei denen Wesentliches und Unwesentliches nicht geschieden ist. Der Vf. sagt selbst, er habe nichts gethan, als das riesige Material „historisch gruppiert". Viel Mühe hat er auf bibliographische Angaben verwandt. — In populärer Form behandelt den „modernen Aberglauben" J. Uhl[81]), indem er den Wundern des Spiritismus scharf zu Leibe geht oder sie auf ihren eigentlichen Wert zurückführt. — Dass aber dem angeblich civilisierten Menschen der Aberglaube noch tief im Herzen sitzt[82]), das zeigt auch jener immer noch nicht ausgerottete Blutaberglaube, den Strack[83]) behandelt. Rituelle Vorschriften der Juden fordern das Blut nicht, der Aberglaube hat aber zu allen Zeiten Menschenblut gefordert. — Einen Beitrag zur Geschichte der geistigen Entwicklung unseres Volkes giebt G. Steinhausen[84]), indem er die Lieblingslektüre desselben verfolgt. Von einer solchen lässt sich im Mittelalter kaum im allgemeinen sprechen. Der Geistliche betrachtete die antiken Schriftsteller als verbotene Frucht, naschte aber gern davon. Die Laien, soweit sie überhaupt lesen konnten, nahmen neben den Erbauungsbüchern hier und da auch weltliche Sachen zur Hand, namentlich die Frauen. Erst nach der Erfindung der Buchdruckerkunst entstand ein allgemeines Lesebedürfnis: neben der Erbauungslitteratur sind die Volksbücher, Liedersammlungen und Schwänke, dann die zahllosen „fliegenden Blätter" und „Neuen Zeitungen" die eigentliche Volkslektüre. Aeusserst beliebt waren auch die Praktiken und Wetterbüchlein; endlich die Teufelbücher. Die Ausländerei des 17. Jh. brachte die Beliebtheit der Amadisromane mit sich; überhaupt wurden die Romane von nun an das Hauptlesefutter. Die Erbauungslitteratur blieb daneben ein wesentlicher Bestandteil der Lektüre. Das 18. Jh. besiegte allmählich die allgemeine Vorliebe für die „galanten" Romane und Schriften. Robinson eroberte die Welt, dann kamen die moralischen Wochenschriften, die massenhaft gelesen wurden, darauf Gellert, der ein Volksschriftsteller im weitesten Sinne des Worts war. Klopstocks „Messias" und Goethes „Werther" wurden zwei Lieblingsbücher. Wieder folgte dann die Zeit der Romane, namentlich der elenden Ritter- und Räuberromane, die in unsere Kolportagelitteratur auslaufen. Heute ist die eigentliche Lektüre der Massen die Zeitung im weitesten Umfange. — Das Beste ist es jedenfalls nicht immer, was das grosse Publikum am liebsten liest, und die verächtlichen Aeusserungen unserer Klassiker über das Publikum, die Biltz[85]) oberflächlich zusammenstellt, sind nur zu sehr berechtigt. — Ueber drei Lieblingsbücher aus der Schulzeit, das Wörterbuch, den Horaz und den Schulatlas plaudert Rodenberg[86]). Seit dem alten Atlas, meint er, habe sich die Welt gewaltig verändert. — Aber wie viel interessanter als dieser Atlas, der die Welt doch so wiedergiebt, wie sie wirklich gewesen, ist doch eine Karte des Mittelalters, die vor uns mit einem Schlage eine Welt

---

moral: NationB. 8, S. 213/5 u. 227—30. — **77a)** × Ch. Hutzelmann, E. jesuitischer Feldzugsplan z. Ausrottung aller Ketzer. Nach e. Schrift v. 1735 mitget. 2. Aufl. Nürnberg. 27 S. — **78)** O. Snell, Hexenprozesse u. Geistesstörung. Psychiatr. Untersuchungen. München, Lehmann. 130 S. M. 4,00. — **79)** × D. Ursprung d. Hexenwahns: KölnZg. N. 902. (Knüpft an N. 78 an.) — **80)** C. Kiesewetter, Gesch. d. neueren Occultismus. Geheimwissenschaftl. Systeme v. Agrippa v. Nettesheim bis Carl du Prel. Leipzig, Friedrich. XIV, 797 S. M. 16,00. |[LCBl. S. 1188/9.]| — **81)** J. Uhl, D. Formen d. modernen Aberglaubens. (=Samml. gemeinnütziger Vortrr. N. 146/8.) Prag, Dtsch. Verein. 1890. 52 S. M. 0,60. — **82)** × Sébillot, Superstitions de civilisés II.: RTP. 5, N. 11. — **83)** H. L. Strack, D. Blutaberglaube bei Christen u. Juden. (= Schrift. d. Instit. Judaic. 14.) München, Beck. VI, 59 S. M. 1,00. — **84)** G. Steinhausen, Was man vor Zeiten gern las: TglRs. N. 139—41. — **85)** K. Biltz, Aussprüche unserer Klassiker über Publikum u. öffentl. Meinung: Neue Beiträge z. Gesch. d. d. Sprache u. Litteratur [s. o. I 3 : 130]. S. 180—92. — **86)** J. Rodenberg, Alte Bücher: Didaskalia N. 33. — **87)** E.

der Phantasie hinzaubert und uns so den ganzen geistigen Horizont der Zeit deutlich veranschaulicht. Es ist kürzlich die grösste und reichhaltigste dieser Karten, die aus dem 13. Jh. stammende Ebstorfer Weltkarte durch Sommerbrodt[87]) veröffentlicht: in diesem grossen Weltbild hat man die ganze Entwicklung der geographischen Anschauung im Mittelalter vor sich. Das geographisch Richtige ist noch altes Erbgut aus antiken Karten: interessanter ist aber die Geographie des Wunderbaren. Das Paradies, die goldenen Berge, das Reich der Amazonen usw. sind ganz genau fixiert, ebenso die fabelhaftesten Völker, oft in „naturgetreuen“ Abbildungen. Nichts kann besser in das Mittelalter einführen, als diese „illustrated romance“. — Nur stufenweise[88]) entwickelte sich eine bessere Kenntnis von der Mutter Erde: den Gang dieser Entwicklung verfolgt Oppel[89]) bis zur Gegenwart von rein geographischem Gesichtspunkt. — Den Fortschritt der Menschheit auf einem andern Gebiete, dem der Humanisierung des Krieges in den letzten hundert Jahren, will Hetzel[90]) erweisen; er beabsichtigt später das Thema von den ersten Anfängen der Geschichte an durchzuführen. Die Zusammenstellung der „Thatsachen“ und Bestrebungen ist zweifellos interessant, der Standpunkt des Vf. durchaus gemässigt: an den ewigen Frieden glaubt er nicht. — Zur Erforschung der gemütlichen Entwicklung unseres Volkes ist leider wie gewöhnlich nicht viel geschehen. Eine grosse Geschichte des deutschen Gemüts, die doch so lohnend wäre, giebt es immer noch nicht. Kleine Beiträge sind indessen zu verzeichnen: so ein von W. Ribbeck[91]) vorgelegter interessanter niederdeutscher Liebesbrief aus dem 16. Jh. — die Plauderei S. Freys[92]) über Liebesbriefe ist ganz wertlos —; so einzelne Partieen der in gutem Sinne populären Arbeit von Hauffen[93]); so ein Bild aus jenen Tagen, da dem Gemüts- und Gefühlsleben der Menschen eine besondere, exaltierte Pflege entgegengebracht wurde[94]). — Eine Geschichte des deutschen volkstümlichen Humors in seinen Hauptzügen giebt G. Steinhausen[95]). —

Nationale Entwicklung. Auf einen Teil der hier in Betracht kommenden Schriften[96-98]) wird in anderen Abschnitten der JBL. (II 1, III 1, IV 1) eingegangen. Hier sei davon zunächst die Schrift von F. W. Behrens[99]) angeführt, aber nicht gelobt. Halbverdaute philosophische Redensarten können uns wenig nützen, ebensowenig die Hereinziehung Bacos, Descartes' usw. Von einer historisch begründeten Entwicklung ist auch keine Rede. Der Vf. begnügt sich, oberflächliche Belege für das Nationalgefühl der einzelnen Männer zu geben; Moscherosch ist garnicht erwähnt. — Einen grösseren Zeitraum hindurch wird das deutsche Nationalbewusstsein von G. Schultheiss[100]) verfolgt. — Bei dieser Gelegenheit sei auf die Geschichte des deutschen Nationalbewusstseins aufmerksam gemacht, die Lamprecht[101]) als Einleitung für seine „Deutsche Geschichte“ gegeben hat und die in klarer Entwicklung die Hauptpunkte vorführt. L.s Buch wird uns in späteren Berichten, wenn es erst in die von uns behandelte Zeit gelangen wird, noch beschäftigen, um so mehr, als in diesem Werke der geistigen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung ein ganz anderer Wert beigelegt wird, als es sonst, von wohlwollenden Phrasen abgesehen, gemeinhin geschieht. — Wiederum in neuer Auflage ist im Berichtsjahr Jastrows[102]) Geschichte des deutschen Einheitstraumes erschienen. Aus der Vielheit ging der Einheitstraum und der Einheitsdrang hervor, aus dem erst unter Führung des preussischen Staates die wirkliche Einheit entstand. Unserem selbstbewussten Geschlecht ist die Vertiefung in die Zeit jener Bestrebungen nicht genug anzuraten. Man scheint heute mehr und mehr zu vergessen, welcher Anteil an der praktischen Durchführung der Einheit dem deutschen Volke in seinen besten Gliedern gebührt. Noch schärfer müsste in J.s Buch hervortreten, dass der Leiter der preussischen Politik auf das ersehnte Ziel hingedrängt wurde. Den besten Weg gefunden zu haben, bleibt sein Verdienst. Durch das Studium der

---

Sommerbrodt, D. Ebstorfer Weltkarte, im Auftr. d. hist. Vereins f. Niedersachsen her. Mit e. Atlas v. 25 Tafeln. Hannover, Hahn. Fol. XII, 88 S. M. 32,00. — **88**) × S. Ruge, Nic. Cusas Karte v. Deutschland: Globus 60, N. 11. — **89**) A. Oppel, Terra incognita. E. kurzgefasste Darstellung d. stufenweisen Entwicklung v. Ausgange d. Mittelalters bis z. Gegenwart etc. Beil. z. Progr. d. Handelsschule Bremen. Bremen, Guthe. 68 S. 5 T. — **90**) H. Hetzel, D. Humanisierung d. Krieges in d. letzten hundert Jahren 1789—1889. E. Studie (2. Teil) Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn in Commiss. 4°. VIII, 288 S. M. 12,00. (1. Teil noch nicht erschienen.) — **91**) W. Ribbeck, E. Liebesbrief: JbVNiederdSpr. 15, S. 73/8. — **92**) S. Frey, Liebesbriefe: Didaskalia N. 18. — **93**) A. Hauffen, Leben u. Fühlen im deutschen Volkslied. (= Samml. gemeinnütz. Vortrr. N. 143.) Prag, Dtsch. Verein. 1890. 19 S. M. 0,20. — **94**) ○ × L. v. Schröder, Aus d. Tagen d. Empfindsamkeit: BaltMschr. 38, S 570—88. — **95**) G. Steinhausen, Deutscher Humor: MagdebZg^B. N. 33/7. — **96**) × R. Goette, D. Zeitalter d. Deutschen Erhebung 1807—15. (= Gesch. d. d. Einheisbeweg. im 19. Jh. Bd. 1.) Gotha, Perthes. 409 S. M. 7,00. |[LCBl. S. 1354/5.]| (Kulturhist. ohne Bedeutung; vgl. IV 1:59.) — **97**) × F. Meinecke, D. dtsch. Gesellschaften u. d. Hoffmannsche Bund. E. Beitr. z. Gesch. d. polit. Bewegungen in Deutschl. im Zeitalter d. Befreiungskriege. Stuttgart, Cotta Nachf. 79 S. M. 2,00. — **98**) × K. v. Hase, Reden an d. Jünglinge d. freien Hochschulen Deutschlands. Leipzig, Breitkopf & Härtel. VI, 150 S. M. 3,00. — **99**) F. W. Behrens, Deutsches Ehr- u. Nationalgefühl in seiner Entwicklung durch Philosophen u. Dichter [1600—1815]. Leipzig. Fock. 150 S. M. 2,50. |[LCBl. 1892, S. 840/1.]| — **100**) G. Schultheiss, D. deutsche Nationalbewusstsein in d. Gesch. (Samml. wiss. Vortrr. Heft 129). Hamburg, Verl.-Anstalt. 52 S. M. 1,00. — **101**) K. Lamprecht, Deutsche Gesch. Bd. 1. Berlin, Gärtner. XVII, 364 S. M. 6,00. — **102**) J. Jastrow, Gesch. d. dtsch. Einheitstraumes u. seiner Erfüllung. In d. Grundlinien dargest. 4. Aufl. Berlin, Allg. Verein f. dtsch. Litt. VIII, 400 S

vergangenen Einheitsbestrebungen aber wird erst klar, dass die wirkliche Einheit eine historische Notwendigkeit war. —

Aeüssere Kultur. Der Wirtschaftsgeschichte hat sich seit einiger Zeit ein grösseres Interesse zugewandt: zweifellos ist auf diesem Gebiete noch manche schöne Aufgabe zu bewältigen. Für die speciellen Zwecke der JBL. scheint aber ein weiteres Eingehen auf diese Litteratur nicht angebracht. Neben einer ganz populären Zusammenfassung[103]) sind einzelne Monographien[104-106]) erschienen; auf Gotheins[107]) vielversprechendes Werk werde ich erst nach seinem Abschluss zurückkommen[107a-b]). — Vielfach hat man sich im Berichtsjahr mit dem deutschen Hause beschäftigt[108-113]): diese Forschungen stehen im engen Zusammenhang mit dem warmen Interesse, das man heute überhaupt der Erforschung unseres Volkstums entgegenbringt. Bevorzugt wird das Bauernhaus: einerseits weil hier sicherlich die ursprünglichen Formen am besten erhalten sind, dann auch, weil man heute dem ländlichen Leben überhaupt eine grössere Aufmerksamkeit und eine grössere — Achtung zu teil werden lässt. Fordert doch ein bekannter Autor geradezu die „Verbauerung" unseres Lebens. Ganz hübsch ist Johns[114]) Arbeit, die auch vielfach zusammenfassend orientiert. Er betont zunächst den innigen Zusammenhang des Bauernhofes[115]) mit der Scholle, weiter seine Entstehung aus dem deutschen Walde. Die selbständigen, von einander unabhängigen Einödhöfe bildeten Gruppen, und so entstanden die Dörfer. Ihre Bewohner standen lange Zeit in der öffentlichen Meinung sehr tief; darüber unterrichtet das oben (N. 16) angeführte Werk von Alwin Schultz. Erst die moderne Zeit hat sozusagen das deutsche Dorf „entdeckt". Seine litterarische Verwendung (Immermann!) wird flüchtig gestreift; ebenso die Vorliebe, welche heute die Kunst für das ländliche Leben zeigt. Wissenschaftlich von Interesse sind dann die volkskundlichen Bestrebungen, die vorwiegend eben an das Bauernhaus anknüpfen. Unter seinen zahlreichen Formen sind folgende Haupttypen hervorgetreten, die nun wieder zu vielen anderen Typen in Beziehung stehen: das Sachsenhaus (der Einbau), das nordische, das friesische Haus und die weitverbreitete fränkische Hofanlage, der Antipode des Sachsenhauses. In der Geschichte des deutschen Bauernhauses werden zwei Epochen unterschieden, die alte Herd- und Rauchstube als älteste Urform, und die Erweiterung, wie sie im fränkischen Haus am vollkommensten ausgebildet ist. — Zweifellos ist für die Einzelforschung noch viel zu thun. So macht Peez[116]) auf die Lücken hinsichtlich Oesterreich-Ungarns aufmerksam und stellt die zu beantwortenden Fragen fest, indem er gleichzeitig vier Haupttypen des österreichischen Hauses unterscheidet. — Auf seinen Forschungsgängen durch heutige Bauerhäuser begleiten wir H. Steinhausen[117-118]) und lernen u. a. die „gute Stube" und das Altenteil näher kennen, auch sonst allerlei vom deutschen Bauernleben und von dem Zerstörungswerk, das sich seitens der „Bildungsverbreiter" vorbereitet. — Einen sehr ideal angelegten Landsitz der Vergangenheit führt uns O. Döring[119]) vor, indem er über jenes berühmte Kunstwerk des 17. Jh., das durch Philipp Hainhofer am Stettiner Hofe abgeliefert wurde, berichtet. Kulturhistorisch interessant ist namentlich das „Verzaichnus, vnd Summarische kurtze beschreibung des Mayrhoffs". — Im Besitz pommerscher Fürsten war übrigens auch jener von J. Lessing[120]) beschriebene kunstvolle Teppich, der uns noch heute erhalten ist. Man brauchte diese Teppiche[120a]) zur Dekorierung und zwar umsomehr, als es bei dem häufigen Wechsel des Hoflagers oft galt, schnell eine gewisse Wohnlichkeit herzustellen. Der Hauptsitz aller Teppichindustrie waren die Niederlande. Niederländische Teppiche sind ebenso begehrt wie etwa Augsburger Waffen, über deren Herstellung

---

M. 6,00. (IV 1:50). — **103)** E. Moormeister, D. wirtschaftl. Leben. Vergangenheit u. Gegenwart, dargest. für Schule u. Haus. Freiburg, Herder. VIII, 180 S. M. 1,80. — **104)** × F. J. Haun, Bauer u. Gutsherr in Kursachsen. Schilderung d. ländl. Wirtschaft u. Verfassung im 16., 17. u. 18. Jh. (= Abhandll. a. d. staatswiss. Sem. zu Strassburg. 9.) Strassburg, Trübner. XI, 321 S. M. 6,00. — **105)** × K. Biedermann, D. Bauernartikel v. 1525 im Lichte ihrer u. unserer Zeit: ZDKG. NF. 1, S. 241—69. — **106)** × G. Schnapper-Arndt, Ueber Geldverkehr, Preise etc. in d. 1. Hälfte d. 18. Jh.: KBlWZ. 10, S. 28—31. — **107)** ○ ×× E. Gothein, Wirtschafts-Gesch. d. Schwarzwaldes u. d. angrenzenden Landschaften. Im Auftr. d. Hist. Komm. bearb. Lief. 1—5. Strassburg, Trübner. 480 S. je M. 2,00 [[DLZ: 12, S. 512/3; LCBl. S. 712/3.]] — **107a)** × A. Thamm, D. Entstehung u. Entwicklung d. Handels bis z. Neuzeit auf weltkundlicher Basis dargest. Striegau, Wattenbach. 12⁰. III, 326 S. M. 4,00. — **107b)** × H. Gibbins, The history of commerce in Europe. New-York, London, Macmillan & Co. 16⁰. VIII, 253 S. C. 90. — **108)** × G. Bancalari, Forschungen über d. deutsche Wohnhaus: Ausland 64, N. 31/7. — **108a)** × R. Meringer, Studien z. german. Volkskunde. D. Bauernhaus u. dessen Einrichtung: MAnthropGesWien NF. 11, S. 101—52. (Betr. Alt-Aussee.) — **109)** × E. Göpfert, Unser Haus u. Heim im Lichte d. Sprache u. Kulturgesch.: ZDU. 5, S. 386—402. (Soll anziehend d. Wesentliche zusammenfassen.) — **110)** × W. Götz, D. nordische Wohnhaus während d. 16. Jh., sonderlich im Hinblick auf d. Schweizerhaus. (= Samml. gem. wiss. Vortrr. 131.) Hamburg, Verl.-Anstalt. 31 S. M. 0,60. — **111)** × K. Brandi, D. osnabrückische Bauern- u. Bürgerhaus: MVGLOsnabrück 16, S. 265—314. — **112)** × H. Uhle, D. Dänische Haus in Deutschland: VGAnthr. S. 493—515. — **113)** × Mejberg, Aehnlichkeiten d. Schlesw. Bauernhöfe m. d Gebäuden d. mittl. u. alt. Zeit: ib. S 409 f. — **114)** A. John, Dorf u. Bauernhof in Deutschland sonst u. jetzt: ZDKG. NF. 1, S. 436—68. — **115)** × Ch. Meyer, Dorf u. Bauernhof in Deutschland in alter u. neuer Zeit: TglRs. N. 18, 19, 20, 22. — **116)** A. Peez, D. Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn. Wien, Hölder. 4⁰. S. 57/9. M. 0,80. — **117)** H. Steinhausen, Bauernhäuser: Kunstw. 4, S. 249—52. — **118)** id., E. Kiliansbrief über Bauernhäuser: BayreuthBll. 14, S. 110—20. — **119)** O. Doering, Philipp Hainhofers Beschreibung d. sog. pommerschen Meyerhofs: ZHVSchwaben 18, S. 67—86. — **120)** J. Lessing, D. Croy-Teppich d. Universität Greifswald: DRs. III, S. 136—42. — **120a)** × J. Stammler, D. Teppiche d. hist. Museums in

und Verbreitung uns eine Arbeit von Boeheim[121]) vorliegt. — Für die Kenntnis der Geschichte der Tracht können uns zu praktischen Zwecken oder zu schneller Orientierung illustrative Veröffentlichungen am förderlichsten sein, wie solche in den bekannten Blättern von Heydens[122]) oder in den minder anspruchsvollen Münchener Zeichnungen[123]) vorliegen. — Für die heutigen Volkstrachten, die ja doch über kurz oder lang der alles nivellierenden Gegenwart zum Opfer fallen werden, kommt vor allen Dingen Kretschmers[124]) Publikation, die auch einen erklärenden Text enthält, in Betracht. — Im übrigen sind mannigfache urkundliche oder schildernde Beiträge zur Trachtengeschichte oder zur Geschichte der Mode[124a-130]) zu verzeichnen. Das vergangene Leben bietet eben eine buntere Aussenseite als das heutige. — Weniger interessant für uns als die Art, wie man sich kleidete, ist die Art, wie man seine Nahrung bereitete. Ueber beide Themata, dazu auch über die Wohnung, in lokaler und zeitlicher Spezialisierung, handelt ein anonymer Aufsatz[131]). — Abgesehen von den N. 49. erwähnten Weberschen „Bildern", liegt sonst wenig[132-134]) vor. Hervorzuheben ist indessen eine Schrift von Reiber[135]). Es wird in diesem auch äusserlich splendid ausgestatteten Büchlein ein kleines Manuskript aus dem Anfang des 16. Jh. nachgebildet. Ueber die Küche des Klosters hinaus führen die Notizen des Herausgebers nach einer Handschrift: „Inquisition und Aussagen der Closterfrawen zu Sankt Claus in Undis wegen der ungebürlichen Handlungen und Unzücht, die darin fürgangen". R. hätte uns mit ausführlicheren Schilderungen des Klosterlebens erfreuen sollen. — Die Kenntnis des Gesundheitswesens früherer Zeit ist einerseits durch mehrfache Bekanntmachung von Recepten und Heilmitteln[136-138]) — zusammenfassend behandelt Peters[139]) die Pharmacie der Vergangenheit —, andererseits durch Beiträge zur Geschichte des Badewesens[140-141]) bereichert worden. So legt Bösch[142]) die Anweisungen vor, welche 1571 ein Nürnberger Arzt, Volcherius Coiter, der erste bekannte „Zergliederer", einem Patienten gab, der sich wegen seines „bösen Magens" zur Kur nach Karlsbad begeben wollte. — E. Jacobs[143]) bringt Nachrichten über einen französischen und einen holländischen ärztlichen Landfahrer, die auf den Märkten ihr Zelt aufschlugen. — Eine Epidemie früherer Zeit — alle Sommer kehrte ja damals bei den mangelhaften hygienischen Verhältnissen das „Sterben" wieder — schildert Ammann.[144]) — Zur Geschichte des deutschen Verkehrswesens[145-153]) hat Quetsch[154]) einen fleissigen Beitrag geliefert. Unzweifelhaft ist gerade die Gegend des Mittelrheins ein historisch sehr wichtiges Gebiet, zu Zeiten geradezu ein Centralpunkt geschichtlichen Lebens gewesen, folglich höchst geeignet, auch für das Verkehrswesen, das hier zu besonderem Aufschwung gedieh, nahezu als typisch zu gelten. Jedenfalls liess sich hier auch ein reicherer Stoff zusammenbringen als sonst irgendwo. Ganz scheint mir der fleissige Vf. dieses Stoffes nicht Herr geworden zu sein, insofern mir die wesentlichen Gesichtspunkte nicht scharf genug herausgearbeitet sind und das Buch

---

Thun: AHVBern 13, S. 231—94. — **121)** W. Boeheim, Augsburger Waffenschmiede, ihre Werke u ihre Beziehungen z. Kaiserl. u. and. Höfen: JKSAK. 12, S. 165—227. — **122)** Bll. f. Kostümkunde. Hist. u. Volkstrachten. Unter Mitwirk. v. K. Ahrendts . . . hер. v. A. v. Heyden. NF. 19—21 (Schluss-Heft) (217—52 Blatt). Berlin, Lipperheide. 1888—90. 4°. XXIII, 86 S. je M. 4,50. — **123)** Z. Gesch. d. Kostüme. Nach Zeichnungen v. W. Diez, C. Fröhlich, C. Häberlin etc. München, Braun & Schneider. Fol. 76 Taf. 8 S. M. 9,50, color. 16,10. — **124)** A. Kretschmer, Deutsche Volkstrachten. Orig.-Zeichn. mit erkl. Text. Wohlfeile Ausg. 27—30 Lfg. Leipzig, Bach. 4°. 12 Taf. 38 S. je M. 1,00; cplt. 36,00. — **124a)** × Th. Martin, Trachten am Bodensee: ZGBodensee 20, S. 104—13. — **125)** × G. Sello, Z. Trachten-Gesch. d. Mark Brandenburg: FBPG. 4, S. 607—13. — **126)** × Klotz, Kirchl. Gewänder im ersten Jh nach d. Reformation: MAVZwickau 3, S. 34/9. — **127)** × E. Jacobs, Bürgerliches Ehrenkleid 1648: ZHarzV. 24, S. 297/8. — **127a)** × J. W. Braun, D. Perrücke in Berlin: Bär 16, S. 390 ff. — **128)** × Spitzen. Kulturhist. Skizze: NorddAZg. N. 50. — **129)** × C. Gurlitt, Neunzig Jahre Frauenmode: Gartenlaube N. 1 u. 3. — **130)** × Baier. Nationaltrachten: Bayerland 2 u. 3, S. 419 ff, 531 ff, 36 ff, 47 ff. — **131)** Brauch u. Sitte in Schleswig-Holstein im Anfang d. 19. Jh. (Wie man wohnte. Wie man sich kleidete. Wie man ass u. trank.): ZDKG. NF. 2, S. 86—102. — **132)** × L. Eid, Herzog Stephans Zweibrücker Küchenordnung. 1443: Bayerland 2, S. 117—20, 125 ff. — **133)** × F. Regensberg, Allerlei v. Sauerkraut: Didaskalia N. 24. (Wird übrigens z. B. in Russland mehr gegessen als im Lande d. deutschen „Sauerkrautesser".) — **134)** × Th. Volbehr, Weinrezepte d. 18. Jh.: MGNM. S. 54/6. — **135)** F. Reiber, Küchen-Zettel u. Regeln e. Strassburger Frauenklosters d. 16. Jh. Strassburg i. E., Heitz. 4°. 52 S. M. 4,00. — **136)** × G. Jenny, Alte Recepte u. Hausmittel: Alemannia 19, S. 31/6. — **137)** × E. Pfaff, Gesundheitsregeln mitgeteilt: ib. S. 168. — **138)** × J. H. Gallée, Mittelniederl. Arzneibuch: JbVNiederdSpr. 15, S. 105—49. — **139)** H. Peters, Aus pharmaceutischer Vorzeit in Bild u. Wort. 1. Bd. 2. Aufl. Berlin, Springer. XIV, 305 S. M. 7,00. |[M. Heyne: DLZ. 12, S. 60/1.]| — **140)** × F. Falk, Z. Volksgesundheitspflege Deutschlands im Mittelalter: HPBll. 108, S. 811—21. (Badewesen u. Seelenbad.) — **141)** × Edm. Bayer, Z. Gesch. d. Seebades: LZg[B]. N. 52/4. — **142)** H. Bösch, E. Karlsbader Kur vor 300 Jahren: MGNM. S. 10/8. — **143)** E. Jacobs, Fahrende Aerzte. Z. Gesch. d. Arzneiwesens 1650, 1657: ZHarzV. 24, S. 298—302. — **144)** P. Ammann, D. Pest d. J. 1636 in Neustift bei Brixen. Brixen, Weger. 57 S. M. 0,80. — **145)** × F. Haass, Entwicklung d. Posten v. Altertum bis z. Neuzeit. Vortrag. Stuttgart, Metzler. 24 S. M. 0,50. (Auch Ausserdeutsches.) — **146)** × Brägelmann, D. v. d. Mittelalter z. Neuzeit überleitenden Ereignisse betr. in ihren weiter umgestaltenden Wirkungen. II. D. Seeschiffahrt. Progr. Gymn. Vechta. |[DLZ. 12, S. 1657; G. Winter: BLU. S. 823.]| (International.) — **147)** × O. Winckelmann, E. Förderer d. Verkehrswesens in Elsass-Lothringen im 16. Jh.: JbGElsLothr. 7, S. 83—100. — **148)** × G. Bossert, Z. Gesch. d. Verkehrswesens: WürttVjh. 13, S. 112 f. (Post- u. Boteneinrichtungen d. Grafen Wolfgang v. Hohenlohe im 16. Jh.) — **149)** × O. Redlich, Vier Post-Stundenpläne 1496—1500: MZÖG. 12, S. 494—509. — **150)** × B. Stolte, Beitr. z. Gesch. d. Postwesens im ehemal. Hochstifte Paderborn. Paderborn, Schöningh. 61 S. M. 1,00. — **151)** × A. Rosenkranz, Postalische Reminiscenzen. D. schleswig-holsteinische Post 1848-1852 u. deren Postschillinge: KielZg. N. 14165. — **152)** × E. sächsisches Wegebaudenkmal v. 1688: APost. 19, S. 857/9. (Mit Versen.) — **153)** × Fischer, D. Verkehrswesen i. d. Kunst: ib. 19, S. 161—74. — **154)** F. H. Quetsch, Gesch. d. Verkehrswesens am Mittelrhein v. d. ältesten Zeiten bis z. Ausg. d. 18. Jh. Nach d. Quellen bearb. Freiburg i. B., Herder. IX, 416, IX S. M. 7,00. |[LCBl.

noch vielfach den Eindruck einer unkritischen Materialsammlung macht. Nachdem Q. quellenmässig die Uranfänge des Verkehrs, Land- und Wasserstrassen, von denen diese für den grossen Verkehr wichtiger waren als jene, Brücken und Ueberfahrten, das Strassentransportwesen, die Schiffahrt in ihrer Entwicklung geschildert und durch Illustrationen, wie auch die folgenden Abschnitte, zum Teil veranschaulicht hat, geht er auf das Botenwesen vor Einführung des Postwesens ein, doch nicht so, dass nicht dieser Abschnitt noch vielfach zu ergänzen und lebensvoller zu gestalten wäre. Ein grosser Teil des Buchs (S. 118—237) ist dem Postwesen gewidmet: augenscheinlich sah der Vf. in der Schilderung desselben eine seiner Hauptaufgaben. Kulturhistorisch interessiert uns mehr der folgende Abschnitt: der Verkehr, bei dessen Darstellung Q. sich eine bewusste Beschränkung auferlegt. Hier wäre uns, namentlich bei dem Abschnitt „Allgemeiner Verkehr" ein liebevolleres Eingehen willkommen gewesen, um tiefere Blicke in das deutsche Leben der Vergangenheit thun zu können: aber dem Vf. war es darum weniger zu thun, zumal sich seine Aufgabe dadurch bedeutend erweitert hätte. Bei dem Abschnitt „Handelsverkehr" ist vor allem auf die Darstellung des Weinhandels hinzuweisen. Im Kapitel „Reiseverkehr" übergeht Q. die für das 17. Jh. so charakteristische modische Reisesucht ganz und betont den späteren romantischen Reisetrieb zu wenig. — Eine gute, von höheren kulturhistorischen Gesichtspunkten ausgehende Geschichte des Reisens fehlt uns überhaupt. Kleinere Beiträge, so zur Geschichte der Pilger- und Jerusalemfahrten[155-156]) liegen auch in diesem Jahre vor. Jene oben erwähnte Reisesucht hatte sich namentlich bei den Vornehmen ausgebildet: zur Bildung gehörte die übliche grosse Kavaliertour. — Ueber einzelne fürstliche Reisende wird uns wieder berichtet[157-158]). Natürlich sind solche Reiseberichte[159]) nicht nur für die Art des Reisens interessant, sondern sie verdienen auch wegen der Persönlichkeit der betreffenden Reisenden oder wegen des Berichts über das Gesehene Beachtung. Nicht allzu sehr ragt in dieser Beziehung der von C. Curtius[160]) vorgelegte Bericht des Hamburger Dichters Postel und seines Freundes v. d. Melle hervor. — Die Anfänge moderner Touristik zeigen sich in einer Harzreise des Grafen Götzen[161-161a]). —

Sittengeschichtliches. Neben mancherlei Schnitzeln[162-165]) sei U. Roberts[166]) interessantes Buch hervorgehoben. — Osswald[167]) giebt nach Aufzeichnungen des Nordhäuser Bürgers Frommann wertvolles Material zur Geschichte der Hinrichtungsarten und sonstiger Strafen; das Kriminalverfahren betrifft übrigens meistens Hexen usw., und so werden auch Segen, Beschwörungs- und Zauberformeln erwähnt. — Gegen das moderne verkommene Geschlechtsleben richtet sich ein Aufsatz der Grenzboten[168]) nach Ribbings Buch: „Die sexuelle Hygiene und ihre ethischen Konsequenzen". — Ein überaus grober Brief eines Konsistorialrats an einen Pfarrer aus dem Jahre 1759 wird als sittengeschichtlicher Beitrag verzeichnet[169]). — Eine andere Notiz[170]) handelt von dem Worte „Chaland", das den Namen württembergischer Beamten und anderer Leute zugesetzt wurde, dessen Bedeutung aber nicht mehr ersichtlich ist. Eine spätere Bemerkung[170a]) erklärt diese Leute als Eisenhändler des Oberlandes. Unwillkürlich möchte man sonst an Mitglieder der früheren Kalandsbrüderschaften denken. Für die Geschichte derselben in Westfalen ist ein Beitrag von Darpe[171]) geliefert. — Zur Geschichte der Juden und ihrer Stellung in der Vergangenheit ist manches veröffentlicht worden[172-175]). Dass sie eine harte Leidenszeit durchzumachen hatten, zeigen u. a. die auf urkundlichen Quellen beruhenden Skizzen F. Ottos[176]), die auch für den Ursprung

---

1892, S. 710.]| — **155)** × de Diesbach, Les pélerins Fribourgeois à Jerusalem (1436—1646). Etude historique: ASHFribourg. 5, S. 191—324. — **156)** × R. Röhricht, D. Jerusalemfahrten d. Grafen Philipp, Ludwig u. Reinhard v. Hanau: ZVHessG. NF. 16, S. 85—188. — **157)** × E. Fein, Reise Herzog Friedrichs I. nach England im Jahre 1592: BBSW. 13. Febr. N. 1-2. — **158)** × A. Gessler, Felix Platters Schilderung d. Reise d. Markgrafen Georg Friedrich zu Baden u. Hochberg . . . im J. 1598: BaslerJb. S. 104—46. (Zugleich für d. Schilderung d. Hoflebens [Hochzeit] interessant.) — **159)** H. Becker, Deutsche Seefahrer u. Reisende in vergangenen Jhh.: Didaskalia. N. 78. (Betont d. Anteil v. Deutschen an d. Entdeckungsfahrten, zählt weiter bedeutende deutsche Reisende auf.) — **160)** C. Curtius, Heinrich Christian Postels u. Jacob v. d. Melles Reise durch d. nordwestl. Deutschland nach d. Niederl. u. nach England. Aus e. Hs. d. Lübeck. Stadtbibl. her. Progr. Katharineum Lübeck, Borchers. 4⁰. 48 S. (Vgl. III 5: 29). — **161)** E. Jacobs, Aus e. Harzreise d. Grafen Friedrich v. Götzen im J. 1791. ZHarzV. 24, S. 327—33. — **161a)** × id., E. Harztour v. 55 Jahren: HarzMhh. 2, H. 1. — **162)** × A. Birlinger, Sittengeschichtliches. Aus Jaunerlisten 1, 2: Alemannia. 19, H. 1. — **163)** × G. Pilk, Fehden u. Räubereien im 15. Jh.: ÜB&T 14, S. 157/9, 165/7. — **164)** × O. S., Altberliner Folterwerkzeuge: Bär. 17, S. 30 f. — **165)** × Fassbinderei auf d. Main: Didaskalia. S. 84. (Betr. die alte Sitte der Küfer, auf zugefrornen Flüssen e. Fass zu binden.) — **166)** U. Robert, Les signes d'infamie au moyen-âge: juifs, sarrasins, herétiques, lépreux, cagots et filles publiques. Paris, Champion. 16⁰. 194 S. Fr. 5. — **165)** P. Osswald, Nordhäuser Kriminal-Akten v. 1498 bis 1657: ZHarzV. 24, S. 151—200. — **168)** Z. dunkeln Kapitel d. Kulturgesch.: Grenzboten. 50, II, S. 605—13. — **169)** id., E. schwäbischer Rüffel: Didaskalia. N. 9. — **170)** Z. württemberg. Kulturgesch.: SchwäbMerkur. N. 197. — **170a)** Ueber d. Bedeutung d. Wortes „Chaland": SchwäbKron. N. 199. — **171)** F. Darpe, D. Nienberger Kaland: ZVGWestf. 49, S. 147—60. — **172)** ○ M. Ettinger, Psychologie u. Ethik d. Antisemitismus im Altertum, Mittelalter u. in d. Neuzeit. Wien, Gottlieb. 29 S. M. 0,40. — **173)** × C. Grefe, Beitrr. z. Gesch. d. Israeliten in Wien. 1. Der alte Friedhof im IX. Bezirke aus dem 16. Jh. Wien, Gilhofer & Ranschburg. 11 S. m. 6 Photogr. 4⁰. M. 10,80. — **174)** × A. Adam, Judenordnungen Leopolds I., Bischofs v. Strassburg 1613: Ecclesiasticum Argentinense. 9, Beil. 105—24. — **174a)** × H. Bresslau, Aus Strassburger Judenakten 1.: ZGJuden. 5, S. 115—25. — **174b)** × L. G[eiger], Elsässer Bestimmungen über Juden 1784: ib. S 273/4. — **175)** A. Wyking, D. Juden Berlins. Nach hist. Quellen bearb. . Aufl. Leipzig, Uhl. XII, 104 S. M. 1,00. — **176)** F. Otto, D. Juden zu Wiesbaden: AnnVNassAK. 23, S. 129—48. —

der Beschwerden über die Juden manches Charakteristische bieten.[177] — Der Umschwung kam im Zeitalter der „Aufklärung". Sehr lehrreich ist dafür die Arbeit von Reuss[178], der die Reformschrift des Staatsmannes und Geschichtsschreibers Ch. W. Dohm behandelt, namentlich auch in Hinsicht auf ihre Wirkung. Er bespricht die beifälligen Stimmen, so in Nicolais „Allgemeiner Deutscher Bibliothek", und die gegnerischen, so die Recension des Professors Hissmann in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen". — Kurz werden auch die bald folgenden gesetzgeberischen Reformen erwähnt. — Ueber die Sittengeschichte hinaus geht ein Stoff, über den schon recht viel in dilettantischer Form gehandelt ist, der jetzt aber eine gründliche wissenschaftliche Bearbeitung durch von Amira[179] erfährt, namentlich vom rechtsgeschichtlichen Standpunkt aus. Der Vf. will jene Tierstrafen zu erklären suchen, die man oft nur als Kuriosität ansah. Einerseits arbeitete man früher auch mit zu geringem Material, andererseits analysierte man nicht die Thatsachen, sondern kombinierte nach Herzenslust. A. unterscheidet zwischen den weltlichen Tierstrafen, die bei christlichen Völkern wesentlich einer Zeit der Reception und der Rechtsmischung angehören, und dem eigentlichen, kirchlichen Tierprocess. Diesen, der sich nie gegen einzelne bestimmte Tiere richtet, fasst er als „Gespensterprocess". Das Verurteilen ist ein „zauberisches Bannen von Menschen- oder Dämonenseelen". —

Volkskunde und Mythologie. Wenngleich ich der Ansicht bin, dass zwischen Volkskunde und Kulturgeschichte genügend geschieden werden sollte, so kann man die Kulturgeschichte doch immerhin so weit fassen, dass sie auch die Volkskunde mit einbegreift. Da ferner volkskundliche Ergebnisse oft auch im engeren Sinne kulturhistorisch interessant sind, so will ich in Kürze darauf eingehen. Ausserordentlich viel Material findet man in den speciellen Zeitschriften, von denen die von Weinhold[180] geleitete auch eine Bibliographie bringt.[181] „Am Urquell"[182] ist eigentlich wesentlich sammelnd. Mancherlei liefert auch die „Alemannia[183], vieles namentlich für die Vergleichung Interessante geben die fremdländischen Zeitschriften[184-186]. Im Folgenden richte ich mein Augenmerk wesentlich auf Material, das in diesen Specialzeitschriften nicht enthalten ist. Allerlei Kleinigkeiten, unter dem Titel „Volkstümliches" oder „Glaube und Brauch" zusammengefasst[187-193], werden nach den verschiedenen Gegenden behandelt. Man sieht daraus, dass man sich über ein mangelndes Interesse kaum beklagen kann. Ueberall giebt es Sammler, die sich freilich in ihrem Dilettantismus leicht zu falschen Folgerungen verleiten lassen. — Ueber Volksbräuche im einzelnen liegt mancherlei vor[194]. Die Bräuche an bestimmten Tagen, z. B. am Matthiastag (24. Februar)[196], an dem die Mädchen des Sollings in die Zukunft schauen zu können meinen, oder an Festtagen, so zu Ostern: Osterfeuer, Osterwasser, Ostereier usw.[197-201], am Nikolaustag[202] oder zu Weihnachten[203-205] bieten Stoff genug[205a]. Ebenso die Bräuche bei Hochzeit[206], Geburt und Tod[207-208]. Ausführlich handelt darüber J. Sepp[209], der die Dinge vom vergleichenden Standpunkt unter Beibringung zahlreicher Belege ansieht, aber durch sie seine Ansichten nicht immer wahrscheinlich macht. Oft wird man bei vielen dieser und anderer Gebräuche einen uralt-religiösen Ursprung richtig vermuthen können, wenn man auch nicht überall dergleichen wittern darf. Zu tief

---

177) × H. Jungfer, D. Juden unter Friedrich d. Grossen. 2. Ausg. Leipzig, Fritsch. 147 S. M. 0,50. — 178) F. Reuss, Christian Wilhelms Dohms Schrift „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" u. deren Einwirkung auf d. gebildeten Stände Deutschlands: Diss. Leipzig. Kaiserslautern, Blenk & Cie. 105 S. M. 2,00. — 179) K. v. Amira, Tierstrafen u. Tierprozesse: MJÖG. 12, S. 545—601. — 180) Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde her. v. K. Weinhold. 1. Jahrg. 1891. 4 Hfte. Berlin, Asher & Co. M. 16,00. — 181) × Zeitschrift f. Volkskunde in Sage u. Mär, Schwank u. Streich, Lied, Rätsel u. Sprichwort, Sitte u. Brauch, her. v. Veckenstedt. 3. Leipzig, Frankenstein & Wagner. — 182) Am Urquell. Monatsschr. f. Volkskunde. Hamburg, Cramer. — 183) Alemannia her. v. A. Birlinger. 19. Bonn, Hanstein. — 184) × Revue des Traditions populaires. 6. Paris, Maison neuve. — 185) × Mélusine. Recueil de mythologie, littérature populaire, traditions et usages, dirigé par H. Gaidoz. 5. Paris, Rotland. — 186) × Folklore, a quarterly review of myth. tradition, institution and custom 1—2. London, Nutt. — 187) × A. Uhlhorn, Volkstümliches: JbGElsLothr. 7, S. 146—50. — 188) × L. Korth, Volkstümliches aus d. Kreise Bergheim: AHVNiederrh. 52, S. 1—60. — 189) × B. Stehle, Volkstüml. Feste, Sitten u. Gebräuche im Elsass: JbGElsLothr. 7, S. 200/6. — 190) × O. Heilig, Volkstümliches aus Unterfranken: AHVUnterfranken. 34, S. 217—20. — 191) × Kaiser, Volkstümliches aus Hinterpommern: MBllGPommG. 5, S. 33/8. — 192) × B. Jelinek, Materialien z. Vorgesch. u. Volkskunde Böhmens. 1. Tl. Wien, Hölder. 4⁰. 36 S. M. 3,60. — 193) × Grünenwald, Reste alten Glaubens, alter Sitten u. Sagen in d. Pfalz: PfälzMus. 8, N. 1ff. (Betr. namentlich Volksmedizin.) — 194) × F. Weineck, Glaube u. Brauch in d. Umgegend v. Lübben u. Luckau: MNLGAU. 2, II, S. 133—53. — 195) × M. Rohlen, Etwas v. Niesen: Didaskalia. N. 13. (Bräuche u. Anschauungen, d. Niesen betr., bei verschiedenen Völkern.) — 196) H. Sohnrey, D. Matthiasgebräuche d. Sollinger Waldes: ib. N. 77. — 197) × W. v. Langsdorff, Altheidnische Ostergebräuche u. ihr Einfluss auf d. christl. Festfeier: LZgB. N. 37. (Heidn. Name [Ostara], Osterfeuer = Freudenfeuer, d. Entstehung d. Frühlings, Ostereier Symbol d. fruchtbringenden Sonnenwärme, Verhalten d. Kirche gegenüber d. Osterbräuchen.) — 198) × R. Dietrich, Volkstüml. Ostergebräuche: Didaskalia. N. 74. (Auch d. Schwerttänze.) — 199) × Rackwitz, Osterfeuer: KBlAnthr. 21, N. 11/2. — 200) × A. Hammerau, D. Bergfeuer in Deutschland: AZgB. N. 88/9. (Sucht d. Heimat im Orient.) — 201) × O. Glöde, V. Osterhasen: ZDU. 5, S. 702. (Grundbedeutung unsicher.) — 202) id., V. hl. Nikolaus: ib. S. 59. — 203) × Siebenbürgens Weihnachts- u. Neujahrsbräuche: KBlVSiebenbLK. 14, S. 43/4. — 204) × P. Bartels, Z. Feier d. Zwölften: ZDU. 5, 283/5. — 205) × A. Tille, D. Weihnachtsbaum u. seine Geschichte: N&S. 59, S. 322—49. — 205a) × F. Ortwein, Auf d. Suche nach Pfingstbräuchen im Harz: HarzMhh. 2, Hft. 6. — 206) × Zwei Hochzeitslieder aus Schönberg: KBlVSiebenbLK. 14, 69-70. — 207) × K. Krüger, Verhüllen d. Hauptes beim Tode: ZDU. 5, S. 51/2. — 208) × W. Hein, D. Todtenbretter im Böhmerwalde: Wien, Hölder. 4. 16 S., 2 T. M. 3,20. — 209) J. Sepp, Völkerbrauch bei Hochzeit, Geburt u. Tod. Beweis für d. Einheit

wurzelte noch in der Volksseele der alte Glaube, als dass er durch das Christentum hätte ganz zerstört werden können. Gedankenlos aufbewahrte Reste freilich sind es, aber doch immerhin wirkliche Reste des alten Heidentums, die wir auf dem Gebiete der Volkskunde überall finden. Eine populäre Zusammenstellung aller solcher Reste giebt Stubenvoll[210]), indem er einen Rundgang durch das Jahr macht und bei den einzelnen Tagen das Erwähnenswerte anführt. — Aus einem Buche Sepps, das ebenfalls alles Mögliche zusammenstellt, giebt Fessl[211]) einige Auszüge. — Das grosse Gebiet des Aberglaubens[212-213]), das diese heidnischen Reste[214]) so häufig aufweist, ohne dass sie immer mit der heidnischen Volksreligion zusammenzuhängen brauchen (denn wieviel neuer Aberglaube ist seitdem hinzugekommen), hat auch sonst wieder eine reiche Litteratur hervorgerufen[215-224]). — Aufmerksamkeit verdient die Arbeit von Losch[225]), der eine grosse Menge von Heilsprüchen, Segen usw., die für die deutsche Mythologie höchst wertvoll sind, nach Hss. und gedruckter Volkslitteratur zusammenstellt. Er will später die „Volksbücher" noch weiter für die deutsche Mythologie ausnutzen. — Auch litterarhistorisch interessant ist die Abhandlung von Amersbach[226]). Gerade bei Grimmelshausen, als volkstümlichem Schriftsteller, erlauben diese Dinge einen bedeutsamen Rückschluss, wenn er auch unzweifelhaft vieles gelehrten Quellen — darin blieb er ein Zeitkind — entnimmt. Für uns ist auch die Stellung wichtig, die Grimmelshausen selbst zu dem Aberglauben einnimmt. Er ist darin ebenso befangen, wie alle seine Zeitgenossen. Eine grosse Rolle spielen bei ihm die Sagen; Grimm und andere haben aus ihm geschöpft. — Die Sagenlitteratur dieses Jahres[226a]) kann übrigens hier nur ganz flüchtig gestreift werden[227-239d]), wenngleich diese dichtende und erdichtende Kraft im Volke, die auch heute noch rege ist, an sich alles Interesse verdient. Eine Specialität, die Glockensagen, die meist an die Glockentaufe anknüpfen, behandelt E. Müller[240]). — Ein verwandter Zweig der Volkspoesie, das Volksmärchen[241]), hat eine Bereicherung durch U. Jahns[242]) hübsche Ausgabe erfahren. In der Einleitung kommt er darauf zu sprechen, wie schwer es heute ist, aus des Volkes Mund derartiges zu erhaschen. Auch was er sonst über die Arten, über die heutige Entwicklung und Umwandlung des Märchens sagt, ist sehr lesenswert. Die Sammlung selbst ist sehr reichhaltig und bietet willkommenen Anlass, die Volksseele zu studieren. — Blicke in dieselbe vermag auch zu thun, wer einen bestimmten Stoff darauf ansieht, wie ihn das Volk behandelt. Derartige Arbeiten liegen mehrfach vor[243-244]). Himmel[245]) und Hölle in der Ueberlieferung des Volkes behandelt Matthias[245-247]). Er meint, dass die Anschauungen darüber fast

---

d. Menschen-Geschlechtes u. d. Urheimat Asien. München, Huttler. 176 S. M. 2,00. — 210) Stubenvoll, Heidentum im Christentum. 1. u. 2. Aufl. Heidelberg, Siebert. 191 S. M. 2,90. — 211) J. Fressl, D. Religion d. alten Deutschen u. ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen u. Festbräuchen bis z. Gegenwart: MünchNN. N. 348. (Im Anschluss an d. gleichnam. Buch von J. Sepp. 1890.) — 212) × A. Graf, Naturgesch. d. Teufels. Aus d. Italien. von R. Teuscher. Jena, Costenoble. XVIII, 448 S. M. 4,00. (Kommt in einzelnen Partien auch für uns in Betracht.) — 213) × Th. Achelis, D. Entwicklungsgesch. d. Teufelsglaubens: Ausland. 64, N. 4 u. 5. (Auszug aus N. 212.) — 214) × S. Schwarz, Reste d. Wodankultus in d. Gegenwart. Leipzig, A. Neumann. III, 50 S. M. 1,00. — 215) × B. Martiny, Aberglaube im Molkereiwesen. E. Beitr. z. Verständnis d. Aberglaubens u. z. Gesch. d. Molkereiwesens. Bremen, Heinsius Nachf. 42 S. M. 1,50. — 216) × Bartels, Volksaberglaube im 17. Jh: JbGEmdenG. 9, S. 98—100. (Ueber Heilung durch e. Messer, mit dem Menschenblut vergossen ist, über Puh-Hille als Namen für Geisterbeschwörerinnen u. d. „Rose von Jericho". — 217) × Sello, Neumärkische Mirakel: FBPG. 4, S. 613—22. — 218) × Prem, Tirolischer Glaube u. Aberglaube d. 15. Jh.: ZDA. 36, S. 51/3. — 219) × A. Schlossar, Volksmeinung u. Volksglaube aus d. deutschen Steiermark: Germania 36, S. 380—406. — 220) × F. Rosenberger, D. Wünschelrute: DR. 16, IV, S. 60/8. — 221) × J. Resch, Schlag, K. J. Schmidt, Wolf als günstiges Vorzeichen: ZDU. 5. 58, 286, 697. — 222) × Schuh u. Stiefel im Aberglauben: Didaskalia. N. 62. — 223) × A. Achleitner, D. Menschenleben im Aberglauben, e. volksmedicinische Studie aus d. steir. Hochland: AZg. N. 264. — 224) × J. Koulen, E. alter Heilspruch: ZDU. 5, S. 694/5. — 225) F. Losch, Deutsche Segen, Heil- u. Bannsprüche. Nach gedr., schriftl. u. mündl. Quellen zusammengest.: WürttVjh. 13, S. 157—258. — 226) Karl Amersbach, Aberglaube, Sage u. Märchen bei Grimmelshausen. (S. u. III 3:4.) — 226a) × A. Schullerus, Z. Sagenkunde: KBlVSiebenbLK. 14, S. 25/9. — 227) × Grimm, Deutsche Sagen. 2 Tle. in 1 Bd. 3. Aufl., besorgt v. H. Grimm. Berlin, Nicolai. XX, 268 u. 215 S. M. 6,00. — 228) × Hauser u. Birlinger, Sagen: Alemannia 19, S. 42/9. — 229) × R. Waiser, Sagen v. Schlosse Stein: Carinthia 81, S. 54/7. — 230) ○ × Fr. Francisci, Sagen aus d. Gailthale: NCarinthia 1, 129—31. — 231) × A. Haas, Rügensche Sagen u. Märchen. Greifswald, Bamberg. XII, 263 S. M. 2,80. — 232) × Hohaus, D. Sagen d. Grafschaft Glatz: VjsGGlatz 10, S. 93/5 u. 402/4. — 233) × N. Warker, Wintergrün, Sagen, Geschichten, Legenden d. Prov. Luxemburg. 2. Aufl. Arlon, Willems-Poussin. — 234) × H. Grössler, Dritte Nachlese v. Sagen u. Gebräuchen d. Grafschaft Mansfeld u. deren nächster Umgebung: MansfeldBll. 5, S. 168—75. — 235) × M. Drumel, Sagen aus d. unteren Gailthale: NCarinthia 1, H. 4. — 236) × J. V. Zingerle, Sagen aus Tirol. Gesammelt u. her. 2. Aufl. Innsbruck, Wagner. XX, 738 S. M. 9,60. |[M. di Martino: ASTP. 10, S. 581/2.]| — 237) × S. M. Prem, D. Legende v. Kaiser Max auf d. Martinswand: ZDAlpenV. 11. (Berücksichtigt auch d. poet. Bearbeitungen d. Sage u. bringt neue Details.) — 238) × Raydt, D. deutsche Kaisersage: DEBll. 16, S. 73. — 239) × P. Gaebisch, Rothenburger Sagen: Didaskalia. N. 117. — 239a) × J. Stöckle, Schwetzinger Sagen. D. Schlüsselmadame u. d. Pfingstrosenfest: BadSchulZg. N. 20/1. — 239b) × C. Gander, Sagen u. sagenhafte Mitteilungen aus d. Kreise Guben: MNLGAU. 2, II, S. 121—32. — 239c) × Ch. L. Wucke, Sagen d. mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge d. Thüringer Waldes, d. Vorder- u. d. hohen Rhön, sowie aus d. Gebiet d. fränk. Saale. 2. Aufl., her. v. H. Ullrich. Eisenach, Kahle. XV, 530 S. M. 4,50. — 239d) × Krautweihlegenden. Zusammengest. v e. Priester d. Diöcese Paderborn. Paderborn, Bonifaciusdruckerei. 42 S. M. 0,25. — 240) E. Müller, Glockensagen in Württemberg: BBSW. N. 19-20. — 241) × L. Fränkel, Z. Proteusmärchen u. andern wandernden Stoffen: Germania 36, S. 308/10. — 242) U. Jahn, Volksmärchen aus Pommern u. Rügen. 1 Tl. (= Forschungen d. Vereins für Niederd. Sprachforschung 2.) Norden, Soltau. XXII, 382 S. M. 7,50. — 243) × H. Frischbier, D. Menschenwelt in Volksrätseln a. d. Provinzen Ost- u. Westpreussen: ZDPh. 23, S. 240—64. — 244) × B. Wossidlo, Gott u. Teufel im Munde d. Mecklenburg. Volkes: KBlVNiederdSpr. 15, S. 44/8. — 245) × R. Hildebrand, Olymp u. Himmel, dabei etwas v. hohlen Bergen u. vom Echo: ZDU. 5. S. 433/9. — 246) E. Matthias, D. Himmel in d. volkstüml. Ueberlieferung: LZg[B]. N. 98. — 247) id., D. Hölle in d. volkstüml. Ueber-

ausschliesslich aus der Bibel herstammen. Auf Petrus geht er besonders ein: das Fegefeuer ist nach ihm nie in die eigentliche Volksüberlieferung übergegangen. — Wie das Volk über den Tod denkt, bespricht oberflächlich Habs-Randau[248]). Die überall wiederkehrende Mythe von der Toteninsel[249]) wird in einem Wiener Feuilleton behandelt, ebenso der Wienerische Tod[250]), der ein charakteristisches nicht-grausiges, ich möchte sagen griechisches Ansehen zeigt. Die Abbildung des Todes auf dem Titelkupfer von „Mercks Wienn" (1680) möchte man nach dem Vf. fast „Herr v. Tod" titulieren. — Für das Gemütsleben des Volkes ist überhaupt der humoristische Zug charakteristisch. Auf diesem Gebiet, dem des Volkshumors, sind wenig Neuigkeiten zu verzeichnen[251-253]). Dass ein wesentliches Kennzeichen desselben die Derbheit ist, zeigt ein Beitrag Schüttelkopfs[254]) aus Kärnthen. — Vielfach mischt sich in den Volkshumor ein verstandesmässiges Element: der witzige Spottvogel kommt zum Vorschein. Namentlich zeigt sich das in den Neckereien über einzelne Orte, eine Gattung, über die u. a. schon der alte Wachsmuth vor vielen Jahren recht gut gehandelt hat. Speciell für den pommerschen Lokalwitz ist jetzt von Knoop[255-256]), der auch sonst für die pommersche Volkskunde manches beigetragen hat[257]), eine Sammlung veröffentlicht. In alphabetischer Reihenfolge der Orte wird alles auf sie Bezügliche, teils aus gedruckten Quellen, teils aus mündlichem Bericht herrührend, zusammengestellt. Noch deutlicher als im Volkshumor, der doch meistens „wenig Witz und viel Behagen" zeigt, findet sich der Volksverstand in der Spruchweisheit[258-259]) des Volkes, die oft auch wieder humoristisch gefärbt ist. Aus den hübschen, schon JBL. 1890 charakterisierten Sammlungen v. Hörmanns giebt Leist[260]) einen Auszug. — Von Sprichwörtersammlungen[261-262]) ist die fleissige Arbeit Dirksens[263]) hervorzuheben. — Neben Grabinschriften[264-266]) sind weiter die Haussprüche und -inschriften[267-271]) zu beachten. Buhlers[272]) leitet seine Sammlung mit einigen interessanten Bemerkungen ein. Haussprüche haben nach ihm ihre Lieblingsstätte in Gegenden mit Holzbauten. Ihre allgemeine Quelle sind die Bibel, weiter die Sprichwörter und Redensarten. Oft richtet sich der Spruch gegen den Neid der Nachbarn. Einige Sprüche verbreiten sich über weite Gegenden als eine Art Volkseigentum. Zu erwähnen ist für diese, wie für andere Sammlungen, dass ein grosser Teil der in ihnen enthaltenen Sprüche und Inschriften lateinisch ist. — Aus einer Zusammenstellung echten Volksgutes, dem neu gedruckten Strassburger Rätselbuch vom Jahre 1605, werden uns Proben gegeben[273]); Schüttelkopf[274]) setzt seine verdienstliche Sammlung von Kinderreimen und Kinderspielen fort. — Etwas viel Gelehrsamkeit wird an die verschiedenen Fassungen der volkstümlichen Einteilung des Menschenlebens nach zehn Jahrzehnten verwandt, über die auch ein nachgelassener Aufsatz Zachers[275]) unterrichtet. Interessanter ist die Erörterung über die bildlichen Veranschaulichungen der zehn Altersstufen. Warum die Gans als Begleiterin des Hundertjährigen gewählt ist, hat zu vielen künstlichen Vermutungen geführt, gegen die mit Recht Bedenken erhoben werden. — Ein oft mit Unrecht verachtetes Volksgut sind die Erfahrungen über das für das Landvolk so wichtige Wetter, die es in mannigfachen Regeln und Voraussagungen ausspricht[276-278a]). Einen geschichtlichen Ueberblick über die volkstümliche Litteratur dieser Art giebt Hellmann[279-280]). — Für die Volkskunde nicht ohne Interesse sind

---

lieferung: ib. N. 140. — 248) R. Habs-Randau, D. Tod im Sprichwort: MünchNN. N. 339. (Auch Didaskalia N. 180.) — 249) M. Hdt., D. Todteninsel: NFPr. N. 9763. — 250) D. Wienerische Tod: ib. N. 9764. — 251) × H. Frischbier, Volkswitz: AltprMschr. 28. H. 1-2. — 252) × E. Jeep, Schildbürger: ZDU. 5, S. 355/7. — 253) × J. Janscha, E. Beitr. z. Volkshumor a. d. mittleren Gurkthale: Carinthia 81, S. 90. — 254) B. Schüttelkopf, D. Brechlstear: ib. S. 185—93. (Behandelt d. Schimmelreiter, d. in Kärnthen beim Flachsbrechen erscheint, u. giebt d. humorist.-poetischen Redestreit, d. sich dabei entspinnt, wieder.) — 255) O. Knoop, Allerhand Scherze, Neckereien, Reime u. Erzählungen über pomm. Orte u. ihre Bewohner. Stettin (Posen, Jolowicz). 105 S. M. 2,00. — 256) id., Allerhand Scherz, Neckereien, Reime u. Erzähl. über pomm. Orte u. ihre Bewohner: BaltSt. 41, S. 99—203. — 257) id., Plattdeutsches aus Hinterpommern: MBllGPommG. 5, S. 38—40, 53/4, 69—71, 87/9, 119—21. — 258) × R. Sprenger, Alb. Richter, Deutsche Redensarten, sprachl. u. kulturgesch. erl.: ASNS. 86, S. 309. — 259) × P. Sébillot, Les routes et devinettes, proverbes: RTP. 6, S. 92/8. — 260) × Leist, Volkspoesie in d. Alpen: MünchNN. N. 389. — 261) × G. Wunderlich, Deutsche Sprichwörter, volktümlich erklärt u. gruppiert. 2. Bdchen. 5. Aufl. Langensalza. Schulbuchhandlung. VIII, 95 S. M. 0,75. — 262) × J. Rathgeber, Elsäss. Sprichwörter u. sprichwörtl. Redensarten: JbGElsLothr. 7, S. 141/5. — 263) C. Dirksen, Ostfriesische Sprichwörter u. sprichwörtl. Redensarten mit hist. u. sprachl. Anm. 2. Hft. Ruhrort, Andreae & Co. 95 S. M. 1,80. — 264) × O. L. Testorpf, Inschriften v. Grabdenkmälern, Gemälden usw. in der Kirche zu Groden: MVHambG. 13, S. 49—57. (Bemerkenswerte Verse.) — 265) × F. Branky, L. von Hörmann, Grabschriften u. Marterlen: ZDU. 5. S. 501/3. — 266) × A. Hintze, Sprüche f. Sargschilder u. Grabsteine. Hamburg, Herold. 53 S. M. 1,00. — 267) × R. Engelhard, D. Hausinschriften d. Stadt Duderstadt. (= Beitr. z. Kunstgeschichte Niedersachsens. C.) Beilage z. Progr. d. Progym. Duderstadt. 4⁰. S. 29—41. — 268) × A. Leicht u. E. Granz, Meissner Inschriften u. Abzeichen: MVGMeissen 3, S. 17—76. (Viele Gedichte.) — 269) × J. Freund, Hausinschriften aus Marburgs Umgebung. (S.-A.) Marburg, Ehrhardt. 32 S. M. 0,30. — 270) × B. Durrer, D. Salzherrenhaus zu Sarnen: ASchweizAK. 24, S. 579—82. (Narrensprüche d. 16. Jh.) — 271) × Giov. Tramè, Inscripziuns in Engiadina: ASRhaetR. 6, S. 1—33. (Auch deutsches u. lateinisches.) — 272) Buhlers, Hildesheimer Haussprüche: ZHarzV. 24, S. 425—53. — 273) Deutsche Rätsel: Didaskalia N. 30. — 274) B. Schüttelkopf, Kinderreime u. Kinderspiele (Forts.): Carinthia 81, S. 23 ff., 80 ff., 121 ff., 157 ff. — 275) J. Zacher, Zehn Alterstufen d. Menschen (aus seinem Nachlass v. E. Matthias): ZDPh. 23, S. 385—412. — 276) × Ueber Wetterregeln u. Verwandtes: BBWS. N. 11/2. — 277) × B. Schüttelkopf, Wettersprüche u. Wettergebete: Carinthia 81, S. 89—90. — 278) × F. Pfaff, Practica auf alle Monat durch d. gantze Jarr gestöllt: Alemannia 19, S. 169—78. — 278a) × J. H. Graf, Ueber astrologischen Aberglauben wie d. Horoskopstellen u. Kalenderprophezeien: BernerTb. 40, S. 185—233. (Aus Schweizer Kalendern des 16.-18. Jh.) — 279) G. Hellmann: Meteorologische Volksbücher. E. Beitr. z. Gesch. d.

endlich die Mitteilungen, die Riegl[281]) über einen mit Zeichen bedeckten achtseitigen Holzstab macht, der eine Art immerwährenden Kalenders darstellt, freilich seit der gregorianischen Reform seine Zwecke nur ungenügend erfüllen konnte. So lässt es sich erklären, dass diese Stäbe ausser Gebrauch gekommen und nur noch wenige Spätlinge wie dieser erhalten sind. — Auf die Mythologie[282]) kann hier, wo es sich um die neuere deutsche Kulturgeschichte allein und um die allgemeine Kulturgeschichte nur insoweit handelt, als sie die letztere berührt, nur wenig eingegangen werden. Sie kommt für uns in Betracht, soweit sie im Volksglauben und Volksgeist noch fortgelebt oder aber Einfluss auf Kunst und Dichtung späterer Zeiten geübt hat. Jenes Moment trat schon oben hervor bei Besprechung der Volksbräuche, des Aberglaubens usw. Auch Herrmanowskis[283]) mythologisches Werk bietet uns dafür in seinem ersten Bande manches Interessante. Dieser erste Band, eine ziemlich unkritische Zusammenstellung, die kein Bild von der deutschen Mythologie in ihrer Entwicklung und Wandlung, sondern mehr ein vollständiges Bild davon giebt, wie man sich die deutsche Götterwelt dachte und vorstellte, kann uns namentlich wegen dieses letzten Punktes nützlich werden; so geht der Vf. auch auf viele Sagen ein. Grösseren Wert hat aber für unsere Zwecke der zweite Band, der die Verwendung der deutschen Götter und Helden in der Kunst darstellt und zwar bis in unsere Zeit. Auch das Märchen wird berücksichtigt. Das Grundmotiv des Vf. ist, die alte Götter- und Reckenwelt neu zu beleben und uns wieder näher zu bringen; es verdient gewiss alles Lob. Aber ich fürchte, dass, ehe nicht unsere gesamten Bildungsgrundlagen recht tüchtig geändert sind, darin wenig Erfolge zu erreichen sein werden. H. hat sehr recht, wenn er meint, dass heute nur wenige mit jener Welt vertraut sind. Sein Buch kann dazu beitragen, diese Vertrautheit zu befördern, und damit zum Verständnis unserer Volksnatur verhelfen. — Einen kleinen Teil der mythologischen Welt in seinem späteren Fortleben behandelt Mushacke[284]). Er betont, dass das Elfenreich ursprünglich eine heitere Färbung gehabt habe, die durch den Einfluss des Christentums im Norden ganz, in Deutschland teilweise verschwunden sei. Anders war der Verlauf auf gallischem und englischem Boden. —

Tiere und Pflanzen. In den meisten der hierher gehörigen Arbeiten wird die Auffassung und Verwendung der Tiere und Pflanzen in der Sage, im Volksglauben und in den Bräuchen mit Vorliebe besprochen: wir können sie also hier passend angliedern. Das Buch von C. J. Steiner[285]) soll den Erwartungen, die man nach dem Titel hegen kann, nicht genügen: wissenschaftliche Ansprüche macht es wohl auch nicht. — Von den Arbeiten, die sich im einzelnen mit Tieren[286-286a]) beschäftigen, ist die von Glock[287]) fleissig zusammengestellt, aber nicht immer nach den Quellen. — Ueber mancherlei Pflanzen[288-289]) verbreitet sich, namentlich in Bezug auf Symbolik und Sagenbildung, das ebenfalls höchst fleissige Buch von Handtmann[290]). — Die Eiche verfolgt Wagler[291-292]) durch alle Zeiten. Im ersten Teil, der sich wesentlich auf die Eiche im Altertum bezieht, sind für uns einige Notizen über medizinischen Aberglauben unserer Vorfahren, die sich an Wundereichen usw. knüpfen, sowie die Zusammenstellung deutscher Sprichwörter über den Baum wertvoll. Mehr bietet uns der 2. Teil S. 36 ff: „Die Eiche im Kultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme." Die Verwendung im Kultus, in der Sage, im Aberglauben wird erschöpfend und übersichtlich behandelt. Aus dem Schlusswort hebe ich die Betonung der freilich nicht unbekannten Thatsache hervor, dass die Eiche die Rolle eines eigentlichen deutschen Nationalbaumes im Mittelalter nicht gespielt hat. Bei mittelhochdeutschen Dichtern findet sich eher die Linde bevorzugt. Die Eiche gewann erst seit Klopstock mehr Ansehen. Im Anhang stellt W. deutsche Dichterstellen über die Eiche zusammen. — Kürzer, aber ebenfalls in ihrer gesamten Verwendung wird die Rose in einem Vortrag von Bienengräber[293]) behandelt. Alle diese

---

Meteorologie u. z. Kulturgesch. Berlin, II. Pätel. 53 S. M. 1,00. — 280) D. Vf. d. 100j. Kalenders: Didaskalia N. 178. (Mauritius Knauer; nach Berthold: vgl. JBL. 1890 II 5:35 u. o. I 4:48.) — 281) A. Riegl, E. kärntnerischer Bauernkalender: Carinthia 81, S. 13—23. — 282) ○¦× K. A. Neuhoff, Etymologie, Volkstum u. Mythologie: HambCorr. N. 633. — 283) P. Herrmanoswki, D. deutsche Götterlehre u. ihre Verwertung in Kunst u. Dichtung. 1. Bd. Deutsche Götterlehre. 2. Bd. German. Götter u. Helden in Kunst u. Dichtung. Berlin, Nicolai. III, 284 S. M. 4,50. VI, 278 S. M. 3,00. |[DLZ. 12, S. 1101/3; — gk: LCBl. S. 1764/5; A. Schröder: BLU. S. 109; W. Golther: MünchNN. S. 526.]| — 284) W. Mushacke, Beitrr. z. Gesch. d. Elfenreiches in Sage u. Dichtung. Progr. Crefeld. 4°. 20 S. — 285) ○ C. J. Steiner, D. Tierwelt, nach ihrer Stellung in Mythologie u. Volksglauben, in Sitte u. Sage, in Gesch. u. Litt., in Sprichwort u. Volksfest. Gotha, Thienemann. XI, 324 S. M. 4,20. |[JBGPh. 13, S. 144/5.]| — 286) × A. Schlieben, D. Schwein in d. Kulturgesch. Wiesbaden, Bechtold. 63 S. M. 1,00. — 286a) × Graf M. v. Hutten-Czapski, D. Gesch. d. Pferdes. Nach d. Vf. Tode aus d. Poln. ins Deutsche übers. v. L. Koenigk. 2. (Titel) Aufl. Berlin, Bath. VIII, 716 S. M. 12,00. — 287) ○ J. Th. Glock, D. Symbolik d. Bienen u. ihrer Produkte in Sage, Dichtung, Kultus, Kunst u. Bräuchen d. Völker. Heidelberg, Weiss. XII, 411 S. M. 5,00. |[LCBl. S. 1597]| — 288) Baron L. A. J. W. Sloet, De planten in het germaan'sche Volksgeloof en Volksgebruik. s'Gravenhage, Nijhoff. 1890. 98 S. M. 2,00. |[Kossmann: LBGRPh. 12, S. 263/4]| — 289) × J. Flos, D. Pflanze als Prophetin: Didaskalia N. 56. — 290) ○ E. Handtmann, Was auf märkischer Heide spriesst. Märkische Pflanzenlegenden u. Pflanzensymbolik. Berlin, Lüstenöder. VII, 184 S. M. 3,00. |[JBGPh. 13, S. 142/3.]| — 291) P. Wagler, D. Eiche in alter u. neuer Zeit. E. mythol.-kulturhist. Studie. 1. Tl. Progr. Wurzen. 4°. 41 S. |[BPhWS. 12, S. 20; JBGPh. 13, S. 140/7.]| — 292) id, D. Eiche in alter u. neuer Zeit. 2. Tl. (= Berliner Studien f. class. Phil u. Archäol. 13, 2.) Berlin, Calvary. 128 S. M. 4,00. — 293) M. Bienengräber, D. Rose in Gesch. u. Dichtung Vortrag. Berlin, Radetzki.

Arbeiten[294-295]) können in vielen Einzelheiten für den Volkscharakter und das Naturgefühl oder aber auch in der Bevorzugung einzelner Tiere und Pflanzen zu gewissen Zeiten für Zeitstimmung, Geschmacksrichtung und Kulturwandel vieles Beachtenswerte bieten. —

Einzelnes[295ab]). Hier seien Arbeiten erwähnt, die einen bestimmten Stoff allgemein kulturgeschichtlich behandeln und insofern auch für die deutsche Kulturgeschichte von Wert sind. Aehnlich wie oben Tiere und Pflanzen wird z. B. durch W. Bormann[296]) das Meer, allerdings in oberflächlichster Weise, in seiner dichterischen Verwendung verfolgt. — Ebenso wertlos ist ein Feuilleton Halbegs[297]) über den Frühling. — Mehr Beachtung verdienen einige im engeren Sinne kulturhistorische Arbeiten. Lüttich[298]) geht von der Thatsache aus, dass gewisse Zahlen auf allen möglichen Gebieten des menschlichen Lebens eine bedeutungsvolle Rolle spielen. Er versucht dieses Zahlenmaterial zu ordnen und zu deuten, indem er, Lippert folgend, auf die Begriffe der Mutterfamilie und Vaterfamilie zurückgeht. Aus jener Periode soll die 3 in ihrer Bedeutung stammen, die L. an vielen Beispielen erörtert. In der ersten Periode der Vaterfamilie sollen die 2 und die 4, die 7 und die 13 zu ihrer Bedeutung gelangt sein usw. Anfangs meint er, war die Familie, später wurde die durch die Vorgänge am Himmel geregelte Zeiteinteilung die Schöpferin bedeutungsvoller Zahlen. Im einzelnen vielfach, auch für die deutsche Kulturgeschichte, interessant, wird die Auseinandersetzung doch nicht überall überzeugen. — G. Steinhausen[299]) entwickelt die Formen des Grusses, der ursprünglich Ausdruck unbedingter Unterwerfung oder ein Zeichen des Friedens war. In diesem Sinne lässt sich auch das Hutabnehmen[300]) erklären. Nach ihren Grussworten werden einzelne Völker charakterisiert. — Der Ausgangspunkt des Vf., dass nämlich heute zahllose Bräuche und Formen existieren, deren ursprüngliche Bedeutung niemand mehr kennt, die aber überall gedankenlos angewandt werden, ist auch der Gesichtspunkt einer Skizze von K. Alberti[301]), der alle möglichen Anschauungen und Bräuche von heute auf ihre frühere und eigentliche Bedeutung prüft, z. B. das Brüderschafttrinken. — Ein sehr interessanter kulturgeschichtlicher Stoff, die Namenmoden, wird von Needon[302]) ganz hübsch, aber lange nicht ausreichend behandelt. Eine tiefere Kenntnis der Vergangenheit z. B. durch Studium von Urkunden und Matrikeln wäre wünschenswert gewesen. — M. Beck[303]) verfolgt durch die Geschichte das Hauptwerkzeug der Schreibkunst in seinen Wandlungen; über Ringe und ihren Gebrauch verbreitet sich B. Martin[304]), über berühmte Glocken von Stahl[305]); er erwähnt auch die Glockeninschriften[305a-b]). — Lehrreich ist die Abhandlung von Perle[306]) über das socialdemokratische Symbol, die rote Fahne, die keineswegs das Symbol von Blut und Feuer ist. Sie stammt aus Frankreich. Nach dem Gesetze vom 21. Oktober 1789 sollte sie den Nationalgarden, die irgend einen Aufruhr zu unterdrücken hatten, vorangetragen werden. Das Volk hasste also die rote Fahne. Erst im Zusammenhang mit der roten Jakobinermütze erfuhr sie später tiefen Bedeutungswandel. P. verweilt, um diesen zu erklären, namentlich bei einer Episode vom 5. Juni 1832. —

Lokalstudien. Auf diesem Gebiet herrscht nach wie vor eine grosse Thätigkeit, die allerdings häufig, so nicht selten in den Veröffentlichungen der historischen Vereine, zu einem Kultus des Unbedeutenden und Unwichtigen ausartet. Erfreulich ist es, dass einzelne historische Vereine weniger auf die Geschichte ihrer Landesfürsten, ihres Städtleins oder ihrer Nachbardörfer, als auf die Erforschung vergangener Kultur und unseres Volkslebens Wert legen. Freilich kommen da hin und wieder recht dilettantische Arbeiten zum Vorschein. Den Bericht über die kulturhistorisch interessanten Lokalstudien knüpfe ich an einen Rundgang durch Deutschland. Berlin[306a]), von dem ich ausgehe, ist vielfach der Gegenstand solcher Studien gewesen. Schwebels[307]) Buch ist, wie alle Arbeiten dieses Autors, unwissenschaftlich und für unkritische Leser berechnet. Interesse können die Abbildungen haben, die auf alte Vorlagen zurückgehen. — L. H. Fischers[308]) gesammelte Aufsätze, die kaum über das vorige Jh. zurückgehen,

31 S. M. 0,80. — **294)** × Grünenwald, D. Masslieben: PfälzMus. 8, S. 29—30. (Namentlich als Liebesorakel verwandt.) — **295)** × W. Richter, Lotus u. Papyrus. E. kulturhist. Skizze: KZg. N. 842. (Für d. deutsche Kulturgesch. ohne Belang.) — **295a)** × E. Lippmann, Gesch. d. Zuckers, seine Darstellung u. Verwendung seit d. ältesten Zeiten bis zu Beginn d. Rübenzuckerfabrikation. E. Beitr. z. Kulturgesch. Leipzig, Hesse. 1890. XV, 474 S. mit 1 Karte. M. 6,00. — **295b)** × L. Vallet, Le chic à cheval. Histoire pittoresque de l'équitation. Préface de M. H. Laredan. Paris, Firmin-Didot. 4⁰. XI, 274 S. Fr. 22,00. — **296)** W. Bormann, Meer u. Dichtung: Didaskalia N. 56/7. — **297)** L. Halbeg, Frühling: ib. N. 68 — **298)** Selmar Lüttich, Ueber bedeutungsvolle Zahlen, e. kulturgesch. Betrachtung. Progr. Domgymnas. Naumburg. Naumburg, Sieling. 4⁰. 47 S. — **299)** G. Steinhausen, D. Gruss u. seine Gesch.: TglRs. N. 84/5. — **300)** ○ × K. Erdmann, D. Hutabnehmen: VFelszMeer 1890/1, Heft 12. — **301)** K. Alberti, Kulturgespenster: Didaskalia N. 54/5. — **302)** R. Needon, Namenmoden: LZg^B. N. 72. — **303)** M. Beck, V. Holzgriffel bis z. Stahlfeder: Didaskalia N. 27. — **304)** B. Martin, Du Ring an ,meinem Finger: ib. N. 63. — **305)** G. v. Stahl, Berühmte Glocken: ib. N. 297 — **305a)** × D. Glocken v. Treptow a./R.: MBllPommG. 5, S 97 ff.—113 ff. — **305b)** × K. E. H. Krause, D. Glocke, „Nachtegall" d. alten Rathauses in Anklam: ib. S. 124/5. — **306)** F. Perle, D. rote Fahne: Grenzboten 50, 1, S. 157/65. — **306a)** × F. Holtze, Gesch. d. Kammergerichts in Brandenburg-Preussen. 2. Tl. 1540—1688. Berlin, Vahlen. XV, 376 S. M. 8,00. |[LCBl. S. 1155.]| — **307)** O. Schwebel, Aus Alt-Berlin. Stille Ecken u. Winkel d. Reichshauptstadt in kulturhist. Schilderungen. Berlin, Lüstenöder. 4⁰. VIII, 487 S. M. 15,00. |[FBPG. 4, S. 307; BLU. S. 219—20.]| — **308)** L. H. Fischer, Aus Berlins Ver-

haben wesentlich Wert für die Geschichte des litterarischen Berlins: hauptsächlich tritt Tiecks Gestalt in den Vordergrund. Hinzuweisen ist an dieser Stelle auf die Beiträge zur Schulgeschichte Berlins, die im 18. Jh. recht unerfreulich ist, auf den Aufsatz über Berliner Wochenschriften vor 100 Jahren und auf die Biographie des jüdischen Philosophen Salomon Maimon. — In das Berlin zu Anfang des 17. Jh. führt uns der von Zechlin[309]) besprochene Reisebericht des bekannten Augsburger Patriziers Philipp Hainhofer, dessen gesamtes Reisetagebuch übrigens schon 1834 in den Baltischen Studien veröffentlicht ist. Neben der topographischen Beschreibung Berlins interessiert uns seine Schilderung des Schlosses, weiter die Notizen über die von ihm genossene Geselligkeit[309a]). Aus dem Jahr 1696[310]) liegt ebenfalls ein Reisebericht vor[311]), namentlich durch die Schilderung des Hoflebens wertvoll. — Wieder eine Spanne Zeit weiter hören wir durch Schmollers[312]) Vermittlung eine Beschreibung, wie damals einem französierten sächsischen Höfling Berlin und sein Hof, der damals eben seinen militärischen Anstrich bekommen hatte, erschien[312a]). — Ein französischer Diplomat macht seine Bemerkungen über das Berlin vor hundert Jahren; Masson[313]) hat sie veröffentlicht. — Fast in neueste Zeit führt uns P. Lindenbergs[314]) feuilletonistisches Büchlein, als ein von einem Zeitgenossen entworfenes Kulturbild doch nicht uninteressant. — Auf ein wichtiges Element der Berliner Bevölkerung, auf die französischen Réfugiés, geht eine Darstellung Tollins und Beringuiers[315]) ein, die uns die wirtschaftliche und geistige Bedeutung dieses Elements gut vor Augen bringt. — In die Zeit der Einwanderung selbst führen einige von Muret[316]) mitgeteilte Autobiographien solcher Réfugiés. — Wir schreiten weiter nach Osten. Aus Pommern wird uns durch Unruh[317]) von Hexenprozessen, von den Hofnarren der pommerschen Herzöge, von dem „Zutrinken", von Vergnügungen, von der Tracht, vom Trunk, von theologischen Interessen, vom pommerschen Lokalwitz allerlei zusammengestellt. — Aus Westpreussen[318]) liegt eine Geschichte der Stadt Danzig von Wistulanus[319]) vor, die das Kulturgeschichtliche angemessen berücksichtigt. — An die Geschicht eder Provinz Posen von Christian Meyer[320]) hat sich ein unerquickliches Nachspiel geknüpft. Auf die Kulturverhältnisse, die hier als in einem der Kampfländer deutscher Kultur besonders wichtig sind, ist übrigens einiger Nachdruck gelegt. — Wir verlassen den Osten[321]), um jetzt von Berlin aus nach Westen zu gehen, zunächst nach Hamburg[322-23]). Das Buch von Borcherdt[324]), von dem nun auch die zweite Hälfte erschienen ist, ist schon JBL. 1890 charakterisiert[324a]). — Ueber Altona liegen gerade in kulturhistorischer Hinsicht interessante Beiträge z. B. von R. Ehrenberg[325-326]) vor. — In novellistischer Form gehalten, aber doch voll lehrreicher Einblicke in Geist und Leben eines schleswigschen Städtchens sind einige Skizzen[327]), die auch hier an der Stätte der Wissenschaftlichkeit getrost erwähnt werden dürfen. — Wir gehen südwestlich[328-329a]) weiter nach Westfalen. Vogeler[330-330c]) veröffentlicht in einer dortigen Lokalzeitschrift fast lauter kulturhistorische Beiträge. Für die Sittengeschichte, natürlich auch wieder für die Geschichte des Hexenwesens, findet sich manches Wertvolle; ferner seien die Ordnung des Tagelohns von 1656, die Sonntagsfeierordnung von 1693 und das Edikt gegen Pasquillanten von 1710, noch mehr einige urkundliche Beiträge zur Geschichte Soests im 30 j. Kriege, Zeugnisse aus Deutschlands Leidenszeit, hervorgehoben. —

---

gangenheit. Ges. Aufsätze z. Kultur- u. Litt.-Gesch. Berlins. Berlin, Oehmigke. 205 S. M. 2,00. |[NatZg. N. 441.]| — 309) A. Zechlin, Philipp Hainhofers Bericht über Berlin im J. 1617: VZg. N. 327, 329. — 309a) × Zernin, Berlin u. Köln a. d. Spree vor 250 Jahren: Bär 16, S. 244/7, 261/2. — 310) × P. Seidel, Berlin u. sein Hof im J. 1696: ib. 17, S. 96/9, 154/5. — 311) (S. u. III 1 : 31.) — 312) (S. u. III,1 N. 33.) — 312a) (III 1 : 35) — 313) F. Masson, Berlin il y a cent ans: RevHD. 5, S. 28—65. |[Wetzel: MVGBerlin 8, S. 90/1.]| (Aufzeichnung e. franz. Diplomaten aus d. Zeit 1772—83.) — 314) P. Lindenberg, Aus d. Berlin Kaiser Wilhelms I. Bilder u. Skizzen. (= Univ.-Bibl. N. 2779—80.) Leipzig, Reclam. 12°. 219 S. M. 0,40. — 315) Tollin u. Béringuier, D. franz. Colonie in Berlin. (= GeschBll. d. deutschen Hugenotten-Vereins 4.) Magdeburg, Heinrichshofen. 42 S. M. 0,50. — 316) Muret, Lebensbilder einiger Réfugiés aus d. Zeit d. Einwanderung, nach ihr. eigen. Aufzeichnungen mitget. Berlin, Mittler & Sohn. 4°. 92 S. M. 3,50. — 317) Th. Unruh, Bilder aus d. pommerschen Kultur- u. Sittengesch.: ZDKG. NF. 2, S. 103—13. — 318) × Nadmorski, Gesellschaftl. Zustände im Marienburgischen: Wisla 3, S. 717—54. — 319) H. Wistulanus, Gesch. d. Stadt Danzig. Danzig, Lehmann. 12°. 98 S. M. 1,00. — 320) Chr. Meyer, Gesch. d. Provinz Posen. Gotha, Perthes. X, 371 S. M. 6,00. |[ZHGPosen 6, S. 234—48.]| — 321) × Volkmer, Gesch. d. Stadt Habelschwerdt: VjsGGlatz 10, S. 1—50, 97—131, 193—233, 289—312. — 322) × H. Haase, Malerische Ecken u. Winkel Hamburgs. 18 Zeichnungen. Text v. O. Rüdiger. Hamburg, Boysen. Fol. 2 S. Text. M. 20,00. — 323) × Th. Schrader, Hamburg vor 200 Jahren. Gesamm. Vorträge v. Th. Schrader, K. Jacoby, K. J. W. Wolters, Otto Rüdiger u. R. Ehrenberg. Hamburg, Gräfe & Sillem. VII, 367 S. M. 10,00. — 324) A. Borcherdt, D. lustige alte Hamburg. Scherze, Sitten u. Gebräuche unserer Väter, gesammelt. 2. Hälfte. Hamburg, Dörling. VII, 308 S., 24 Taf. in 4°. M. 4,00. — 324a) × J. F. Voigt, D. Schmalenbecker Hof. E. kulturgesch. Skizze. Als Hs. gedruckt. Hamburg. 20 S. — 325) R. Ehrenberg, Altona unter Schaumburgischer Herrschaft. Her. mit Unterstützung d. Kgl. Commerz-Collegium zu Altona 1—3. Altona, Hander. IX, 48, 73 S. M. 4,00. (D. Anfänge Altonas. D. Altonaer Fischer, Wirtshäuser, Accise u. Bierbrauereien. Glückstopf-Geschichten. D. Anlage d. Palmaille.) — 326) Bhe., Kulturgesch. Beiträge über Altona vor 100 Jahren: HambNachrr. N. 49. — 327) Aus dänischer Zeit. 1. Unsere kleine Stadt. 2. Tante Feddersen. 3. Was Mahlmann erzählte. 4. D. Stadtmusiker. 5. Grossvaters Schreiber. 6. Diebesrache: Grenzboten 50, III, S. 78—83, 129—35, 179—85, 283/7, 569—76, 611/9. — 328) × G. Sello, Beitrr. z. Gesch. d. Landes-Würden. Mit 2 Siegeltafeln. Oldenburg, Stalling. IX, 94 S. M. 2,40. — 329) × C. L. Niemann, D. oldenburgische Münsterland in seiner gesch. Entwicklung. 2. Bd. bis z. Verein. mit d. Herzogt. Oldenburg. Oldenburg u. Leipzig, Schulze. 387 S. M. 3,00. — 330) Vogeler, Alte Soester Kriminalnachrichten: ZVGSoest Jg. 1889/90, S. 1—23. — 330a) id., Einige obrigkeitl. Verordnungen aus alter Zeit: ib. S. 59—74. — 330b) id., Aus e. alten städt. Küchenbuch: ib. S. 89—95. — 330c) id., Urkundl. Beitrr. z. Gesch. Soests während d. 7j. Krieges: ib. S 49—58. (Auch d.

Bis an die Schwelle des grossen Krieges ist die Geschichte einer andern westfälischen Stadt, Bochums, durch Darpe[331]) geführt, von der in dem 1891 erschienenen Abschnitt die Zeit von 1517—1618 anerkennenswert behandelt ist. Besonders zu beachten ist das Kapitel: „Wirtschaftliche Verhältnisse und Volksleben in Bochum im 16. Jh.; Steinkohlengewinnung; die Pest; Hexenwahn." Für die Namenkunde interessant ist das „Bürgerverzeichnis". Weniges von allgemeinerem Interesse bietet der Abschnitt: „Adel und Bauern von Bochum". — Einen gewissen typischen Wert hat das familiengeschichtliche Bild, das E. Jacobs[332]) entwirft. — Nach der kulturgeschichtlichen Seite hin hat auch Braunschweigs Geschichte einen Bearbeiter in Hohnstein[333]) gefunden. — Ueber den Harz[334-334a]) wenden wir uns ins Hannöversche[335]). Namentlich wirtschaftsgeschichtlich Interessantes bringt hier A. Ulrich[336-336a]). — Halles Vergangenheit hat eine umfassende historische Behandlung durch Hertzberg[337]) erfahren. — Aus einer von K. Heine[338]) gegebenen Geschichte des Dorfes Erdeborn sind die Notizen über den dortigen Pfarrer Martin Rinkart, weiter die Schilderung der Drangsale des 30j. Krieges, endlich die Inschriften der Glocken zu erwähnen. — Anemüllers[339]) Buch geht namentlich auf die Ausgestaltung der Kyffhäusersage ein. — Ein lokales, aber sehr berühmtes Fest, das Naumburger Kirschenfest, behandelt ein Anonymus[340]). Es war ursprünglich ein sehr einfaches Kinder- und Naturfest ohne grössere Bedeutung. Was später gefabelt wurde, geht zum grössten Teil auf den Geschichtsfälscher Rauh zurück: erst Lepsius zerstörte den ganzen Schwindel. Auch auf die belletristische Behandlung des Festes wird eingegangen (Kotzebues „vaterländisches Schauspiel mit Chören"). Der Vf. des bekannten Spottliedes „Die Hussiten zogen vor Naumburg" ist der damalige Referendar Karl Seyffert, der die gläubigen Naumburger Bürger damit sehr erbitterte. — Aus dem Königreich Sachsen[341-342]) wäre auf Wustmanns[343]) Atlas der Stadt Leipzig hinzuweisen. — Andräs[344]) Arbeit über Crimmitschau kommt wesentlich für die politische Geschichte, nicht für uns in Betracht. — Dagegen ist aus der thüringischen[344a]) Lokalgeschichte ein achtungswerter kulturhistorischer Beitrag von Einert[345]) hervorzuheben. Es handelt sich um Arnstadt, aus dessen Geschichte sehr bezeichnende Kulturbilder herausgearbeitet sind, so „Flurzug und Flurstreit", „Steinbusse" (die üblichste Strafe, bei der auch die Vergehen besprochen werden), „Die Zeit der Kipper und Wipper", „Ein grosses Sterben" (interessant ist namentlich das Gutachten des Stadtphysikus), „Die Merodebrüder", „Die Mädelinschulmeisterin" (für die Erziehungsgeschichte nicht unwichtig), „Erbhexen" usw. Litterargeschichtlich interessant sind die Abschnitte: „Schultheater auf dem Rathaus", dabei des Rektors Operette: „Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens"; „Holbergs ‚Politischer Kannegiesser' auf dem Schultheater", eine Aufführung, die erst nach vielen Anfechtungen zustande kam; „Eine vergessene Dichterin", die mit dem kaiserlichen Lorbeer gekrönte Poetin Sidonia Hedwig Zäunemannin († 1740). — Ueber Hessen[346]) liegt mancherlei vor. Wiesenbach[347]) führt die Bezeichnung „blinde Hessen" auf den Namen des Stammes zurück, der ursprünglich Katze bedeute (Chatten). — Hessler[348]) giebt nur im Anhange seines für die Schule und das Volk bestimmten Buches kulturgeschichtliches, und dies ist ohne wissenschaftlichen Wert[349]). — Geiger[350]) bespricht die vor längerer Zeit erschienenen Aufzeichnungen des Kardinals Garampi, soweit sie sich auf Frankfurt beziehen, interessant auch deshalb, weil Goethes Beschreibung von Frankfurt annähernd dieselbe Zeit im Auge hat. — Eine Zeitungsnotiz[351]) weist mit Recht auf die Behandlung des Wortes

---

übr. Aufsätze d. Bds. v. Vf.) — 331) F. Darpe, Gesch. d. Stadt Bochum. II. Bochum in d. Neuzeit. A. 1517—1618. Bochum, Stumpf. S. 119—228. M. 1,80. — 332) E. Jacobs, Kulturbilder aus d. Zeit d. 30j. Krieges (2). D. Begründung d. Guts auf d. Boke zu Altenrode u. d. Schicksal v. Hoier v. Lauingens Nachkommenschaft: ZHarzV. 24, S. 116—50. — 333) ○ O. Hohnstein, Kulturhist. Bilder aus alter Zeit. Neue Folge. Braunschweig in d. Zeit vor d. 30j. Kriege. Braunschweig, Appelhans & Pfenningstorff. VII, 253 S. M. 3,00. |[G. Winter: BLU. S. 824]| — 334) × Harweck-Waldstedt, Was d. Selke plätschert! Geschichtliches, Gedichte, Sagen u. Märchen aus d. Selkethale. Osterwieck, Zickfeldt. 16⁰. XI, 160 S. M. 1,00. — 335) × R. Steinhoff, Gesch. d. Grafschaft, bzw. d. Fürstentums Blankenburg a./H. Blankenburg a./H., Vieweg. VIII, 192 S. [LCBl. S. 781.]| — 336) A. Ulrich, Bilder aus Hannovers Vergangenheit. Hannover-Linden, Manz. 132 S. M. 2,00. — 336a) × H. Dehning, D. Geschichte d. Stadt Celle. Celle, Schulze. XI, 280 S. M. 5,00. — 337) ○ Hertzberg, Gesch. d. Stadt Halle an d. Saale v. d. Anfängen bis z. Neuzeit. Nach d. Quellen dargest. 2. Halle während d. 16. u. 17. Jh. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. X, 687 S. M. 7,50. |[LCBl. 1892, S. 80.]| — 338) K. Heine, Z. Gesch. d. Dorfes Erdeborn im Mansfeldischen: MansfeldBll. 5, 1—65. (Vgl. III 2:41.) — 339) E. Anemüller, Kyffhäuser u. Rothenburg in Vergangenheit u. Gegenwart. Detmold, Hinrichs. V, 40 S. M. 0,60. — 340) D. Naumburger Kirschfest: Grenzboten 50, III, S. 366—79. — 341) × W. Loose, Beitrr. z. kirchl. Zucht u. Sitte in d. Stadt Meissen: BSächsKG. 6, S. 85—97. — 341a) × A. Moschkau, Löbau z. Zeit d. 30j. Krieges. Zittau, Böhm. 13 S. — 342) × H. Ermisch, Wanderungen durch d Stadt Freiberg: NASächsG. 12, S. 86—162. — 343) G. Wustmann, Leipzig durch 3 Jhh. E. Atlas z. Gesch. d. Leipziger Stadtbildes im 16., 17. u. 18. Jh. Mit kurzen Erl. Leipzig, Duncker & Humblot. Fol. VIII, 24 S., 72 Taf. M. 40,00 — 344) E. Andrä. D. Stadt Crimmitschau während d. grossen Krieges. Progr. Crimmitschau. 118 S. — 344a) A. Schirmer, Eisenberg im 30j. Kriege: MVGEisenberg 6. 345) E. Einert, Aus d. Papieren e. Rathauses. Beitrr. z. deutschen Sittengesch. Arnstadt, Frotscher. V, 196 S. M. 3,00. — 346) ○ × F. Seelig, Geschichtsbilder aus d. Casseler Vergangenheit. Vortrag. 2. Ausg. Cassel, Hühn. 12⁰. IV, 56 S. M. 0,80. — 347) F. Wiesenbach, D. blinden Hessen. E. sprachl.-hist.-herald. Studie. Hamburg, Verl.-Anst. 32 S. M. 1,00. |[K. Sallmann: BLU. S. 444.]| — 348) K. Hessler, Gesch. v. Hessen. Mit Ausschluss d. beim Tode Philipps d. Grossmütigen abgetrennten Gebiete. Cassel, Klaunig. VI, 228 S. M. 2,00. — 349) × K. Schäfer, Jugenheim: Didaskalia N. 160. — 350) L. Geiger, Frankfurt in d. Beschreibung e. Italieners 1761: FZg. N. 148. — 351) D. Rhein: SchwäbMerk. 23. Febr

„Rhein“ im Grimmschen Wörterbuch durch M. Heyne hin. — Jenseits des Rheins[352–354]) hat Strassburg[355-356]) Anlass zu manchen Veröffentlichungen gegeben. — In das Schlettstädter Bürgerleben der Vergangenheit führt uns Gény[357]). Namentlich erwähnenswert ist die beigegebene „Ordnung der Herrenstube“ von 1600—1601, durch den dort beschäftigten Schenken Balthasar Beck aufgezeichnet. — Ueber das Schwabenland[358-359]) kommen wir nach Bayern[360-361]). Was der vorerwähnte Garampi (N. 350) über München[362]) zu sagen hat, wurde von Geiger[363]) ebenfalls veröffentlicht. Er giebt dabei Notizen über die von Garampi erwähnten Gelehrten Amort, Lori, v. Oefele. — Funk[364]) weist auf das früher erschienene, für die allgemeine Kulturgeschichte höchst wichtige Tagebuch der Eichstätter Augustinernonne Clara Staiger hin[364a]). — Die frühere Bedeutung der bayerischen Centren des Handels, Augsburgs und Nürnbergs, die zugleich typisch für die Vormacht des Bürgertums im 15. und 16. Jh. waren, führt Kleinschmidt[365]) vor Augen. — Mummenhoffs[366]) grosse Publikation bietet vielfache Schilderungen kulturhistorisch wichtiger Momente aus Nürnberg. — Bei den politischen Grenzen kann die deutsche Kulturgeschichte nicht stehen bleiben, darum von Bayern zu Oesterreich[367-367a]). Die Kulturverhältnisse des Landes, namentlich auch die geistigen und litterarischen Beziehungen zu Deutschland, hat für das vorige Jahrhundert Chr. Meyer[368]) geschildert. Die Aufklärung in Oesterreich sei durchaus ein Nachhall der deutschen Aufklärung. — Wien in seiner Vergangenheit wird uns von Grefe[369]) und Uhlirz[369a]) bildlich vorgeführt.[369b]) — Kleinere Lokalstudien sind für Klagenfurt durch U. Ehrlich[370]) und auch sonst[370a-371]) veröffentlicht. — Für die Geschichte des Deutschtums in Böhmen ist auf K. Eckardts[372]) Buch hinzuweisen. — Von Schweizer Lokalstudien[373]) ist Mülinens[374]) Schrift wesentlich politisch-historischer Natur. — Allgemeineren Wert[374a]) hat Geisers[375]) Arbeit, die an den höchst traurigen geistigen und moralischen Zuständen Berns im vorigen Jh., auf die schon Stapfer in seiner „Histoire et description de la ville de Berne“ eingegangen ist, zu beweisen sucht, dass der Vorwurf, den man der Demokratie gemeinhin macht, dass sie nämlich eine geistige Depression herbeiführe, mit viel mehr Recht die Aristokratie treffe. Nach zeitgenössischen Quellen wird diese Behauptung treffend illustriert. Sehr gute Einblicke in die Bernische Atmosphäre gewährt z. B. das ergötzliche, aber ernst gemeinte Büchlein „Lebensbeschreibung Johannes Justingers, eines bernischen Patricii“, aus dem G. einiges mitteilt. Jenen Ausspruch Schlözers, „dass drei Gessler ein erträglicheres Unglück sind, als Deux-Cent erbliche Ratsherren“, erweist auch eine andere schweizerische Stadt als richtig, in der, wie in Bern eine adlige, eine bürgerliche Oligarchie herrschte. Die faulen Zustände in Zürich, auch hier veranlasst durch eine „oligarchische Krämeraristokratie“, schildert eingehend Hadorn[376]). Wie es einem erging, der gegen diese oligarchischen Sünden vorgehen wollte, das zeigt das

---

— **352**) × J. Nover, D. Typus d. Rheingauers: MainzAnz. v. 18. Juli. — **353**) × K. Theile, Bilder aus d. Chronik Bacharachs u. s. Thäler. E. Stück rheinischer Orts- u. Kirchengesch. Gotha, Perthes. VII, 152 S. M. 2,00. |[Jentsch: BLU. S. 392.]| — **354**) × J. Steinbach, Führer durch d. Ahrthal an d. Hand d. Sage u. Gesch. Her. v. W. Steinbach. 4. Aufl. Neuwied, Heuser. 12⁰. IV, 119 S. 1 Karte. M. 1,20. — **355**) × A. S[eyboth], Souvenirs du vieux Strasbourg. 50 Planches avec texte explicatif. Strassburg i. E., Heitz. Fol. 12 S. Text. M. 12,00. — **356**) × R. Beigel, Entwicklungsgesch. d. öffentl. Beleuchtung Strassburgs. Strassburg i. E., Heitz. V, 85 S. m. 5 Taf. M. 3,00. — **357**) J. Gény, Aus d. Schlettstädter Bürgerleben d. 16. Jh.: ZGORh. NF. 6, S. 283—95. — **358**) ○ × K. Gerok, E. Paulus, H. v. Kustige, v. Ehmann, O. Fraas, O. Baisch, Th. Schott u. a. hervorragende Staatsmänner u. Schriftsteller, D. Schwabenland u. seine kulturelle Entwicklung in d. Neuzeit. (= Württemberg u. sein König 1864—89. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinst. Fol. III, 168 S. mit zahlr. Illustr., Kunstbeill. etc. etc. M. 6,00. — **359**) × Lauffen am Neckar: Didaskalia N. 203. (Nach d. MünchNN.) — **360**) × A. v. Hahn, Rothenburg ob d. Tauber u. d. Meistertrunkaufführung: LZg[B]. N. 73 — **361**) × K. Th. Heigel, Nymphenburg. E. gesch. Studie. (= Bayr. Bibliothek 25.) Bamberg, Buchner. 112 S. M. 1,40. — **362**) × Escherisch, Aus Münchens vergangenen Tagen. Kulturgesch. Erzählungen. München, Huttler 154 S. M. 1,60. — **363**) L. Geiger, München vor 130 Jahren: MünchNN. 20. Okt. — **364**) Funk, Schlecht, Eichstätt im Schwedenkrieg: ThQ. 73, S. 673. — **364a**) × J. Schlecht, Aus d. Schwedenzeit: SBlHVEichstätt. 6, S. 102/7. — **365**) A. Kleinschmidt, D. Weltstellung Augsburgs u. Nürnbergs: ZDKG. NF. 1, S. 391—408. — **366**) E. Mummenhoff, D. Rathaus in Nürnberg . . . Mit Abbildd. . . . v. H. Wallraff. Nürnberg, Schrag. XIV, 365 S. M. 25,00. — **367**) × A. Achleitner, Aus d. Hochland. Berggeschichten, Skizzen u. Kulturbilder aus d. bayer. u. österr. Alpenwelt. München, Stahl. 12⁰. VII, 201 S. M. 1,60. — **368**) Ch. Meyer, Oesterreich u. d. deutsche Kultur im vorigen Jh.: ZDKG. NF. 1, S. 270—300 — **369**) C. Grefe, Unser altes Wien. Samml. v. photolith. Nachbildd. seltener alter Zeichnungen, Kupferstiche u Holzschnitte z. Topographie-, Kunst- u Kulturgesch. Wiens im 15. bis 18. Jh. 1. Serie. Wien, Gilhofer & Ranschburg, Fol. 24 Bl. m. 55 S. M. 18,00. — **369a**) K. Uhlirz, Beitrr. z. Kulturgesch. u. gesch. Topographie Wiens: BVLNiederösterr. NF. 25, S. 52—64, 177—205. — **369b**) × id., D. Wiener Bürger Wehr u. Waffen 1426—1648: BMAVWien 27, S. 131—44. — **370**) U. Ehrlich, Erinnerungen an Klagenfurt, seine alten Häuser u. Familien. Klagenfurt, Raunecker. 84 S. M. 2,50. — **370a**) × P. Wolsegger, D. Urbarium d. Herrschaft Gottschee v. J. 1574: MMusVKrain 3. — **371**) H. v. Wlislocki, D. Szekler u. Ungarn in Siebenbürgen. Hamburg, Verlags-Anstalt. 40 S. M. 0,80. — **372**) K. Eckardt, Gesch. d. vereinigten deutsch-evangelischen Gemeinde A. B. u. H. B. in Prag. Prag, Selbstverlag. VI, 141 S. |[K. Sallmann: BLU. S. 798.]| — **373**) × A. v. Liebenau, Charakterbilder aus Luzerns Vergangenheit. Nach gesch. Quellen. 2. Bd. Luzern, Prell Nachf. 256 S M. 2,80. (Inhalt: Hesso v. Rynach, d. Vater d. Armen. — Anna Russ, e. Frauenleben aus d. 15. Jh. — Marschall Jost v. Dürler u. d. 10. August 1792.) — **374**) W. F. v. Mülinen, Berns Gesch. 1191—1891. Festschrift z. 700j. Gründungsfeier. 2. Aufl. Bern, Schmid, Francke & Co. VIII, 235 S. M. 1,80. — **374a**) × H. Türler, Culturgesch. Notizen aus d. Berner Stadtarchiv: BernerTb. 40, S. 234—44. (Namentlich über Hexenaberglauben.) — **375**) K. Geiser, Beitrr. z. Bernischen Kulturgesch. d. 18 Jh.: Neujahrsblatt d. litt. Gesellsch. Bern. 42 S. — **376**) A. Hadorn, D. polit. u. socialen Zustände im Kanton Zürich gegen Ende d. 18. Jh. u. Altpfarrer J. H. Wasers Prozess u. Hinrichtung Bern, Nydegger & Baumgart. 95 S. mit 1 Bild. M. 1,50.

gleichfalls in H.s Buch behandelte gerichtliche Verfahren gegen den Pfarrer Waser, das mit der Hinrichtung Wasers endete. — Schliesslich sei noch eine wertvolle Veröffentlichung aus einem andern nicht-deutschen Lande deutscher Zunge, aus Livland, erwähnt. Bodeckers Chronik, die von Napiersky[377]) vorlegt, hat nicht nur ihre politisch- und lokalgeschichtliche Bedeutung, sondern gewährt vielfach Einblicke in das Leben und Treiben der Zeit. — Neben Städten und Landschaften haben zu speciellen Monographien auch geistliche Stiftungen, Kirchen und Klöster[378–379a]) mehrfach Anlass gegeben. In manchen Einzelheiten, z. B. der Aufführung der Grabschriften, anziehend ist Graf Leutrums[380]) Geschichte der Frauenkirche zu Unter-Riexingen. — Tüchtig ist Liesens[381]) Arbeit, der uns nach einer von einer Klosterschwester geschriebenen Chronik in das Leben des Agnetenklosters in Emmerich, eines der Schwesterhäuser vom gemeinsamen Leben, sehr gut einführt. Der Abhandlung (I Arbeit, II Bildung, III Askese) sind Proben der Chronik beigegeben. —

Einzelne Stände und Menschenklassen. Ueber das Studentenleben und die Studenten sind manche beachtenswerte Arbeiten[382-385]) von besonderem kulturhistorischen Interesse erschienen. — Eine Menschenklasse, die im 17. und 18. Jh. das Universitätsleben mit charakterisiert, aber nicht bloss dort ihre Rolle spielt, schildert G. Steinhausen[386]), weniger von erziehungsgeschichtlichem Standpunkt aus, als um einen Menschentypus des Rokoko und des Zopfes zu zeichnen. Beachtenswert ist es, wie viele unserer geistigen Grössen ein solches Hofmeisterdasein gekostet haben. — In das Leben eines Professors der Vergangenheit, des Mediziners Tichtel, führt uns A. Huber[387]) nach dessen Tagebuch. Allerdings ist nicht der Lehrer, sondern der praktische Mediziner jener Zeit damit charakterisiert. Die Einkünfte der Herren Aerzte waren schon damals recht hübsch. — Die Aerzte einer späteren Zeit schildert, freilich nicht nach deutschen Quellen, J. Kutscher[388]). — Auch für die Kenntnis des Künstlerlebens der Vergangenheit[389-390]) sind Beiträge zu verzeichnen. — Andere behandeln die Anhänger des Waffenhandwerks in früherer Zeit[391-393]). — Von sonstigen derartigen Monographien betreffen viele Handwerk und Gewerbe[394-397]). — Wertlos sind zwei Feuilletons über den Jäger[398]) und den Nachtwächter[399]). Und welch hübsches Bild könnte man doch z. B. von dem letzteren entwerfen. —

Einzelne Personen. Hier liesse sich schliesslich jede Biographie aus der Zeit nach 1450 unterbringen. Und wieviel mehr wäre das noch der Fall, wenn alle Biographien so wären, wie sie sein sollten, uns den Helden immer im Rahmen seiner Zeit schilderten und wieder andererseits klarlegten, welchen Einfluss auf seine Zeit oder welche Bedeutung für seine Zeit der Held hatte. Solcher Biographien kenne ich kaum Eine. — Hier führe ich nur von biographischem Material das an, was besonders leicht einen kulturhistorischen Gesichtspunkt zulässt. So erwähne ich aus der ADB. die Artikel über N. S. Schmidt, gen. Küntzel, eines der gelehrten Wunder, von H. A. Lier[400]); ferner N. Schmiterlow II, einen städtischen Charaktertypus aus der Reformationszeit, von Pyl[400a]); über E. Schnepff, den schwäbischen Reformator, von Brecher[400b]); über Louise von Schönberg, eine schöne Seele und fleissige Briefschreiberin, von E. Jacobs[400c]); über den Herrnhuter Freiherrn v. Schrautenbach, von H. A. Lier[400d]); über den durch das Märchen vom Hasen und Swinegel bekannten Wilh. Schröder von Krause[401]); über Ch. Schubart, der, wie der Biograph Wohlwill[401a]) mit Recht bemerkt, auch von kultur-

377) Bodecker, Chronik Livländischer u. Rigascher Ereignisse 1593—1638 . . . Bearb. v. J. G. L. v. Napiersky. Riga, Kymmel. 1890. XIX, 158 S. M. 4,00. |[BLU. S. 333/4.]| — 378) × W. Horning, D. Stift v. Jung-Sankt-Peter in Strassburg. Urkundl. Beitrr. z. Gesch. desselben aus 6 Jhh. [1200—1700] Strassburg, Noiriel. XII, 83 S. M. 1,50. — 379) × A. Hardegger, Mariaberg bei Rorschach. (= NeujahrsblHVStGallen.) St. Gallen, Huber & Co. 63 S. m. 2. T. M. 2,00. — 379a) × Ueber die Abtei Koloczmonostor: KBlVSiebenbLK. 14, S. 81. — 380) G. Graf Leutrum von Ertingen, D. gräfl. Leutrumsche Frauenkirche zu Unter-Riexingen. Mit e. Ueberblick über d. Gesch. d Dorfes. Stuttgart, Kohlhammer. VI, 178 S. M. 2,50. — 381) B. Liesen, Z. Klostergesch. Emmerichs bei Beginn d. 16. Jh. Beil. z. Progr. d. Gymn. Emmerich, Romen. 4⁰. XIII, 14 S. — 382) J. Hartmann, Reutlinger Studenten im 15. u. 16. Jh.: ReutlingGBll. S. 83/7. — 383) (I 6 : 168). — 384) (I 6 : 171). — 385). L. Kist, Studium u. Studentenleben vor 40 bis 50 Jahren u. e. schwere Prüfung nach absolviertem Universitäts-Studium. E. Beitr z. Kulturgesch. d. 19. Jh. Innsbruck, Vereins-Buchh. 12⁰. VII, 587 S. M. 3,60. — 386) G. Steinhausen, D. Hofmeister: VZgS. N. 113, 125. — 387) A. Huber, Aus d. Leben e. Professors d. Medizin im 15. Jh.: HTb. 6. Folge 10, S 271—83. — 388) J. Kutscher, D. Aerzte d. 17. Jh. nach d. Komödien Molières. Progr. Karolinenthal. 34 S. — 389) ○ × E. Braunfels, Aus d. Künstlerleben d. Rococozeit. Davos, Richter. III, 168 S. M. 2,00. — 390) × V. de Swarte, Les financiers amateurs d'art aux XVIe, XVIIe et XVIIIe siècle. Paris, Plon et Nourrit. 65 S. — 391) × C. Thümmel, D. Landsknechte Recht u. Gebräuche: ZDKG. NF. 1, S. 409—35. — 391a) × A. v. Heyden, D. Turnier: WIDM. 70, S. 673-92, 841-55. — 392) × E. R. Freytag, Sachsens Heer im hist. Volksliede: LZg^B. N. 8. — 393) × A. Bätz, Soldatenwerbungen im vorigen Jh.: Bayerland 2, S. 293/4; 303/7; 315/9; 329—32. — 394) × K. Mettig, D. älteste Amtsbuch d. Schmiede zu Riga u. d. Schragen derselben von 1578. Progr. Riga, Realschule. |[BLU. S. 333.]| — 395) × A. Buff, D. Ausgeschenk d. Augsburger Buchbinder E. Beitr. z. Innungsgesch.: Grenzb. 50, III, S. 457—62. — 396) × R. Lahmer, Alte Gesellen-Sitten u. Gebräuche d. Schwarz- u. Schönfärberzunft: MNordböhmExcursClub 14, 1. — 396a) × G. Daichendt, D. Lichtbraten, e. Rechtsbrauch unter d. zünftigen Handwerksgesellen: KBlVSiebenbLK. 14, S. 53/4. — 397) × J. F. Graf, Mühle u. Müller im Nösnergau: ib. S. 72/6. — 398) J. v. Horst, Im grünen Rock: FränkCour. N. 476. — 399) Regensberg, Mit Horn u. Spiess: ib. N. 191. (= Didaskalia N. 93.) — 400) H. A. Lier, Nikolaus S. Schmidt: ADB. 32, S. 16/8. — 400a) Pyl, Nikolaus Schmiterlow: ib. S. 38—42. — 400b) Brecher, Erhard Schnepff: ib. S 168—72. — 400c) E. Jacobs, Louise v. Schönberg: ib. S. 264/7. — 400d) H. A. Lier, Freiherr v. Schrautenbach: ib. S. 461/4. — 401) Krause, Dr. Wilhelm Schröder: ib. S. 533/4. — 401a) A. Wohlwill, Christian Schubart: ib. S. 588—39. — 401b) G. Frank, Joh.

historischem Standpunkt Interesse erregt, „sowohl wegen seiner wechselvollen Lebensschicksale, in denen sich die deutschen Zustände seiner Zeit mannigfach spiegeln, als auch wegen seiner journalistischen Wirksamkeit, durch welche er in weiten Kreisen Bildung verbreitete und zur Erweckung deutschnationaler Gesinnung beitrug“; über J. H. Schulz, genannt der Zopfprediger oder auch der Prediger des Atheismus und des zureichenden Grundes, von G. Frank[401b]); über Th. von Schön, von seinem Biographen Maurenbrecher[401c]) übrigens mit grossem Unrecht hart mitgenommen — Schön passt freilich nicht in die Zeit der politischen Streber —; über J. Schulze, den Mitbegründer des preussischen Unterrichtswesens, von M. Hertz[401d]); über Schulze-Delitzsch, interessant als politischer Charakterkopf und wichtig für die sociale Entwicklung, von Eheberg[402]); über H. Schurff, eine bezeichnende Gestalt aus der Reformationszeit, von E. Landsberg[402a]); über „das Wunder ihrer Zeit, den Ruhm ihres Geschlechtes“, Anna Maria von Schurmann, von E. Martin[402b]); über das von Schiller und Kurz verherrlichte „Sonnenwirthle“, den Räuber J. F. Schwan, von Schott[402c]); über den bekannten Hans von Schweinichen, von Wutke[402d]); über den liberalen Grafen Schwerin, von Granier[403]); über Semler, den Hauptrepräsentanten der theologischen Aufklärung des 18. Jh., von Tschackert[403a]). — Von kleineren biographischen Aufsätzen oder Briefsammlungen[404-407]) erwähne ich im einzelnen Buchwalds[408]) Aufsatz, der „die Unzuverlässigkeit häufig sich findender Notizen über Bücher aus Luthers Bibliothek“ nachweist, Knochenhauers[409]) Arbeit, die nicht über die künstlerische Bedeutung des Augsburger Malers Rottenhammer (um 1600) Aufschluss geben will, sondern ausdrücklich den kulturhistorischen Gesichtspunkt hervorhebt und interessante Einblicke in das Künstlerleben jener Zeit gewährt, die Mitteilungen Buchwalds[410]) über den zu Anfang des 30j. Krieges vertriebenen evangelischen Pfarrer Wenzel Altwasser, zum Teil nach dessen Tagebuch. — Aus neuerer und neuester Zeit seien genannt eine Plauderei Rodenbergs[411]), die Franz Dingelstedt, Ernst Dohm und Gustav Nachtigal uns in kurzen Strichen zeichnet, und zwei Nekrologe: über den urwüchsigen Reisenden und Schriftsteller Wernick[412]) und über einen der Göttinger Sieben, Wilhelm Weber[413]), den Miterfinder des elektrischen Telegraphen. — Von grösseren Publikationen kommt zunächst Aberles[414]) Beitrag zur Kenntnis jenes merkwürdigen und geistig hochstehenden Mannes, des Theophrastus Paracelsus in Betracht. — Sehr viel kulturhistorisches Material findet sich ebenso wie in den schon früher veröffentlichten Briefen der Lise Lotte (in der Bibliothek des litterarischen Vereins) in der Publikation von Bodemann[415-416]), auf die die JBL. an anderer Stelle eingehen. — Eine kirchenhistorische und kirchenpolitische Arbeit von H. Maas[417]) beschäftigt sich besonders mit der Person des Erzbischofs Hermann von Vicari. — Schon im Titel drücken den kulturhistorischen Gesichtspunkt besonders aus die biographischen Portraits, die W. H. Riehl[418]) veröffentlicht. Er sieht in seinen Skizzen „zugleich Beiträge zur Kulturgeschichte und zwar zumeist zur Kulturgeschichte einer Zeit, die uns heute am allerfernsten liegt — und das ist die nächstvergangene Zeit“. In eine Zeit, „wo es noch ein Vergnügen war, ein Gymnasiast zu sein“, führt uns die erste Skizze mit der liebevollen Schilderung des Direktors; Moriz von Schwind, dann Berly, „ein vormärzlicher Redakteur“, und Emilie Lindner, die R. eine „Lebenskünstlerin“ nennt, sind die Helden der nächsten Skizzen. In dem „Modernen Benvenuto Cellini“ verkörpert er eine zeitgeschichtliche Portraitgestalt, ohne doch einen bestimmten Mann im Auge zu haben. Viktor Scheffel, den König Max, Ludwig Richter und Richard Wagner[419]) sucht er in den übrigen Bildern künstlerisch zu erfassen und zu zeichnen. Ueberall lugt aber, wie R. neckisch sagt, noch ein anderer Charakterkopf hervor und das ist — er selbst. — Eine Reihe wichtiger Biographien, deren Helden mehr oder

---

Heinrich Schulz: ib. S. 745/7. — **401c)** W. Maurenbrecher, Theodor v. Schön: ib. S. 781—92. — **401d)** M. Hertz, Johannes Schulze. (S. u. I 6 : 105) — **402)** Eheberg, Schulze-Delitzsch: ADB. 33, S. 18—29. — **402a)** E. Landsberg, Hieronymus Schurff: ib. S. 86—90. — **402b)** E. Martin, Anna Maria v. Schurmann: ib. S. 90/4. — **402c)** Th. Schott, Joh. Friedrich Schwan: ib. S. 177—81. — **402d)** C. Wutke, Hans v. Schweinichen: ib. S. 360/1. — **403)** H. Granier, Graf v. Schwerin: ib. S. 429—35. — **403a)** P. Tschackert, Joh. Salomo Semler: ib. S. 698—704. — **404)** × H. Herzog u. J. R. Rahn, Christoph Silberysen, Abt v. Wettingen, u. e. rhein. Bilderfolge d. 15. Jh. in Zürich: Turicensia S. 52—70. — **404a)** × F. W. E. Roth, D. Buchdrucker u. Verleger Johann Schoeffer zu Mainz 1503—31 als Verleger latein. Klassiker und Schulbücher: RomanF. 6, S. 462—74. (I 4 : 26.) — **405)** × Fuchs, Aus d. Leben d. Landgrafen Georg II. Vortrag: GBllHVHessen NF. 1, S. 26/7. (Referat.) — **405a)** × A. Lingke, J. Hektor v. Klettenberg: ÜBuTh. 14, S. 191/2. (Vortrag [Referat].) — **405b)** × Schlecht, Felician Ninguarda: RQChrA. 5, S. 62—81, 124—50. — **406)** × A. Bürkli, Briefe a. d. Jahren 1809—15 v. Salomon Hirzel: ZürcherTb. NF. 14, S. 70—147. — **407)** × F. S., Caspar Tauber: WienKommunalkal. 29, S. 376—83. (T. wurde am 22. Sept. 1624 in Wien als Protestant hingerichtet.) — **408)** G. Buchwald, Aus Luthers Bibliothek: LZgs. N. 88. (Vgl. u. II 6.) — **409)** Knochenhauer, Aus d. Leben d. Malers Joh. Rottenhammer: MGNM. S. 64—70. — **410)** G. Buchwald, Wenzel Altwasser: JGGPÖ. 12, S. 55—71. — **411)** J. Rodenberg, D. Haus im Tiergarten: Didaskalia N. 15. — **412)** P. S[chlenther], Fritz Wernick: VZgS. N. 37. — **413)** Wilhelm Weber: Didaskalia N. 148. (Nach d. „VZg.“) — **414)** ○ K. Aberle, Grabdenkmal, Schädel u. Abbildungen d. Theophrastus Paracelsus. Beitrr. z. genaueren Kenntnis desselben. Salzburg, Dieter. III, 74 u. S. 269—580 m. 6 Taf. M. 6,00. — **415)** (S. u. III 1 : 25.) — **416)** (S. u. III 1 : 26.) — **417)** H. Maas, Gesch. d. katholischen Kirche im Grossherzogtum Baden. Mit bes. Berücksichtigung d. Regierungszeit d. Erzbischofs Hermann v. Vicari. Freiburg, Herder. XXIII, 692 S. m. 1 Bild. M. 10,00. — **418)** W. H. Riehl, Kulturgesch. Charakterköpfe. Aus d. Erinnerung gezeichnet. Stuttgart, Cotta. VII, 528 S. M. 6,00. — **419)** × H. Ritter, Richard Wagner als Erzieher.

weniger auch kulturgeschichtlich angesehen werden könnten, so namentlich Hayms[420]) „Duncker“ und Samsons[421]) „Kirchenpauer“, kann ich hier nur streifen[422-425]); ebenso die kulturgeschichtlich höchst ergiebige Memoirenlitteratur[426-433]). —

Kulturbestrebungen der Gegenwart. Hier käme für die historische Betrachtung zunächst alles das in Frage, was für die Stimmungen und Strömungen der modernen Zeit besonders charakteristisch ist, im besonderen derjenige Zweig unserer Litteratur, der mit Bewusstsein eine allgemein erzieherische Tendenz pflegt, also die Volkspädagogik. Von der zuletzt erwähnten Litteratur zuerst zu reden, so hat das vielgenannte und vielgelesene Buch des Rembrandtdeutschen[434]), das schon JBL. 1890 angezeigt ist, in dem Zeitraum, den unser Bericht umfasst, noch nicht das Ende gefunden, das allen solchen Modebüchern bevorsteht, das Vergessensein[435-442]). Die geistige und nationale Wiedergeburt, welche der Vf. mit abstossender, gesuchtester „Geistreichigkeit“ und einem Schwall von Phrasen und tönenden Antithesen, dazu mit unglaublich künstlicher Verwendung alles dessen, was er je zusammengelesen hat, auf mehreren hundert Seiten dem deutschen Volke als notwendig hinstellt, mag wirklich notwendig sein. Ob in dem Sinne des „Rembrandt als Erzieher“, darüber lässt sich streiten. Meines Erachtens ist das Buch an sich ziemlich wertlos; eine kulturhistorische Bedeutung hat es aber in dreifacher Beziehung: erstens in seinem ungeheuren, nicht zu leugnenden Erfolg; es ist also massgebend für den geistigen Standpunkt unseres Volkes; zweitens in dem durch diesen Erfolg unzweifelhaft erbrachten Beweise, dass in unserer Zeit ein tiefes Reformbedürfnis vorhanden ist; drittens in Stil und Ton und Inhalt: solch ein Buch, das ist modern. — Den an sich höchst lobenswerten Willen, zu bessern und zu erziehen, hat auch das gutgemeinte, aber im grossen und ganzen ziemlich triviale Buch Carneris[443]). — Mit dem Verhalten des Publikums vor der Bühne beschäftigt sich ein Feuilleton[444]). — A. Schröer[445]) weist auf die Gefahren hin, welche drohen, wenn sich in Deutschland die Wissenschaft, deren augenblicklichen Betrieb S. mit Recht scharf kritisiert, und die Nation einander entfremden, anstatt einander zu dienen. — Sehr lobenswerte Bestrebungen verfolgt der Verein für Volkslitteratur, zu dessen Vorkämpfern von Leixner[446]) gehört; aber dieser Kampf gegen die Schundlitteratur wird, fürchte ich, kaum grosse Erfolge erringen[447]). — Diese und ähnliche Versuche, auf unser Volk einen veredelnden Einfluss zu üben[448]), hängen zum Teil mit der Richtung zusammen, die den unteren Volksschichten, ihren Bedürfnissen und Leiden ungleich grössere Aufmerksamkeit schenkt als früher, mit der unser heutiges Leben beherrschenden socialreformatorischen Strömung. Die litterarischen Erzeugnisse, die für diese in Betracht kämen, auch nur dem Titel nach anzuführen, ist unmöglich die Aufgabe dieses Berichts. Nur auf eine kulturhistorisch besonders interessante Veröffentlichung auf diesem Gebiet sei hingewiesen, auf Göhres[449]) Buch, die aus dem Bedürfnis, den Arbeiter und sein Leben kennen zu lernen, hervorgegangen ist und nun sich zu einem wichtigen Kulturbild erweitert. Seine kirchlichen Ansichten kommen hier nicht weiter in Betracht. — Jene Nei-

Würzburg, Stahel. IV, 81 S. M. 1,50. — **420)** R. Haym, D. Leben Max Dunckers. Berlin, Gärtner. VII, 470 S. M. 10,00. — **421)** H. v. Samson, G. H. Kirchenpauer. E. Lebens- u. Charakterbild. Reval, Kluge. 171 u. 90 S. M. 4,50. — **422)** × F. Merkel, Jacob Henle. E. deutsches Gelehrtenleben. Nach Aufzeichnungen u. Erinnerungen erzählt. Braunschweig, Vieweg & Sohn. XII, 411 S. mit 1 Portr. M. 10,00. — **423)** × Gossners Leben u. Mission. 3. Aufl. Berlin-Friedenau, Buchh. d. Gossnerschen Mission. 32 S. M. 0,20. — **424)** × O. A. Ellissen, Friedrich Albert Lange. E. Lebensbeschreibung. Leipzig, Baedeker. VI, 271 S. M. 4,50. — **425)** ○ × Bischof Dr. Ferdinand Walter, weil. Generalsuperintendent in Livland. Seine Landtagspredigten u. sein Lebenslauf. Leipzig, Duncker & Humblot. VI, 403 u. 101 S. M. 10,00. — **426)** × M. Dittrich, Meine Schulzeit in Chemnitz 1851—62. Jugend-Erinnerungen e. Zeitungsschreibers. Leipzig, Geissler. 56 S. M 0.50. — **427)** × W. Lübke, Lebenserinnerungen. Berlin, Fontane. VIII, 379 S. M. 6,00. |[DLZ. 12, S. 1205]| — **428)** × C. E. Luthardt, Erinnerungen aus vergangenen Tagen. 2. Aufl. Leipzig, Dörffling & Franke. VI, 373 S. m. Bildnis. M. 5,00. — **429)** × Aus d. Lebenserfahrungen e. Siebzigers. Gotha, Perthes. VII, 199 S. M. 3,00. — **430)** × J. Fröbel, E. Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen u. Bekenntnisse. 2. Bd. Stuttgart, Cotta. VIII, 704 S. M. 12,00. |[DLZ. 12, S. 1277; Grenzb. IV, S. 511.]| — **431)** × Klaus Groth, Lebenserinnerungen, [her. v. Eugen Wolff.] (= Schriften f. deutsche Litt. u. Kunst. 2.) Kiel. Lipsius & Tischer. 12⁰. 125 S. m. Portrait. M. 3,00. — **432)** × C. Th. Hermann, Erinnerungen 1804—37: BaltMschr. 38, S. 1—23, 81—93. — **433)** × F. Dahn, Erinnerungen. 2. Buch. D. Universitätszeit. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 628 S. M. 10,00. — **434)** Rembrandt als Erzieher. Von e. Deutschen. 26.—35. Aufl. Leipzig. Hirschfeld. VII, 329 S. M. 2,00. — **435)** × „Est Est Est“. Randbemerkungen zu „Rembrandt als Erzieher“ v. e. niederdtsch. Bauern. 4.—7. Aufl. Dresden, Pierson. 49 S. M. 0,75. — **436)** × A. Barine, Le bilan intellectuelle de l'Allemagne d'après un Allemand: RPL. 6. — **436a)** × M. Bewer, Rembrandt und Bismarck. Dresden, Druckerei Glöss. 78 S. M. 1,00. — **436b)** × D. heimliche Kaiser oder d. Dampfbau oder d. wildgewordene Bliemchenkaffee. Unheiml. Geheimnis „Rembrandts als Erzieher“ enthüllt v. e. begeisterten Zögling. 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 23 S. M. 0,40. — **436c)** × Ueber Rembrandt als Erzieher von einem Erzieher. Leipzig, Zangenberg & Himly. M. 0,75. — **437)** × A. Hermann, Neue Schriften zu „Rembrandt als Erzieher“: BLU. S. 193/5. — **438)** × id., Rembrandt-Nachklänge: ib. S. 472. — **439)** × Rembrandt als Erzieher. Z. 37. Aufl. noch einmal: HPBll. 108, S. 900—10. — **440)** × Rembrandt als Erzieher: MKL. 18, S. 779—80. — **441)** × A. Baumgartner S. J., Rembrandt als Erzieher: StML 40, S. 86—101. — **442)** × Offener Brief an d. Vf. v. „Rembrandt als Erzieher“. Von e. deutschen Frau: BLU. S. 289—91. — **443)** B. Carneri, D. moderne Mensch. Versuche über Lebensführung. 2. Aufl. Bonn, Strauss. XV, 186 S. · M. 4,00. |[B. Münz: AZg[B]. N. 55; LCBl. 1892, S. 174; Grenzb. I, S. 527.]| — **444)** Ueber d. Beifall u. d. Zeichen d. Missfallens im Theater: Signale N. 45. — **445)** M. M. A. Schröer, Ueber Erziehung, Bildung u. Volksinteresse in Deutschland u. England. Dresden, Damm. IV, 99 S. M. 1,80. — **446)** O. v. Leixner, Z. Reform unserer Volkslitt. Her. im Auftr. d. Vereins f. Volkslitt. Berlin, Drewitz. 36 S. — **447)** × Welche Bücher liest d. Volk am liebsten?: Gesellschaft I, S. 576/7. — **448)** × F. A[venarius], Veredelt d. Volksfeste!: Kw. 4, S. 369—71. — **449)** P. Göhre, Drei Monate Fabrikarbeiter u. Handwerksbursche. E. prakt. Studie. Leipzig, Grunow.

gung, unserem „Volk“ grössere Aufmerksamkeit zu schenken, hängt andererseits wieder mit einer Zeitströmung zusammen, die in unser Volkstum sich liebevoll zu vertiefen sucht — ich erinnere an die Pflege der „Volkskunde“ — und diese wieder mit dem nationalen Geist unserer Tage. Auf die Hebung des Nationalgefühls dringt heute eine starke Bewegung, die sich auch in litterarischen Produkten ablagert. Der „Rembrandt als Erzieher“ steht zum grossen Teil unter diesem Einfluss. — Ich erwähne noch die Brochüre „Deutschmanns“ [450]), die ganz verständig ist und namentlich auf die vaterländische Erziehung Wert legt. [451]) Zuweilen geberdet sich freilich der Most absurd, und die Hoffnung auf einen guten Wein könnte sinken. Es scheint, als ob das Nationalgefühl [452]) hie und da einen beschränkten Charakter gewinnt: es wird zum Chauvinismus. — Auf übertriebenes Nationalgefühl, daneben aber auf rein wirtschaftliche Gründe ist auch die starke antisemitische Bewegung der Gegenwart [453]) zurückzuführen. Was über dieselbe von bedeutenderen und unbedeutenden Zeitgenossen gedacht wird, ist von Klopfer [454]) zusammengestellt. Die Gegner überwiegen. — Am wenigsten ist in dem Antisemitismus ein christlich-religiöses Moment zu spüren: das hängt mit der unzweifelhaft irreligiösen oder wenigstens unkirchlichen Denkungsart unserer Zeit zusammen [455]). Dass die christlichen Glaubenssätze heutzutage keine selbstverständliche Wahrheit mehr sind, wird von einem Theologen, von Gottschick [456]), selbst zugegeben. G. geht auf die Gründe dieses Umschwungs ein: die Bewegung gegen den Autoritätsglauben überhaupt, in der sich das Verlangen der Gegenwart nach eigener persönlicher Ueberzeugung kundgiebt, die Erkenntnis des gesetzmässigen Zusammenhangs dieser Welt, in der es keinen Raum für Wunder giebt, die historische Kritik sowie die Ueberzeugung von der Entwicklung und Relativität sittlicher Anschauung, und skizziert auch die modernste Welt- und Lebensanschauung, die eine neue Sittlichkeit will und dergleichen schöne Dinge. [457-458]) Er meint nun, dass diese Situation das Christentum nicht gefährdet, sondern zu vertiefter Erfassung desselben zwingt. Die augenblickliche Krisis zerstöre den „einschläfernden Schein der Selbstverständlichkeit des Glaubens und stelle den Gegensatz seines Gegenstandes zu den natürlichen Wünschen, seinen Charakter als befreiende That der sittlichen Person, die Notwendigkeit seiner Begründung statt auf eine formelle Lehrautorität, vielmehr auf eine schöpferische Geistesmacht ins hellste Licht“. Die tiefere Auffassung, die G. nun im folgenden entwickelt, scheint mir freilich dem Vorwurf der Künstlichkeit nicht entgehen zu können. — Im übrigen beweisen alle solche Erscheinungen den gährenden Charakter unserer Zeit. Ist es ein Zeichen der absterbenden, ist es ein solches einer neu erwachenden Kultur? Jedenfalls ist es misslich, Zukunftsträumen nach Art Bellamys nachzuhängen. Die späteren Generationen werden dergleichen belächeln, so wie wir heute einen Zukunftsroman früherer Zeit, der übrigens gründlich vergessen ist und auf den Oehlke [459]) zurückkommt, belächeln; es handelt sich um Julius von Voss' „Ini, ein Roman aus dem 21. Jh.“ — Am Schlusse dieses Berichts möchte ich noch darauf hinweisen, dass ich mich bemüht habe, die Schriften über neuere deutsche Kulturgeschichte und alles, was von der allgemeinen Kulturgeschichte unser Gebiet streift, möglichst vollständig zu geben, dass ich aber andererseits ebenso scharf die Grenzen abzustecken suchte, wo die „Kulturgeschichte“ aufhört und eine andere Wissenschaft anfängt; im nächsten Bericht werde ich noch kritischer in der Aufnahme sein: nur so wird man sich vor vagem Herumreden sichern und wirklich nützen können. —

|[Grenzb. II, S. 537; Gesellschaft II, S. 1163/8]| (Auszug. StrassbPost N. 159—64). — **450)** Friedlieb Deutschmann (Pseudonym), Deutsche Eigenart, deutsches Nationalgefühl, deutscher Patriotismus. E. Zeit- u. Zukunftsbild. Hannover, C. Meyer. 39 S. M. 0,60. — **451)** × O. Sieroka, D. Vaterländisch-Erziehliche in Heinrich von Kleists „Prinzen Friedrich von Homburg“. JB. d. Gymn. Allenstein. Allenstein, Harich. 4⁰. 8 S. (Vgl. u. IV 4.) — **452)** × B. Brukner, Deutsche Welt- u. Lebensanschauung. Begründet d. d. Versuch e. neuen Lehre v. d sittl. Erscheinungen. Berlin, Reinecke. 95 S. M. 1,50 — **453)** × Curt Müller, Juden, e. nationales u. sociales Elend. Kulturgesch.- u. national-ökonom. Studie. Leipzig, Bouman. 32 S. M. 0,50. — **454)** E. Klopfer, Z. Judenfrage. Zeitgenöss. Originalaussprüche. München, J. F. Lehmann. 63 S. M. 1,00. — **455)** × A. M. Weiss O. Pr, Apologie d. Christentums v. Standpunkte d. Sitte u. Kultur. 2. Aufl. 3. Bd. Natur u. Uebernatur 2 Tle. Freiburg, Herder. X, IX, 1192 S. M. 8,40. — **456)** J. Gottschick, D. Verhältnis d. christl. Glaubens z. modernen Geistesleben. Akad. Rede, Giessen. Giessen, v. Münchow. 4⁰. 32 S. — **457)** × J. Hart, Alte u. neue Sittlichkeit: FrB. 2, S. 785/9, 863/6. — **458)** × L. Kuhlenbeck, Reform d. Ehe. Philos., kulturgesch. u. naturrechtl. Randbemerkungen z. 6. Gebot. Leipzig, Rauert & Rocco. III, 136 S. M 2,00. — **459)** A. Oehlke, E. deutscher Vorgänger Bellamys: Didaskalia N. 19. —

I,6

Geschichte des Unterrichtswesens.

Karl Kehrbach.

Litteratur und Erziehung — wer könnte ihre innigen Wechselbeziehungen leugnen, Beziehungen, die nicht nur darin bestehen, dass die Litteratur einen wichtigen Unterrichtsgegenstand bedeutet. Was wir an dieser Stelle viel mehr hervorheben müssen, ist die Thatsache, dass, wie einzelne Bestrebungen im Unterricht sich als Niederschläge litterarischer Strömungen einer Epoche darstellen, andererseits diese Strömungen wiederum die notwendige Folge von Unterricht und Erziehung sind. Und auch da, wo die Geschichte von dem Einfluss einzelner litterarischer Persönlichkeiten auf Unterricht und Erziehung berichtet, wie von dem eines Herder, Goethe, Schiller usw., wird man wiederum andererseits manche ihrer Charaktereigentümlichkeiten, manche Bethätigung ihres Genius nur erklären können aus den Grundsätzen, der Art und Weise sowie aus den Stoffen des empfangenen Unterrichts. Es wird somit auf eine ganze Reihe von Fragen, die innerhalb der Litteraturgeschichte entstanden sind und noch entstehen werden, eine befriedigende Antwort erst von der Erziehungs- und Schulgeschichte gegeben werden können. Um freilich alle die Beziehungen, die zwischen den beiden Gebieten obwalten, zu erkennen, um die Fäden aufzudecken, die hinüber und herüber laufen, sind bis jetzt unsere Kenntnisse zu mangelhaft. Es lagen und liegen die Schätze, welche die Belehrung bringen können, vielfach ungehoben. Wohl waren hier und da gute Anfänge gemacht, gute Funde geglückt und weiteren Kreisen zur Kenntnis mitgeteilt; aber eine planmässige Durchforschung des Gebietes steht erst zu hoffen, wenn die Bestrebungen der „Gesellschaft für deutsche Erziehung und Schulgeschichte" von Erfolg begleitet sein werden. Die Gründung dieser Gesellschaft, die bereits auf der Philologenversammlung zu Zürich im Jahre 1888 auf Al. Reifferscheids Antrag hin beschlossen worden war, ist am 14. Dezember 1890 in Berlin geschehen. Die Gesellschaft erstrebt eine möglichst vollständige Sammlung, kritische Sichtung und wissenschaftliche Veröffentlichung des in Archiven und Bibliotheken zerstreuten Materials, soweit es auf die Erziehungs- und Schulgeschichte in den Ländern deutscher Zunge Bezug hat. Sie legt ihre Arbeiten in den Monumenta Germaniae Paedagogica (1890 I 6 : 55, 58) nieder und in ihren „Mitteilungen". Aus ihren Satzungen geht hervor, dass ihre Bestrebungen sich decken mit dem Ziele, welches die Monumenta sich gestellt hatten (vgl. Kehrbach, Kurzgefasster Plan der MGP. Berlin 1884). Da sie über mehr Mittel und Kräfte als ein einzelner Herausgeber verfügt und somit Einrichtungen treffen kann, die den sicheren Fortgang der Arbeit gewährleisten, so darf sie hoffen, diese Aufgabe besser zu lösen. — Von den „Mitteilungen" ist im Berichtsjahre der erste Band erschienen, auf den wir weiter unten mehrfach zu sprechen kommen werden und dessen reicher Inhalt aus dem beigefügten, nach Art eines Repertoriums angelegten Namen- und Sachregister zu erkennen ist. Das Register wird hier, wie bei den MGP., als integrierender Teil der Veröffentlichungen aufgefasst, es bietet den Gesamtinhalt der Veröffentlichungen in krystallisierter Form gleichsam von neuem dar, gruppiert die Menge vereinzelter Thatsachen, über die man in den Urkunden nur zu leicht hinwegliest, übersichtlich unter Stichworte, bringt dadurch diese Thatsachen in einen höheren Zusammenhang und verstärkt auf diese Weise das Interesse des Lesers ganz erheblich. Ja, ein solches Register ist selbst imstande, dem Fachmanne neue und wichtige Gesichtspunkte, die er vorher nicht kannte, darzubieten. Ein wie weites Gebiet der Inhalt der „Mitteilungen" umspannt, lässt schon ein oberflächliches Durchblättern sofort erkennen. Nicht nur für Erziehung und Unterricht, sondern auch für alle den Schulwissenschaften entsprechenden Fachwissenschaften und selbst für ferner stehende Wissensgebiete fällt reiches Material ab. Wenn scheinbar ganz unbedeutende Dokumente in den „Mitteilungen" abgedruckt worden sind, so ist es

unter der Voraussetzung geschehen, dass auch das Unbedeutendste ein wichtiges Glied in der Kette einer wissenschaftlichen Beweisführung bilden kann. Leider hat man in der Geschichte der Pädagogik bis jetzt nur zu sehr die Haupt- und Staatsaktionen oder die Thaten und Gedanken einzelner dargestellt, welche häufig keine oder nur geringe Spuren lebendiger Wirkung im deutschen Volkstum zurückgelassen haben. Auf den Durchschnitt der Menschen, die Beschaffenheit der grossen Masse ist viel zu wenig Rücksicht genommen worden. Fährt die Gesellschaft fort in dem Darbieten von möglichst vielen Einzelfällen, gestattet sie dadurch in Zukunft, die auf dem Gebiete der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts bisher so stark vernachlässigten Massenbeobachtungen zu machen, so wird auch die Geschichte der Pädagogik das Ziel, welches Ranke der Geschichte überhaupt stellt, „bloss zu zeigen, wie es eigentlich gewesen", in absehbarer Zeit erreichen können, vorausgesetzt natürlich, dass die Historiker der Pädagogik, um mit Schiller zu reden, den Gegenständen erlauben, sich gegen sie „hereinzubewegen", und nicht „mit unruhig vorgreifender Vernunft gegen sie herausstreben". —

Ebenso wie im vorigen liegen auch in diesem Jahre neue Gesamtdarstellungen der Geschichte der Pädagogik nicht vor. Wohl aber sind die verdienstlichen Werke J. Ch. G. Schumanns [1-2]) in neuen und verbesserten Auflagen erschienen: das Lehrbuch in der neunten, der Leitfaden in der sechsten. Obwohl beide Schriften zunächst nur den praktischen Bedürfnissen des Unterrichts in der Geschichte der Pädagogik an den Seminarien dienen sollen, so sind doch beide, besonders das umfangreichere Lehrbuch mit seinen den einzelnen Abschnitten beigegebenen, geschickt ausgewählten Litteraturnachweisen, dazu geeignet, dem Lehrer, der das im Seminarunterrichte Erworbene befestigen und erweitern will, ein guter Wegweiser zu sein. Der Leitfaden, der den Inhalt des Lehrbuches kürzer zusammenfasst, soll an dessen Stelle treten, wenn wegen beschränkter Zeit das Lehrbuch nicht völlig bewältigt werden kann. Aber auch wenn nur der Leitfaden von den Zöglingen der Seminarien durchgearbeitet worden ist, so sind doch an sie höhere Anforderungen in der Kenntnis der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts gestellt worden, als sie in den Prüfungen für das höhere Schulamt auf diesem Gebiete von den Kandidaten verlangt werden. — Auch die „Schule der Pädagogik" von Dittes [3]) und das „Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik" von H. Schiller [3a]) sind neu aufgelegt worden. — Seine Tabellen zur Geschichte der Pädagogik, die in zweiter Auflage vorliegen, will E. Förster [4]) lediglich als ein Wiederholungsbuch angesehen wissen, „dessen Inhalt sich wohl als geeignet erweisen dürfte, den Besitz der im Unterrichte erworbenen Kenntnisse zu sichern". Wir leben leider in der Zeit der Repetitorien, einer notwendigen Folge der vielen Examina. Viele dieser Arbeiten würden ausser ihrem banausischen noch ein höheres Ziel erreichen, wenn sie die F.schen Tabellen sich zum Vorbilde nähmen. — Repetitorien der Geschichte der Pädagogik für den praktischen Gebrauch der Seminaristen und angehenden Lehrer sind von Apel [5]) und Kloepper [6]) verfasst. — Volkmer [7]) bereichert seinen Ueberblick über die Geschichte der Methodik durch einen Anhang, der eine kurze Geschichte der Methodik aller in der Volksschule betriebenen Unterrichtsfächer enthält. — Nachzutragen ist aus dem vorigen Jahre, dass das einen Auszug aus dem Kehrein-Kayserschen Werke (1890 I 6 : 2) bildende, für Seminaristen der untersten Klasse berechnete „Handbüchlein" von Funke [8]) unter anderem Titel seine zweite Auflage erlebt hat. — Eine historische Skizze der Bildungsideale der Deutschen im Schulwesen seit der Renaissance giebt Heman [8a]). — Quellenschriften zur Geschichte des Unterrichts und der Erziehung bei den deutschen Juden von den ältesten Zeiten bis auf Mendelssohn hat Güdemann [8b]) herausgegeben. —

G. Stephans [9]) Werk über die häusliche Erziehung, das ausser für die Pädagogen besonders für die Kulturhistoriker von grossem Werte ist, dürfte berufen

---

1) J. Ch. G. Schumann, Lehrbuch d. Pädagogik. 1. Teil. Einl. in d. Gesch. d. Pädag. mit Musterstücken aus d. pädag. Meisterwerken d. verschied. Zeiten. 9. verb. u. vermehrte Aufl. (= Pädag. Bibl. 1. Bd.) Hannover, C. Meyer. XIV, 508 S. M. 4,50. — 2) id., Leitfaden d. Päd. f. d. Unterr. in Lehrerbildungsanstalten. 2. Teil. Gesch. d. Päd. 6. verm. u. verb. Aufl. (= Pädag. Bibl. 4. Bd.) ebda. VIII, 307 S. M. 3,00. — 3) F. Dittes, Schule d. Päd. Gesamtausg. d. Psychol. u. Logik, Erzieh.- u. Unterr.-Lehre, Methodik d. Volksschule, Gesch. d. Erzieh.- u. d. Unterr. 4. Aufl. Leipzig-Wien, Klinkhardt. XXVI, 1051 S. M. 7,00. |[PrLehrerZg. LBl. N. 5; JBHSW. 2, S. 42.]| — 3a) ○ H. Schiller, Lehrbuch d. Gesch. d. Päd. 2. Aufl. Leipzig, Reisland. V, 392 S. M. 6,60. — 4) E. Förster, Tabellen z. Gesch. d. Päd. ... für d. Seminar- u. Selbstunterricht bearb. 2. Aufl. Strassburg, Schmidts Univ. Buchh. VIII, 83 S. M. 1,60. |[WegwPädLitt. 18, S. 51; SchweizLehrerZg. N. 3; LMerkur N. 22; AnzNeuestPädLN. N. 4; PädJB. 1892; WürttembSchulWBl. 44, N. 2; SchulZg. N. 35.]| — 5) O. Apel, Repet. d. Gesch. d. Päd. Minden, Marowsky. III, 52 S. M. 0,70. — 6) K. Klöpper, Repet. d. Gesch. d. Päd. v. d. ältesten Zeiten bis auf d. Gegenw. 4. Aufl. Rostock, Werther. VIII, 183 S. M. 2,00. — 7) F. Volkmer, Grundriss d. Volksschul-Pädagogik in übersichtl. Darst. 1. Bd.: Gesch. d. Erzieh. u. d. Unterr. Habelschwerdt, Franke. 230 S. M. 2,00. — 8) C. A. Funke, Grundzüge d. Gesch. d. Päd. 2. Aufl. d. Handbüchleins. (Nach d. Überblick d. Gesch d. Erz. u. d. Unterr. v. Kehrein-Kayser.) Paderborn, Schöningh. 1890. 142 S. M. 1,00. — 8a) ○ C. F. Heman, D. Bildungsideale d. Deutschen im Schulwesen seit d. Renaissance. E. hist. Skizze zu prakt. Zwecken. Basel, Reich. VII, 88 S. M. 1,20. — 8b) ○ M. Güdemann, Quellenschriften z. Gesch. d. Unterr. u. d. Erziehung bei d. deutschen Juden. V. d. ältesten Zeiten bis auf Mendelssohn. Berlin, Hofmann & Co. XXXII, 324 S. M. 12,00. — 9) G. Stephan, D. häusliche Erz. in

sein, eine Lücke in unserer Kenntnis des heimatlichen Erziehungswesens auszufüllen. Der Kulturhistoriker K. Biedermann, der es eingeleitet hat, hebt mit Recht „Umsicht, Gründlichkeit und Sachkenntnis" hervor; das beigegebene Litteraturverzeichnis giebt einen deutlichen Beleg für den grossen Fleiss des Vf. Nachdem er einleitend im allgemeinen über die Beschaffenheit der häuslichen Erziehung gehandelt, spricht er über die körperliche, geistige und sittliche Ausbildung und erörtert in einem Schlusskapitel das Verhältnis zwischen Privat- und Schulerziehung und die Stellung des Hauses zur Schule. — Als Ergänzung eines früheren Aufsatzes (JBL. 1890 I 6 : 53) liefert Friedr. Schmidt[10]) Mitteilungen über Prinzenerziehung in der Kurpfälzischen, Neuburgischen und Sulzbachischen Linie. —

Einige Arbeiten beziehen sich auf die Methodik einzelner Fächer. Wichtig für die Geschichte des Elementarunterrichts auch noch im 15. Jh. ist ein Aufsatz von E. Voigt[10a]) über das erste Lesebuch des Triviums, das in den Kloster- und Stiftsschulen des Mittelalters und auch noch in der Uebergangszeit, mit der die JBL. einsetzen, gebraucht wurde. Das Dreigestirn Cato, Aesop und Avian bilden seinen Inhalt. Die kleinen Sprüche und Fabeln, die diese Autoren gewährten, eignen sich ganz besonders zur Einübung von Grammatik und Sprachschatz, von Prosodie und Metrik. An ihnen lernte man konstruieren und skandieren, besass man eine ergiebige Fundgrube von Uebungsbeispielen. Aber nicht nur das: sie boten daneben „einen reichen Schatz von Regeln der Sittenlehre und vor allem der Lebensklugheit und Weltweisheit, der auch auf die Charakterbildung und die ganze Lebensauffassung einen weitreichenden Einfluss ausüben musste". V. tritt in seinen vorzüglichen Erörterungen in Hinblick auf die vielfachen Gestaltungen, die das Triviallesebuch angenommen hatte, auch dem Vorurteil entgegen, als ob ein Stillstand auf dem methodischen Gebiete im Mittelalter vorherrschend gewesen wäre. — Zwei bisher unbekannte alte ABCbücher bespricht H. Fechner[11]). Das eine, mit dem Titel „Teütsche Kinder Tafel" ist im Jahre 1534 in Nürnberg bei J. Gutknecht gedruckt; das andere „Buchstaben- und Lesebuch 1787" hat keinen geringeren als Herder zum Verfasser. — Einen Beitrag zur Methodik des Geschichtsunterrichts im 17. Jh. giebt Aron[12]) durch seine Besprechung des vom Lüneburger Rektor Buno (1617—1697) veröffentlichten Buches „Historische Bilder, Darinnen idea historiae universalis". Das mit 21 Bildertafeln ausgestattete Werk sollte durch mnemotechnische Hilfsmittel der Jugend das Erlernen der geschichtlichen Thatsachen erleichtern. (vgl. III 5 : 12/3.) — Vogelreuter[13]) hat sich ein Ziel gesetzt, dessen Erreichung Dank verdiente: er will eine Geschichte des griechischen Unterrichts schreiben, in der die Fragen nach den verschiedenen Graden der Wertschätzung des Faches sowie der verschiedenen Methoden und Tendenzen erörtert werden sollen. Aus dem Umstande, dass seine Darstellung fast ausschliesslich auf den unzulänglichen Mitteilungen Schmidts und Raumers beruht, wird jeder, der sich mit der Geschichte der Methodik beschäftigt hat, erkennen, dass seine Arbeit billigen Ansprüchen nicht genügt. — Den Versuch, die Entwicklung der Rechenkunst von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag zur Darstellung zu bringen, macht Sterner[14]). Von der prähistorischen Zeit ausgehend, giebt er eine Schilderung des Rechnens bei den alten Kulturvölkern, denen er gleich die Araber anschliesst, und behandelt dann in einem zweiten Abschnitte die Rechenkunst im christlichen Abendlande. Das ganze Werk ist als der erste Teil einer prinzipiellen Darstellung des Rechenunterrichts auf historischer Grundlage gedacht. — Von Kehrs Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts ist der fünfte Band, „Geschichte der Methodik des Turnunterrichts", bearbeitet von Euler[15]), in zweiter Auflage erschienen. In der neuen Bearbeitung ist in noch weit höherem Grade als in der ersten die Geschichte des Turnunterrichts aus dem Rahmen der eigentlichen Aufgabe herausgetreten, da sie sich auf die Leibesübungen überhaupt nach ihrer erziehlichen Seite hin erstreckt und nicht nur das Turnen in der Volksschule, sondern das gesamte Schulturnen umfasst. Von allen den Männern, welche für die Geschichte und die Entwicklung des Turnens von Bedeutung sind, ist ein kurzes Lebensbild entworfen, in dem zugleich auch ihrer litterarischen Thätigkeit gedacht wird. Die Geschichte des Turnens in Preussen ist bis zur unmittelbaren Gegenwart fortgeführt. Alle sich auf das Turnwesen beziehenden Kundgebungen der Behörden sind sorgfältig berücksichtigt, die Turnprüfungsordnungen werden wörtlich mitgeteilt. Auch die in neuester Zeit hervor-

---

Deutschland während d. 18. Jh. Wiesbaden, Bergmann. XVIII, 162 S. M. 3,60. — 10) Friedrich Schmidt, Z. Gesch. d. Erz. u. d. Unterr. im Wittelsbach. Regentenhaus: MGESchG. 1, S. 17—31. — 10a) E. Voigt, D. erste Lesebuch d. Triviums in d. Kloster- u. Stiftsschulen d. Mittelalters (11./5. Jh.): ib. S. 42—53. — 11) H. Fechner, Zwei alte ABCbücher: ib. S. 92/5. — 12) Aron, Z. Methodik d. Geschichts-Unterrichts. (= Aus päd. Bibliotheken.): ib. S. 97—102. — 13) O. Vogelreuter, Gesch. d. griech. Unterrichts in dtsch. Schulen seit d. Reform. Hannover, C. Meyer. 67 S. M. 1,20. — 14) M. Sterner, Prinzipielle Darstellung d. Rechenunterr. auf hist. Grundl. 1. Gesch. d. Rechenkunst. München, Oldenbourg. VIII, 533 S M. 6,00. — 15) K. Euler, Gesch. d. Turnunterr. (= Kehr, Methodik d. dtsch. Volksschulunterr. 2. Aufl. Bd. 5.) Gotha, Thienemann. XXIII, 520 S. M. 6,00. — 16) O. Schneider, D. gesch. Entwickl. d. päd. Ansichten über Körper- u. Charakter-

getretenen Bestrebungen zur Pflege der körperlichen Erziehung durch Turn- und Jugendspiele finden eingehende Berücksichtigung. Das Turnen in den übrigen Staaten Deutschlands, in der ersten Auflage nur kurz berührt, wird in Einzeldarstellungen ausführlich geschildert. — Erwähnt seien an dieser Stelle auch die kurzen Bemerkungen O. Schneiders[16]) über die geschichtliche Entwicklung der pädagogischen Ansichten von Körper- und Charakterbildung. —

Gross ist die Zahl einzelner Persönlichkeiten aus der Geschichte unseres Faches, denen im Berichtsjahr specielle Beachtung zu teil geworden ist. Voran stehen natürlich die Theoretiker. Am wenigsten ist über Vertreter der älteren Zeit hier anzuführen: die Berichterstattung über die Comenius betreffenden Arbeiten von A. Richter[17]) und Nebe[18]) sei für den nächsten Jahresbericht aufgespart. Dort sollen sie im Verein mit der aus Veranlassung des Comeniusjubiläums uns bescherten Comeniuslitteratur besprochen werden.[19]) — Gansen[20]) gab A. H. Franckes wichtigste pädagogische Schriften mit einer Einleitung neu heraus. Es sind ausser dem „Kurzen und einfältigen Unterricht, wie die Kinder zur wahren Gottseligkeit anzuführen sind", die drei Abhandlungen „Was von den Lehrern zu beachten", „Anweisung für die Lehrer, was sie bei der Zucht wohl zu beachten" und „Von der Erziehung der Jugend". Da, wie G. in der Einleitung selbst voraussetzt, diese Schriften kaum zum Gegenstand einer schulgemässen Behandlung gemacht werden dürften, also für die Fachmänner und den weiteren Kreis der Gebildeten berechnet sind, so liegt auch gar kein Grund vor, statt der unerlässlichen wortgetreuen Wiedergabe eine Art von „Uebersetzung" zu liefern. — Nachdem von der Litteraturgeschichte die schriftstellerischen Verdienste Rabeners, „des deutschen Swift", von neuem anerkannt worden, versucht Th. Vetter[21]) nun auch eine pädagogische Würdigung des Mannes anzustreben. Manche von Rabeners Vorschlägen für die Reform des Sprachunterrichts, des Geschichtsunterrichts, der die Geschichte des Vaterlandes in erster Linie betonen soll, für die Hebung des Lehrerstandes, sind in der neuesten Zeit wiederholt worden — einer von den vielen Belegen für den Mangel an Kontinuität, der auf dem Gebiete der Geschichte des deutschen Erziehungswesens herrscht. —

In den Kreis der Philanthropinisten führt uns die Frage nach der Abhängigkeit Basedows von Rousseau, die Gössgen[22]) in grosser Ausführlichkeit übersichtlich dargestellt hat. Pinloche hatte (JBL. 1890 I 6 : 15) den Versuch gemacht, an die Stelle eines Einflusses Rousseaus auf Basedow die Abhängigkeit Basedows von Comenius, Locke und La Chatolais nachzuweisen, G. Schmidt (ib. 16) wenigstens auf eine ältere Beeinflussung Basedows durch Heyne und die Neuhumanisten hingedeutet. Demgegenüber will G. die frühere Annahme, dass der Philanthropinismus Basedows ein Erzeugnis Rousseauschen Geistes sei, durch neue Beweise stützen und in ihr Recht wieder einsetzen: „denn dass diese Annahme von der Beeinflussung Basedows durch Rousseau nicht genügend erwiesen worden, zeigen eben jene Angriffe, und darin bestand das Recht und der Wert derselben". Das Ergebnis der überzeugenden Auseinandersetzungen G.s ist, dass zwar nicht alle Rousseauschen Ideen im Basedowschen Philanthropinismus zur Verwirklichung gekommen sind, dass aber im ganzen die von Basedow praktisch ausgeübte Pädagogik die Rousseausche gewesen ist. — Der Philanthropinismus, seine Verdienste und Verirrungen werden in einer kürzeren Arbeit[23]) besprochen. — Unter den zahlreichen teils günstigen, teils ungünstigen Berichten über die grosse Prüfung am Philanthropin (1776) ist die Schrift von Schummel am bekanntesten geworden, der sich trotz seiner unverkennbaren Sympathien für die philanthropinistischen Bestrebungen ein nüchternes und unbefangenes Urteil bewahrt hat. Die Schrift, die von den Philanthropen selbst für eine zuverlässige Quelle gehalten wurde, liegt der Darstellung in vielen pädagogischen Lehrbüchern zu Grunde, und schon daraus rechtfertigt es sich, dass Alb. Richter[24]) einen Neudruck veranstaltet hat. Um dem Leser eine selbständigere Beurteilung zu ermöglichen, hat R. die „Authentischen Nachrichten" Rochows in demselben Heft zum Abdruck gebracht und vielfach in den Anmerkungen die Urteile Stroths, Rötgers und Nietzolds angeführt. —

Grössere Arbeiten gelten katholischen Pädagogen jener Zeit. Mit der Ausgabe der pädagogischen Schriften Franz v. Fürstenbergs hat Esch[25]) die Verdienste eines Mannes uns wieder nähergerückt, den man bisher besonders in den Geschichts-

---

bildung. JB. d. Grossh. Realsch. Oppenheim, Traumüller. 8 S. — 17) Alb. Richter, J. A. Comenius' Mutterschule. Mit e. Einleitung her. (= Neudrucke päd. Schriften, her. v. A. Richter.) 8. Leipzig, R. Richter. 86 S. M. 0,80 — 18) A. Nebe, Vives, Alsted, Comenius in ihrem Verhältnis zu einander. Progr. d. Gymn. Elberfeld, Lucas. 4⁰. 35 S. — 19) (III 5 : 12, 13.) — 20) A. H. Franckes wichtigste päd. Schriften. Neu her. u. mit einer Einl. vers. v. J. Gansen. (= Samml. bedeut. päd. Schriften. Bd. 8.) Paderborn, Schöningh. 147 S. M. 1,00. — 21) R. Vetter, Rabener als Pädagog. Beitr. z. Päd. d. 18. Jh.: PädBll. 20, S. 105—10. — 22) C. Gössgen, Rousseau u. Basedow. Burg, Hopfer. 118 S. M. 2,00. — 23) ○ A. E., D. Philanthropinismus, seine Verdienste u. Verirrungen: EvSchulBl. 35, S. 171—81. — 24) J. G. Schummel, Fritzens Reise nach Dessau u. F. E. v. Rochow, her. v. Alb. Richter. (= Neudr. päd. Schriften, her. v. A. Richter. Bd. 6.) Leipzig, R. Richter.

werken der Pädagogik entweder ganz übergangen oder zu sehr obenhin behandelt hat. Die Reform des gesamten Schulwesens, des höheren wie des niederen, war die Aufgabe seines Lebens, zu deren Lösung er alle Kräfte einsetzte und bei der ihm Overberg ein treuer Genosse war. Eine Ungerechtigkeit ist es, neben Overberg die Verdienste Fürstenbergs, auf dessen Schultern jener stand, gering zu achten. E. giebt die Werke vollständiger, als es von Esser geschehen ist; indessen fehlen immer noch einige ungedruckte Schriften Fürstenbergs, die sich im Darfelder Archiv befinden und bereits von Galland auszugsweise veröffentlicht worden sind. Da die Originale nicht zur Verfügung gestellt worden sind, so hat E. einen Ersatz durch Heranziehung der Gallandschen Mitteilungen geboten. Die abgedruckten Urkunden erstrecken sich über den Zeitraum von 1776—1804; sie beginnen mit der Schulordnung des Hochstifts Münster vom Jahre 1776 und schliessen mit einem Berichte an die Preussische Regierung über die Lehranstalten des Münsterlandes. Wenn Fürstenberg in der Schulordnung von 1776 den Lehrern ans Herz legt, den Schülern Festigkeit im Gebrauche der Muttersprache beizubringen, sie beim Übersetzen aus dem Lateinischen vor Latinismen zu bewahren, sie mit den besten Produkten des dichterischen Genies in den vorzüglichsten Arten der Dichtkunst bekannt zu machen, Dichtungen aus dem Griechischen und Lateinischen ins Deutsche übersetzen und hernach mit dem Gedichte vergleichen zu lassen usw., damit sie die Eigenheiten des poetischen und prosaischen Stiles unterscheiden lernen, so sind das Forderungen, die in jener Zeit selten aufgestellt sind. Die der Ausgabe der Texte vorausgehenden zwei grösseren Abschnitte, deren erster, allgemeiner eine Charakteristik des Zeitalters Fürstenbergs, des Jh. der Aufklärung, des Despotismus und der pädagogischen Reformversuche darbietet, deren zweiter über die innere und äussere Entwicklung Fürstenbergs unterrichtet, beruhen auf umfangreichen Studien und fesseln den Leser durch die wohlthuende Wärme, mit der sie geschrieben sind. — Sailers Erstlingswerk „Über die wichtigste Pflicht der Eltern in der Erziehung ihrer Kinder“ entreisst L. Kellner[26]) durch seine Ausgabe einer unverdienten Vergessenheit und erwirbt sich dadurch den Dank aller derer, die der Meinung sind, dass pädagogische Dokumente mindestens ebensoviel Wert haben wie Urkunden z. B. der politischen Geschichte, der Litteratur und anderer historischer Fächer; wir sind ganz damit einverstanden, wenn K. diese Gleichberechtigung grundsätzlich betont. Für eine neue Ausgabe dieser Schrift würde es sich empfehlen, den kurzen Abriss von Sailers Leben, den K. in der Einleitung giebt, zu erweitern. Und wenn dabei S. 8 die Anmerkung über Kant und Lessing wegfällt, so wird dadurch für viele der Wert des Werkes erhöht werden. —

Ein Bild des Lebens Isaac Iselins, Ratsschreibers in Basel (1728—1782), entwirft K. Wieland[27]) gelegentlich der Enthüllung seines Denkmals. Iselin, ein eifriger Kämpfer für die geistige Hebung und materielle Wohlfahrt seiner Mitbürger, hat sich auch um die Verbesserung des heimischen Schulwesens mannigfache Verdienste erworben. Das Ziel seiner erzieherischen Bestrebungen war, Geist und Gemüt der Jugend zu bilden und in allen Schichten der Bevölkerung nützliche Kenntnisse zu verbreiten; auf die körperliche Ausbildung legte er hohen Wert. Er war einer der ersten unter Pestalozzis Zeitgenossen, der dessen Bedeutung für das Erziehungswesen richtig zu würdigen verstand; thatkräftig unterstützte er ihn zu einer Zeit, da alle an ihm irre wurden. Ebenso war er bemüht, den Ideen und Schriften Basedows in der Schweiz Eingang zu verschaffen, dessen geistigem Wesen er sich sehr verwandt fühlte. — Johann Schulthess (1763—1836) von Zürich, „der begeisterte Freund Pestalozzis, der unentwegte Vorkämpfer Pestalozzischer Schulreform im Kanton Zürich“ hat in Hunziker[28]) einen begeisterten Biographen gefunden. Schulthess war in seinem Heimatsorte seit 1787 Professor des Hebräischen, 1796 der alten Sprachen, 1816 der Theologie. Seine Thätigkeit als akademischer Lehrer und als theologischer Schriftsteller ist ohne Zweifel über die Grenzen seines Kantons hinausgedrungen, trotzdem aber hätte sich H. im Rahmen der ADB. bei der Besprechung seines Helden engere Grenzen ziehen sollen. — Die schon oft dargestellte Bedeutung Herders für Unterricht und Erziehung wird von Kötz[29]) von neuem und in glücklicher Anordnung geschildert. Nachdem er einleitend Nachrichten über Herders Bildungsgang gegeben, bespricht er dessen Lehrthätigkeit in Königsberg, Riga, Bückeburg, Weimar, und seine Bemühungen um die Hebung besonders der weimarischen Schulen. Aus den sämtlichen Werken werden dann Herders pädagogische Anschauungen in übersichtlicher Gruppierung vorgeführt. Hoch stellte Herder die Kenntnis der Muttersprache, sie ist ihm „der Leitfaden, ohne den der Geist sich im

---

76 S. M. 0,80. — **25)** J. Esch, Franz v. Fürstenberg. Sein Leben u. seine Schriften. (Bibl. d. kath. Päd. 4.) Freiburg, Herder. XI, 316 S. M. 3,00. (S. 57—316.) (Umfang u. Preis beziehen sich auf Bibl. d. kathol. Pädag. 4., welche auch Sailers päd. Erstlingswerk enthält.) — **26)** L. Kellner, J. M. Sailers päd. Erstlingswerk. Neu her. u. mit e. Einl. u. Anm. begleitet (vgl. N. 25.) (= Bibl. d. kath. Päd. 4, [S. 1—56].) — **27)** K. Wieland, D. Andenken I. Iselins. Z. Feier d. Enthüllung seines Denkmals am 18. Sept. 1891, v. d. Ges. z. Beförd. d. Guten u. Gemeinnütz. in Basel. Festschrift. Basel, Schwabe. 77 S. M. 1,00. — **28)** Hunziker, Joh. Schulthess: ADB. 32, S. 697—700. — **29)** T. Kötz, D. päd. Bedeutung Herders.

Labyrinth vieler fremder Sprachen verirrt“. Die Litteratur hätte in grösserem Masse herangezogen werden müssen. — Den Heidelberger Theologen F. H. Chr. Schwarz (1766—1837) hat von Weech[30]) mit einer der Bedeutung des Mannes gebührenden längeren Besprechung bedacht. Schwarz, aus Giessen gebürtig, wurde 1790 in Dexbach, 1796 in Echzell, 1798 in Münster bei Butzbach Pfarrer, 1804 aber, obgleich Lutheraner, Professor der Pädagogik und systematischen Theologie an der reformierten Universität Heidelberg. Dort hat er mit Creutzer das pädagogisch-philosophische Seminar begründet und sich besonders um die Einführung der Union in Baden grosses Verdienst erworben. Von seinen Schriften kommt hier ausser mannigfachen Arbeiten zur christlichen Ethik besonders seine erste, der „Grundriss einer Theorie der Mädchenerziehung in Hinsicht auf die mittleren Stände“ (1792) in Betracht. — Färbers[31]) Werk über Fichte gliedert sich in zwei Teile, in deren erstem der Vf. Fichtes Leben, seine philosophischen und pädagogischen Lehren, letztere in kritischer Beleuchtung, darstellt; im zweiten Teile bietet er Abschnitte aus Fichtes Werken. Hier wäre nur zu wünschen gewesen, dass er Orthographie und Interpunktion nicht geändert und bei seinen Auszügen aus den „Reden an die deutsche Nation“, wie bei den übrigen, die Ausgabe erster Hand zu Grunde gelegt hätte. — In einem Werk über Graser hat sich Wieck[32]) die Aufgabe gesetzt, Leben und Wirken des Mannes zu schildern, und andernteils weiteren Kreisen dessen pädagogisches System zur Kenntnis zu bringen, indem er zunächst eine kurze, systematische Zusammenstellung und kritische Beurteilung der pädagogischen Grundlehren Grasers und ihrer Hauptquellen giebt und dann aus Grasers Schriften eine grosse Zahl von Stellen vorführt. Zu bedauern ist es, dass W. sich vielfache Stilveränderungen erlaubt: sie können durch die Absicht, den Autor auf diese Weise dem Publikum verständlicher zu machen, keineswegs entschuldigt werden. —

Von Kehrbachs[33]) Herbartausgabe ist der vierte Band, der noch ausstand, nachgeliefert worden. Er enthält unter anderm die Lehrbücher zur Einleitung in die Philosophie und zur Psychologie, von denen die Ausgabe des ersteren durch bisher ungedruckte Zusätze bereichert ist. — Bartholomäis[34]) Ausgabe von Herbarts pädagogischen Schriften hat Sallwürk zu Ende geführt und mit einem Namen- und Sachregister versehen, wodurch die Benutzung wesentlich erleichtert wird. — Eine neue Ausgabe der pädagogischen Schriften Herbarts von J. J. Wolff[35]) will nicht den historisch-kritischen Standpunkt einnehmen. W. geht von der Voraussetzung aus, dass dem Einfluss und der Verbreitung der Lehren Herbarts eine übertriebene Bedeutung beigemessen wird, und betrachtet es als seine Aufgabe, auf die Schwächen der philosophischen und pädagogischen Ansichten Herbarts, sowie auf ihren Gegensatz zum Christentum hinzuweisen. Von diesen Grundsätzen aus hat W. seinem ersten Bande, der die „Allgemeine Pädagogik“ und den „Umriss pädagogischer Vorlesungen“ enthält, freilich ohne bei dem ersteren auf die oben erwähnten Varianten aufmerksam zu machen, eine auf fleissigem Studium beruhende Einleitung gegeben, die sich auf eine Charakteristik der Philosophie Herbarts, seiner Ethik, Psychologie und Metaphysik erstreckt. — Von dem Neudruck der verdienstvollen Gesamtausgabe Hartensteins[36]) ist der zehnte Band erschienen, der die „Allgemeine Pädagogik“, den „Umriss pädagogischer Vorlesungen“ und die „Briefe über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik“ enthält. Unberücksichtigt blieb leider der durch Kehrbach gegebene Hinweis, dass die „Allgemeine Pädagogik“ zwar nur in einer Auflage erschienen ist, dass sich aber zwei Gruppen von Exemplaren dieser Auflage unterscheiden lassen, die sich hinsichtlich des Textes auf Seite 12 und 13 unterscheiden. — Mit seiner wohlfeilen Sonderausgabe von Herbarts „Umriss pädagogischer Vorlesungen“ verbindet H. Wendt[37]) die dankenswerte Absicht, das Buch in die Hände recht vieler Erzieher zu bringen. Von diesem praktischen Standpunkte ausgehend, hat er darauf verzichtet, den Wortlaut philologisch genau wiederzugeben. Würde er übrigens die Werke Herbarts von dem Gesichtspunkte der historisch-philologischen Kritik betrachtet haben, so würde er die Interpunktion Herbarts nicht „sonderbar“ genannt und nicht behauptet haben, dass Herbart fast nie Sätze oder Wörter unterstreicht. — Von der richtigen Voraussetzung geleitet, dass eine wissenschaftliche Untersuchung des Verhältnisses zwischen Herbart und Pestalozzi bisher nicht zu stande gekommen ist, wenngleich man es an apodiktischen Urteilen über die

---

Diss. Leipzig. 96 S. M. 1,00. — 30) v. Weech, Friedr. Heinr. Christan Schwarz: ADB. 33, S. 235/6. — 31) F. Färber, J. G. Fichte. (= Klassiker d. Päd. Bd. 12.) Langensalza, Schulbuchhandlung. VI, 318 S. M. 3,30. — 32) G. Wieck, Joh. Bapt. Graser, 1. Tl.: Leben u. Lehre Grasers, Beurteilung seiner Pädagogik, Divinität. (= Klassiker d. Päd. Bd. 13.) ebda. XII. 328 S. M. 4,00. — 33) J. F. Herbart, Sämtl. Werke in chronolog. Reihenfolge, her. v. K. Kehrbach. Bd. 4. Langensalza, Beyer & Söhne. XVII, 622 S. M. 5,00. — 34) J. F. Herbart, Päd. Schriften. Mit Herbarts Biogr., her. v. F. Bartholomaei. 5. Aufl. neu bearb. u. mit erlt. Anm. vers. v. E. v. Sallwürk. 2 Bd. (= Bibl. päd. Klassiker, her. v. Mann. 9. Bd.) ebda. VI, 462 S. M. 3,00. — 35) J. F. Herbart, Päd. Schriften. Mit e. Darsteil. u. Beurteil. d. ethischen u. metaphys.-psychol. Grundlagen d. Päd. Herbarts vers. v. J. J. Wolff. Bd. 1. (= Samml. bedeut. päd. Schr. Bd. 10.) Paderborn, Schöningh. 474 S. M. 2,80. — 36) J. F. Herbart, Sämtl. Werke, her. v. Hartenstein. 2. Abdr. 10. Bd. Schriften z. Päd. 1. Tl. Hamburg, Voss. XVI, 503 S. M. 4,50. — 37) J. F. Herbart, Umriss päd. Vorlesungen. Her. u. mit

wissenschaftlichen Beziehungen beider nicht hat fehlen lassen, versucht Wiget[38]) durch Vergleichung beider Erziehungstheorien diese Lücke auszufüllen. Nachdem er zunächst aus den Schriften und der Lebensgeschichte Herbarts dessen Beziehungen zu Pestalozzi hervorgehoben und ausserdem Belege dafür gebracht hat, dass Herbarts Bestrebungen in Pestalozzischen Kreisen nicht unbekannt geblieben sind, unternimmt er mit vielem Geschick eine durch grosse Klarheit sich auszeichnende Darstellung des Pestalozzischen Systems. —

Von Langenbergs[38a]) Ausgabe der „Ausgewählten Schriften“ Diesterwegs sind der dritte und vierte Band erschienen; damit ist das verdienstvolle Werk abgeschlossen. — Nachzutragen ist hier noch der JBL. 1890 übergangene Vortrag von Zingg[39]). In warmen Worten schildert er die vielseitigen Verdienste Diesterwegs, den er den „Pestalozzi der That“ nennt. Den Ausspruch: „Ich wollte Pestalozzisch wirken“, den er zum Ausgangspunkte seiner Rede nimmt, ändert er zum Schluss in den Zuruf an die schweizer Lehrer: „Wir wollen Pestalozzisch wirken“. — Rebhuhn[40]) hat sich im Verein mit Wilke ein grosses Verdienst erworben durch die Herausgabe einer Bibliographie der Schriften von und über Diesterweg, die, zunächst auf dem umfangreichen Materiale der Diesterwegsammlung des deutschen Schulmuseums beruhend, eine wertvolle Ergänzung des Langenbergschen Verzeichnisses ist. Der Nachtrag, der die Schriften aus Anlass des 100j. Geburtstages Diesterwegs enthält, bedarf natürlich, da er während des Jubiläumsjahres erschienen ist, noch der Ergänzung, die der Vf. teilweise schon in den „Neuen Bahnen“ gegeben hat. Es seien hier der Vollständigkeit halber noch aufgeführt die Arbeiten von Baumgarten[41]), Dittes[42]), Dörpfeld[43]), Eisele[44]), Fritze[45]), Halben[46]), Hamm[47]), Hauffe[48-49]), Jessen[50]), Krimmel[51]), Lucas[52]), Meyer-Schwalbe[53]), Pohlandt[54]), Rebhuhn[55]), Risch[56]), Sander[57]), F. Schäfer[58]), Scheer[59]), G. Schwarz[60]), Staude[61]), A. Voigt[62]), Wigge[63]). — Zum Schluss sei auf den Aufsatz von Rissmann[64]) hingewiesen, dessen Urteil, dass das Mittelmässige in der Diesterweglitteratur des Jahres 1891 vorwiege, durchaus gerechtfertigt ist. —

Aber nicht nur den Theoretikern, sondern auch den Schulmännern der Praxis hat sich die Forschung zugewendet; wir versuchen sie nach den Landschaften zu scheiden, denen ihre Wirksamkeit hauptsächlich zu Gute kam, wobei es freilich hie und da ohne eine gewisse Willkür nicht abgehen kann. Wir beginnen mit dem Königreich und der Provinz Sachsen. Fabian[65]), dem wir die treffliche Biographie des Zwickauer Rektors M. Petrus Plateanus (1535—1546) verdanken (vgl. ADB. 26, S. 241), hielt einen Vortrag über den um die Schulen Zwickaus hochverdienten M. Stephan Roth. Sein Leben und Wirken ist bereits 1882 von Georg Müller (BSächsKG. 1) behandelt worden, doch hat F. seither die Daten ergänzen und schärfer bestimmen können. Roth studierte, mit einem städtischen Stipendium ausgerüstet, von 1512 ab in Leipzig, zumeist bei Petrus Mosellanus, also neben Camerarius, Trotzendorf, Cruciger; letzterem, der auch sein Schüler war, hat Roth seine Magisterschrift gewidmet. Er gründete später als Rektor in Zwickau mit M. Petrus Drechsel († 19. Nov. 1518) die „Fraternitas scholarium“, eine der Kalandsbrüderschaft ähnliche Vereinigung von Männern und Frauen zur Unterstützung der Schulen, führte mit seinen Schülern lateinische Komödien auf, so zu Fast-

---

erl. Anm. vers. v. H. Wendt. (= UB. N. 2753/4.) Leipzig, Reclam. 208 S. M. 0,40. — 38) Th. Wiget, Pestalozzi u. Herbart. Leipziger Diss. (Auch: Jb. Wiss.-Paed. 23, S. 196—302. 1. Tl.) — 38a) E. Langenberg, A. Diesterwegs Ausgew. Schriften. 2 durchges. Aufl. 3. u. 4. Bd. Frankfurt a./M., Diesterweg. IV, 396 S. M. 3,00. IV, 396 S. M. 3,00. — 39) E. Zingg, F. A. Diesterweg. Vortr., geh. in d. Kantonalkonferenz d. Lehrerschaft d. Kantons Basel-Landschaft. Liestal, Lüdin. 76 S. M. 1,40. — 40) Rebhuhn u. Wilke, Gedenkblatt z. 100. Geburtstage A. Diesterwegs. S.-A. aus d. Diesterweg-Hefte d. „Neuen Bahnen“. Gotha, Behrend. 1890. (Bibliographie S. 28—40.) — 41) O. Baumgarten, Volksschule u. Kirche. Beitr. z. Diesterweg-Feier. Leipzig, Grunow. 62 S. M. 1,20. — 42) R. Dittes, Gedächtnisrede z. 100j. Geburtstage A. Diesterwegs auf d. 8. Dtsch Lehrertage: DLehrerZg. 1890 N. 148—53. — 43) Dörpfeld, Diesterwegfeier in Barmen: EvSchulBl. 35, S. 16—20. — 44) Eisele, Dr. A. Diesterweg: Neue Blätter Süddtsch. Erziehung u. Unterricht 20, S. 48—70. — 45) G. Fritze, Strebe z. Ganzen! Festspiel. Frankfurt a./O. — 46) J. Halben, Diesterweg, unser Vorbild. Festrede. Hamburg, Niemeyer. — 47) B. Hamm, Z. Gedächtnis Diesterwegs: D. dtsch. Lehrerkonferenzen d. J. 1890 her. v. Seidel, S. 1—12. — 48) G. Hauffe, Welche Berührungspunkte bieten Herbart-Ziller u. Ad. Diesterweg? Borna. Jahnke. 220 S. M. 2.50. — 49) id., Diesterweg u. d. Lehrerbildung. Breslau, Freund. 172 S. M. 2.50. — 50) A. Ch. Jessen, Diesterwegs Rheinische Blätter. Mit. e. Einl. Frankfurt a. M., Diesterweg. 2. Aufl. 293 S. — 51) Krimmel, Hat Dittes recht, wenn er Diesterweg e. tiefreligiöse Natur nennt?: MSKathLehrerinnen 4, S. 9-14. — 52) J. Lucas, Ad. Diesterweg. Progr. 35 S. — 53) M. W. Meyer-Schwalbe, Diesterwegs popul. Himmelskunde u. mathem. Geogr. 11. Aufl. Berlin, E. Goldschmidt. 426 S. M. 6,00. — 54) M. Pohlandt, Diesterwegs Verdienste um d. Lehrerbildung. E. Jub.-Gabe. an d. dtsch. Lehrerschaft z. 29. Okt. 1890. Leipzig, Oesterwitz Nachf. 1890. 99 S. M. 1,60. — 55) A. Rebhuhn, Diesterweg als Erzieher seiner Kinder: PädZg. 1890 N. 20. — 56) P. Risch, D. Pädagogen Traum. Festspiel. Berlin, Musik von P. Ziegler. 57) F. Sander, A. Diesterweg (Diesterweg-Feier): MKL. 18, S. 203. — 58) F. Schäfer, Im Ahnenhause d. Lehrer. Festdichtung, gesp. bei d. Diesterwegfeier in Wolfenbüttel. Braunschweig, Appelhans u. Pfenningstorff. 20 S. M. 0,20. — 59) Scheer, Festrede z. Diesterweg-Feier in Nordhausen. 60) G. Schwarz, Schulideal. Beitr. z. Feier d. 100j. Geburtstages A. Diesterwegs. Selbstverlag Binau a./N. in Baden. M. 0,10. — 61) P. Staude, D. entwickelnde Unterrichtsverfahren nach Diesterweg: DLehrerZg. 1890 N. 84,6. — 62) A. Voigt, A. Diesterweg u die ev. Volksschule: PädBll. 20, S. 11—34. — 63) H. Wigge, E. Blatt z. Ruhmeskranze Diesterwegs. Gedächtnisrede. Gotha, Behrend. 16 S. M. 0,30. — 64) R. Rissmann, D. Litt. d. Diesterweg-Feier: SchlesSchulZg. 20, S. 73/7. — 65) E. Fabian, Stephan Roth: MAVZwickau 3, S, 16/7.

nacht 1518 den „Eunuchus“ des Terenz, und bewirkte, dass 1519 eine griechische Schule mit M. Georg Agricola, seinem damaligen Hypodidascalus, als Rektor vom Rat eingerichtet wurde; sie verschmolz hinterher mit Roths Lateinschule. Dieser selbst folgte 1521 nach Ablauf seines Kontrakts einem Rufe des mächtig aufblühenden Joachimsthal und hat auch hier im Verein mit seinem Kantor, dem Liederdichter Nik. Hermann, und mit M. Joh. Sylvius Egranus, dem Stadtpfarrer, viel Gutes geschaffen. Von dort ging er 1523 nach Wittenberg, hörte Luther, Bugenhagen, Amsdorf, verheiratete sich 1524, übersetzte des Erasmus „Gesprech zwayer Ehelicher weyber“, hielt Vorlesungen, fand als Prediger in der Stadtkirche Verwendung und gab eine Sammlung der Predigten Luthers, 1527 die Sommer- und Feldpostille, 1528 die Winterpostille, zum Druck. Im Anfange dieses Jahres kehrte Roth nach Zwickau zurück und wurde dort zweiter, 1530 erster Stadtschreiber, 1543 Ratsmitglied und städtischer Schulinspektor. Seine Bibliothek von 6000 Bänden und über 1000 Briefen bildet einen wertvollen Teil der berühmten Zwickauer Ratsbibliothek. — Erasmus Sarcerius, Schürer, (1501—1559) aus Annaberg, mit dem Holstein[66]) sich beschäftigt, wurde 1536 zum Rektor nach Siegen, 1538 zum Superattendenten der Grafschaft Nassau-Dillenburg berufen. Als Gegner des Interim 1548 vertrieben, erhielt er 1550 das Pastorat an S. Thomas in Leipzig und begleitete 1552 im Auftrage des Kurfürsten Moriz mit Valentin Hartung Melanchthon auf das Tridentiner Konzil; doch wendeten sich die Gesandten zu Nürnberg bereits wieder heimwärts. Dann war er seit 1554 Generalsuperintendent in Mansfeld und seit 1559 Pfarrer und Senior des geistlichen Ministeriums in Magdeburg. — Es folgen zwei Männer, denen E. Jacobs[67-68]) mit lokalpatriotischer Sorgfalt und Liebe gerecht wird: E. F. Schütze (1688—1758) aus Hain in der Grafschaft Stolberg, 1713 Konrektor, 1715 Rektor an der Oberschule zu Wernigerode, die sich unter ihm bedeutend hob, 1738 Rektor des neuen Gymnasiums in Altona, das er jedoch 1747 mit einer Abschiedsrede „De martyrio scholastico“ verliess, um Dompastor an der Hauptkirche zu werden; und sein jüngerer Bruder H. K. Schütze (1700—1781), 1729 Konrektor und 1738 Rektor an der Oberschule zu Wernigerode, die sich unter ihm noch mehr entfaltete. Die Gegenstände seiner Schriften charakterisieren ihn: „De prima mentis operatione in scholis inferioribus potissimum emendanda“ (1742), „De fide historica“ (1744), „De remediis suspensivis in causa contra praecoces academicos“ (1751), „De pedantismo“ (1765). — Hoche[69]) bietet Notizen über B. F. Schmieder (1736—1813) aus Leipzig, 1765 Tertius, 1771 Konrektor am Gymnasium in Eisleben, 1780—1808 Direktor am städtischen Gymnasium in Halle. — Einen seiner früheren Halberstädter Lehrer bewahrt Pröhle[70]) vor der Vergessenheit. F. G. Schöne (1806—1857) aus Gadegast bei Wittenberg ward 1829 in Wittenberg, darauf in Stendal und 1838 in Halberstadt Gymnasiallehrer, 1839 in Herfort, 1857 in Stendal Gymnasialdirektor. —

Nach Thüringen führt uns zunächst ein Artikel von Hoche[71]) über Wolfgang Seber (1573—1634), der, in Suhl geboren, 1599 Konrektor, 1601 Rektor in Schleusingen war; unter ihm wurde das Gymnasium von 400 Schülern besucht und er begründete die dortige Bibliothek. 1610 war er dann Dekan in Wasungen, kehrte jedoch schon 1612 als Superintendent und Ephorus Gymnasii nach Schleusingen zurück. — Auch über J. K. Schwarz (1677—1747) geboren zu Koburg und am dortigen Casimirianum 1706 ausserordentlicher Professor des Lateinischen, 1713 des Griechischen und der Beredsamkeit, 1732 der Theologie, Philologie und morgenländischen Sprachen, sowie Direktor bis an seinen Tod, hat Hoche[72]) gehandelt. — Hierher stellen wir ferner den Artikel von A. Schumann[73]) über Ferdinand Schulze (1774—1850) aus Leipzig, der 1798 Lehrer am hallischen Pädagogium unter Niemeyer, 1800 am Coenobium in Gotha, 1840 dessen erster Professor wurde, ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller. — Georg Schöler (1793—1865), von dem wir durch Hoche[74]) hören, geboren zu Döschnitz in Schwarzburg-Rudolstadt, war 1818 Professor zu Danzig unter Meinecke, wo er viel mit dem Oberpräsidenten v. Schön verkehrte, 1833 Direktor in Lissa, 1843—64 in Erfurt. — G. K. W. Schneider (1796—1836), geboren zu Weimar, 1820 dort Hülfslehrer, dann Professor, Herausgeber einer zehnbändigen Sophokles- und einer vierbändigen Aeschylus-Ausgabe, ist ebenfalls von Hoche[75]) mit einem Artikel bedacht worden. — Schmeisser[76]) giebt ein Bild von dem um das Thüringer Schulwesen wohlverdienten Rektor K. F. Schmidt in Auma. — Moritz Seebeck[77]) (1805—1884) war in Jena geboren und ein Sohn des Physikers und nachherigen Akademikers in Berlin, des Entdeckers der Thermo-

---

(Vortr. Ref.). — 66) H. Holstein, E. Sarcerius: ADB. 33, S. 727/9. — 67) E. Jacobs, Eust. Friedr. Schütze: ib. S. 138/9. — 68) id., Heinr. Karl Schütze: ib. S. 143/5. — 69) R. Hoche, Benj. Friedr. Schmieder: ib. 32, S. 28/9. — 70) H. Proehle, Friedr. Gottlieb Schöne: ib. S. 285. — 71) R. Hoche, Wolfg. Seber: ib. 33, S. 506/7. — 72) id., Joh. Konr. Schwarz: ib. S. 239. — 73) A. Schumann, Chr. Ferd. Schulze: ib. 32, S. 765/8. — 74) R. Hoche, Georg Schoeler: ib. S. 215/6. — 75) id., Gottl. Karl Wilh. Schneider: ib. S. 120/1. — 76) R. Schmeisser, K. F. Schmidt, Rektor zu Auma. E. Bild seines Lebens u. Wirkens. (= S.-A. aus d. LehrerZgThüring.) Jena, Schenk. 15 S. M. 0,30. — 77) E., Karl Jul. Mor. Seebeck: ADB. 33, S. 560/4. — 78) A. Schumann, Geo. Heinr. Schwerdt: ib. S. 417—20.

elektrizität. Er kam 1826 als Lehrer an das Berlinische Graue Kloster, 1828 als Alumneninspektor und 1832 als ordentlicher Lehrer an das Joachimsthal, 1835 als Direktor nach Meiningen, leitete darauf die Erziehung des Erbprinzen, jetzigen Fürsten Georg, ward 1845 Vicedirektor des Konsistoriums in Hildburghausen und 1857 Kurator der Universität Jena. — Den Verfasser vieler volkstümlichen Bücher G. H. Schwerdt (1810—1888) schildert A. Schumann[78]. Er ist zu Neuenkirchen im Gothaischen geboren, wo seine Familie 200 Jahre lang das Pfarramt innegehabt. Seit 1842 Nachfolger des Vaters, hat er dort eine Volksbibliothek und eine Fortbildungs- und Handwerkerschule geschaffen. Doch liess er sich, den körperlichen Anforderungen der grossen Parochie nicht gewachsen, 1861 nach Gräfentonna versetzen und übernahm 1872 die Superintendentur in Waltershausen. Hierhin übersiedelte auch die in Gräfentonna von ihm gegründete Bildungs- und Erziehungsanstalt für junge Mädchen. — Endlich bringt Hoche[79]) den Lebensabriss von O. H. E. Schneider (1815—1880) aus Stralsund, der 1842—1869 Lehrer und Professor am Ernestinum in Gotha war und mit seinen Untersuchungen über Kallimachos eine tüchtige Leistung schuf. —

Eine grössere Arbeit gilt einem hessischen Schulmanne. Indem K. Reinhardt[80]) das Schreiben über den Zustand des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. neu herausgiebt, das der Rektor Hirtzwig an seinen Freund und Lehrer Mentzer, den Förderer des Ratichius, sandte, hat er nicht nur für die Schulgeschichte Frankfurts, sondern für die Geschichte des Schulorganismus überhaupt Bausteine beigetragen. Es ist aber leider charakteristisch, dass R.s Abdrucke nicht die von Hirtzwig selbst besorgte Ausgabe, sondern ein Abdruck aus dem Jahre 1654 zu Grunde liegt, da Hirtzwig bereits neunzehn Jahre tot war, nachdem er schon siebenundzwanzig Jahre zuvor sein Frankfurter Rektorat abgegeben hatte. Dem lateinischen Texte ist eine gute deutsche Uebersetzung beigefügt, über deren Inhalt (Zweck der Schule, methodische Anweisungen, Zeugnisse, Strafen, Aufpasser, Dekurionen usw.) durch Inhaltsangaben am Rande ein schneller Ueberblick gewährt wird. Bei seinen Erläuterungen wird übrigens R. durch den Plan der Monumenta Germaniae Paedagogica, durch diese selbst und durch die „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“ wesentliche Erleichterung gefunden haben. — Dechent[81]) hat sich um J. J. Schudt (1664 bis 1722) bemüht. In Frankfurt a. M. geboren und am dortigen Gymnasium seit 1691 praeceptor primarius, 1695 Konrektor, 1717 Rektor, hat er neben seinen orientalischen Studien auch „Monita paterna“ (1719 lateinisch, 1720 deutsch) abgefasst. — Durch H. A. Lier[82]) hören wir von Ä. L. Ph. Schröder (1764—1835), einen Göttinger von Geburt. Er versah seit 1787 die zweite reformierte Predigerstelle zu Neuwied, wurde später Dekan und Kirchenrat in Hachenburg und hat sich als Jugendschriftsteller bekannt gemacht. — Von Gümbel[83]) giebt Nachrichten über K. Ch. Schmieder (1778—1850) aus Eisleben, 1812 Direktor und Schulinspektor zu Kassel. — Zwenger[84-85]) hat das Andenken an einen verdienten Schulmann, Nikolaus Bach, den Direktor des Gymnasiums zu Fulda, durch eine Biographie und durch den Abdruck der formvollendeten Rede wieder belebt, die Franz Dingelstedt dem Andenken Bachs einige Tage nach dessen Tode gewidmet hatte, und damit zugleich einen Beitrag zur Charakteristik Dingelstedts dargeboten. — J. D. G. Seebode (1792—1868), ist, wie Hoche[86]) berichtet, in Salzwedel geboren, wurde 1813 Rektor, 1823 Direktor des Andreanum in Hildesheim, 1834 Direktor in Koburg, 1837 in Gotha, 1841—49 Geh. Regierungsrat in Wiesbaden und Schulreferent für Nassau, von 1851—1867 Bibliothekar der Oeffentlichen Bibliothek in Wiesbaden. Berichtigend sei bemerkt, dass Seebode 1824/5 das „Archiv für Philologie und Pädagogik“ in Helmstedt bei Fleckeisen, 1826—30 das „Neue Archiv für Philologie und Pädagogik“ in Hannover bei Hahn herausgab, J. Ch. Jahn aber seit 1826 die „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik“ in Leipzig bei Teubner. Beide wurden vereinigt, und es erschienen an ihrer Stelle seit 1831 bei Teubner die noch bestehenden „Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik“ von Seebode (bis 1842), Jahn (bis 1847) und Klotz (bis 1856). — Den fruchtbaren, wiewohl meist zu breiten Schulschriftsteller, Biographen und Lokalhistoriker Karl Schwartz (1809—1885) behandelt F. Otto[87]). Schwartz war ein Düsseldorfer, von 1832—1837 zu Warburg und Rietberg Lehrer, darauf zu Fulda, wurde dort 1846 Stellvertreter, 1850 Nachfolger des Direktor Dronke, 1858 Direktor in Hadamar, 1862 in Wiesbaden. Von seinen zahlreichen Schriften seien hier nur das „Handbuch für den biographischen Geschichtsunterricht“ (1842), die Biographien von Clausewitz (1878), Friedrich V. von Hessen, Meusebach und eine Geschichte derer von Günderode genannt. —

— 79) R. Hoche, Otto Herm. Schneider: ib. 32, S. 142/3. — 80) K. Reinhardt, M. Henrici Hirtzwigii rectoris de Gymn. Moeno-Francofurtani ratione et statu ad Balthas. Mentzerum epistola. Mit Einl. u. Übersetzg. Progr. Frankfurt a. M., Enz & Rudolph. 4⁰. 45 S. |[DLZ. 12, S. 1742; ThLZ. S. 404/5.]| — 81) Dechent, Joh. Jak. Schudt: ADB. 32, S. 651/3. — 82) H. A. Lier, Äm. Lud. Philipp Schröder: ib. S. 502/3. — 83) v. Gümbel, Karl Christoph Schneider: ib. S. 30. — 84) F. Zwenger, Nik. Bach. E. Erinnerungsblatt: Hessenland 5, N. 1, 2. — 85) Franz Dingelstedt, Worte d. Erinnerung an N. Bach. Rede gehalten am 4. Febr. 1841: ib. S. 39—42, 51/5. — 86) R. Hoche, Joach. D. Seebode: ADB. 33, S. 588/9. — 87) F. Otto,

Wenig liegt aus den Rheingegenden, aus Württemberg und aus Bayern vor. Wieder beginnt Hoche[88]) und zwar mit Zusammenstellungen über Ludwig Schopen (1799—1867) aus Düsseldorf: seit 1820 war er Lehrer am Gymnasium in Bonn und Mitarbeiter am „Corpus Scriptorum Byzantinorum", 1840 wurde er ausserordentlicher, 1844 ordentlicher Professor an der Universität und 1847 zugleich Direktor des Gymnasiums. — Holstein[89]) berichtet über Hieremias Schütz (geb. 1538), einen Strassburger Schulmeister, welcher 1572 ein bei Goedeke nicht verzeichnetes Drama „Vom Bel zu Babel" drucken liess. — Wiederum Hoches[90]) Namen finden wir unter einem Artikel über Ch. Th. Schuch (1803—1857) aus Reihen bei Sinsheim; 1832 ist er Lehrer am Pädagogium in Tauberbischofsheim, 1838 am Gymnasium in Bruchsal, 1848 Professor in Donaueschingen. — Durch den 100j. Todestag des Dichters Schubart veranlasst, hat Holder[91]) eine Abhandlung über Schubarts pädagogische Thätigkeit und Bedeutung geschrieben, die eine wertvolle Bereicherung erfahren würde, wenn die noch nicht gedruckten, von Nägele aber angeführten Schulbriefe und Schullieder Schubarts herausgegeben würden. — Von Hoche[92]) rührt ein Artikel über Nikolaus Schwebel (1713 bis 1773) aus Nürnberg her, der 1743 Direktor des dortigen Aegidianum wurde und von 1746 bis an seinen Tod das Carolinum in Ansbach leitete. — Von Heinrich Braun endlich, einem der gefeiertsten unter den Schulmännern Bayerns, hat Gückel[93]) ein lebendiges Bild nach sorgfältiger Durchforschung aller Materialien entworfen. Seine Reformthätigkeit kam allen Schulgattungen von der Elementarschule bis zur Universität zu Gute. Aber neben dieser Thätigkeit hebt G. mit Recht noch Brauns Verdienste um die deutsche Sprache und Litteratur hervor. Die hierauf bezüglichen Werke Brauns, die Bayern aus seinem geistigen Schlafe weckten und die Herzen des Bayernvolkes für Unterricht und Bildung wieder empfänglich machten, erregten die Aufmerksamkeit Herders, der auch in persönlichem Verkehr mit Braun gestanden hat. Dankbar muss es anerkannt werden, dass G.s Schrift die Vorwürfe entkräftet, die gegen Braun schon zu seinen Lebzeiten erhoben worden sind. In einem Anhange wird der interessante Nachweis geliefert, dass weder Buchner, wie vielfach angenommen war, noch Braun, wie Prantl neuerdings behauptet hatte, die Vff. der „Pragmatischen Geschichte der Schulreformation in Bayern" (München 1785) sein können. —

Grösser ist die Zahl der neu beachteten schlesischen Schulmänner. Bolte[94]) giebt, zum Teil aus archivalischen Quellen, Mitteilungen über den selbst bei Goedeke vergessenen Georg Seidel (1550—1626). Aus Ohlau gebürtig und am Breslauer Elisabethanum seit 1574 Lehrer, 1596 Professor, 1610 Prorektor, war er bemüht, das lateinische Schuldrama dort einzubürgern, und brachte 1613 eine, von seinem Kollegen Frank zugleich metrisch verdeutschte „Nova tragicocomoedia Tychermaea seu Stamatus" zum Druck und zur Aufführung. — F. G. Schmieder (1770—1838), der Sohn des oben (N. 69) behandelten Hallenser Direktors, war, wie Hoche[95]) bemerkt, von 1804 bis an sein Ende Direktor in Brieg. — Das Andenken eines tüchtigen und erfolgreichen Schulmanns erneuert Markgraf[96]). K. G. Schönborn (1803—1869), in Meseritz geboren, ward 1826 Professor in Guben, 1830 Direktor in Schweidnitz, 1834 Direktor von Marien Magdalenen in Breslau. Diese beiden zuchtlosen und verwirrten Gymnasien hat er energisch und klug in kurzer Zeit wieder ins Gleis gebracht. Marien Magdalenen ist unter ihm damals das grösste Gymnasium Preussens gewesen: es hatte 33 Lehrer und 1056 Schüler. — F. W. Schütze (1807—1888), über den Georg Müller[97]) handelt, aus Döcklitz bei Querfurt gebürtig, war anfangs Elementarlehrer, studierte seit 1842 Theologie zu Leipzig und wurde bereits 1844 Direktor des Seminars in Waldenburg, das unter seiner 40j. Leitung sich zur Musteranstalt erhob. — Kötschau[98]) schliesslich bietet den Lebenslauf des Breslauers M. W. C. Schmidt (1823—85), der, 1849 Lehrer in Öls, 1857 ausserordentlicher, 1869 ordentlicher Professor, 1874 Professor der Eloquenz in Jena, sich namentlich in der griechischen Dialektforschung, aber auch als Übersetzer von Pindar und Sophocles' „Oedipus" hervorgethan hat. —

Posen, Preussen, Pommern und Mecklenburg haben nur wenige Vertreter aufzuweisen. Das Leben und Wirken des Gymnasialdirektors Johannes Richter in Nakel schildert Heidrich[99]). — Auch in dieser Gegend fehlt Hoche[100]) nicht: hier schreibt er über Valentin Schreck (1527—1602), geboren in Altenberg bei Meissen, 1567 Professor der Poesie zu Königsberg, 1569 bis an seinen Tod Rektor des Mariengymnasiums in Danzig. Sein „Liber Gnomarum biblicarum" war viel verbreitet. —

Karl Schwartz: ib. S. 212/4. — 88) R. Hoche, Ludw. Schopen: ib. 32, S. 331/2. — 89) H. Holstein, Hieremias Schütz: ib. 33, S. 126. — 90) R. Hoche, Christian Theoph. Schuch: ib. 32, S. 640/1. — 91) A. Holder, D. Dichter Chr. Schubart als Lehrer: MGESchG. 1, S. 131/8. — 92) R. Hoche, Nik. Schwebel: ADB. 33, S. 317/8. — 93) M. Gückel, Heinr. Braun u. d. bayer. Schulen v. 1770—81. Erlangen, Diss. 109 S. M. 1,20. — 94) J. Bolte, Georg Seidel: ADB. 33, S. 618. — 95) R. Hoche, Friedr. Gotthelf Benj. Schmieder: ib. 32, S. 29. — 96) Markgraf, Karl Gottlob Schönborn: ib. S. 281/2. — 97) Georg Müller, Friedr. Wilh. Schütze: ib. 33, S. 140/2. — 98) P. Koetschau, Mor. Wilh. Const. Schmidt: ib. 32, S. 8—10. — 99) Heidrich, Dr. Joh. Richter, Direktor d. Kgl. Gymn. zu Nakel. Progr. Nakel, Giroud. 4°. 8 S. — 100) R. Hoche, Val. Schreck: ADB. 32, S. 466. — 101) v. Bülow, Joh. Jac. Sell: ib. 33, S. 681/2. — 101a) A. Kolbe,

Von Bülow[101]) erzählt von J. J. Sell (1764—1816), aus Stettin, der 1783 Professor der Beredsamkeit und Geschichte, 1790 am dortigen Kgl. Gymnasium Rektor wurde. — A. Kolbe[101a]) hat mit der Biographie R. H. Hieckes viel versprechend eine neue Sammlung eröffnet. Indem er das Andenken verdienter Schulmänner der Neuzeit beleben und die Kenntnis ihrer Grundsätze und ihrer Wirksamkeit weiteren Kreisen mitteilen will, hofft er und gewiss mit Recht, in dem Gewirr der pädadogischen Fragen unserer Zeit klärend zu wirken. — Auf einen bemerkenswerten Organisator des Erziehungs- und Schulwesens in Mecklenburg lenkt K. Schröder[102]) unsern Blick. F. W. F. Schröder (1812—1884) aus Wismar, ward 1833 Lehrer zu Parchim, 1843 Pastor in Schwerin, 1841 Schulrat, später Oberschulrat und hat in dieser Stellung namentlich einer festen Ordnung der Verhältnisse zwischen Kirche und Schule, einer Verbesserung des Schulwesens im ritterschaftlichen Landesteil und einer endlichen Regelung der Sommerschule die Bahn erschlossen. —

Auch Berlin kommt in Betracht. Mit geschickter Hand hat F. Jonas[103]) ein klares Bild von dem einst zugleich verketzerten und gefeierten Schulrat Otto Schulz (1782—1849) entworfen. Geboren zu Warow in Hinterpommern kam Schulz 1812 als Kollaborator an das vereinigte Berlin-Kölnische Gymnasium und wurde 1826 Schulrat für die Provinz Brandenburg. An Schulbüchern stammen von ihm die „Handfibel", das „Berlinische Lesebuch", das „Tirocinium" und ein „Biblisches Lesebuch"; an Schulzeitschriften hat er den „Schulfreund" sowie das „Schulblatt für die Provinz Brandenburg" begründet. Viel Staub hat sein langer Kampf gegen Diesterweg aufgewirbelt, welcher 1847 seines Amtes enthoben wurde. „Schulz betrieb eine möglichst enge Verbindung der Schule mit der Kirche, Diesterweg suchte umgekehrt die Schule aus der unmittelbaren Abhängigkeit von den Geistlichen zu befreien. Man kann ihn für den Vater der Regulative halten wie Diesterweg für den Vater der Allgemeinen Bestimmungen von 1872." — Der von Hoche[104]) besprochene F. K. L. Schneider (1786 bis 1821), geboren in Berlin, war seit 1809 Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium; er ist Verfasser der erst in der jüngsten Zeit überholten „Ausführlichen Lateinischen Grammatik". — Niemand wohl hat einen grösseren und besseren, einen längeren und nachhaltigeren Einfluss auf die Schulen eines Landes ausüben dürfen als Johannes Schulze (1786—1869). Vollauf hat er das würdige Denkmal verdient, welches M. Hertz[105]) ihm gesetzt hat. Geboren zu Brüel in Mecklenburg-Schwerin ward er 1808 Professor in Weimar, 1813 Direktor des von ihm eingerichteten konfessionslosen Gymnasiums in Hanau, 1816 Schulrat in Koblenz, 1818 Geh. Oberregierungsrat und vortragender Rat im Kultusministerium, 1849 Direktor der Unterrichtsabteilung, 1852 Wirklicher Geh. Oberregierungsrat und Referent über die Gymnasien und Universitäten. Das vierjährige Studium der Mediciner und ihr Tentamen, das Probejahr der Philologen, das Beilegen von Abhandlungen zu den Gymnasialprogrammen hat er 1826, das Abiturientenreglement 1834 eingeführt. Gross sind seine Verdienste, besonders um die Berliner Universität. Von seinem Charakter sagt H.: „Stets war er von wahrem Wohlwollen für tüchtige und strebsame Menschen erfüllt, und wo er es mit seiner Pflicht vereinen konnte, vielen ein wohlwollender Freund, ein gütiger Gönner gewesen; in ansprechendster Weise trat in dieser Zeit ruhigen Behagens der volle Reiz seiner wahrhaft hinreissenden, von Geistesblitzen belebten Liebenswürdigkeit dem Begegnenden, dem Besuchenden, gastlich Empfangenen entgegen." —

Der um das Braunschweiger Schulwesen hochverdiente Christoph Schrader (1601—1680) erfährt von P. Zimmermann[106]) die verdiente Würdigung. Er stammte aus Rethmar, wurde 1635 Professor eloquentiae zu Helmstedt und 1648 Generalschulinspektor über Wolfenbüttel, 1655 auch über Dannenberg und Blankenburg. Sicherlich hat er an der Abfassung der berühmten Braunschweiger Schulordnung vom 24. Febr. 1651 bedeutenden Anteil. — Hinüber nach Westfalen führt uns J. H. Ph. Seidenstücker (1765—1817), von dem ein guter Teil deutscher Gymnasiasten vordem ihr Französisch gelernt hat; über ihn bringt P. Zimmermann[107]) nähere Mitteilungen. Geboren in Hainrode, Kreis Worbis, lehrte Seidenstücker seit 1785 am Pädagogium, seit 1791 an der Universität in Helmstedt, verwaltete seit 1796 unter schwierigen Verhältnissen das Rektorat in Lippstadt, seit 1810 in Soest. Hier hat er die Gymnasialbibliothek begründet und an Stelle des Klassen- den Fachunterricht eingeführt. Seine Schulbücher wurden rasch beliebt; das „Elementarbuch der französischen Sprache" hat von 1811 bis 1830 sieben, der zweite Teil von 1814 bis 1828 vier Auflagen erlebt. — Weiter begegnen wir einem Artikel von Reusch[108]) über J. H. Schmülling (1774—1851), geboren zu Warendorf in Westfalen; seit 1800 Lehrer am Gymnasium in Münster, kam er, nachdem

Rob. Heinr. Hiecke. (= Lebensbilder v. Schulmännern d. Neuzeit. H. 1). Breslau, Hirt. 36 S. — 102) K. Schröder, Franz Wilh. Ferd. Schröder: ADB. 32, S. 505/6. — 103) F. Jonas, Joh. Otto Leop. Schulz: ib. S. 749–51. — 104) R. Hoche, Friedr. Konr. Leop. Schneider: ib. S. 110. — 105) M. Hertz, Joh. Schulze: ib. 33, S. 5—18. — 106) P. Zimmermann, Christoph Schrader: ib. 32, S. 422/5. — 107) id., Joh. Heinr. Phil. Seidenstücker: ib. 33, S. 630/2. — 108) Reusch, Joh. Heinr. S.

er sechzehn Jahre in Braunsberg gewirkt und zwar zuerst seit 1811 als Direktor des Gymnasiums, das von ihm reorganisiert ist, dann seit 1821 als Professor der Philosophie am Lyceum, endlich 1827 als Regens des Priesterseminars nach Münster zurück, wo er 1837 Professor der neutestamentlichen Exegese wurde und 1828—41 auch Schulrat bei der Münsterischen Regierung war. —

Endlich kommen wir in die Hansestädte. Über Johannes Molanus (Joh. van der Molen, geb. 1510 in Flandern, † 1583 in Bremen), der den bedeutenderen Pädagogen seiner Zeit zuzurechnen ist, findet sich in den Darstellungen der Geschichte der Pädagogik nichts erwähnt. Diese Lücke wird durch Bunte[109]) ausgefüllt, der für seine Darstellung den in Bremen verwahrten umfangreichen Briefwechsel des Molanus zu Grunde legen konnte. Von seinem Lebensgang interessieren besonders sein erster Aufenthalt in Bremen, wo er Privatunterricht erteilte, zu dem ihm die Schüler von weit her zugeschickt wurden, da sein Ruf als Lehrer sich schnell verbreitete. Nach Duisburg siedelte er über, als die Reform des dortigen Schulwesens angestrebt wurde, und zwar auf Anraten seines Schwiegervaters, des berühmten Geographen Mercator. Später treffen wir ihn von neuem in Bremen, wo er das Rektorat der verfallenen, durch ihn aber rasch gehobenen Schule übernahm. Von den von ihm entworfenen Programmen und Lektionsplänen teilt B. einige in den Jahren 1563—1583 entstandene Stücke mit. Ein besonderer Unterricht in deutscher Sprache, Geschichte und Geographie ist in diesen Plänen nicht verzeichnet. Die deutsche Sprache kam nur bei schriftlichen und mündlichen Übersetzungen in Anwendung. Trotzdem hat Molanus diese Lehrfächer hoch geachtet; er klagte nur darüber, dass es schwer sei, passende Lehrer hierfür zu gewinnen. Zur Förderung des geographischen Studiums liess er sich öfters von Mercator kolorierte und unkolorierte Landkarten kommen. „Extra scholam nulla salus“: war sein Wahlspruch. — Dann ist hier wieder ein von Hoche[110]) behandelter Schulmann zu nennen: Johann Schultze (1647—1709), geboren in Gardelegen und 1674 dort Rektor, 1681 Konrektor in Lüneburg und 1683—1708 Rektor des Hamburger Johanneum, das ihm sein Fortbestehen verdankt. — Wichard Langes Leben und Wirken hat Sander[111]) dargestellt. — Über den im Januar 1891 verstorbenen Hamburger Schulmann Anton Rée, dessen Thätigkeit für die allgemeine Volksschule auch Fernerstehenden nicht unbekannt geblieben ist, hat Schlie[112]) eine Skizze geliefert. —

Es bleiben endlich noch einige Deutsche ausserhalb der deutschen Reichsgrenzen. So der von Brümmer[113]) besprochene T. G. Schröer (1791—1850) aus Pressburg, Professor am dortigen evangelischen Lyceum und 1850 Schulrat, der unter dem Schriftstellernamen Oeser die beliebten „Briefe über Aesthetik“ verfasst hat. — Ferner der von Teutsch[114]) in warmen Worten geschilderte J. K. Schuller (1794—1865) aus Hermannstadt in Siebenbürgen, 1821 dort Konrektor, 1831 Rektor, 1855—1859 Schulrat. — H. F. Wagner[115]) giebt nach einem Aufsatze von A. Hiller (im „Landboten von Vorarlberg 1888, N. 6 und 16) genauere Nachrichten über die Lehrerfamilie Schmid, die namentlich durch Johann Josef Schmid mit Pestalozzi und seinem Hause in naher Verbindung gestanden hatte. — Ein Artikel von Wyss'[116]) berichtet über den Schweizer Melchior Schüler (1779—1859) aus dem Kanton Glarus; der Vf. bauscht die Bemühungen, die dieser, Zwistigkeiten halber häufig die Pfarre wechselnde, Geistliche den Landschulen seines Bezirks zuwandte, denn doch über Gebühr auf. — Julius v. Schröder[117]) (1808—1888) schliesslich, aus Lemsal bei Riga, war seit 1836 Rektor der Petri-Pauli-Kirchenschule zu Moskau, seit 1849 Direktor in Dorpat. Er gab diesen Dienst auf, als 1870 die Regierung für den gesamten Geschäftsverkehr die russische Sprache verlangte. Von 1875—1881 war er Direktor eines Privatgymnasiums. „Seine Bedeutung lag vornehmlich in dem machtvollen Idealismus, der sein ganzes Wesen durchdrang und auch andere unwiderstehlich fortzureissen wusste.“ —

Zuletzt seien hier einige Freunde des Schulwesens angereiht. Einen „Gedenck-Zettel“ des Nürnberger Ratsschreibers Lazarus Spengler an seinen Sohn veröffentlicht H. von Schubert[118]). Spengler war nicht nur ein eifriger Förderer des Reformationswerkes in seiner Vaterstadt, sondern zeigte auch ein lebhaftes Interesse für die auf die Erziehung der Jugend gerichteten Bestrebungen der Reformation. Er beteiligte sich an der Gründung des Nürnberger Gymnasiums, und Luther widmete ihm 1530 seine Schrift „Dass man die Kinder zur Schule halten solle“. Spenglers Hoffnung, dass seine Anschauungen sich an seinen Kindern verwirklichen sollten, bestätigte sich namentlich bei seinem zweiten Sohne Lazarus nicht, für den er den erwähnten Gedenck-Zettel ver-

---

Schmülling: ib. 32, S. 64/5. — 109) Bunte, Über Joh. Molanus. JbGesEmden 9, 2, S. 12—46. — 110) R. Hoche, Joh. Schultze: ADB. 32, S. 737/8. — 111) ○ F. Sander, Wichard Lange: MKL. 18, S. 556. — 112) D. Schlie, Dr. Anton Rée. Z. Würdigung seiner Bestrebungen u. Verdienste. Hamburg, Kloss. 115 S. M. 0,50. (Mit Portr.) — 113) F. Brümmer, Tob. Gottfr. Schröer: ADB. 32, S. 501/3. — 114) G. D. Teutsch, Joh. Karl Schuller: ib. S. 682/6. — 115) H. F. Wagner, Pestalozzi u. d. Geschwister Schmid. Salzburg, Dieter. 7 S. M. 0,40. — 116) G. v. Wyss, Melch. Schüler: ADB. 32, S. 677—80. — 117) L. S., Joh. Heinr. Frh. v. Schröder: ib. S. 521/2. - 118) H. v. Schubert, E. päd. Schriftstück a. d. Reformationszeit. (= S. JB.

fasste. — In einer meist nach archivalischen Quellen bearbeiteten Biographie Anton Wolfradts, des ersten Fürstbischofs von Wien, giebt Hopf[119]) auch eine Darstellung der pädagogischen Verdienste, die sich Wolfradt seit 1613 als Abt von Kremsmünster um seine Untergebenen erwarb. Tüchtige Lehrer für die angehenden Konventualen wurden bestellt, die Bibliothek ward reichlich vermehrt, viele Mitglieder des Stiftes wurden auf Universitäten und auf wissenschaftliche Reisen gesendet, eine Reihe mittelloser Knaben und Jünglinge jährlich unentgeltlich im Stifte verpflegt und unterrichtet. — In streng quellenmässiger Bearbeitung schildert Hübsch[120]) das Bamberger Volksschulwesen in der zweiten Hälfte des vorigen Jh. unter den Fürstbischöfen Adam Friedrich von Seinsheim und Franz Ludwig von Erthal; Seinsheim fand 1757 eine völlige Verwahrlosung des Schulwesens vor. Er setzte eine Schulkommission ein, die ihr Hauptaugenmerk auf die Verbesserung des Elementarschulwesens richten sollte, und begründete 1776 zur Erreichung einer besseren Lehrart eine Normalschule. Sein Werk wurde von seinem Nachfolger sorgfältig gepflegt und weitergeführt. Unter ihm entstanden gesonderte Mädchenschulen und Sommerschulen für das platte Land und 1791 ein Lehrerseminar. Die Bildung des Volkes suchte er ausserdem zu heben durch Verbreitung von Volksbüchern und Verbesserung des von astrologischen Ungeheuerlichkeiten und abergläubischen Regeln strotzenden Kalenders. Dem Werke beigefügt sind zahlreiche urkundliche Beilagen, darunter eine Bamberger Schulordnung vom Jahre 1491, Anstellungsdekrete, Prüfungsbüchlein, Visitationsprotokolle u. dgl. — Ein Zeitgenosse der eben erwähnten Kirchenfürsten und von dem gleichen Eifer für Volkswohl und Volksbildung beseelt ist der bayerische Bischof Klemens Wenzeslaus, über den Muggenthaler[121]) gearbeitet hat, ein Sohn Friedrich Augusts von Polen und Sachsen und der Marie Josepha, der ältesten Tochter Kaiser Josephs I. Da er einsah, dass infolge der schlechten Schulverhältnisse „auch den besten Köpfen die Gelegenheit fehle, sich zu bilden“, machte er seinen Pfarrern zur Pflicht, auf die Besserung der vorhandenen und die Einrichtung neuer Volksschulen zu sehen, und richtete selbst 1783 nach österreichischem Muster Normalschulen ein, wobei ihm namentlich der Dillinger Professor Anton Schneller zur Seite stand. Die Aufhebung des Jesuitenordens bot ihm die gewünschte Gelegenheit, auch auf die Universität und das Gymnasium zu Dillingen sein Reformwerk auszudehnen. —

Für die Geschichte der Unterrichtsanstalten ist zunächst wieder durch Veröffentlichung von Urkunden gesorgt worden; wir stellen die voran, die sich auf Universitäten und Akademien beziehen. Ernst Friedländer[122]) hat auf die zwei starken Bände der Frankfurter Matrikel rasch den Registerband folgen lassen. Er bringt ein Personen- und ein Heimatsregister und notiert darin einfach die Namen mit ihrer Seitenzahl: das genügt vollkommen und hat das Erscheinen des Bandes beschleunigt. Für die Familien- und Gelehrtengeschichte, die Geschichte der Wissenschaft und Kultur im Norden Deutschlands, aber auch in ferner liegenden Ländern, wie Polen und Ungarn, bietet die Matrikel eine reiche Fundgrube. Die märkischen Adelsgeschlechter sind zahlreicher, als mancher glauben würde, vertreten, die v. d. Marwitz z. B. mit 61 Mitgliedern. Auch unter den Bürgerfamilien giebt es nicht wenige, die Generationen hindurch an Frankfurt hielten und ihre Söhne dorthin entsendeten; war doch Frankfurt über ein Jh. lang die Hauptvertreterin des reformierten Glaubens in Deutschland. — Hoogeweg[123]) stellt aus der Friedländerschen Ausgabe der Matrikel von Bologna die Namen der dort verzeichneten Westfalen zusammen. — Auf die Wichtigkeit der „rotuli“, jener Bittschriften, durch welche die Universitäten von den Päpsten Benefizien und Privilegien zu erlangen suchten, hatte Denifle in seiner „Geschichte der Universitäten des Mittelalters“ zuerst hingewiesen; „diese Petitionen gewähren besser noch als die Matrikeln eine Uebersicht über den Besitzstand der Universität zu einem bestimmten Zeitpunkte; sie geben gewissermassen den Durchschnitt der in der Matrikel fortlaufenden Zahlenreihen, orientieren über Zahl der Lehrer und Lernenden, über ihre Herkunft und Beziehungen, die Rangordnung, Verteilung auf die Fakultäten und den Studiengang“ (Thorbecke). Keussen[124]) berichtet über sechs Kölner Rotuli, von denen der erste, aus den Jahren 1389—1390, in einer schlechten Abschrift, der zweite im Entwurfe vorhanden ist und von ihm im Wortlaute mitgeteilt wird, während die Angaben über die übrigen vier Rotuli sich auf die in der Matrikel enthaltenen Annalen und Rechnungsnotizen stützen. — Thorbecke[125]) legt einen sehr wichtigen Beitrag zur Geschichte

---

d. Paulineum zu Horn bei Hamburg.) Hamburg, Lütcke u. Wulff. 4⁰. 7 S. — 119) A. Hopf, Anton Wolfradt, Fürstbischof v. Wien. Wien, Hölder. 44 S. M. 0,72. — 120) G. Hübsch, D. Reformen u. Reformbestreb. auf d. Gebiete d. Volksschule im ehem Hochstift Bamberg u. d. Fürstbisch. Ad. Friedr. v. Seinsheim u. Fr. Ludw. v. Erthal. Bamberg, Buchner. X, 209 S. M. 3,00. — 121) L. Muggenthaler, D. Verdienste d. bayer. Bischofs Clemens Wenzeslaus um d. Erzieh.- u. Unterr.-Wesen: MGESchG. 1, S. 31—41. — 122) Ältere Universitäts-Matrikeln. 1. Univ. Frankfurt a./O. Personen- u. Sachregister bearb. v. E. Friedländer. Bd. 3. (= Publik. aus d. k. preuss. Staatsarch. Bd. 49.) Leipzig, Hirzel. IX, 622 S. M. 20,00. — 123) Hoogeweg, Westfäl. Studenten auf fremden Hochschulen: ZVGWestfalen 49, S. 59—74. — 124) H. Keussen, D. Rotuli d Kölner Univ.: MStadtAKöln 20, S. 1/38. — 125) Thorbecke, Statuten u. Reformationen d. Univ. Heidelberg vom 16.—18. Jh. Her. v. d.

der Universität Heidelberg in den Jahren 1558—1743, nämlich eine Ausgabe ihrer Statuten und Reformationen, vor. Die Reformation (=ordinatio, Ordnung; später Statut) des Kurfürsten Otto Heinrich eröffnet die Reihe und ist in ihrem ganzen Umfange wörtlich abgedruckt. Von den späteren Statuten sind dagegen nur die Abweichungen von den vorhergehenden notiert. Eine Ausnahme machen allein die völlig selbständigen Statuten Karl Theodors, die völlig gedruckt werden mussten. — Ein Verzeichnis der Leipziger Vorlesungen vom Jahre 1519 hat Buchwald[126]) in Zwickau gefunden. — Die schon von Koppmann angeregte Veröffentlichung der Matrikel des akademischen Gymnasiums in Hamburg (1613—1871) hat Sillem[127]) durchgeführt. Die eigenartige Anstalt sollte den Uebergang bilden von der Gelehrtenschule, dem Johanneum, zur Universität; sie sollte aber auch solchen dienen, die eine allgemeine Bildung sich erwerben wollten, ohne später zu studieren. Ausser der Matrikel bringt S. Nachrichten über die Entstehung der Anstalt und ihren Besuch. Er stellt die Namen später berühmt gewordener Schüler zusammen, spricht über die Beteiligung der Zöglinge an den Kriegen 1813, 1848 und 1870, giebt in Tabellen Uebersichten über die jährlichen Immatrikulationen, nebst Angabe der Rektoren, über die Heimat der Gymnasiasten und schliesst sein äusserst verdienstvolles Werk mit einem alphabetischen Namensverzeichnis. Hier sei hervorgehoben, dass zu den Schülern Basedow, Brockes, Hagedorn, J. A. Ebert, J. J. Eschenburg und Varnhagen gehörten; unter den Lehrern sei wenigstens Reimarus genannt. —

Andere Urkunden betreffen die Geschichte der übrigen Schulen. Alb. Richter[128]) hat aus der kursächsischen Schulordnung von 1580 und aus dem revidierten synodalischen Dekret von 1673 die Teile herausgezogen, die sich auf das Volksschulwesen beziehen. Die Instruktionen für die deutschen Schulen Kursachsens von 1724 und die erneuerte Schulordnung für die Volksschulen von 1773 bringt er vollständig; voraus geht eine den Text vielfach erläuternde geschichtliche Einleitung. — Die von Joh. Matthesius 1551 verfasste Kirchenordnung der Bergstadt Joachimsthal in Böhmen, die Lösche[129]) vorlegt, zerfällt in zwölf Abschnitte, deren vorletzter vom Schulwesen handelt. In der Stadt bestand eine Lateinschule; ihr Rektor war acht Jahre lang Matthesius selber, der auch in seinen Predigten sich wiederholt begeistert über die ungeheure Wichtigkeit des Schulwesens geäussert hat. Neben der Lateinschule bestand eine deutsche oder Rechenschule und eine Mädchenschule. In seiner Stadtchronik giebt Matthesius ein Verzeichnis der in der Lateinschule aufgeführten Schulkomödien. — Einen wichtigen Beitrag über das Schulwesen Münchens im Jahre 1560 verdanken wir Daisenberger[130]). Aus den Protokollen einer Freisinger Schulvisitation geht hervor, dass es damals in München zwei Pfarrschullehrer, einen Poetenschulmeister und neunzehn deutsche Schulmeister gab. Letztere hielten mit Erlaubnis des Rates Privatschulen, ohne jedoch von der Stadt besoldet zu sein. — Die von Schrauf[131]) gedruckte Ordnung Kaiser Rudolfs II. für die deutschen Schulmeister und Schulmeisterinnen in Wien vom Jahre 1579 gehört zu jenen Verordnungen, welche dem Vordringen der Reformation in Oesterreich ein Ziel setzen sollten. Die Förderung der katholischen Interessen tritt durchaus in den Vordergrund. Vor sektischen und schismatischen Schriften wird gewarnt, deutsche Psalmen und Gesänge von evangelischen Autoren werden verboten, für die Lehrer wird eine Prüfung der Rechtgläubigkeit angeordnet, als Grundlage des ganzen Unterrichts aber dient der Katechismus des Canisius. — Windhaus[132-133]) veröffentlicht aus den Akten der Grossherzoglichen Realschule und des Progymnasiums zu Friedberg in Hessen die Schulgesetze der Lateinschule zu Mansfeld um 1580 und einen Rechenschaftsbericht über die Leitung der Schule zu Schneeberg vom Jahre 1564. — Aus dem Archive der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Memmingen hat Reichenhart[134]) eine undatierte städtische Schulordnung herausgegeben, die der zweiten Hälfte des 16. Jh. angehört. — Eine „Christliche Schulordnung und Gesetz für die deutschen Knabenschulmeister" derselben Stadt, die vierzehn Artikel aufweist, bietet O. Braun[135]). — Der Dorfschulgeschichte, einem noch wenig bebauten Gebiete, gehören die Veröffentlichungen von J. G. Weiss[136]) und L. H. Fischer[137]) an. Aus den Akten des Adels-

bad. hist. Kommission. Leipzig, Duncker & Humblot. 4⁰. XXVI, 384 S. M. 16,00. — 126) (Buchwald), Vorlegung u. Verzeichnis d. Vorlesungen an d. Univ. Leipzig v. J. 1519: MAVZwickau 3, S. XIX. — 127) D. Matrikel d. akad. Gymn. in Hamburg 1613—1883. Eingel. u. erl. v. C. H. W. Sillem. Her. v. d. Kellinghusen-Stiftung. Hamburg, Gräfe & Sillem. 4⁰. V, XXXII, 238 S. M. 10,00. — 128) Alb. Richter, Kursächsische Volksschulordnungen 1580—1773. Mit e. Einl. (= Neudrucke päd. Schriften, her. v. A. Richter. 4.) Leipzig, R. Richter. 93 S. M. 0,80. — 129) G. Loesche, D. Kirchen-, Schul- u. Spitalordnung v. Joachimsthal. E. Kultus- u. Kulturbild a. d. Reformationszeit Böhmens. Dekanatsrede in erweit. Gestalt. Wien, Manz. 54 S. M. 0,80. |[GGA. N. 14; ThLZ. N. 18; PKZ. N. 30; DLZ. 13, N. 23; HZ. 70, 1; ZKG. 1893, S. 561; DZKRIIIF. S. 414; ThJB. S. 486; BL N. 31/2; Polybiblion 1892, S. 180.] — 130) Daisenberger, Z. Schulwesen Münchens im J. 1560: MGESchG. 1, S. 53—61. — 131) K. Schrauf, E. Schulordnung Kaisers Rudolfs II. für d. dtsch. Schulmeister u. Schulmeisterinnen in Wien v. J. 1579: ib. S. 215—21. — 132) Windhaus, Schulgesetze d. Lateinschule zu Mansfeld um 1580: ib. S. 221—37. — 133) id., D. Schule zu Schneeberg unter d. Rektor Paul Obermeier 1555—75: ib. S. 197—215. — 134) E. Reichenhart, E. Schulordnung d. Lateinschule zu Memmingen aus d. 16. Jh.: ib. S. 69—83. — 135) Braun, E. reichsstädtische (Memminger) Schulordnung v. 1596: SüddSchulbote 55, S. 28/9. — 136) J. G. Weiss, Z. Gesch. d. Schule

heimschen Familienarchivs hat W. Schulordnungen, Bestallungen, Erlasse über Einkommen und Examina, die sich auf die Schule von Wachbach in dem Zeitraum von 1585—1805 beziehen, herausgegeben; aus F.s Tabelle erfahren wir nicht nur Genaueres über den Besuch schlesischer Dorfschulen, sondern auch über das Unterrichtspensum der drei Klassen. — J. G. Weiss[138]) macht auch einen Plan der Reichsritterschaft des Ritterkantons Odenwald vom Jahre 1762 bekannt, eine Ritterschule und ein Waisen-, Zucht- und Arbeitshaus zu errichten. — Eine wertvolle Ergänzung zu den Schulordnungen bieten die Visitationsprotokolle. Erst aus diesen kann man ersehen, wie weit die in den Schulordnungen enthaltenen Vorschriften zur Ausführung gelangt sind, und man erhält daher durch sie ein richtiges Bild von den wirklichen Verhältnissen. Koldewey[139]) hat eine solche Ergänzung zu seinem umfassenden Werke „Die Braunschweigischen Schulordnungen" (JBL. 1890 I 6 : 55) gegeben. — Sehr wichtig für die Geschichte der Methodik sind Stunden- und Lehrpläne, da aus ihnen deutlicher als aus anderen Dokumenten erkannt werden kann, welche Unterrichtsfächer und in welchem Umfange sie betrieben wurden. Auf die Beiträge, die R. Beck[140]), G. Müller[141]) und G. Stephan[142]) in dieser Richtung geliefert haben, sei hiermit hingewiesen. — Die Sammlung und Herausgabe von Bestallungs-, Berufungsurkunden, Lehrerzeugnissen war im Plane der Monumenta Germaniae Paedagogica als eine notwendige Aufgabe hingestellt worden. Auf diesem Felde sind Falk[143]), L. H. Fischer[144]), Kabatnik[145]), G. Müller[146]), Neumann[147]) und Schonecke[148]) thätig gewesen. — Ebenso wichtig ist die Sammlung von Notizen, die über die Schule berichten, ohne ihr selbst zu entstammen. Wir verweisen hier auf eine kleine Arbeit von Falk[149]). — Ueber die Anforderungen, welche früher an die Kandidaten des höheren Lehramts gestellt wurden, unterrichtet das von Buschmann[150]) veröffentlichte Protokoll über die Prüfung eines Kandidaten Meyer vom Jahre 1791. In der deutschen Sprache wurde nur Kenntnis der Grammatik von Adelung vorausgesetzt. — G. Stephan[151]) giebt nach Akten des Rödlitzer Pfarrarchivs eine Zusammenstellung der Accidentien und Besoldungen, die der dortige Schulmeister 1773 bezog. Diese Notizen dürften einen über die Geschichte der Pädagogik hinausgehenden Wert besonders für den Kulturhistoriker haben. —

Zu den Urkundenpublikationen gesellen sich darstellende Werke. Den Universitäten und Akademien gelten zunächst einige Arbeiten allgemeiner Art. Zöller[152]) spendet eine eingehende Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Universitäten und der technischen Hochschulen. Hinsichtlich ihrer gegenseitigen Stellung und ihrer Bedeutung in der Kultur sind ihm beide in ihrer Eigenart von gleich hohem Werte: beide in ihrer Gesamtheit bilden auf der heutigen Kulturstufe die „universitas litterarum". Z. kommt am Schluss seiner Untersuchungen über die künftige Ausbildung des Hochschulwesens zu dem Ergebnis, dass die einzelnen Akademien für Land- und Forstwirtschaft, für Berg- und Hüttenbau, für Tierarzneilehre usw. eingehen und nur zwei grosse Gruppen, Universität und technische Hochschule, bestehen bleiben sollten, die das Gesamtgebiet der Wissenschaft umfassten. — F. Stein[153]) liefert, auf reichhaltiges litterarisches Material gestützt, zum ersten Mal eine Darstellung der Geschichte der akademischen Gerichtsbarkeit, eines Rechtsinstituts, welches „zur Blüte des deutschen Hochschulwesens sein vollgemessenes Teil beigetragen hat". Er geht aus von jener nach ihrem Anfangsworte „Habita" genannten Konstitution Barbarossas von 1158, welche dem ortsfremden Scholaren das Recht verleiht, falls er vor dem Ortsgerichte verklagt werden sollte, dieses abzulehnen und an stelle dessen sich von seinem Lehrer oder von dem Ortsbischof aburteilen zu lassen. S. charakterisiert sodann diese Gerichtsbarkeit in Bologna und Paris und spricht über die Universitäten als klerikale Körperschaften und ihre Exemtion von der weltlichen Gerichtsbarkeit. Als die Lebensberechtigung der Autonomie schwand, schränkte sich auch die akademische Gerichts-

---

zu Wachbach: MGESchG. 1, S. 139—45. — **137)** L. H. Fischer, Frequenz-Verhältnisse e. Dorfschule im J. 1747/8: ib. S. 90/1. — **138)** J. G. Weiss, Ritterschule, Waisen-, Zucht- u. Arbeitshaus, geplant v. d. Fränk. Ritterschaft d. Ritterkantons Odenwald um 1762: ib. S. 107–16. — **139)** F. Koldewey, Bericht d. Generalschulinspektors Christoph Schrader über d. im J. 1650 abgeh. Visitation d. höh. u. mittl. Schulen d. Herzogt. Braunschweig-Wolfenbüttel: ib. S. 153–68. — **140)** R. Beck, E. Stundenplan für d. Zwickauer Gelehrtenschule v. 1676: ib S. 238—42. — **141)** G. Müller, E. Stundenplan d. Landesschule zu Schleusingen: ib. S. 84/5. — **142)** G. Stephan, Lehr- u. Lektionsplan e. Leipziger Winkelschule aus d. Jahre 1711: ib. S. 145/8. — **143)** Falk, Schulgeschichtliches aus Seelenbüchern: ib. S. 121/2. — **144)** L. H. Fischer, Bestallungsurkunde für d. z. Rektor d. grauen Klosters in Berlin ernannten M. Wilhelm Linden aus d. J. 1581: ib. S. 237/8 — **145)** F. Kabatnik. Zeugnis für d. Dorfschulmeister Ignatz Böhm aus d. J. 1787. Einkommen desselben auf d. Schulstelle in Seidorf: ib. S. 151/2. — **146)** G. Müller, E. Lehrerzeugnis aus d. J. 1593: ib. S. 86/7. — **147)** Neumann, E. Berufungsurkunde für d. Lehrer zu Hammerstadt (Oberlausitz) aus d. J. 1780: ib. S. 88-90. — **148)** W Schonecke, Henricus Nigidius, Kantor am Johanneum zu Lüneburg v. 1539—49: ib. S. 124—30. — **149)** Falk, D. Rector scolarum zu Neuhausen bei Worms nach d. Stiftsstatuten 1507: ib. S. 122/4. **150)** J. Buschmann, E Prüfung für d. höh. Lehrfach vor 100 Jahren: ib. S 255—64. — **151)** G. Stephan, Einkommen d. Schulstelle zu Rödlitz 1773: ib. S. 148—50. — **152)** Egon Zöller, D. Universitäten u. Technischen Hochschulen. Ihre gesch. Entwicklung u. ihre Bedeutung in d. Kultur, ihre gegenseit. Stellung u. weitere Ausbildung. Berlin, Ernst. VI, 212 S. M. 5,00. |[StrassbPost N. 92; BLU. S. 619—20.]| — **153)** F. Stein, D. akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland. Leipzig, Hirschfeld. XII, 151 S. M. 3,60. |[(Loening): LCBl. N. 39; G. Kaufmann: DLZ.

barkeit ein, die Gerichte wurden zu Disciplinarbehörden für die Studenten. — Unsere Kenntnis der Geschichte des studentischen Verbindungswesens ist sehr gering. Wir wissen weder, seit wann es diese Verbindungen gegeben hat, noch welcher Art ihre frühesten gewesen sind. Von einer der zweiten Hälfte des vorigen Jh. angehörigen Form, dem Orden, hat W. Fabricius[154]) ein detailliertes Bild aus der gleichzeitigen Litteratur zusammengestellt. Er weist nach, dass dieselben aus den Landsmannschaften hervorgegangen sind. Diese lassen sich bis in den Anfang des vorigen Jh. zurückverfolgen. —

Die Reihe der Schriften über einzelne Anstalten wird durch Schwebels[155]) Arbeit über die Universität Berlin eröffnet. Der Vf. bietet in seiner auf die weiteren Kreise der Gebildeten berechneten Darstellung einen Abriss der Geschichte der Frankfurter Alma mater Joachimica, der Vorläuferin der Berliner Hochschule, und betrachtet diese selbst dann bis zum Jahre 1890. — Horning[156]) hat mit seinem Werke über J. Pappus, das in erster Linie der Kirchengeschichte zu gute kommt, auch für die Geschichte der Strassburger Universität und für die Charakteristik Sturms neue Beiträge geliefert. — Der von Häckermann[157]) besprochene Bertold Seegeberg († 1460) hat seinem Freunde Rubenow bei der Gründung der Universität Greifswald wacker zur Seite gestanden und ist erster Dekan der Artisten gewesen. Sein Sohn Arnold Seegeberg (— 1506), bacc. theol., doctor utriusque, war ebendaselbst Professor und Ordinarius der Juristenfakultät, auch Offizial des Bischofs von Kammin und 1479, 1481, 1483 Rektor; dann ging er an die Rostocker Hochschule, deren Rektorat er 1486, 1491, 1493 führte, dann 1500 als Ratsherr nach Stralsund. — Die Geschichte der Universität Leipzig ist wiederum, wie im vorigen Jahre, durch einige wichtige Beiträge bereichert worden. R. Becker[158]) schildert Hoffmanns Verdienste um die Gründung der Universität. Er gehörte zu den Deutschen, die 1409 Prag verliessen; bei dieser Gelegenheit tritt B. dem Mythus von einem gemeinsamen Auszug der Deutschen aus Prag und darauf folgendem Einzug in Leipzig mit treffenden Gründen entgegen. Sodann bespricht er die Begründung der Universität Leipzig, die Festsetzung der ersten Statuten, behandelt Hoffmanns Rektorat (1413), die Gründung des Kollegiums B. Mariae Virginis und erörtert Hoffmanns Stellung zur Kirche und zu den Hussiten sowie schliesslich seine Bedeutung als Schriftsteller. Der Anhang bringt einen wörtlichen Abdruck der Aufzeichnungen, die Hoffmann während seines Rektorats im „Rationarius fisci" gemacht hat. — Von Mann[159]) sind die Nachrichten zusammengestellt worden, die sich auf die mehrfach erfolgte Verlegung der Leipziger Universität nach Meissen beziehen. Der erste Anlass war die 1519 herrschende Pest: statt der 223 Studenten des Sommers wurden im Winter nur 75 Studenten inskribiert. Wieviel Universitätsangehörige nach Meissen gingen, bleibt unermittelt. Im Jahre 1546 flüchtete man vor dem zur Berennung Leipzigs heranziehenden sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich. In diesem Winter wurden nur 61 Studiosi, davon 10 in Meissen inskribiert. Den damaligen Rektor M. Constantin Pflüger haben nur wenig Universitätsangehörige begleitet. Camerarius ging nach Merseburg und von da nach Zerbst und Dessau; sein griechisch geschriebener Kommentar über den Schmalkaldischen Krieg erzählt auch von Leipzigs Belagerung. — Namhafte Historiker, wie z. B. Krones, berichten, dass am Ende des 18. Jh. Freiburg i. Br., ebenso wie Graz, Brünn und andere österreichische Universitäten, aufgehoben und in ein Lyceum verwandelt worden sei. So wenig ausgeprägt war also damals der Charakter dieser Hochschule. Trotzdem hat sie, wie Wolf[160]) zeigt, ununterbrochen als Universität fortbestanden, obwohl ihr obendrein durch die Aufhebung der geistlichen Zehnten im Elsass von Seiten der französischen Nationalversammlung zwei Drittel ihrer Einkünfte verloren gingen. Als dann 1793 der Krieg von Frankreich näher kam, erbot sie sich, ihre Kirchenschätze zum Wohle des Staats hinzugeben. Freilich zeigen W.s Ausführungen auch überall den engen Kreis, in welchem sich die Universität wie deren Kuratoren in Wien bewegten. — Zwei sehr wichtige und interessante Beiträge zur Geschichte der Kölner Universität hat Keussen[161-162]) geliefert. Da das auf die Kölner Universität bezügliche Material überall hin verstreut und eine umfassende Ausgabe von Universitätsurkunden und Matrikeln noch nicht bewirkt worden ist, so ist bis jetzt eine Darstellung der Geschichte der Universität, so erwünscht sie auch sein muss, noch nicht

---

13, N. 6; Thommen: MJÖG. 13, S. 655.]| — 154) W. Fabricius, D. Studentenorden d. 18. Jh. u. ihr Verhältnis zu d. gleichzeitigen Landsmannschaften. Mit 4 Tafeln. Jena, Döbereiner 102 S. M. 3,00. |[Taute: Bauhütte 1892, S. 184; LCBl. 1893, N. 3.]| — 155) O. Schwebel, D. Univ. Berlin. Frankfurts Alma mater Joachimica u. d. Friedr.-Wilh.-Univ. zu Berlin. Mit zahlr. Illustr. (= Auf dtsch. Hochschulen 3.) München, Akad Monatshefte. 4⁰. 90 S. M. 3,00. — 156) W. Horning, Dr. Johann Pappus v. Lindau 1549—1610, Münsterprediger, Univ.-Prof. usw., aus unbenützten Urk. u. Manuskripten. Strassburg, Heitz VII, 328 S. M. 6,00. — 157) Häckermann, Berth. Segeberg: ADB. 33, S. 592. — 158) K. Becker, Joh. Hoffmann, d. nachmal. Bischof Johann IV. v. Meissen. Seine Wirksamkeit an d. Univ. Prag u. Leipzig. I. Leipziger Diss. Grossenhain, Baumert & Ronge. 59 S. M. 1,00. — 159) M. Mann, D. Verlegung d. Leipziger Univ. nach Meissen: MVGMeissen 3, S. 1—5. — 160) Wolf, Z. Gesch. d Universität Freiburg: AZgB. N. 194/5 — 161) H. Keussen, D. Stadt Köln als Patronin ihrer Hochschule. 2 Teile: WZ. 9 u. 10, S. 344—404 u. 62—104. — 162) id., D. Kölner Juristenfakultät im Mittelalter. 16 S.

zu stande gekommen. Nur für einzelne speciellere Themata, zu denen auch die von K. bearbeiteten gehören, liegen die Materialien einigermassen zusammen. Aus der ersten Abhandlung geht hervor, dass der Kölner Rat es war, der unter Beihülfe des geistlichen Elements die Lehrer berief und das Generalstudium gründete, daher auch die Verpflichtung hatte, für die Universität zu sorgen. Wie das geschehen ist, das schildert K. auf Grund der ihm vorliegenden Urkunden sehr anschaulich. Wir erfahren Näheres über Gebäude und Einrichtungen, über Besoldung der ordentlichen Professoren, über die Beschaffung der Pfründen, über die Schutzherrschaft, die von der Stadt gegenüber der Universität in- und ausserhalb der Stadt ausgeübt wurde, über die Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen Stadt und Universität, über die Accisefreiheit der letzteren; schliesslich wird einiges berichtet über die Konflikte, die zwischen Bürgerschaft und Universität ausgebrochen waren, und über das Aufhören des Privilegiengenusses. Angehängt sind der Arbeit der Vertrag zwischen Universität und Stadt vom September 1507 und eine Inhaltsangabe des Buches der Provisoren. — Als führende, der Hochschule den Glanz und den Charakter gebende Fakultät erscheint in Köln die juristische. Sie war jedenfalls von dem Rate schon bei Gründung der Universität 1388 reich bedacht; fast bis in die ersten Jahre lassen sich die sämtlichen damals üblichen Lehrstühle nachweisen, die drei der Kanonisten für Decretalen, Neues Recht (Liber sextus und Clementinen), Decretum, die zwei der Legisten für Codex, Digesten, und eines jüngeren Docenten für Institutionen. Die Lehrenden bezogen aus der Besoldung des Rats, aus geistlichen, der Universität übereigneten Pfründen und aus ihrer Privatpraxis ein gutes Einkommen. Meist überstieg ihre Zahl die für das Collegium facultatis festgesetzte Norm von 12; im Jahre 1436 hatte Köln an der Universität und in anderen Stellungen 24 Doktoren des Rechts und einige Jahre später sogar über 30. Die Fakultät war, was man bisher kaum gewusst, viel weniger, von Stintzing abgesehen, voll gewürdigt hat, nicht bloss die älteste, sondern auch die eifrigste und bedeutendste Pflegerin des römischen Rechts. — R. von Mohls[163]) Büchlein über Sitten und Betragen der Tübinger Studenten im 16. Jh. ist neu gedruckt worden. Es bringt uns eine bunte Fülle von 277 Auszügen der Tübinger Universitätsakten, welche, wenn sie auch begreiflicherweise kein vollständiges Bild bieten können, denn sie betreffen ja nur die sog. Schattenseiten, so doch als unmittelbare Zeugnisse eine lebendige Vorstellung von jener Zeit verschaffen. Wie damals die Bürger der Städte von ihrem „Ehrbaren und Wohlweisen" Rate fürsichtig bevormundet wurden, so regelten die „constitutio et ordinatio scholasticae universitatis studiorum Tubingae" von 1518, die Statuten von 1575 und zahlreiche Senatserlasse das Leben und Gebahren der cives academici bis in das kleinste. Die von M. ausgezogenen Protokolle beweisen freilich, wie wenig diese Bestimmungen von den Studenten befolgt worden sind. Es wird da geklagt über das „grausame Mordgeschrei, Toben und Wüten uff der Gassen", zumal nächtens, über das Fenstereinwerfen, das Lautenschlagen, Rühren von Saitenspiel und Absingen schändlicher Lieder wie das von den sieben Nonnen, über die Fastnachtsmummereien, über die „pugnae studiosorum cum oppidanis", wobei sie bisweilen „mit Streich tüchtig abgetöffelt worden", über die „Schlachthandlungen" der Studenten untereinander, über ihr lockeres Leben mit Weibspersonen, das Fluchen wie „Sternsakrament" oder „das Feuer soll vom Himmel fallen", sogar über Fälle, wo sich Studenten dem Teufel verschrieben hätten. — Hartfelder[164-165]) gab auch in diesem Jahre Beiträge zur Universitätsgeschichte und zwar zur Geschichte der akademischen Feste und der Methodik des akademischen Unterrichts. Die akademischen Feste waren im Mittelalter, da die Universitäten kirchliche Anstalten waren, immer die Festtage des Kirchenjahres. Die heilige Katharina, deren Gedenktag anf den 25. November fällt, war die Patronin der Pariser Artistenfakultät gewesen, und da die Pariser Einrichtungen auf die deutschen Universitäten übergingen, wurde auch auf deutschen Universitäten das Katharinenfest gefeiert. Daraus erklärt sich, dass aus dem 15. und 16. Jh. eine grosse Anzahl von lateinischen und deutschen Gedichten sowie Erzeugnissen der bildenden Kunst überliefert sind, die sich auf die Schicksale der hl. Katharina beziehen. Einen Teil des Aufsatzes bildet der Wiederabdruck einer lateinischen Rede zu Ehren der Katharina, die von Galtz (Gallus, Gallicus) aus Ruffach im Elsass um 1480 in Heidelberg gehalten ist. Sie ist „dadurch sehr merkwürdig, dass sie sich nach einer nicht allzulangen Einleitung zu einem Dialoge zwischen der hl. Katharina, die selbst redend eingeführt wurde, und einem jungen Menschen, gewiss einem in Heidelberg studierenden Artisten, gestaltet. Wir nehmen dabei gewiss mit Recht an, dass Galtz selbst die der Heiligen in den Mund gelegten Worte gesprochen hat. So gewinnt die kirchlich-akademische Feier einen pädagogischen Charakter; es ist ein

— 163) R. von Mohl, Sitten u. Betragen d Tübinger Studenten während d. 16. Jh. 2. Aufl., neue Ausgabe. Freiburg, Mohr (Siebeck). 79 S. M. 1,00. — 164) K. Hartfelder, D Katharinenfest d. Heidelberger Artistenfakultät: NHJbb. 1, S. 52—71. — 165) id., Aus e. Vorlesung Melanchthons über Ciceros Tuskulanen: MGESchG. 1, S. 168—77. — 165a) J. Reinke,

charakteristischer Schulakt, der, entsprechend der Eigentümlichkeit der mittelalterlichen Hochschulen, nicht im Schulraum, sondern in der Kirche stattfindet". — Die dargebotene Vorlesung Melanchthons über Ciceros Tuskulanen ist einer alten Hs. entnommen, die wahrscheinlich das Bruchstück eines von einem unbekannten Studenten nachgeschriebenen Kollegienheftes ist. Wir erhalten hier ein Bild der im 16. Jh. an den Universitäten üblichen Interpretation lateinischer Schriftsteller, die von der heutigen wesentlich verschieden ist. Wie Melanchthon überhaupt liebte, zur Veranschaulichung hie und da kleine Anekdoten aus seinem Leben einzuflechten, so hat er auch hier aus seiner Heidelberger Studentenzeit eine Episode und damit einen Beitrag zu seiner Biographie mitgeteilt. — Hingewiesen sei noch auf die Rektoratsrede von Reinke[165a]), der den inneren Organismus der preussischen Universitäten von heute erörtert. — Die JBL. 1890 besprochene Geschichte der k. k. Theresianischen Akademie in Wien, die von J. Schwarz bis in das Jahr 1865 geführt wurde, hat zwei Ergänzungen gefunden. Salamon[166]) giebt in sechs übersichtlichen Tabellen eine Schülerstatistik der Anstalt von 1866—1890, die sich über Zahl, Geburtsorte, Muttersprache, Religionsbekenntnis, Versetzung und Maturitätsprüfung der Schüler erstreckt. — Then[167]) liefert einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Methodik des naturgeschichtlichen Unterrichts; möchten doch auch für die andern auf der Theresianischen Akademie gelehrten Fächer gleiche Monographien erscheinen. —

Unter den Arbeiten, die die Geschichte der übrigen Schulen darstellen, behandeln mehrere das Schulwesen grösserer Bezirke. Von dem Werke der beiden Löbe[168]) (Vater und Sohn) über die Geschichte der Kirchen und Schulen des Herzogtums Sachsen-Altenburg sind die beiden letzten Lieferungen erschienen, die die Nachrichten über die Ortschaften der Ephorie Kahla zusammenstellen. Das nunmehr vollendete Werk, dessen Gegenstand zwar bereits 1840—49 in der „Kirchengalerie", doch sehr ungleich, behandelt war, giebt in seinem ersten Teil eine kirchliche und statistische Uebersicht, in seinem zweiten eine Kirchengeschichte des Herzogtums Altenburg, in seinem dritten und vierten eine detaillierte Kirchen- und Schulgeschichte der einzelnen Gemeinden. Die drei ersten Abschnitte (Bd. 1 u. 2) hat L. Vater, der verdienstvolle Herausgeber des Ulfilas (1836—43), den vierten (Bd. 3) L. Sohn bearbeitet. Es würde gewiss einen Fortschritt bedeuten, der nicht nur der Kirchen- und Schulgeschichte zu gute käme, wenn auch für andere Landesgebiete so eingehende Zusammenstellungen über Kirchen- und Schulverhältnisse veranstaltet würden. — Geyer[169]) bringt ebenfalls einen Beitrag zur Altenburger Schulgeschichte in seinem Verzeichnis der Altenburger Gymnasialabiturienten der Jahre 1808—1891. — Koldewey[170]) hat die Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der braunschweigischen Schulgeschichte, die er in dem zweibändigen Sammelwerke der „Braunschweigischen Schulordnungen" (JBL. 1890 I 6 : 55) niedergelegt hat, zu einem kürzeren, abgerundeten Gesamtbilde zusammengefasst. Die Schrift, welche in erster Linie für die Kreise der braunschweigischen Lehrer, Prediger und sonstigen Schulfreunde bestimmt ist, wird auch über die Grenzen des Herzogtums hinaus weite Verbreitung finden, da dieses jederzeit eine Pflegstätte geistiger Bildung gewesen ist und den Nachbarstaaten oft bei der Einrichtung ihrer Unterrichtsanstalten als Muster gedient hat. Bei der Auswahl des Stoffes ist der Vf. weder zu ausführlich noch zu knapp; von einem Nachweise der Quellen ist Abstand genommen. Das Werk umfasst die Zeit von der Mitte des 9. Jh. bis 1831. Es wäre sehr zu wünschen, dass K. seine Absicht ausführte, die Geschichte bis auf die Gegenwart fortzusetzen. — Ein um die pommersche Geschichtsforschung verdienter Gelehrter, Wehrmann[171-172]), hat wiederum einige auf die Schulgeschichte Pommerns, besonders Stettins bezügliche Aufsätze veröffentlicht, Bausteine zu einer vollständigen Geschichte des Stettiner Pädagogiums, deren Bedeutung bei der Eigenart der Anstalt weit über die Specialschulgeschichte hinausreichen dürfte. — L. H. Fischer[173]) bringt in seinen gesammelten Aufsätzen zwei Beiträge zur Berliner Schulgeschichte im vorigen Jh., die er aus bisher nicht veröffentlichten Akten des Geheimen Staatsarchivs geschöpft hat. — Ueber das Berliner Schulwesen von 1836 giebt uns aus den Aufzeichnungen eines gleichzeitigen Chronisten

D. preuss. Universitäten im Lichte d. Gegenw. Rede geh. bei Antritt d. Rektorats d. Univ. in Kiel am 5. März. Kiel (Universitätsbuchhdlg. Töche). 23 S. — **166**) L. Salamon, Schülerstatistik zur Gesch. d. Theres.-Gymn. zu Wien v. 1866—90. (— Beitrr. z Gesch d. k k. Theres. Akad. unter d. Kuratorium Schmerling.) JB. d. Gymn. d. k. k. Theresian. Akad. in Wien. S. 5-22. — **167**) Fr. Then, D. naturgesch. Unterr. u. d. naturgesch. Hilfsmittel an d. k. k. Theres. Akad. zu Wien: ib. S. 23—55. — **168**) J. u. E. Löbe, Gesch. d. Kirchen u. Schulen d. Herzogtums Sachsen-Altenburg auf Grund d. Kirchen-Galerie bearb. 35. Lief. (S. 673—720), 36. Lief. (S. 721—72). Vollst. 3 Bde Altenburg, Bonde. M. 36,00. [ThLBl. N. 23.]| — **169**) Geyer, Verz. d Abiturienten d. herzogl. Friedrichsgymn. in Altenburg v. 1808 an. ebda. 32 S. — **170**) F. Koldewey, Gesch. d. Schulwesens im Herzogt. Braunschweig v. d. ältesten Zeiten bis zum Regierungsantritt Herzogs Wilhelm im J. 1831. Im Überblick dargest. Wolfenbüttel, Zwissler VIII, 248 S. M. 3.00 — **171**) M. Wehrmann, Z. Gesch. d. Stettiner Pädagogiums: MBllGPommG. 5, S. 71/5, 82/7, 101/6, 121/4. 152/6, 180/3 — **172**) id., Zwei Erlasse d. Herzogs Joh. Friedrich v. Pommern über d. Disciplin am fürstl. Pädagogium in Stettin (1593): MGESchG. 1, S. 116/21. — **173**) H. L. Fischer, Aus Berlins Vergangenheit. Ges. Aufsätze. Berlin, Oehmigke (Appelius). IV, 205 S. M. 2,00. (Berliner Schulhalter im 18. Jh S. 1-19; Die Schulen u. Erziehungs-

Bellardi[174]) bemerkenswerte Notizen. Berlin mit einer Viertelmillion Einwohner hatte damals, ausser dem 1830 eingerichteten und unter Diesterweg (1832—1847) stehenden Stadtseminar, von welchem der Chronist rühmt: „Ihm ist zu gutem Omen das Haus eingeräumt, in welchem die Königl. Entbindungsschule sich früher befand", 3 königliche, 3 städtische Gymnasien, 2 Realschulen, 3 höhere Knabenschulen, 2 höhere Töchterschulen, 2 Mittelschulen. Ausserdem gab es eine grosse Anzahl von Nachhilfe- sowie Sonntagsschulen; an letzteren wurde von 3—5 Uhr in Religion, Rechnen, Lesen und Schreiben unterrichtet. Ferner bestanden, seit 1793, Erwerbschulen für Mädchen, an welchen die Schülerinnen ihr Schulgeld mit Handarbeiten bezahlten. Endlich war es Ernst Eiselen gelungen, zwei private Turnanstalten ins Leben zu rufen. — Aus dem Nachlasse von W. Crecelius[175]), des Vaters der Bergischen Geschichte, hat Harless eine Reihe von Aufsätzen über Bergisch-Niederrheinische Geschichte herausgegeben, unter denen sich auch die in den Elberfelder Gymnasialprogrammen von 1880, 1882, 1886 bereits veröffentlichten Arbeiten über die Anfänge des Schulwesens in Elberfeld befinden. C. tritt dem immer wieder von neuem auftauchenden Irrtum entgegen, dass das Mittelalter nur Stifts-, Kloster- und städtische oder Pfarrschulen gehabt habe; es seien in der zweiten Hälfte des Mittelalters nachweisbar auch in Flecken und Dörfern Elementarschulen vorhanden gewesen, in welchen kein Latein, aber Deutsch, Lesen und Schreiben gelehrt wurde. Ja, später habe es in dieser Hinsicht schlechter gestanden als früher: z. B. war die bayerische Regierung 1575—1616 bemüht, ältere Dorfschulen eingehen zu lassen. Die Beiträge, die C. zur Biographie des einstmaligen Elberfelder Rektors Joh. Leonh. Weidner giebt, verdienen hier besonders hervorgehoben zu werden wegen der Bedeutung, die Weidner nicht nur als Schulmann, sondern auch durch seine Verbindung mit den Kreisen von Opitz und Zincgref für die Litteraturgeschichte erlangt hat. Hat er doch die Zincgrefschen „Apophthegmata oder Scharpfsinnigen Sprüche der Teutschen", die er herausgab, um einen starken Band von Sprichwörtern vermehrt, die er selbst mühsam gesammelt hatte. Voll Selbstgefühl stellt er diese Sprichwörter den Apophthegmaten Plutarchs zur Seite und hält sie für schlagende Beweise der Scharfsinnigkeit der Deutschen, die viele für „Böotier, die nicht über eins zählen könnten", ansehen möchten. Eine spätere Ausgabe wurde von Christian Weise eingeleitet. — Hier sei auch auf Brämers[176]) verdienstvolle Mitteilungen zur Statistik des Bergischen Unterrichts hingewiesen. — Ueber die Kirchen- und Schulverhältnisse Mitaus in den ersten fünfzig Jahren seines Bestehens, etwa von 1572—1630 berichtet G. Otto[177]) nach den Akten des alten Notariats-Archivs im kurländischen Konsistorium. Danach wurde 1567 in Mitau der Bau einer Schule angeordnet, welche 1595 schon einen Rektor und einen Kantor besass. — C. Schmidt[178]) bespricht die Periode der Schulgeschichte Weimars, in der die Bestrebungen des Ratichius in Kromayer einen beredten Anwalt fanden. Zum ersten Male wird auf Grund noch nicht bekannt gemachter Akten ein Ueberblick über die Thätigkeit der zur Schulreform einberufenen Septemberkonferenzen von 1636 gegeben. Kromayer, der auch eine deutsche Grammatica geschrieben hat, starb, ohne seine Hoffnungen erfüllt zu sehen. — Da aber Herzog Ernst von Gotha mit Andreas Reyher in Kromayers Fusstapfen trat, so wurde, was in Weimar nicht möglich war, in Gotha zum grössten Teile zur Ausführung gebracht. Die Bemühungen beider Männer sind von Ehr[179]) ausführlich dargestellt worden. Unter den zahlreichen, mit vielem Fleiss zusammengetragenen Litteraturangaben fehlen die „Monumenta Germaniae Paedagogica" gänzlich. — Mit einem Beitrage zur Geschichte des Dorfschulwesens der Diöcese Grimma hat Däbritz[180]) ein Vorbild geschaffen, dem eine recht vielseitige Nachahmung zu wünschen ist. Auf Grund der Visitationsakten verfolgt er schrittweise die Entwicklung der Katecheten- und Kinderlehrerschulen, in denen in der ersten Zeit ihres Bestehens der Dorfküster gemäss den Bestimmungen der Kirchenvisitation von 1529 die Aufgabe hatte, der Jugend das Vaterunser, den Glauben und die zehn Gebote beizubringen. Hier liegen die ersten Anfänge des jetzt so blühenden sächsischen Volksschulwesens. — Zur Geschichte und Statistik des Volksschulwesens in Gohlis hat E. Hasse[181]) Beiträge beigesteuert. —

Zahlreich sind die in Programmen veröffentlichten Mitteilungen zur Geschichte einzelner Anstalten. Germann[182]) schildert die Entstehung und Entwicklung der

---

anstalten vor 100 Jahren S. 19—61.) — 174) P. Bellardi, Aus d. Berliner Schulwesen vor 55 Jahren: VZgB. N. 17. — 175) W. Crecelius, Z. Gesch. d. Wupperthales. 5. D. Anfänge d. Schulwesens v. Elberfeld u. J. L. Weidener, Rektor d. Lateinschule: ZBergGV. 27, S. 211—59. — 176) K. Brämer, Mitteil. über d. Entwicklung d. Kirchen- u. Schulwesens im ehem. Herzogtume Berg: ZStatistBureau S. 64—80. — 177) G. Otto, Über d. Kirchen- u. Schulverhältnisse Mitaus in d. 2. Hälfte d. 16. Jh.: SBKurländGs. 1890, S. 5-14. — 178) C. Schmidt, Weimars Schulverhältnisse z. Zeit d. 30j. Krieges speciell während d. Jahre 1636—43. Nach Studien in d. Archiven Weimars. Leipziger Diss. 100 S. M. 1,00. — 179) M. Ehr, Beitrr. z. Kirchen- u. Schulenverfassung d. Herzogtums Gotha bis z. Tode Ernsts d. Frommen im J. 1675. Erlanger Diss. 120 S. M. 1,20. — 180) Däbritz, Z. Gesch. d. ehem. Katecheten- u. Kinderlehrerschulen in d. Diöcese Grimma („Bericht über d. Kgl. Sem. 1. u. 2.) Grimma, Bode. 96 S (S. 1—45 auch Leipziger Diss.) — 181) ○ E. Hasse, Beitrr. z. Gesch. u. Statistik d. Volksschulwesens v. Gohlis. Leipzig, Duncker u. Humblot. 4°. 47 S. M. 1,00. — 182) K. Germann, Gesch. d. Grossherz.

Alzeyer Realschule und des Progymnasiums. Die Schule hatte, wie die übrigen Realschulen des Landes, eine mehrfache Aufgabe zu lösen: eine erweitertere Bildung zu geben, als die Bürgerschulen boten, das realistische Element zu betonen und zugleich eine Vorbereitungsanstalt für künftige Studierende zu sein. — Der um die Geschichte des Arnstädter Schulwesens verdiente Schulrat Kroschel[183]) erzählt weiter (JBL. 1890 I 6 : 74) von dieser Anstalt, die trotz der dürftigen Verhältnisse, in der sie sich befand, viel geleistet hat. In dem Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" wird ihr grosses Lob gespendet. — Buschmann[184]), der die Geschichte des Bonner Gymnasiums zunächst für die kurfürstliche Zeit schreibt, schildert streng quellenmässig das Minoriten- und Jesuitengymnasium, dann die Anstalt in ihrer Verbindung mit der kurfürstlichen Akademie und Universität. — In der Chronik des Gymnasiums zu Braunsberg verzeichnet Gruchot[185]) die wichtigsten Massregeln, die von staatlicher und kirchlicher Seite vom 11. Nov. 1870 bis zum Jahre 1886 ergriffen worden sind, und liefert hiermit eine Geschichte des „Kulturkampfes", wie er sich in den Grenzen einer Schule abgespielt hat. Das dann folgende Verzeichnis umfasst die Abiturienten von 1860—1890. — Als eine Abwehr der Angriffe, die ein Teil der Presse gegen das Casseler Lyceum Fridericianum gelegentlich der Kaiserlichen Rede bei Eröffnung der Schulfragenkonferenz richtete, erscheinen die Erinnerungen eines Schülers damaliger Zeit[186]), der sich dankbar und mit Wärme seiner früheren Lehrer annimmt. — Ueber die Stiftsschule von Emmerich am Niederrhein handelt Göbel[187]). Der Stiftsprobst v. Spiegelberg († 1483) war ihr Neubegründer; als ihre Rektoren folgten auf einander Alexander Hegius, Petrus Homphaeus, Herman von dem Busche, Mathias Bredenbach; als dieser 1533 das Amt antrat, fand er 1500 Schüler und ihre Zahl stieg unter ihm auf 2000: „Concreditur nobis iuventus non unius alicuius urbis, sed orbis". Diese Zahl sank bis zum Jahre 1590 auf 50. Bessere Zeiten kamen unter der Führung der Jesuiten. 1811 aufgehoben, wurde die Anstalt 1832 preussisches Gymnasium. — Ueber die Geschichte des aus einer fünfklassigen höheren Bürgerschule entwickelten Realgymnasiums zu Ettenheim spricht Höhler[188]). — Brunks[189]) Abhandlung liegen zwei in der Bibliothek des Marienstiftsgymnasiums in Stettin befindliche Sammelbände zu Grunde, deren Drucksachen und Handschriften, von dem Stettiner Prediger Steinbrück um 1673 zusammengetragen, sich auf die Kirchen- und Schulverhältnisse Falkenburgs von 1582—1750 erstrecken. Die älteren Mitteilungen beziehen sich fast nur auf die Lehrer. Der älteste vorhandene Lektionsplan stammt aus dem Jahre 1703. — Einen Beitrag zur Geschichte des Gymnasiums in Gleiwitz, die letzten 25 Jahre umfassend, liefert Ronke[190]). — Detlefsen[191]) führt die Geschichte des Glückstadter Gymnasiums bis zum Jahre 1802 fort (JBL. 1890 I 6 : 81) unter fleissiger Benutzung des urkundlichen Materials. — Eine ausführliche Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der berühmten, 1549 begründeten Fürsten- und Landesschule Grimma liefert K. J. Rössler[192]). Sie erstreckt sich auf Vorgeschichte, erste Einrichtung, äussere und innere Geschichte. Im Anhange werden Urkunden, Schulordnungen, Speiseordnungen, Lektionspläne dargeboten, unter diesen die erste Schulordnung von 1550 und die Verordnungen des berühmten Rektors Adam Sieber, über dessen Zeit Rössler[193]) noch in einem besonderen Programme Nachrichten bringt. — Ueber einen Grimmaer Rektor aus neuerer Zeit, Eduard Wunder, und die ihm unterstellten Lehrer berichtet J. Winter[194]) gelegentlich der Einweihungsfeier des Neubaues der altehrwürdigen Anstalt. — Zu der Geschichte des früheren Gymnasiums zu Jülich bringt Kuhl[195]) einen ersten Beitrag. — Fassl und Salzer[196]) haben eine Geschichte des Komotauer Gymnasiums verfasst. F. behandelt den Zeitraum von der Eröffnung der von den Jesuiten gestifteten Anstalt bis 1881. S. führt die Chronik bis zur Gegenwart fort. — Krallinger[197]) beschäftigt sich mit der Schulgeschichte der Stadt Landsberg am Lech, indem er die Rede herausgiebt, die der Lehrer Dominicus Zottl

---

Realschule u. d. Progymn. zu Alzey. I. 1841—66. (= Festschr. z. Feier d. 50j. Bestehens d. Grossherz. Realsch. u. d. Progymn.) Alzey, Wieprecht, 4°. 20 S. — **183)** Kroschel, Beitrr. z. Gesch. d. Arnstädter Schulwesens u. Verz. d. Primaner v. 1765 bis 1890. Progr. d. Gymn. Arnstadt, Frotscher. 4°. S. 1—25. — **184)** J. Buschmann, Z. Gesch. d. Bonner Gymn. 1. Teil. JB. d. Gymn. Bonn, Georgi. 4°. S. 1—40. — **185)** Gruchot, Z. Gesch. d. Gymn. während d. letzten 25 Jahre. Progr. Braunsberg. 4°. 24 S. — **186)** D. Casseler Gymn. d. 70er Jahre. Erinnerungen e. Schülers aus damaliger Zeit. Berlin, Walther & Apolant. 84 S. M. 1,50. — **187)** F. Göbel, D. Emmericher Stiftsschule: KZEU. 40, S. 427—34. — **188)** W. Höhler, Gesch. d. Realgymn. zu Ettenheim. E. Festschrift z. Feier d. 50j. Bestehens d. Anstalt. Ettenheim, Leibold. 50 S. M. 3,00. — **189)** A. Brunk, Beitrr. z. Gesch. d. Falkenburger Schule im 17. u. 18. Jh.: BaltSt. 41, S. 223—60. — **190)** ○ W. Ronke, D. letzten 25 Jahre d. Gymn. zu Gleiwitz als Beitr. zu e. Gesch. d. Anstalt. Progr. 4°. 41 S. — **191)** D. Detlefsen, Gesch. d. Kgl. Gymn. z. Glückstadt. Von d. Einsetzung d. Coll. Scholast. i. J. 1747 bis z. Neuen Glückstädt. Schulregl. 1786. 3. Von da bis z. Rektorate Germars 1802. Progr. Glückstadt, Augustin. 4°. 24 S. — **192)** K. J. Rössler, Gesch. d. Kgl. Sächs. Fürsten- u. Landesschule Grimma. Leipzig, Teubner. 323 S. M. 4,00. — **193)** id., Schulnachrichten aus d. Zeit v. Adam Sieber. (= Einladungsschr. z Einweihung d. neuen Gebäudes d. Fürsten- u. Landesschule Grimma. Leipzig, O. Leiner. 4°. S. 1—5.) — **194)** J. Winter, Unser Rektor u. seine Kollegen. Erinnerungen e. alten Grimmensers. Leipzig, Dürr. 56 S. M. 0,75. — **195)** ○ Kuhl, Gesch. d. früh. Gymn. zu Jülich. 1. D. Partikularschule. 1571—1664. Jülich, Fischer. 295 S. M. 3,60. — **196)** P. T. Fassl u. P. Cl. Salzer, Gesch. d. Gymn. in Komotau (1591—1881, 1881—90). (= Festschrift z. 300j. Gedenkfeier d. Gründung d. Gymn.) Komotau, Butter. IV, 21: S. — **197)** J. B. Krallinger, Über d. Gesch. d.

1780 beim Schulaktus gehalten hat. — In einer Darstellung der Geschichte des Gymnasiums zu Lyck, des langjährigen Centrums deutscher Bildung in dem ehemals ganz polnischen Masuren, deren erster Teil (1887) die Schicksale von der Gründung (1586 bis 1813) schilderte, fährt Bernecker[198]) fort und giebt einen Ueberblick über die Geschichte nach 1813. — Zwergs[199]) Chronik des Gymnasiums von Marienwerder umfasst diesmal die Zeit von 1863 — 1890. — In der Geschichte des Domgymnasiums zu Merseburg behandelt J. Witte[200]) nun die Stiftsschule am Dom zu kursächsischer Zeit 1738—1815. Die Personalunion mit Kursachsen nach dem Erlöschen des Hauses Sachsen-Merseburg (1738) hatte für Stadt und Schule manchen Nachteil: das Merseburger Gymnasium trat hinter die Schulen des Erblandes zurück. Anschaulich schildert der Vf. das Schulregiment, die Lehrer und ihre kärgliche Lebensstellung. Den Schluss bildet eine Besprechung der Lehrpläne und Lehrziele. — Zur Geschichte des Gymnasiums von Mitterburg, das nach 54j. Bestehen 1890 nach Pola verlegt wurde, veröffentlicht Swida[201]) einen Beitrag. — Kesseldorfer[202]) giebt einen Ueberblick über die Entwicklung der beiden Schulanstalten zu Oberhollabrunn in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens (1866—1891). — Eine Fortsetzung und zugleich der Abschluss der Geschichte des Gymnasium Carolinum zu Osnabrück wird von Iber[203]) nach Urkunden des Anstaltsarchivs und des Staatsarchivs zu Osnabrück dargeboten. Auf die Jesuiten, welche zuerst hier des Lehramtes gewaltet hatten, folgten die Franziskaner, mit deren Pater provincialis die Stadt 1781 einen förmlichen Kontrakt schloss; I. teilt ihn im Wortlaute mit. Im Anfange unseres Jh. kam die Schule infolge der politischen Unruhe und wirtschaftlicher Missstände sehr herunter, so dass 1816 die Schülerzahl nur noch 57 betrug. Erst 1818 hob sie sich wieder; auch wurde in demselben Jahre das Schulgeld eingeführt, womit eine Verbesserung der Lehrergehälter verbunden war. — Interessante Mitteilungen zur Schulgeschichte Osterodes, das schon 1287 einen rector scholarum aufweisen kann, hat E. Ubbelohde[204]) veröffentlicht. Sie erstrecken sich auf die Zeit von der Reformation bis zum 19. Jh. Wie tief das Kirchen- und Schulwesen um die Mitte des 16. Jh. stand, zeigt deutlich die Kirchenordnung des Herzogs Philipp, der für jede Kirche die Anschaffung einer Bibel verlangt und den Pfarrer anweist, dafür zu sorgen, dass aus jedem Hause wenigstens Ein Sohn zur Schule gehe. Eine Verbesserung dieser Zustände verdankt die Stadt der Thatkraft Domeyers und vor allem Sinderams, der 1578 eine von U. im Wortlaut mitgeteilte Schulordnung aufstellte. U.s Beiträge können als dankenswerte Ergänzung der grundlegenden Arbeiten Koldeweys für Braunschweigische Schulgeschichte gelten. — Die Entwicklung des Gymnasiums zu Pforzheim in den Jahren 1880—1891 schildert H. Schneider[205]). — Einen Rückblick auf das erste Säculum des k. k. Obergymnasiums zu Pilsen (1776 bis 1891) hat Nowack[206]) verfasst. Die Lehrkräfte wurden anfangs aus dem in Pilsen bestehenden Dominikanerorden gewählt, an deren Stelle nach Aufhebung des Klosters (1804) die Prämonstratenser des Stiftes Tepl traten. N. macht ausführliche Angaben über Schulgebäude, Lehrkörper, Schülerzahl, Bibliothek und Sammlungen sowie über die verschiedenen Lehrpläne seit 1776. — Als Nachtrag zu JBL. 1890 sei auf Dünings[207]) Arbeit hingewiesen, die aus Veranlassung der Feier des 350j. Bestehens des Quedlinburger Gymnasiums entstanden ist. D. hat die im Magdeburger Staats- und Quedlinburger Rathausarchiv vorhandenen Aktenbestände fleissig benutzt. Freilich reichen die vorhandenen Quellen nicht aus, um ein „treues Bild nicht nur der äusseren, sondern auch der inneren Entwicklung der Anstalt zu geben". Die älteste Erwähnung einer Schule in Quedlinburg fällt ins Jahr 1303. Wie die Stadt, so war die Schule Jahrhunderte lang der Aebtissin unterstellt. Doch gewann schon frühzeitig der Magistrat, wenn auch nicht ohne Kampf, Einfluss auf die Schulverwaltung. — Ueber die Stadtschule zu Rehna in Mecklenburg-Schwerin bringt ein Ungenannter[208]) einen lesenswerten Aufsatz. Die Schule war von Johann Albrecht I. († 1576) begründet und anfangs mit einem Schulmeister, seit 1646 mit zwei Lehrern, Rektor und Kantor, meist Theologen, besetzt. Im Laufe der Zeit kam sie sehr herunter, es wurde fast nur noch Religionsunterricht gegeben, und erst 1805 hat man sie gebessert. Neben ihr gab es eine Winkel-

---

Schulwesens zu Landsberg am Lech. (Rede v. Dominicus Zöttl 1780): MGESchG. 1, S. 249—55. — **198**) E. Bernecker, Gesch. d. Kgl. Gymn. zu Lyck. 2 Tle. in 1 Bd. Königsberg, Hartungsche Verlagsdruckerei. 1887, 1891. VII, 103 u. 112 S. — **199**) G. Zwerg, Übersichten z. Chronik d. Kgl. Gymn. zu Marienwerder. 3. Forts. Progr. 4⁰. 20 S. — **200**) F. Witte, Gesch. d. Domgymn. zu Merseburg. III,1. D. Stiftsschule am Dom z. Merseburg zu Kursächs. Zeit. 1738—1815. Merseburg, Stollberg. 51 S. — **201**) F. Swida, Z. Gesch. d. Gymn. v. Mitterburg. (= Progr. d. K. K. Staats-Gymn.) Pola. 19 S. — **202**) F. Kesseldorfer, Rückblick auf d. ersten 25 Jahre d. k. k. Staats-Gymn. u. d. gewerbl. Fortbildungsschule in Oberhollabrunn 1866—90 (Fortsetzung). Progr. Oberhollabrunn. S. 37—54. — **203**) H. Iber, Gesch. d. Gymn. Carolinum zu Osnabrück. 2. Teil. Progr. Osnabrück, Liesecke. 4⁰. 25 S. — **204**) Ed. Ubbelohde, Bilder aus d. Gesch. d. St. Ägidiengemeinde zu Osterode a. H. (= Aus 4 Jhh.) Osterode a. H., Sorge (Cumme). 198 S. M. 2,50. — **205**) H. Schneider, Z. Gesch d. Gymn. Pforzheim in seinem ersten Jahrzehnt 1880/90. (= JB. d. Gymn.) Pforzheim, Weindel. 4⁰. 39 S. — **206**) W. Nowak, Rückblick auf d. erste Säculum d. k. k. Obergymn. in Pilsen (1776—1891). Progr. d. k. k. dtsch. Obergymn. Pilsen, Maasch S. 1—55. — **207**) A. Düning, Gesch. d. Gymn. zu Quedlinburg. Festschrift. Quedlinburg, Voges. 1890. 4⁰. 48 S. — **208**) Aus d. Gesch. d. Rehnaer Schule: EvSchulBl. 35, S. 232—48. — **209**) E. Heyden-

schule, 1770 sogar deren vier. — E. Heydenreich [209-210]) berichtet kurz über das seit 500 Jahren bestehende Gymnasium zu Schneeberg und macht Mitteilungen über die Hss. der alten Lyceumsbibliothek. — Die ältere Geschichte der Lateinschule zu Schwelm führt Tobien [211]) jetzt von der Zeit des 30j. Krieges bis zur Feststellung der Schulordnung von 1720. — Die neueste Geschichte des Realgymnasiums zu Sprottau hat R. Jäckel [212]) geschrieben. — Als eine Fortsetzung der vorzüglichen Zoberschen Geschichte des Gymnasiums zu Stralsund (1839—1860) liegt ein Beitrag von Wähdel [213]) vor, der das Verzeichnis der Direktoren und Lehrer der Anstalt zu Ende führt. — Ueber die Geschichte des Schulwesens in Ueberlingen, wo bereits in der ersten Hälfte des 13. Jh. ein scolasticus und doctor puerorum vorkommt, hat B. Ziegler [214]) geschrieben. — R. Reinhard [215]), der bereits 1888 im Luzerner Schulblatt Nachrichten über die Willisauer Schule dargeboten hatte, giebt jetzt, mit reichhaltigerem Material ausgerüstet, ausführliche Nachrichten über die Schule aus der Zeit von 1696—1800. — Nach den Rathausakten von Wriezen behandelt H. Böttger [216]) des Wriezener Subkonrektorat in den Jahren 1706—1793. — Ueber zwei frühere Seminare Magdeburgs spricht Mackeprang [217]). Das eine, von dem Abte Steinmetz in Kloster Berge begründet, rekrutierte sich aus Handwerksburschen und Bedienten und ist 1814 nach der Aufhebung des Klosters eingegangen, das andere des Rektors der Domschule Funk (1772—1814) bildete Tertianer dieser Schule zu Lehrern aus, ist 1823 Staatsanstalt geworden und befindet sich seit 1855 in Barby. — Eine „übersichtliche Geschichte der Lehrerbildungs-Anstalt in Salzburg“ verdanken wir Anthaller [218]). — Bieder [219]) giebt aus archivalischen Quellen der Stadt Frankfurt a. O. die Geschichte der Wiederherstellung des von dem Oberbürgermeister Thering 1732 in Leben gerufenen und mit industriellen Unternehmungen gestützten, aber vom Kriege fast ruinierten Waisenhauses durch den Berliner Oberkonsistorialrat Hecker, den Begründer der deutschen Realschule. — Ueber die Geschichte der Mädchenanstalt zu Gnadenfrei berichtet ihr Rektor Reichel [220]). Von der werkthätigen Liebe der dortigen Brüdergemeinde begründet, wurde sie 1791 mit 7 Mädchen und 2 Lehrerinnen eröffnet. Trotz manchen Ungemachs, besonders 1792, gelangte die Anstalt bald zu dauernder Blüte: 2363 Schülerinnen sind in den hundert Jahren dort unterrichtet und erzogen worden. Der durch seine geographischen Lehrbücher bekannte Ernst v. Seidlitz gehörte 1819—1832 als Inspektor der Anstalt an. —

Schliesslich seien hier noch verschiedene Einzelheiten erwähnt. Die in dem kurzgefassten Plane der Monumenta Germaniae Paedagogica in Aussicht gestellte und bereits damals in Angriff genommene Edition von Schulkomödien hat leider nicht zum Abschluss kommen können, da die Schwierigkeiten, die dem Fortgange der Arbeiten sich in den Weg stellten, erheblicher waren, als man angenommen hatte. Inzwischen haben die von Herrmann und Szamatólski [221]) herausgegebenen „Lateinischen Litteraturdenkmäler des 15./16. Jh.“, die auch sonst für unser Gebiet überall bedeutsam sind, hier fördernd eingegriffen. — Eine quellenmässige Geschichte der deutschen Schulkomödie, die sowohl für die Schulgeschichte als auch für die Litteraturgeschichte gleich wichtig ist, kann erst dann mit Erfolg bearbeitet werden, wenn von den in Bibliotheken und Archiven noch ruhenden Schulkomödien und Nachrichten über die Aufführungen mehr an die Oberfläche gehoben worden ist. Für eine Art der Vorarbeiten hat Trautmann [221a]) in seinen Regesten zur Geschichte der städtischen Schulkomödie in München ein Vorbild geschaffen, dem eine vielseitige Nachahmung zu wünschen ist. Seine Mitteilungen sind den Stadtkammerrechnungen und den Ratsprotokollen des Münchener Stadtarchivs entnommen und erstrecken sich auf die Jahre 1549—1618. Hier sei hervorgehoben, dass neben den Komödien, die biblische und plautinische Stoffe behandeln, auch zweimal das „Spiel vom geistlichen Ritter“ (1567 und 1568) agiert wird. T.s Absicht, diese Beiträge durch Nachrichten über die noch erhaltenen Schulkomödien und die Lebensschicksale ihrer Ver-

---

reich, Kurzer Überblick über d. Begründung u. Entwicklung d. Kgl. Gymn. z. Schneeberg nebst e. kurzen Gesch. d. Schneeberger Lyceums. Festschrift. Schneeberg, Gärtner. 4⁰. S. 3—10. — 210) id., Mittl. a. d. Hss. d. alten Schneeberger Lyceumsbibl. Festschrift d. Gymn. Schneeberg, Gärtner. 4⁰. S. 40/8. — 211) W. Tobien, Urkundl. Mittl. aus d. Gesch. d. latein. Schule zu Schwelm vom Ende d. 30j. Krieges bis z. Feststellung d. Schwelmer Schulordnung v. 24. Sept. 1720. (JB. d. Realgymn.) Schwelm, Scherz. 4⁰. S. 1—11. — 212) R. Jäckel, Gesch. d. Realgymn. zu Sprottau (1866—91). (= JB. über d. Realgymn.) Sprottau, Wildner. 4⁰. S. 1—20. — 213) H. Wähdel, Z. Gesch. d. Stralsunder Gymn. 7. Beitr. (1860—90). Progr. Stralsund, Regier.-Buchdruckerei. 4⁰. 26 S. — 214) B. Ziegler, Z. Gesch. d. Schulwesens in d. ehem. freien Reichsstadt Überlingen. JB. d. höh. Bürgerschule. Überlingen, Feyel. 4⁰. 23 S. — 215) R. Reinhard, Geschichtl. über d. Schule in Willisau-Stadt bis z. J. 1800: GFr.50, 46, S. 1-44. — 216) H. Böttger, D. Subkonrectorat d. Wriezener Schule 1706—93. (= Ber. über d. Realprogymn.) Wriezen, Settekorn. 4⁰. 10 S. — 217) P. Mackeprang, Zwei früh. Seminare Magdeburgs: SchulBlProvSachsen 30, S. 43 6. — 218) ○ F. Anthaller, Übersichtl. Gesch. d. k. k. Lehrerbildungs-Anstalt in Salzburg. Progr. 54 S. — 219) H. Bieder, J. J. Hecker als Reorganisator d. Luth. Waisenhauses zu Frankfurt a/O.: SchulBlProvBrandenb. 56, S. 586-98. — 220) H. Reichel, D Gesch. d. Mädchenanstalt zu Gnadenfrei von 1791—1891. Vortr. Breslau, Gutsmann. 22 S. — 221) S. u. II 8. — 221a) K.

fasser zu vervollständigen, sei baldige Erfüllung gewünscht.[222] — Einen namhaften Pädagogen des 16. Jh., der seinerzeit an der Kulturentwicklung des deutschen Volkes und an der Besserung der Schulverhältnisse redlich mitgearbeitet hat, aber jetzt fast der Vergessenheit anheimgefallen ist, den Grimmaer Fürstenschuldirektor Hayneccius bringt uns O. Haupt[223] wieder näher durch den Neudruck von dessen Komödie „Almansor, der Kinder Schuelspiegel". H. giebt das Stück in der von Hayneccius selbst verfassten deutschen Uebersetzung vom Jahre 1582. Was den „Almansor" von vielen Schulkomödien des 16. Jh. unterscheidet, ist der Umstand, dass er ausschliesslich Schulverhältnisse behandelt. Hier gewinnen wir ein treffendes Bild der damaligen Zeitumstände, des Unverstandes der Eltern, der Zügellosigkeit und Roheit der Jugend und der grossen Verwahrlosung, die in den Schulen herrschte. — Einen sehr interessanten Beitrag zur Charakteristik des Pennalismus um die Mitte des 17. Jh. bietet Bolte[224] durch die Veröffentlichung des Deutschen Zwischenspiels, das Joh. Raue in einem bisher unbekannten siebenaktigen Drama zwischen die lateinischen Gespräche eingeschaltet hat. Der Ort der Handlung ist Wittenberg, wo Raue 1629—1633 studiert hatte. Den jungen Pennal, der redend eingeführt wird, lässt Raue aus dem Gymnasium in Stettin stammen, auf dessen Disciplin freilich die Rede des jungen Studenten kein günstiges Licht wirft. „Du weist, wie ich zu Stettin aufgetretten bin, in meinen weissen Stiffelln vnd vergülten Sporen, vnd zu Zeit in der Eulenflucht, vnd wann man keinen redlichen Kerlss erkennen mag, mit meinen Plümaschen vnd Degen, ja wie ich auch keinem Academico nicht vmb ein Haar breit gewichen, viell weniger cujuniren lassen." Und doch fällt die Aufführung des Stückes gerade in die Blütezeit des Stettiner akademischen Gymnasiums, das damals unter dem Rektorat des Mikraelius stand.[225] — Einen weiteren wichtigen Beitrag zur Schulkomödie, wenn auch nach einer anderen Richtung hin, giebt der um die Geschichtsdarstellung des deutschen Unterrichtswesens hochverdiente Specht[226] in seinem Verzeichnis der Schulkomödien, die auf der vom Fürstbischof Johann Franz Ecker in Freising errichteten, bis zu ihrer Auflösung (1803) von Benediktinern geleiteten Studienanstalt 1698—1800 aufgeführt wurden. Der Wert einer solchen Zusammenstellung reicht weit über die Geschichte der Pädagogik hinaus. Am meisten Nutzen dürfte die Litteraturgeschichte und die Geschichte der Musik daraus ziehen können. Denn eine Anzahl der angeführten Komponisten sind in der Speciallitteratur nicht verzeichnet. —

Passend reiht sich hier die Erwähnung der von Heineck und Grössler[227] besorgten Ausgabe eines lateinischen Schulgesprächs (1696) über das Schmaräkel-Kegelspiel an, ein Spiel, das zur Erholung der Lateinschüler Nordhausens gedient hat. Ueber das „Schmaräkeln" selbst, das in der Grafschaft Mansfeld bis in unser Jh. hinein gespielt worden ist, hatte Grössler[228] schon ausführlicher berichtet und damit einen wertvollen Beitrag zu der lückenhaften Litteratur über die Spiele gegeben. — Zu der gleich lückenhaften über Schulfeste steuert Maser[229] durch seine Notizen über das Kinder-, Schul-, auch Königsfest in Memmingen. — Die Art der Beteiligung der Schüler an der städtischen Fastnachtsfeier lernen wir kennen durch die von Schonecke[230] herausgegebene Eingabe des Kantors Nigidius an den Rat zu Lüneburg aus der ersten Hälfte des 16. Jh. —

Ueber die Schulmünzen, die einesteils als Auszeichnungen an Schüler verteilt, anderenteils beim Rechenunterricht benutzt wurden, bringt Heineck[231] einige Nachrichten. —

Zum Schlusse sei auf Fabians[232] Darstellung der bereits oben (N. 65) erwähnten „fraternitas scholarium", einer der Kalandsbrüderschaft ähnlichen Vereinigung von Männern und Frauen zur Unterstützung der Schulen, hingewiesen. Dem Aufsatze sind die Satzungen der Bruderschaft, das „Regestum pro fraternitate scholarium", aus einer einst Stephan Roth gehörigen Pergamenthandschrift der Zwickauer Ratsbibliothek angefügt. Die Brüderschaft wurde durch die Reformation 1523 aufgehoben und ihre Gelder flossen wie die der anderen geistlichen Brüderschaften in den „Gemeinen Kasten", aus dem fortan die Schulen unterhalten wurden. —

Trautmann, Archiv. Beitrr. z. Gesch. d. Schulkomödie in München: MGESchG. 1, S. 61/8. — **222)** (II 4: 11/2, 16, 29, 32, 35/6. II 8.) — **223)** M. Hayneccius, Almansor, der Kinder Schulspiegel. (S. u. II 4: 15.) — **224)** Joh. Raue, E. Zwischenspiel, (1648) her. v. J. Bolte: AltprMschr. NF. 28, S. 25—87. |[M. W[ehrmann]: MBllPommGesch. 5, S. 61.]| — **225)** (III 4: 13/15b.) — **226)** F. A. Specht, Freisinger Schulkomödien (1698—1800): MGESchG. 1, S. 243/8. — **227)** Heineck u. Grössler, E. lat. Schulgespräch über d. Schmaräkel-Kegelspiel: MansfeldBll. 5, S. 155—63. — **228)** Grössler, Schmaräkeln u. Platzen, zw. eigenart. Kegelsp. i. d. Grfsch. Mansfeld. (M. 2 Taf.): MansfeldBll. 4, S. 118—32. — **229)** S. Maser, D. Kinderfest in Memmingen: BllSchulpraxis Heft 5 u. 6. — **230)** W. Schonecke, Henricus Nigidius, Eingabe an d. Rat betr. d. Beteiligung d. Schüler d. Johanneums an d. Fastnachtsfeier: MGESchG. 1, S. 124—30. — **231)** H. Heineck, Über Schulmünzen: ib. S. 267—86. — **232)** E. Fabian, D. Zwickauer Schulbruderschaft: MAVZwickau 3, S. 50—81. —

I,7

Die Litteratur in der Schule.

Rudolf Lehmann.

Allgemeines und Methodologisches: Amtliche Veröffentlichungen N. 1. — Methodik N. 6. — Methodische Erläuterungschriften N. 19. — Hilfsmittel für den Unterricht: Schulausgaben N. 25. — Lesebücher und Anthologien N. 68. — Leitfäden für Litteraturgeschichte und Poetik N. 93. —

Allgemeines und Methodologisches. Amtliche Veröffentlichungen. Das Jahr 1891 ist das Jahr der preussischen Schulreform, und die erste Aufgabe dieses Berichtes wird die Feststellung ihrer Errungenschaften für den deutschen Unterricht sein. Freilich hat der Gang der Ereignisse den Vertretern unseres Faches eine, hoffentlich nur vorläufige, Enttäuschung gebracht. „Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen" — diese schnell berühmt gewordenen Worte, welche der Kaiser bei der Eröffnung der sogenannten Dezemberkonferenz gesprochen hat, konnten die Erwartung erwecken, dass eine Entwicklung, die sich seit langem vorbereitete und langsam, doch mit innerlicher Notwendigkeit zu vollziehen schien, von kräftiger Hand gefördert, schneller als man hoffen konnte, zu einem erwünschten Abschluss gelangen werde. Zwar dass in der Konferenz selber, deren amtliche Protokolle im Berichtsjahr veröffentlicht wurden [1]), jener Gedanke keinen wesentlichen Wiederhall fand, mag begreiflich erscheinen; waren es doch vorwiegend Fragen der äusseren Organisation, welche der Versammlung von Seiten des Ministeriums vorgelegt waren und ihre Verhandlungen ausfüllten (S. 20/1), so dass selbst die Fragen, welche der Kaiser persönlich in der ersten Sitzung hinzufügte (S. 92), soweit sie sich auf die innere Gestaltung des Unterrichts bezogen, nur beiläufig Berücksichtigung fanden. — Allein auch die amtlichen Lehrpläne, welche gegen Ende des Jahres erschienen sind [2]), bezeichnen weder in der äusseren Organisation noch hinsichtlich der Methode einen wesentlichen Fortschritt. Die wöchentliche Stundenzahl ist für den gesamten deutschen Kursus des humanistischen Gymnasiums um die kaum nennenswerte Zahl von drei vermehrt (je eine in Quarta und in beiden Sekunden), für das Realgymnasium sogar um eine (Quinta) vermindert worden. Da nun schon für die bisherigen, nach mehreren Richtungen hin weniger umfangreichen Aufgaben des deutschen Unterrichts in den mittleren und oberen Klassen die Zeit nicht ausreichte, so muss das Missverhältnis zwischen der Bedeutung des Unterrichtsfaches und dem ihm eingeräumten Platz sich in Zukunft noch drückender als früher geltend machen. Die verlangte Beschäftigung mit den nachklassischen Dichtern z. B. kann, solange die Stundenzahl in Prima die alte bleibt, unmöglich über die alleräusserlichsten Ansätze hinausgehen, da die Zeit kaum für die klassischen Epochen ausreicht. Im übrigen ist hinsichtlich des Lektüre-Unterrichts — etwas besser steht es um die stilistische Ausbildung — vor allem auffallend, wie wenig Berücksichtigung die Gesichtspunkte gefunden haben, welche in der Litteratur des Unterrichtsfaches während der letzten beiden Jahrzehnte, z. B. in den Arbeiten von Frick, Goldscheider u. a. (JBL. 1890), hervorgetreten sind. Die Verteilung des Stoffes ist zwar weiter als ratsam ins einzelne hinein vorgeschrieben, allein von leitenden Gesichtspunkten ist wenig oder nichts zu entdecken, und die Vorschriften über die Methode der Lektüre beschränken sich auf die bekanntesten pädagogischen Grundregeln. Ein Teil der Bestimmungen steht geradezu im Widerspruch mit dem grössten Teile der Fachstimmen, wie z. B. das verstärkte Gewicht, das auf freie „Vorträge der Schüler nach eigenen Ausarbeitungen" gelegt wird, andererseits die wiederholte Vorschrift, Proben z. B. von mhd. Litteratur und von neueren Dichtern zu geben. An Sachkenntnis, Klarheit und Gründlichkeit der Durchführung steht dieser Entwurf tief unter den österreichischen Instruktionen über den deutschen Unterricht von 1884. Darüber hilft es nicht hinweg, wenn in den Lehrplänen und insbesondere in der Prüfungsordnung die Bedeutung des deutschen Unterrichts hervorgehoben wird, und nur wenn man den jetzt geschaffenen Zustand als ein Uebergangsstadium ansieht, wozu mancherlei Anlass vorliegt, wird man in dieser theoretischen Anerkennung einen Erfolg sehen, der die praktischen Folgen allmählich nach sich ziehen muss. — Auch ein Teil der deutschen Mittelstaaten hat in den letzten Jahren seine Lehrpläne erneuert, jedoch ohne einen bemerkenswerten Einfluss der neuen

1) Verhandlungen über Fragen d. höh. Unterrichts. Berlin, 4.—17. Dez. 1890. Berlin, W. Hertz. IV, 800 S. M. 10,00. — 2) Lehrpläne u. Lehraufgaben für d. höh. Schulen nebst Erläuterungen u. Ausführungsbestimmungen. Berlin, W. Hertz. 77 S. M. 0,60. — 3) D. Schulordnung f. d. humanistischen Gymnasien im Königr. Bayern. Ansbach, Brügel & Sohn. 16°. 56 S.

preussischen Bestimmungen; eher lässt sich eine Nachwirkung der preussischen „revidierten Lehrpläne“ von 1882 feststellen. Dies gilt insbesondere von den Bestimmungen der bayerischen Schulordnung [3]) über die Ziele des deutschen Unterrichts. Im einzelnen sind sie hinsichtlich der Behandlung der Litteratur knapper, schärfer und einheitlicher als die preussischen; doch macht sich mehrfach eine nicht glückliche Neigung dahin geltend, das Formale der Poetik und Metrik allzu sehr in den Vordergrund zu drängen. Die unteren und mittleren Klassen sind nur in ganz allgemeinen Wendungen berücksichtigt. Für die Prima ist „ein historischer Ueberblick der deutschen Litteratur von der ältesten Zeit bis in das 19. Jh.“ vorgeschrieben, während die preussischen Lehrpläne sich für die ältere Zeit mit „Ausblicken auf nordische Sagen und die grossen germanischen Sagenkreise, auf die höfische Epik und die höfische Lyrik“ und für die neuere Zeit mit „Lebensbildern aus der deutschen Litteraturgeschichte“ begnügen. Das Richtige liegt in der Mitte: die preussischen Lehrpläne verlangen entschieden zu wenig, die bayerischen können, wenn sie nicht vorsichtig ausgeführt werden, wieder zu der nunmehr veralteten Methode zurückführen, welche der Litteraturgeschichte einen allzu breiten Platz im Unterricht einräumte. — An sonstigen amtlichen Publikationen liegen die Verhandlungen zweier Direktorenversammlungen vor, die sich mit dem deutschen Unterricht beschäftigen. Naturgemäss gelangt die Bedeutung solcher Verhandlungen in dem gedruckten Bericht nur unvollkommen zum Ausdruck. Denn ihren Wert haben sie in erster Linie für die Teilnehmer selbst, welchen sie eine hervorragende Gelegenheit bieten, sich in gegenseitiger Aussprache zu klären, und sodann namentlich für die Verfasser der zahlreichen Gutachten, welche den Referaten zu Grunde gelegt werden. Denn diese werden genötigt, über die nächsten persönlichen Erfahrungen und Bedürfnisse, in denen die Praxis überall so gerne stecken bleibt, hinauszugehen und allgemeine Ueberblicke zu suchen; sie werden veranlasst, von der Litteratur ihres Lehrfaches Kenntnis zu nehmen; und so stellen jene Berichte oft eine erspriessliche Vermittelung zwischen Theorieu und Praxis dar. Dagegen haftet den Gesamtreferaten und Gegenberichten, die in den Versammlungen selbst zum Vortrag und nachher zum Druck gelangen, unvermeidlich etwas Subjektives an: die Persönlichkeit des Berichterstatters tritt naturgemäss in der Beurteilung der vorliegenden Fragen und Berichte so stark hervor, dass nur in den Ausnahmefällen, wo eine Fachautorität spricht, dem Referat ein objektiver Wert zukommen kann, und die kurzen Protokolle über die Debatten geben nur eine unvollkommene Ergänzung. So bleiben als objektiv wertvolles Material in den meisten Fällen nur die angenommenen Thesen übrig, welche als Meinungsausdruck einer grossen Anzahl von Fachmännern ins Gewicht fallen; und hier gelangt denn in der That der gesunde Menschenverstand der Praxis oft in erfreulicher Weise zu Wort. In den vorliegenden beiden Bänden gilt das namentlich von den Beschlüssen der Pommerschen Direktorenkonferenz [4]) zum „Unterricht der oberen Klassen im deutschen Stil“, die freilich in einigen Punkten einen auffallenden Widerspruch zu dem aufweisen, was dieselbe Konferenz über den Unterricht der mittleren Klassen festgesetzt hat. So wird z. B. für die oberen Klassen bestimmt (S. 293): „Die Aufsatzthemen sind in erster Linie der deutschen Litteratur, demnächst auch den fremden, besonders insofern sie auf die deutsche eingewirkt haben oder fruchtbare Vergleiche ergeben, zu entnehmen. Aufgaben, welche sich auf einen ausserhalb des Schulunterrichts liegenden Stoff beziehen, vermögen zwar die Ausdrucksfähigkeit der Schüler zu fördern, treten aber fremdartig und störend in den Gang des Unterrichts. Allgemeine Themata ohne jede Anlehnung an einen Lehr- oder Lesestoff gehen über die Kraft und Reife der Schüler hinaus; wenigstens erfordern sie eine sehr eingehende Vorbereitung.“ Mit diesen richtigen Sätzen ist es denn doch nicht gut in Uebereinstimmung zu bringen, wenn es S. 277 heisst: „Die Stoffe für die Aufsätze bietet der gesamte Unterricht und das Leben. In den mittleren Klassen werden Erzählung, Beschreibung, Schilderung und Betrachtung von Fragen geübt, deren Beantwortung aus der Schullektüre und aus der Beobachtung des Lebens zu schöpfen ist.“ — Von den „Leitsätzen“ der Posener Direktorenversammlung [5]) kommen der vorhandenen Schullitteratur gegenüber besonders N. 5 und 7 in Betracht; sie lauten: „Während ein litterarhistorisches Lesebuch für die oberen Klassen kein dringendes Bedürfnis ist, kann ein rhetorisch-stilistisches kaum entbehrt werden.“ „Die Frage nach der Einrichtung des Lesebuches ist bei der Verschiedenheit der Anschauungen und wegen der dazu nötigen Vorarbeiten gegenwärtig nocht nicht zu lösen.“ —

An der Spitze der Schriften über **Methodik** des deutschen Unterrichts nennen wir ein Artikel von R. **Hildebrand** [6]), der warm und kraftvoll für die centrale Stellung

M. 0,40. — 4) Verhandlungen d. Direktoren-Versammlungen in d. Provinzen d. Königr. Preussen seit d. J. 1879. 36 Bd. 9te Direktoren-Vers. in d. Provinz Posen. I. D. deutsche Unterricht in d. Sekunda u. Prima. S. 1—74 u. 187—203. Berlin, Weidmann. VII, 237 S. M. 5,00. — 5) Verhandlungen d. Direktoren-Versammlungen in d. Provinzen d. Königr. Preussen seit d. J. 1879. 37 Bd. 11te Direktoren-Vers. in d. Provinz Pommern. I. D. Unterricht auf d. höh. Lehranst. im deutschen Stil. S. 1—116, 255—94. ebda. X, 322 S. M. 7,00. — 6) Rud. Hildebrand, D. Deutsche in d. Schule d. Zu-

des Deutschen „in der Schule der Zukunft“ eintritt. „Es handelt sich um eine grosse Bewegung, die den einzelnen nicht fragt, was er will oder nicht will, was er möchte oder nicht möchte, sondern mit einer Art elementarer Gewalt ihren Weg nimmt.“ „Wenn das Deutsche, das Vaterländische und Heimische und Eigene in den innersten Kreis unseres Erziehungswesens und damit unserer Bildung einrückt, — so bedeutet das an und für sich gar nicht eine Aenderung im Bestande und Inhalt unserer Bildungswelt, sondern nur in ihren inneren Verhältnissen, in denen eine Verschiebung nötig ist, welche die Natur verlangt und lange schon still von selber durchsetzt.“ Je richtiger aber und treffender dies ist, um so befremdlicher, ja in solchem Munde bedauerlicher erscheint die Schlusswendung des Artikels: „Es gebührt der Schule die Führung zu übernehmen, wie sie im 16. Jh. that, als es galt, die griechisch-römische Welt dem Geiste als Bildungsstoff zuzuführen. Die damals begonnene Periode, die man gewöhnlich als die der Renaissance bezeichnet, läuft nun ab, wir erleben den Beginn der deutschen Periode, die eigentlich schon lange unter der Hand begonnen hat . . . Wir kommen, das ist kein Zweifel mehr, endlich, endlich zu uns selbst, wie im politischen und nationalen Leben, so im Geistesleben, das ja vom nationalen schon mit eingeschlossen ist, und damit beginnt, das ist auch kein Zweifel mehr, ein neuer grosser Hauptabschnitt unseres Lebens.“ Worauf der berühmte Vf. diese Gewissheit einer neuen Epoche nationalen Geisteslebens in der Gegenwart eigentlich stützt, wird wohl vielen nicht so zweifellos erscheinen als ihm selber; allein es ist hier nicht der Ort, darüber zu rechten. Aber gerade im Interesse unserer Sache muss entschiedener Protest erhoben werden wider den Gegensatz, in welchen die Worte H.s den deutschen Unterricht und seinen Inhalt zur Renaissancebildung stellen. Wenn man von einem vorurteilslosen Standpunkt aus für die centrale Stellung des deutschen Unterrichts eintreten darf, so geschieht das gerade, weil die Renaissance, auf welcher alle moderne Geisteskultur beruht, im deutschen Klassizismus einen vollendeten, vielleicht ihren vollendetsten Ausdruck gefunden hat, einen Ausdruck, der zugleich dem besten und innersten Zuge unserer Nationalität entspricht und doch auch eben darum über alle nationalen Schranken hinausragt. Weil dem so ist, hat es keine Berechtigung mehr, unsere Jugendbildung noch immer in erster Linie auf das Altertum zu gründen und die deutsche Litteratur nur zur Ergänzung herbeizuziehen, das Verhältnis kehrt sich naturgemäss um: jene „Verschiebung“, von der H. spricht, vollzieht sich mit innerer Notwendigkeit. Mag es immerhin richtig sein, dass das moderne Geistesleben neue Bahnen der Entwicklung zu beschreiten beginnt, gerade die Aufgabe der höheren Schule wird und muss es noch auf lange hin sein, den Zusammenhang mit der geschichtlichen Grundlage der modernen Kultur festzuhalten. Sollte aber „nationale Bildung“ soviel heissen wie Losreissung von dieser Grundlage, dann ist es besser, wir halten uns nach wie vor an Homer und Vergil, an Demosthenes und Cicero. Denn hier finden wir wenigstens einen an sich unvergänglichen Kulturinhalt, der dem deutschen Wesen von dem Augenblicke an fehlen würde, da es sich in einen unberechtigten Gegensatz zu seiner eigenen Vergangenheit hineindrängen liesse. — Auch der Artikel von O. Lyon [7]) gehört hierher, der mit begeisterten Worten „die gewaltige Kaiserrede“ begrüsst, mit der die Beratung über die Schulfrage in Preussen eröffnet wurde. Die Hoffnung, die L. an sie knüpft, dass die Konferenz „unserer Schule die ersehnte Gestalt“ geben würde, hat ja allerdings der Fortgang der Ereignisse nur in sehr geringem Maasse bestätigt. — Wenigstens mittelbar aus der amtlichen Thätigkeit hervorgegangen sind die beiden ausgeführten „Lehrpläne“ von Klee in Bautzen und von Schnippel in Osterode. Schnippel [8]) stellt eine bis ins einzelnste gehende Einteilung des litterarischen wie des grammatisch-stilistischen Lehrstoffs für die Klassen Untertertia bis Prima auf, indem er überall zugleich die Methode der Behandlung kurz vorzeichnet und reichliche Litteraturnachweise anfügt. Je mehr nun freilich solche Vorschläge ins einzelne gehen, desto unvermeidlicher ist es, dass lokale Bedürfnisse und Eigentümlichkeiten, wechselnde Zeitverhältnisse und individuelle Neigungen des Vf. darin zur Geltung kommen. Schon der Umstand, „dass sämtliche Aufstellungen durchweg den sogenannten Neuen Lehrplänen vom 31. März 1882 angepasst wurden“, weist darauf hin; die Abänderung der amtlichen Lehrpläne würde an manchen Stellen des Buches entsprechende Aenderungen erfordern. Aber auch abgesehen hiervon kann eine so eingehende Auswahl und Verteilung des Lehrstoffes, wie sie z. B. auf S. 70—77 für die Prima entworfen ist, doch nur so weit eine allgemeine Geltung beanspruchen, als sie sich auf allgemein anerkannte oder in der Arbeit selbst begründete Prinzipien stützt. Allein auf eine theoretische Begründung hat S. Verzicht geleistet, und von der minutiösen Genauigkeit, mit welcher Stoff und Reihenfolge der Lektüre bestimmt sind, sticht die Unbestimmtheit und Kürze auffallend ab, mit welcher z. B. S. 77/8 die Gesichts-

---

kunft: ZDU. 5, S. 1/6. — 7) O. Lyon, D. Kaiser über d. dtsch. Unterricht: ib. S. 81/7. — 8) E. Schnippel, Ausgeführter Lehrplan im Deutschen für d. mittl. u. ob. Klassen höh. Lehranst. E. Entwurf. Berlin, R. Gaertner. XVI, 95 S. M. 1,80. —

punkte für den Primanerunterricht entworfen werden. Gruppierung des Stoffes und innere Einheitspunkte fordert S. zwar; allein es würde nicht möglich sein, sich nach der hier gegebenen Aufzählung ein klares Bild von der Eigenart eines entsprechenden Unterrichts zu machen. Es sollen nämlich als Concentrationspunkte neben dem „litterarischen Charakterbild des jedesmal behandelten Schriftstellers“ in Betracht kommen „die Begriffe der Humanität, der Freiheit, der Bestimmung des Menschen, der Aufgabe von Kunst und Wissenschaft innerhalb der Gesamtkultur, insbesondere der Dichtkunst, der Unterschiede des Antiken und Modernen, aber auch solche wie Bildung, Idealismus, Ehre, Vaterland“. Wie viel klarere und bestimmtere Grundzüge hat Goldscheider in der JBL. 1890 besprochenen Schrift dem litterarischen Unterricht der Prima vorgezeichnet, und doch sind es nur allgemeine Gesichtspunkte, die er behandelt, und er hält sich von Einzelheiten der Praxis fast durchgängig fern. Angesichts dessen wird man S. nicht beistimmen können, wenn ihm „der Versuch, einen solchen Lehrplan zu schaffen, noch ungleich wichtiger als eine Theorie des Lehrplans“ erscheint (S. 10.). Der Wert einer derartigen Arbeit wird vielmehr vorwiegend darin bestehen, dass sie „zum Austausch mannigfaltigster Erfahrungen“ beiträgt, dass sie „eine brauchbare Unterlage weiterer Erörterungen“ abgiebt und somit Material für eine Theorie des Lehrplans liefert. Unter dieser Beschränkung, die auch S. selbst S. IX und X des Vorworts anzuerkennen scheint, darf man seiner Arbeit einen beachtenswerten Platz zuweisen. Es ist eine verständige und überaus fleissige Zusammenstellung, die sich namentlich auch durch aussergewöhnlich sorgfältige Litteraturbenutzung auszeichnet. — Eine weitergehende Bedeutung kommt der Arbeit von Klee [9]) zu, welche in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht vor dem Schnippelschen Werkchen, in Buchform erst nach ihm erschienen ist. Zwar können auch hier Anordnung und Auswahl des Lehrstoffes eine autoritative Geltung nicht beanspruchen; sie schliessen sich vielfach an das Herkömmliche an und sind in den Einzelheiten oft anfechtbar; gerade der Ref. sieht sich mannigfach zum Widerspruch genötigt. Was dem Buche aber einen allgemeinen Wert verleiht, ist das Gewicht, das auf die Behandlung des Lehrstoffes gelegt ist. Mit liebevollster Sorgfalt und eingehendstem Verständnis ist die Methode für die verschiedenen Zweige des deutschen Unterrichts der mittleren und zumal der unteren Klassen entworfen. K. bezeichnet es als sein nächstes Ziel, „jüngeren Lehrern, die noch wenig Erfahrung im deutschen Unterricht besitzen, zu zeigen, was sie in den von ihnen oft gefürchteten Stunden zu treiben, und zugleich, wie sie es etwa anzufassen haben“. Dies Ziel ist vollkommen erreicht: man kann jedem in die Praxis eintretenden Lehrer des Deutschen K.s Büchlein empfehlen, und auch erfahrene Pädagogen werden sich der umsichtigen und tüchtigen Arbeit freuen. — Was die Methodik im engeren Sinne betrifft, so finden wir hier keine Schrift von Belang, die sich mit dem gesamten Gymnasialkursus beschäftigt. Das Programm von L. Weber [10]), das die poetische Lektüre aus den verschiedenen Sprachen behandelt, fordert, „dass die höheren Schulen vor allem die Schüler in der nationalen Poesie heimisch machen. Das muss die Welt sein, in der er vollkommen lebt und woraus er Nahrung zieht für sein ideales Leben.“ Doch wird zur Begründung oder Ausführung dieser gewiss berechtigten Forderung nichts Neues beigebracht. — Die Unter- und Mittelstufe des Gymnasiums berücksichtigt eine Arbeit von M. Miller [11]). Auffallend oft stösst man in der pädagogischen Litteratur der letzten Jahre, soweit sie den deutschen Unterricht betrifft, auf das naive Bekenntnis, dass der Vf. eigentlich nichts zu sagen habe, was andere nicht schon gesagt hätten. Hauptsächlich findet man es freilich in Programmen, die ja oft der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb des Autors ins Leben treten; auch M. beginnt sein Vorwort mit einem solchen Geständnis, das denn der Inhalt des Büchleins, der einige leidlich brauchbare Winke für die Praxis bringt, zu bestätigen scheint. Ob die Fragen des deutschen Unterrichts wirklich schon so „allseitig“, wie M. meint, erledigt sind, dass hier der Theorie nichts mehr zu thun bleibt? oder ob die Herren, die in diesem Fache thätig sind, nur mehr Selbsterkenntnis besitzen als die Autoren auf anderen Gebieten? In jedem Falle sollten sie doch die Konsequenzen ihrer Erkenntnis ziehen. — Das anspruchslose Programm von Corsenn [12]) enthält eine vielfach berechtigte negative Kritik der ersten drei Jahrgänge des Lesebuchs von Hopf und Paulsiek, natürlich in seiner früheren Gestalt. Das daran geknüpfte Urteil über einige andere gebräuchliche Lesebücher ist zu kurz und skizzenhaft, um ins Gewicht zu fallen. — Von allgemeinem Interesse ist, trotz des speciellen Gegenstandes, die Polemik von Kniescheck [13]) gegen einen Abschnitt der österreichischen „Instruktionen für den

9) G. Klee, Ausgeführter Lehrplan f. d. dtsch. Unterricht an d. Unter- u. Mittelklassen e. sächsischen Gymn. Leipzig, Teubner. VIII, 105 S. M. 1,60. — 10) L. Weber, D. poetische Lektüre auf. d. Gymn. (I. Teil.) Progr. d. kgl. Luisen-Gymn. Berlin. 4⁰. 24 S. — 11) M. Miller, Z. Methodik d. dtsch. Unterrichtes auf d. Unter- u. Mittelstufe d. Gymn. München, Pohl. VII, 71 S. M. 1,20. — 12) A. Corsenn, Beitrr. z. dtsch. Unterrichte. Progr. d. höh. Bürgerschule u. d. Realprogymn. Geestemünde. 55 S. — 13) J. Knieschek, Ueber d. dtsch. Unterricht in d. Quinta. Progr. Reichenberg. 14 S. —

Schülern die Momente der Komposition auch im einzelnen aufzuweisen; aber es wäre ein pädagogischer Missgriff, wenn man der Betrachtung aller oder auch nur eines grösseren Teiles der klassischen Dramen das hier entworfene Schema selbst bloss in seinen allgemeinen Zügen zu Grunde legen wollte. Der Unterricht der Lektüre soll methodisch, aber er darf nicht schematisch sein. Man wird bei jedem Drama die Komposition in den Hauptzügen kennzeichnen; aber nur bei einigen wird man sie zum Mittelpunkte der ganzen Betrachtung machen dürfen. Was die Schüler an verschiedenen klassischen Dramen lernen können, ist verschiedenerlei, und ganz andere Gesichtspunkte müssen z. B. die Interpretation der „Braut von Messina" beherrschen wie die des „Don Carlos" oder des „Egmont". Neben dieser Ausstellung gegen die äussere Anlage des Buches muss auch ein Bedenken gegen die Methode des Vf. selbst und seine Darstellung im einzelnen erörtert werden: seine Neigung zum abstrakten und schematischen Formulieren kann das ästhetische Verständnis, das doch nur auf dem Boden der künstlerischen Anschauung und Empfindung erwächst, unmöglich fördern. So soll z. B. den Anfang der Besprechung die Feststellung der Idee der Handlung in einer möglichst knappen „Formel" bilden. Allein kann man schon an dem sachlichen Wert solcher Formeln zweifeln, so sind sie für den Schüler ganz gewiss höchstens als Abschluss der Erklärung und als kurze Zusammenfassung des Ergebnisses brauchbar. Wie die Freytagschen Formulierungen zum Teil nur ganz äusserlich die Momente der Handlung zusammenfassen, so sind auch U.s teilweise in der zweiten Auflage hinzugekommene Formeln — abgesehen davon, dass sie zum Teil sachlich schief sind, wie bei „Tasso" und Grillparzers „Sappho", — wenig geeignet, in den wirklichen Inhalt der Dichtungen einzuführen. Noch abschreckender tritt diese Neigung zum abstrakten Schematisieren in den graphischen Darstellungen hervor, von denen das Schema für den „Tell" sogar eine ziemlich komplizierte Figur bildet, die die Anschauung gar nicht fördert. Mit Recht warnt U. davor, die Schüler durch ästhetisches Theoretisieren zu dem Irrtum zu veranlassen, „dass der Dichter sich in ein gewisses Regelwerk gleichsam einzuspinnen habe" (S. 148). Wie ist das aber zu vermeiden, wenn man mit einer Formel anfängt und mit einem Schema schliesst? Im übrigen hat U. in der zweiten Auflage auffallender und unberechtigter Weise die inzwischen erschienene Schillerlitteratur, so z. B. Bellermanns Buch nicht berücksichtigt. Noch jetzt erklärt U., dass der „Don Carlos" „bekanntlich" der Einheit entbehre (S. 12). Noch jetzt behält er die „kritischen" Bemerkungen Düntzers unter dem Text bei, obgleich sie grösstenteils ganz hinfällig sind und überdies oft recht sonderbar mit dem begeisterten Lobe kontrastieren, das dem Dichter über dem Strich gespendet wird. — Im Gegensatz zu der formalistischen Einseitigkeit, die bei Unbescheid hervortritt, ist es ein Verdienst der „Methodik" von M. Jahn[15]), dass sie die pädagogische Bedeutung der epischen und dramatischen Lektüre nach ihren verschiedenen Seiten gleichmässig zu erfassen und in ihrem ganzen Umfange darzustellen strebt. Im Anschluss an Schillers Ideen über die ästhetische Erziehung stellt J. im ersten allgemeinen Teile die Ziele der Dichterlektüre für die oberen Klassen fest, um sodann daraus die Einzelheiten des methodischen Verfahrens abzuleiten. Auch Herbartsche Anschauungen sind verwertet, ohne jedoch für die Gestaltung des Buches massgebend zu sein. „Im ästhetischen Zustande", so führt J. im Anschluss an Schiller aus (S. 30), „wird es dem Zöglinge leicht, im Gebrauch seiner gesamten geistigen Kräfte weiter fortzuschreiten, alle diejenigen Zwecke des Unterrichts zu erreichen, welche mit der Behandlung der klassischen Lektüre verbunden werden können. Die ästhetische Stimmung ist demnach nur die notwendige Vorstufe einer gedeihlichen Schularbeit auf diesem Gebiet . . . . Die begriffliche Ausbildung, welche sich an das Vorstellungsleben wendet, muss die Gefühle, um ruhige Klarheit zu schaffen, oft zurückdrängen; dadurch aber birgt sie die Gefahr in sich, dass totes Wissen, trockene Gelehrsamkeit erzeugt wird. Dem Unterricht in der klassischen Lektüre wohnt, wenn nur einigermassen richtig verfahren wird, diese Gefahr nicht inne. Er soll mit der Erzeugung der ästhetischen Stimmung beginnen, dann durch Weckung intellektueller, ethischer und ästhetischer Gefühle fortfahren und zur Urteils-, Begriffs- und Ideenbildung übergehen. Der Unterricht muss nur darauf achten und kann dies hier auch leicht, dass die hinzukommenden Vorstellungen, Gedanken und Begriffe immer in enger Verbindung bleiben mit den entsprechenden Gefühlen" (S. 37). J. ist nun zwar in der Ausführung dieser Sätze nicht zu wesentlich neuen Ergebnissen gelangt; dennoch erfreut vielfach der klare Verstand, mit dem das praktisch Richtige ergriffen und mit den allgemeinen Prinzipien in Zusammenhang gesetzt ist. So polemisiert J. ganz mit Recht gegen die methodische „Erregung einer fruchtbaren Erwartung", die als notwendige „Stufe der Vorbereitung" in der methodischen Erläuterungslitteratur der letzten Jahre einen ebenso ausgedehnten wie überflüssigen Platz einnimmt. „Ein Kunstwerk muss zunächst als solches wirken,

---

173 S. M. 3,00. — 15) M. Jahn, Methodik d. ep. u. dramat. Lektüre. Leipzig, Dürr. IV, 150 S. M. 2,25. — 16) S. Feist,

Schülern die Momente der Komposition auch im einzelnen aufzuweisen; aber es wäre ein pädagogischer Missgriff, wenn man der Betrachtung aller oder auch nur eines grösseren Teiles der klassischen Dramen das hier entworfene Schema selbst bloss in seinen allgemeinen Zügen zu Grunde legen wollte. Der Unterricht der Lektüre soll methodisch, aber er darf nicht schematisch sein. Man wird bei jedem Drama die Komposition in den Hauptzügen kennzeichnen; aber nur bei einigen wird man sie zum Mittelpunkte der ganzen Betrachtung machen dürfen. Was die Schüler an verschiedenen klassischen Dramen lernen können, ist verschiedenerlei, und ganz andere Gesichtspunkte müssen z. B. die Interpretation der „Braut von Messina“ beherrschen wie die des „Don Carlos“ oder des „Egmont“. Neben dieser Ausstellung gegen die äussere Anlage des Buches muss auch ein Bedenken gegen die Methode des Vf. selbst und seine Darstellung im einzelnen erörtert werden: seine Neigung zum abstrakten und schematischen Formulieren kann das ästhetische Verständnis, das doch nur auf dem Boden der künstlerischen Anschauung und Empfindung erwächst, unmöglich fördern. So soll z. B. den Anfang der Besprechung die Feststellung der Idee der Handlung in einer möglichst knappen „Formel“ bilden. Allein kann man schon an dem sachlichen Wert solcher Formeln zweifeln, so sind sie für den Schüler ganz gewiss höchstens als Abschluss der Erklärung und als kurze Zusammenfassung des Ergebnisses brauchbar. Wie die Freytagschen Formulierungen zum Teil nur ganz äusserlich die Momente der Handlung zusammenfassen, so sind auch U.s teilweise in der zweiten Auflage hinzugekommene Formeln — abgesehen davon, dass sie zum Teil sachlich schief sind, wie bei „Tasso“ und Grillparzers „Sappho“, — wenig geeignet, in den wirklichen Inhalt der Dichtungen einzuführen. Noch abschreckender tritt diese Neigung zum abstrakten Schematisieren in den graphischen Darstellungen hervor, von denen das Schema für den „Tell“ sogar eine ziemlich komplizierte Figur bildet, die die Anschauung gar nicht fördert. Mit Recht warnt U. davor, die Schüler durch ästhetisches Theoretisieren zu dem Irrtum zu veranlassen, „dass der Dichter sich in ein gewisses Regelwerk gleichsam einzuspinnen habe“ (S. 148). Wie ist das aber zu vermeiden, wenn man mit einer Formel anfängt und mit einem Schema schliesst? Im übrigen hat U. in der zweiten Auflage auffallender und unberechtigter Weise die inzwischen erschienene Schillerlitteratur, so z. B. Bellermanns Buch nicht berücksichtigt. Noch jetzt erklärt U., dass der „Don Carlos“ „bekanntlich“ der Einheit entbehre (S. 12). Noch jetzt behält er die „kritischen“ Bemerkungen Düntzers unter dem Text bei, obgleich sie grösstenteils ganz hinfällig sind und überdies oft recht sonderbar mit dem begeisterten Lobe kontrastieren, das dem Dichter über dem Strich gespendet wird. — Im Gegensatz zu der formalistischen Einseitigkeit, die bei Unbescheid hervortritt, ist es ein Verdienst der „Methodik“ von M. Jahn[15]), dass sie die pädagogische Bedeutung der epischen und dramatischen Lektüre nach ihren verschiedenen Seiten gleichmässig zu erfassen und in ihrem ganzen Umfange darzustellen strebt. Im Anschluss an Schillers Ideen über die ästhetische Erziehung stellt J. im ersten allgemeinen Teile die Ziele der Dichterlektüre für die oberen Klassen fest, um sodann daraus die Einzelheiten des methodischen Verfahrens abzuleiten. Auch Herbartsche Anschauungen sind verwertet, ohne jedoch für die Gestaltung des Buches massgebend zu sein. „Im ästhetischen Zustande“, so führt J. im Anschluss an Schiller aus (S. 30), „wird es dem Zöglinge leicht, im Gebrauch seiner gesamten geistigen Kräfte weiter fortzuschreiten, alle diejenigen Zwecke des Unterrichts zu erreichen, welche mit der Behandlung der klassischen Lektüre verbunden werden können. Die [illegible]che Stimmung ist demnach nur die notwendige Vorstufe einer gedeihlichen Sch[illegible] auf diesem Gebiet . . . . Die begriffliche Ausbildung, welche sich an das V[illegible]det, muss die Gefühle, um ruhige Klarheit zu schaffen, oft zurück-[illegible]birgt sie die Gefahr in sich, dass totes Wissen, trockene Gelehr-[illegible] Dem Unterricht in der klassischen Lektüre wohnt, wenn nur [illegible]rfahren wird, diese Gefahr nicht inne. Er soll mit der Erzeugung [illegible]ung beginnen, dann durch Weckung intellektueller, ethischer und [illegible]ortfahren und zur Urteils-, Begriffs- und Ideenbildung übergehen. [illegible] nur darauf achten und kann dies hier auch leicht, dass die hinzu-[illegible] Gedanken und Begriffe immer in enger Verbindung bleiben [illegible]len“ (S. 37). J. ist nun zwar in der Ausführung dieser [illegible] Ergebnissen gelangt; dennoch erfreut vielfach der klare [illegible]h Richtige ergriffen und mit den allgemeinen Prinzipien [illegible] So polemisiert J. ganz mit Recht gegen die methodische [illegible]rwartung“, die als notwendige „Stufe der Vorbereitung“ [illegible]ngslitteratur der letzten Jahre einen ebenso ausgedehnten [illegible]nmt. „Ein Kunstwerk muss zunächst als solches wirken,

[illegible]dik d. ep. u. dramat. Lektüre. Leipzig, Dürr. IV, 150 S. M. 2,25. — 16) S. Feist,

Unterricht", welcher für die fünfte Gymnasialklasse, die unserer Obertertia bis Untersekunda entspricht, eine systematische Poetik fordert. K. wendet sich teils gegen den verfrühten Platz im Unterricht, da es hier noch nicht möglich sei, die Einsicht in die Unterschiede der Kunstformen aus dem Boden der Erfahrung hervorwachsen zu lassen, teils gegen eine mehr als gelegentliche Berücksichtigung der Poetik überhaupt. K. schiesst zuweilen über das Ziel hinaus, so wenn er behauptet, dass alle Klassifizierungen und Stilunterscheidungen zwischen den verschiedenen poetischen Gattungen auf reiner Willkür beruhen. Aber mit Recht erscheinen ihm die Begriffe, welche die Poetik mit den einzelnen Namen und Gattungen verbindet, vielfach so beweglich und unsicher, dass man unmöglich den Schülern einen festumgrenzten Inhalt für dieselben übermitteln kann, und er beweist dies drastisch, indem er aus sieben bekannten ästhetischen Werken und Schulpoetiken sieben ganz verschiedene Definitionen der Romanze anführt. Mit gleichem Recht sieht K. in der Beschäftigung mit der klassifizierenden Poetik nicht ein Mittel zur Bildung des Geschmackes, sondern „eine rein logische Uebung". Dieser beachtenswerte Satz trifft nicht nur die systematische Poetik, die in unseren Gymnasien wenig betrieben wird, sondern überhaupt jede Art von Formalismus in der Behandlung der deutschen Lektüre. Dem Anschein nach befreit sich aber der deutsche Unterricht nur schwer und allmählich von diesem Formalismus, der sich in wechselnden Gestalten immer wieder zu unerwünschter Vorherrschaft drängt. Kaum dürfen wir die Methode der philologischen Einzelinterpretation als abgethan betrachten, so tritt eine dramaturgisch-technische Behandlung der klassischen Poesie hervor, die durch ihre Einseitigkeit die letzten Ziele des deutschen Unterrichts nicht minder gefährden muss. — Als eines der wesentlichsten Fermente dieser Bewegung ist das Buch von Unbescheid [14]) zu betrachten. Das Buch hat einen gewissen Einfluss, wenn auch vorläufig wohl weniger auf die Praxis selbst, als auf die Litteratur des deutschen Unterrichts erlangt. U. will dem Lehrer des Deutschen „eine Anregung geben, auf welche Weise die Lektüre klassischer Dramen durch Berücksichtigung der Technik des Dramas nutzbringend gestaltet werden kann". Dem Schüler soll ein „Einblick in den Bau des Dramas und in die Eigentümlichkeit des dichterischen Genies werden". „Die ästhetische Behandlung hat hauptsächlich den Bau des Dramas zu berücksichtigen, d. h. denjenigen Teil der Technik, der gleichsam die Naturgesetze der dramatischen Kunst enthält, nach welchen jedes dramatische Kunstwerk alter und neuer Zeit gebildet ist" (S. 148). Diese Naturgesetze des Dramas will U. an den Schillerschen Dramen veranschaulichen; ihre Formulierung entnimmt er Freytags „Technik des Dramas". Hat schon Freytag den „pyramidalen Bau", den die dramatische Handlung haben muss, durch ein einfaches Schema versinnlicht, so giebt U. für jedes einzelne Schillersche Drama ein besonderes Schema in Gestalt einer Art von Koordinatensystem, nur dass es, übrigens kaum gerechtfertigterweise, keine Kurven, sondern gerade Linien sind, deren Auf- und Absteigen verdeutlicht und gemessen werden soll. Eine im Anhang beigefügte „Lehrprobe" veranschaulicht das Verfahren, das U. vorschreibt, am „Prinzen von Homburg". Eine Erörterung über das Wesen der Tragödie ist S. 80—93 der Erörterung der „tragischen Momente" vorangeschickt. Das Buch ist das dankenswerte Ergebnis gründlicher Arbeit und trotz einzelner zweifelhafter sachlichen Aufstellungen für jeden belehrend, der sich über Schillers dramatische Technik orientieren will. Und da die Komposition der klassischen Dramen einen Gesichtspunkt des Lektüreunterrichts darstellt, so wird auch der deutsche Lehrer manches daraus lernen, manches sogar ganz unmittelbar für den Unterricht verwerten können. Dennoch ist der pädagogische Wert der Arbeit nur beschränkt. Zunächst ist die ganze Art der ästhetischen Betrachtung einseitig und U. selbst giebt von vorn herein zu, dass die Charakteristik als ein zweiter, nicht minder wesentlicher Gesichtspunkt zu dem des technischen Aufbaues hinzukommen muss, wenn das Drama wirklich verstanden werden soll (vgl. S. 7 und 15). Warum U. sich gleichwohl, wie er an der letzteren Stelle hinzufügt, auf die Handlung beschränken musste, ist nicht recht einzusehen; ebensowenig warum es gegenüber der Charakteristik die angelegentlichere Aufgabe des Lehrers bleiben soll, den Schüler die Gliederung der Handlung erkennen zu lassen. Schon in der erwähnten Lehrprobe aus dem „Prinzen von Homburg" tritt die Charakteristik viel deutlicher, als man erwarten sollte, als ein wesentlicher und entscheidender Bestandteil der Erklärung hervor. Beruht nun gerade hierin der Wert dieser Probe, so sieht man nicht ein, warum die Charakteristik den Gesichtspunkten des technischen Aufbaues untergeordnet werden und das Ganze wieder in eine graphische Darstellung dieser letzten auslaufen muss. U. warnt in einem Schlusswort davor, die Analyse im praktischen Unterricht so eingehend vorzunehmen, wie sie sein Buch darstelle, die Methode selbst aber erklärt er für wertvoller zur Ausbildung des Urteils und der Phantasie als jede andere. Gerade umgekehrt darf man behaupten, es könnte vielleicht ganz nützlich sein, an einem oder zwei Beispielen den

14) H. Unbescheid, Beitr. z. Behandl. d. dramat. Lektüre. Mit 1 Taf. zu Schillers Dramen. 2. Aufl. Berlin, Weidmann.

Schülern die Momente der Komposition auch im einzelnen aufzuweisen; aber es wäre ein pädagogischer Missgriff, wenn man der Betrachtung aller oder auch nur eines grösseren Teiles der klassischen Dramen das hier entworfene Schema selbst bloss in seinen allgemeinen Zügen zu Grunde legen wollte. Der Unterricht der Lektüre soll methodisch, aber er darf nicht schematisch sein. Man wird bei jedem Drama die Komposition in den Hauptzügen kennzeichnen; aber nur bei einigen wird man sie zum Mittelpunkte der ganzen Betrachtung machen dürfen. Was die Schüler an verschiedenen klassischen Dramen lernen können, ist verschiedenerlei, und ganz andere Gesichtspunkte müssen z. B. die Interpretation der „Braut von Messina“ beherrschen wie die des „Don Carlos“ oder des „Egmont“. Neben dieser Ausstellung gegen die äussere Anlage des Buches muss auch ein Bedenken gegen die Methode des Vf. selbst und seine Darstellung im einzelnen erörtert werden: seine Neigung zum abstrakten und schematischen Formulieren kann das ästhetische Verständnis, das doch nur auf dem Boden der künstlerischen Anschauung und Empfindung erwächst, unmöglich fördern. So soll z. B. den Anfang der Besprechung die Feststellung der Idee der Handlung in einer möglichst knappen „Formel“ bilden. Allein kann man schon an dem sachlichen Wert solcher Formeln zweifeln, so sind sie für den Schüler ganz gewiss höchstens als Abschluss der Erklärung und als kurze Zusammenfassung des Ergebnisses brauchbar. Wie die Freytagschen Formulierungen zum Teil nur ganz äusserlich die Momente der Handlung zusammenfassen, so sind auch U.s teilweise in der zweiten Auflage hinzugekommene Formeln — abgesehen davon, dass sie zum Teil sachlich schief sind, wie bei „Tasso“ und Grillparzers „Sappho“, — wenig geeignet, in den wirklichen Inhalt der Dichtungen einzuführen. Noch abschreckender tritt diese Neigung zum abstrakten Schematisieren in den graphischen Darstellungen hervor, von denen das Schema für den „Tell“ sogar eine ziemlich komplizierte Figur bildet, die die Anschauung gar nicht fördert. Mit Recht warnt U. davor, die Schüler durch ästhetisches Theoretisieren zu dem Irrtum zu veranlassen, „dass der Dichter sich in ein gewisses Regelwerk gleichsam einzuspinnen habe“ (S. 148). Wie ist das aber zu vermeiden, wenn man mit einer Formel anfängt und mit einem Schema schliesst? Im übrigen hat U. in der zweiten Auflage auffallender und unberechtigter Weise die inzwischen erschienene Schillerlitteratur, so z. B. Bellermanns Buch nicht berücksichtigt. Noch jetzt erklärt U., dass der „Don Carlos“ „bekanntlich“ der Einheit entbehre (S. 12). Noch jetzt behält er die „kritischen“ Bemerkungen Düntzers unter dem Text bei, obgleich sie grösstenteils ganz hinfällig sind und überdies oft recht sonderbar mit dem begeisterten Lobe kontrastieren, das dem Dichter über dem Strich gespendet wird. — Im Gegensatz zu der formalistischen Einseitigkeit, die bei Unbescheid hervortritt, ist es ein Verdienst der „Methodik“ von M. Jahn[15]), dass sie die pädagogische Bedeutung der epischen und dramatischen Lektüre nach ihren verschiedenen Seiten gleichmässig zu erfassen und in ihrem ganzen Umfange darzustellen strebt. Im Anschluss an Schillers Ideen über die ästhetische Erziehung stellt J. im ersten allgemeinen Teile die Ziele der Dichterlektüre für die oberen Klassen fest, um sodann daraus die Einzelheiten des methodischen Verfahrens abzuleiten. Auch Herbartsche Anschauungen sind verwertet, ohne jedoch für die Gestaltung des Buches massgebend zu sein. „Im ästhetischen Zustande“, so führt J. im Anschluss an Schiller aus (S. 30), „wird es dem Zöglinge leicht, im Gebrauch seiner gesamten geistigen Kräfte weiter fortzuschreiten, alle diejenigen Zwecke des Unterrichts zu erreichen, welche mit der Behandlung der klassischen Lektüre verbunden werden können. Die ästhetische Stimmung ist demnach nur die notwendige Vorstufe einer gedeihlichen Schularbeit auf diesem Gebiet . . . . Die begriffliche Ausbildung, welche sich an das Vorstellungsleben wendet, muss die Gefühle, um ruhige Klarheit zu schaffen, oft zurückdrängen; dadurch aber birgt sie die Gefahr in sich, dass totes Wissen, trockene Gelehrsamkeit erzeugt wird. Dem Unterricht in der klassischen Lektüre wohnt, wenn nur einigermassen richtig verfahren wird, diese Gefahr nicht inne. Er soll mit der Erzeugung der ästhetischen Stimmung beginnen, dann durch Weckung intellektueller, ethischer und ästhetischer Gefühle fortfahren und zur Urteils-, Begriffs- und Ideenbildung übergehen. Der Unterricht muss nur darauf achten und kann dies hier auch leicht, dass die hinzukommenden Vorstellungen, Gedanken und Begriffe immer in enger Verbindung bleiben mit den entsprechenden Gefühlen“ (S. 37). J. ist nun zwar in der Ausführung dieser Sätze nicht zu wesentlich neuen Ergebnissen gelangt; dennoch erfreut vielfach der klare Verstand, mit dem das praktisch Richtige ergriffen und mit den allgemeinen Prinzipien in Zusammenhang gesetzt ist. So polemisiert J. ganz mit Recht gegen die methodische „Erregung einer fruchtbaren Erwartung“, die als notwendige „Stufe der Vorbereitung“ in der methodischen Erläuterungslitteratur der letzten Jahre einen ebenso ausgedehnten wie überflüssigen Platz einnimmt. „Ein Kunstwerk muss zunächst als solches wirken,

---

173 S. M. 3,00. — 15) M. Jahn, Methodik d. ep. u. dramat. Lektüre. Leipzig, Dürr. IV, 150 S. M. 2,25. — 16) S. Feist,

das ist die Absicht des Dichters, und er hat die Mittel selbst bereit gelegt, um ‚Hinneigung‘ und ‚innere Beziehung‘ zur Dichtung zu erwecken“ (S. 50). Auch die scharfe Kritik der landesüblichen Schulausgaben mit überflüssigen und störenden Anmerkungen (S. 54 f.) kann man nur unterschreiben. Ueber die Einzelheiten hinaus aber ist es ein Vorzug des Buches, dass J. den pädagogischen Wert des deutschen Lektüreunterrichts nach den verschiedensten Richtungen der Geistesbildung hin im Zusammenhang einer allgemeinen pädagogischen Anschauung darlegt und den Anspruch dieses Unterrichts auf eine centrale Stellung für den, der sehen will, klar begründet. Das Buch würde vielleicht geeignet sein, auch auf weitere Kreise zu wirken, wenn es nur eine geschicktere Darstellung oder wenigstens einen korrekteren Stil böte. Zudem fallen auch einige Einseitigkeiten der Anlage und des Urteils auf, so der Ausschluss lyrischer Lektüre. Auffallend ist sodann, dass J. der geschichtlichen Betrachtung entschieden nur eine gelegentlich ergänzende Rolle im Unterricht zuweist. Aus seinen pädagogischen Zielbestimmungen folgt diese Beschränkung keineswegs notwendig, wie sie denn auch z. B. Frick, dessen Anschauungen J. sonst ziemlich nahestehen, nicht mit ihm teilt. Doch der Grund seiner ablehnenden Haltung erklärt sich aus seiner äusserlichen und einseitigen Definition des historischen Moments (z. B. S. 115 f., 117). Bei ihm strebt der Unterricht einer systematischen Poetik zu, die der Schüler sich allmählich und induktiv aneignen soll, während ihn doch seine eigenen Klagen über das Schwankende und Unsichere der ästhetischen Formulierungen gerade auf den Vorzug weisen sollten, den eine Concentration des Stoffes nach festen geschichtlichen Gesichtspunkten hat. So kommt man J.s Buche gegenüber aus einem Zwiespalt des Eindrucks nicht recht heraus. — Die Pflege des dramatischen Vortrags empfiehlt Feist [16]) unter der Voraussetzung, dass die Gymnasien in den mittleren und höheren Klassen mehr Zeit für das Deutsche bekämen; gewiss mit Recht. Das von F. vorgeschlagene Mittel aber, nämlich in den unteren und mittleren Klassen die Dialoge prosaischer Lesestücke „mit verteilten Rollen“ lesen zu lassen, ist kaum mehr als eine Spielerei, die vielleicht gelegentlich den Unterricht beleben, aber schwerlich zu dauernden Ergebnissen führen kann. — G. Spengler [17]) giebt zum Gebrauch und der Einrichtung des Lesebuches im Untergymnasium einige, wenn auch nicht neue, so doch praktische Winke. Er befürwortet einen engeren „Anschluss der Lektüre an die Jahreszeiten und den gesamten Unterrichtsgang der Klasse“. Dass hierzu jedoch ein für jede Stunde des Schuljahrs spezifizierter Lehrplan am Beginn des ersten Semesters ausgearbeitet werden müsste, wird man S. kaum glauben. Durchaus zu billigen dagegen ist die Warnung vor einem allzu absichtsvollen Betonen ethischer Motive. [18]) —

In der Tendenz verwandt ist der Jahnschen Methodik das Buch eines Schweizer Pädagogen, Florin [19]), das in der Behandlung von Schillers Tell als methodische Erläuterungsschrift zugleich ein Vorbild für die dramatische Lektüre überhaupt vorzuzeichnen unternimmt. Der massvollen und verständigen allgemeinen Einleitung F.s kann man trotz einzelner Abweichungen beistimmen. Auch er strebt eine möglichst allseitige Durchdringung des Lesestoffes an und unterscheidet dabei ganz treffend zwei Stufen der Behandlung. „Auf den unteren Stufen tritt die Erfahrung des Inhaltes in den Vordergrund und erst allmählich werden die Schüler zur Reflexion über die Handlung, die Motivierung usw. hingeführt. Die erschöpfende Behandlung des Dramas auf der obersten Stufe bringt den Bau desselben zum Verständnis und erschliesst einen vollen Einblick in die sittlichen Ideale, welche der Dichter in sein Kunstwerk gelegt hat.“ (S. 5.) „Namentlich grosses Interesse und reichen Gewinn für die Schüler bietet der Einblick in die Werkstätte des Dichters. . . . Der Einblick in die Arbeit, welche zur Schöpfung eines Kunstwerkes von ewigem Werte auch dem Genie noch niemals erspart worden ist, muss von grosser Wirkung auf den Charakter der Jugend sein.“ Die Methode Unbescheids stellt F., obgleich er ihre Einseitigkeit hervorhebt, sehr hoch. Zu welch wunderbaren Verirrungen aber dies graphische Verfahren verleiten kann, ersieht man aus den Stimmungsskalen S. 51 und 64, wo die Stimmungen Stauffachers und Melchthals genau nach der Methode verdeutlicht ist, nach welcher die modern graphischen Barometer ihre Wetterkurven selbst zeichnen. Nimmt man noch die ebenso drastische wie überflüssige Verdeutlichung hinzu, die ein ganz einfacher Satz: „Wir wagten es, ein schwaches Volk der Hirten, In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt“ (S. 79) findet, so kommt man wirklich in Versuchung, den ganzen Inhalt des „Tell“ einmal von den Schülern mit Kreide an der Wandtafel in lauter Kurven und geraden Linien wiedergeben zu lassen, wodurch dann vielleicht ein Mittel gefunden wäre, deutsche Dichterlektüre und analytische Geometrie zugleich zu üben und so die vielerstrebte „Con-

E. Art dramat. Lektüre im dtsch. Unterr. d. unt. Klassen. E. Versuch: ZDU. 5, S. 477—80. — 17) G. Spengler, Ueber d. Einrichtung u. d. Gebrauch d. dtsch. Lesebuches auf d. Unterstufe d. österreich. Gymn.: ZÖG. 42, S. 168—76. — 18) × Behringer, D. dtsch. Unterricht in d. obersten Kurse d. Gymn.: BBG. 27, S. 1—16. (Enthält ähnlich wie der JBL. 1890 besprochene Vortr. B.s e. Darstellung s. Organisation d. dtsch. Unterrichts besonders in Bezug auf Vorträge u. Aufsätze.) — 19) A. Florin, D. unterrichtl. Behandl. v. Schillers Wilh. Tell. E. Beitr. z. Methodik d. dramat. Lektüre. Davos, Richter. 156 S.

centration" des Unterrichts zu fördern. Anziehender ist es zu sehen, wie hohen Wert die Schweizer Schule dem Schillerschen Tell beimisst: „Der Tell hat für die schweizerische Mittelschule eine so hohe nationale Bedeutung, dass er eine gründlichere Durcharbeitung verdient als jedes andere klassische Stück, und wäre ihm dasselbe an künstlerischer Vollendung weit überlegen." Mit dieser Anschauung, die F. auch für die Lehrerseminarien und die Volksschule seines Vaterlandes gilt, hängt nun freilich ein Fehler des Buches zusammen. F. will die Behandlung des Stoffes „möglichst allseitig" gestalten, so dass „neben den Fingerzeigen mehr elementarer Durcharbeitung" auch die höheren Stufen berücksichtigt werden sollen. Die Folge dieser Tendenz ist, dass das Elementare, das naturgemäss einen breiten Raum erfordert — z. B. die Anfangsgründe der Metrik, über die der Schüler bei der Telllektüre doch wohl hinaus ist —, sich stärker in den Vordergrund drängt, als es für die Gesamtanlage des Buches gut ist. Mancherlei ethnologische und sprachliche Bemerkungen jedoch wird der deutsche Ausleger des „Tell" von dem sach- und sprachkundigen Schweizer Kollegen dankbar entgegennehmen. — Zergiebel[20]) giebt im Anschluss an einige methodische Bemerkungen in Deinhardts Dispositionslehre und Rud. Lehmanns „Deutschem Unterricht" eine Lehrprobe in der Behandlung des „Blinden Königs", die man, falls das leicht verständliche Gedicht wirklich erst in der Tertia gelesen wird, im ganzen billigen kann. Doch ist die auch hier beliebte graphische Verdeutlichung des Gedankenganges überflüssig und die Ueberschrift, die Z. dem Gedichte geben will: „Was Gott schickt, das ist wohl gemeint, Obgleich es uns oft anders scheint", zum mindesten sonderbar gewählt. — Unter den sonstigen für den Lehrer berechneten Erläuterungsschriften[21-22]) nimmt die Arbeit von Zürn[23]) über Lessings „Dramaturgie" eine beachtenswerte Stelle ein. Die Lektüre dieses Werkes gehört augenblicklich zu den umstrittenen Punkten im Primanerunterricht. Mit Recht geht Z. davon aus, dass die höchst spärliche und mangelhafte Kenntnis dramatischer Dichtungen, mit welcher der Schüler an diese Lektüre herantritt, der einzige triftige Einwand sei, der gegen dieselbe erhoben werden könne. Er macht demgemäss zunächst in einem allgemeinen Teil Vorschläge, um diesem Mangel abzuhelfen und in Verbindung damit zeichnet er kurz die Auswahl und eingehender die Methode vor, nach welcher die Lessingschen Kritiken gelesen werden sollen. Es folgt sodann eine ausführliche Erörterung der Kritik von „Olint und Sophronia" und im Anschluss an die Kritik der „Semiramis", die ebenfalls eingehend behandelt ist, eine Darstellung des Verhältnisses Lessings zu Voltaire. — Die Fortsetzung dieser Arbeiten[24]) behandelt die Kritik der „Zaire" und fügt einen abschliessenden Rückblick auf die beiden letztgenannten Recensionen (St. 10/2, 15/6) hinzu. Was das Material betrifft, das Lehrer und Schüler verarbeiten sollen, so giebt und verlangt Z. im einzelnen unzweifelhaft zu viel. Weder hat der Lehrer Zeit, „Olint und Sophronia" oder Weisses „Richard III.", wenn auch mit noch so bedeutenden Kürzungen, in der Klasse vorzulesen (I, S. 7), noch ist es überhaupt möglich, die S. 4, 5 aufgezählten Abschnitte auch nur zu einem grösseren Teile mit der geforderten Ausführlichkeit zu behandeln, um so weniger als Z. mit Recht der gesamten Lektüre nicht mehr als einen Zeitraum von sechs Wochen zumisst (I, S. 5). Alles z. B., was das zweite Programm enthält, die Kritik der Darstellung sowie die des Prologs und Epilogs wird der Unterricht einfach übergehen müssen. Auf die Katharsisfrage, deren Erörterung auch Z. einschränken will, lässt man sich am besten gar nicht ein. Abgesehen aber von diesem Zuviel an Material hat Z. methodisch fast überall das Richtige getroffen, und namentlich hat er den Wert der Dramaturgie für die ästhetische Bildung des Schülers nachzuweisen verstanden, ohne dass er doch die sachliche Bedeutung der Lessingschen Kritik einseitig übertriebe oder dass er mit Laas in den Fehler verfiele, den Primaner zu kritischen Werturteilen nach Lessing-Aristotelischem Massstabe anleiten zu wollen. Eine selbständige Herausgabe der Z.schen Arbeiten würde dem deutschen Unterrichte zu gute kommen; nur müsste auch Z. seinen Stil einer Revision unterziehen und namentlich an dem überaus schwülstigen Periodenbau bessern. —

Wenden wir uns nunmehr zu einem kurzen Ueberblick über die Hilfsmittel für den Unterricht und fassen wir zunächst die Schulausgaben ins Auge. Ihre Zahl hat seit dem vorigen Jahre nicht abgenommen: die sämtlichen dort genannten Sammlungen haben sich durch neue Erscheinungen oder Auflagen vermehrt. Eine neue Sammlung für Mädchenschulen ist hinzugekommen[25-34]). Ob die bisher vorhandenen

M. 1,60. — **20)** E. H. Zergiebel, D. Behandl. v. Uhlands Gedicht „D. blinde König": ZDU. 5, S. 749—55. — **21-22)** × A. Rausch, Schillers Gesch. d. 30j. Kriegs im dtsch. Unterricht d. Obertertia. JB. über d Gymn. Carolo-Alexandrinum. S. 24/7. Jena. 4°. (Als Anhang e. Schema d. Komposition.) — **23)** L. Zürn, D. Lektüre d. Hamburg. Dramaturgie Lessings in d. Oberprima. Teil I—III. Progr. Rastatt, Vogel. 1884, 85, 91. 4°. 26, 21, 10 S. — **24)** id., D. Lektüre d. Hamburg. Dramaturgie Lessings in d. Oberprima. 15 u. 16 St.: Voltaires Zaire: ZDU. 5, S. 617—34. — **25)** × Schillers Maria Stuart. her. v. G. Baumann. (= Teubners Samml deutscher Dicht- u. Schriftwerke f. höhere Töchterschulen, her. v. G. Bornhak; ebenso N. 26—34; je M. 0,80.) Leipzig, Teubner XXI, 136 S. — **26)** × Jungfrau v. Orleans v. Schiller, her. v. G. Baumannn. ebda. XXXI, 123 S. — **27)** × Lessings Minna v. Barnhelm, her. v. A. Hamann. ebda. XIX, 101 S. —

wirklich, wie der Prospekt angiebt, den Zwecken der höheren Mädchenschule nicht genügen, vermag ich nicht zu beurteilen. Da aber die vorliegenden Bändchen hervorragend gut ausgestattet und nicht mit Anmerkungen, sondern nur mit unschädlichen Einleitungen versehen sind, so werden die Schulen, die sie einführen, jedenfalls gut damit fahren. Nur ist nicht recht einzusehen, warum sich auf fast sämtlichen Titeln der Vermerk „bearbeitet von" usw. findet, da doch ein grosser Teil der Werke einfach abgedruckt ist und ausser der Einleitung kein Zeichen einer Arbeit des Herausgebers trägt. — Von den älteren Sammlungen hat die Wychgramsche[35-41]) ihre Klassikerbiographien durch Abrisse von Herders und Lessings Leben von R. Franz und Löschhorn[35]) vermehrt, die in einem Bändchen vereinigt sind. — Hinzugeliefert ist von Wychgram[36]) ferner ein Bändchen „Deutsche Prosa, I. Teil. Rednerische Prosa", das aber beträchtlich einseitiger ist, als es dieser Titel vermuten lässt; denn er enthält fast nur Reden und Predigten offiziellen Charakters, die sich auf die Vorgänge von 1870/71 und die später folgenden Ereignisse beziehen. Das Bändchen ist vielleicht für den vaterländischen Geschichtsunterricht, nicht aber für den deutschen Unterricht brauchbar. — In der Bötticher-Kinzelschen Sammlung hat Neubauer[42]) seine Luther-Auswahl durch ein zweites Bändchen vervollständigt, dem dieselben Vorzüge nachzurühmen sind wie dem ersten. — Eine Einzelausgabe, die sich durch Feinsinnigkeit der Auswahl und Präcision der sachlichen Erläuterungen auszeichnet, ist Imelmanns[43]) Klopstock. — Im übrigen hat der Ref. im vorjährigen Bericht seinem prinzipiellen Standpunkt Ausdruck gegeben, und es kann nicht seine Sache sein, bei jeder einzelnen der zahlreichen neu erscheinenden oder neu aufgelegten Schulausgaben oder Klassiker-Präparationen aufs neue festzustellen, wie weit sie von der dort aufgestellten Norm abweicht oder ihr entspricht; ebensowenig wie es einen Zweck hätte, jedes dieser Heftchen und Bändchen mit der Censur „sorgfältig" oder „minder sorgfältig" in die Welt zu begleiten. Wir müssen uns daher gegenüber der Mehrzahl der Erscheinungen[44-67]) hier mit der blossen Nennung begnügen. —

Ebenso kurz muss sich der diesjährige Bericht hinsichtlich der Lesebücher

---

28) × Nathan d. Weise v. G. E. Lessing, her. v. A. Hamann. ebda. XXVI, 144 S. — **29)** × D. Cid Nach span. Romanzen besungen durch J. G. v. Herder, her. v. A. Hamann. ebda. XV, 136 S. — **30)** × Hermann u. Dorothea v Goethe, her. v G. Hofmeister. ebda. XIV, 68 S. — **31)** × Luthers Schriften u. Dichtungen in Auswahl, her. u. bearb. v. K. Staedler ebda. IX, 100 S. — **32)** × Hans Sachs' Lieder u. Gedichte in Ausw., her. v. K. Staedler. ebda. 114 S. — **33)** × Homers Ilias. Im Auszuge nach d. Uebers. v. Voss, her. v. E. Wetzel. ebda. XII, 127 S. — **34)** × Homers Odyssee. Im Auszuge nach d. Uebers. v. Voss, her. v. E. Wetzel. ebda. VI, 133 S. — **35)** R. Franz u. H. Löschhorn, Herders Leben u. Werke, Lessings Leben u. Werke. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 166 S. M. 0,75. — **36)** J. Wychgram, Dtsch. Prosa. 1. Tl.: Rednerische Prosa. ebda. VI, 156 S. M. 0,75. — **37)** × D Oberhof v. C. Immermann, her. v. G. Carel. ebda. 138 S. M. 0,60. — **38)** × D. abenteuerliche Simplicissimus v. Grimmelshausen, her. v. G. Klee ebda 132 S. M. 0,60. — **39)** × Emilia Galotti v. Lessing, her. v. A. Thorbecke. ebda. VI, 88 S. M. 0,50. — **40)** × Minna v. Barnhelm v. Lessing Mit Anm. 10. Aufl., her. v. Tomascheck. Stuttgart, Göschen. IV, 131 S. M. 0,80. — **41)** × D. Hermannsschlacht v. H. v. Kleist, her. v. H. Windel. Bielefeld, Velhagen & Klasing. XII, 135 S. M. 0,60. — **42)** Martin Luthers vermischte Schriften weltlichen Inhalts, Fabeln, Dichtungen usw., her. v. R. Neubauer. (= Denkmäler d. älteren dtsch. Litt., her. v. Bötticher u. Kinzel. III, 3) Halle, Waisenhaus. VI, 252 S. M 1,50. — **43)** Klopstocks Oden, ausgew. u. erkl. für d. oberen Klassen höh. Schulen v. J. Imelmann. Berlin, Nicolai. 144 S. M. 1,20. — **44)** × Klopstocks Oden in Ausw. Mit erkl. Anm., her. v. A. L. Back. 3. Aufl. Stuttgart. Göschen. X, 98 S. M. 0,80. — **45)** × Geibels Gedichte. Ausw. für d. Schule, her. v. M. Nietzki. Stuttgart, Cotta. 1890. XXI, 234 S. M. 1,00. — **46)** × Kabale u. Liebe v. Schiller, her. v. K. A. Schmidt. (= Gräsers Schulausg. klass. Werke, her v. J. Neubauer. Ebenso N. 47/8, je Fl. 0,50.) Wien, Gräser. XII, 83 S. — **47)** × Julius v. Tarent v. Leisewitz, her. v. Lichtenheld. ebda. XVI, 48 S. — **48)** × Lenaus Gedichte in Ausw., her. v. Prosch. ebda. XIII, 103 S. — **49)** × D. Hermannsschlacht. E. Drama v. Kleist, her. v. E. Kamprath. (= Hölders Klassiker-Ausg. für d. Schulgebr. Heft 24. Wien, Hölder.) 1890. XIV, 97 S. m. 1 Karte. M. 0,50. — **50)** × D. Räuber v. Schiller, her. v. F. Spengler. ebda. 1890. V, 128 S. M. 0,50. — **51)** × Coriolanus. Tr. v. Shakespeare. Nach e. Uebers. L. Tiecks u. anderen Uebertrr. Mit Einl. u. Anm. her. v. L. Wyplel. ebda. 1890. XII, 115 S. M. 0,50. — **52)** × Lessings Laokoon f. d. Schulgebr. bearb. u. mit Erl. versehen v. J. Buschmann. 4. Aufl. Mit 2 Holzschn. (= Schöninghs Ausg. deutsch. Klassiker m. Komm. I Ebenso N. 53/6) Paderborn, Schöningh. 160 S M 1.20. — **53)** × Wallenstein. E. dram. Ged. v. Schiller. Mit ausführl. Erläut f. d Schulgebr. u. d. Privatstud. 2. Aufl. Her. v. A. Funke. ebda. 335 S. M. 1,60. — **54)** × Wilh Tell. Schauspiel v. Schiller. Mit ausführl. Erl. f. d. Schulgebr. u. d. Privatstud., her. v. A. Funke. 5 Aufl. m. 1 Karte. ebda. 176 S. M. 1,20. — **55)** × Goethes Hermann u. Dorothea. Mit ausführl. Erl. f. d. Schulgebr. u. d. Privatstud., her. v A. Funke. 6. Aufl. ebda 147 S. M. 1,00. — **56)** × Goethes lyrische Gedichte ausgew., geordn. u. erkl. f. d. Schulgebr. u. d. Privatstud. v. J Heuwes. ebda 172 S. M. 1,20. — **57)** × D. Cid. Nach span Romanzen bes. v. Herder m. 1 Titelbild, her. v. K. Holdermann. (= Meisterwerke d. dtsch. Litt. in neuer Ausw. u. Bearb. f. höh. Lehranst., her. v. K. Holdermann, L. Sevin, V. Uellner. Ebenso N. 58—60.) Berlin, Reuther. 116 S. M. 0,50. — **58)** × Goethe, Hermann u. Dorothea. Bearb. v. L. Sevin. 2. Aufl. ebda. 64 S. M. 0,30. — **59)** × Nathan d. Weise v. Lessing, her. v. V. Uellner. 1 Titelbild. ebda. 176 S. M. 0,60 — **60)** × Goetz v. Berlichingen v. Goethe. Schulausg., her. v. V. Uellner. ebda. 140 S. m. 1 Bildn. M. 0,50. — **61)** (IV 7 : 51.) — **62)** × Schillers Gedichte in Ausw. Gemeinfassl. erl. für Schule u. Haus, her. v. F. K. Hartert. 3. Aufl. Durchges v. A. Dieterich. Kassel, Wiegand. 345 S. M. 3,00. — **63)** × W. Böhme, Erl. zu d. Meisterwerken d. dtsch. Dichtkunst für d. häusl. Vorbereitung d. Schüler 4 Bdchn. Schillers Wilh. Tell. Berlin, Weidmann. 44 S. M. 0,50. — **64)** × C. Gude, Erl. dtsch. Dichtungen. Nebst Themen zu schriftl. Aufsätzen, in Umrissen u Ausführgn. 5. Reihe. Dichtungen aus d. M.-A. Unter Mitwirk. v. L. Voigt. 4. Aufl. Leipzig, Brandstetter. VIII, 391 S. M. 3,00. — **65)** × E. Kuenen u. M. Evers, D. dtsch. Klassiker erl. u. gewürdigt f. höh. Lehranst., sowie z. Selbstud 3. Bdchn. 2 Aufl. Leipzig, Bredt. 94 S. M. 1,00. — **66)** × K. L. Leimbach, Ausgew. dtsch. Dichtungen, f. Lehrer u. Freunde d Litt. erl. 8. Bd. 3. Lfg. (= D. dtsch Dichter d. Neuzeit u. Gegenw. Biographien, Charakteristiken u. Ausw. ihrer Dichtung. 4. Bd. 3. Lfg.). Kassel, Kay. VII, 321—505 S. M. 1,50. Bd. 1-8, 3: 31,50 M. — **67)** × P. Uellner (Techniker), D. Lied v. d Glocke technich erl. nebst e. Beschreibung d. Glockengusses u. e. lithograph. Tafel in Farbendr. als Lehrmittel für Schulen entworfen u. erkl. Düsseldorf, Michels. 13 S. M. 1,80. (E. eigenartiges, recht

und Anthologien [68-92]) fassen. Durch die neuen Lehrpläne ist ein grosser Teil der im Berichtsjahr gedruckten und neugedruckten Schullesebücher schon gleich beim Erscheinen veraltet, und durch die gegenwärtig schwebende Enquete tritt die Angelegenheit voraussichtlich wieder in ein neues Stadium. Es erscheint daher geraten, diese Wandelung zunächst abzuwarten und in einem der nächsten Jahrgänge der JBL. die Lesebuchlitteratur einmal zusammenfassend und von einem prinzipiellen Standpunkte aus zu behandeln, für dieses Jahr aber selbst hervorragendere Erscheinungen, wie Wendts [84]) Deutsches Lesebuch, II. Teil, und R. Jonas' [77]) Musterstücke deutscher Prosa, die beide in zweiter Auflage erschienen sind, nur dem Titel nach anzuführen. Ohnedies wäre der Berichterstatter gegenüber den meisten Büchern dieser Gattung, die ja vielfach Altes in nicht immer neuer Kombination zu Markte bringen, in Verlegenheit, wenn er sagen sollte, worin sich denn im einzelnen ein Fortschritt kundgiebt. —

Dasselbe gilt auch für die Mehrzahl der „Leitfäden" und „Abrisse" der Litteraturgeschichte und Poetik [93-100]). Unter den neu erschienenen oder neu aufgelegten Hilfsmitteln dieser Art tritt das von Prosch [97]) durch gediegene Sachlichkeit vorteilhaft hervor. Wenn P. seine Arbeit als „Hilfsbuch" bezeichnet und im Gegensatz zu „gewöhnlichen Lehrbüchern" stellt, so mag das den Umfang des Buches rechtfertigen, das sich als eine zusammenhängende Litteraturgeschichte darstellt und in den Händen des Primaners als Lektüre gute Dienste thun wird. Wie freilich dem Unterricht selbst ein Leitfaden von dieser Ausdehnung zu Grunde gelegt werden könnte, ist mir nicht klar. — Zum Schlusse sei bemerkt, dass der zweite Teil des „Handbuches der Deutschen Sprache" von O. Lyon [100]) in zweiter Auflage erschienen ist. Von den drei Teilen, die es enthält — Stilistik, Poetik, Litteraturgeschichte — hat namentlich der letzte Erweiterungen und Umarbeitungen erfahren. —

---

brauchbares Hilfsmittel z. Veranschaulichung d. technischen Beziehungen d. Gedichtes.) — **68)** × L. Bellermann, J. Imelmann, F. Jonas, B. Suphan, Dtsch. Leseb. f. höh. Lehranst. Vorschule, Unterstufe u. Oberstufe. 2. Aufl. Berlin, Weidmann. VIII, 224, VIII, 235 S. M. 3,40 — **69-70)** × K. Brandt, Dtsch. Leseb. Ausg. in 2 Tln. Hamburg, Meissner. 1. XVI, 280 S. 2. XVI, 480 S. M. 3,00. je M. 1,80. — **71)** × R. u. W. Dietlein, G. Schumann, Dtsch. Leseb. für sechs- u. mehrkl. Schulen. Ausg. B. in 7 Tln. 7. Teil. Gera, Hofmann. 520 S. M. 1.60. — **72)** × H. v. Dadelsen, Dtsch. Leseb. f. höh. Schulen. 1. Tl. Für Sexta. Strassburg, C. F. Schmidt. XII, 244 S. M. 2,00. — **73)** × A. Engelien u. H. Fechner, Bilder aus d. Leben D. M. Luthers, d. dtsch. Reformators. (= Ergänzung (I) zu d. dtsch. Leseb. ders. Autoren). Berlin, W. Schultze. 39 S. M. 0,25 — **74)** × H. Erkelenz, Dtsch. Leseb. f. höh. Mädchenschulen. 1. Tl. (früher Vorstufe). Für d. vorbereit. Elementarklassen (2. u 3. Schulj.) 2. Ausg. Köln, M. du Mont-Schauberg. VIII, 260 S. M. 2,00. — **75)** × id., Dtsch. Leseb. f. höh. Mädchenschulen. 3. Tl. (früher 2. Tl.) Für d. oberen Klassen IV, III, II u. I m. Rücksicht auf d. Unterricht in d. Litt.-Gesch. 3. Aufl. ebda. XXIV, 523 S. M. 4,80. — **76)** × K. Holdermann, Dtsch. Leseb. f. höh. Mädchenschulen. 5. Schulj. Nach d. Verhandlng. d. bad. u. elsass-lothring Zweigvereins f. d. höh. Mädchenschulwesen her. Mit 16 Abbildgn. Leipzig, Freytag. VIII, 183 S. M. 1.20. — **77)** × R. Jonas, Musterstücke dtsch. Prosa. E. Lesebuch. f. d. oberen Klassen höh. Lehranst. 2. Aufl. Berlin, Gaertner. VIII, 285 S M. 2,60. — **78)** × J. Kehrein, Dtsch. Leseb. f. Gymn., Semin., Realschulen, neu bearb. v. V. Kehrein. Unt. Lehrstufe. 9. Aufl. Leipzig, Wigand XIII, 453 u. 106 S. M. 3,00. — **79)** × F. Linnig, Dtsch. Leseb. 1. Tl. 9. Aufl. Paderborn, Schöningh. XI, 502 S. M. 2,60. — **80)** × H. J. Lüning-Sartori, Dtsch. Leseb. f. d. unt. u. mittl. Klassen höh. Schulen. 1. Tl. 3. Aufl. v. K. Schnorf. Zürich, Schulthess. XIII, 314 S. — **81)** × F. C. Paldamus, Dtsch. Leseb. Ausg. B. Für höh. Mädchenschulen bearb. v. K. Rehorn. 6 Tle. Frankfurt a. M., Diesterweg. M. 14,50. — **82)** × B. Schulz, Dtsch. Leseb. f. höh. Lehranst. 1. Tl. Für d. unt. u. mittl. Klassen. 9. Aufl. Paderborn, Schöningh. XV, 565 S. M. 2,65. — **83)** × L. Voigt, Dtsch. Leseb. für Handelsschulen. Dresden, Huhle. 320 S. M. 2,00. — **84)** × G. Wendt, Dtsch. Leseb. 2. Tl. für d. 4. u. 3. Klasse d. Gymn. u. Realschulen. 2. Aufl. Lahr, Schauenburg. VI, 225 S. M. 2,50. — **85)** × Lehrer d. dtsch. Sprache an d. kgl. Realgymn. zu Döbeln. Dtsch. Leseb. für höh. Lehranst. 3. Tl: Quarta. 2. Aufl. Leipzig, Teubner. X, 350 S. M. 2,00. — **86)** × A. Damman, Dtsch. Lernstoff. E. Ausw. v. Musterstücken in gebund. u. ungebund. Form. 3. Aufl. Berlin, Oehmigke. 163 S. M. 0,80. — **87)** × E. Eckhardt, 150 ausgew. dtsch. Gedichte, schulgemäss u. eingehend erl., verbunden m e. elementaren Litt.-Gesch. u. Poetik. 4. Lfg. Wurzen, Kiesler. 193—256 S. M. 0.50. — **88)** × O. Köhler, Neue u. neueste dtsch. Kaiserlieder. E. Samml. v. Gedichten, z. Feier v. Kaisers Geburtstag u. anderen Gedenkt. f. Schulzwecke veranst. Halle, Mühlmann. VI, 162 S. M. 1,60. — **89)** × J. Nieden, Dtsch. Gedichte, nebst e. Anh. v. Sprüchen, Sprüchwörtern u. Rätseln z. Auswendiglernen zusammengest. u. her. Strassburg, Lindner. VI, 182 u. 4 S. M. 1,00. — **90/1)** × F. Otto, Ausw. dtsch. Gedichte f. d unt. u. mittl. Klassen höh. Knabenschulen. Berlin, Herbig. VI, 94 S. M. 0,90. — **92)** × Lehrerkollegium d. Kgl. Elisabethschule zu Berlin, Dtsch. Gedichte f. d. Mittel- u. Oberstufe. Berlin, Hayn. VII, 159 S. — **93)** × H. Damm, Leitfaden z. dtsch Litt.-Gesch f. d. Schulgebr. 19. Tausend. Verm. Aufl. Berlin, G. W. F. Müller. 64 S. (Für d. Oberklasse e. Mittel- oder mehrstufigen Bürgerschule.) — **94)** × A. Frauzem, Damms Leitfaden z. dtsch. Litt.-Gesch. Für kathol. Schulen bearb. Berlin, G. W. F. Müller. 64 S. (I 1 : 43). — **95)** × J. Kippenberg, Abriss d. dtsch. Litt. D. dtsch. Dichtg. nach ihrer gesch. Entwickl. in e. Ausw. ihrer vorzüglichsten Erzeugnisse v. Anfang bis auf d. Gegenw. Hannover, Nordd. Verlagsanst. 1890. VIII, 328 S. M. 2,00. — **96)** × R. Koenig, Abriss d. dtsch. Litt.-Gesch. E. Hilfsbuch für Schule u. Haus. Mit 10 Beil. u. 50 Abbild. 2. Aufl. Bielefeld, Velhagen & Klasing. IX, 202 S. (I 1 : 42). — **97)** F. Prosch, Leitfaden für d. litt.-hist. Unterricht an österr. Lehranst. u. f. d. Selbststudium. 2. Heft. Wien, Graeser. VIII, 320 S. M. 2,40; 1. u. 2.: 3,60 M. — **98)** × F. Schultz, Merktafel zu d. Gesch. d. dtsch. Litt. Dessau, Baumann. 14 S. (I 1 : 44). — **99)** × H. Stohn, Lehrbuch d. dtsch. Litt. für höh. Mädchenschulen u. Lehrerinnen-Bildungsanst. 4. Aufl. Leipzig, Teubner. VIII, 216 S. M. 2,80. — **100)** × O. Lyon, Handbuch d. dtsch. Sprache für höh. Schulen. 2 Tle. Leipzig, Teubner. 1890. 1. VIII, 272 S. 2. IX, 292 S. M. 2,40. —

I,8

Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Hermann Wunderlich.

Einleitung N. 1. — Konstitutive Faktoren: Kanzlei und Buchdruck N. 2; Mundarten N. 6; individuelle Einflüsse: theoretische (Schottel, Schupp, Sprachgesellschaften u. a.) N. 16, praktische (Hutten, Haller, Herder, Goethe, Hebel, Heine) N. 24. — Erscheinungsform: Historisches: Allgemeines N. 29, Laut- und Formenlehre N. 30, Syntax N. 34, Stil N. 38, Wortschatz (Wörterbücher u. a.) N. 48; Polemisches: Allgemeines („Papierner Stil“, „Sprachdummheiten“) N. 56, Fremdwörter N. 60. —

Eine Einleitung in die Kenntnis der bisherigen Ergebnisse neuhochdeutscher Sprachforschung und ihrer Ziele bildet ein akademischer Vortrag von Bahders [1]). Wie stets innerhalb der germanischen Philologie steht auch hier Jacob Grimm im Vordergrunde, naturgemäss aber in anderer Beleuchtung als sonst; denn die neuen Wege, die er als Pfadfinder unserer Wissenschaft gewiesen, sind für dieses Sondergebiet Beeinträchtigungen gewesen. Das Interesse, welches das Mittelalter in jener romantisch gestimmten Zeit auf sich lenkte, wurde dem neueren Sprachleben entzogen, und die Wegzeiger, mit denen Jacob Grimm in die Entwicklungsgänge unserer Sprache zurückwies, mussten für das neuere Sprachleben wie Warnungstafeln wirken. B. legt diese Seite der Thätigkeit Jacob Grimms an seinen einzelnen Werken eingehender dar und sichert damit dem zweiten Teil, wo er die reichliche Neubelebung des lang verwaisten Gebietes schildert, die Empfänglichkeit und das Verständnis der Leser. Allerdings die Mundartenforschung, die heute üppiger blüht denn je, hat mit ihrer fast ausnahmslosen Beschränkung auf Laut- und Formenlehre bislang nur wenige Arbeiten zu Tage gefördert, die das Wechselverhältnis zwischen Mundart und Schriftsprache ernstlicher ins Auge fassen; um so mehr hat die Litteratur an einem anderen Punkte angesetzt, an dem Jacob Grimm mit Bewusstsein seiner Forschung Halt gebot, der Sprachrichtigkeit. Die lebendige Grammatik, die Jacob Grimm in jedem Deutschen verehrte, lässt ja offenkundig in der Praxis im Stich; aber auch B. gelangt hier nicht dazu, die treibenden Kräfte bloss zu legen, die gerade Grimms Selbstbeschränkung gegenüber in Thätigkeit traten. Nicht nur „die Schriftsprache, die der Erlernung bedarf“, sondern gerade „die Sprache, die wir von Jugend auf sprechen“, fordert zu Entscheidungen über die Sprachrichtigkeit heraus, wenn sie die Gewohnheiten eines Anderen durchkreuzt. Nicht bloss die Schule, sondern viel mehr noch das Leben mit seinem gesteigerten Verkehr, der die ehemals geschlossenen Sprachkreise durcheinander rüttelt, hat seinen Anteil an der anschwellenden Litteratur über diese Dinge. War Grimm hier ablehnend oder passiv gewesen, so hatte er umgekehrt auf dem Gebiete der Orthographie alte Gewöhnung über den Haufen geworfen und damit den Anstoss zu einer Verwirrung gegeben, die wir noch heute nicht überwunden haben. B. möchte auf den Versuch, hier Ordnung zu schaffen, die verschiedenen Arbeiten zurückführen, die allmählich dem Entwicklungsprozess unserer Schriftsprache überhaupt zusteuerten. Der Einfluss der Kanzleisprache, die Stellung Luthers in unserer Sprache, beide Fragen sind wiederholt neuer Betrachtung unterzogen worden und haben naturgemäss neue Fragen angeregt. Mit Recht fordert B. auch hier eine lebhaftere Empfänglichkeit für den Anteil, den die Mundarten in wechselseitigem Vordrängen einzelner Worte, einzelner Fügungen an unserer heutigen Sprache haben. Die Wortforschung selbst hat die Bahnen, die ihr die beiden Grimm im Wörterbuche gewiesen, unter den Nachfolgern entschieden weiter gezogen. In erster Linie ist das neuere Sprachgut ganz anders in die Beachtungssphäre eingerückt, sodann wird dem ersten Vorkommen eines Wortes seit Weigand genauer nachgespürt und Hildebrands wertvolle Bausteine zu einer neuhochdeutschen Grammatik ragen kräftig aus dem Gerüst des Wörterbuches hervor. B. hat, in dem er diesen Neuerungen vollauf gerecht wurde, die etymologischen, kulturgeschichtlichen und sprachreinigenden Bestrebungen, die dem lexikalischen Gebiet in unserem Berichte einen breiteren Raum sichern, zu wenig zum Worte kommen lassen. —

Die Untersuchungen nun, über die wir zu berichten haben, grenzen sich in einem Punkte scharf gegeneinander ab: die einen fassen die konstitutiven Faktoren, in deren wechselseitigem Zusammenwirken die neuhochdeutsche Sprache erstand, ins Auge, die anderen greifen die Erscheinungsformen dieser Sprache selbst heraus und suchen Probleme der Laut- und Formenlehre, der Syntax, der Wortbildung zu lösen. Als konstitutive Faktoren treten immer deutlicher die Kanzleisprache gegen die Buchdruckerkunst, die Dialektgruppe gegen das Individuum, die praktische Thätigkeit des Schrift-

1) K. v. Bahder, D. nhd. Sprachforschung, ihre Ergebnisse u. Ziele: ZDU. 5, S. 6—23. — 2) R. Nebert, Z.

stellers gegen theoretische Festsetzungen in den Vordergrund. So knüpfen denn verschiedene Arbeiten an die Kanzleisprache an. Nebert[2]), der die Kanzleisprache von Speier mit der heutigen Mundart dieser Gegend vergleicht, greift bis in die bischöfliche Kanzlei der Staufer zurück, und so streift seine Aufdeckung schwäbischer Formen in erster Linie das Problem einer mittelhochdeutschen Schriftsprache. Aber die Linien, die er zieht, gelten doch wenigstens als Parallelen auch für unsere Zeit. Methodologisch interessiert vor allem der breite historische Hintergrund, die lebendige Anschaulichkeit, mit der hier Sprachgeschichte und hohe Politik in Verbindung gesetzt werden, eine Aufgabe, die sich auch Stehlich[3]) gesetzt hat. Ausserdem leitet das Aufblühen der städtischen Kanzlei mit ihrem Rückschlage des heimischen Elementes gegen die höfische Orthographie des Adels auch chronologisch in unser Gebiet über. — Lulvès[4]) hat dem gegenüber sich ganz auf den politischen und diplomatischen Teil seiner Aufgabe eingeschränkt und die Kanzlei Karls IV uns sprachlich nicht näher gerückt. — Dagegen erhalten wir ein erschöpfendes Bild der Luzerner Kanzleisprache vor dem Eindringen des Neuhochdeutschen durch Brandstetter[5]), der durch die dankenswerte Beschränkung auf ein kleineres vertrautes Gebiet um so allgemeiner gültige Ergebnisse gewonnen hat. — Die Macht, die dieser Kanzleisprache ein Ende bereitete, ist der Buchdruck, der auch an allen anderen Orten die Kanzleisprache ablöst. Früh schon wendet sich hier die Forschung den einzelnen Faktoren zu, mittels deren gerade der Buchdruck die Mundarten durcheinander rüttelte, bis jede von ihnen einige Formen in unserer Schriftsprache abgesetzt hat. —

Unter den Forschungen über die Mundarten ist namentlich eine leider nicht mehr in unser Berichtsjahr fallende Arbeit von Friedr. Kauffmann[6]) zu nennen, die an die Beschreibung des schwäbischen Lautstandes im Anhang eine Geschichte der Schriftsprache in Schwaben knüpft und hier, so ergänzungsbedürftig auch gerade die Einzelheiten sind, doch im Grossen die Linien klar und sicher zieht. — Noch bestimmter treten diese in einer Recension Kauffmanns[7]) hervor, in der er im Anschluss an H. Paul darlegt, wie die Sprache des Mittelalters nur durch Individuen vermittelt worden sei, während der Buchdruck die Sprache vom Individuum isoliere, sie objektiviere. Freilich geht K. zu weit, wenn er erst hierin die Möglichkeit erblickt, die Sprache zum „Gegenstand des Nachdenkens, der wissenschaftlichen Betrachtung oder was dasselbe heissen soll, vernunftgemässer Regelung“ zu machen. Denn diesem Ziele sind die Sprachen schon nahe gekommen, auch ehe der Buchdruck neue Mittel dafür entwickelte. Der prinzipielle Unterschied liegt vor allem in der Thatsache, dass mit dem Buchdruck eine einmalige Fassung für eine grosse Zahl von Exemplaren Geltung erhielt; diese Thatsache nötigte vor der endgültigen Niederschrift zum Nachdenken, sie entwickelte in der Druckerei sowohl als — was K. zu wenig berücksichtigt — beim Autor orthographische Bestrebungen; sie nötigte zu Ausgleichungen aller Art, zur Unterdrückung des heimischen Idioms, wo eine weitere Verbreitung des Buches in Aussicht genommen war. Der ausgleichenden Thätigkeit der Setzer, die aus verschiedensten Gegenden an einem Druckorte zusammenströmten, wird K. gerecht, weniger jedoch der Thatsache, dass die neue Kunst mit ihrem umständlicheren Betriebe auch eine centralisierende Wirkung ausübt. Nur wenige Städte sind anfänglich Sitze einer Druckerei, sie sichern dadurch ihrem heimischen Dialekte auch Einfluss auf die Werke eines weiter abliegenden Schriftstellers. Neben der Bedeutung der Buchdruckerkunst für unsere Sprache ist es auch das Verhältnis zwischen Mundartenforschung und neuhochdeutscher Sprachgeschichte, das in K.s Anzeige treffenden Ausdruck findet in den Worten: „Ich wiederhole, dass wir nicht vorwärts kommen, so lange die Orthographie nicht von den einzelnen Mundarten aus entwicklungsgeschichtlich beleuchtet wird. Es muss erst die Bedeutung der orthographischen Zeichen in den verschiedenen Centren festgestellt werden, ehe wir mit der neuhochdeutschen Sprachforschung in das Gebiet der Lautgeschichte gelangen.“ — Dies soll auch der Standpunkt sein, von dem aus unser Bericht sich zu den Einzelgebieten der Phonetik und Orthographie einerseits und der Mundartenforschung andererseits stellt. Denn die weitverzweigte Ausdehnung gerade unseres Berichtsgebietes nötigt zur Einschränkung und Aussonderung, und da überdies die erwähnten Disciplinen ihre besonderen Organe gefunden haben, in denen über die Einzelleistungen Buch geführt wird, so können wir hier umsomehr den Blick auf diejenigen Untersuchungen eingrenzen, die wirklich in die Geschichte unserer neuhochdeutschen Schriftsprache einmünden. — Anscheinend hat

---

Gesch. d. Speyrer Kanzleisprache. Hallenser Diss. Halle, Kaemmerer. 66 S. — 3) F. Stehlich, D. Sprache in ihrem Verhältnis z. Gesch. Leipzig, Renger. 78 S. M. 1,00. — 4) J. Lulvès, D. Summa Cancellariae d. Johann v. Neumarkt. Berliner Diss. Berlin, Mayer & Müller. 26 S. — 5) R. Brandstetter, D. Reception d. nhd. Schriftsprache. Einsiedeln, Benziger. 90 S. M. 2,00. |[K. Weinhold: ASNS. 86, S. 309.]| — 6) F. Kauffmann, Gesch. d. schwäb. Mundart. Strassburg, Trübner. 1890. 355 S. M. 8,00. |[H. Fischer: Germania 37, S. 406; K. Weinhold: ASNS. 85, S. 62; A. Heusler: DLZ. N. 9; Bohnenberger: ZDPh. 26, S. 116; Franck: ADA. 17, S. 98; LCBl. 1890, N. 4.]| — 7) id., K. v. Bahder,

Miehlke[8]) beabsichtigt, eine Geschichte unserer Sprachlaute zu geben, aber der geschichtliche Teil dieser Arbeit ist veraltet und schief, der Hauptwert beruht auf der sorgfältigen Aufzählung der Inkonsequenzen unserer Orthographie, die über unseren Rahmen hinausgreift. — Auch die Mundartenforschung scheint ihren Schwerpunkt ganz auf ein Gebiet verlegt zu haben, das wir eben für unsere Betrachtung ausschliessen mussten, auf die statistische Beschreibung der Lautverhältnisse. Abgesehen von einigen Arbeiten, die wir weiter unten bei der Syntax zu begrüssen haben, sind im Berichtsjahr wenig Versuche gemacht worden, Mundart und Schriftsprache in Beziehung zu setzen, obwohl die Vorjahre gerade hier so eingreifende Arbeiten zu verzeichnen hatten. Die Bedeutung der Mundartenforschung allerdings wird in mehreren Aufsätzen nach den verschiedensten Seiten hin ins Licht gesetzt. Brenner[9]) weist im besonderen auf das betrübende Darniederliegen entsprechender Studien in Bayern hin und erklärt dieses mit Recht aus der ganz besonders mangelhaften Prüfungsordnung, die bei den künftigen Gymnasiallehrern Bayerns jede Regung für die Muttersprache mit Gewalt niederzwingt. — C. Franke[10]) fasst in dem neuen Sammelorgan, das Brenner für die Mundartenforschung des südlichen und mittleren Deutschlands begründet hat, noch einmal kurz die mannigfaltige Bereicherung unseres Anschauungs- und Sprachvermögens zusammen, die er schon in einer früheren eingehenderen Darstellung[11]) von der Mundartenkunde erhofft hatte. Schon dort war allerdings der Reichtum nur theoretisch zur Entfaltung gekommen, praktisch hatte sich F. ganz auf den Wortschatz beschränkt. — Deshalb sah sich Wunderlich[12]) veranlasst, andere Seiten der Mundart, vor allem die eigenartigen Satzfügungen hervorzuheben, mit denen sich die auf lautlichem Gebiete am meisten von einander abstehenden Mundarten zu einer Einheit gegenüber der Schriftsprache zusammenschliessen. Diese nahe Verwandtschaft der Mundarten muss gerade die syntaktische Erforschung der Dialekte zum Bewusstsein bringen, indess die Darstellung des Lautstandes vielmehr die trennenden Punkte hervorhebt. Und mit der syntaktischen Seite nehmen die Dialekte auch an der Schriftsprache einen ganz anderen Anteil. — Das Berichtsjahr hat hier gegenüber der auffallenden Dürftigkeit der früheren Jahre einige sehr erfreuliche Arbeiten hervorgebracht. Neben einigen hübschen Beobachtungen von F. Kuntze[13]) über sprachliche Neubildungen im Südwesten ist hier in erster Linie eine Untersuchung von Reis[14]) über den Mainzer Dialekt zu nennen, die aus der Schule Behaghels hervorgegangen eine verwandte frühere Arbeit von Binz über die Baseler Mundart insofern ergänzt, als sie den für Basel behandelten Wortklassen hier aus Mainz die Wortformen in ihrer syntaktischen Abgrenzung gegenüberstellt. — Aus dem äussersten Osten, und daher dem Einfluss des Czechischen auf die österreichische Umgangssprache sich zuwendend, liegt eine Untersuchung von Tomanek[15]) vor, die uns im Gegensatze zu Reis weniger durch ihre Methode als durch ihre Ergebnisse interessiert, die hauptsächlich auf dem Gebiete der Syntax liegen. Andere hier eingreifende Arbeiten finden weiter unten Erwähnung, da sie entweder an die Persönlichkeit eines Schriftstellers (vgl. N. 28) anknüpfen oder ihre Beobachtung zum Ausgangspunkt von Reformvorschlägen machen (vgl. N. 57). —

Das Individuum als konstitutiver Faktor in der Geschichte unserer Sprache ist uns gegenüber der dürftigen Berücksichtigung des entsprechenden Einflusses der Mundarten in zahlreichen Beiträgen näher gerückt worden. Vor allem die theoretische Seite dieses Einflusses, die grammatischen Bestrebungen früherer Zeit kommen wieder mehr in Geltung. Nicht nur dass die für 1891 fälligen Bände der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ Gelegenheit gaben, einen Namen wie Schottelius zu würdigen, dessen „Ausführliche Arbeit von der deutschen Haubtsprache“ freilich neben der knappen und im Ganzen treffenden Charakteristik von Waldbergs[16]) längst eine eingehende grammatische Würdigung verdiente. — Auch bescheidenen Erscheinungen ist ebendort kurze Besprechung zu teil geworden: so dem Vf. eines frühneuhochdeutschen Wörterbuches des Clevener Dialektes, Schuren durch Harless[17]) und Schwartzenbach, dem Vf. einer Nürnberger Synonymik aus der Mitte des 16. Jh., durch Bolte[18]), wobei deren Verhältnis zu ihren Vorgängern noch zu untersuchen wäre. — Bei Schupp hätte Bertheau[19]) einen kräftigen Hinweis auf dessen Bedeutung gerade nach der sprach-

---

Grundlagen d. nhd. Lautsystems. Strassburg 1890: LBlGRPh. 12, S. 290/3. — 8) A. Miehlke, D. Gesch. unserer Sprachlaute u. Orthographie. Prog. d. höh. Bürgerschule. Graudenz, Röthe. 4⁰. 39 S. — 9) O. Brenner, D. dtsch. Mundartenforschung u. d. Studienverhältnisse in Bayern: MünchNN. 44, N. 61. — 10) C. Franke, Ueber d. wissenschaftlichen u. praktischen Wert d. Dialektforschungen: Bayerns Mundarten 1, S. 13/9. — 11) id., Reinheit u. Reichtum d. dtsch. Schriftsprache, gefördert durch d. Mundarten. Leipzig, Teubner. 1890. 142 S. |[O. Behaghel: LBlGRPh. N. 8; E. Naumann: ZGymn. NF. 25, S. 145/7; E. Harich: ZDU. 5, S. 362/4.]| — 12) H. Wunderlich, D. dtsch. Syntaxforschung u. d. Schule. (Zuerst in d. AZgB. N. 139): Verhandl. d. 41. Vers. dtsch. Philologen. Leipzig, Teubner. 1892. S. 268—77. — 13) F. Kuntze, Sprachliche Neubildungen im Südwesten: ZDU. 5, S. 36-43. (Vgl. C. Menge: ib. S. 289; Kuntze selbst: ib. S. 289—90.) — 14) H. Reis, Beitr. z. Syntax d. Mainzer Mundart. Giessen, Ricker. 46 S. M. 1,00. |[Wunderlich: Germania 37, H. 4.]| — 15) E. Tomanek, Ueber d. Einfluss d. Czechischen auf d dtsch. Umgangssprache in Oesterreichisch-Schlesien. JB d. Gymn. Troppau, Drechsler. 39 S. — 16) (I 3 : 3). — 17) Harless, Schuren: ADB. 33, S. 81. — 18) J. Bolte, Schwartzenbach: ib. S. 216. — 19) (III

lichen Seite hin geben sollen. — Wie lebhaft diese Bedeutung sonst wohl empfunden wird, sehen wir z. B. daran, dass Bechstein ihm in einer Anzeige des von Riegel[20]) besorgten Neudruckes sogar den „Teutschen Sprachverderber“ zuweisen möchte. B. weist darauf hin, dass der von ihm 1862 besorgte Neudruck und R.s Ausgabe auf zwei verschiedene Ausgaben des Jahres 1643 zurückgehen, dass der „Sprachverderber“ also schon im Jahre seines Erscheinens eine Neuauflage oder einen Nachdruck erfuhr. Die Verfasserfrage hat der neueste Herausgeber nicht berücksichtigt. — Die Sprachgesellschaften, für die vor allem, was das 17. Jh. betrifft, eingehende Untersuchungen vorliegen, werden heutzutage namentlich als Schild für verwandte Bestrebungen hervorgezogen, so von Pallmann[21]), der auf R. Schultz fusst. — In anderem Zusammenhange streift sie auch Berger[22]) wieder in einem rasch und gefällig orientierenden Aufsatze. Wo B. dagegen versucht, die Leistungen dieser Sprachforscher in bestimmten Einzelheiten festzuhalten, geht er leicht in die Irre. Wenn B. eine deutsche Akademie auch für die Zukunft aus Furcht vor etwaigen Eingriffen in den lebendigen Sprachgebrauch schlankweg verwirft, so geht er doch gar zu behutsam der Frage aus dem Wege, warum deshalb nun auch die Geschichte der deutschen Schriftsprache für immer ein Stiefkind der deutschen Akademien bleiben solle. Eine deutsche Sprachakademie würde jedenfalls der Person Luthers gegenüber die langjährige Dankespflicht einzulösen suchen; sie würde in die Lutherausgabe ein schnelleres Tempo bringen und für die Sprache des Reformators Untersuchungen vorbereiten und unterstützen. — Wie leicht sich die Kraft des Einzelnen gerade hier erschöpft, wenn der allgemeine Mittelpunkt fehlt, war aus dem Versuche von C. Franke zu sehen, der auch neuerdings von O. Erdmann[23]) aus ähnlichen Gesichtspunkten beurteilt wird. —

Sonst gewinnt gerade der praktische Anteil, den die Schriftsteller durch ihre Werke auf die Gestaltung unserer Sprache gewonnen haben, immer mehr Interesse. Schon in Szamatólskis[24]) Hutten wird die Sprache straffer, als wir es gewohnt sind, in den Dienst der Untersuchung gespannt, und wenn uns auch Stichworte wie „Kanzleisprache“, „Rittersprache“, „Hofsprache“ fast wie Offiziere ohne Truppen anmuten (vgl. u. II, 8), so ist doch der Gedanke, der hier Ausdruck findet, ein glücklicher. Ebenso fallen gute Bemerkungen zur Fremdwörterfrage ab, die Kanzleisprache führt auf die Formularien, die neuerdings immer mehr Beachtung gewinnen, und der Kanzlei stellt sich wirkungsvoll die Kanzel gegenüber. — Die übrigen Untersuchungen wenden sich dem 18. Jh. zu. Hallers Sprache wird von Horák[25]) dargestellt, wie sie sich durch elf Auflagen hindurch entwickelt, um in der letzten neben interessanten Verstössen gegen unseren Sprachgebrauch, deren Ursache vielfach in der poetischen Technik liegt, auch Freiheiten sich zu erlauben, die wir der poetischen Sprache noch heute zugestehen. H. hat Lautlehre, Formenlehre, Wortschatz und Syntax in gleicher Weise von Auflage zu Auflage berücksichtigt, so dass der Leser die Züge sich erst selbst zu einem Bilde zusammenfassen muss; interessant sind die Gallicismen, die H. nachzuweisen glaubt; sie bestehen jedoch teilweise in originell entwickelten Fügungen der heimischen Umgangssprache, so z. B. der Verdrängung des Genetivs durch präpositionale Verbindungen. — Im Gegensatz zu Horák beschränkt sich Längin[26]) bei Herder auf die Laut- und Formenlehre und den Wortschatz, giebt aber, namentlich für die ersteren, ein abgerundetes Bild des Verhältnisses, in das sich Herder zu unserer Schriftsprache stellt. — Wenn Längin bei Herder den Satzbau und die stilistische Seite ganz ausgeschlossen hat, so sind es gerade Partien dieser beiden, die Olbrich[27]) bei Goethe als unter dem Einfluss der Antike stehend nachweist. Die Wortstellung und einiges aus dem Wortgebrauch haben unter dem erweiterten Gesichtspunkt zu einigen hübschen und sicheren Ergebnissen geführt, während eine Untersuchung der dichterischen Sprache Heines durch M. Seelig[27a]) daran leidet, dass sie mit dem Begriffe des Volkstümlichen auch da wirtschaftet, wo archaistische und in der Sprache der Poesie aufgespeicherte Formen vorliegen. — Eigenartig steht daneben der Versuch Willomitzers[28]), die Sprache Hebels in ihrem hochdeutschen Gewande zu erforschen. Wir spüren gleich im Beginne, dass wir es mit einem gereiften Manne zu thun haben, der sich in seine Aufgabe liebevoll versenkt. Nicht nur die herkömmlichen Kategorien der Grammatik sind durchgemustert, sondern jede einzelne, in erster Linie die Syntax, hat

---

5 : 14.) — **20**) H. Riegel, D. Unartig Teutscher Sprachverderber: ZADSprV[B]. I. Braunschweig, Allg. deutsch. Sprachverein. [O. Lyon: ZDU. 5, S. 219; R. Bechstein: ib. S. 316–21.]| — **21**) H. Pallmann, D. Kampf um d. Reinheit d. dtsch. Schriftsprache: Didaskalia N. 57/8, 60/1. — **22**) A. Berger, D. Gedanke e. dtsch. Sprachakademie in d. Gesch. u. in d. Gegenw.: Grenzb. II, S. 301–21. |[vgl. Grenzb. II, S. 486/9.]| — **23**) O. Erdmann, C. Franke, Grundzüge d. Schriftsprache Luthers. Görlitz 1888: ZDPh. 24, S. 67–84. — **24**) S. Szamatólski, Ulrichs v. Hutten Deutsche Schriften: QF. 67. Strassburg, Trübner. IX, 180 S. M. 4,00. (Hier kommen in Betracht S. 1–46; vgl. auch II 8.) — **25**) W. Horák, D. Entwicklung d. Sprache Hallers. Progr. d. k. k. Oberrealschule Bielitz. 45 S. – **26**) (IV 8 : 7). — **27**) C. Olbrich, Goethes Sprache u. d. Antike. Leipzig, Biedermann. 116 S. M. 2,00. — **27a**) M. Seelig, D. dichter. Sprache in Heines Buch d. Lieder. Hallenser Diss. 110 S. — **28**) F. Willomitzer, D. Sprache u. d. Technik d. Darstellung in J. P. Hebels

sich hier an einem glücklich gewählten Stoffe ausgeweitet. Die Grundbedingungen volkstümlicher Redeweise, über die sonst so gerne ganz im allgemeinen gesprochen wird, sind hier erfasst und durch die ganze Litteraturgeschichte hindurch an einzelnen Stilmustern nachgewiesen worden. W.s Darstellung, wenn sie sich auch nicht ohne weiteres in den Rahmen verwandter Arbeiten einfügen lässt, und wenn sie auch in der Beurteilung mancher Erscheinungen, z. B. der Auslassung des bestimmten Artikels, zu wenig auf die neuere Forschung Rücksicht nimmt, sollte nicht unbeachtet bleiben, vor allem von denen, die Stiluntersuchungen treiben. Namentlich kann sie denjenigen Litterarhistorikern, die sich gelegentlich mit einigen Schlagern auf dieses Gebiet verirren, zu eifrigem Studium nicht warm genug empfohlen werden. —

Auch die Arbeiten, die den Erscheinungsformen unserer Sprache nachspüren, lassen sich in zwei Gruppen scheiden, in solche, die die historische Entwicklung zu begreifen, und solche, die in die Entwicklung einzugreifen suchen. Zu den ersteren gehört als allgemeine Darstellung eine völlig dilettantische Arbeit von Hegewald[29]). Sonst unterscheiden sich gerade die rein historischen Arbeiten von den polemischen dadurch, dass sie nur auf einem Einzelgebiete den Fuss ansetzen, zumal auf demjenigen, auf dem die Vff. wirklich bewandert sind. —

Die Lautlehre wird meist in Untersuchungen behandelt, die unser Gebiet nicht einmal streifen, auch ein Problem wie das der neuhochdeutschen Dehnung hält sich bei Burghauser[30]) rein auf phonetischer Grundlage. — Die Formenlehre ist durch eine sehr erfreuliche Dissertation von Boiunga[31]) vertreten, in der vor allem die Frage erhoben wird, weshalb die Ausgleichserscheinungen in der Weise sich vollzogen haben, die unser heutiger Sprachgebrauch zeigt. — In einer ansprechenden kleinen Studie, die sich in der Mitte zwischen Formen- und Wortbildungslehre hält, zeigt R. Hildebrand[32]), wie fest im Worte Deutschland die Verschmelzung der beiden Bestandteile geworden ist, sodass wir dem substantivischen Träger der Komposition durch flexivische Mittel gar nicht mehr zu seinem Recht verhelfen können. — Zwischen Formenlehre und Syntax lässt sich die Untersuchung Blumers[33]) über den Geschlechtswandel der Lehrwörter setzen, die namentlich durch sorgfältige Zusammenstellungen die Einflüsse klar legt, die die äussere Form einerseits, die Zusammengehörigkeit zu einer Bedeutungsgruppe andererseits ausübten. —

Die Syntax hat wiederum eine prinzipielle Erörterung über das Wesen des Satzes zu verzeichnen. Burghauser[34]) wendet sich gegen Kern und sieht mit Recht, in Anlehnung an H. Paul, die wesentliche Eigenschaft des Satzes in der Verbindung zweier Vorstellungsmassen. — Von Einzelbeiträgen gehört hierher ein Beweis Brankys[35]), dass der von den Grammatikern getadelte Dativ bei der Präparation „entlang" bei guten neueren Schriftstellern zahlreich vorkommt. — Ferner kommt die vielbesprochene Inversion mit „und" wieder einmal in die Diskussion. Poeschel[36]) widmet ihr eine eingehende historische Untersuchung, die leider in der Mitte abbricht. — Daran knüpft R. Hildebrand[37]) einen Aufsatz, der vor allem die Altertümlichkeit dieser Wortstellung deutlicher hervorhebt und mit Recht die Voranstellung des Verbums in der Asyndesis als Erklärungsgrund heranzieht (vgl. schon Hildebrandslied Z. 18). —

Stiluntersuchungen haben, abgesehen von den oben (N. 24 ff.) besprochenen Arbeiten über einzelne Persönlichkeiten, im allgemeinen nichts Gedeihliches zu Tage gefördert, vor allem fehlt immer noch das Verständnis für die syntaktische Grundlage der verschiedenen Stilformen, die Wunderlich[38]) in dem oben erwähnten Vortrage mit Nachdruck hervorgehoben hatte. — Ein Aufsatz von Schäffer[38a]) kommt nicht über das allgemeinste Raisonnement hinaus, wie sich schon an dem ängstlichen Vermeiden jeglichen Beleges zeigt. Ausserdem leidet er an Ueberschätzung des antiken Stils und an völliger Verkennung deutscher Eigenart. — Auf den Briefstil wird uns die nun abgeschlossene Geschichte des deutschen Briefes von G. Steinhausen[39]) in einer späteren Besprechung führen. —

Ganz besonders reich ist der Wortschatz bedacht worden. Schon die Etymologie hat durch Kluges Wörterbuch einen Mittelpunkt gewonnen, um den sich namentlich amerikanische Arbeiten gruppieren. Hierher gehört vor allem eine Uebersetzung der vierten Auflage durch Davis[40]), sodann Besprechungen, wie die des neuen

Rheinländ. Hausfreund. 20. JB. d. k. k. Oberrealschule Wien II. 35 S. — **29)** Hegewald, D. Vorzüge d. dtsch. Sprache. München, Litt. Institut. 4⁰. 34 S. M. 1,00. — **30)** G. Burghauser, D. nhd. Dehnung d. nhd. kurzen Stammvokals in offener Silbe. Progr. d. dtsch. Staatsrealschule in Karolinenthal. 25 S. — **31)** K. Boiunga, D. Entwicklung d. nhd. Substantivflexion. Leipziger Diss. 163 S. [O. Behaghel: LBlGRPh. S. 293.] — **32)** R. Hildebrand, Deutschland grammatisch. z. Gesch. s. Form: ZDU 5, S. 512-20. — **33)** J. Blumer, Z. Geschlechtswandel d. Lehn- u. Fremdwörter im Hochdeutschen. Progr. d. Oberrealschule Leitmeritz. 60 S. — **34)** G. Burghauser, Z. Lehre v. „zusammengezogenen" Satze: ZDU. 5, S. 340/9. — **35)** F. Branky, D. Präposition „entlang" mit d. Dativ: ib. S. 755/8. — **36)** J. Poeschel, D. sog. Inversion nach „und". Einladungsschrift d. Fürstenschule. S. 71-83. Grimma, Gensel. — **37)** R. Hildebrand, Zu d. sog. Inversion nach „und": ZDU. 5, S. 792/6. — **38)** (S. o. N. 12.) — **38a)** Th. Schäffer, Stil u. Stilübungen: ZDU. 5, S. 403-14. — **39)** ×× G. Steinhausen, Gesch. d. dtsch. Briefes. Berlin, Gaertner. 1889—91. VII, 190, III, 420 S. M. 13,50. — **40)** × F. Kluge,

Index von Janssen durch Hempl[41]) und endlich ein Versuch von Muss-Arnolt[42]), Ergänzungen zu Kluge vor allem aus den semitischen Sprachen zu geben. Wo M. nicht auf den Schultern Lagardes steht, bringt er nach dem Urteil der zuständigen Fachmänner wenig von Belang. — Dagegen hat die fünfte Auflage von Kluges Buch, die im Erscheinen begriffen eine Neubearbeitung in Aussicht stellt, ebendort[43]) eine sachkundige Besprechung hervorgerufen. — Als Kuriosum mag auch das Etymologische Wörterbuch von Faulmann[44]) erwähnt werden, der es als „eine grossartige Entdeckung auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft" ausposaunt, wenn die bisherigen Ergebnisse der Wissenschaft zur Abwechslung wieder einmal auf den Kopf gestellt werden. — Neben solchen Auswüchsen, die dazu mit grossem Lärm in die Oeffentlichkeit gezerrt werden, berührt wohlthuend das in aller Stille fortschreitende Wachstum des Grimmschen Wörterbuches. Die Gelehrten, die seit Grimm Mitarbeiter an dem grossen Werke geworden sind, haben eine kurze aber warme Würdigung erfahren[45]). Aus dem IV. Bd. 1. Abth. 2. Hälfte (Hildebrand und K. Kant) verzeichnen wir die 8. Lieferung (genug-geriesel), aus dem VIII. Bd. (Heyne) die 6. 7. 8. Lieferung (rind-ruschbusch); aus dem XI. Bd. (Lexer) die 3. Lieferung (tiermilch-todestag), und aus dem XII. Bd. (Wülcker) die 4. Lieferung (verhöhnen-verleihen)[45a]). — Einer der ältesten Mitarbeiter des „Wörterbuches", Heyne[47]), ist inzwischen mit einem eigenen Wörterbuch auf den Plan getreten, das in gedrängter Kürze doch auch zugleich eine Ergänzung des Grimmschen bilden soll und jedenfalls sehr lange vor diesem fertig wird. Erdmann rühmt vor allem die umsichtig getroffene Auswahl der Composita, die die Hauptzüge der Wortbildung und der Bedeutungsentwicklung klar lege, und hebt hervor, dass das Werk weit in unsere Gegenwart hineingreife. — War uns hier in der Komposition ein Mittel entgegengetreten, mit dem die Sprache vor allem neue Wörter bildet, so liegt ein anderes, mehr in der früheren Zeit zur Geltung gekommenes, in den Wortspaltungen, die Andresen[48]) im Zusammenhange betrachtet. Er sondert hier zunächst die auf rein orthographischem Wege entstandenen Doppelformen (vgl. gar und gahr) von denjenigen, in denen die Doppelform auf phonetischer Grundlage fusst (fahl und falb, fast und fest usw.), und stellt diesen endlich die Wörter entgegen, die aus den einzelnen Dialekten in verschiedener Gestalt in die Sprache gekommen sind (Staffel und Stapel). — Es ist wohl ein Ausfluss solcher rastlosen Thätigkeit an deutschen Wörterbüchern, dass auch im grossen Publikum eine leise Ahnung von dem reichen Schatze aufdämmert, der in unserem Wortvorrate verborgen liegt. Ueber den Bedeutungswandel handelt Wasserzieher[49]), andere populäre Aufsätze fassen das Zeitungsdeutsch[50]), das Schulbücherdeutsch[51]), das Juristendeutsch[52]) vornehmlich nach seiner lexikalischen Seite ins Auge. Ja die Seemannssprache[53]) wird sogar recht eingehend erforscht; eine wirklich wissenschaftliche Darstellung solch einer Berufssprache werden wir aber doch erst im nächsten Berichtsjahr zu besprechen haben. — Die kulturgeschichtliche Seite unseres Wortschatzes wird uns von dem unermüdlichen R. Hildebrand[54]) in feinsinniger Weise vor Augen geführt, während Göpfert[55]) den nicht ganz gelungenen Versuch macht, Haus und Heim vor uns im Lichte der Sprachgeschichte aufzubauen. —

Den Löwenanteil am Wortschatz nehmen jedoch die Fremdwörterverdeutschungen in Beschlag, und diese führen nun hinüber zu den polemischen Arbeiten und zu den Bestrebungen des deutschen Sprachvereins. Beide stehen in engster Berührung mit einander, und es gehören nur wenige Leistungen hierher, die abseits vom Sprachverein stehen. Gleich M. Trautmann[56]), der das Kompositions-„s" als Unfug brandmarkt, thut dies in den wissenschaftlichen Beiheften des Sprachvereins; seine leidenschaftlichen Anklagen werden von der einen Seite noch überboten, von der anderen auf das ruhigere Mass der Erwägung zurückgeführt. — Dagegen steht Sanders[57]) in seiner Zeitschrift für deutsche Sprache in der Mitte zwischen dem Sprachverein und seinen Gegnern. Der 5. Band erschwert die Ausnutzung des Inhaltes gerade so wie seine Vorgänger

---

An etymological dictionary of the German language; transl. from the 4th. ed. by J. F. Davis. New-York, Macmillan. 4⁰. XVI, 446 S. M. 12,00. |[Nation^{NY}. 52, S. 460; Ath. S. 566; NYCritic. 16, S. 49—50; G. Hempl: Chicago Dial. 12, S. 47/8. — 41) × G. Hempl, Janssens Index to Kluges Dictionary: MLN. S. 105/6. — 42) × W. Muss-Arnolt, Semitic and other Glosses to Kluge's Etymologisches Wörterbuch. II.: ib. S. 9-17. |[LCBl. S. 721/3; Harder: WSKPh. S. 689.|] — 43) × F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch d. dtsch. Sprache. 5. Aufl., 1. Lief. |[Nation^{NY}. 53, S. 296.]| — 44) K. Faulmann, Etymologisches Wörterbuch d. dtsch. Sprache nach eigenen neuen Forschungen. 1. Lief. Halle a./S., Karras. 40 S. M. 1,20. — 45) Grenzb. II, S. 388—90. — 45a) D. W. B. Leipzig, S. Hirzel Bd. IV. 1. Abt. II H. 8. Heft S. 3497-3688; VIII 6—8 S. 961 bis 1536; XI 3 S. 385—576; XII 4 S. 577—768. — 46) × J. Köstlin, Beitrr. aus Luthers Schriften z. dtsch. Wörterbuch: ZDPh. 24, S. 37—42. — 47) M. Heyne, Dtsch. Wörterbuch. 3 Halbbd. Leipzig, Hirzel. 4⁰. 639 S. M. 5,00. |[O. Erdmann, ZDPh. 23, S. 362/5.]| — 48) G. K. Andresen, Wortspaltungen auf d. Gebiet d. nhd. Schrift- u. Verkehrssprache: ZDPh. 23, S. 265/[illegible] — 49) Wasserzieher, Ueber Bedeutungswandel. E. sprachwissenschaftl. Plauderei: HambCorr. N. 696. — 50) Zeitungdeutsch: Gegenw. 40, S. 389/91. — 51) Schulbücherdeutsch: Grenzb. II, S. 54. — 52) Juristendeutsch u. deutsches Deutsch: ib. S. 389—90. — 53) L. Reinhold. D. Seemannssprache: Didaskalia N. 203. — 54) R. Hildebrand, Wie d. Sprache altes Leben fortführt. III—VII: ZDU. 5. S. 23/6, 120/3, 199—207, 260/7, 307—16. — 55) E. Göpfert, Unser Haus u. Heim im Lichte d. Sprache u. Kulturgesch.: ib. S. 386—402. — 56) M. Trautmann, Der „s."-Unfug. (= ZADSprV^{B}. I.) |[HambCorr^{B}. N. 17; Gegenw. S. 187—178.]| — 57) ZDSpr. 5. Paderborn, Schöningh (hier kommen in Betracht S. 34/45; 356/7; 432/4). — 57a) E. Beckmann, Bemerkungen z. Förderung d. guten Geschmacks d. dtsch. Sprache v. Altona. Progr. d. Realschule zu

durch das Aphoristische der Darstellung. Eine Art von Zusammenhang bieten uns nur die in 37 Nummern abgeteilte Blüthenlese und die Beobachtungen über Austriacismen. — Ganz unabhängig vom Sprachverein ist E. Beckmann[57]), wenn er ausführlich die Fügungen zusammenstellt, mit denen das niederdeutsche Idiom einerseits, die in Altona zusammenströmenden Verkehrsfaktoren andererseits die Schriftsprache bedrängen. Seine Arbeit hat, obwohl zur Förderung des guten Gebrauches der Sprache unternommen, doch entschieden grösseren Wert durch die Sammlung von Belegen, die sie für die Dialektforschung darbietet. — Genau das Gegenstück zu Beckmann ist Otto Schroeder[58]), dessen Buch über den papiernen Stil auch in der neuen Auflage mehr die Züge, die es in der ersten gewiesen hatte, vertieft, als sie verschiebt. War Beckmann behutsam darauf bedacht, in der Sprache des Gebildeten die Farben so abzutönen, dass sie auch das empfindlichste Organ nicht reizten, so dürstet S. förmlich nach lebendiger Frische und urwüchsiger Kraft. Was ihm hier hemmend entgegentritt, wirft er mit staunenswerter Beharrlichkeit in den grossen Topf, den er die Papiersprache nennt, unbekümmert darum, ob er alteingewurzelte Formen der Volksdialekte trifft oder ob er andere Fügungen aus Schlupfwinkeln reisst, in denen sie gerade so viel Heimatsrecht haben wie die lebendige Sprache im Munde des Volkes. Die Frische und Kraft der Empfindung, die aus S.s Darstellung strömt, überträgt andererseits auch stillschweigend auf die Belege, mit denen er vorgeht, eine Beweiskraft, die diesen von Natur nicht innewohnt. Trotz allem aber und in lebhaftestem Widerspruch wird doch gerade der Fachmann das Buch mit urkräftigem Behagen lesen. — Ganz anders dagegen muss das Urteil über Wustmanns[59]) „Sprachdummheiten“ ausfallen. W. hatte auf Grund langjähriger Beobachtungen eine grosse Sammlung von Formen und Fügungen vorbereitet, die sein Sprachgefühl beleidigt hatten, Provinzialismen, Nachlässigkeitsfehler, Neubildungen. Die tiefere fachwissenschaftliche Bildung jedoch mangelte ihm, um diese Wildlinge zu ordnen und in richtiges Verhältnis zur Sprachentwicklung zu setzen, und statt sie nun einfach ohne Beiwerk darzubieten, liess er sich durch die Lektüre einiger neuerer Schriftsteller verlocken, seine Lesefrüchte vornehmlich auf den Gebieten anzuhäufen, auf denen diese vorgearbeitet hatten. Dadurch mussten notwendig die prinzipiellen Widersprüche, mit denen die erwähnten Schriftsteller von einander sich abhoben, nun vereint in W.s Darstellung Eingang finden, und diese Schwankungen vermochte auch die gesteigerte Urwüchsigkeit des Tones nicht zu verdecken. Immerhin wären alle diese Schattenseiten in den vereinzelten Grenzbotenartikeln nicht so grell hervorgetreten; erst die Vereinigung in einem Buche rückte sie so überraschend ans Licht. Trotzdem hat W.s Buch warme Freunde und Verteidiger gefunden und in erster Linie bei der so schlimm von ihm mitgenommenen Presse, während er bei den Vertretern der Sprachwissenschaft im allgemeinen scharfe Ablehnung erfahren musste. Dass er jedoch zu einem solchen Mittelpunkt in der Sprachbewegung geworden ist, wie ihn namentlich das nächste Berichtsjahr zeigen wird, das ist in jedem Falle ein Erfolg, und es wäre auch verkehrt, ihm das Verdienst absprechen zu wollen, dass er mächtig an dem Sprachgewissen der Nation gerüttelt hat. Die verschiedenen Irrtümer, die der Einzelne nun hierbei mit in den Kauf bekam, waren auch wohl weniger die Ursache, die unsere Gelehrtenwelt so sehr in den Harnisch brachte. Bei den meisten war es vielmehr die Befürchtung, dass dieser neue „Sprachgewaltige“ aus Leipzig, ohne es zu ahnen, Fesseln zu schmieden beginne, in denen unsere Sprache verkommen müsste — und das eben im Augenblick, da ihre freiere Bewegung in dem gesteigerten Verkehr des neuen Reichs und in den planmässigen Forschungen einer verjüngten Wissenschaft Flügel zu gewinnen schien. —

Das Hauptinteresse des Sprachvereins konzentriert sich noch immer um den Fremdwörterstreit. Das heftige Aufeinanderplatzen der Meinungen hat wenigstens Betrachtungen angeregt, die sich über den Streit hinaus zu erheben verstehen. Dass das Wort nicht etwas für sich Bestehendes sei, nicht einen Wert auspräge, den man beliebig von einer Sprache in die andere rollen kann, wie wir heutzutage im Zeitalter der Wörterbücher so gerne glauben, das kommt allmählich immer mehr zum Bewusstsein. Man lernt erkennen, dass das Wort nur als Bestandteil des Satzes auftritt, dass es vom Satzzusammenhang die Färbung seiner Bedeutung erhält, dass Gewohnheit und Ueberlieferung die Faktoren sind, die in bestimmten Verkehrkreisen bestimmte Wertgehalte mit dem Worte verknüpfen. Solche Erkenntnisse werden wohl die wichtigsten Ergebnisse der ganzen Polemik gegen den Sprachverein sein und sie spiegeln sich auch in Aufsätzen wie denen von Rhenius[60]) und Eckstein[61]). — Dagegen treten bei anderen Gegnern mehr untergeordnete Gesichtspunkte in den Vordergrund. Hanslick[62])

Altona. 27 S. — 58) Otto Schröder, V. papiernen Stil. 2 Aufl. Berlin, Walther & Apolant. VI, 102 S. M. 2,00 — 59) G. Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig, Grunow. 320 S. M. 2,00. |[Behaghel: Grenzb. II, S. 585/7; KZg. N. 962, 983, 1006, 1028, 1051; O. Erdmann: ZDPh. 24, S. 560/2; D. Sanders: ZDSpr. 5, S. 461/3, R. Bechstein: ZDU. 6, S. 64—72.]| — 60) Rhenius, Z. Sprachreinigung: Zeitgeist N. 20. — 61) E. Eckstein, Gedanke u. Wort: DDichterheim 12, S. 214/6. — 62) E. Hanslick, Modernes im Zeitungs- u. Theaterwesen: NFPr. N. 9687. — 63) E. Schiff, D. Kultur-

greift zur Verteidigung der Fremdwörter ein Gebiet heraus, aus dem die Bewegung von selbst wieder zurücktritt, sobald die Hochflut abgelaufen ist. — E. Schiff[63]) glaubt die Kulturbedeutung der Fremdwörter hervorzuheben, wenn er Schmarotzerpflanzen vorführt, die schon die verwälschte Epik unserer mittelhochdeutschen Zeit verunziert haben. — Fels[64]) endlich rückt ein gutes Recht des Schriftstellers, seine Sprache von eigenen künstlerischen Gesichtspunkten aus zu gestalten, in ein völlig schiefes Licht, indem er dem Sprachverein im besonderen verwehren will, an solchem Kunstwerk hinterdrein Kritik zu üben. — Demgegenüber steht der Sprachverein mit doppelter Wehr da. In einem historischen Ueberblick über die Thätigkeit früherer Sprachgesellschaften zeigt der schon oben genannte Pallmann[64a]), was diese Gesellschaften trotz aller Ungunst der Zeiten für unsere Sprache geleistet haben, und er zieht mit Recht ganz im Gegensatz zu manchen anderen verwandten Darstellungen daraus den Schluss, dass unter so günstig veränderten Verhältnissen auch die Thätigkeit des Sprachvereins Erfolg haben müsse. — Aehnlich kommt W. Cremer[65]) in einem gut orientierenden geschichtlichen Ueberblick über die Freunde und Gegner der Sprachbewegung zu der Forderung: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann". — Die Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins[66]) haben auch mit Geschick diejenigen Gebiete herausgefunden, auf denen vorwiegend gute alte deutsche Bezeichnungen mit fremden Eindringlingen im Kampfe liegen, so das häusliche und gesellschaftliche Leben, die Speisekarte, den Handel und seine Fachausdrücke, und sie kommen damit nur einem Bedürfnis entgegen, das sich schon anderweitig Bahn gebrochen hat. — Wie notwendig es ist, aus unserer Sprache wenigstens diejenigen Ausdrücke zu entfernen, die den guten alten deutschen Besitzstand verdrängt haben, das zeigen uns vor allem die Fremdwörterbücher, die allmählich zu einer unheimlichen Fülle des Wortvorrates anschwellen, wie z. B. die zweite Auflage von Sanders[67]) zeigt. Auch die vielen Auflagen, die ähnliche Werke erreichen, zeigen uns das betrübende Bild, dass bis in die weitesten Kreise hinunter die deutsche Sprache auf Krücken geht. —

I,9

Metrik.

Andreas Heusler.

Gesamtdarstellungen der neudeutschen Verskunst N. 1. — Allgemeines über Versbau N. 5. — Reim N. 10. — Rhythmus N. 13. — Einzelne Versarten N. 17. —

In den Gesamtdarstellungen der neudeutschen Verskunst finden wir den Uebergang zur historisch-rhythmischen Behandlung noch nicht vollzogen, während doch schon der antikisierende Dogmatismus Minckwitzischen Stiles ins Wanken geraten ist. Schmeckebiers älterer Versuch, die deutsche Verslehre der klassischen Schemata zu entkleiden, findet nur bedingte Zustimmung von Nicklas [1]). — Wesentlich auf antikisierendem Standpunkt steht S. Mehring [2]): er betrachtet Opitzens Reform als erlösend; die griechischen Taktnamen, auch der Spondeus, Amphimacer usw. werden beibehalten, der Begriff Auftakt wird abgelehnt, der altdeutschen Verskunst wird ein von Grund aus verschiedenes Prinzip zugeschrieben: „sie misst nur nach Hebungen". In Schillers Balladen wird das erste Neuaufleben der freieren Regung gefunden, daneben Heine, nicht Goethe, gewürdigt; die Nibelungenstrophe wird gelobt. Unter „Knüttelversen" versteht M. alle schlechten Verse. — Die Skizze von Tumlirz [3]) geht noch weiter im antiken Schematismus und steht dem Verständnis des altdeutschen Versbaues noch ferner. — Sanders [4]) bringt hauptsächlich ausführliche Zusammenstellungen über

---

bedeutung d. Fremdwörter: Zeitgeist N. 23. — **64**) F. Fels, Wider d. Sprachreinigungsteufel: ib. N. 16. — **64a**) (S. o. N. 21.) — **65**) W. Cremer, D. gegenw. Stand d. Kampfes für d Reinheit d. dtsch. Sprache. Hannover-Linden, Manz & Lange. 64 S. — **66**) Verdeutschungswörterbücher d allg. dtsch. Sprachvereins. 1. u. 2. Hft. (1. Die Speisekarte. 2. Aufl. 54 S. M. 0,30. — 2. Der Handel. 2. Aufl. 132 S. M. 0,60.) Leipzig, Hirt & Sohn. 12⁰. — **67**) D. Sanders, Fremdwörterbuch. 2. Aufl. 7.—10. (Schluss-)Lfg. (2 Bd. S. 65—616.) Leipzig. Wigand. je M. 1,20. —

1) J. Nicklas, O. Schmeckebier, Dtsch. Verslehre: BBG. 27, S. 129—30. — **2**) S. Mehring, Dtsch. Verslehre. (= UB. 2851/3.) Leipzig, Reclam. 16⁰. 308 S. M. 0,60. — **3**) K. Tumlirz, Grundzüge d. dtsch. Metrik. (= Anhang zu K. Tumlirz' Dtsch. Grammatik für Gymnasien.) Prag, Dominicus. 1890. 16 S. 10 Kr. — **4**) D. Sanders, Abriss d. dtsch.

nützliche Vorbereitung auf den noch ausstehenden Hauptteil des W.schen Werkes dar; der Abdruck der Texte ist, wie einige Stichproben ergaben, recht sorgfältig. — In ein anderes Grenzgebiet deutscher Kultur, nach Livland, gelangen wir durch eine Studie von Riekhoffs [2]), die, im ganzen nicht gerade für Fachmänner geschrieben, doch auch diesen durch die Heranziehung entlegener Lokallitteratur nützlich wird. Die kirchlichen und litterarischen Missstände waren am Ausgange des Mittelalters im deutschen Livland nicht andere als im Mutterlande (1504 trieb Tetzel dort sein Wesen), und so verliefen auch die neuen Bewegungen, Reformation und Humanismus, hier in derselben Art. Unter den Neulateinern hebt R., abgesehen von Joh. Lorichius, der nur kurze Zeit in Riga sich aufhielt, Daniel Hermann, ferner Basilius Plinius, den Vf. eines Gedichtes auf die Stadt Riga, Rutgerus Pistorius, der z. B. eine Elegie gegen den Adel gedichtet hat, und Andreas Knöpgen hervor, der sonst mehr in der Geschichte der Reformation bekannt ist. Letztere brachte hier in litterarischer Hinsicht neben geistlicher Lyrik und polemischen Versen bekanntlich vor allem ein wichtiges Drama hervor: Waldis' Spiel vom verlorenen Sohn, das R. eingehend behandelt, indem er betont, wie wichtig für die Entstehung des Stückes neben den eigenen Schicksalen des Dichters auch das Geschick des Andreas Bomhover war, der in jenen kirchlichen Kämpfen eine bedeutsame Rolle spielte. In der späteren Theatergeschichte dieser Gegenden treten dann besonders die sog. Schwarzenhäupter in Reval und Riga hervor; zwei Geistliche, Teuthorn und G. Marsas, haben sich besonders um die Aufführungen verdient gemacht und sind vielleicht sogar selbst dramatische Dichter gewesen. Besonders interessant für die Geschichte der nhd. Schriftsprache ist endlich ein an sich belangloses „Christliches Gespräch von der grausamen Zerstörung in Livland durch den Moskoviter" aus dem Jahre 1579: hier entschuldigt sich der Vf., Tilemann Brakel, ausdrücklich, dass er sich der hochdeutschen Sprache bediene. — Oswalds [3]) Aufsatz über den Einfluss Deutschlands auf England im 16. Jh. ist im Grunde nichts als ein Auszug aus Herfords von O. mit Recht gerühmtem Werk; zur Ergänzung empfiehlt O. Schaibles „Geschichte der Deutschen in England" und charakterisiert die beiden Autoren gegen einander durch den Satz: Herford hat immer die Bücher im Auge, Schaible die Menschen. —

Wie die allgemeine Geschichte des 16. Jh. in manchen politischen und religiösen Strömungen der Geschichte unserer Zeit parallel läuft — konnte doch Hutten erst in den Tagen der Einheitsbestrebungen und des Kulturkampfes eine Gestalt von volkspädagogischem Wert sein —, so bieten auch die socialen Bewegungen und Theorien im Zeitalter der Reformation Parallelen zur Gegenwart, die zur gegenseitigen Erhellung ebenso in wissenschaftlicher Forschung wie im praktischen Leben dienen können. Die sociale Aera der inneren Politik hat schon längst in die Geschichtsschreibung hinübergewirkt, so dass die Beachtung socialer Faktoren mehr und mehr wächst. Gestützt auf derartige Arbeiten der letzten Zeit stellt G. Winter [4]) Reformationszeit und Gegenwart nebeneinander, um zunächst in einem abgeschlossenen Teil ihre socialen Bewegungen zu vergleichen. Nachdem W. aus einem schnellen Ueberblick über die Entwicklung des modernen Socialismus den Satz gewonnen hat, dass eine der gewaltigen Veränderung der Produktionsmittel entsprechende Veränderung der Bedingungen der Produktion und Verteilung der Güter herbeizuführen sei, ohne dabei unsere gesamte historisch gewordene politische und geistige Kultur in Frage zu stellen, zeigt er in einem Rückblick auf die politische Geschichte des vorigen Jahrhunderts, dass eben im Kampf und Ausgleich der erhaltenden und der vorwärts strebenden Kräfte sich jede historische Entwicklung vollzieht, und geht dann dazu über, dies auch an der wirtschaftlich-socialen Entwicklung früherer Zeiten zu erläutern. Die sociale Frage, die freilich stets und überall lebendig war, hat in unserer eigenen nationalen Vergangenheit ihren schärfsten Ausdruck in den grossen Bauernkriegen von 1524/5 gefunden. Ihre Entstehung verfolgt nun W., um durchgehends mit einem Vergleich an der Gegenwart beide Bewegungen zu beleuchten. Ist der Träger der heutigen Socialdemokratie das städtische Proletariat, so geht die Erhebung des 15./16. Jh. vom kleinen Bauernstand aus; trat die heutige wirtschaftliche Krisis mit ungeahnter Plötzlichkeit auf, so ist die des 16. Jh. das Ergebnis einer Jahrhunderte langen Entwicklung, die W. in allen Einzelheiten der Kolonisationsfragen, der Lebensmittelpreise, des privaten und öffentlichen Rechts, der Zinsverhältnisse, der Grundhörigkeit, des Robots und des Gemeindelandes erörtert oder doch streift. Als Verkörperung der bäuerlich socialen, zumal der im Gegensatz zum heutigen Socialismus stark religiös gefärbten Bewegung zeichnet W. schliesslich die Gestalt und das Schicksal des Paukers von Niklashausen, jenes christlich-socialen Agitators des 15. Jh., den er selbst früher eingehend (Nord und Süd Bd. 50,

d. 16. Jh. 2. Tl. Ausgew. Texte.) Prag, Haase. IX, 205 u. 3 S. M. 5,20. — 2) Th. v. Riekhoff, Studien z. Litt. Alt-Livlands: BaltMschr. 38, S. 47—70. — 3) E. Oswald, Dtsch. Einfluss auf England im 16. Jh.: AZgB. N. 289—90. — 4) G. Winter, Sociale Bewegungen u. Theorien im Zeitalter d. Reformation u. in d. Gegenwart: VVPK. 112, S. 1—24, 145—64. —

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts.

II, 1

Allgemeines.

Siegfried Szamatólski und Max Herrmann.

Litteratur N. 1. — Geschichte: Allgemeines N 4; katholische Polemik N. 13. — Kunst N. 16. — Wissenschaft N. 20. —

All die zahlreichen und wertvollen Studien zur deutschen Litteraturgeschichte des 15./16. Jh. haben noch immer kein einheitliches Gesamtwerk gezeitigt. Von einem lokalen Gesichtspunkt lässt sich auch diesmal wieder Wolkan [1]) leiten, indem er seiner böhmischen Bibliographie (JBL. 1890 II 1:13) ausgewählte Texte aus der deutschen Litteratur Böhmens im 16. Jh. hinterherschickt. Es sind 17 Nummern: abgesehen von dem durch Wackernagel wenigstens teilweise abgedruckten Gesangbuch des Ch. Hecyrus, dem ersten deutschen Gesangbuch der böhmischen Katholiken, lauter bisher nicht wieder veröffentlichte Stücke und zugleich solche, in denen der Herausgeber etwas Charakteristisches erblickt. Geistliche Lieder druckt er ausserdem von Ch. Hosmann, ein geistliches „Haussliedlein“ von M. Berthold und ein „Gebet und Gesang wider den Türcken“ von G. Spindler. Zwei schöne neue Lieder episch-didaktischer Art, von G. Brentel in Frauenlobs Spätem Ton verfasst, leiten über zu der Tageslitteratur: zwei liedmässig behandelten Wundergeschichten, die sich zu Komotau 1574 und im Dorfe Auhrzitz 1586 zugetragen haben sollen, einer „Wahrhaftigen und gewissen Zeitung“, die von dem 1596 zwischen Polen und Siebenbürgen tobenden Kriege erzählt und dem Leser noch ein neues Lied wider das leichtsinnige Heiraten in den Kauf giebt, vor allem aber zwei in Reimpaaren geschriebenen, auch kulturhistorisch bedeutsamen Schilderungen der Bergstadt Joachimsthal aus den zwanziger Jahren; die eine ist von dem Augsburger Hans Lutz verfasst. Nach Joachimsthal führen auch die von W. gedruckten Prosastücke: ein „Mandat Jesu Christi“ von Nik. Hermann (1524), in dem ein „Christlicher krieg wider den teüffel vnnd sein hoffgesind mit Christlichen waffen“ abgemalt wird, und eine Leichenpredigt des Joh. Mathesius (1559 zuerst gedruckt). Aus der poetischen Didaktik bietet W. Fleissners „Ritterorden des Podagrischen Fluss“ (1594), interessant besonders als Quelle Jakob Ayrers. Endlich erhalten wir auch Proben des böhmischen Dramas. Den Ehrenplatz nimmt mit Recht Clemens Stephani ein, von dem nicht allein die nur hs. erhaltene Uebersetzung der terenzischen „Andria“ (1554), sondern auch „Ein kurtze vnd fast lustige Satyra oder Bawrenspil“ v. J. 1568 abgedruckt ist, das die auch durch Cervantes dramatisierte Geschichte vom Studenten als Schwarzkünstler in fünf Akten behandelt. Ausserdem finden wir M. Meissners 1579 verfasste, auch ins Czechische übersetzte „Historica Tragoedia“, deren Inhalt der Untergang Sodoms und Isaaks Opferung bildet; endlich eine stofflich interessante „Tragedia“, die einen misslungenen Anschlag der Böhmen und Ungarn gegen das Leben des Kaisers auf die Bühne bringt. Im Vorwort teilt W. die Varianten einer in Ulm bewahrten Ausgabe mit; textkritisch kommt wohl auch ein W. entgangener Berliner Druck (Yq 1521, s. l. 1594) in Betracht, der ebenfalls beachtenswerte Abweichungen bietet. So stellt sich das Ganze als eine

1) R. Wolkan, Ausgew. Texte aus d. dtsch. Litt. Böhmens im 16. Jh. (= Böhmens Anteil an d. dtsch. Litt.

die politische Freiheit gebracht haben. Des Rätsels Lösung giebt der Vf. dadurch, dass er, fast überall im Gegensatz zu Treitschkes rhetorisch bestechendem Essay über die Republik der Niederlande und in Anlehnung an Wenzelburgers Werk, deutlich darlegt, wie in beiden Fällen die Wirkung weniger aus der Glaubenslehre, als aus den Verhältnissen der Länder und Völker hervorging, in denen sie zür Herrschaft gelangte. Die Einzelheiten dieses Abschnitts, der sich ausschliesslich mit dem Calvinismus in den Niederlanden beschäftigt, gehören nicht in den Kreis unserer Betrachtung. — Auch die historische Einzelförschung gewährt uns einige Ausbeute. Viel weniger freilich als seine beiden Vorgänger kommt der dritte Band des grossen Quellenwerkes von Max Lenz [6]) für die allgemeine Geschichte der Reformationszeit in Betracht, er ist vielmehr in erster Reihe für die eigentlich politische Geschichte von hervorragender Bedeutung. Die Gestalt Bucers, die den ersten Bänden ein allgemeines Interesse sicherte, ist diesmal trotz des auch hier beibehaltenen Gesamttitels ganz vom Schauplatz abgetreten; er erscheint beinahe nur in den auf das ganze Werk bezüglichen Beigaben: einem Aktenverzeichnis, das den gesamten Briefwechsel des Landgrafen Philipp mit Bucer chronologisch registriert und sowohl die gefundenen wie die nicht gefundenen Stücke berücksichtigt, und in dem höchst inhaltreichen, von H. Wendt ausgearbeiteten Namen- und Sachregister. L. bietet diesmal als Ergänzung zum zweiten Bande hauptsächlich politische Aktenstücke, die durch einleitende und erläuternde Darstellung verbunden werden: es sind neben wenigen offiziellen Urkunden meist Korrespondenzen der landgräflichen Agenten über die Ereignisse auf dem Regensburger Reichstag und dem Naumburger Fürstentag von 1541, über die Entwicklung der Braunschweiger Fehde, über die Verhandlungen mit Bayern und endlich speciell Augsburger Nachrichten besonders aus den Jahren 1541—47. Natürlich tauchen auch in diesen politischen Mitteilungen gelegentlich Namen auf, die mit der Litteraturgeschichte mehr oder minder fest verknüpft sind; wir gewinnen Notizen über Luther, Melanchthon und Nik. Amsdorff, über Joh. Eck, Albrecht von Mainz und Heinrich von Braunschweig, den „Hans Worst", über Ambrosius Blaurer, Joh. Brenz und Heinrich Bullinger, über Jakob Sturm, Sebastian Schärtlin und Julius Pflug, endlich über Veit Dietrich und Joh. Zwick; in der eigentlichen Hauptrolle erscheint die feine Gestalt des bayerischen Kanzlers Leonhard von Eck. Speciell litterargeschichtlicher Art ist freilich von diesen Notizen keine einzige. Ganz leer geht aber auch die Litteraturgeschichte im engsten Sinne nicht aus. Einmal wird an der beinahe einzigen Stelle, wo Bucer im Text auftritt, auf eine hs. deutsche Uebersetzung des Entwurfs zum „Regensburger Buche" (1541) aufmerksam gemacht, in der L. mit Bestimmtheit eine von Bucer für den Landgrafen gefertigte Arbeit erkennt; L. beutet als Historiker den Fund natürlich nur für die Textkritik des lateinischen Wortlauts aus. Ferner gehört zu Philipps fleissigsten Korrespondenten Georg Frölich (Laetus), der alle die oben erwähnten Augsburger Nachrichten geliefert hat. Es ist derselbe Frölich, den Goedeke als ersten Uebersetzer des Stobaeus namhaft macht, der aber auch den Psalter verdeutscht, eine Uebertragung des Isokrates in Angriff genommen und eine von L. S. 529f. behandelte Schrift „Vom preis, lob vnnd nutzbarkeit der lieblichen Kunst Musica" verfasst hat. Was L. nun für unsere Kenntnis dieses Mannes Neues beibringt, ist zwar zunächst wenig litterarhistorischer Art, und auch Frölichs äussere Geschichte wird nur durch die Aufdeckung seiner Beziehungen zu Hessen (1549—1554) und durch den Nachweis vermehrt, dass sein Aufenthalt am Lauinger Hofe des Pfalzgrafen Ottheinrich vor seine endgiltige Rückkehr nach Augsburg (1554) fällt. Aber alle seine hier bekannt gemachten Briefe zeigen im Gegensatz zu den bisher zugänglichen trockenen Notizen Am Endes und Veiths, wozu L. noch den Hinweis auf die Herbergersche Publikation der Schärtlinkorrespondenz fügt, eine lebensvolle, prächtige Persönlichkeit, dessen grossdeutsche Gesinnung im Huttenschen Ton überall den trockenen Nachrichtenton durchbricht: „Wurd sich teutsche nacion nit selb retten und erhalten, so werden's die frembden nit thun." . . . . „waruf warten dann die Teutschen, das sie nit . . . sich in rechte bruderschaft, dahere sie Germani genennt werden, begeben . . .?" . . . „Wollt dann nichts volgen, das alsdann ain frumer Arminius verhanden were und stumpf und stile zu rettung der freihait ankeret; dem wurd Gott gluckh geben, fried ze machen." Ausserdem aber offenbart sich ein hervorragender Stilist, der in schlagenden Bildern, in glücklich gewählten Sprichwörtern und biblischen Anspielungen und in der Leichtigkeit des Satzbaues die übrigen Korrespondenten weit überragt; ein Vergleich dieser Schreibweise mit dem Stil der Uebersetzungen wäre eine dankbare Aufgabe. In einem Exkurs schreibt L. dem Frölich gegen Georg Voigt und Druffel auch die Autorschaft der Schrift vom Schmalkaldischen Kriege hauptsächlich aus inneren Gründen zu; eine sorgsame Stilprüfung könnte vielleicht die Entscheidung bringen. Endlich teilt L. „carmina" mit, die Frölich im April

Preuss. Staatsarchiven. Bd. 47.) Leipzig, Hirzel. 638 S. M. 16,00. — 7) G. Mayer, J. Komander: Wetzer u. Welte, Kirchen-

1541 dem Landgrafen als politisches Agitationsmittel angefertigt hat: 12 Distichen, in denen die vier Elemente ihren Zorn gegen Heinz von Braunschweig zum Ausdruck bringen. Mit einer unter gleichem Gesichtspunkt entstandenen, aber viel interessanteren Dichtung tritt nun auch der thätigste unter den landgräflichen Korrespondenten, der Augsburger Stadtarzt Gereon Sailer in die Litteraturgeschichte ein. Das in Liliencrons Sammlung IV, S. 269 ff. gedruckte umfangreiche „historische Volkslied“: „Wie der Herzog von Braunschweig . . . niedergelegen und gefangen worden“, war bisher wie die meisten dieser Nummern autorlos. Am 4. Nov. 1545 aber bekennt sich Sailer in einem Brief an den Landgrafen als Autor des Gedichtes, und wir gewinnen die überraschende und lehrreiche Erkenntnis, dass dieses „historische Volkslied“ durchaus weit vom Schuss entstanden ist; sie wird durch Sailers nächsten Brief (15. Nov.) noch schärfer hervorgehoben. Dem Schreiben liegt eine autorisierte Abschrift des Liedes bei, die gegenüber den Drucken eine ganz abweichende Strophe (39) und auch eine für die Entstehungsart bedeutsame Bemerkung enthält; L. teilt auch die gleichfalls beigefügte Melodie, eine Variante des „Pavialiedes“ in moderner Umschrift mit. Für Charakteristik und Biographie des neugewonnenen Dichters enthalten alle drei Bände eine Fülle des Materials. — G. Mayers [7]) kurzer Artikel über den „sog.“ Reformator Graubündens, Zwinglis Freund Joh. Komander, stellt, was bei Wagenmann (ADB. 16, S. 497 f.) und bei Riggenbach (Herzog und Plitt 8, S. 130/3) nicht zu finden ist, auf Grund einer jenen entgangenen Arbeit Th. v. Liebenaus fest, dass Komander aus dem Luzerner Gebiet stammt und in Escholzmatt und Ragaz Priester war, ehe er nach Chur kam. Sonst bietet der Artikel nur zwei neue, aber durch die angeführten Quellen nicht gerechtfertigte Behauptungen über den Verlauf der Disputation zu Jlanz und Komanders Beziehungen zu der Hinrichtung des Abtes Th. Schlegel; über Komanders eigentliche Wirksamkeit und über die wichtigste Litteratur wird man sich immer noch in den beiden angeführten Arbeiten unterrichten müssen, von denen M. wenigstens die erste bestimmt benutzt, von denen er aber keine citiert hat. — Nicht uninteressant als ein, freilich zunächst wohl nur für Trivialschulzwecke berechneter Versuch, den Specialstudien gegenüber den Verlauf der weltgeschichtlichen Hauptereignisse ins Auge zu fassen, ist eine Geschichtstafel [8]), die das 16. Jh. behandelt. Auch sie vermag freilich nicht, was der anonyme Vf. zu kühn verspricht, „dem Beschauer auf Einen Blick ein klares Bild des Jh. zu geben“; aber indem sie sich allzu komplizierter und doch nicht zum Ziele führender Versuche anderer kartographischer Geschichtsdarstellungen enthält, gelingt ihr recht hübsch die Vergegenwärtigung der Gleichzeitigkeit; durch eine geschickte Einrichtung kann man sofort für bestimmte Persönlichkeiten ersehen, welches ihre wichtigsten Zeitgenossen waren und welche bedeutsameren Ereignisse sie erlebt haben. Als Anhänger der vorwiegend politischen Geschichte rückt der Autor in die Mitte seiner Tafel als die massgebenden Gestalten fast lauter Regenten; zu ihnen gesellen sich nur drei „Persönlichkeiten, welche auf die Entwicklung der geschichtlichen Ereignisse einen wesentlichen Einfluss ausgeübt haben“. Auf diesen Nebensatz hin erwartet man natürlich den mit Recht eingeordneten Luther, aber wohl kaum Melanchthon und noch weniger Shakespeare zu finden. Unter den links nebengeordneten „kulturhistorischen“ Persönlichkeiten kommen für Deutschland in Betracht Brant, Reuchlin, Sickingen [9]), der aber nicht „zu Baden“ geboren ist, Hutten, Dürer, Zwingli, Erasmus, Holbein, Cranach, Götz von Berlichingen und Hans Sachs. Für stille Mitarbeiter hat der Vf. viel Papier frei gelassen. — Von Janssens [10-11]) Geschichte des deutschen Volkes sind im Berichtsjahr wieder zwei Bände in neuen Auflagen herausgekommen. Während der zweite Band sich selbst nur als einen unveränderten Abdruck der fünfzehnten, verbesserten Auflage bezeichnet, fordert der dritte Band als fünfzehnte, vermehrte Auflage einen Vergleich mit der vorhergehenden Ausgabe, auf den wir leider verzichten müssen, da uns letztere vorläufig nicht zugänglich ist: das ist um so bedauerlicher, als hier wohl eine Ausgabe letzter Hand vorliegt. —

Nur um eine neue Auflage scheint es sich dagegen bei dem 17—19. Tausend derjenigen Schrift zu handeln, die Janssen [12]) gegen den Ansturm protestantischer Kritik erliess und die man wohl als Hauptstück der neueren historischen katholischen Polemik ansehen darf; die unmittelbar vorangehende Ausgabe steht uns leider auch hier nicht zur Verfügung. — Weit entfernt von dem gewöhnlichen Standpunkt der

---

lexikon 7, S. 941/2. — 8) Geschichtstafel d. 16. Jh. Frankfurt a. M., Jügel. M. 0,60. — 9) ○ Th. von Liebenau, F. v. Sickingen u. d. Eidgenossen: ASchweizG. 22, S. 152/4. — 10) J. Janssen, Gesch. d. dtsch. Volkes seit d. Ausgang d. MA. 2. Bd.: V. Beginn d. politisch-kirchlichen Revolution bis z. Ausgang d. socialen Revolution v. 1525. 16. Aufl. Unveränd. Abdr. d. 15., verb. Aufl. Freiburg, Herder. XXXII, 613 S. — 11) id., Gesch. d. dtsch. Volkes seit d. Ausgang d. MA. 3. Bd.: D. polit.-kirchliche Revolution d. Fürsten u. d. Städte u. ihre Folgen für Volk u. Reich bis z. sogen. Augsburger Religionsfrieden v. 1555. 15. verm. Aufl. ebda. XLIV, 792 S. M. 7.00. — 12) id., An meine Kritiker. Nebst Ergänzungen u. Erläuterungen zu d. ersten 3 Bänden meiner Gesch. d. dtsch. Volkes. Neue Aufl. (17—19. Tausend). ebda. 227 S. M. 2,20.

protestantischen Kritik, doch nahe der im vorigen Bande (1890 II 1 : 8) erwähnten Meinung Ottokar Lorenz' steht das Urteil über Janssens Werk, das der Rembrandtdeutsche seinem Buche neuerdings eingefügt hat und das schon dadurch bedeutsam wird, dass die Historisch-politischen Blätter[13]) es abdrucken und scheinbar stillschweigend anerkennen. Dem Rembrandtdeutschen erscheint es bezeichnend für die jetzige deutsche Wissenschaftlichkeit, dass man einen Forscher wie Janssen, den gründlicher Fleiss, Wahrheitsliebe und eine durch seinen besonderen Standpunkt bedingte subjektive Geschichtsauffassung, die — hier liegt eine über das besondere Urteil hinausgehende intime Berührung mit Lorenz — dem Historiker so notwendig ist wie die Objektivität, kennzeichnet, in ehrenrühriger Weise angreift, ohne Subjektivität von mala fides zu unterscheiden. „Der Unparteiische wird es als ein Verdienst Johannes Janssens ansehen, dass er auch einmal die Kehrseite des Reformationszeitalters aufgezeigt hat; der Vernünftige wird seine wie der protestantischen Geschichtsschreiber Darstellung gegen einander abwägen und sich selbst ein Urteil bilden; nur der Träge und Voreingenommene wird bei ihm zu kurz kommen.“ — Ein ebenfalls von den Historisch-politischen Blättern[14]) ergangenes Urteil über den Streit zwischen katholischer und protestantischer Geschichtsschreibung verdient Beachtung weniger um der Specialdebatte willen, in der G. Lösche und O. Kohlschmidt auf Grund ihrer Beiträge zu dem von protestantischer Seite gelieferten „Theologischen Jahresbericht“ („Kirchengeschichte“ bez. „Interkonfessionelles“) parteiischer und unkritischer Berichterstattung angeklagt worden, als wegen der prinzipiellen Erklärung über die Aufgabe der Wissenschaften im allgemeinen und der Jahresberichte im besonderen. Nicht nur dass die schweren Anforderungen des „suum cuique“ und des „ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ“, die Lösche bei F. v. Bezold bewundert, aber selbst nicht erfüllt habe, aufgenommen werden, heisst es in einem Abschnitt, den die JBL. gern verzeichnen und auch unterzeichnen: „In einem Lande wie Deutschland, das nur äusserlich geeinigt, in dem das Misstrauen der einzelnen Stämme und der verschiedenen Religionsgesellschaften unter einander fortdauert, hat die Wissenschaft eine hohe Aufgabe zu erfüllen. Sie ist an und für sich geeignet, das einigende Band zu sein und nicht bloss die verschiedenen Stämme eines Reichs, sondern auch verschiedene Rassen, verschiedene Religionsgesellschaften einander näher zu bringen. Zu dem Zwecke ist es nötig, Mässigung und Milde im Urteil walten zu lassen, alles was dem Gegner, den man gewinnen will, Anstoss geben könnte, zu vermeiden. Unter allen wissenschaftlichen Unternehmungen können Jahresberichte über Geschichtswissenschaft, Theologie, Philosophie die Eintracht unter den Konfessionen befördern; auf der anderen Seite sind Jahresberichte, in denen Schroffheit und Fanatismus geduldet wird, ganz dazu angethan, das schon begonnene Friedenswerk zu zerstören.“ Mögen diese Sätze auf allen Seiten recht verstanden und auch zu Thaten werden. —

Um eine der bevorzugten Streitfragen katholischer Polemik, um den Wert der Kunst der Renaissance, dreht sich ein anonymes Heft[15]), freilich weniger, um diese Frage sachlich zu erörtern, als um — wie schon der altertümlich breite Titel verrät — persönlich einen Kunsthistoriker zur Strecke zu bringen, der zwei Capacitäten katholischer Kunstgeschichtsauffassung mit dem Feuer eines Konvertiten angegriffen hatte. Lübke war bereits vor einer langen Reihe von Jahren einmal gegen Reichensperger losgegangen, von diesem jedoch durch Androhung unangenehmer Veröffentlichungen über katholische Velleitäten seiner Frühzeit zur Ruhe gezwungen worden. Als Lübke den Frieden neuerdings brach, brannte Reichensperger los, und nun nimmt ihn noch die anonyme Broschüre in ein lustiges Kreuzfeuer, zu dem ausser Reichensperger und Janssen Ludwig Pfau, Hermann Riegel, F. X. Kraus, mittelbar auch Dohme und Bode u. a. die Munition liefern mussten. Der Ruhmestempel Lübkescher Kunstweisheit, für deren Giebel das Motto des Anonymus „Ego sum Phaëton“ — so hatte der Vielgewandte einmal die Umschrift eines Christusbildes „EGO SŪ AL PHA ET O“ aufgelöst — ganz trefflich passte, liegt nun vor allem Volk in Trümmern. Die Einzelheiten der vernichtenden Anklagen hier aufzuführen, ist nicht die Aufgabe der JBL., da für wissenschaftliche Kreise all die Blössen Lübkes, auf die hier von neuem mit Fingern gedeutet wird, ja längst aufgedeckt sind. Selbständiger, wenn auch zum grösseren Teil auf Janssen fussend, ist erst die zweite Hälfte der Schrift, wo im Gegensatz zu Lübke ausgeführt wird, zunächst dass die Bibel selbst schon die Renaissance als Kunst der idealen Nacktheit verurteile, ferner im Anschluss an W. Lecky u. a., dass die religiösen und damit verwandten Darstellungen, auf die sich Lübke gegen Janssen beruft, nur zum Vorwand für die Darstellung einer bloss weltlichen Schönheit dienten,

— 13) Rembrandt als Erzieher. Z. 37. Aufl. noch einmal: HPBll. 108, S. 900—10. (Vgl. hier S. 906/7.) — 14) D. „Theologische Jahresbericht“ von 1890: ib. S. 620/9. — 15) Reichensperger-Janssen u. d. Kunsthistoriker Prof. Dr. Wilhelm Lübke. Z. Kennzeichnung neuester Kunstschriftstellerei, namentlich in Sachen der im 16. Jh. in Deutschland eingeführten „antikisch-wälschen

endlich mit zahlreichen und verschiedenartigen zeitgenössischen Belegen, dass auch jene Zeit schon von der „bedenklichen Prüderie wie von einem bösen Aussatz angesteckt“ war gegenüber denjenigen Kunsterzeugnissen der Renaissance, von denen uns der Anonymus eine sorgfältig für seine Zwecke ausgewählte Galerie zugänglich macht. Im Verlauf dieser Betrachtungen versteht er einen Satz aus dem „Laokoon“ als Sprungbrett zu benutzen, um sich an die Seite des „Berliner Männerbundes zur Bekämpfung der Unsittlichkeit“ zu bringen. So wenig man gegen die vielfach treffenden Ausführungen des Anonymus das haltlose Gerede Lübkes vertreten kann, so wenig wird man sich in Sachen der Kunst und ihrer Geschichte auf die enge moralistisch-konfessionelle Grundlage stellen können: der Hinweis der Broschüre auf Janssens Urteil über die vorbildliche Kunst des griechischen Klassicismus, wenn es auch in dieser Form kaum annehmbar ist, eröffnet selbst schon den Ausblick auf einen freieren Standpunkt. — Vom Herausgeber einer grossen englischen Zeitschrift aufgefordert, gab Direktor W. Bode[16]) einen interessanten Bericht über den erstaunlichen Fortschritt des Berliner Renaissance-Museums seit 1870. Obgleich unsere Geldmittel mit den englischen noch immer nicht zu vergleichen sind, so konnten wir doch durch Scharfblick der Leitung und dank der Unterstützung des späteren Kaisers Friedrich über diese mächtige Konkurrenz zuweilen siegen. Aus B.s Erörterung der veränderten Beziehungen unseres Museums zum Publikum und zur Presse, besonders aber zu den Künstlern und Kunsttheoretikern, auf welch letztere beide ein Schlaglicht durch einen Vergleich mit England fällt, ist die runde Abfertigung des romanisierten schweizerischen Kunstkritikers mit dem russischen Pseudonym herauszuheben. Auch für die wichtigen Katalogarbeiten hat B. England als mustergiltiges Vorbild anerkannt, das von Deutschland nur durch die technischen Vorzüge der photographischen Beigaben übertroffen werde. In aller Bescheidenheit rühmt sich B. der durch mühsame Reisen erschwerten Ankäufe und Entdeckungen, besonders für die Abteilung italienischer Skulpturen, die sich jetzt mit den bedeutendsten Sammlungen selbst Italiens messen kann. In B.s Ausführungen über den Plan der Einrichtung des Museums verdient die Absicht, die er in einem Musterstück für das zukünftige selbständige Renaissancemuseum schon im alten Hause jüngst versucht hat, den Beifall und Dank aller derer, die für die Leiden der Museumskrankheit empfänglich sind: B. will unter allen Kunstwerken nur wenige von den besten Bildern wie Statuen jeder Schule und Epoche auswählen und sie in einem Raume aufstellen, der in jeder Hinsicht, in Architektur, Möbeln, Teppichen usw. den Stil der besonderen Zeit und Schule repräsentieren soll; z. B. die Werke des 18. Jh. in einer Roccocogallerie, Rubens und Van Dyk in einem Barockzimmer, Botticelli und Donatello in einem Florentiner Saal usw. Es sind die Ideen des Kaisers und der Kaiserin Friedrich, die auch Kaiser Wilhelm II. für das hoffentlich bald erstehende Renaissance-Museum annahm. Den Aufsatz beschliesst ein stattlicher namentlicher Ueberblick der Schätze des Museums, das wie in der Malerei so in der Skulptur seine Stärke im 15. Jh. hat. — Auch einige Einzelheiten seien hier angeführt. Eine von dem Leipziger Antiquar Hiersemann ausgebotene Bilderhandschrift[17]), die ein Nürnberger Künstler um 1565 gezeichnet und gemalt und die Siegmund Heldt mit erläuterndem Text ausgestattet hat, bietet anscheinend eine Fülle des Materials für die Nürnberger Kulturgeschichte im speciellen, für die Geschichte des Kostüms und der Trachten, der ritterlichen Spiele, der Volksbelustigungen und des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland während des 16. Jh. im allgemeinen; litterarhistorisch interessant scheinen besonders Bl. 97—107 zu sein, wo Nürnberger Fastnachtspiele abgebildet sein sollen. — Für seine Biographie Sebald Schreyers, des Mäcens nürnbergischer Kunst und Litteratur, hält sich Mummenhoff[18]) doch gar zu ängstlich an die Darstellung B. Hartmanns (Celtis in Nürnberg, 1889, S. 21 ff.); ergänzt und berichtigt werden nur einige Nebendinge.[19]) —

Die Bedeutung einer der Kultur dieses Zeitalters, insbesondere der Renaissance scheinbar recht fern stehende Wissenschaft, der Mathematik, für die kulturelle und künstlerische Entwicklung erörtert Rudio[20]) mit fachmännischer Kenntnis in einem populären Vortrag. Er zeigt, wie durch die zu Beginn des Zeitraumes aufkommende Buchdruckerkunst die durch die Araber vermittelte indische Positionsarithmetik, deren Wert in der Benutzung einfacher Zahlzeichen und der Darstellung beliebiger Zahlen durch Nebeneinandersetzen der zehn Zeichen besteht, und die auf Grund des ptolemäischen Systems erwachsene Astronomie, nachdem beide Wissenschaften schon seit Anfang des 13. Jh. im Besitz des Abendlandes gewesen waren, nun erst einen mächtigen Aufschwung nahmen. R. weist ferner darauf hin, wie die grossen Meister der

---

Kunstmanier“, genannt „deutsche Renaissance“. Frankfurt a. M., Foesser. 36 S. M. 0,50. — 16) W. Bode, The Berlin Renaissance Museum: FortnightlyRev. 50, S. 506—15. — 17) E. Nürnberger Bilderhs. d. 16. Jh.: FränkKur. N. 517. — 18) Mummenhoff, Seb. Schreyer: ADB. 32, S. 492/4. — 19) × G. Wolfram, Neue Untersuchungen über d. Alter d. Reiterstatuette Karls d. Grossen: JbGesLothrG. 3, S. 321—44. (S. 340 f. über Dürersche Ornatstudien z. Bilde Karls d. Gr. nach e. ihm als echt geltenden Nürnberger Schaustück.) — 20) F. Rudio, Ueber d. Anteil d. mathematischen Wissenschaften an d.

Renaissance, Lionardo, Rafael, Dürer, die Verwandtschaft ihrer Kunst mit der mathematischen Erkenntnis fühlten, wie zumal Lionardo ein genialer Mathematiker und Physiker war und wie nur aus dem Zusammenwirken mathematischer und künstlerischer Faktoren die Ausbildung der Lehre von der Perspektive durch Lionardo und Dürer sich erklären lässt. Im selben Jahr, in dem Dürers Werk über die Messung mit Zirkel und Richtscheit erschien, wurde auch von Melanchthon am Nürnberger Gymnasium die erste Lehrstelle für Mathematik gestiftet. Auch die Wirksamkeit des in Nürnberg schaffenden Regiomontan und seine „Ephemeriden", eine Art Himmelschronik, werden in ihrer Bedeutung für die Entdeckungen der Diaz, Vasco de Gama und Columbus betrachtet und so diese Thaten als Früchte einer zielbewussten Gedankenarbeit erwiesen, die ihren Ursprung in den exakten Wissenschaften der Renaissance hatte. Nachdem R. auch der Astrologie und ihrer Bekämpfung durch die Renaissance gedacht hat, schliesst er mit einem Hinweis auf das heliocentrische System des Kopernicus, womit das Zeitalter der Renaissance endet und eine neue Weltauffassung sich eröffnet.[21-22]) —

II,2

Lyrik.

Georg Ellinger.

Geistliche Lyrik: Gesamtcharakteristik N. 1. — Lokale Gesichtspunkte N. 3. — Neue Mitteilungen N. 6. — Biographien: Katholiken N. 7; Protestanten N. 9; Sektirer N. 16. — Verfasserfragen N. 19. — Meistergesang N. 22. — Volksgesang N. 26. — Musik N. 39. —

Von zusammenfassenden Arbeiten über die Geschichte der geistlichen Lyrik und zumal des Kirchenliedes [1]) ist in dem Berichtsjahre nur eine namhaft zu machen, die kurze Gesamtcharakteristik, welche Bäumker [2]) der Entwicklung des katholischen und protestantischen Kirchenliedes widmet. Die beiden Teile seiner Arbeit sind nicht ganz von gleichem Werte; die Skizze über das katholische Kirchenlied giebt einen gut orientierenden Ueberblick, wenngleich es der Vf. etwas zu überschätzen scheint und Kirchenlied und geistliches Lied nicht immer sorgfältig genug auseinanderhält. Seine Darstellung der Geschichte des protestantischen Kirchenliedes dagegen beruht nicht in demselben Masse auf umfassender Herrschaft über das gesamte Material; deshalb begnügt sich B. auch, die Thatsachen in der herkömmlichen Reihenfolge und Beleuchtung zu geben, und so kommt es, dass man über wichtige Punkte, z. B. über die Anregungen, die am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jh. auch dem Kirchenliede der Orthodoxie aus dem Pietismus zuflossen, gar keine oder doch unzureichende Auskunft erhält. —

Von Arbeiten, die das Kirchenlied unter lokalen Gesichtspunkten behandeln, ist zunächst eine wertvolle Darstellung Wolkans [3]) zu nennen. Der Vf. betrachtet nacheinander die Gesangbücher der böhmischen Brüder, zunächst die von Michael Weisse 1531 herausgegebene Sammlung. Die hier vereinigten 157 Lieder unterzieht W. einer eingehenden Untersuchung, er weist nach, wie Weisse sich in ihnen teils an ältere lateinische Hymnen, teils an Luthers Lieder und gelegentlich auch an andere protestantische Dichter, Adam Reusner, anlehnt; er versteht die poetische Individualität Weisses in ihren Vorzügen und Mängeln fein zu charakterisieren. Eine neue Ausgabe (Ulm 1538) ist, wie W. im Gegensatze zu Wackernagel darlegt, um ein Lied vermehrt worden. Einschneidende Aenderungen erlitt Weisses Werk durch die Umarbeitung, die 1544 Joh. Horn vornahm. Die Veranlassung zu dieser Umgestaltung gab die veränderte Stellung der Brüder zu Luther, dessen Abendmahlsbegriff sie sich angenähert hatten. Die Folge davon war, dass alle Stellen, in denen Weisse seine im wesentlichen mit Zwinglis Auffassung sich deckende Anschauung vom Abendmahl zum Ausdruck gebracht hatte, entweder nach der Lutherschen Lehre umgebildet oder überhaupt weggelassen wurden.

Kultur d. Renaissance. Rathausvortrag. (Ref. v. K.): NZürchZg. v. 26. März. — 21) × Domanovszki, Gesch. d. Philosophie d. Renaissanse. Budapest (Franklingesellschaft) 1891. 489 S. Fl. 4,00. (In ungarischer Sprache): ThLBL. 12, S. 275. — 22) ×× (I 5 : 22.) —

1) × G. Backhaus, Etwas v. kath. Kirchenliede: KZEU. 40, S. 333—40. (Populärer Auszug aus N. 2 mit prakt. Absichten.) — 2) W. Bäumker, Kirchenlied; Wetzer u. Welte, Kirchenlexikon 7, S. 600—23. — 3) R. Wolkan, D. Kirchen-

endlich mit zahlreichen und verschiedenartigen zeitgenössischen Belegen, dass auch jene Zeit schon von der „bedenklichen Prüderie wie von einem bösen Aussatz angesteckt“ war gegenüber denjenigen Kunsterzeugnissen der Renaissance, von denen uns der Anonymus eine sorgfältig für seine Zwecke ausgewählte Galerie zugänglich macht. Im Verlauf dieser Betrachtungen versteht er einen Satz aus dem „Laokoon“ als Sprungbrett zu benutzen, um sich an die Seite des „Berliner Männerbundes zur Bekämpfung der Unsittlichkeit“ zu bringen. So wenig man gegen die vielfach treffenden Ausführungen des Anonymus das haltlose Gerede Lübkes vertreten kann, so wenig wird man sich in Sachen der Kunst und ihrer Geschichte auf die enge moralistisch-konfessionelle Grundlage stellen können: der Hinweis der Broschüre auf Janssens Urteil über die vorbildliche Kunst des griechischen Klassicismus, wenn es auch in dieser Form kaum annehmbar ist, eröffnet selbst schon den Ausblick auf einen freieren Standpunkt. — Vom Herausgeber einer grossen englischen Zeitschrift aufgefordert, gab Direktor W. Bode[16]) einen interessanten Bericht über den erstaunlichen Fortschritt des Berliner Renaissance-Museums seit 1870. Obgleich unsere Geldmittel mit den englischen noch immer nicht zu vergleichen sind, so konnten wir doch durch Scharfblick der Leitung und dank der Unterstützung des späteren Kaisers Friedrich über diese mächtige Konkurrenz zuweilen siegen. Aus B.s Erörterung der veränderten Beziehungen unseres Museums zum Publikum und zur Presse, besonders aber zu den Künstlern und Kunsttheoretikern, auf welch letztere beide ein Schlaglicht durch einen Vergleich mit England fällt, ist die runde Abfertigung des romanisierten schweizerischen Kunstkritikers mit dem russischen Pseudonym herauszuheben. Auch für die wichtigen Katalogarbeiten hat B. England als mustergiltiges Vorbild anerkannt, das von Deutschland nur durch die technischen Vorzüge der photographischen Beigaben übertroffen werde. In aller Bescheidenheit rühmt sich B. der durch mühsame Reisen erschwerten Ankäufe und Entdeckungen, besonders für die Abteilung italienischer Skulpturen, die sich jetzt mit den bedeutendsten Sammlungen selbst Italiens messen kann. In B.s Ausführungen über den Plan der Einrichtung des Museums verdient die Absicht, die er in einem Musterstück für das zukünftige selbständige Renaissancemuseum schon im alten Hause jüngst versucht hat, den Beifall und Dank aller derer, die für die Leiden der Museumskrankheit empfänglich sind: B. will unter allen Kunstwerken nur wenige von den besten Bildern wie Statuen jeder Schule und Epoche auswählen und sie in einem Raume aufstellen, der in jeder Hinsicht, in Architektur, Möbeln, Teppichen usw. den Stil der besonderen Zeit und Schule repräsentieren soll; z. B. die Werke des 18. Jh. in einer Roccocogallerie, Rubens und Van Dyk in einem Barockzimmer, Botticelli und Donatello in einem Florentiner Saal usw. Es sind die Ideen des Kaisers und der Kaiserin Friedrich, die auch Kaiser Wilhelm II. für das hoffentlich bald erstehende Renaissance-Museum annahm. Den Aufsatz beschliesst ein stattlicher namentlicher Ueberblick der Schätze des Museums, das wie in der Malerei so in der Skulptur seine Stärke im 15. Jh. hat. — Auch einige Einzelheiten seien hier angeführt. Eine von dem Leipziger Antiquar Hiersemann ausgebotene Bilderhandschrift[17]), die ein Nürnberger Künstler um 1565 gezeichnet und gemalt und die Siegmund Heldt mit erläuterndem Text ausgestattet hat, bietet anscheinend eine Fülle des Materials für die Nürnberger Kulturgeschichte im speciellen, für die Geschichte des Kostüms und der Trachten, der ritterlichen Spiele, der Volksbelustigungen und des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland während des 16. Jh. im allgemeinen; litterarhistorisch interessant scheinen besonders Bl. 97—107 zu sein, wo Nürnberger Fastnachtspiele abgebildet sein sollen. — Für seine Biographie Sebald Schreyers, des Mäcens nürnbergischer Kunst und Litteratur, hält sich Mummenhoff[18]) doch gar zu ängstlich an die Darstellung B. Hartmanns (Celtis in Nürnberg, 1889, S. 21 ff.); ergänzt und berichtigt werden nur einige Nebendinge.[19]) —

Die Bedeutung einer der Kultur dieses Zeitalters, insbesondere der Renaissance scheinbar recht fern stehende Wissenschaft, der Mathematik, für die kulturelle und künstlerische Entwicklung erörtert Rudio[20]) mit fachmännischer Kenntnis in einem populären Vortrag. Er zeigt, wie durch die zu Beginn des Zeitraumes aufkommende Buchdruckerkunst die durch die Araber vermittelte indische Positionsarithmetik, deren Wert in der Benutzung einfacher Zahlzeichen und der Darstellung beliebiger Zahlen durch Nebeneinandersetzen der zehn Zeichen besteht, und die auf Grund des ptolemäischen Systems erwachsene Astronomie, nachdem beide Wissenschaften schon seit Anfang des 13. Jh. im Besitz des Abendlandes gewesen waren, nun erst einen mächtigen Aufschwung nahmen. R. weist ferner darauf hin, wie die grossen Meister der

---

Kunstmanier“, genannt „deutsche Renaissance“. Frankfurt a. M., Foesser. 36 S. M. 0,50. — 16) W. Bode, The Berlin Renaissance Museum: FortnightlyRev. 50, S. 506—15. — 17) E. Nürnberger Bilderhs. d. 16. Jh.: FränkKur. N. 517. — 18) Mummenhoff, Seb. Schreyer: ADB. 32, S. 492/4. — 19) × G. Wolfram, Neue Untersuchungen über d. Alter d. Reiterstatuette Karls d. Grossen: JbGesLothrG. 3, S. 321—44. (S. 340 f. über Dürersche Ornatstudien z. Bilde Karls d. Gr. nach e. ihm als echt geltenden Nürnberger Schaustück.) — 20) F. Rudio, Ueber d. Anteil d. mathematischen Wissenschaften an d.

dem sich jedoch in dem Antiphonale die bekannte Zusatzstrophe findet, erklärt A. daraus, dass der Sammler bei den zahlreichen in Meissen verbreiteten Gesangbüchern bekanntere Lieder nicht aufgenommen habe. —

Von ungleichem Werte sind die neuen Mitteilungen, die Englert [6]) aus dem Material der Zweibrückener Gymnasialbibliothek macht. Die grösste Bedeutung darf der erste Teil beanspruchen, in dem ein hs. Gebet- und Liederbuch, „Bethgesangbüchle“, unter Abdruck wichtiger Teile beschrieben wird. Die Papierhs. stammt aus der zweiten Hälfte des 16. Jh. und enthält neben Gebeten, Stellen aus der Bibel und den Kirchenvätern ungefähr sechzig Lieder, meist in vierzeiligen Strophen abgefasst und paarweise gereimt. Doch ist der Reim mit grosser Freiheit behandelt, zuweilen fehlt er ganz. Die mitgeteilten Stücke, die wie die übrigen Lieder offenbar von dem Sammler verfasst worden sind, legen von der Begabung des Dichters kein ungünstiges Zeugnis ab. Der Ausdruck zeichnet sich durch eine gewisse Schlichtheit vorteilhaft aus; in Aufzählungen, in zwei Naturbildern und in naiven Einkleidungen, so namentlich in dem Liede, worin die Seele von dem Leibe Abschied nimmt, tritt eine unverkennbare volkstümliche Kraft zu Tage. Die übrigen Teile der Arbeit kommen diesem ersten an Wert nicht gleich; der zweite Abschnitt bringt Nachrichten über ein geschriebenes Gebetbuch aus den zwanziger Jahren des 17. Jh., das ausser einer Reihe von gereimten Gebeten und Sprüchen zahlreiche fast durchweg bekannte und sehr flüchtig abgeschriebene Lieder enthält. Den beigegebenen Varianten kommt für die Besserung der Texte nirgends Wert zu; unter den bisher unbekannten Liedern ist das von einer Dichterin verfasste „Ach Gott vom Himmelreich“ um seines volkstümlichen Schlusses und ein recht ungelenkes Lied auf den Tod Herzog Ludwigs von Württemberg um seines Stoffes willen bemerkenswert. Auch die Angaben über das von Wackernagel nicht benutzte Coburger Gesangbüchlein von 1621 tragen nicht sonderlich zur Vermehrung unserer Kenntnis des Kirchenliedes bei, da die abgedruckten Lieder bis auf zwei akrostichische, Fürstinnen gewidmete Stücke in gleicher oder ähnlicher Fassung bereits bekannt sind. Von den kleineren Beiträgen, die die Schrift giebt, sei noch der Hinweis auf die Wackernagel entgangene erste Ausgabe der „Chronica der alten römischen Kaiser“ von Adolarius Roth (1582) und die Mitteilung eines akrostichischen Kirchenliedes von W. Böhme († wahrscheinlich 1621 oder 1622) hingewiesen; auch die Vermutungen über den Vf. des Liedes: „Ich hoff allein zu Gott“, seien den Hymnologen zur Beachtung empfohlen. —

Eine Reihe kurzer biographischer Darstellungen hat die Allgemeine Deutsche Biographie verschiedenen Liederdichtern gewidmet. Ueber diese Arbeiten lässt sich im allgemeinen sagen, dass in ihnen das Biographische nach den gangbaren Quellen und Hilfsmitteln zwar richtig angeführt wird, dass aber fast nirgends der Versuch gemacht worden ist, die poetische Thätigkeit der behandelten Dichter zu charakterisieren. So behandelt Bäumker [7]) den katholischen Liederdichter Christoph Schweher (Christophorus Hecyrus). Er stellt die dürftigen Notizen zusammen, die über sein Leben sich gewinnen lassen; danach kann man ungefähr berechnen, dass er zwischen 1520 und 30 geboren ist; 1581 lebte er als Pfarrer zu Caden in Böhmen; 1594 erschien noch eine lateinische Schrift von ihm. Ueber sein Werk bringt B. nur bibliographische Angaben, trotzdem gerade dieser Dichter, der mit einer selbst für das sechzehnte Jh. auffallenden Ungelenkigkeit in der Form seine Lieder zurechtzimmerte, zu stilistischen Beobachtungen reichlich Veranlassung bietet; der Hauptzug seines Charakters scheint eine schlechte und rechte Frömmigkeit gewesen zu sein. Von seinen Liedern wird man sich am meisten durch das „Klagelied eines büssenden Sünders“ angesprochen fühlen, in dem auch eine gewisse Individualität sich geltend macht. — Eine kurze Notiz über einen älteren geistlichen Dichter giebt P. Beck [8]); sie betrifft den 1483 zum Abt des Prämonstratenserstiftes Weissenau gewählten Plebanus Gässler und erwähnt dessen aus Ravensburg stammende Familie. —

Von protestantischen Kirchenliederdichtern hat A. Schumann [9]) Joh. Schneesing behandelt, der, am Ende des 15. Jh. geboren, 1567 als Pfarrer zu Friemar in Thüringen starb. Der Vf. bejaht ganz mit Recht die Frage, ob Schneesing der Dichter des schönen Liedes „Allein zu Dir Herr Jesu Christi“ ist. — Bertheau [10]) widmet dem wenig bekannten Schütz eine Notiz und erwähnt das einzige Lied, durch das er uns bekannt ist, das in einem Augsburger Einzeldruck von 1524 vorliegende Stück: „Christenheit hat den höchsten Preis“. Für die Persönlichkeit des Vf. lässt sich indessen aus diesem Liede doch mehr folgern, als B. thut. Er war ein Süddeutscher und wahrscheinlich in einer grossen Stadt, vielleicht in Augsburg selbst, zu Hause. Er

in Meissen: MVGMeissen 2, S. 297–316. — 6) A. Englert, Beitrr. z. Litt. d. geistl. Liedes. Progr. d. k. Kreisrealschule. München, Krämer. 46 S. — 7) W. Bäumker, Christoph Schweher: ADB. 33, S. 329. — 8) P. Beck, E. alt. geistl. Liederdichter: DiöcesanASchwaben 8, S. 64. — 9) A. Schumann, Joh. Schneesing: ADB. 33, S. 99–101. — 10) Bertheau,

Auch zwei vollständige Lieder sind aus diesem Grunde ausgeschieden worden, während in der Auslassung zweier anderer eine bestimmte dogmatische Absicht nicht zu erkennen ist. Neu aufgenommen sind im ganzen 32 Lieder, als deren Vf. bis jetzt Joh. Horn angesehen wurde. W. versucht nun den Nachweis, dass auch diese Lieder von Weisse herrühren, an dessen ganze Art sie allerdings in Inhalt und Form gemahnen; die für diese Hypothese beigebrachten Belege können indessen nicht als ganz einleuchtend und zwingend bezeichnet werden. Auf Horns Sammlung folgt im Jahre 1566 das Kirchengesangbuch der böhmischen Brüder, die „Kirchengesänge"; es enthält überhaupt 456 Lieder, von denen 108 im Anhang abgedruckt sind. Diese stammen meist von protestantischen Liederdichtern Deutschlands, u. a. von Erasmus Alberus, Ambr. und Thom. Bleurer, Justus Jonas, Schneesing, Hans Sachs, Spengler, Speratus, Burkard Waldis und Zwick. In dem Hauptteil des Buches, der 348 Lieder umfasst, finden wir 142 Lieder aus dem Gesangbuch Weisses (15 sind also nicht aufgenommen) und 26 aus der Hornschen Ausgabe von 1544, aus der nur zwei fehlen. 180 Lieder, über deren poetischen Gesamtwert W. kein günstiges Urteil abgiebt, sind neu hinzugekommen. Von den Dichtern dieser Lieder werden die bedeutenderen, Joh. Geletzky, Michael Tham und der ihnen freilich keineswegs gleichzustellende Petrus Herbert sorgfältig und treffend, die weniger hervorragenden Mitarbeiter (Joh. Girck, Paulus Klantendorffer, Joh. Korytanski, Centurio Sirutschko, Valentin Schultz, Martin Cornelius, Lucas Libanus und Georg Vetter) kurz charakterisiert. Mit einer für die Geschichte des böhmischen Kirchenliedes ganz besonders wichtigen Untersuchung schliesst W. den darstellenden Teil seines Buches ab. Bis jetzt herrschte, namentlich auf Grund einer Notiz in dem Gesangbuch der böhmischen Brüder von 1639, allgemein die Ansicht, dass die meisten Lieder Weisses aus dem Czechischen übersetzt seien; W. weist nach, dass Weisse nur in 16 Stücken czechische Lieder und auch diese sehr frei nachgedichtet hat; in den neuen Nummern des Hornschen Gesangbuches lehnen sich vier sehr eng an czechische Lieder an, während fünf andere nur im allgemeinen czechischen Vorlagen folgen. Grösser ist die Zahl der entlehnten Lieder in den „Kirchengesängen" von 1566; es sind 77 unter 348, von denen auf Herbert 36, auf Geletzky 9, auf Girck 3, auf Cornelius, Vetter und Sirutschko je 2, auf Klantendorffer und Kortyanski je 1 kommen, während für 21 Umdichtungen die Vff. unbekannt sind. Das Gesamtergebnis ist, dass die weitaus überwiegende Mehrzahl der Lieder der böhmischen Brüder unzweifelhaft echte deutsche Kirchenlieder sind. Der Darstellung lässt W. endlich noch ein vortrefflich gearbeitetes Verzeichnis folgen, aus dem hervorgeht, dass im Laufe des 16. Jh. die Lieder der böhmischen Brüder in die meisten protestantischen Gesangbücher Deutschlands eindrangen. Zu W.s Ausführungen steuert G. Kawerau einige nützliche Bemerkungen bei; er bestreitet Einzelheiten, berichtigt einen kleinen Irrtum und giebt wertvolle Anregungen, deren Ausführung sicherlich eine fördernde Arbeit liefern würde: er wirft die Frage auf, wie es zu erklären sei, dass diese Lieder besonders zahlreich in Niederdeutschland eingedrungen sind. Die Vermutung liegt nahe, dass es in Niederdeutschland noch am Ausgange des 16. Jh. hussitische bezw. täuferische Traditionen gab, denen durch die Uebernahme dieser Lieder Rechnung getragen wurde. Für die Sektengeschichte wäre eine Untersuchung der Frage gewiss von Bedeutung; aber auch die Litteraturgeschichte würde dabei nicht leer ausgehen, denn über die eigentümlichen Wanderungen litterarischen Gutes könnte dadurch neues Licht verbreitet werden. — Eine zweite frühere Darstellung des Kirchenliedes einer bestimmten Landschaft, Odingas „Kirchenlied in der Schweiz" erscheint in einer Besprechung K. Meyers [4]) nicht in allzu günstigem Lichte; M. hebt hervor, dass Odinga über seine Vorgänger im wesentlichen nicht hinausgegekommen sei, auch die meisten Irrtümer von ihnen mit übernommen habe. Anerkannt werden gelegentliche kleine Hinweise und Charakterisierungsversuche sowie der Anhang von fünfzehn bisher unbekannten Liedern. — O. Ackermann [5]) erwähnt zwei in der Pfarrmatrikel der Stadt- und Frauenkirche zu Meissen vorhandene Verzeichnisse der Gesangbücher, die der Rat von Meissen für Kirche und Schule verordnet hatte. Mit einem darin genannten Buche ist wahrscheinlich ein jetzt in Dresden befindliches, geschriebenes und mit Noten versehenes „Antiphonale" (1546) identisch, das eine Reihe lateinischer Hymnen und deutscher Lieder, darunter nur neun von Luther enthält. Eine Bereicherung unserer Kenntnis erhalten wir jedoch allein durch das Lied: „Gott dem Vater sey Lob und dem Sohn", das in starken Farben Christi Leiden ausmalt und zum Schluss an mehreren alttestamentlichen Beispielen darthut, dass Christus alle diese Leiden aus Liebe zur Menschheit auf sich genommen habe; der Vf. des zwanzigstrophigen Liedes war M. Alexius Prätorius († 39 Jahre alt am 14. Okt. 1563 als Superintendent in Meissen). Das Fehlen vieler Lieder, z. B. „Ein feste Burg", von

lied d. böhm. Brüder im 16. Jh. Prag, Haase. 178 S. [illegible] Bl. 12, S. 469—71.]| — 4) K. Meyer, Odinga, D. deutsche Kirchenlied in d. Schweiz: ADA [illegible] Z. Gesch. d. ev. Kirchengesanges

hauptsächlich den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, die Gemahlin des grossen Kurfürsten, Luise Henriette, und die Königin Maria von Ungarn an; dass die unter dem Namen dieser fürstlichen Personen gehenden Lieder von ihnen unmittelbar nicht herrühren können, wird durch eine Reihe von Beweisen dargethan. Neues Material bringt B. im wesentlichen nicht bei, sondern er wiederholt die bekannten und längst allgemein angenommenen Argumente gegen die Autorschaft der fürstlichen Personen. Dagegen zeigt er sehr richtig darauf hin, auf welche Weise die Uebertragung derartiger Lieder auf jene Namen zu stande gekommen ist. Zweifellos sind bestimmte Lieblingslieder einzelner Fürsten und Fürstinnen nicht selten als deren „eigene" Lieder bezeichnet und mit dem Zusatze des Namens versehen worden; der eigentliche Sinn war wohl der, dass gerade dieses Lied die Glaubenssätze der Fürstin oder des Fürsten am entsprechendsten wiedergäbe. Einige recht charakteristische Beispiele aus dem grossen Lüneburger Gesangbuch von 1625 führt B. an. — Anders, wenn auch ähnlich liegen die Verhältnisse bei den unter dem Namen der Königin Maria von Ungarn gehenden Liedern, für die Bolte[20]) unter Beibringung neuen Materials eine ähnliche Erklärung ihrer Entstehung giebt. B. fügt zu den bekannten unter dem Namen Marias verbreiteten Liedern „Mag ich Unglück nit widerstan" und „Ach Gott, was soll ich singen" noch ein drittes hinzu. Dass an eine Autorschaft der Königin selbst nicht zu denken ist, zeigt B. daran, dass Marias Kenntnis des Deutschen wohl sehr gering war, da ihre Briefe nur französisch abgefasst sind und auch unter den nachweislich von ihr gelesenen Büchern sich keine deutschen befinden. Wie Biltz nimmt B. an, dass nach der Schlacht bei Mohacz, als sich in Deutschland die allgemeine Teilnahme für Maria regte, ein mitfühlender Zeitgenosse aus dem Geiste der Königin heraus das Trauerlied um ihren Gatten und ein anderer das Trostlied für sie dichtete. Das von B. neu mitgeteilte Gedicht stammt aus einem musikalischen Quartheft der Kgl. Bibliothek zu Brüssel, das früher im Besitze der Königin war; es ist ein Liebeslied ohne sonderliche individuelle Färbung, das die Strophenform des Liedes: „Mag ich Unglück nicht widerstan" mit kleinen Aenderungen kopiert und ebenso wie dieses arkrostichisch den Namen Maria wiedergiebt. — Ueber Nik. Hermans in vieler Hinsicht bemerkenswertes Lied: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist" giebt Biltz[21]) neue Aufschlüsse. Er führt einen älteren Druck an, dessen beide ersten Strophen sich im wesentlichen mit den gleichen Strophen in Hermans Lied decken, wenn auch starke Abweichungen vorhanden sind; die letzte Strophe hat mit den beiden letzten in Hermans Lied nichts gemein, sondern stellt sich als eine Form der sog. Doxologie dar. Man wird B. zustimmen können, wenn er den Druck etwa zwischen 1625 und 1635 setzt, obgleich die angeführten Gründe nicht durchweg stichhaltig sind. Chronologisch wäre es nun nicht ausgeschlossen, dass auch diese frühere Fassung des Liedes von Herman selbst herrührte, indessen nimmt B. wohl mit Recht an, dass das ältere Lied von einem unbekannten Dichter verfasst, von Herman bloss umgearbeitet und hierauf in seiner „Historien von der Sindfludt" (1562) in der neuen Form mitgeteilt worden ist. —

Dem Meistergesang hat Weddigen[22]) eine gut gemeinte, aber gänzlich wertlose Abhandlung gewidmet, ein grosser Teil der wichtigsten Quellen ist nicht benutzt, ein anderer vielfach missverstanden worden. — Einzelne Meistersänger hat Roethe[23-25]) kurz behandelt. Onophrius Schwarzenbach, Meistersänger in Augsburg, ein Lehrer Puschmanns, dichtete in den fünfziger und sechziger Jahren des 16. Jh.; seine Texte, die meist geistliche Stoffe behandeln, sind fast immer wertlos, dagegen gewinnt er musikalisch eine gewisse Bedeutung wegen seiner zahlreichen Töne, die von R. aufgezählt werden. Balthasar (Balzer) Schreyer aus Elbing dichtete 1596 mehrere geistliche und weltliche Meisterlieder; von Jonas Schreiber ist nur ein 1603 verfasstes Morgenlied bekannt. —

Eine umfänglichere Darstellung hat Roethe[26]) Martin Schrot zu teil werden lassen, der eine Art Mittelglied zwischen Meister- und Volksgesang bildet. Er war wahrscheinlich Goldschmied in Augsburg und starb kurz vor 1576. Seine Meistergesänge, namentlich aber seine Volkslieder, mit denen Schrot in und nach dem schmalkaldischen Kriege für den Protestantismus und gegen Karl V. Stellung nimmt, werden vortrefflich charakterisiert, kürzer die prosaischen Werke, die meist die gleiche Tendenz wie die poetischen vertreten. Der Annahme, dass die Türkenschrift, die unter Schrots Namen lange nach dessen Tode erschien (1595): „Kurze Beschreibung, wie mächtig, weit und breit sich das H. röm. Reich erstreckt hat", uns nur in Ueberarbeitung vorliegt, ist durchaus zuzustimmen. — Unsere Kenntnis des Volksgesanges hat durch A. Hartmanns[27-28]) Ausgabe der Lieder Hans Hessellohers eine dankenswerte Bereicherung erfahren. Zwar von den Liedern selbst waren die drei ersten schon durch Boltes

— **20)** J. Bolte, Königin Maria v. Ungarn u. d. ihr zugeeigneten Lieder: ZDA. 35, S. 435/9. — **21)** K. Biltz, Z. Gesch. des Liedes „Wenn mein Stündlein vorhanden ist." Neue Beitrr. (s. o. N. 19. S. 64-71.) — **22)** O. Weddigen, Z. Gesch. d. dtsch. Meistergesanges. Progr. Leipzig, Fock. 1890. 4⁰. 18 S. — **23)** G. Roethe, Schwarzenbach: ADB. 33, S. 259. — **24)** id., Balth. Schreyer: ib. 32, S. 492. — **25)** id., Jonas Schreiber: ib. S. 476. — **26)** id., Martin Schrot: ib. S. 556/8. — **27-28)** A. Hart-

„Bauer im deutschen Liede", das letztere, auch sonst mehrfach bekannt, allein H. begleitet seinen Abdruck der Stücke mit einer Reihe von recht wertvollen Mitteilungen. Zunächst weist er Hesselloher als Pfleger zu Päl und Landrichter zu Weilheim nach (Hesselloher scheint beide Aemter zugleich bekleidet zu haben, da die beiden Orte nur eine kurze Strecke auseinander liegen; übrigens wird auch sein Bruder Andreas als Pfleger zu Päl genannt) und bringt urkundliche Belege für sein Leben von 1450—83; zwischen 1483 und 1486 muss Hesselloher gestorben sein. Die Frage, ob es sich bei diesen Notizen etwa um zwei verschiedene Hans Hesselloher handele, da eine aus dem 16. Jh. stammende Notiz 1470 als Todesjahr angiebt, ist gewiss zu verneinen; eher kann man annehmen, dass der Chronist des 16. Jh. sich geirrt hat. Ferner macht der Herausgeber darauf aufmerksam, dass das von ihm unter Nr. 3 mitgeteilte Lied im „Neithart Fuchs" wörtlich benutzt ist, bringt auch sonst noch manche neuen Belege zur Quellenkunde des „Neithart Fuchs" bei und teilt schliesslich ein bereits früher gedrucktes Lied mit, das in Inhalt, Metrum und Sprache den Liedern Hessellohers auffallend ähnelt, aber doch wohl nicht von Hesselloher selbst, sondern von einem Nachahmer herrührt. Weiter setzt sich H. mit den Litterarhistorikern auseinander, die bisher über Hesselloher kürzer oder eingehender gehandelt haben und bringt auch hier noch manchen nützlichen Nachweis. Eine Besprechung von Zwierzina hebt mehrere Unterschiede zwischen Boltes und Hartmanns Text hervor, knüpft daran einige Besserungsvorschläge und tadelt, dass die Ueberarbeitung des dritten Liedes im „Neithart Fuchs" nicht zur Textbesserung benutzt und dass das vierte Lied nur nach der Wiener Hs. mitgeteilt worden ist, da doch mit Hilfe der vorhandenen alten Drucke des Liedes eine kritische Ausgabe herzustellen wäre; er sucht das von Hartmann Versäumte nachzuholen und macht einige recht beachtenswerte Vorschläge. In der von H. angeführten Stelle aus Ulrich Füetrers Epilog zu „Abenteuer von Herrn Lohergrim", in der ein Hesselloher erwähnt wird, hatte H. eine Konjektur Docens übernommen („der andre Hesselloher" für „vnnd Andre Hesenlocher"); die Richtigkeit dieser Aenderung wird von Z. bezweifelt; ebenso bestreitet er die Echtheit der S. 63 von H. mitgeteilten Strophe: „Es taget von dem Holenstain", die sich allerdings durchaus als ein modernes Machwerk herausstellt. — Auf die Zähigkeit, mit der sich Motive aus der Bauerndichtung des 14. und 15. Jh. in den folgenden Jhh. erhalten haben, weist Heinzel[29]) in einer Recension von Boltes „Bauer im deutschen Liede" (JBL. 1890 II 2:23; III 2:22) hin; auch bringt er manche bemerkenswerten Winke zur Besserung der von Bolte gedruckten Texte. — Für das schweizerische Volkslied des 16. Jh. kommt Odingas[30]) Sammlung der Lieder des Berner Volksdichters Benedikt Gletting in Betracht. O. hat den 25 Liedern eine kurze Einleitung vorangeschickt. Der Vf. lebte um die Mitte des 16. Jh., er war nicht in Bern zu Hause, sondern wahrscheinlich in einem der katholischen Kantone, aus dem er wohl um seines evangelischen Glaubens willen nach Bern auswanderte. Seine Lieder beschäftigen sich teils mit Schweizer Verhältnissen oder Tagesereignissen, z. B. der Auffindung eines Salzbrunnens, teils polemisieren sie gegen Unsitten der Zeit, wie den Aberglauben, teils ergehen sie sich in schlichter Betrachtung. Vor allem aber zieht den Dichter der religiöse Stoff an, wie denn die meisten seiner Gedichte in irgend einer Weise religiöse Färbung tragen. Gletting führte, wie aus verschiedenen Stellen hervorgeht, das Leben eines wandernden Spielmanns. Eine gewisse volkstümliche Kraft ist denn auch in seinen Liedern nicht zu verkennen, sie äussert sich meist in derb originellen Bildern: so wenn er Gott mit einem Maurer oder Tischler, die Engel mit Spielleuten vergleicht, die sich ein Fürst zu seinem Vergnügen hält; auch in gelegentlichen schönen volkstümlichen Wendungen tritt diese Kraft hervor. Dagegen leiden viele seiner Lieder unter einer gewissen Unklarheit; sie verlaufen ohne jede Disposition, was wohl zum Teil aus dem Mangel an Bildung, zum Teil aus dem schlechten Gedächtnis zu erklären sein wird, über das der Dichter selbst klagt. Auch seine erzählenden Gedichte werden oft durch religiös-didaktische Ausführungen oder polemische Ergüsse gegen das Papsttum unterbrochen. — Von sonstigen Beiträgen zur Geschichte des Volksliedes seien Boltes[31]) Mitteilungen über ein Amsterdamer Liederbuch hervorgehoben, die recht interessante Analogien zwischen dem Zustande der niederländischen und deutschen Volkspoesie ergeben. Die auf der Danziger Stadtbibliothek befindliche Sammlung aus dem Jahre 1589 enthält 136 Lieder, von denen indessen 14 mit einem ausgefallenen Bogen verloren gegangen sind; 33 Nummern sind sind schon aus dem Antwerpener Liederbuch von 1544 bekannt. Die Sammlung trägt denselben Charakter wie die gleichzeitigen deutschen Liederbücher. Neben älteren Volksliedern steht eine Mehrzahl anderer Stücke, die durch künstlichen Strophenbau,

mann, Hans Hessellohers Lieder. Erlangen, Junge. 1890. 70 S. M. 1,80. |[K. Zwierzina: ADA. 17, S. 213-20.]| — 29) R. Heinzel, Bolte, d. Bauer im dtsch. Liede: ADA. 17, S. 4-5. — 30) Th. Odinga, Benedikt Gletting. E. Berner Volksdichter d. 16. Jh. Bern, Wyss. 115 S. M. 1,80. — 31) J. Bolte, E. unbek. Amsterdamer Liederbuch v. 1589: TNTLK. 10, S.

Fremdwörter, zuweilen auch durch Melodienangabe kunstmässig geschulte, zum Teil unter fremden Einfluss stehende Verfasser verraten. — Einzelbeiträge [32-34]) bringt Puls [35]), der nach einem Druck von 1520 eine niederdeutsche Fassung des Tannhäuserliedes, die älter ist als die beiden bisher bekannten, und eine weite niederdeutsche Fassung des Liedes „Maria zart, von edler Art“ veröffentlicht; beide sind unvollständig erhalten. — Edw. Schröder [36]) bringt einen neuen Text des bänkelsängerischen Liedes Jakobs von Ratingen auf das Breslauer Hostienmirakel von 1453. — Hänselmann [37]) teilt eine Reihe von unbekannten Stücken aus Hss. des 14. und 15. Jh. mit; es sind teils geistliche Lieder, unter denen ein Sankt Annen-Preis historisch besonders wichtig ist, teils kleinere weltliche Stücke; nicht ohne Wert ist auch eine von den bekannten Texten abweichende niederdeutsche Fassung des Liedes „Wo soll ich mich hinkehren“. — Ueber einzelne Liedgattungen [38]) ist keine fördernde Arbeit zu verzeichnen. —

Die musikalische Seite des deutschen Volksgesanges findet jetzt mehr und mehr die gebührende Beachtung; in einer vortrefflichen Arbeit hat E. Radecke [39]) über die Übertragungen deutscher, weltlicher Lieder des 16. Jh. für die Laute gehandelt und namentlich die Bedeutung der dreistimmigen Bearbeitungen für die Weiterentwicklung der Musik, den Uebergang vom kontrapunktischen zum harmonischen Stil dargelegt. Für die Litteraturgeschichte liegt der Hauptwert der Arbeit in dem Nachweis, einer wie grossen Beliebtheit sich die Melodien der Lieder erfreuten; ein nutzbringendes Verzeichnis, das die Lieder, die für die Laute bearbeitet worden sind, nach Fundort und Komponisten aufzählt, schliesst die Arbeit ab. — Eine Reihe von Komponisten des 16. Jh. hat Eitner [40-45]) kurz behandelt; es sind Jörg oder Georg Schönfelder, der im Anfang des 16. Jh. lebte und einfache, aber zu Herzen gehende mehrstimmige Lieder verfasst hat; Valentin, in manchen Drucken auch Veit oder N., Schnellinger, ein ebenfalls in der ersten Hälfte des 16. Jh. lebender, seinen Lebensumständen nach unbekannter Komponist, dessen Quodlibets manche verschollene Melodien aufbewahren und von dem eine eigentümliche, an den Nachtwächterruf anknüpfende Komposition: „Das ander Feuerrufen“, herrührt; die beiden Schwartz (um 1550), über die wir von E. nicht viel Näheres erfahren; L. Schröter, der, geboren in Torgau in der zweiten Hälfte des 16. Jh., an der altstädtischen Schule in Magdeburg angestellt, noch vor 1600 gestorben ist und in Weihnachtsliedern, Motetten, Hymnen, einer Passion und einem Tedeum eine ungewöhnliche Kraft entfaltete; schliesslich Melchior Schramm, geboren in Münsterberg, seit 1574 im Dienste des Grafen Karl von Hohenzollern, 1595 in Offenburg, dessen bekannt gewordene Werke, zwei Motettensammlungen von 1576 und 1606, eine Sammlung deutscher Lieder von 1579 und aus demselben Jahre, hs. in Wien, ein „Officium nuptiale Octavio II. Fuggero“, E. aufzählt, ohne indessen den Versuch zu machen, der Individualität des Komponisten irgendwie näher zu treten. —

II,3

Epos.

Philipp Strauch.

Erzählung: Hans Schneeperger N. 1; Wittenweiler N. 2. — **Ältere Volksbücher:** Eulenspiegel N. 4. — **Tierepos:** Reinke de Vos N. 7. — **Schwankbücher:** V. Schumann, Kirchhof N. 17; Niederländisches Schwankbuch N. 20. — **Fischart** N. 21. — **Jüngere Volksbücher:** Schildbürger N. 24; Faust N. 31; Ewiger Jude N. 39. — **Legende:** hl. Meinrad N. 40. — **Prosaroman:** Morgant der Riese N. 41. — **Historische Litteratur:** J. Oldecop N. 43; Hans v. Schweinichen N. 44. —

Erzählung. Dem Dichter Hans Schneeperger hat Roethe [1]) einen kleinen Artikel gewidmet. Unter diesem Namen ist uns aus dem 15. Jh. ein Gedicht überliefert (Keller, Erzählungen aus altd. Hss. S. 242 ff.), das einen auch sonst beliebten Schwankstoff in reizloser Breite behandelt und mit didaktischem Pro- und Epilog ver-

---

175—202. — 32) × J. Bolte, Du bist min: ADA. 17, S. 343. (Nachträge zu B.s älterer Arbeit [JBL. 1890 II 2:38; III 2:21.]) — 33) ○ × Edw. Schröder, Mitt. über hess. Volkslieder d. 15. Jh.: MHanauerV. S. XXXII. — 34) ○ × × J. J. Ammann, D. ursprüngl. Druck d. Jorig Pleyerschen Liedes auf d. Tod Kaiser Maximilians I.: ZÖG. 42, S. 865—81. — 35) A. Puls, Tannhäuserlied u. Maria Tzart: JbVNiederdSpr. 16, S. 65/8. — 36) Edw. Schröder, Jacobs v. Ratingen Lied auf d. Breslauer Hostienmirakel v. 1453: ib. S. 41/4. — 37) L. Hänselmann, Braunschweiger Findlinge: ib. S. 69—80. — 38) × A. Biese, D. politische Lied in alter u. neuer Zeit: HambCorr[B]. 1890, N. 17/9. (Populäre Übersicht.) — 39) E. Radecke, D. dtsch. weltl. Lied in d. Lautenmusik d. 16. Jh. Berliner Diss. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 52 S. — 40) R. Eitner, Schönfelder: ADB. 32, S. 303. — 41) id., Schnellinger: ib. S. 167/8. — 42) id., A. Schwartz: ib. 33, S. 205. — 43) id., A. Schwartz: ib. S. 204/5. — 44) id., L. Schröter: ib. 32, S. 572. — 45) id., Melchior Schramm: ib. S. 446. —

1) G. Roethe, Hans Schneeperger: ADB. 32, S. 99. — 2) E. Bleisch, Z. Ring Heinrich Wittenweilers. Diss.

sieht. Des Dichters Quelle war Boccaccios Decamerone III,3, doch hat er nicht die Uebersetzung des Arigo benutzt. Der Vf. könnte aus einem der zahlreichen fränkischen oder mitteldeutschen Schneeberg stammen, falls sich nicht unter dem Hans Schneeperger der Hs. der bekannte Dichtername Hans Schnepperer (Rosenplüt) versteckt, womit freilich noch durchaus nicht erwiesen wäre, dass das Gedicht wirklich von Rosenplüt herrührt. „Schnepperer war eine namentlich in Nürnberger Hss. mit Anonymität nahezu gleichbedeutende Unterschrift.“ Vielleicht hat das Gedicht denselben Vf. wie der Spruch „Wie ein Muoter ir Dochter lernet puolen“ im Liederbuch der Hätzlerin S. 305. —

Dem „ältesten deutschen komischen Epos“, Wittenweilers „Ring“, ist durch Bleisch [2]) eine Betrachtung zu teil geworden, die im wesentlichen die kulturhistorische Seite des Gedichts ins Auge fasst, ohne dass der Vf. den Versuch gemacht hätte, seine Materialsammlungen (Sprichwörter und volkstümliche Sentenzen, Kulturgeschichtliches, Personennamen) durch Vergleichen zu beleben, aus ihnen weitere Schlüsse zu ziehen. Er kommt fast nirgends über ein Registrieren hinaus. Es hätte sich doch wohl verlohnt, den Beziehungen zwischen dem ritterlichen Neidhart, der als Gumpelpfaffe die Beichte abnimmt (vgl. Neidhart Fuchs in Bobertags Narrenbuch S. 174), und seinem älteren Namensvetter [3]) nachzuspüren, das schon hier so eingehend behandelte und dann später mit besonderer Vorliebe erörterte Thema, ob es einem Manne gezieme, ein ehelich Weib zu nehmen, auf seine Tradition hin näher zu untersuchen, sowie der Quelle für die im Ring (S. 113 ff.) vorgetragene Gesundheitslehre (vgl. die pseudo-aristotelischen Secreta Secretorum) nachzugehen. Dem Abschnitt (S. 203 ff.), in dem Wittenweiler mit Länderkunde prunkt, liegt sicher eine direkte Vorlage zu Grunde. Im Eingang seiner Dissertation befasst sich B. im Anschluss an Baechtolds Ausführungen mit der Person des Dichters und seiner Heimat, die, wie auch der Schauplatz des Gedichtes, im Thurgau zu suchen ist; er stellt den alemannischen Grundcharakter in Wittenweilers Sprache fest und sucht als Abfassungszeit des Gedichtes das erste Viertel des 15. Jh. zu erweisen; doch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass das Gedicht sogar noch am Ende des 14. Jh. entstand. Gegen die Annahme, der Dichter sei mit dem um 1346 geborenen, zum Jahre 1426 urkundlich nachgewiesenen Heinrich von Wittenwile genannt Müller, Bürger zu Liechtensteig, identisch, habe ich nur das eine Bedenken, dass trotz den zahlreichen Unflätigkeiten und Grobianismen, die im „Ring“ begegnen, der Vf. doch an manchen Stellen entschieden geistliche Bildung zeigt. Es liesse dieser Umstand vielleicht doch auf einen, wenngleich durch und durch verdorbenen Kleriker schliessen, wofür auch die Hs. einen Anhaltspunkt bietet, in der eingangs neben dem Wittenweiler Wappen das Brustbild eines Klerikers dargestellt ist. Die gelegentlich wörtliche Benutzung des Gedichtes von Metzen Hochzeit in Wittenweilers Ring hat B. in einem besonderen Abschnitt übersichtlich veranschaulicht. Er hätte bei Erwähnung des älteren Gedichtes an den leider verlorenen Druck „Von Mayr Betzen“ (Germania 13, S. 505, Briefwechsel der Grimms mit Meusebach S. 341) erinnern dürfen. Der Abschnitt „Parodistische Behandlung“ erschöpft das Thema bei weitem nicht: die Travestierung geistlich-kirchlicher Gebräuche und Satzungen, der höfisch-ritterlichen Ideale und Institutionen (weibliches Schönheitsideal, Tischzucht, Wappen- und Turnierwesen) wäre hier im einzelnen darzulegen gewesen. Auch der Abschnitt „Allegorisches“ leidet an unvollständiger Materialausnutzung. Anhangsweise hat B. eine Reihe von übrigens nicht immer überzeugenden Textänderungen beigesteuert. Eine Kollation des in jeder Beziehung unzulänglichen Abdrucks mit der Hs. wäre die erste Vorbedingung für eine erspriessliche textkritische Behandlung des bei aller Roheit interessanten und wichtigen Gedichtes. Beiläufig sei hier auf eine Bemerkung von Söhns (Die Parias unserer Sprache, 1888, S. 5) hingewiesen, der in dem um Dresden beliebten Volksausdruck (es geht zu) „wie auf Matzens Hochz't“ (d. h. es geht hoch her) eine letzte Erinnerung an Wittenweilers Ring (oder an Metzen Hochzeit?) vermuten möchte. So wenig glaublich es nun auch von vornherein ist, dass von dem in der Schweiz entstandenen Gedichte des 15. Jh., das zudem nur in einer Hs. auf uns gekommen ist, sich in Norddeutschland eine Tradition bis in unsere Tage erhalten haben sollte, so ist andererseits zuzugeben, dass eine Deutung auf Matthäus in diesem Falle ausgeschlossen scheint. Der Matz von Dresden, über den man das Deutsche Wörterbuch 6, S. 1768, und Wackernagel, Kleinere Schriften 3, S. 169, nachschlagen mag, sowie der Ausdruck „Matthes Hochzeit“, unter dem gerade im Gegensatz zu der von Söhns belegten Redensart ein Fest verstanden werden muss, auf dem Schmalhans Küchenmeister ist (vgl. ZDPh. 26, S. 41 f.), stehen ausser Vergleich. —

Ältere Volksbücher. Zur Kompositionsfrage des „Eulenspiegel“ haben Edw. Schröder und C. Walther einen Beitrag [4]) geliefert. S. meint, die 13. Historie

Halle, Hofbuchdruckerei Kaemmerer & Co. 60 S. — 3) × E. Sievers, Zu Neidhart: BGDS. 15, S. 567/8. — 4) Bericht über die 16. Jahresversammlung [d. niederd. Sprachvereins] zu Lübeck: KBlVNiederdSpr. 15, S. 33—42. (Darin S. 37 f. Edw. Schröder

dürfe nicht wohl als Beleg für die Aufführung von Osterspielen in norddeutschen Dörfern herangezogen werden; sie sei entschieden eine aus Strassburg stammende süddeutsche Einfügung in den ursprünglichen Text: in den beiden vorhergehenden Geschichten werde der Pfarrer stets „Pfaff" genannt, in dieser aber „Pfarrer"; „Pfaffe" sei gegen Ausgang des Mittelalters im Hochdeutschen schon ein Wort mit üblem Sinne gewesen, dagegen habe „Pape" im Niederdeutschen damals noch die gute, alte Bedeutung gehabt. Sodann finde sich bereits um 1500 im Quodlibet „De fide concubinarum in sacerdotes" (ed. Zarncke, S. 96, 20), einem in Süddeutschland erschienenen Buche, eine Anspielung auf diese 13. Historie. Sie müsse also in die Strassburger Uebersetzung des Eulenspiegels erst eingeschoben sein. Gegenüber diesen Bemerkungen, die sich auf eingehende, noch unveröffentlichte (doch s. DLZ. 1889, S. 721 f.) Studien über das Volksbuch von Eulenspiegel stützen, behauptet W., und man wird ihm einstweilen zustimmen dürfen, den niederdeutschen Ursprung der Historie und die Benutzung Eulenspiegels durch den Vf. des Quodlibets, indem er in dem dortigen Citat „wen suchen ir hie, ir beschlepten frowen" ein niederdeutsches „beschlipt" erkennt und auf den von der Trauertracht der Ditmarscherinnen gebrauchten Ausdruck „den hoiken umme dat hövet slippen" bei Neocorus sowie auf die noch im vorigen Jh. in Ditmarschen gebräuchliche Bezeichnung „slippte Fruens" für die der Leiche nachfolgenden Frauen verweist. — Aus den auf der Marburger Bibliothek hs. befindlichen Ephemerides des Mediziners Joh. Lithodius (geb. 1510) teilt Edw. Schröder [5]) eine Notiz über Eulenspiegels Grabstein mit, die vermutlich aus dem Jahrzehnt 1554—64 stammt. Die Nachricht liegt der bisher ersten authentischen Beschreibung des Grabmals bei M. Heberer von Bretten (1592) etwa ein Menschenalter voraus und ist nächst dem Volksbuch die einzige, die uns eine Beschreibung des alten Denkmals vor seiner in der zweiten Hälfte des 16. Jh. vorgenommenen Erneuerung giebt. Danach musste der Grabstein durch ein Staket geschützt werden, da so mancher Besucher sich von ihm ein Stück zum Andenken mitzunehmen pflegte. Das Reliefbild war nicht mehr erkennbar. Statt der späteren, sechszeiligen Inschrift stand ursprünglich eine zweizeilige, wie sie auch der Schluss des Volksbuchs, von dem Lithodius jedoch unabhängig ist, kennt: „Anno 1350 ys dyssen steen opgehauen vnd Tile Vlenspeigel vnder begrauen". — Ohne irgend ein erläuterndes Wort veröffentlicht De Mont [6]) einige Eulenspiegeleien in niederländischer Sprache, die er vermutlich aus dem Volksmund gesammelt hat. Die fortlaufende Erzählung verwertet vier auch sonst bekannte Schwankmotive, für die ich dank der Hilfe J. Boltes folgende Parallelen zur Orientierung anführen kann: zu 1 vgl. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen 1877 N. 66; zu 2 vgl. Schildbürger Kap. 32, Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 152, Simrock, Deutsche Märchen N. 1 (nach Freys Gartengesellschaft N. 20); zu 3 und 4 vgl. Cosquin, Contes populaires de Lorraine N. 10 und 20 mit den Anm. Weiteres hierzu wird Bolte in seinem demnächst erscheinenden Neudruck von V. Schumanns Nachtbüchlein zu N. 6 bringen. —

Das Tierepos behandelt eine populäre Skizze von Nover [7]), die durch eine inzwischen erschienene neuere Arbeit desselben Vf. veraltet ist. — Ein Aufsatz von H. Brandes [8]) über Hermen Botes „Boek van veleme rade" verdient auch an dieser Stelle Erwähnung, da er sich mit dem Drucker des „Reinke Vos" von 1498, dem sog. Mohnkopfdrucker, Matthäus Brandis, der auch die Illustrationen zu dem mit Typen des Steffan Arndes gedruckten „Boek van veleme rade" geliefert hat, beschäftigt. — Mit der Textkritik des „Reinke Vos" (zu V. 6030 ff.) und der älteren Glosse (zu III, 14) befassen sich zwei kleinere Aufsätze Sprengers [9-10]). — Zur Geschichte der Tiernamen hat Glöde [11]) einen Beitrag geliefert, in dem er sich auch über einige zuerst im „Reinke Vos" begegnende Namen auslässt, über Lutke, Bartold, Marquart, Alheit, Metke, die Vornamen für den Kranich, Storch und Häher, für die Gans und Ziege, und für sie den inneren Zusammenhang, der zwischen dem Vornamen und dem Tiernamen besteht, aufzudecken sucht. — Dem Hasennamen Lampe, der gleichfalls kein Appellativum, sondern Eigenname, die nd. Verkürzung von Lamprecht ist, hatte Glöde [12]) schon vorher einen kleinen, wenig Neues bringenden Artikel gewidmet, für den er E. Voigts Anmerkung zum Ysengrimus IV 911 f. nicht hätte übersehen sollen. Franz. lapin, das nichts mit Lampe zu thun hat, hält er für eine Zusammenziehung von franz. galopins. — Damköhler [13]) giebt der nicht einwandsfreien Vermutung Raum, der Uebersetzer des „Reinke Vos" habe für seinen Helden die um 1500 allgemein gekannte md. Form Reinke statt nd. Renke gewählt. — Nachdem die sog. katholische Glosse der ersten und zweiten Ausgabe des

und C. Walther zu Eulenspiegel Hist. 13.) — 5) Edw. Schröder, Eulenspiegels Grabstein: JbVNiederdSpr. 16, S. 110/1. — 6) P. D[e] M[ont], Een domme Uilenspiegel: Volkskunde, TNederlFolklore., S. 44/7. — 7) J. Nover, D. Tiersage: RhBllEU. 65, S. 552-70. — 8) H. Brandes, Hermen Botes Boek van veleme rade: JbVNiederdSpr. 16, S. 1—41. (Hier vgl. S. 5—7.) — 9) R. Sprenger, Zu Reinke de Vos: KBlVNiederdSpr. 15, S. 52. — 10) id., Zu Reinke Vos: Germania 36, S. 193/5. — 11) O. Glöde, Ueber Tiernamen im Volksmund u. in d. Dichtung: ZDU. 5, S. 741/9. — 12) id., Z. Erklärung d. Hasennamens Lampe: ib. S. 565/8. — (Vgl. auch O. Glöde, V. Osterhasen: ib. S. 702/3.) — 13) E. Damköhler, Regenstein, Reinstein, Reinke:

„Reinke Vos“ (1498, 1517) bereits durch Lübben und Prien weiteren Kreisen wieder zugänglich gemacht worden war, erhalten wir nun auch den so erwünschten Neudruck der seit der dritten Auflage, Rostock 1539, dem „Reinke“ beigegebenen sog. protestantischen Glosse, die dem Werke eigentlich erst zu seiner Popularität verholfen und doch bisher verhältnismässig nur wenig Beachtung gefunden hat. Die Ausgabe von H. Brandes[14]) darf in jeder Beziehung eine mustergiltige genannt werden. Er legt uns nicht nur einen sorgfältig revidierten Text vor, sondern hat ihm auch einen mit grösstem Fleisse zusammengetragenen, fortlaufenden Kommentar hinzugefügt, sowie in einer umfangreichen Einleitung die zahlreichen Fragen und Probleme, die sich an diese jüngere Glosse anknüpfen, zu beantworten gesucht. Im ersten Kapitel führt B. zunächst den Nachweis, dass der Gegensatz beider Glossatoren kein rein konfessioneller ist, dass er sich vielmehr aus der verschiedenen Stellung erklärt, die sie der Dichtung gegenüber einnehmen. Während die ältere Glosse stets in engstem Zusammenhang mit ihrem Texte bleibt und diesen nicht überwuchert, stützt sich unser Glossator auf die ältere Erklärung und berücksichtigt seinen Text nur in soweit, als sie ihm zur Verwirklichung seines eigentlichen Zweckes dient; dieser aber ist ein zweifacher: er will einmal nach dem Vorbild eines A. von Pfore, Brant und J. von Morsheim allen Ständen, insbesondere den Fürsten einen Spiegel vorhalten, dann aber auch der sich steigernden Vorliebe seiner Zeitgenossen für Sprichwörter- und Reimspruchsammlungen Rechnung tragen. Mit einem evangelischen „Reinke“, falls der Wunsch nach einer solchen Bearbeitung der allein massgebende gewesen wäre, würde man zudem schwerlich bis 1539 gewartet haben. So richtig nun diese Erwägungen, um derenwillen B. die Bezeichnung „protestantische“ Glosse durch „jüngere“ Glosse ersetzt sehen möchte, auch sind: die alte Bezeichnung kann trotzdem, wie auch bereits mehrere Recensenten von B.s Buch betonten, fortbestehen, da thatsächlich die ältere Glosse der Zeit vor, die jüngere der Zeit nach der Reformation angehört und von einem nicht-katholischen Vf. herrührt. Im folgenden behandelt B. dann die Verfasserfrage auf Grund von Rollenhagens bekannten Angaben, für die, wie B. wahrscheinlich macht, Peter Lindeberg der Gewährsmann gewesen sein dürfte. Indem er die Irrtümer, an denen Rollenhagens Bericht über Nikolaus Baumann als vermeintlichen Vf. der Dichtung leidet, auf ihren Ursprung hin prüft und die aus trüben Quellen abgeleiteten Folgerungen gleichsam chronologisch vor uns entwickelt, zeigt er, dass Rollenhagens Mitteilung immerhin grösseres Vertrauen verdient, als Zarncke annahm, und dass man wegen seiner irrtümlichen Auslassungen über den Dichter noch nicht ohne weiteres berechtigt ist, auch die Behauptung, L. Dietz, „welcher ein Oberländer von Speyer und ein guter Reimer war“, sei der Urheber der jüngeren Glosse, zu verdächtigen. Vielmehr „liegt die Glosse durchaus in den Grenzen der Befähigung dieses Mannes“, an den deshalb schon Wiechmann, Meklenburgs altnieders. Litteratur I, S. 176, gedacht hatte. Für den Oberdeutschen Dietz als Kommentator spricht auch, wie C. Walther hervorhebt, dass die Quellen seines Kommentars fast sämtlich hochdeutschen, insbesondere oberdeutschen Ursprungs sind. Einen weiteren, freilich nicht näher begründeten Beweis möchte W. daraus ableiten, dass die Sprache der Glosse nicht selten, auch wo nicht der Reim die Veranlassung war, also im prosaischen Teil, einen aus Oberdeutschland gebürtigen Vf. erkennen lässt. Dem gegenüber hat K. E. H. Krause in seiner gehaltvollen Anzeige, „so plausibel auch ihm B.s Annahme im ersten Augenblick schien“, nicht mit gewichtigen Bedenken gegen Dietz als Vf. zurückhalten können, und es ist zuzugeben, dass die Nachweise von Erzeugnissen der Dietzschen Presse, die Dietz selbst verfasst hätte, so sehr Wiechmann zu dieser Annahme neigte, durchaus nicht als gesichert gelten dürfen. Ebenso versagen einstweilen auch alle anderen Versuche, den Vf. der Glosse mit Sicherheit zu ermitteln — K. hat verschiedene Möglichkeiten erwogen, doch eingestandenermassen ohne Erfolg — und es bleibt somit nichts übrig als zu warten, bis einmal ein glücklicher Fund von dem am Schluss der Glosse versprochenen, bisher unbekannten „Böck Plutarchi van dem Gemeinen besten in Sassyscher sprake“ uns den Vf. verräth. Das zweite Kapitel, das sich mit den Quellen der Glosse befasst, ist der bedeutendste Abschnitt des Werkes. Hatte man bisher in der Glosse eine wohl citatenreiche, in der Hauptsache aber originale Leistung gesehen, so legt B. nun die grosse Unselbständigkeit des Vf. dar, indem er nachweist, dass „der Glossator vom Titel bis zum Schlusswort nach zum grössten Teil vorhandenen und nachweisbaren Vorlagen gearbeitet hat“, die er, bald sklavisch treu, bald in freier Wiedergabe, planmässig und geschickt in einander zu verweben gewusst hat. Unter den Quellen steht in erster Reihe die ältere Glosse, sie gab die „Ecksteine“ für den umfangreichen Neubau her; was aus religiösen Bedenken, aus Wahrheitsliebe,

---

JbVNiederdSpr. 17, S. 136-46. — 14) H. Brandes, D. jüngere Glosse z. Reinke de Vos. Halle, Niemeyer. LXI, 314 S. M. 10,00. |[LCBl. 1892, S. 371/2; K. E. H. Krause: LBlGRPh. 1892, S. 75/9; A. Hofmeister: DLZ. 13, S. 435/7; E. Schröder: HZ. 68, S. 331/2; F. Prien: ADA. 18, S. 261/6; J. Bolte: ASNS. 87, S. 280/1; C. Walther: GGA. N. 15, S. 558/67;

die ein Verschleiern des Thatbestandes verschmähte, oder um Wiederholungen zu vermeiden unterdrückt wurde, ist nicht gar viel (S. XXI f.) Nächst der Glosse sind noch zwei andere Verlagswerke des Lübecker Anonymus vom Glossator benützt worden: das Fastnachtspiel „Henselin“ und die niederdeutsche Bearbeitung des Brantschen Narrenschiffs, letztere in der zweiten von L. Dietz gedruckten Ausgabe von 1519, ersteres, nach B., in einem jüngeren, nach dem hochdeutschen Original interpolierten Druck (S. XXIII f.) während Walther in einem ausführlichen Excurs seiner Recension in einer für mich überzeugenderen Weise wahrscheinlich macht, dass jene in der Glosse I 21, 35 ff. mit „Henselin spreckt“ eingeleiteten Verse, die sich in der uns bekannten Henselinfassung nicht finden, dieses Citat irrtümlich tragen und vielmehr aus dem unmittelbar vorher angezogenen Gedichte des Schweizers „Von der Welt Untreue“ stammen. Ausser diesen drei nd. Vorlagen hat der Glossator nun aber noch eine grosse Reihe anderer, hochdeutscher Werke excerpiert: B. hat sich nicht mit den einfachen Nachweisen dieser Werke begnügt, sondern ist auch bemüht gewesen, in jedem einzelnen Falle womöglich diejenige Ausgabe zu ermitteln, die dem Glossator vorlag. Es sind folgende Werke: die Fabelsammlung des Joh. Adelphus, Agricolas Sprichwörter (1534), des Erasmus Alberus Esop (1534), die von Joh. Brenz verfasste Erklärung des Prediger Salomo, Brants Ausgaben des Clagspiegels und des Freidank, Cyrills Spiegel der Weisheit, S. Francks Geschichtbibel, Weltbuch und Bearbeitungen von Schriften des Erasmus und Cornelius Agrippa, Huttens Römische Dreifaltigkeit, Joh. v. Morsheims Spiegel des Regiments (1534), Frau Untreuen Dienst von einem Unbekannten, des Schweizers Gedicht Von der Untreue der Welt — über die beiden letztgenannten Dichtungen stellt B. S. XXX ff. eine eigene Untersuchung an — Antonius von Pfores Buch der Beispiele (1536), Joh. von Schwarzenbergs Teutsch Cicero (besonders stark benutzt ist das Memorial der Tugend, s. S. XXXVII ff.) und seine Bearbeitung der Officia, Ulrich Tenglers Laienspiegel mit den Vorreden Brants und Gregorius Wickrams Uebertragung der Ars bibendi des Vincentius Obsopoeus. In den Anmerkungen zum Text hat B. die Belege für die Resultate seiner Quellenuntersuchung gegeben. Nur an wenigen Stellen blieb es dem Spürsinn des Herausgebers versagt, die Vorlage zu ermitteln; so bei I 26, 5—26 und III 12, 201—247, die ich als Excerpte aus des Eberlin von Günzburg Schrift „Mich wundert dass kein gelt im lant ist“ (1524 Bl. A 2b, 3a, B 3a—4a, vgl. Schade, Satiren und Pasquille 2, S. 291 f.) feststellen konnte. Für die Vorlage der zweiten Vorrede des zweiten Buches V. 42—191 fand seitdem Roethe (ADA. 18, S. 265 f.) das lateinische Original in des Erasmus von Rotterdam Schrift De ratione conscribendi epistolas. Für III 12, 11—47 sei auf des Rodericus Zamorensis Speculum humanae vitae I 32 verwiesen, dessen Inhalt in der Glosse zwar nur auszugsweise, aber getreuer als von Steinhöwel in seiner öfter gedruckten Verdeutschung wiedergegeben ist. In ähnlicher Weise steht III 3, 48—98 der Originalfassung des Theophrasti de nuptiis liber aureolus (Patrologiae cursus lat. ed. Migne 23, 276 ff., Gualteri Burlaei Liber de vita et moribus philosophorum ed. Knust S. 286 ff.) — danach heisst, beiläufig bemerkt, Theophrastus in Ingolds Goldenem Spiel 16, 21 „Aureolus der mayster“, wodurch sich Edw. Schröders Anmerkung berichtigt — näher als der Uebersetzung in der Grisardis des Erhart Gross, die in ihrer ersten, in der Breslauer Hs. vorliegenden Redaktion (ZDA. 29, S. 386, 8—387, 6, vgl. ebenda 36, S. 250) eine Parallele zum ganzen Stück des Glossators bietet. Vgl. auch A. v. Eybs Ehebüchlein, Neudruck S. 6, 19 ff., 16, 17 ff., 49, 20 ff., H. Sachs, Werke 20, S. 526 ff. Auf Grund solcher Fälle, die sich wohl noch vermehren liessen, darf vielleicht die Frage aufgeworfen werden, ob nicht der Glossator gelegentlich lateinische Quellen direkt zu Rate gezogen, sie excerpiert und übersetzt hat. Freilich nur für Excerpte grösseren Umfanges scheint mir diese Vermutung berechtigt; betreffs der kürzeren Citate pflichte ich durchaus B.s Ausführungen auf S. XLIV f. bei. Das dritte Kapitel behandelt den Einfluss, den die Glosse auf die spätere Litteratur ausgeübt hat. Es wird zuerst bis ins einzelne gezeigt, wie das von W. Seelmann edierte niederdeutsche Reimbüchlein, aus dem die „Schönen Künstliken Werldtspröke“ zumeist eine Auswahl sind, im wesentlichen planlos aus der jüngeren Glosse und dem niederdeutschen Narrenschiff von 1519 kompiliert ist, dass nur ca. 1000 Verse unabhängig von diesen beiden Werken sind, sodann die Benutzung der Glosse im Kurtzweilig Reysebüchlein (Dresden 1584), in einer poetischen Bittschrift eines Stolbergers aus der Zeit um 1580 und in Rollenhagens Froschmeuseler (s. JbVNiederdSpr. 14, S. 1 ff.) nachgewiesen. Im letzten Kapitel seiner Einleitung berichtet B. über das von ihm bei seinem Neudruck befolgte Verfahren. Selbstverständlich ward der Dietzsche Druck von 1539 zu Grunde gelegt, von den Lesarten der elf übrigen Ausgaben sind nur die wichtigeren verzeichnet. Berichtigte Druckfehler wurden angemerkt, einige sonstige Abweichungen vom Original gerechtfertigt. Die Randbemerkungen zur Dichtung wie zur Kapitelglosse haben ihren

---

H. E. Moltzer: TNTLK. 10, S. 241/9.]| — 15) C. Walther, D. Inschriften an d. Thür d. Audienzsaales im Rathause: MVLübeckG.

Platz unter dem Texte erhalten. Die auf den Text (S. 1—235) folgenden Anmerkungen (S. 239—300) geben nicht nur die Quellenbelege zur Glosse, sondern verfolgen auch im einzelnen die Benutzung des Kommentars in späteren Sammlungen und bilden somit eine Ergänzung zum dritten Kapitel. Es fehlt aber auch nicht an Wort- und Sacherklärungen, wo sie das Verständnis des Textes erleichtern, sowie an litterarhistorischen Aufschlüssen: auf den für die Entstehungsgeschichte des Reinke Vos wichtigen Nachweis (zu IV 9,3—12), dass der ältere Glossator seine Bearbeitung des Narrenschiffes nicht nur auf die Dichtung, sondern auch auf die Glosse hat einwirken lassen, hat bereits Prien nachdrücklich aufmerksam gemacht. Ein alphabetisches Verzeichnis der in der jüngeren Glosse auftretenden Reimsprüche und gereimten Citate beschliesst das auch äusserlich vortrefflich ausgestattete Werk. — In den von Brandes gegebenen zahlreichen Belegen für die erst durch die Glosse erzielte Popularität des Reinke Vos hat C. Walther [15]) in seiner Anzeige noch zwei nicht litterarische Verwendungen beigebracht, der einen davon auch einen besonderen Aufsatz gewidmet. Von den sieben Inschriften der 1573 von Tönnies Evers dem Aelteren kunstvoll geschnitzten Eingangsthüre zum Audienzsaale des Lübecker Rathauses stammen sechs aus der jüngeren Glosse, „welche sie wohl alle selbst schon entlehnt hat, möglicherweise einige aus der Bibel“. Sodann haben die Verse I 1,29 ff. dem Maler Daniel Frese im Jahre 1576 das Motiv zu dem allegorischen Bilde in der grossen Ratsstube des Lüneburger Rathauses geliefert, s. Albers, Beschreibung der Merkwürdigkeiten des Rathauses zu Lüneburg S. 35. — Nagls anmutige Umdichtung der Reinekesage in niederösterreichischer Mundart hat durch Brenner [16]) eine anziehende Besprechung erfahren. —

Schwankbücher. Wustmanns [17]) Artikel über den Leipziger Buchdrucker und Buchhändler Valentin Schumann mag auch hier um des gleichnamigen Sohnes, des bekannten Schwankbuchverfassers, willen verzeichnet werden. — Ueber H. W. Kirchhof teilte Könnecke [18]) in einem Vortrage neues Material mit, das A. Wyss [19]) in einer inzwischen erschienenen grösseren Abhandlung verwertet hat. —

Von niederländischen Schwankbüchern des 16. Jh. war bisher nur eins und auch dies nur dem Titel nach aus dem Antwerpener Index von 1570 (Reusch, Die Indices librorum prohibitorum des 16. Jh. S. 311) bekannt: es enthielt Uebersetzungen aus Paulis „Schimpf und Ernst“ und aus Bebels Facetien. Bolte [20]) fand nun jüngst in einem Danziger Sammelbande ein weiteres Schwankbuch, das 1576 bei Heyndrick Heyndricsen zu Antwerpen erschienen ist und, obwohl es von dem älteren Werke schon dadurch abweicht, dass der Titel jeder Angabe über die benutzten Quellen entbehrt, dennoch bei genauerer Prüfung des Inhalts einen Zusammenhang mit der älteren Sammlung erkennen lässt. Wie B. nämlich nachweist, treffen wir unter den 157 erhaltenen Erzählungen die grössere Hälfte, 80 an der Zahl, übereinstimmend in Paulis „Schimpf und Ernst“ wieder, einige Stücke stammen direkt oder indirekt aus Bebels Facetien. Ausserdem hat der Kompilator auch französische Schwankbücher benutzt, so z. B. für 14 Nummern des Bonaventure Des Periers' „Nouvelles recreations et joyeux devis“ (1558). Es hat also wohl der Herausgeber der jüngeren Sammlung die ältere, verbotene zu Grunde gelegt, „indem er alle der Censur anstössig erscheinenden Geschichten von Mönchen und Nonnen fortliess und ferner Zusätze aus anderen, namentlich französischen Anekdotensammlungen machte“. Doch fehlt es auch nicht an Schwänken, die schon durch das Lokal der Handlung ihren niederländischen Ursprung verraten; bei vieren der fünf ausgewählten Stücke ist dies der Fall. Dass der Buchhändler Heyndricsen die benutzten Quellen verschwieg, erklärt der Umstand, dass Paulis „Schimpf und Ernst“, seine Hauptfundgrube, 1570 auf den Index gesetzt worden war (Reusch a. a. O. S. 315). Fünfzehn Schwänke sind mit ziemlich guten, wohl Originalholzschnitten geschmückt. In das Verzeichnis der Ueberschriften der einzelnen Erzählungen hat B. den Quellennachweis und einige Bemerkungen eingetragen, die den Inhalt genauer andeuten sollen. Erwähnung verdient noch die Berichtigung eines Irrtums in Lappenbergs Ulenspiegel S. 378: Jan de Brunes Apophthegmensammlung „Jok en Ernst“ ist keine Uebersetzung nach Pauli; beiden Werken ist auch nicht eine Erzählung gemeinsam. —

Für Fischarts Beinamen Mentzer und etwaige Beziehungen der Fischarts zu Mainz haben auch die neuerdings (vgl. JBL. 1890 II 3 : 20/1) aufgefundenen urkundlichen Belege über Fischart und seine Familie keine Aufklärung zu bringen vermocht. Um so willkommener ist daher ein kleiner Beitrag G. Schenks zu Schweinsberg [21]). Er weist zu den Jahren 1618 und 1621 urkundlich einen Maurer Veit Visscardt (Wiesskart), Bürger zu Mainz, nach, der dorthin von Wälschland eingewandert war, während wir

3, S. 33/5. — 16) O. Brenner, A. W. Nagl, D. Fuchs Roauer. A lehrreichs und kurzweiligs Gleichnusz aus derselbigen Zeit, wo d'Viecher noch hab'n red'n künna. Wien, 1888: AZg^{B}. N. 171. — 17) (I 4 : 23.) — 18) G. Könnecke, Mitteil. über H. W. Kirchhof. (Ref.): MVHessG. S. XXXII. — 19) ×× A. Wyss, H. W. Kirchhof: CBlBibl. 9, S. 57—87.) Mit Nachtr. v. C. Scherer ib. S. 265/6.) — 20) J. Bolte, E. Antwerpener Cluchtboeck v. 1576: TNTLK. 10, S. 127—43. — 21) G. Schenk zu Schweinsberg,

seine Geschwister im Misoccothal im Kanton Graubünden wohnhaft finden. Sehr wohl möglich wäre es, dass auch unseres Fischarts Vater als wälscher Würzkrämer zu Mainz thätig war und später nach Strassburg übersiedelte. Der Name (Wisigard) könnte auf germanische Abstammung der Familie hindeuten, näher liegt aber, wie S. mit Recht betont, der normannische Beiname Guiscard, den Fischart selbst mit Vischart, Gwischard, Fischart wiedergiebt (Gargantua, Neudruck S. 293, 353, Bienenkorb, Vilmars 11. Ausg. Bl. 138 b und im Index), wie er sich andererseits selbst Wischhart, Wickartus und Gwischart, Guicciard nennt (Wackernagel, Joh. Fischart S. 8, 84 Anm. 184). „Eine Hindeutung auf wälsche Herkunft könnte das Pseudonym von 1588, M. Adamus Nachenmoser von Brandenwalden aus Churland enthalten, da das Thal Misocco zum Bistum Chur gehörte (anders deutet Meusebach, Fischartstudien ed. Wendeler S. 101, 271). Auch sonst kommen die Churwalen bei Fischart vor“ (Gargantua S. 31, 38, 165). Auf welche Ausgabe beziehen sich S.s Gargantuacitate? Ich habe des leichteren Auffindens wegen nach dem von Alsleben[22]) besorgten Neudruck citiert, der nun abgeschlossen vorliegt, nachdem die erste Hälfte (S. 1—242) bereits 1887 erschienen war. A. giebt einen synoptischen Abdruck der bei Fischarts Lebzeiten erschienenen Gargantua-Bearbeitungen von 1575, 1582 und 1590. Zu Grunde gelegt ist, wie auch Meusebach (Fischartstudien S. 19) es plante, der Text von 1590 als Ausgabe letzter Hand; das schwarz und rot ausgeführte Titelblatt ist im Faksimile beigegeben. Um aber zugleich die Arbeitsweise Fischarts an seinem Werke, die Textgeschichte desselben zu veranschaulichen, wurde auf Grund einer genauen Vergleichung des Textes von 1590 mit den Fassungen von 1575 und 1582 alles das, was schon in der ersten Ausgabe von 1575 (a) stand, mit grösserer Schrift gedruckt, während die Zusätze der zweiten Ausgabe von 1582 (b) in Petitschrift und die der dritten Ausgabe von 1590 (c) in gesperrter Petitschrift gesetzt sind. Alle nicht bloss orthographischen Abweichungen der Ausgaben „a b“ sind als Varianten unter den Text gesetzt. Da die Ausgabe von 1594 (d) im wesentlichen nichts Anderes ist als ein neuer Satz des Druckes von 1590, so wurde sie gleichfalls mit zur Vergleichung herangezogen. Wird man nun auch gerne zugeben, dass bei solcher Anordnung jedem die Möglichkeit geboten ist, sich einen Ueberblick über das eigenartige, sich zumeist in weiter ausmalenden Zusätzen gefallende Verfahren Fischarts zu verschaffen und dass für den aus drei Ausgaben kombinierten Text ein verhältnismässig nur knapper Raum in Anspruch genommen worden ist, so bringt die buntscheckige Textgestalt, deren Herstellung gewiss keine mühelose war, andererseits doch den Nachteil mit sich, dass sie bei zusammenhängender Lektüre verwirrend wirkt. Schärfer noch würde meines Erachtens das Bild der Textgeschichte hervortreten, wenn man vom Drucke des Jahres 1575 ausginge, der, wie Camillus Wendeler mir vor Jahren schrieb, wohl der einzige ist, den Fischart selbst korrigierte. Störend empfindet man sodann die allzu getreue Reproduktion von „c“, auch da nämlich, wo dieser Druck thatsächlich Fehlerhaftes bietet, während die richtige Lesart von „a“ sich unter dem Text im Variantenapparat findet. Wohl hat A. S. XVIII—XXI eine grössere Reihe von sofort in die Augen fallenden Druckfehlern in „c“ verzeichnet und sie auf Grund der anderen Drucke verbessert: allein noch an manchen Stellen sonst zeigt der Text eine fehlerhafte Lesart, die man sich nun selbst aus dem Apparat berichtigen muss; so z. B. um nur einiges anzudeuten, S. 11^{2}, 37^{4}, 43^{2}, 80^{1}, 81^{4}, 113^{5}, $129^{1.3}$, 134^{1}, 150^{1}, 162^{3}, 225^{4}, 247^{11}. S. 5^{5}, 248^{4} zeigen die Varianten keine Abweichung vom Text. In der Einleitung hat A. die von ihm benutzten Drucke einer sehr genauen Beschreibung unterzogen, dabei auch in dankenswerter Weise die Holzschnitte berücksichtigt. Auf die Abweichungen der späteren Ausgaben von 1600, 1605, 1617, 1631 ist er nicht näher eingegangen. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit unter Hinweis auf Meusebachs Fischartstudien S. 220, 318 f., dass die Tübinger Universitätsbibliothek aus Uhlands Nachlass eine Ausgabe des Fischartschen Gargantua besitzt, die obwohl sie die Jahreszahl 1651 so deutlich zeigt, dass jeder Zweifel ausgeschlossen ist, trotzdem mit der Ausgabe von 1631 identisch ist; man muss also schon annehmen, dass einzelne Exemplare wirklich mit dem fehlerhaften Titelblatt in den Handel gekommen sind. Uebrigens steht auch im Druck von 1631 „Nullate=nenten“ (nicht „Rullate=nenten“, wie A. S. XXI angiebt) auf dem Titel. — Die Redensart „auf eignen Zaum“ belegt Puls[23]) aus dem Gargantua (Neudruck, S. 435) und deutet sie als: „nach meinem eigenen Kopf, auf meine eigene Hand.“ —

Jüngere Volksbücher. Eine gelegentlich ausgesprochene Ansicht C. Müllers[24]), dass das Wort Schildbürger seit jeher mit Spiess- und Pfahlbürger identisch, stets nur ein Gattungsname gewesen sei, nie aber die Bewohner des sächsischen Schilda

---

D. Herkunft Fischarts: ZDA. 35, S. 255/6. — 22) Joh. Fischarts Geschichtklitterung (Gargantua). Synopt. Abdr. d. Bearbeit v. 1575, 1582 u. 1590. Her. v. A. Alsleben. (= Neudrucke dtsch. Litteraturwerke d. 16. u. 17. Jh. N. 65—71.) Halle, Niemeyer. XXVIII, 460 S. M. 4,20 — 23) A. Puls, Auf eignen Zaum: ZDU. 5, S. 703/5. — 24) C. Müller, D. Verwertung d. Redensarten im Unterricht:

bezeichnet habe, widerlegt Jeep[25]) mit den bereits in seiner Monographie entwickelten Gründen (JBL. 1890 II 3 : 25). — Ueber Abderiten von heute (zu Halbun bei Damascus, in Handschuhsheim, Fockbeck bei Rendsburg, Büsum) handeln vier kleinere Aufsätze[26-30]). —

Das Faustbuch von 1587 erzählt, dass Faust als Sohn eines Rodaer Bauern geboren sei. Daran anknüpfend meldet eine Zeitungsnotiz[31]): „In Roda, einem Städtchen des Altenburger Kreises, steht ein altes, auf einem Felsblock erbautes Haus, welches als Geburtsstätte des berühmten Schwarzkünstlers Dr. Faust bezeichnet wird. Nun ist dieses altertümliche Bauwerk von der dortigen Gemeindebehörde behufs Strassenerweiterung angekauft worden." — Die deutschen Faustbücher hat Dumcke[32]) einer Betrachtung unterzogen, die als Zusammenstellung des in ihnen niedergelegten Geschichtenmateriales gelten mag, sonst aber wenig in die Tiefe dringt. Die Berichterstattung hat an dieser Stelle sich nur mit dem Volksbuch und Widmans Bearbeitung zu befassen. Hinsichtlich des ersteren wird unsere Erkenntnis durch D. nicht gefördert. Für Widman sucht D. das Volksbuch in den Fassungen A und C als Quelle nachzuweisen, doch vermag kaum das geringe Variantenmaterial die Frage endgültig zu entscheiden, denkbar wäre auch, dass nur C die Vorlage war. D. gewährt zunächst eine schematische Darstellung des Verhältnisses zum Volksbuch, dann Inhaltsangaben der von Widman fortgelassenen und hinzugefügten Kapitel, endlich eine Analyse jener Partien, in denen Widman sich den Stoff des Volksbuches angeeignet hat. Ueber eine äusserliche Vergleichung, deren Resultate S. 63 kurz zusammengefasst sind, ist D. aber nicht hinausgekommen; Faligan[33]) hat in seinem Faustbuch, das neuerdings Minor verwarf, Szamatólski in seinen Vorzügen anerkannte, um vieles schärfer zu charakterisieren verstanden. Anhangsweise ergänzt D. den Neudruck von Widmans Bearbeitung in Scheibles Kloster, indem er das Widmungsschreiben an den Grafen Hohenlohe, die im Kloster fortgelassenen Verse und Randglossen — von letzteren nur jene, die etwas Neues sagen und nicht nur einfache Textverweisungen sind — zum Abdruck bringt. — Zu dem in letzter Zeit mehrfach behandelten Kapitel der Entlehnungen im ältesten Faustbuch sind einige weitere Beiträge zu verzeichnen. L. Fränkel[34]) hat das Sprichwörter-Kapitel (65) in eindringender Weise auf seine Quellen hin untersucht auf Grund einer schon von Szamatólski (VLG. 1, S. 182 Anm.) ausgesprochenen Vermutung, wonach jener Abschnitt wohl aus der sog. Egenolffschen Sprichwörtersammlung entlehnt sei. F. führt zunächst den bei Agricola, S. Franck und in der Egenolffschen Sammlung nachweisbaren Apparat des Faustbuch-Kapitels gliederweise neben seinen Mustern auf und lässt dann Anmerkungen zu einzelnen Sprüchen folgen. Das Ergebnis der Vergleichung ist folgendes: da eine einzige Quelle für den vom Anonymus des Faustbuches verwerteten Sprichwörterschatz nicht ausfindig zu machen ist, so bleiben nur zwei Möglichkeiten: entweder hat der Kompilator aus verschiedenen Sammelwerken gleichzeitig geschöpft — und dies würde ganz zu dem auch sonst von ihm befolgten schriftstellerischen Verfahren stimmen — oder die von ihm benutzte einzige Vorlage muss als verloren oder noch unbekannt gelten, was bei dem reich vorliegenden Material von Sprichwörtersammlungen nicht gerade wahrscheinlich ist, wiewohl F. selbst während seiner Arbeit ein ähnlich kompendiarisches Werk des Jahres 1587 gefunden hat, das allen Bibliographen bisher entgangen war. Die erstere Annahme, das 65. Kap. sei stückweise aus Rohstoffen verschiedener Herkunft zusammengeschweisst, weiss F. mit guten Gründen zu stützen, indem er betont, „wie der Anonymus zur Beschaffung allerhand untergeordneter Requisiten seiner Erzählung auch noch anderswo Umschau gehalten hat", und die Aufmerksamkeit auf bisher nicht ausgenutzte jüngere, doch mit den Sammlern des 16 Jh. vertraute Sprichwörterkompendien lenkt, insbesondere auf die verbreitetste und am häufigsten neu (zuerst 1654) aufgelegte Sammlung des J. G. Seybold (ADB. 34, S. 80), die gleichfalls Parallelen zu dem in Rede stehenden Faustbuchkapitel bietet; so können z. B. auch aus dieser Sammlung und den älteren Apophthegmata Zincgrefs die bereits früher von anderen aus Luther nachgewiesenen, von Zincgref irrtümlich dem Geiler von Keisersberg zugeschriebenen acht Verszeilen im Eingang des 65. Kapitels belegt werden. — A. Bauer[34]), der auch an den eben erörterten Untersuchungen beteiligt ist, zeigt, dass für Kap. 7 des Faustbuches die Ueberschriften, je drei Verse, von drei Kapiteln des Brantschen Narrenschiffes (Kap. 3, 43, 45; bei letzterem hatte schon Zarncke die Uebereinstimmung erkannt) herangezogen und verarbeitet worden sind. Derselbe Forscher hatte bereits VLG. 1, S. 192 ff. auf Benutzung des Petrus Dasypodius durch den Anonymus des Faust-

ib. S. 88—123. (Darin S. 114 [nicht 116] über d. Wort „Schiltbürger".) — 25) E. Jeep, Schildbürger: ib. S. 355/7. — 26-27) R. Andree, Abderiten v. heute: Ur-Quell 2, S. 117/9. — 28) F. Höft, Abderiten v. heute: ib. S. 154/5. — 29) H. Volksmann, Abderiten v. heute: ib. S. 169—70. — 30) R. Ofterding, Abderiten v. heute: ib. S. 191/2. — 31) Fausts Geburtshaus: FZg. N. 31. — 32) J. Dumcke, D dtsch. Faustbücher. Nebst e. Anhange z. Widmanschen Faustbuche. Diss. Leipzig-Reudnitz, Druck v. O. Schmidt. 101 S. M. 1,50. — 33) E. Faligan, Histoire de la légende de Faust. Paris 1887: Minor: GGA. 1890, N. 26, S. 1012/5; S. Szamatólski: ASNS. 86, S. 412/5. — 34) L. Fränkel u. A. Bauer, Entlehnungen im ältesten Faust-

Fremdwörter, zuweilen auch durch Melodienangabe kunstmässig geschulte, zum Teil unter fremden Einfluss stehende Verfasser verraten. — Einzelbeiträge [32-34]) bringt Puls [35]), der nach einem Druck von 1520 eine niederdeutsche Fassung des Tannhäuserliedes, die älter ist als die beiden bisher bekannten, und eine weite niederdeutsche Fassung des Liedes „Maria zart, von edler Art" veröffentlicht; beide sind unvollständig erhalten. — Edw. Schröder [36]) bringt einen neuen Text des bänkelsängerischen Liedes Jakobs von Ratingen auf das Breslauer Hostienmirakel von 1453. — Hänselmann [37]) teilt eine Reihe von unbekannten Stücken aus Hss. des 14. und 15. Jh. mit; es sind teils geistliche Lieder, unter denen ein Sankt Annen-Preis historisch besonders wichtig ist, teils kleinere weltliche Stücke; nicht ohne Wert ist auch eine von den bekannten Texten abweichende niederdeutsche Fassung des Liedes „Wo soll ich mich hinkehren". — Ueber einzelne Liedgattungen [38]) ist keine fördernde Arbeit zu verzeichnen. —

Die musikalische Seite des deutschen Volksgesanges findet jetzt mehr und mehr die gebührende Beachtung; in einer vortrefflichen Arbeit hat E. Radecke [39]) über die Übertragungen deutscher, weltlicher Lieder des 16. Jh. für die Laute gehandelt und namentlich die Bedeutung der dreistimmigen Bearbeitungen für die Weiterentwicklung der Musik, den Uebergang vom kontrapunktischen zum harmonischen Stil dargelegt. Für die Litteraturgeschichte liegt der Hauptwert der Arbeit in dem Nachweis, einer wie grossen Beliebtheit sich die Melodien der Lieder erfreuten; ein nutzbringendes Verzeichnis, das die Lieder, die für die Laute bearbeitet worden sind, nach Fundort und Komponisten aufzählt, schliesst die Arbeit ab. — Eine Reihe von Komponisten des 16. Jh. hat Eitner [40-45]) kurz behandelt; es sind Jörg oder Georg Schönfelder, der im Anfang des 16. Jh. lebte und einfache, aber zu Herzen gehende mehrstimmige Lieder verfasst hat; Valentin, in manchen Drucken auch Veit oder N., Schnellinger, ein ebenfalls in der ersten Hälfte des 16. Jh. lebender, seinen Lebensumständen nach unbekannter Komponist, dessen Quodlibets manche verschollene Melodien aufbewahren und von dem eine eigentümliche, an den Nachtwächterruf anknüpfende Komposition: „Das ander Feuerrufen", herrührt; die beiden Schwartz (um 1550), über die wir von E. nicht viel Näheres erfahren; L. Schröter, der, geboren in Torgau in der zweiten Hälfte des 16. Jh., an der altstädtischen Schule in Magdeburg angestellt, noch vor 1600 gestorben ist und in Weihnachtsliedern, Motetten, Hymnen, einer Passion und einem Tedeum eine ungewöhnliche Kraft entfaltete; schliesslich Melchior Schramm, geboren in Münsterberg, seit 1574 im Dienste des Grafen Karl von Hohenzollern, 1595 in Offenburg, dessen bekannt gewordene Werke, zwei Motettensammlungen von 1576 und 1606, eine Sammlung deutscher Lieder von 1579 und aus demselben Jahre, hs. in Wien, ein „Officium nuptiale Octavio II. Fuggero", E. aufzählt, ohne indessen den Versuch zu machen, der Individualität des Komponisten irgendwie näher zu treten. —

II,3

Epos.

Philipp Strauch.

Erzählung: Hans Schneeperger N. 1; Wittenweiler N. 2. — **Ältere Volksbücher:** Eulenspiegel N. 4. — **Tierepos:** Reinke de Vos N. 7. — **Schwankbücher:** V. Schumann, Kirchhof N. 17; Niederländisches Schwankbuch N. 20. — **Fischart** N. 21. — **Jüngere Volksbücher:** Schildbürger N. 24; Faust N. 31; Ewiger Jude N. 39. — **Legende:** hl. Meinrad N. 40. — **Prosaroman:** Morgant der Riese N. 41. — **Historische Litteratur:** J. Oldecop N. 43; Hans v. Schweinichen N. 44. —

Erzählung. Dem Dichter Hans Schneeperger hat Roethe [1]) einen kleinen Artikel gewidmet. Unter diesem Namen ist uns aus dem 15. Jh. ein Gedicht überliefert (Keller, Erzählungen aus altd. Hss. S. 242 ff.), das einen auch sonst beliebten Schwankstoff in reizloser Breite behandelt und mit didaktischem Pro- und Epilog ver-

175—202. — 32) × J. Bolte, Du bist min: ADA. 17, S. 343. (Nachträge zu B.s älterer Arbeit [JBL. 1890 II 2:38; III 2:21.]) — 33) ○ × Edw. Schröder, Mitt. über hess. Volkslieder d. 15. Jh.: MHanauerV. S. XXXII. — 34) ○ × × J. J. Ammann, D. ursprüngl. Druck d. Jorig Pleyerschen Liedes auf d. Tod Kaiser Maximilians I.: ZÖG. 42, S. 865—81. — 35) A. Puls, Tannhäuserlied u. Maria Tzart: JbVNiederdSpr. 16, S. 65/8. — 36) Edw. Schröder, Jacobs v. Ratingen Lied auf d. Breslauer Hostienmirakel v. 1453: ib. S. 41/4. — 37) L. Hänselmann, Braunschweiger Findlinge: ib. S. 69—80. — 38) × A. Biese, D. politische Lied in alter u. neuer Zeit: HambCorr[B]. 1890, N. 17/9. (Populäre Übersicht.) — 39) E. Radecke, D. dtsch. weltl. Lied in d. Lautenmusik d. 16. Jh. Berliner Diss. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 52 S. — 40) R. Eitner, Schönfelder: ADB. 32, S. 303. — 41) id., Schnellinger: ib. S. 167/8. — 42) id., A. Schwartz: ib. 33, S. 205. — 43) id., A. Schwartz: ib. S. 204/5. — 44) id., L. Schröter: ib. 32, S. 572. — 45) id., Melchior Schramm: ib. S. 446. —

1) G. Roethe, Hans Schneeperger: ADB. 32, S. 99. — 2) E. Bleisch, Z. Ring Heinrich Wittenweilers. Diss.

Stellen zu beseitigen sucht. Aber immer geschieht dies in ganz äusserlicher Weise; eigene Zuthaten von Bedeutung, tiefer greifende Aenderungen in Hinsicht auf den Verlauf oder die Motivierung der Begebenheiten lassen sich kaum irgendwo nachweisen. Auch in der Form zeigt er sich fast durchweg abhängig von seinem Original, und Ansätze zu freier, selbständiger Wiedergabe desselben sind im allgemeinen nicht häufig.“ Die Persönlichkeit des Uebersetzers tritt uns nirgends greifbar entgegen. Anlass und Zweck seiner Arbeit bleiben uns verborgen. Abgesehen davon, dass sein Dialekt ihn als schweizerischer Herkunft erkennen lässt, sind wir auf blosse Vermutungen angewiesen. Ein hohes Ziel hat er sich kaum gesteckt. „Man darf vermuten, dass er, ein wohlhabender und gebildeter Bürger, bloss zum eigenen Vergnügen die Arbeit unternahm, und man muss gestehen, dass er sie mit grosser Ausdauer und Gewissenhaftigkeit durchführte“, so wenig hervorragend seine Leistung auch ist. „Immerhin verdient sie unsere Beachtung als neues, bisher fast unbekannt gebliebenes Zeugnis für eine litterarische Richtung, die im 15. und 16. Jh. auch in der Schweiz eifrig gepflegt wurde, selbst dann noch, als der Kampf um Sieg oder Untergang der kirchlichen Reform das ganze Interesse der Mitlebenden auf sich zog.“ Dem sehr korrekten Textabdruck (5, 38 wird „houchen“, 177, 25 „touber“ zu lesen sein; 13, 22 lies „an den“; 97, 6 „erstunnet“; 210, 8. 241, 30 „zegwúnnen“ = „zegwinnen“, vgl. 243, 32; einigemal scheint „r“ und „n“ verlesen, vgl. 21, 3. 66, 12. 76, 14. 187, 34) folgen besonders den Wortlaut der Vorlage berücksichtigende Anmerkungen sowie ein treffliches Glossar, das dem Schweizer Idioticon ein wohl gesichtetes Material zur Verfügung stellt. —

Obwohl die eigentlich historische Litteratur[42]) ausserhalb des Bereichs dieser Berichte liegt, mag doch Eulings[43]) Edition der bisher nur in Auszügen bekannten Chronik des Hildesheimer Bürgers und Dekans Joh. Oldecop (1493—1574) mit einem kurzen Worte auch hier berührt werden. Der Vf., der als Wittenberger Student bei Luther hörte und bei ihm zur Beichte ging, ist trotzdem dem alten Glauben treu geblieben und benutzt in seinen Aufzeichnungen jede Gelegenheit, um darzulegen, dass mit Luthers Auftreten alles Unheil in die Welt gekommen sei, ja sogar für den Hosenteufel macht er ihn verantwortlich (385, 29 ff.). Frensdorff hat in einer eingehenden Besprechung die Denkwürdigkeiten, die die Jahre 1501—73 umfassen, auf ihren historischen Wert untersucht und gezeigt, dass wenn Oldecops Werk auch nicht als eine zuverlässige Geschichtsquelle zu gebrauchen ist, es doch einen hohen Wert als Beitrag zur Kenntnis der Stimmungen und Urteile, wie sie in den katholisch gebliebenen Kreisen Norddeutschlands herrschten, beanspruchen darf. F. hat gleichzeitig auch einer litterarhistorischen Würdigung der Aufzeichnungen vorgearbeitet, fast mehr noch als der Herausgeber, der sich des Raumes wegen überwiegend auf Hervorheben ihrer sprachlichen Eigentümlichkeiten beschränken musste. Oldecop weiss gewandt und anziehend zu erzählen, seine Rede durch sprichwörtliche Wendungen und volkstümliche Ausdrücke anschaulich zu machen, sie gelegentlich durch trockenen Humor zu würzen. Einzelne Abschnitte (Euling S. VII f., GGA. S. 983 f.) lesen sich wie kleine in sich abgerundete Novellen und gehören zu den besten Proben mittelniederdeutscher Prosa. Oldecop ist ein Mann von gelehrten Neigungen, hat Freude an treffenden Sinnsprüchen, die er auf seinen Reisen an Gebäuden, an Wappen findet (110, 27 ff., 503, 28 f.), beschreibt neue Bücher „Epistolae obscurorum virorum“ 50, 15, C. Spangenbergs „Die bösen Sieben ins Teufels Karnöffelspiel“ 192, 2. 490, 21 ff. 495, 32 A. 531, 5 ff., Musculus' „Hosenteufel“ 385, 29), „Flugblätter nach ihrer Ausstattung, insbesondere den Holzschnitten, womit die Drucker die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen suchen“. Namentlich häufig begegnen Citate historischer Volkslieder (13, 27. 57, 19 f. 69, 10. 71, 19 ff. 271, 13 ff. 305, 1 f. 335, 11 ff. vgl. 29, 1. 91, 2). Auch den dramatischen Aufführungen in Hildesheim bringt der Vf. Interesse entgegen, wenn er zum Jahre 1517 verzeichnet „in dussem jare ward passio Johannis, dat lident Christi, to Hildensem up dem markede gespelet“ und eine eingehende Schilderung folgen lässt (52, 11 ff.). Um so auffallender ist es, wie F. hervorhebt, dass der Chronist nicht auch jenes Fastnachtsspieles gedacht hat, das der Hildesheimer Bischof Johann zur Verhöhnung des Stiftsadels 1520 auf dem Bischofshofe aufführen liess. Oldecops Abwesenheit von Hildesheim während dieser Zeit, vielleicht auch seine Parteinahme für den Bischof mögen die Erwähnung des „Scheveklot oder De Brilmaker“ (Goedeke² 2, S. 335; Seelmann, Mittelniederd. Fastnachtsspiele S. XXXV ff. 49 ff.; KBlVNiederdSpr. 13, S. 4), der viel böses Blut unter dem Adel erregte, verhindert haben. Uebrigens findet sich die dem ersten

---

42) × A. Schultz, D. Weisskunig. Nach d. Diktaten u. eigenhänd. Aufzeichnungen Kaiser Maximilians I. zusammengest. v. M. Treitzsauerwein v. Ehrentreitz. Mit 238 Holzschnitten nach Zeichnungen v. H. Burgkmair, L. Beck, H. Springinklee u. Schäufelein, abgedr. unmittelbar nach d. Original-Holztafeln v. J. 1516, u. 19 zinkograph. Tafeln. [Aus: JKSAK.] Wien, Tempsky in Komm. Imp. 4⁰. XXVIII, 558 S. M. 60,00. (Ist nur e. neue Titelausgabe d. 1888 erschienenen Werkes mit herabgesetztem Preise.) — 43) K. Euling, Chronik d. Johan Oldecop. (= Bibliothek d. Litt. Vereins in Stuttgart CXC.) Tübingen. VIII, 720 S. |[AZg^{B}. 1892, N. 63; F. Frensdorff: GGA. 1892, S. 969—87]| (Vgl. auch K. Euling, Hildesheimer Land u.

Titel zu Grunde liegende Redensart auch bei Oldecop 372, 10 vgl. 435, 31, und F. bemerkt dazu, dass von philologischer Seite (vgl. KBlVNiederdSpr. 14, S. 67) bisher nicht des rechtshistorischen Interesses gedacht wurde, das sich mit dem Worte verbindet (s. Homeyer in seiner Ausgabe des Richtsteig Landrechts 1857, S. 42 ff.). Schliesslich sei noch die kulturhistorische Bedeutung dieser Publikation erwähnt. In E.s Einleitung finden sich gelegentlich falsche Citate, die sich daraus erklären, dass er die Seiten- und Zeilenzahl des Originals nicht nachträglich auf Grund seiner Ausgabe abänderte. Da E. übrigens die Seiten des Originals im Texte verzeichnet, so kann auch so jeder leicht die betreffende Stelle auffinden. —

Aus dem Gebiet der geschichtlichen Prosa ist noch anzuführen, dass Wutke [44]) dem Leben und der litterarischen Thätigkeit des Hans von Schweinichen († 23. [nicht 13.] Aug. 1616) einen Artikel gewidmet hat. —

II, 4

Drama.

Johannes Bolte.

Geistliche Schauspiele des Mittelalters N. 1. — Fastnachtspiele N. 9. — Schulkomödien N. 11. — Einzelne Dramatiker des 16. Jh.: Schweiz N. 13; Sachsen N. 15; Hessen N. 20; Franken (Hans Sachs) N. 21; Bayern N. 31; Württemberg N. 32; Elsass N. 33; Oesterreich, Böhmen, Schlesien N. 37; Niederdeutschland N. 40. —

Neue Gesamtdarstellungen der dramatischen Litteratur des 16. Jh. haben wir für das Berichtsjahr nicht zu verzeichnen; dagegen zeigt sich das fortdauernde Interesse an der Erforschung dieses Gebietes in einer Reihe von Einzelarbeiten, denen sich planmässig ausgewählte Erneuerungen einzelner Stücke oder ganzer Gruppen in willkommener Weise anschliessen. Dem geistlichen Schauspiele des Mittelalters, dessen Entwicklung sich bis tief ins 16. Jh. fortsetzt, gelten mehrere beachtenswerte Arbeiten. Schon vor zwei Jahren hat sich L. Wirth, wie Bechstein [1]) und Holstein [2]) in ausführlichen Referaten darlegen, bestrebt, die von Milchsack und Lange begonnenen Untersuchungen über die Entstehung und Entwicklung der Oster- und Passionsspiele weiterzuführen und durch sorgfältige Vergleichungen der gemeinsamen Verse das Abhängigkeitsverhältnis der einzelnen Spiele aufzuhellen. Wenn auch die als Resultat dieser Arbeit ermittelten Stammbäume sich schwerlich als untrüglich herausstellen werden, können doch die beigegebenen tabellarischen Nachweise und die Analyse der Stilemente und Motive als willkommene Grundlage für fernere Forschungen dienen. — Eine umfangreiche Sammlung, die neben bekanntem auch neues Material zu allgemeiner Kenntnis bringt, Fronings [3]) Drama des Mittelalters, kann ich an dieser Stelle nur erwähnen, um mir eine Besprechung für das nächste Jahr vorzubehalten. — Das dichterisch wertvollste unter den Osterspielen, das 1464 zu Redentin, einem dem Cistercienserkloster Doberan gehörigen Hofe bei Wismar, in niederdeutscher Mundart aufgeschrieben wurde, hat C. Schröder [4]) zum Gegenstande eines in Lübeck gehaltenen Festvortrages gemacht, in dem er die Ergebnisse seiner früheren Forschungen wiederholt und erweitert. Als den Dichter oder Redaktor betrachtet er den 1465 als Magister curiae zu Redentin erscheinenden Cistercienser Peter Kalf und möchte die einzelnen der mecklenburgischen Mundart fremden Formen des Textes aus der niedersächsischen Heimat des vermutlichen Vf. erklären; die erste Aufführung fand wohl nicht in dem kleinen Redentin, sondern in der angesehenen Hansestadt Wismar statt. — Zu demselben Denkmale giebt C. Walther [5]) eine Reihe scharfsinniger und durch reiche Gelehrsamkeit gestützter Besserungsvorschläge; abweichend von Schröder nimmt er für einige Stellen Entlehnung aus mitteldeutschen, wahrscheinlich mittelrheinischen Quellen an. — Zwei anderen niederdeutschen Dramen, dem „Sündenfalle“ Arnold Immessens und

---

Leute d. 16. Jh. in d. Chronik d. Dechanten Johan Oldecop. Hildesheim, Borgmeyer. 1892. 100 S. M. 1,00.) — 44) C. Wutke, Hans v. Schweinichen: ADB. 33, S. 360/1. —

1) R. Bechstein, L. Wirth, Oster- u. Passionsspiele: Germania 36, S. 96—100. — 2) H. Holstein, L. Wirth, Oster- u. Passionsspiele: ZDPh. 22, S. 378—81. — 3) R. Froning, D. Drama d. Mittelalters: DNL. 14, 1—3. Stuttgart, Union. o. J. VIII, 1008 S. M. 7,50. (In 3 Bdn.) — 4) C. Schröder, D. Redentiner Osterspiel: KorrBlVNiederdS. 15, S. 33/8. — 5) C.

dem Theophilus, widmet Sprenger[6-7]) textkritische Bemerkungen, zu denen auch Walther einiges beigesteuert hat. Er verheisst eine genauere Untersuchung der Mundart des ersteren Denkmals, dem man bald Eimbeck, bald andere Orte als Heimat zugewiesen hat. Den Theophilus besitzen wir bekanntlich in drei verschiedenen Fassungen, unter denen Sass 1879 die Helmstädter für die älteste und beste erklärte, während die Stockholmer und Trierer Hs. näher mit einander verwandt seien. S. widerlegt diese Gruppierung der Hss. und zeigt, dass jede derselben der Vorlage gegenüber selbständig verfahre. — Eine erwünschte Klärung hat die Frage nach der litterarhistorischen Stellung von Schernbergs Spiel von Frau Jutten durch Haage[8]), einen Schüler Edward Schröders, erfahren. Er weist überzeugend nach, dass der während der Jahre 1483—1502 im thüringischen Mühlhausen thätige Priester und Notar die ihm durch Johannes Rothes thüringische Chronik vermittelte Sage von der Päpstin Johanna oder Jutta ohne jede satirische Tendenz zur Verherrlichung der gnadenvollen Gottesmutter dramatisch gestaltete und dabei nicht nur die meisten Motive der älteren profanen und geistlichen Spiele mit vielseitiger Belesenheit vereinigte, sondern auch viele Stellen wörtlich aus dem Theophilus, dem Künzelsauer Fronleichnamspiele, der Vorlage des Alsfelder Passionsspieles u. a. entlehnte. Dieser geschickten Zusammenschweissung des traditionellen Materiales steht eine auffällige Ungeschicklichkeit im eigenen dichterischen Ausdrucke gegenüber, die H. durch eine Zusammenstellung der hierbei verwandten Flickwörter und Formeln treffend illustriert. Gut ist auch der verhältnismässig decente, nicht ausgelassen possenhafte Charakter der Teufelsscenen dargelegt; gegen einzelnes, z. B. gegen die Behauptung, dass Schernberg in bewusstem Gegensatze zum Drama von den zehn Jungfrauen die Milde und das Erbarmen Gottes mit den sündigen Menschen betonen wollte, wird man Bedenken erheben können. Dass der protestantische Herausgeber vom Jahre 1565, Hieronymus Tilesius, nicht, wie Goedeke meinte, das Stück ungehörig interpolierte, will H. auch in einer kritischen Ausgabe des Dramas darthun. —

Den von A. Keller gesammelten Fastnachtspielen des 15. Jh. gilt ein kurzer Aufsatz Holsteins[9]), der auf die verstreuten Ortsnamen aufmerksam macht, um daraus Schlüsse auf den Entstehungsort der einzelnen Stücke zu ziehen. Wenn er die zahlreichen Erwähnungen von Strassen und Wirtshäusern Nürnbergs und von nahe gelegenen Dörfern als Beweis für den nürnbergischen Ursprung anführt, so sagt er uns freilich nichts Neues; anderes scheint nach Bayern zu weisen; wichtig ist jedenfalls die für das Spiel vom Meister Aristoteles (Keller N. 128) aus den um Erfurt heimischen Dorfnamen gezogene Folgerung eines thüringischen Ursprunges, zumal da sie durch die Mundart des Stückes bestätigt wird. — Ein Artikel von Sach[10]) scheint auf das Fastnachtspiel vom Herzog von Burgund (Keller N. 20) Bezug zu nehmen. —

Wir kommen zu dem unter dem Einflusse der Reformation in rascher Fülle emporgeblühten protestantischen Drama des 16. Jh., dem sich seit Goedekes und Scherers Vorgange die Forschung immer eifriger zugewendet hat. Leider nicht stets mit Glück. So reiht eine zusammenfassende Arbeit über die deutsche Schulkomödie von Raché[11-12]) auf 30 Seiten nur Citate aus bekannten neueren Werken an einander, ohne den Gegenstand irgendwie zu erschöpfen oder von einem neuen Gesichtspunkte aus darzustellen. Ebensowenig kann die angehängte Besprechung der Schauspiele aus dem Schulleben als eine Förderung der Wissenschaft gelten: R. giebt nichts als trockene Analysen von teils leicht zugänglichen, teils durch andere Forscher schon besser charakterisierten Dramen von Wickram, Pondo, Ayrer, Murer, Hayneccius, Mauricius und Leseberg.[12a]) —

Die einzelnen Dramatikern des 16. Jh. gewidmeten Arbeiten wollen wir wiederum nach der durch Goedeke eingeführten landschaftlichen Gruppierung durchgehen. Aus den schweizerischen Schauspielen unseres Zeitraumes hat Baechtold[13]) eine Reihe der bedeutendsten ausgewählt und durch seine Schüler zum Abdrucke bearbeiten lassen. Dem ersten Bande dieser dankenswerten Sammlung (vgl. JBL. 1890 II 4 : 11) ist schnell ein zweiter gefolgt, in dem uns Gessler zwei in Basel von Nichtschweizern verfasste Dramen darbietet: die 1532 gedichtete „Susanna" des Augsburgers Sixt Birck und den 1550 erschienenen „Weltspiegel" des Elsässers Valentin Boltz. Die „Susanna" wirkt, wie schon Pilger hervorhob, in der sprachlich und metrisch unbeholfenen Form weit weniger günstig als die, inzwischen vom Ref. in den von Herrmann und Szamatólski herausgegebenen „Lateinischen Litteraturdenkmälern des 15./16. Jh." erneuerte, weitverbreitete lateinische Bearbeitung, die Birck später von dem-

Walther, Z. Redentiner Spiel: JbVNiederdS. 16, S. 44—53. — 6) R. Sprenger, Bemerkungen u. Besserungen z. Sündenfall: ib. S. 116—28. — 7) id., Z. Kritik u. Erklärung d. Theophilus: ib. S. 128—39. — 8) R. Haage, Dietr. Schernberg u. s. an Spiel v. Frau Jutten. Diss. Marburg, Pfeil. III, 108 S. — 9) H. Holstein, Z. Topographie d. Fastnachtsspiele: ZDPh. 23, S. 104/8. — 10) ○ A. Sach, Sibylla u. Kaiser Augustus in d. kirchl. Sage: HambNachr[S]. N. 11. — 11) P. B. Raché, D. dtsch. Schulkomödie u. d. Dramen v. Schul- u. Knabenspiegel. Diss. Leipzig, Baldamus. 79 S. |[F. Spengler: ADA. 17, S. 338.]| — 12) id., D. dtsch. Schulkomödie: LZg[B]. S. 441/3. (Auszug aus N. 12.) — 12a) (I 6 : 221.) — 13) Schweizerische Schauspiele d. 16. Jh. Bearb. durch d. dtsch. Seminar d. Züricher Hochschule unter Leitg. v. J. Bächtold

selben Stoffe lieferte; doch existiert auch eine später von einem unbekannten Zürcher Dichter abgefasste Umgestaltung des deutschen Textes, die den Ausdruck bessert und durch Einschiebsel den Umfang um die Hälfte vermehrt. G. hat diese Varianten sorgfältig unter dem Texte verzeichnet und in der knappen Einleitung einige biographischen Thatsachen, wie das Geburtsdatum (24. statt 21. Februar), richtig gestellt. Der „Weltspiegel", bei dessen Abdruck die zweite Ausgabe von 1551 zu Grunde gelegt wurde, ist eine dramatische Busspredigt für alle Stände, formlos, aber lebendig. Unter den 158 Personen treten auch biblische und allegorische Gestalten warnend, lockend und strafend auf; Bruder Klaus mahnt die Schweizer an die ruhmreichen Thaten ihrer Vorfahren. Die sechs Akte, deren Aufführung auf zwei Tage berechnet war, werden durch Chorlieder abgeschlossen, deren Melodien beigedruckt sind. — Für die beste Komödie des 16. Jh. erklärte vor kurzem Bächtold ein hs. in Schaffhausen aufbewahrtes Lustspiel des Malers und Fischart-Illustrators Tobias Stimmer „Von zwei jungen Eheleuten". Jetzt liegt uns dasselbe in einem von Oeri[14]) besorgten zierlichen Liebhaberdrucke mit den Federzeichnungen Stimmers und einer biographischen Einleitung zur Prüfung vor. Und in der That rechtfertigt der frische Ton, die auch im Vergleich mit Hans Sachs vortrefflich zu nennende Komposition und die trotz des verfänglichen Ehebruchsthemas gesunde Lebensanschauung wohl ein so hohes Lob. Eine lüsterne junge Bürgersfrau und ein buhlerischer Pfaff, der sich mit Hilfe der kuppelnden Magd in Abwesenheit des Ehemanns als Bauer verkappt einschleichen will, stehen dem Hausherrn und einem ehrbaren wirklichen Bauersmann gegenüber, den die Magd mit dem Pfaffen verwechselt. Der böse Anschlag misslingt, da der Mann den Pfaffen, ohne ihn zu erkennen und seine Absicht zu ahnen, fortprügelt und dann vom Bauern Aufklärung erhält. Ueber die Quelle dieser Verwechslungskomödie hat der Herausgeber nichts ermitteln können; ich glaube sie, wie ich nächstens darlegen werde, im „Esop" des Burkard Waldis gefunden zu haben, während die Figur des geprellten Pfaffen möglicherweise aus einer italienischen Komödie von Giancarlo herstammt. —

Aus Sachsen haben wir gleichfalls einen Neudruck zu verzeichnen. O. Haupt[15]) hat den „Almansor" des Grimmaer Rektors Martin Hayneccius, der 1578 lateinisch und 1582 deutsch erschien, nach der ersten deutschen Ausgabe wortgetreu wiederholt. Das Stück ist eine Verherrlichung des Schulmeisters und befolgt in der metrischen Form Rebhuns Vorschriften. Almansor ist ein Quacksalber, der dem einfältigen Bauer, dessen Sohn der Lehrer innerhalb einer Stunde zum Gelehrten hatte machen sollen, einen Nürnberger Trichter verkauft. H. hebt weder die Vorbilder noch die Nachwirkungen des Stückes hervor, weiss auch nichts von den Aufführungen (z. B. Wittenberg 1580, Bautzen 1610) zu berichten; sein Aufsatz über Hayneccius im „Praktischen Schulmann" 1891 ist mir nicht zugänglich. — Die Schulaufführungen in Chemnitz, wo Hayneccius eine Zeit lang thätig war, behandelt Uhle[16]) in etwas flüchtiger Weise; für das 16. Jh. fusst er auf Straumers Programm von 1888, für das 18. Jh. giebt er manche beachtenswerte Notizen. — Einen national-sächsischen Stoff, die Geschichte des Altenburger Prinzenraubes, haben zwei Dramatiker unsres Zeitraumes zum Vorwurf genommen, 1589 Nikolaus Roth in Weimar und 1593 Daniel Cramer in Wittenberg. Beide benutzten, wie P. Franz[17]) in seiner umsichtigen Doktorschrift nachweist, die meissnische Chronik des Petrus Albinus; das deutsche Volksstück Roths blieb bis in die neueste Zeit ungedruckt, während das in Frischlins Spuren wandelnde lateinische Drama Cramers, durch geschickte Komposition und treffende Charakteristik hervorragend, verschiedene Ausgaben und Verdeutschungen erfuhr. F. untersucht eingehend diese Uebersetzungen von Henrici, Ringwaldt, Sommer und Abele, betrachtet auch Cramers zweites Drama „Areteugenia" und giebt im Anhange einige Notizen über das Theatrum academicum in Altdorf, über das ich eine ausführlichere Zusammenstellung längst vorbereitet habe. — Ein anderer sächsischer Nachahmer Frischlins ist der aus Wittenberg gebürtige Schulmeister Christian Schön, der 1599 eine von Bolte[18]) kurz charakterisierte Verdeutschung seiner „Rebecca" veröffentlichte, während sein gleichzeitig herausgegebener, wohl von Macropedius abhängiger „Asotus" ebenso wie das unter dem Namen „Dominicus" erschienene und von Spengler[19]) erwähnte Prodigusdrama des Remkerslebener Pfarrers Johannes Schrader als verloren zu gelten hat. —

Ueber den Anteil Hessens an der Entwicklung des Dramas hat Edw. Schröder[20]), der eine Publikation darüber vorbereitet und mehrere jüngere Gelehrte auf dies Feld gewiesen hat, in einem Vortrage gehandelt. —

---

2. Bd. Frauenfeld, Huber. VII, 355 S. M. 4,00. — 14) Tob. Stimmer, Comedia. Mit 18 Federzeichn. desselben z. erstenmal her. v. J. Oeri. ebda. XXVII, 58 S. M. 4,00. — 15) M. Hayneccius, Almansor, d. Kinder Schulspiegel. Mit e. Einl. her. v. Otto Haupt. (= Neudrr. päd. Schriften. her. v. A. Richter. N. 5.) Leipzig, R. Richter. 131 S. M. 0,80. — 16) P. Uhle, Z. Gesch. d. Schulkomödie u. andrer theatral. Aufführungen in Chemnitz: MVChemnitzG. 7, S. 129—47. — 17) P. Franz, D. sächsische Prinzenraub im Drama d. 16. Jh. Marburger Diss. Essen, Baedeker. 4°. 37 S. — 18) J. Bolte, Christian Schön: ADB. 32, S. 244/5. — 19) F. Spengler, Johannes Schrader: ib. S. 430. — 20) ○ Edw. Schröder, Hessische Schauspiele

Franken. Unter den Hans Sachs gewidmeten Arbeiten erwähne ich zunächst die von dem jüngeren Frommann[21]) besorgte Neubearbeitung von Lützelbergers 1874 erschienener Auswahl[22]). Allerdings verfolgt das Büchlein ähnlich Genées Werk hauptsächlich populäre Zwecke, hat aber durch die Mitteilung einiger bisher ungedruckter Meisterlieder aus den Nürnberger Abschriften und durch die Aufnahme der 1557 enstandenen Himmelfahrt des Markgrafen Albrecht von Brandenburg auch für den Forscher Wert. F. hat die alte Schreibweise, die sein Vorgänger modernisierte, wieder eingeführt und die Worterklärungen sowie die Einleitung berichtigt und ergänzt. — Die Kenntnis der in den Dramen des Nürnberger Dichters benutzten Quellen hat Stiefel[23]) in einer ausführlichen Untersuchung, von der bisher nur der erste, die 85 Fastnachtspiele behandelnde Teil erschienen ist, um ein gutes Stück gefördert. Den Erwägungen über des Dichters Verhältnis zu Steinhöwels „Decameron" und „Aesop", Paulis „Schimpf und Ernst", dem „Ritter vom Thurn" u. a., die auch die wörtlichen Berührungen und die vermutlichen Gründe der Abweichungen berücksichtigen, wird man meist zustimmen können, wenn auch manches noch unaufgeklärt bleibt. Neu ist z. B. der Nachweis einer Verdeutschung der Melanchthonschen Fabel von den ungleichen Kindern Evä durch Stephan Vigilius von 1541, aus der Hans Sachs den Stoff seines Fastnachtsspieles schöpfte, während die Vergleichung[24]) des „Schülers im Paradies" mit dem 1535 gedruckten „Clericus eques" des Neulateiners Placentius nicht zu der Aufdeckung der gemeinsamen Quelle führt. — Fast gleichzeitig mit diesem Aufsatze ist eine Fortsetzung von Dreschers[25]) Studien zu Hans Sachs (vgl. JBL. 1890 II 4 : 30) erschienen, in denen der Vf. hinsichtlich einiger Fastnachtspiele unabhängig zu denselben Resultaten wie Stiefel gelangt. Die übrigen Abschnitte des Buches behandeln, unter sich kaum zusammenhängend, ähnliche Quellenfragen für die Spruchgedichte vom Turnier und von den römischen Kaisern, für die hauptsächlich nach Boccaccios „De claris mulieribus" gearbeitete „Tragedia von den zwölf argen Königinnen" und für die aus Ovids Metamorphosen entlehnten Stücke, von denen dreissig Meisterlieder im Anhange aus der Handschrift des Dichters zum ersten Male mitgeteilt werden. Sorgfältig wird der Beweis dafür erbracht, dass Hans Sachs vor dem Erscheinen der Wickramschen Ovidverdeutschung (1545) die Erzählungen des römischen Dichters durch die Vermittlung verschiedener Bearbeiter, wie Boccaccio, Polydorus Vergilius, Sebastian Franck, Christoph Bruno von Hyrtzweil, kennen lernte und nicht etwa das Original oder eine verlorene Uebersetzung der Metamorphosen benutzte. — Aus einer knapp gehaltenen Uebersicht, die Max Koch[26]) über die neuere Hans Sachs-Litteratur gab, hebe ich eine von ihm wiederholte Nachricht des Zwickauer Wochenblattes hervor, die über die Art, wie die eigenhändigen Manuskriptbände des Dichters in den Besitz des Zwickauer Rates gelangten, Aufschluss gewährt. Danach hat sie vorher der 1633 in Zwickau verstorbene Gastwirt Johann Pregell, ein Enkel und Patenkind des Hans Sachs und Sohn des Hans Pregel und der Margarete Sachs, besessen. — Mit Uebergehung[27]) einer anonymen Schilderung[28]) von Nürnberger Fastnachtlustbarkeiten, die auf einer sehr verdächtigen, von Vulpius erfundenen oder interpolierten Selbstbiographie U. Wirschungs (vgl. ZDA. 32, S. 21) beruht, führen wir noch eine auf genauer Sachkenntnis beruhende Charakteristik des Nürnberger Rechenmeisters, Kornschreibers und Meistersängers Peter Probst durch L. Lier[29]) an. Seine acht in den Jahren 1540—1556 entstandenen Komödien, deren baldigen Abdruck L. in Aussicht gestellt hat, zeigen Gemeinsamkeiten mit Rosenplut und Folz einerseits und mit Hans Sachs andererseits in stofflicher und technischer Beziehung; auf Waldis' „Esop" fusst das Spiel vom Müller und seinem Weibe, sowie das von den Landsknechten und dem Pfaffen. — Der aus Spelt gebürtige Leonhard Schwartzenbach, dem ein Artikel Boltes[30]) gewidmet ist, gehört zu dem Durchschnittsschlage der zeitgenössischen Dramatiker; sein „Titus und Gisippus" verwendet bekannte Motive, Gerichtssitzung, terenzianische Charakterrollen und zeitgenössische Landsknechtsfiguren. Besondere Untersuchung verdient seine 1554 erschienene Synonymik. —

Aus Bayern ist der Augsburger Dramatiker Sebastian Wild schon durch Goedekes und Hartmanns Veröffentlichungen dem allgemeinen Interesse nahe gerückt worden; ob Radlkofers[31]) Vortrag wesentlich Neues über ihn brachte, lässt sich aus dem kurzen Referat, das mir vorliegt, nicht erkennen. —

Die dramatische Thätigkeit des Württembergers Balthasar Schnurr beschränkt sich auf zwei Uebersetzungen aus dem Lateinischen des Schonäus und ist

---

d. 15./17. Jh.: CasselerAZg. N. 215/6. (Ref. über e. Vortrag.) — 21) E. K. J. Lützelberger, H. Sachs. S. Leben u. s. Dichtung. 2. Aufl. neu bearb. u. verm. v. C. Frommann. Nürnberg, Ballhorn. XII, 283 S. M. 3,00. — 22) (I 7 : 32.) — 23) L. Stiefel Quellen H. Sachsscher Dramen: Germania 36, S. 1—60. — 24) id., D. Clericus eques d. Joh. Placentius u. d. 22. Fastnachtsspiel d. H. Sachs: ZVLR. NF. 4, S. 440/5. — 25) C. Drescher, Studien zu H. Sachs. NF. Marburg, Elwert. 7, 102, LIV S. M. 4,00. — 26) M. Koch, Aus d. neueren H. Sachs-Litt.: AZg[B]. N. 278. — 27) ○ K. Ueberhorst, H. Sachs: DBühneng. 20, S. 78/9, 86/7. — 28) Nürnberger Fastnachtsbelustigungen vor 300 J.: FränkKurier 58. Jg., N. 73. — 29) H. Lier, Peter Probst, e. Zeitgenosse u. Mitbürger d. H. Sachs: AZg[B]. N. 161. — 30) (I 8 : 18.) — 31) M. Radlkofer, Seb. Wild: DiöcA

daher von seinem Biographen M. von Waldberg[32]) nicht besonders charakterisiert worden. —

In der elsässischen Reichsstadt Strassburg sammelten sich seit ihrer förmlichen Lossagung von der römischen Kirche i. J. 1529 Vorkämpfer der reformatorischen Ideen, um von hier aus durch Wort und Schrift auf viele Gegenden Oberdeutschlands mahnend und befruchtend zu wirken. Unter ihnen hat der Mainzer Jakob Cammerlander schon vor mehr als dreissig Jahren Zarnckes und Goedekes Aufmerksamkeit durch die eigentümliche Art erregt, in der er als Verleger deutscher Volksschriften für die protestantische Sache Propaganda machte. Seine Verlagsartikel sind selten Originale, aber auch keine eigentlichen Nachdrucke, sondern sprachlich und sachlich oft tiefgehende Ueberarbeitungen älterer Werke. B. Wenzel[33]) hat nun in einer recht beachtenswerten Promotionsschrift eine Liste von 43 Verlagswerken Cammerlanders aufgestellt und die Art der Umarbeitung durch Vergleichung mit den Originalen charakterisiert. Als eigentlicher Bearbeiter ist nach seinen Darlegungen Cammerlanders Korrektor, der gleichfalls aus Mainz stammende philologisch und medicinisch gebildete Magister Jakob Vielfeld anzusehen, als dessen Kennzeichen in den anonymen Schriften die Partikel blan, eine bestimmte Schlussformel und die Vorliebe für Horazcitate auftreten. Uns interessieren hier seine konfessionellen Umgestaltungen des „Decamerone", des „Ritters vom Thurn", der „Gesta Romanorum", des „Narrenschiffes" u. a. weniger als seine Erneuerungen von fünf satirischen Dichtungen Ecksteins, Gengenbachs, Manuels und eines Unbekannten, die er in den Jahren 1539—44 der veränderten kirchenpolitischen Lage anpasste und in strengere dramatische Form brachte, sowie seine Dramatisierung von Murners „Schelmenzunft". Am selbständigsten, wenn auch nicht mit sonderlicher poetischer Begabung ist er mit Manuels „Badenfahrt der Messe" umgegangen. — In dieselbe Zeit fällt die von Bolte[34]) besprochene merkwürdige Moralität des württembergischen Arztes Alexander Seitz, der sich an den Bauernaufständen gegen den Herzog Ulrich beteiligte und gegen Ende seines unruhigen Lebens in Strassburg ein Unterkommen fand. Seine 1540 hier erschienene Behandlung der neutestamentlichen Parabeln vom grossen Abendmahl und den zehn Jungfrauen ist ein Protest gegen die gewaltsame Verfolgung der Evangelischen, die man von Karl V. schon vor dem schmalkaldischen Kriege befürchtete. — Gleichfalls ein Schwabe ist der Strassburger Schulmeister Hieremias Schütz, dessen „Bel zu Babel" vom Jahre 1572 kürzlich durch Strauch und neuerdings durch Holstein[35]) behandelt worden ist: eine nicht ungeschickte Bearbeitung von Chryseus' „Hofteufel", die in dem Propheten Daniel ein Vorbild Luthers darstellen will. — Bolte[36]) hat die bisher nur dem Titel nach bekannte Verdeutschung von Macropedius' „Hecastus" aufgefunden und besprochen, die 1589 der „teutsche" Schulmeister Johannes Schreckenberger zu Weissenburg a. Rh. nach einer wahrscheinlich prosaischen Uebersetzung abfasste. Dies Verfahren des offenbar im Latein nicht sehr bewanderten Nachdichters verdient bei der Beurteilung ähnlicher Arbeiten des Hans Sachs beachtet zu werden. Die Sprache zeigt Gewandtheit im pathetischen Ausdruck, die Handhabung des Metrums weist auf das Muster von Schreckenbergers Amtsvorgänger Zyrl hin. —

Unter den österreichischen Dramatikern hat der Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, der 1584 ein noch ganz im Banne der mittelalterlichen Tradition stehendes Prosadrama „Speculum vitae humanae" schrieb, neuerdings in Hirn einen sorgsamen Biographen und in Minor einen kundigen Herausgeber gefunden. Dagegen bringt die Programmabhandlung Kluibenschedls[37]), abgesehen von einigen Zusammenstellungen über Sprache und Orthographie des Stückes, kaum etwas Neues; sachliche Irrtümer enthalten die einleitenden Bemerkungen über die Entwicklung des Schauspieles im 16. Jh. — Aus Böhmen liefert die wohlüberlegte Auswahl Wolkans[38]) vier Dramen in sorgfältigem Abdrucke als Proben der Leistungen der Deutschböhmen auf diesem Gebiete: 1) Clemens Stephanis Verdeutschung der terenzianischen „Andria" (1554), 2) desselben Posse „Von einer Mülnerin vnd jren Pfarrherr" (1568), deren Stoff von Waldis bearbeitet und auch von Hans Sachs und Peter Probst auf die Bühne gebracht wurde, 3) Meissners Tragödie vom Untergang Sodoms und Gomorras (1580), 4) die anonyme „Tragedia von Zweyen Böhmischen Landherren" (1594). Als Quelle eines Ayrerschen Fastnachtspieles ist ferner das von Wolkan in demselben Bande wiedergegebene Gedicht Georg Fleyssners „RitterOrden des Podagrischen Fluss" (1594) bemerkenswert. — Unter den nicht sehr zahlreichen schlesischen Bühnendichtern hat A. Müller[39]) zwei herausgegriffen, um sie einer monographischen Behandlung zu unterziehen, Zacharias Lieb-

Schwaben 8, S. 91 2. (Ref. über e. Vortr.) — 32) M. v. Waldberg, Balth. Schnurr: ADB. 32, S. 196. — 33) B. Wenzel, Cammerlander u. Vielfeld. E. Beitr. z. Litt.-Gesch. d. 16. Jh. Rostocker Diss. Berlin, Knoll & Wölbling. 72 S. — 34) J. Bolte, Alex. Seitz: ADB. 33, S. 654 5. — 35) H. Holstein, Hierem. Schütz: ib. S. 126. — 36) J. Bolte, Schreckenberger: ib. 32, S. 467. — 37) H. Kluibenschedl, Erzherzog Ferdinand II. v. Tirol als Schauspieldichter. Progr. Görz, Seitz. 42 S. — 38) (II 1 : 1.) — 39) Ant. Müller, D. Theaterdichter Zach. Liebholdt aus Silberberg u. Hieron. Lingk aus Glatz. I. Teil-

holdt und Hieronymus Lingk; doch liefert er in dem ersten Teile seines Versuches nichts als eine dürftige Inhaltsangabe von Liebholds Drama, das auf der auch Shakespeares „Cymbeline" zu Grunde liegenden Erzählung des „Decamerone" beruht. —

Aus dem niederdeutschen Sprachgebiete ist uns durch Spengler[40]) ein sorgfältiger Neudruck der ein echtes Talent verratenden Komödie des Pölitzer Pastors Ludwig Hollonius vom träumenden Bauern, betitelt „Somnium vitae humanae", beschert worden. S. macht mit Recht auf die lebensvolle Charakteristik und den Humor, der sich in den niederdeutschen Bauernscenen und in der Figur des Fraters Antonius ausspricht, aufmerksam und vervollständigt nebenher die von Minor in seinem Abdrucke von Ferdinands II. „Speculum vitae humanae" gegebene Litteraturübersicht über das Schauspiel unseres Zeitraumes durch die wichtigeren Erscheinungen der letzten Jahre. — Dagegen ist es Bolte[41]) nicht geglückt, einer von Goedeke benutzten Weihnachtskomödie des Ratzeburger Pastors Antonius Schwabe habhaft zu werden; zur Biographie wären noch die Notizen bei Burmeister, Beiträge zur Kirchengeschichte von Lauenburg (1882. S. 66, 85) nachzutragen. — Wieweit ein mir nicht zugängliches Werk von Claeys[42]) über die Theatergeschichte Gents die niederländischen Aufführungen des 16. Jh. berücksichtigt, vermag ich nicht anzugeben. — Nach dem interessanten Berichte über zwei am 2. April 1549 in Brüssel vor Karl V. und Philipp von Spanien gespielte Possen, den Distel[43]) aus dem Dresdener Archive mitgeteilt hat, verdient das niederländische Schauspiel dieser Zeit weit mehr Aufmerksamkeit, als ihm in Deutschland bisher zu teil geworden ist. In beiden Stücken tritt uns ein ehebrecherisches Paar entgegen, das durch die zurückgelassenen Hosen des Buhlers dem betrogenen Gatten verraten wird und dennoch diesen durch eine neue List zu bethören weiss; ein in zahlreichen Variationen, wie im französischen Fabliau „La culotte des cordeliers" und in Poggios „Braccae divi Francisci" verbreiteter Schwank. Der Astrolog und die Verkleidung des Buhlers als Arzt im ersten Stücke scheint auf italienischen Ursprung hinzudeuten. —

II,5

Didaktik.

Gustav Roethe.

(Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1891 wird im dritten Bande nachgeliefert.)

II,6

Luther.

Gustav Kawerau.

Werke: Ausgaben N. 1. — Neue Funde N. 6. — Einzelne Schriften N. 13: Bibelübersetzung N. 20; Katechismus N. 25; Sprachliches N. 32. — Biographie: Gesamtdarstellungen N. 35; neue Quellen, Untersuchungen von Einzelheiten N. 43. — Freunde und Feinde N. 64; Forscher N. 75. — Theologie und Weltanschauung N. 77. — Festspiele N. 95. —

Das Berichtsjahr hat von Luthers Werken den im Jahre vorher vergeblich erwarteten neuen Band der Weimarer Ausgabe[1]) gebracht. Derselbe enthält die Schriften Luthers vom Frühjahr 1523 bis zum Schluss des Jahres, von G. Kawerau bearbeitet, und sodann die Predigten des ganzen Jahres 1523 von Buchwald herausgegeben. In letzterem Teile wird hs. Material zum ersten Male verwertet und dadurch die Reihe der noch erhaltenen Predigten dieses einen Jahres auf die stattliche Zahl 40 gebracht. Ganz neu sind darunter die Predigten 21/2, 24, 27/8, 29 z. T., 30/6, 38;

Progr. Strehlen. 36 S. |[L. Hölscher: ASNS. 87, S. 358/9.]| — 40) L. Hollonius, Somnium vitae humanae. E. Drama 1605. Her. v. F. Spengler. (= Neudrucke dtsch. Litt-Wk. d. 16/7. Jh. N. 95.) Halle, Niemeyer. VI, 73 S. M. 0,60. — 41) J. Bolte, Anton. Schwabe: ADB. 33, S. 158. — 42) ○ P. Claeys, Histoire du théâtre de Gand Gand, Vuylsteke 3 Bde. XII, 256, 442, 448 S. Fr. 10,00. — 43) Th. Distel, Inhalt zweier 1549 in Brüssel aufgeführter Theaterstücke: ZVLR. NF. 4, S. 355/9. —

1) M. Luther, Werke. Krit. Gesamtausg. 12. Bd. Weimar, Böhlau. 4⁰. XVI, 706 S. M. 18,00. |[Th. Kolde:

freilich stehen für sie nur die wenig geniessbaren Rothschen Nachschriften aus Zwickau zur Verfügung. Dankenswert ist es, dass andere von B. in doppeltem Text, teils in der zwiefachen Recension alter Drucke, teils in Nachschrift und Bearbeitung für den Druck, uns mitgeteilt werden. Unter den Einleitungen zu den Schriften seien die zur Leisniger Kastenordnung, zur lateinischen Messe und zu der Schrift „An die Herren Deutsch Ordens" besonders hervorgehoben. Für letztere hat K. ein erheblich späteres Datum, als gewöhnlich angenommen wurde, nachzuweisen gesucht und dadurch der Schrift selbst eine ganz neue geschichtliche Beleuchtung gegeben, indem sie nun nicht mehr als der eigenen Initiative Luthers entsprungen, sondern als Ergebnis der mit dem deutschen Hochmeister geführten Verhandlungen und damit als ein Versuch erscheint, für die Pläne Albrechts unter den Ordensrittern und in weiteren Kreisen den Boden vorzubereiten. Bei diesem Bande ist zum ersten Male die Mitarbeit des von der Kommission für die Herausgabe als Sekretär berufenen Germanisten P. Pietsch in Anwendung gekommen. Sie zeigt sich in Erörterungen über den Sprachcharakter der einzelnen Drucke, die P. den Einleitungen beigefügt hat, und einer planmässigeren Vergleichung der Wittenberger Drucke wie einzelner Nachdrucke für die Variantenverzeichnisse. Die dadurch abermals in die Editionsprinzipien gebrachten Modifikationen, die Betonung der germanistischen Interessen als der specifisch „nationalen", sowie die Verlangsamung, welche die Herausgabe unter Einfluss dieser Aenderungen erfahren habe, sind für Kolde Anlass zu einem scharfen Angriff auf die Kommission und ihren Sekretär geworden, der nicht ohne Replik (und Duplik) geblieben ist. Es geziemt dem Ref. als Mitarbeiter am Werke nicht, in diese Debatte hier einzutreten. — Auch die amerikanische Lutherausgabe, eine Erneuerung der Walchschen, hat einen neuen Band gebracht, den 20., entsprechend dem gleichen Bande jener alten Ausgabe; der Herausgeber Hoppe [2]) hat wie früher, so auch hier, durchaus selbständig die Einleitungen bearbeitet und Walchs Text in kritischer Berichtigung, bei lateinischen Stücken in z. T. neuer Uebersetzung reproduziert. Auf Sp. 2386—2404 hat er ein Register seltener bei Luther vorkommender Wörter beigesteuert. — Auch die Braunschweiger Ausgabe [3]) ist im Berichtsjahre ein gutes Stück vorwärts gekommen, indem Band 4 die in Band 3 begonnene Auswahl aus den reformatorischen und polemischen Schriften zu Ende geführt, und Band 5 eine Auslese aus den Predigten des Reformators passend in der Weise gegeben hat, dass zunächst eine Reihe geschichtlich denkwürdiger Predigten zusammengestellt und darauf in einer zweiten Reihe Predigten nach dem Kirchenjahr geordnet, übrigens hier mit Verkürzungen, mitgeteilt sind. Der 5. Band ist ganz von Buchwald bearbeitet, bei dem 4. dagegen finden wir neben diesem auch Rade, Hermens, H. Scholz und Albrecht beteiligt. Eine Fülle von geschichtlichen und sachlichen Erläuterungen dient namentlich bei den polemischen Schriften der Erleichterung des Verständnisses und giebt dieser Volksausgabe Wert auch für diejenigen, denen die grösseren Ausgaben zur Verfügung stehen. — Für Kürschners Sammelwerk hat Eugen Wolff [3a]) eine Auswahl aus Luthers deutschen Schriften hergestellt, die neben Stücken, die man in jeder derartigen Auslese antreffen kann (An den christlichen Adel, Freiheit eines Christenmenschen, An die Ratsherren, Lieder), doch auch manches weniger bekannte, interessante Stück bietet, so z. B. die erst 1884 durch Buchwald vollständig edierte, freilich auch nicht von Luther selbst zum Druck bearbeitete, Predigt „Von den Fischen." W. geht im allgemeinen auf den ersten Druck zurück, bei den Briefen nur auf die Recension von de Wette, bei den Liedern auf das Gesangbuch von 1545. Luthers Fabeln hat er nach dem Thieleschen Abdruck des Originalms. redigiert. Die Texte sind, abgesehen von der Verwendung der Typen u, v, w nach heutigem Gebrauch, möglichst getreu dem Urdruck nachgebildet, auch in der Interpunktion schliesst W. sich den Wittenberger Drucken an; dass diese Zeichensetzung „unter Luthers Aufsicht gewählt" sei, dürfte freilich nach Ausweis des Fundes in der Danziger Stadtbibliothek (s. u. N. 13) eine nicht haltbare Annahme sein. Einige sprachliche und sachliche Erläuterungen sind unter dem Text gegeben, für den Leserkreis jenes Sammelwerks meines Erachtens zu wenige, und mehr gelegentlich und zufällig als nach klarem Prinzip. Ist z. B. erklärt, wen Luther mit „Rotzlöffel" meint, so müsste gleich daneben auch gesagt werden, wen er unter „Schmid" versteht. Die kurze Einleitung orientiert, meist in Anschluss an die Weimarer Ausgabe, über den Anlass für die einzelnen Schriften; W.s Blick ist hier, wie auch schon in der Auswahl aus Luthers Briefen und Tischreden, besonders auf die volkstümliche Ader, die deutsche Art in Humor und Ge-

---

GGA. 1892, S. 568—79; Replik v. P. Pietsch: ib. S. 997/9; Duplik v. Kolde: S. 999—1000.]| — 2) id., Sämtl. Schriften, her. v. J. G. Walch. 20. Bd. Reformations-Schriften. Streitigkeiten mit d. Sakramentierern u. andern Schwärmern. Neue rev. Ster.-Ausg. (v. Hoppe) St. Louis, Mo. (Dresden, H. J. Naumann). 4⁰. VIII, 70 S. u. 2407 Sp. M. 18,00. |[B.: ThLBl. 12, S. 437.]| — 3) id., Werke für d. christl. Haus. Her. v. Buchwald, G. Kawerau, Köstlin, Rade, E. Schneider u. a. 4. Bd. 2 Folge: Reformator. u. polem. Schriften. 5. Bd. Predigten u. erbauliche Schriften. Braunschweig. Schwetschke & Sohn. 482 u. XVI, 571 S. M. 1,80 u. 2,10 (bez. feine Ausg. M. 3,00 u. 3,50). |[G. Bossert: ThLBl. 12, S. 163/4, 443/4.]| — 3a) id.,

mütstiefe und die dichterische Begabung des Reformators gerichtet. Etwas weniger Pathos und ein weniger mit Bildern überladener Stil (vgl. den 3. Satz der Einleitung) wäre hier erwünscht. „Authentische“ Bilder und verkleinerte Nachbildungen der Titelblätter der Originaldrucke schmücken die Sammlung; auch die Nachbildung eines Blattes aus der Hs. der Bibelübersetzung. Die Texte sind, so weit ich verglichen habe, treu und sorgfältig redigiert. — Unter den für Schulzwecke veranstalteten Ausgaben nimmt die von Neubauer [4]) bearbeitete Auswahl, die nun abgeschlossen vorliegt, einen hervorragenden Platz ein. Der zweite Teil, der die Auswahl zum Abschluss bringt, bietet vermischte Schriften weltlichen Inhalts: Fabeln, Gleichnisse, Sprüche und Reime; einige Gedichte und Briefe und schliesslich unter der Aufschrift „Aus der Lebensweisheit Luthers“ eine besonders aus den Tischreden herausgehobene hübsche Auswahl sinnvoller Aussprüche und Betrachtungen, in denen ebenso die praktische Weltbeurteilung wie die Gemütstiefe und nicht zum mindesten auch die plastische Ausdrucksweise Luthers zur Anschauung kommen. Die Beifügung eines grammatischen Anhangs über Luthers Sprache in ihren wichtigsten Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch ist eine jedem nicht germanistisch geschulten Leser der Werke Luthers angenehme Beigabe. — Erheblich kürzer ist die für Töchterschulen berechnete Auswahl, die Städler [5]) redigiert hat. Von Schriften sind hier nur „An den christlichen Adel“, „An die Ratsherren“ und das „Sendschreiben vom Dollmetschen“, z. T. stark verkürzt, mitgeteilt, ausserdem einige Briefe, Fabeln, eine kleine Probe aus den Predigten und die Lieder von den zwei Märtyrern, „Nu freut euch lieben Christen g'mein“, „Ach Gott vom Himmel sieh darein“, und „Frau Musika“; im übrigen ist auf das Gesangbuch verwiesen. Die Texte sind teils ganz modernisiert, teils wörtlich getreu, aber in moderner Orthographie gegeben. Sprachliche und sachliche Erläuterungen sind, statt unter den Texte gestellt zu werden, in eckigen Klammern in den Text eingeschoben. Die Rücksicht auf das zarte Geschlecht wirkt auf die Textverkürzungen stark ein, daneben wohl auch die Rücksicht paritätischer Schonung nichtevangelischer Schülerinnen; daher ist die kurze Biographie möglichst farblos gehalten, und es wird z. B. im „Sendschreiben vom Dollmetschen“ der Satz unterdrückt, der von den langen Ohren der Papisten redet, und hier durch die vorsichtigen Kürzungen der Charakter des Schreibens nicht unwesentlich abgeblasst. Der Luther dieser Sammlung ist daher nur ein schwächliches Abbild des echten. Charakteristisch ist, dass die Einleitung Luther als einen der grössten deutschen Humanisten, seine Bibelübersetzung als die grösste Leistung des deutschen Humanismus „in sprachlicher wie sachlicher Hinsicht“ bezeichnet. Ganz verfehlt ist, was S. über die 95 Thesen erzählt, dass Luther hier mit der Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben allein zuerst hervorgetreten sei, irreleitend, dass er Luther sich mit „Katharina von Bora (und Züllsdorf)“ verheiraten lässt. Auch sollte er doch die Titel Lutherscher Schriften nicht willkürlich ändern. Die berühmte Schrift „An die Ratsherrn“ heisst das eine Mal: „An die Bürgermeister und Ratsherren“, also nicht nach dem Titel, sondern nach der Widmung, das andere Mal: „Von Aufrichtung christlicher Schulen in den Städten“. Als verkehrt muss ich es auch bezeichnen, dass Luthers Kämpfe eingeteilt werden in die gegen seine Feinde, die Römischen, und gegen seine „unverständigen Freunde“, Bilderstürmer, Wiedertäufer, Bauern, Erasmus, Schweizer. —

Auch für die Mehrung unserer Kenntnis des litterarischen Nachlasses Luthers ist das Berichtsjahr nicht ertraglos geblieben. Buchwald [6]) erzählt uns von seinen neuen Funden auf der Zwickauer Ratsschulbibliothek; wie er, durch eine alte briefliche Notiz geleitet, mit gutem Erfolge nach alten Drucken gesucht, die einst der Bibliothek Luthers angehört haben und von diesem mit Randbemerkungen versehen sind. An solchen Schriften, deren Benutzung durch Luther der ältesten Zeit seiner Studien angehören und eben dadurch für die Erforschung seiner theologischen Entwicklung von Wert sind, sind glücklich wieder aufgefunden: eine Ausgabe des Petrus Lombardus von 1489, die Luther noch in Erfurt 1509 ff. benutzt hat, Taulers Predigten in der Ausgabe von 1508 (Benutzungszeit wohl 1516 ff.), ferner verschiedene Schriften Augustins in Ausgaben von 1489 mit Randbemerkungen, die teilweise auf das Jahr 1509 führen, sowie Opuscula des Anselm (darunter auch Cur deus homo) und ein Werk Tritheims, das freilich nur ganz wenige Bemerkungen von Luthers Hand aufweist. — Aus den Randnotizen zu Petrus Lombardus und Tauler hat Buchwald [7]) inzwischen bereits Stücke publiziert. — Auch in Nordhausen erfolgte der Fund eines noch der vorreformatorischen Zeit angehörigen Luthermanuskriptes [8]). Es wurde nämlich bemerkt, dass das dortige städtische Museum im Besitz eines der beiden Blätter war,

---

Schriften, her. v. Eug. Wolff: (= DNL. 15). Stuttgart, Union. XV, 434 S. M. 2,50. — 4) (I 7 : 42.) |[G. Kawerau: ZDPh. 24, S. 137/9.]| — 5) (I 7 : 31.) — 6) G. Buchwald, Aus D. M. Luthers Bücherei: MAVZwickau 3, S. 82/6. — 7) id., Aus Luthers Randbemerkungen zu d. Sentenzen d. Petrus Lombardus u. zu d. Predigten J. Taulers: BSächsKG. 5, S. 67-90. — 8) Lutherfund in Nordhausen. (Bl. XLI d. Wolfenbütteler Psalters.) |[Vgl. H. Heineck: Sammler 13, S. 141; BraunschweigTBl. v.

die im 18. Jh. dem berühmten Wolfenbüttler Psalter Luthers (vgl. Weimarer Ausgabe III, S. 328 und 358) gestohlen worden sind. Der glückliche Fund ist inzwischen durch Tausch an die Wolfenbüttler Bibliothek zurückgelangt und wird demnächst in einem Supplementband der Weimarer Ausgabe berücksichtigt werden. — Auch der Briefwechsel Luthers hat wieder einige Bereicherung erfahren. Enders[9-10]) hat nicht allein den 4. Band seiner Ausgabe des Briefwechsels, vom 4. Sept. 1522 bis 27. August 1524, vollendet und hier die Fachgenossen mit allerlei Briefnummern erfreut, die bisher in keiner Sammlung zu finden waren, sondern hat auch drei Briefe Luthers aus späterer Zeit an Sixt Oelhafen den Jüngeren in Leipzig vom Jahre 1539, — alle drei betreffen die Unterstützung bedürftiger Studenten und Prediger, — einstweilen durch den Abdruck in einer Zeitschrift den Fachgenossen zugänglich gemacht. Zwar bringt sein 4. Band nur einen einzigen Brief Luthers, der ganz neu zum erstenmale aus der Hs. (Hamburger Stadtbibliothek) hier erscheint, gerichtet an Herzog Johann von Sachsen, die Empfehlung eines Predigers enthaltend, der durch seine Verheiratung um Amt und Brot gekommen war. Aber manche andere Nummer jenes Bandes darf einem neuen Funde gleichgeachtet werden, indem Briefe hervorgeholt sind, die zwar schon irgendwo gedruckt, aber bisher unbeachtet und unbenutzt geblieben waren; so vor allem ein Schreiben der Aeltesten der böhmischen Brüder an Luther, das in einem böhmischen Druck von 1523 sich findet und hier zum ersten Male in deutscher Uebersetzung zugänglich gemacht wird. — Das Kollektivschreiben an Herzog Heinrich von Sachsen, welches P. Vetter[11]) veröffentlicht hat, enthält die Fürbitte für einen unter Herzog Georg um seines evangelischen Bekenntnisses willen vertriebenen Bürgermeister, dass er wieder in sein Amt restituiert werde. — Als ein schmählicher Schwindel wurde dagegen bald ein Fund erkannt, der in den ersten Wochen des Berichtsjahres viel von sich reden machte[12]). Für zehntausend Mark hatte ein Studiosus in Münster von einem Gastwirt ein „Betrachtungsbuch über das Leiden Christi“ erworben, welches Kurfürst Joachim von Brandenburg zwischen 1522 und 1524 bei dem Soester Goldschmidt Aldegrever für Luther bestellt und ihm geschenkt haben sollte. „Hiernach wird sich die bisherige geschichtliche Beurteilung des Kurfürsten ändern“, meldete bereits eine voreilige Zeitungsnotiz, während doch jeder, der Kurfürst Joachims Stellung zu Luther nur einigermassen kannte, die ganze Geschichte von dem Funde nur mit äusserster kritischer Reserve lesen konnte. Gar bald kam denn auch ans Licht, dass der Verfertiger des Ganzen ein Graveur in Münster war, der schon ähnliche „Altertümer“ für gute Bezahlung angefertigt zu haben bekannte und dem jener findige Wirt als Kommissionär gedient hatte. Unsere geschichtliche Beurteilung des Kurfürsten wird somit unverändert bleiben. —

Einzelne Schriften. Zu den glücklichen Funden darf aber noch gerechnet werden, dass auf der Danziger Stadtbibliothek Luthers Originalhandschrift seines Buches von den guten Werken (1520) sowie seine Uebersetzung des Urteils der Pariser Theologen nebst seinem „Gegenurteil“ (1521) aufgefunden wurde[13]). Leider geschah die Entdeckung, bez. die Benachrichtigung der dafür Interessierten über diesen Fund erst damals, als eben der Druck der Schrift von 1521 für die Weimarer Ausgabe Bd. 8 vollendet war; es konnte daher dort eine Verwertung der Hs. nicht mehr geschehen. Nun hat aber N. Müller[13]) zunächst den Traktat von 1520 genau nach der Handschrift unter sorgfältiger Kollationierung der Wittenberger editio princeps herausgegeben und gewährt damit eine sichere Unterlage zur Beurteilung der Frage, inwieweit die Wittenberger Drucke Luthers eigene Sprache und Schreibweise wiedergeben. Es kann sich jeder jetzt überzeugen, dass die Orthographie der Lutherdrucke nicht die Luthers, sondern die der Druckerei bezw. die der einzelnen Setzer ist, dass von einer Korrektur Luthers an seinen Schriften in Bezug auf die Schreibweise nicht füglich geredet werden darf, dass aber auch die Drucke in Beziehung auf die Laute keineswegs Luthers Ms. getreu wiedergeben, dass sie auch am Texte sich hier und da Abweichungen gestatten, die neben Flüchtigkeitsfehlern der Setzer wohl auf die Thätigkeit eines von Luther verschiedenen Korrektors schliessen lassen. Interessant ist ferner hier zu erkennen, wie Luther selbst am Texte gearbeitet und einzelne Stücke der ersten Niederschrift wieder getilgt und überarbeitet hat; interessant auch zu sehen, wie so manche der vorsichtigen Korrekturen, welche der Herausgeber in der Weimarer Ausgabe dem Originaldruck gegenüber versucht hatte, jetzt durch die Originalhs. als verfehlte Konjekturen erkannt sind. Der Fund dieser nach Ausweis der Randbemerkungen in der Druckerei

27. Juli; ThLBl. 12, S. 328.]| — 9) M. Luther, Sämmtl. Werke. (Sog. Erlanger Ausg.) Briefwechsel, bearb. u. mit Erläut. vers. v. E. L. Enders. Bd. 4. Calw u. Stuttgart, Vereinsbuchhandl. VIII, 383 S M. 4,50. — 10) E. L. Enders, 3 Lutherbriefe: ThStK. S. 370/4. — 11) P. Vetter, Luther, Jonas u. Melanchthon an Herzog Heinrich v. Sachsen, Wittenberg, d. 25. Nvbr. 1539: ZKG. 12, S. 620/1. — 12) Luthers eigenhändiges Betrachtungsbuch über d. Leiden Christi: ThLBl. 11, S. 443; 12, S. 14, 42, 56, 88; FZg. N. 6. 9; SchwäbMerk. 9. Jan.; HambCorr. N. 35. — 13) M. Luther, V. d. guten Werken. (1520.) Aus d. Orighs. her. v. N. Müller. (= Neudrr. dtsch. Litteraturwerke d. 16./7. Jh. N. 93/4). Halle, Niemeyer. 111 S.

als Druckvorlage benutzten Hs. darf das Interesse des Lutherforschers wie des Germanisten in gleicher Weise, wenn auch unter verschiedenen Gesichtspunkten, beanspruchen. — Für Hendels Bibliothek der Gesamtlitteratur hat H. Wittenberg[14-15a]) drei Hefte Lutherscher Schriften sprachlich bearbeitet (modernisierter Text), mit Einleitungen versehen und teilweise auch mit Anmerkungen ausgestattet. An allerlei Mühe hat er es dabei nicht fehlen lassen, so z. B. in den anscheinend selbständig zusammengetragenen Erläuterungen zu der Schrift „An den christlichen Adel". Die bereits vorhandenen trefflichen Hülfsmittel scheinen ihm hierbei unbekannt geblieben zu sein. Er würde z. B. sonst auch für das Heft, welches den „Sendbrief an Leo X." und die Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" bietet, Knaakes vortrefflichen Neudruck der wirklichen Originale zu Grunde gelegt haben, anstatt zwei Drucke von 1520 zu wählen, die trotz des „Wittenberg" auf dem Titel doch nur ein Augsburger und ein Leipziger Nachdruck sind. Das dritte Heft bietet die geistlichen Lieder, genau in der Reihenfolge wie in Danneils Sammlung (Frankfurt a. M. 1883), also dem Wackernagelschen Versuch einer chronologischen Ordnung im wesentlichen folgend; von „Aus tiefer Noth" giebt W. gleich Danneil nur die umgearbeitete, nicht die erste Form. Bedenklich ist hier S. 23 die Umsetzung der Worte: „Das lass ich dir zu letze" in „Das lass ich dir zur Lehre". Auch sonst zeigt sich der Herausgeber bei im ganzen sorgfältiger Arbeit seiner Aufgabe nicht überall gewachsen; verfehlt ist z. B. in Heft 515, S. 12 die Anm. 2, wo Luthers Ausdruck falsch verstanden ist; in sachlicher Beziehung ist S. 67 Anm. 1 die Erklärung zu „Pikarden" zu beanstanden, da der Herausgeber nicht ahnt, dass Luther die böhmischen Brüder so benennt, und sich dafür aus Gottfr. Arnold (!) eine Erklärung des Wortes herbeiholt. Die Einleitung zu Heft 515 überschätzt die Bedeutung der Romreise für Luthers innere Entwicklung ganz erheblich und drückt sich so unvorsichtig aus, dass der Leser meinen muss, die Schrift „An den christlichen Adel" wäre der Verbrennung der Bannbulle erst nachgefolgt. Jedem der drei Hefte ist eine Nachbildung des schönen Schnorr v. Carolsfeldschen Lutherbildes beigegeben, welches durch Köstlins kleine Jubiläumsschrift (Halle 1883) zuerst bekannt gemacht wurde. — Mit Dank wird jeder die Vollendung der bereits JBL. 1890 II 6 : 14 genannten Sammlung der zwischen Luther und Emser 1521 gewechselten Streitschriften begrüssen. Enders[16]) hat durch zuverlässige Neudrucke uns hier die seltenen Emserschen Schriften leicht zugänglich gemacht; auch für die Lutherschen fehlt uns zur Zeit noch der kritische Abdruck der Weimarer Ausgabe, so dass auch ihr Neudruck willkommen geheissen werden muss. Gern würde man freilich neben der knappen, aber zuverlässigen Einleitung auch noch Erläuterungen für den Text selbst, besonders Nachweisungen der Stellen, auf welche der Gegner jedesmal Bezug nimmt, von E. sich haben geben lassen. — Ueber die Schrift „De captivitate babylonica" giebt Krummacher[17]) — es war die letzte Arbeit des inzwischen Verstorbenen — eine übersichtliche Analyse des Inhalts, bei welcher er mit Recht hervorhebt, dass es sich für Luther nicht in erster Linie um Berichtigung von Irrtümern oder Widerlegung falscher Lehrmeinungen handelt, sondern darum, dass das Evangelium von der Gnade Gottes von allen Verdunklungen frei erhalten, den Christen ihr freier Zugang zu Gott und die Freiheit ihres Urteils in religiösen und ethischen Dingen durch hierarchische Mittlerschaft und hierarchische Gewissensherrschaft nicht verdunkelt werde. — In diesem Zusammenhange sei auch der aus der vatikanischen Bibliothek von Brieger[18]) hervorgezogene Brief Aurifabers an Gasser von 1559 erwähnt, weil er uns schätzenswerten Einblick in die Arbeit des Briefschreibers an der Herausgabe der Predigten sowie der Tischreden Luthers gewährt. — Für Luthers Tischreden ist aus dem Berichtsjahr nur die wertvolle Recension zu verzeichnen, welche Enders[19]) der schon 1888 erschienenen Pregerschen Ausgabe der von Schlaginhaufen gesammelten Tischreden gewidmet hat. Sie bietet für die Erklärung des Einzelnen eine Reihe schätzenswerter Beiträge. —

Zu den bedeutendsten Arbeiten gehört das mit reichen, trefflich ausgeführten Kunstbeilagen würdig geschmückte Werk W. Walthers[20]) über die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters. Hat dieses es auch mit Luther direkt nicht zu thun, so liefert es doch die unerlässliche Vorarbeit für die Beurteilung dessen, was Luther auf diesem Gebiete geleistet hat. Ist auch im vorigen und in diesem Jahrhundert

M. 1,20. |[LZg^B. S. 157/8.]| — 14) id., An d. christl. Adel dtsch. Nation von d. christl. Standes Besserung. Eingel. u. her. v. H. Wittenberg. (= Bibl. d. Gesamt-Litt. N. 515.) Halle, Hendel. 82 S. M. 0,25. — 15) id., E. Sendbrief an d. Papst Leo X. u. V. d. Freiheit e. Christenmenschen. Zwei Reformationsschriften. (= Bibl. d. Gesamt-Litt. N. 514.) ebda. 45 S. M. 0,25. — 15a) id., Geistl. Lieder her. v. H. Wittenberg. (= Bibl. d. Gesamtlitt. N. 509.) ebda. 72 S. M. 0,25. — 16) Luther u. Emser. Ihre Streitschriften aus d J. 1521, her. v. L. Enders. 2. Bd. (= Neudrr. dtsch. Litteraturwerke d. 16./7. Jh. N. 96/8. Flugschriften aus d. Reformationszeit N. 9.) Halle, Niemeyer. XII, 223 S. je M. 0,60. — 17) H. Krummacher, Luthers Schrift: V. d. babyl. Gefangenschaft d. Kirche: DEBll. 16, S. 191—201. — 18) Th. Brieger, E. Brief Joh. Aurifabers an Achilles Pirmin Gasser, Weimar, 28. Nov. 1559: ZKG. 12, S. 624/6. — 19) L. Enders, W. Preger, Luthers Tischreden aus d. J. 1531/2 nach d. Aufzeichnungen v. Joh. Schlaginhaufen. Leipzig 1888: ThLZ. 16, S. 522/4. — 20) W. Walther, D. dtsch. Bibelübersetzung d. Mittelalters. 3. Tl. Braunschweig, Wollermann. 1889—92. 4°. IV, 766 S.

schon von manchem Antiquarius, von Germanisten und Theologen an diesem Gegenstand gearbeitet worden, so ist doch hier zum ersten Male die Aufgabe in ihrem ganzen Umfange und mit sicherer Methode angefasst worden. In rastloser Umschau auf Deutschlands Bibliotheken, deren er viele persönlich aufgesucht hat, hat W. einen Ueberblick über den Vorrath von Hss. und Drucken gewonnen wie keiner vor ihm; durch mühsame Vergleichungen ist es ihm gelungen, die Masse nach Uebersetzungszweigen zu ordnen, diese teilweise in verschiedenen Redaktionen zu verfolgen. Durch vergleichende Tabellen mit gut ausgewählten Textproben aus den verschiedenen Uebersetzungszweigen macht er es allen, die nun hinter ihm her arbeiten wollen, leicht, etwa neu gefundenes Material einzuordnen und zu bestimmen. Besonnenheit und Vorsicht in Schlussfolgerungen und Kombinationen zeichnen durchweg die Arbeit aus. Er hat seine Untersuchungen so angelegt, dass er von der bekannten, am meisten schon bisher behandelten gedruckten Bibel des MA. ausgeht, die 14 Drucke derselben richtig ordnet; er weist schlagend nach, dass selbst diese bibliographische Frage bisher ganz ungenügend gelöst gewesen war: so erweist sich die sog. 1. Bibel vielmehr als die 2., die 5. als die 4. Es zeigt sich ferner, dass die Bücher der Makkabäer einer anderen Uebersetzung entnommen sind als die Hauptmasse, u. dgl. Von den Drucken schreitet die Untersuchung zu den Hss. desselben Uebersetzungszweiges vor; die fremden Bestandteile aus anderen Uebersetzungen, die W. in Drucken oder Hss. dieses Zweiges antrifft, leiten ihn zur Aussonderung weiterer Uebersetzungszweige. So bahnt er sich einen Weg auf noch fast ungeebnetem Boden, sichtet dann, was er weiter gefunden, z. T. nach neuen Gruppierungsprinzipien (z. B. Psalmen, salomonische Schriften). Endlich werden auch noch die holländischen Uebersetzungen so weit berücksichtigt, als es die Geschichte der niederdeutschen Bibeln erfordert. Schliesslich überschauen wir einen Vorrath von 18 vollständigen Bibeldrucken, einem holländischen A. T., 31 Drucken einzelner biblischer Bücher, sowie 202 Hss. grösseren und geringeren Umfangs, in denen sich ausser 32 Psalmenübersetzungen 40 unterscheidbare Uebersetzungsversuche, teils der ganzen Bibel, teils einzelner Stücke uns darbieten. Dabei stellt sich heraus, dass die überwiegende Mehrzahl der Hss., also auch wohl das lebhaftere Bedürfnis nach einer deutschen Bibel, dem Ende des MA. von etwa 1340 an zugehört. Dass nun aber immer wieder neue Uebersetzungen gemacht werden, zeigt, dass unter den Bibelfreunden wenig Zusammenhang besteht, dass jenes Bibelverbreiten einen mehr privaten Charakter trägt. Nicht gerade, dass es als ketzerisch gilt; nur vereinzeilte Spuren führen darauf, dass diese oder jene Hs. einem Waldenser angehörte, während für eine grössere Zahl gut katholische Verfertiger oder Besitzer nachweisbar sind. Aber es handelt sich hier doch um eine von der offiziellen Kirche nicht begünstigte, nicht autorisierte, oft scheel angesehene Arbeit; die Freunde der deutschen Bibel bilden eine Unterströmung, die der offiziellen Kirche leicht verdächtig werden konnte und auch mehrfach verdächtig wurde; Bibelverbreitung von katholisch-kirchlicher Seite erfolgte erst in der Reformationszeit als notgedrungene, auch jetzt nur ungern ausgeführte Gegenwirkung gegen die rapide Verbreitung der Bibel Luthers. Es ist nicht möglich, die Fülle interessanter Ergebnisse, welche W.s auch mit bemerkenswerter konfessioneller Unbefangenheit geführte Untersuchungen zu Tage gefördert haben, hier wiederzugeben. Jedenfalls ist das Material jetzt in einer Vollständigkeit wie nie zuvor zusammengetragen und klassifiziert; mögen spätere Forschungen noch manche Lücke ausfüllen, manche Einzelfragen in helleres Licht setzen, so wird doch alle weitere Arbeit auf den Schultern dieses Vorarbeiters ruhen. — Die Frage nach dem Verhältnis der Bibelübersetzung Luthers zur gedruckten deutschen Bibel des MA. hat durch Biltz[21]) eine neue Beleuchtung gefunden. Es ist ihm nämlich wirklich gelungen, einige wenige Stellen bei Luther zu entdecken, in denen sich gelegentliche sprachliche Bemerkungen auf die vorlutherische gedruckte Bibel zu beziehen scheinen. Damit wäre wenigstens für spätere Jahre in Luthers Leben ein gewisses Mass von Bekanntschaft mit dieser Uebersetzung erwiesen. Dass aber durch solche Nachweisungen die Frage nach der Selbständigkeit und Unabhängigkeit seiner eigenen Uebersetzung nicht entschieden werden kann und dass die methodische Untersuchung dadurch nicht beseitigt wird, welche Walther jüngst (vgl. JBL. 1890 II 6 : 23) dieser Frage gewidmet hat, wird wohl auch B. sich nicht verhehlen. Der Schluss, den er sofort auf Grund jener wenigen Stellen, an denen Luther einzelne Uebersetzungsformen der mittelalterlichen Bibel erwähnt, zu ziehen wagt: „Also kannte er diese Uebersetzung nicht nur, sondern benutzte sie auch kritisch", ist in dieser Allgemeinheit richtig oder falsch, je nachdem man den Ausdruck versteht. Er kann sehr viel sagen und kann unendlich wenig bedeuten; wie wenig er aber nur zu besagen hat, das hat Walther mit aller Klarheit nachgewiesen. Es verdient hier auch Erwähnung, dass B. fast gleichzeitig mit Walther, und mit ganz ähnlichen Argu-

M. 28,00. |[G. Kawerau: ThLBl. 1890, N. 13/4, 1892, N. 31/3.]| — 21) (I 3 : 130; S. 97-148.) — 22) J. Luther, Marcusevangelion

menten, die Wahrnehmung gemacht hat, dass die bisher als erste deutsche Bibel betrachtete vielmehr der zweite Druck ist und dass die sogenannte zweite den Ruhm der editio princeps verdient. Dass B. jetzt für seine Entdeckung den Ruhm der Priorität für sich in Anspruch nimmt, ist nur in dem Sinne richtig, dass er in einem Zeitungsartikel etwas früher damit vor das Publikum gekommen ist als Walther mit der Ausgabe seines grossen Werkes. Es darf aber daran erinnert werden, gerade weil B. hier ängstlich für sich Ansprüche geltend zu machen sucht, dass das Vorwort des betreffenden Teiles der Walterschen Arbeit vom Juli 1889, der B.sche, hier neugedruckte Zeitungsartikel vom September desselben Jahres stammt. Man wird mit Vergnügen die bei Walther nur kurz skizzierte Beweisführung bei B. weiter ausgeführt und durch zahlreichere Beispiele erhärtet sehen. Schade, dass der fleissige Vf. den bösen Tick des Privatgelehrten gegen sämtliche berufsmässigen Vertreter der Wissenschaft so wenig überwinden kann und seine wertvollen Arbeiten, wenigstens für unseren Geschmack, durch Zuthaten verbissener Anerkennungsbedürftigkeit verunziert. — Die sehr sorgsame Recension, welche J. Luther[22]) der Reifferscheidschen Ausgabe des Markusevangeliums Luthers gewidmet hat, zeigt bei aller Anerkennung der Sorgfalt, die auf jene kritische Ausgabe verwendet ist, dass auch hier der Mangel einer zuverlässigen Lutherbibliographie bemerkbar wird; denn weder sind die noch existierenden Wittenberger Originalabdrucke vollständig zur Benutzung gekommen, noch ist dem Herausgeber der Fehlgriff erspart geblieben, einen Nachdruck, weil er verführerisch ein „Wittenberg" auf dem Titel zeigte, für eine Originalausgabe zu nehmen. Auch was L. hier gegen Reifferscheid über den Charakter der Lottherschen Drucke bezüglich der Verwendung der Umlaute geltend macht, muss ich nach meiner Bekanntschaft mit jenen als zutreffend anerkennen. — Besonderer Beachtung wert scheint mir die Recension zu sein, welche H. Brandes[23]) jetzt noch der Studie von E. Schaub über die niederdeutsche Bibel in ihrem Verhältnis zu der Lutherschen gewidmet hat, indem hier Bugenhagens Anteil an der niederdeutschen Bibel wesentlich anders, und meines Erachtens richtiger, bestimmt wird, als Schaub gethan hatte. Während letzterer Bugenhagens bekanntes Vorwort so interpretiert, als wenn dieser dem des Griechischen unkundigen Uebersetzer an allen schwierigen Stellen seine Hülfe geliehen, und unter diesen schwierigen Stellen solche verstanden wissen will, an denen Luthers Version nach dem Grundtexte berichtigt werden musste, zeigt B., dass es sich nach Bugenhagens Worten nur um das Geringere handelte, dem Vf. zu helfen, wo Luthers hochdeutsche Rede schwierig im Niederdeutschen wiederzugeben war. Auch in anderen Beziehungen verdient diese sorgsame Recension besonders notiert zu werden.[23a]) — Das Programm von Kolbe[24]) wendet sich nicht an Fachgenossen, sondern an die Schüler und deren Eltern, um etliche sprachliche Erläuterungen zum Wortverständnis der Lutherschen Bibelübersetzung und seines Katechismustextes zu bieten. Ich hebe hervor, dass K. Luthers „ich bin ein guter Hirte" (ὁ ποιμὴν) gegen die Bibelrevisoren in Schutz nimmt unter Berufung auf den auch sonst nachweisbaren demonstrativen Charakter des „ein", und dass er in Luthers Erklärung des ersten Artikels des Katechismus in der neuerdings mehrfach behandelten Streitfrage nach der richtigen Konstruktion des betreffenden Satzes und dem richtigen Verständnis des Wortes „versorget" den lateinischen Uebersetzungen folgt, welche hier „versorgen" ungewöhnlich gleich „largiri" fassen, so dass es „jemandem etwas" von Luther konstruiert sein müsste. Es werden sich gegen diese ungewöhnliche Auffassung trotz des Zeugnisses der alten lateinischen Versionen mancherlei Einwendungen geltend machen lassen. —

Auch sonst ist für Luthers kleinen Katechismus wieder manches gearbeitet, es kann aber nur solches hier erwähnt werden, das über den Rahmen der vulgären Katechismuserläuterung für Schulzwecke hinaus geht. Die Publikation von G. Kawerau[25]) beabsichtigt, das Material der Katechismusversuche zu vervollständigen, welche schon vor 1529 auf Grund eines allgemein empfundenen Bedürfnisses von Mitarbeitern Luthers hier und dort veröffentlicht worden sind. Mehrere solcher Vorarbeiten hatte einst Hartmann 1844 in seiner Schrift „Aelteste katechetische Denkmale der evangelischen Kirche" leicht zugänglich gemacht. Auch die Katechismen der böhmischen Brüder waren seitdem durch v. Zezschwitz und durch Joseph Müller in bequemen Ausgaben vorgelegt. Hier sind nun zwei bisher ganz ausser Betracht gebliebene katechetische Versuche jener Jahre aus der Vergessenheit gezogen: der Katechismus eines sonst ganz unbekannten Petrus Schultz von 1527 und eine ähnliche, nur ungefähr datierbare Arbeit des bekannten Christoph Hegendorf. Die Ausgabe selbst lässt es sich angelegen sein,

Mart. Luthers, her. v. Al. Reifferscheid. Heilbronn 1889: ADA. 17, S. 127—36. — **23**) H. Brandes, K. E. Schaub, Über d. nd. Uebertrag. d. Lutherschen Uebers. Greifswald. Dissert. 1889: ZDPh. 24, S. 132/6. — **23a**) × F. Martin, D. Psalmen Davids. Kurze Erkl. v. 54 ausgew. Psalmen. Nebst e. Anhang: Dr. M. Luthers Summarien über d. Psalmen. 2. Aufl. Bunzlau, Kreuschner. III, 162 S. M. 2,00. — **24**) A. Kolbe, Beitrr. z. Würdigung d. dtsch. Bibel u. d. kleinen Katechismus Dr. M. Luthers. Progr. Treptow a. R. Leipzig, Fock. 4⁰. 16 S. M. 0,60. |[ThLBl. 12, S. 118.]| — **25**) Zwei älteste Katechismen d. luther. Reformation. Neu her. v. G. Kawerau. (= Neudrr. dtsch. Litteraturwerke d. 16./7. Jh. N, 92.) Halle, Niemeyer. 60 S. M. 0,60.

die Abhängigkeit des erstgenannten Vf. von Luther zu konstatieren und im einzelnen nachzuweisen und sodann in der Einleitung möglichst vollständig das bisher bekannte Katechismusmaterial jener Jahre übersichtlich zusammenzustellen. — Die Arbeit von Nebe[26]), gleich einer etwas älteren von Hardeland[27]), ist dem Ref. leider nicht zu Gesichte gekommen; was beide wollen, sagt der Titel, und gegenüber der allmählich eingedrungenen Behandlung des Katechismus unter Gesichtspunkten, welche Luther selbst fern gelegen haben, darf jeder Versuch, den Katechismus aus den Schriften seines Vf. selbst zu verstehen, Luther aus Luther interpretieren zu wollen, als eine heilsame Auffrischung begrüsst werden. Ich verweise für die Beurteilung des von N. Geleisteten auf die Besprechung von E. Ch. Achelis. — Die Schrift von Dörries[28]) hat in theologischen Kreisen viel von sich reden gemacht, da sie ein hervorragender Versuch ist, den Katechismus mit den Anschauungen der Ritschlschen Theologie in Einklang zu bringen und von diesem Standorte aus schulgemäss zu behandeln, wobei es denn ohne Umdeutungen nicht abgeht, so energisch auch D. bemüht ist, Luther aus Luther selbst zu verstehen, und so häufig er der Tradition gegenüber im Rechte ist. — Grau[29]) dagegen benutzt Luthers kleinen Katechismus, um nach dem Schema desselben eine Reihe biblisch-theologischer Spekulationen zum Vortrag zu bringen, lehrreich, um die persönliche Gedankenwelt des Vf., aber weniger brauchbar, um die Gedanken, welche Luther selbst im Katechismus zum Ausdruck hat bringen wollen, zu erkennen. — A. Ebelings, JBL. 1890 II 6 : 30 erwähnter, Versuch, durch sprachliche Ueberarbeitung und Modernisierung den Katechismustext der Schuljugend leichter zugänglich zu machen, hat, soweit dem Ref. bekannt geworden, in den nun vorliegenden Besprechungen[30]) doch nur geteilte und verklausulierte Zustimmung, häufig auch Zurückweisung gefunden. — Auch Knoke[31]) kommt in seinen Erörterungen zu einzelnen Katechismusstellen auf die von Kolbe behandelte Schwierigkeit betreffs der richtigen Konstruktion der Erklärung zum ersten Artikel zu sprechen und will sich im gleichen Sinne wie Kolbe entscheiden. Im übrigen behandelt er aus Fragen des Wortverständnisses besonders noch die, was Luther wohl im dritten Artikel unter den Worten „der heil. Geist hat mich mit seinen Gaben erleuchtet" gemeint habe, verwirft mit vollem Recht die traditionelle Beziehung auf Gesetz und Evangelium oder auf Busse und Glauben und erklärt wohl zutreffend unter Berufung auf verschiedene parallele Aussprüche Luthers den Ausdruck von den Gnadengaben des heiligen Geistes. —

Die Zeitschrift für deutsche Philologie hat die im vorigen Jahrgang begonnenen sprachlichen Beiträge zur Erläuterung von Besonderheiten in Luthers Schriften in lexikalischer oder grammatischer Beziehung weiter fortgesetzt. Köstlin[32]) erörterte die Redeweise „mit lungen auswerfen" (= pilis ex stercore equino confectis), „spielen tragen" (= aufziehen, sich lustig machen), „Quecksilber in den Teich werfen" (= ?). Auch lieferte K. neue Beispiele zu dem JBL. 1890 II 6 : 2 erwähnten Gebrauch des „thät" in Konditionalsätzen in der negativen Bedeutung „wenn nicht vorhanden wäre". — Birlinger[32a]) brachte für letzteren Gebrauch seine in der ZDPh. 16, S. 374 aus S. Franck und C. Dieterich schon früher gesammelten Beispiele in Erinnerung und fügte neue hinzu. — G. Kawerau[33]) machte daneben auf die bei Luther mehrfach wiederkehrende Redensart in bus correptam (= es nimmt mit jemand ein Ende mit Schrecken) aufmerksam; verschiedene Deutungen wurden versucht und auch mit Hülfe der lateinischen Grammatik jener Zeit und der Annahme eines Schülerwitzes einiges Licht in die Entstehung des bei anderen Schriftstellern unseres Wissens noch nicht nachgewiesenen Ausdrucks gebracht. Das Wort „Pappenblume" bei Luther wird von K. als von pappus abgeleitet, als Blume mit Federkrone (nicht Papierblume) erklärt. — Auch lieferte G. Kawerau[34]) weitere Belege für die überraschend weite Verbreitung jenes Gebrauches von „thät" bei Luther und in der Litteratur des 16. Jh. —

Wenden wir uns zur Biographie. Auf deutschem Boden sind evangelischerseits nur ältere Gesamtdarstellungen in Neuauflagen erschienen. Köstlins[35]) illustrierter Luther hat, wie man mit Freuden konstatieren darf, nun bereits die 9. Auflage und das 37. Tausend erlebt. — Sehr viel grösser noch ist die Verbreitung, die ein paar

---

|[G. Müller: ThLBl. 12, S. 115/6.]| — 26) ○ A. Nebe, D. kleine Katechismus Luthers, ausgelegt aus Luthers Werken. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. IX, 397 S. M. 4,80. |[E. Ch. Achelis: ThLZ. 1893, S. 115/7.]| — 27) ○ Th. Hardeland, D. kleine Katechismus D. M. Luthers für d. Gemeine-Pfarrherrn u. Prediger nach Luthers Schriften ausgelegt u. mit Auszügen aus Luthers Schriften vers. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1889. VI, 230 S. M. 3,60. — 28) B. Dörries, Erklärung d. kleinen Katechismus Dr. M. Luthers. E. Beitr. z. Reform d. Katechismusunterrichts. I. Tl. D. Glaube. ebda. VI, 312 S. M. 4,00. |[Bornemann: ThLZ. 1893, S. 119—20.]| — 29) R. F. Grau, Luthers Katechismus, erkl. aus biblischer Theologie. E. kurze Glaubenslehre. Gütersloh, Bertelsmann. VIII, 112 S. M. 1,40. — 30) A. Ebeling, Dr. M. Luthers kleiner Katechismus: EKZ. 1890, N. 23; E. Höhne: ThLBl. S. 299—300; J. Heidemann: ZGymn. Okt.; Kloppenburg: SchleswHolstSchulZg. 39, S. 51/2. — 31) K. Knoke, Einige Winke für e. richtige Deutung einzelner Stellen in Luthers Erklärungen zu s. kleinen Katechismus: Z. evang. Religionsunterricht 2, S. 107—30. — 32) J. Köstlin, Beitrr. aus Luthers Schriften z. dtsch. Wörterb.: ZDPh. 24, S. 37—42, 425/6. — 32a) A. Birlinger, Thete das, thet, thäte = mhd. entete: ib. S. 43. — 33) G. Kawerau, „In bus correptam" — e. Anfrage: ib., S. 42/3, 424/5. — 34) id., Z. dtsch. Wörterb. — Nochmals thät in Bedingungssätzen bei Luther. — Neue Belege für d. Gebrauch v. thäte = mhd. entete bei Luther: ib. 23, S. 293/3; 24, S. 201/2. — 35) J. Köstlin, Luthers

kleine volkstümliche, zum Lutherjubiläum 1883 einst entstandene Schriften gefunden haben. Disselhoffs[36]) frisch geschriebene, reich illustrierte und fabelhaft billige Schrift ist nun bereits in mehr als 700 000 Exemplaren verbreitet, und wenn Völters[37]) noch kleinere Volksschrift jetzt bereits in 51. Auflage ausgeht, so lässt auch das eine ansehnliche Verbreitung erkennen. — Doch dass wir nicht vergessen, ein deutscher Biograph Luthers hat ja nun seine Arbeit abgeschlossen: der letzte Band von Evers'[38]) „Martin Luther" ist erschienen, und in ihm sind die für die Sinnesweise des Vf. höchst dankbaren Kapitel über Landgraf Philipps Doppelehe und über die letzten Lebensjahre und das Ende Luthers behandelt. E. schwelgt denn auch in seiner Darstellung der Verworfenheit und Verkommenheit jener sogenannten Reformatoren und zerpflückt ihren Heiligenschein, dass man ordentlich fühlt, wie wohl das seinem Konvertitenherzen thut. Freilich, trotz aller Anstrengung und allem gelehrten Aufputz wird E. nicht erreichen, dass man ihn als Historiker ernst nimmt. Vor einer solchen Verkennung bewahrt ihn schon sein Pamphletstil, den er virtuos handhabt. Um von dem Schmutz zu schweigen, den er z. B. S. 689 mit unreiner Phantasie auf geradezu widerliche Weise in Luthers Briefe hineinliest, ist schon sein Stil völlig ausreichend zur Charakteristik der Qualität dieser Geschichtswissenschaft. Man braucht eben nur statt Luther konsequent zu schreiben „der Irrtumslose", „die wittenbergische Heiligkeit", „der saubere Geselle", „der wittenberger Papst", „der Papstfresser" u. a., oder wenn er aus schwerer Krankheit genesen ist, „der glücklich wieder urinierende Gewaltige", statt Friedrich der Weise und anderen Fürsten „die Kirchenhäuptlinge", „die Apostasierten", „die Landespäpste"; wo man von Luthers Schriften redet, immer „das Machwerk", „das unendliche Geschwätz", „das Phrasengeklingel", „die Schmutzschrift", „das ermüdende Gewäsch" u. a. zu sagen, seine Freunde als seine „Kneipgesellen" zu bezeichnen oder mit „Ehren-Jonas", „Ehren-Butzer" usw. zu titulieren, wo man Luthers lateinische Briefe übersetzt und er von seiner uxor redet, das immer wiederzugeben mit dem wirkungsvollen „das Weib", und schliesslich statt Köstlin immer nur zu schreiben „der hallische Geschichtsverständige" oder „der Hallenser", so wird es ja wohl Leser geben, nach deren Geschmack derartige litterarische Roheiten sein mögen, ernsthafte Leute nehmen aber die Lehre daraus, dass der Vf. von dem Ernst einer historischen Aufgabe noch keine Ahnung hat, und legen den bändereichen Polterer und Schmähredner, dem die Ruhe fehlt, um die einfachsten Texte noch verstehen zu können, — wiederholt er doch z. B. S. 520 abermals das sinnlose angebliche Lutherdictum „ich heuchle dem lieben Gott", obgleich Köstlin längst gezeigt hat, dass hier „befehle [es]", zu lesen sei — mit dem Bedauern beiseite, dass der moderne Ultramontanismus Historiker von dieser armseligen Gestalt produziert und nicht Disciplin genug übt, solchen Leuten ihr unwürdiges Gewerbe zu verleiden. — Eine eigentümliche Ueberraschung hat uns das katholische Kirchenlexikon mit der nunmehr dort erschienenen Bearbeitung des Artikels „Luther" gebracht. Man durfte ja gespannt darauf sein, durch wen und in welchem Tone dieser Aufsatz verfasst werden würde. Die Redaktion hat es sich aber sehr bequem gemacht und zugleich an einem grossen Verstorbenen einen Akt der Ungerechtigkeit geübt; sie hat nämlich Döllingers berüchtigten Aufsatz, den er einst vor 40 Jahren für die 1. Auflage beigesteuert, inzwischen aber längst desavouiert hatte, fast unverändert unter seinem Namen neu abgedruckt. Die Veränderungen beziehen sich auf die Berichtigung eines falschen Datums, die Streichung seiner Klage, dass genügende Lutherbiographien bis jetzt noch nicht existierten, und dergleichen Kleinigkeiten; ausserdem sind Litteraturangaben aus den letzten 40 Jahren ergänzend hinzugefügt worden. Hier finden wir denn auch die Aufzählung der „befriedigenden" und „vollständigen" Darstellungen, die Luthers Leben seither gefunden, nämlich durch Janssen, Hergenröther und Evers (!), denen protestantischerseits Ranke, Köstlin, Plitt und Kolde gegenübergestellt werden. Wie wenig man dabei wirklich die Lutherlitteratur kennt, verrät die Angabe über die Weimarer Lutherausgabe, von welcher bis jetzt „7 diverse Bände deutscher (!) Schriften" ausgegeben worden seien. — Die Biographie des Italieners (Waldensers) Pons[40]) ist ein Auszug aus der grossen Biographie von Kuhn, in Anlage und Ausstattung unserem illustrierten Köstlin vergleichbar. — Die Arbeit des Ungarn Farkas[41]) kann nach den darüber verlautenden Urteilen der Sprachkundigen wissenschaftlichen Wert nicht beanspruchen, nimmt aber unter den Arbeiten in ungarischer Sprache einen hervorragenden Platz ein.[42]) —

Leben. Mit authent. Illustr. 9. Aufl. (34/7. Tausend). Leipzig, Reisland. XVI, 623 S., 65 Abbild. u. 8 Beil. M. 8,00. — 36) J. Disselhoff, Jubelbüchlein zu Dr. M. Luthers 400j. Geb. in Wort u. Bild für Alt u. Jung. 16. Aufl. Kaiserswerth, Diakon.-Anst. 127 S. M. 0,30. (Bis jetzt 770 000 Exempl.) — 37) J. E. Völter, Dr. M. Luther. E. Jubelbild zu s. 400. Geb. 51. Aufl. Ludwigsburg, Greiner & Ungeheuer. M. 0,20. — 38) G. G. Evers, M. Luther. Lebens- u. Charkterbild, v. ihm selbst gezeichnet in s. eigenen Schriften u. Korrespondenzen. 14. (Schluss-) Lfg. Mainz, Kirchheim. VIII, 369—760 S. M. 3,75. (Cplt. M. 37,35. 6 Bde.) — 39) J. Döllinger, M. Luther: Welzer u. Welte, Kirchenlexikon 2. Aufl. 8, S. 308—47. — 40) Bart. Pons, Martino Lutero Riformatore. La sua vita et le sue opere. Firenze, tipogr. Claudiana. 1890. 428 S. L. 3,50. |[ThLBl. 12, S. 89—90; Italia evangelica v. 19. Jan.]| — 41) Farkas, Dr. M. Luther. E. Biogr. für d. ev. Volk. (In ungarischer Sprache.) Tyrnau. 1890. 208 S. Fl. 1,20. |[M. Szlávik: ThLBl. 12, S. 308/9.]| — 42) (I 7 : 73.) — 43) (II 3 : 43.) — 44) G. Buchwald,

Eine neue Quelle zeitgenössischer Aufzeichnungen und Urteile über Luther fliesst uns jetzt in der von Euling[43]) herausgegebenen Chronik des Hildesheimer Prälaten Joh. Oldecop. Zwar war dieselbe in einzelnen Teilen schon längst der Lutherforschung bekannt. Der später der Reformation feindlich gesinnte Vf. hatte selbst in Wittenberg studiert und diente uns gerade für die ersten Jahre von Luthers Docententhätigkeit als wertvoller Berichterstatter. Nun liegt das Ganze seiner Aufzeichnungen vor, aber, soviel ich erkennen kann, ohne wesentliche Bereicherung für die anderen Teile aus Luthers Leben. Der Vf. steht im Banne der Fabeln und feindseligen Gerüchte, wie sie seit des Cochläus Biographie auf litterarischem Wege im katholischen Deutschland verbreitet wurden; auf selbständiger Kunde beruhen fast nur jene schon längst bekannten Mitteilungen. Doch steckt auch wohl noch Wahrheit in seinem drastischen Bericht über die Verlegenheit der Wittenberger Theologen, als einst Abendmahlswein verschüttet war. Wer Luthers unklare Haltung gerade in diesem Punkte genauer beachtet, wird der Scene, die uns Oldecop schildert, einen Wahrheitskern nicht abzusprechen vermögen. — Eine ganze Reihe von Beiträgen bringen Untersuchungen von Einzelheiten der Lutherbiographie und teilweise neues Material herbei. So teilt uns Buchwald[44]) aus einer hs. Aufzeichnung Poachs ein Wort Melanchthons mit, aus dem wir ersehen, dass Luther eine Zeit lang als Mönch die Pfarre Dobrun zu verwalten gehabt hat. — Wichtiger sind die neuen Aufschlüsse, welche N. Paulus[45]) für Luthers Romreise uns gebracst hat. Die neue Quelle, die er uns erschliesst, ist die Schrift des italienischen Augustiners Felix Milensius über die deutschen Augustinerklöster vom Jahre 1613. Hier erfahren wir nicht allein die freilich teilweise verstümmelten Namen der 7 Konvente, welche damals mit Staupitz in Streit geraten waren, und lernen, dass Erfurt zu den sich auflehnenden Klöstern gehörte; wir hören auch, dass jene 7 Klöster infolgedessen von Rom aus am 1. Oktober 1511 exkommuniziert und dass Luther darauf als ihr Abgesandter nach Rom geschickt worden sei. Andererseits bringt er aus Cochläus die wunderliche Nachricht bei, dass Luther damals von den 7 Konventen „zu Staupitz abgefallen“ sei. Danach scheint mir wahrscheinlich zu sein, dass Luther als Vertrauensmann beider Teile seine Romreise angetreten und thatsächlich auch mit Erfolg an der Beseitigung des Konfliktes gearbeitet hat; höchst wahrscheinlich wird aber auch, dass seine plötzliche, so wenig aufgeklärte Rückversetzung von Wittenberg nach Erfurt im engsten Zusammenhange mit der Verschärfung des Konfliktes der Klöster mit Staupitz gestanden hat. — Einen neuen Anhaltspunkt für die Bestimmung der Reiseroute Luthers auf seiner Romfahrt könnte eine Notiz uns bieten, welche von Bolte[46]) in dem Reiseberichte des Präceptors F. Gerschow aufgefunden ist, der 1603 einen pommerschen Herzog nach München begleitete. Dort zeigte man ihm in der Augustinerkirche den Predigtstuhl, „auf welchem Dr. Luther gut päpstlich soll geprediget haben“. Das könnte ja nur bei Gelegenheit der Romreise gewesen sein. Leider aber verliert die Notiz ihren Wert durch die daran angeschlossene weitere Kunde, dass dort auch ein Stuhl sich finde, „auf welchem er gemeinlich zu sitzen pflegte“ und dass er sich aus dem naheliegenden Nonnenkloster seine Frau geholt habe. Mit Recht verweist B. letztere Angaben in das Gebiet der Küsterlegenden; damit schwindet aber doch wohl auch der Wert der Notiz über die Predigt in München. — Was uns Gess[47]) über Tetzel und über das Ablassgeschäft der Jahre 1516 und 17 mitteilt, erläutert zwar nicht direkt den Jubelablass, der zu Luthers Thesen den Anlass gab, gewährt aber interessanten Einblick in die Verhandlungen, wie sie zwischen ablassbedürftigen Ortschaften und Rom über die Geschäftsbedingungen geführt wurden, unter welchen dieses Ablassprevilegien erteilte, und zeigt uns Tetzel als den Sachverständigen in diesen Dingen, der die Stadt Annaberg hierbei mit gutem Rate bediente. — An die Kontroverse, welche Kawerau im Jahre vorher mit dem Passauer Domkapitular Röhm über Tetzels Diktum vom „Groschen im Kasten“ geführt hatte (vgl. JBL. 1890 II 6 : 49—50), hat sich ein Scharmützel zwischen letzterem und dem gelehrten Württemberger Landpfarrer Bossert[48]) angeschlossen, in welchem der zuletzt Genannte mit überlegenem Wissen und sittlichem Ernst das Verfahren des ultramontanen Polemikers nach den verschiedensten Seiten hin aufdeckt und vor dem öffentlichen Urteil blossgelegt hat; auch formell eine der besten Streitschriften, welche der Vorstoss gewisser römischer Polemiker als Reaktion zu Tage gefördert hat. — Die Nachlese, welche der gelehrte katholische Pfarrer F. Falk[49]) zu Bd. 2 von Janssens Geschichte des deutschen Volkes gehalten hat, bietet ein buntes Allerlei, Bekanntes und weniger

---

E. Episode aus Luthers Mönchszeit: ZKG. 12, S. 619—20. — 45) N. Paulus: Zu Luthers Romreise: HJb. 12, S. 68—75, Nachtrag S. 314 f. |[Th. Kolde: GGA. 1893, S. 87/9.]| — 46) J. Bolte, F. Gerschow über München (1603): JbMünchG. 4, S. 423/7. — 47) F. Gess, E. Gutachten Tetzels nebst anderen Briefen u. Instruktionen d. Ablass auf N. Annaberg betr. 1516/7: ZKG. 12, S. 534—62. — 48) [G. Bossert], Offenes Sendschreiben e. „dummen Prädikanten“ u. „Minister communis rusticus“ an d. hochwürdigen u. hochgelahrte. Herrn Domkapitular Joh. Bapt. Röhm in Passau. Leipzig, Buchh. d. Ev. Bundes. 95 S. M. 1,00. |[C. Fey: ThLBl. 12, S. 134/5.]| — 49) F. Falk, Curae posteriores z. 2. Bd. d. Gesch. d. dtsch. Volkes v.

Bekanntes. Was er über die 95 Thesen mitteilt, ist im wesentlichen aus Knaakes Einleitung in der Weimarer Ausgabe Bd. 1 entlehnt. Was er über Luthers Brief an Erzbischof Albrecht vom 31. Okt. 1517 (Enders I, S. 113 ff.) zu sagen weiss, ist weit weniger reichhaltig, als was bei Enders darüber zu lesen ist. Das Weitere über den Schriftenwechsel zwischen Luther und Tetzel ist wieder Knaake entnommen. Sodann erhalten wir die Angaben des bekannten Pirnaischen Mönches Lindner über Tetzel, dessen Aufzeichnungen F. für bisher wenig benutzt hält; er zieht, da hier das scharfe Urteil des Dominikaners über den eigenen Ordensgenossen vorliegt, den sehr verständigen Schluss: „Halten wir und verteidigen wir nicht, was unhaltbar ist, auch Tetzeln nicht! Und leugnen wir ja nicht die trostlosen Zustände, in welche die Kirche durch menschliche Armseligkeit der Priesterschaft geraten war! Ein Mann mehr oder weniger, was thut das zur Sache!“ Weitere chronikalische Beiträge über die Sittenverderbnis infolge (?) der Reformation und Bemerkungen über „Götzenkammern“ im protestantischen Norden interessieren uns hier nicht weiter. Es thut mir leid, anmerken zu müssen, dass auch dieser Gelehrte, dessen treffliche Forschungen zur Bibliographie der religiösen Litteratur am Ende des MA. unvergessen bleiben werden, hier gelegentlich sich die tendenziösen Urteile aneignet, die bei Behandlung der Reformation auf katholischer Seite jetzt üblich sind. — Durchaus verunglückt ist das Schriftchen von Bernhardt[50]); denn der Neudruck der Bannbulle gegen Luther, den wir hier erhalten, ist trotz seiner hübschen typographischen Ausstattung inkorrekt, die hinzugefügte deutsche Uebersetzung aber wimmelt von Fehlern und Missverständnissen der schlimmsten Art. — Eine sehr gute Arbeit hat O. Redlich[51]) über das Marburger Religionsgespräch geliefert, indem hier aus genauer Kenntnis ebenso der politischen Faktoren wie der religiösen Verschiedenheiten Anlass, Verlauf, Ausgang und Bedeutung jenes missglückten Vereinigungsversuches zwischen Wittenberg und Zürich weiteren Kreisen anschaulich erzählt wird. — Brieger[52]) teilt uns aus einer dem Nachlass Joh. Fabris angehörigen Wiener Hs. den Entwurf eines Ediktes mit, das die katholische Partei im Verlauf des Augsburger Reichstages 1530 Karl V. unterbreitete, eine beabsichtigte Neuauflage des Wormser Ediktes, die in erster Linie gegen Luthers Person gerichtet war und mit aller Schärfe sein Sündenregister zusammenstellte. Des Kaisers Politik hat die Vollziehung dieses Aktenstückes verwehrt und einen weit massvolleren Abschluss jenem Reichstage gegeben. — Zu der in den letzten Jahren so viel behandelten Stellungnahme Luthers in Sachen der Doppelehe des Landgrafen Philipp hat ein Anonymus[53]) einen scharfsinnigen, aber schwerlich befriedigende Lösung bietenden Beitrag geliefert. Er bemüht sich, Luthers Verhalten in diesem traurigen Handel von dem aller anderen zeitgenössischen Theologen zu isolieren, den Nachweis zu bringen, dass es von kirchenpolitischen Erwägungen sich durchaus frei gehalten, lediglich seelsorgerisch motiviert gewesen sei und daher auch bei näherer Erwägung als sittlich korrekt sich erweise. Es ist unmöglich, in kurzen Worten hier den Nachweis zu führen, an welchen Punkten nach meiner Ueberzeugung dieser scharfsinnige, aber etwas advokatenhafte Rechtfertigungsversuch zu beanstanden ist. Gewiss wird er Recht haben in der starken Betonung der seelsorgerischen Seite der Sache für Luthers Urteil; aber es wird ihm schwer gelingen, das Mitwirken der nahe liegenden politischen Rücksichten von Luthers Verhalten völlig abzuwehren. Das Verkehrte von Luthers Rat leuchtet doch wohl ein, sobald man die Rolle bedenkt, die er der als „das kleinere Uebel“ zugestandenen „Nebenfrau“ zumutete, die ja vor der Welt als Konkubine gelten sollte; und jene Lehre vom kleineren Uebel hat Luther an anderen Stellen mit vollem Rechte von allen Fragen ausgeschlossen, die dem sittlichen Gebiete angehören, und sie nur auf die res corporales beschränkt. Dass Luthers Beichtrat auf sittlich abschüssigen Weg führte, zeigte sich ja sofort darin, dass, als nun die Doppelehe doch ruchbar wurde, er nur noch „eine gute starke Lüge“ als Hilfe in der Not zu raten wusste. Von diesem Punkte aus stürzt meines Erachtens der kunstvolle theologische Rettungsversuch zusammen. — Majunkes Selbstmordmär, die im vorigen Berichtsjahre eine ganze Litteratur erzeugt hatte, hat noch weiter nachgewirkt. Zunächst hat Majunke[54-55]) selbst das Thema unverdrossen weiter moduliert, besonders nach den zwei Seiten hin, den offiziellen evangelischen Bericht über Luthers Tod zum tendenziösen Lügenberichte zu stempeln und die im Jahre 1545 erschienene „welsche Lügenschrift“ über Luthers Tod als von Luther oder von Landgraf Philipp oder von beiden gemeinsam fabriziert zu erweisen. Er greift dabei immer tiefer in das Arsenal

---

Janssen: Katholik 1, S. 481—501. — 50) M. Bernhardt, D. Bannbulle Leo X. gegen Luther im Orig.-Text, nach d. im Lutherhause befindl. Ausgabe v. 17. Juli 1520. Nebst d. dtsch. Uebersetzung. Wittenberg, Senf. 16⁰. 68 S. M. 1,00. |[Sammler 13, S. 143; G. Kawerau: ThLZ. 1892, S. 596/7.]| — 51) O. Redlich, D. Marburger Religionsgespräch im J. 1529: ChristlWelt S. 123/6, 147/9, 166/9, 211/6. — 52) Th. Brieger, E. unvollendeter Entwurf e. kaiserl. Ediktes gegen Luther: ZKG. 12, S. 178—87. — 53) Luther u. d. Bigamie: ThStK. S. 564—86. — 54) P. Majunke, Luthers Testament an d. dtsch. Nation. S. letzten Worte u. s. letzte — That. Mainz, Kupferberg. IV, 272 S. M. 5,00. |[HPBll. 108, S. 695—700; Kneucker: PKZ. 38, S. 817.]| — 55) id., D. angebl. v. Rom ausgegangene welsche Lügenschrift über Luthers Tod v. J. 1545: HPBll. 107,

der Schmählitteratur vergangener Zeiten hinein und hat z. B. neuerdings nicht Bedenken getragen, jene gehässigsten Verzerrungen des sittlichen Charakters Luthers, mit denen Augustin Theiner einst seinen Uebergang ins römische Lager signalisierte, wieder auszugraben. Wie leichtfertig seine Beweisführungen sind, möge man an der verblüffenden Findigkeit erkennen, mit welcher er jetzt uns mit dem Quellennachweis überrascht, dass Luther auch italienisch gesprochen und geschrieben habe. Macht Liebe zum Gegenstand den Historiker leicht blind, so der Hass nicht minder. — Dass ein so nüchterner Forscher wie Knaake [56]) in diesem Streithandel durchaus die Koldesche Beweisführung gegen Majunke anerkennen würde, war nicht anders zu erwarten; und mit Genugthuung darf man es begrüssen, dass nun auch die katholische Historik durch den Mund Grauerts [57]) die bündige Erklärung abgab: „Kein fachmännisch gebildeter Historiker werde sich zu Gunsten der Majunkeschen These aussprechen.“ Verwunderlich ist es dann nur, dass ein Organ wie die Historisch-politischen Blätter trotz dieses Votums für die Fortführung eines wissenschaftlich so haltlosen Handels sich zur Verfügung stellt. — Auch dass Majunke abermals ein arges Falsum in seiner Berichterstattung nachgewiesen wurde, von Thenn [58]), scheint keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; übrigens handelte es sich hier um einen Fall, in welchem die Annahme, dass seine Eilfertigkeit und sein Mangel an Sprachkenntnissen die gröbliche Entstellung des Sachverhaltes verschuldet habe, wohl näher liegt als die von seinem Kritiker ihm beigemessene Absicht bewusster Verdrehung des Thatbestandes. — Wie weit hinaus aber es Majunke geglückt ist, mit seiner Entdeckung Aufsehen und Beunruhigung zu erregen, zeigt sich darin, dass auch der gelehrte amerikanische Theologe Schaff [59]) sich veranlasst sah, in englischer Sprache über diesen deutschen Handel, über den Angriff und die erfolgreiche Abwehr, ausführlichen Bericht zu erstatten. — Auch eine Gegenwirkung gegen Majunke war es, dass Rietschel [60]) in demselben Schriftencyklus, für den er schon früher sein prächtiges und ausserordentlich weit verbreitetes Schriftchen über Luthers häusliches Leben geschrieben hatte, nun auch sein Lebensende schlicht nach den Berichten der Augenzeugen dem deutschen Volke erzählte. [61-63]) —

Zur Lutherlitteratur im weiteren Sinne müssen auch diejenigen Arbeiten gezählt werden, die uns über seine Freunde wie über seine Feinde unter seinen Zeitgenossen Bericht geben, da ja eine jede solcher Arbeiten auch die Beziehungen zu Luther selbst mehr oder weniger eingehend berührt. Nur unter diesem speciellen Gesichtspunkt kann auf diese Publikationen hier eingegangen werden. Die Arbeit von N. Paulus [64]) über Staupitz bemüht sich, den katholischen Charakter der Theologie und Gesinnung dieses Freundes Luthers nachzuweisen und hat damit auch in gewisser Einschränkung unzweifelhaft Recht, vergisst nur, dass in einem Zeitpunkte wie der, in welchen das Leben dieses Mannes fällt, Uebergänge von katholischer Theologie zu evangelischen Erkenntnissen in mannichfacher Abstufung stattfinden. Mit Recht erinnert ihn Kolde daran, dass Staupitz zwar unzweifelhaft als guter Katholik, der kirchlichen Autorität sich beugend, gestorben ist, seine evangelische Stellung hinsichtlich der Lehre vom Glauben aber nicht aufgegeben hatte. Gegenüber einem jetzt doch nicht mehr die Herrschaft führenden, ungeschichtlichen Bilde von der Persönlichkeit und Geistesart dieses katholischen Mystikers macht der Aufsatz immerhin sehr viel Richtiges geltend. — Ein populärer Aufsatz über Tetzel [65]) zeigt denselben in beliebter römisch-apologetischer Schönfärbung, auch das beigefügte Bild bringt ein ganz anderes Gesicht als die uns sonst überlieferten Porträts. — Schneid [66]) hat grosse Sorgfalt darauf verwendet, die „grosse Persönlichkeit“ Joh. Ecks von dem Flecken zu reinigen, als ob er Verteidiger der Erlaubtheit des Wuchers in jener bekannten Disputation zu Bologna gewesen sei. Mit vollem Recht kann er geltend machen, dass es sich nicht um das, was wir heute Wucher nennen, dabei gehandelt, sondern nur um die Durchbrechung der älteren, kirchlichen Satzungen, welche überhaupt das Zinsnehmen ausschlossen. Mit Recht kann er hervorheben, dass an diesem Punkte Luther als der Vertreter der scholastischen Tradition, Eck dagegen als der Vertreter des wirtschaftlichen Fortschrittes, der unter neuen wirtschaftlichen Verhältnissen gegen veraltete Traditionen ankämpfte, dasteht. Ob letzterer dabei freilich das Lob einer „bewunderungswürdigen Unbefangenheit“ verdient oder nicht vielmehr im Solde der Kaufmannschaft als ihr bezahlter Sachwalter in

S. 500—19. — 56) K. Knaake, Kolde, Luthers Selbstmord: DLZ. 11, S. 1713. — 57) H. Grauert, Kolde, Luthers Selbstmord u. Noch einmal Luthers Selbstmord: HJb. 11, S. 375 u. 811/2. — 58) A. Thenn, Majunke am Pranger!: ChristlWelt S. 86/8. — 59) Ph. Schaff. Did Luther commit suicide?: The magazine of christian literature 3, S. 161/7. — 60) G. Rietschel, Luthers seliger Heimgang: (= Schriften für d. dtsch. Volk, her. v. Verein f. Ref.-Gesch. Heft 12.) Halle, Niemeyer. 35 S. M. 0,15. — × 61) O. A., Welsche Lügenschrift v. D. M. Luthers Tod zu Rom ausgegangen. 1545: ChristlWelt S. 143/7. — 62) × K. Sallmann, Luthers angebl. Selbstmord nach P. Majunkes Geschichtslüge. 2. durch e. Nachwort verm. Aufl. Kassel, Brunnemann. 18 S. M. 0,50. |[W. Walther: ThLBl. 21, S. 27/8.]| — 63) × Schild, D. Lutherhaus u. d. Lutherstube zu Wittenberg: Didaskalia S. 526. — 64) N. Paulus, Joh. v. Staupitz. S. vorgebl. protest. Gesinnungen: HJb. 12, S. 309—46. |[Th. Kolde: GGA. 1893, S. 89—90.]| — 65) Joh. Tetzel: Sterne u. Blumen (Badischer Beobachter[B].) S. 345/6. — 66) J. Schneid, Dr. Joh. Eck u. d. kirchl. Zinsverbot: HPBll. 108, S. 241—59, 321—35, 473—96, 570—89, 659—81,

diese Debatte eingetreten war, ist eine andere Frage. Uebrigens ist, was S. zur Beurteilung jener Disputation beibringt, in der Hauptsache nichts Neues; nützlich aber ist die detaillierte Ausführung der verschiedenen, einander bekämpfenden Theorien und das Einzelmaterial, das er zusammenträgt. — Die drei Briefe Bugenhagens, welche Thommen [67]) aus einer Baseler Hs. veröffentlicht hat, sind als Ergänzung zu Vogts Briefwechsel Bugenhagens willkommen zu heissen, gewähren aber für Luther keine nennenswerte Ausbeute. — Die Dissertation von Mosen [68]) über „Luthers hartnäckigen Gegner“ Emser bemüht sich besonders, den Geist seiner gegen jenen gerichteten Schriften zu charakterisieren, bringt auch zur Biographie schätzbare Notizen und im Anhange eine 61 Nummern umfassende Bibliographie seiner Schriften; leider fehlt der Arbeit ebenso die stilistische Feile wie die Sorgfalt in der Korrektur, daher wird gerade die Bibliographie nur mit Vorsicht benutzt werden dürfen. — W. Kawerau [69]) hat seiner Schrift über „Thomas Murner und die Kirche des Mittelalters“ ein zweites Heft über „Murners Stellung zur Reformation“ folgen lassen, aus welchem hier besonders das 2. Kapitel „Murner und Luther“ und das 4. „Vom grossen lutherischen Narren“ in Betracht kommen. Es galt, in diesem Hefte den Umschlag des Satirikers, der so stark auch die kirchlichen Schäden gegeisselt und bespottet hatte, in den Eiferer für die Kirche gegen Luther psychologisch verständlich zu machen. Die gegen Luther und seine Reformation gerichteten Schriften finden ihre Charakterisierung und Würdigung in der leidenschaftslosen und unbefangenen Art, welche Licht und Schatten gerecht zu verteilen und auch den Gegner zu verstehen bemüht ist. Mit Recht wird aber der Mangel echter religiöser Begeisterung und untadeliger Lauterkeit als der Grund bezeichnet, warum der „behendeste, witzigste und gröbste“ Gegner Luthers im eigenen Lager weder damals noch jetzt Dank geerntet hat und warum auch die Wirkung seiner Schriften auf die Gegner so völlig ausgeblieben ist. — Aus den umfassenden Studien, welche Tschackert [70]) zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preussen in den letzten Jahren angestellt hatte, ist ein frisch geschriebenes Heft über den evangelischen Bischof von Pomesanien, Paul Speratus, hervorgegangen, welches uns den Gehilfen Luthers bei der Verdeutschung seiner Schriften, den Mitarbeiter am deutschen Kirchenliede und den Organisator evangelischen Kirchenwesens unter mannigfaltigen Schwierigkeiten in liebevoller, vielleicht etwas zu lichter Zeichnung vor Augen führt. — Auch einige Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie seien wenigstens kurz genannt. In Jakob Schorr, dem Zweibrückischen Rat und Kanzler, zeigt uns Ney [71]) einen warmen Freund des Reformators, der seine Schriften eifrig studiert und seine Stellung nach Kräften zur Förderung der evangelischen Sache benutzt. — Einen fast unbekannten litterarischen Gegner Luthers hat Georg Müller [72]) aus der Vergessenheit hervorgeholt, den Dresdener Franziskaner Schwederich, der 1525 Luther mit einer Schrift über das Mönchtum bekämpfte. — Weit bekannter ist der Jurist H. Schurff, dessen Verhältnis zu Luther ebenso in seinem warmen Anschluss an die Reformation, wie hernach in dem eigenartigen Konflikt juristischen Festhaltens an dem überlieferten Recht mit Luthers auf ethische Erwägungen basiertem Durchbrechen des kanonischen Eherechtes von Landsberg [73]) unbefangen und daher auch mit kräftiger Betonung des auf Schurffs Seite anzuerkennenden guten Rechtes gezeichnet ist. — Auch der Aufsatz von P. Vetter [74]) über den mit Luther in schweren Streit geratenen Freiberger Theologen Jakob Schenck und dessen Verhandlungen mit den evangelischen Geistlichen in Leipzig, nachdem er 1541 dorthin übersiedelt war, sei hier erwähnt. Spielt auch Luther persönlich in diesen Ereignissen nicht mit, so beleuchten die hier geschilderten Vorgänge doch grell die geistige Abhängigkeit, in welcher Luthers Schüler und nächste Anhänger diesem gegenüber sich befanden. Der Konflikt, in den Schenck mit Melanchthon und Luther geraten, machte es für ihn unmöglich, in diesen Kreisen, die das überlegene Talent des Ankömmlings instinktiv fürchteten, unbefangenes und gerechtes Gehör zu finden. Die Anstrengungen, die man machte, um dem unbequemen, freilich auch hochmütigen Manne den Druck seines Buches zu verhindern, in dem man doch eigentlich nichts Anstössiges finden konnte, sind lehrreich, aber freilich auch recht unerfreulich. Seidemanns ältere Arbeit über Schenck findet hier aus Materialien des Dresdener Archivs willkommene Ergänzung. —

Auch zwei Männer, welche als Forscher über Luthers Geschichte sich unvergängliche Verdienste erworben haben, sind im Berichtsjahre biographisch behandelt worden: der alte treffliche Seckendorf durch Kolde [75]), dessen Artikel freilich nur eine

789—810. — 67) R. Thommen, 3 Briefe d. Joh. Bugenhagen: MIÖG. 12, S. 154/9. — 68) P. Mosen, Hier. Emser, d. Vorkämpfer Roms gegen d. Reformation. Leipziger Diss. Halle, Kämmerer, 1890. 78 S. — 69) W. Kawerau, Th. Murner u. d. dtsch. Reformation. (= Schriften d. Vereins für Ref.-Gesch. Heft 32.) Halle, Niemeyer. III, 109 S. M. 1,20. — 70) P. Tschackert, Paul Speratus v. Rötlen, evangel. Bischof v. Pomesanien in Marienwerder. (= Schriften d. Vereins f. Ref.-Gesch. N. 33.) ebda. V, 101 S. M. 1,20. — 71) J. Ney, Jakob Schorr: ADB. 32, S. 324/6 — 72) G. Müller J. Schwederich: ib. 33, S. 325. — 73) E. Landsberg, H. Schurff: ib. S. 86—90. — 74) P. Vetter, Jakob Schenk u. d. Prediger zu Leipzig. 1541/3: NASächsG. 12, S. 247—71. — 75) Th. Kolde, V. L. v. Seckendorf; ADB. 33, S. 519—21. —

etwas abgekürzte neue Fassung seines früher für die Herzogsche Realencyklopädie geschriebenen Aufsatzes ist, und J. K. Seidemann, der sächsische Landpfarrer, der mit unermüdlichem Fleisse vor 50 Jahren den Rückgang auf die unmittelbaren Quellen der Reformationszeit und die Verwertung archivalischer Materialien, besonders für die sächsische Reformationsgeschichte, erfolgreich betrieb, dessen schlichte, originelle Persönlichkeit und dessen arbeitreiches Leben G. Müller [76]) in zutreffender Weise charakterisiert hat. —

Luthers Theologie und Weltanschauung gilt zunächst eine Schrift von Bahlow [77]), mit ihrer fleissigen Materialiensammlung eine schätzenswerte Ergänzung zu der Arbeit von Fr. Nitzsch über „Luther und Aristoteles“. Freilich scheint mir B. den Einfluss des Nominalismus auf Luthers Entwicklung und Stellungnahme in den grossen religiösen Fragen zu hoch anzuschlagen; auch scheint mir die Debatte unserer Tage zwischen den Ritschlianern und den Vertretern einer spekulativen Theologie, in welcher B. ganz auf Seiten der letzteren steht, ihn in der Darstellung des Kampfes Luthers gegen die „Vernunft“ in Glaubenssachen nicht unbefangen in seinem Urteil gelassen zu haben. — Der Rückgang, den die Ritschlsche Theologie auf die reformatorischen Gedanken Luthers genommen, hat naturgemäss auch den Streit um den „echten“ Luther und um das richtige Verständnis seiner Worte nach sich gezogen. So kämpft Gottschick [78]) gegen Frank über die richtige Exegese eines Briefes Luthers (de Wette 2, S. 125), um dadurch die Frage zu entscheiden, ob für Luther innere Erfahrung der Höllenschrecken conditio sine qua non für den Gnadenstand sei, und weist meines Erachtens mit Recht nach, dass die betreffende Stelle nur von ausserordentlichen Erfahrungen redet, die man von denen fordern müsse, die eine aussergewöhnliche Autorität in der Christenheit beanspruchen wollten, ohne damit freilich die viel tiefer greifende Kontroverse über Luthers Auffassung der Busse schon zur Entscheidung bringen zu können. — Andererseits wird Ritschls Schüler W. Herrmann wegen seiner Verwendung des Lutherwortes von einem Vertreter der Rechten, Kohlrausch [79]), scharf angegriffen, der ihm unvollständige und Wesentliches beiseite lassende, also unrichtige Verwertung und daher einen tendenziösen Gebrauch desselben nachsagt, eine Controverse, die wohl ergebnis- und zwecklos bleibt, solange die Streitführenden darüber nicht einig sind, was ihnen an Luthers Lebenswerk wertvoll und für die Gegenwart besonderer Betonung bedürftig erscheint. Doch muss anerkannt werden, dass in Herrmann der für sein eigenes System interessierte Systematiker in der Analyse und Verwertung Lutherscher Worte dem Dogmenhistoriker gefährlich wird. — Das macht sich auch in der scharfsinnigen Studie bemerkbar, die W. Herrmann [79]) der Busse des evangelischen Christen unter besonderer Berücksichtigung der Gedanken Luthers gewidmet hat. Hier ist ein gelegentlich in dem „Sermo de poenitentia 1518“ ausgesprochener Gedanke, der aber, wie H. selbst zugestehen muss, bei Luther weder im Mittelpunkt steht, noch überhaupt weiter verwertet ist, gleichwohl als der reformatorische und echt evangelische Gedanke Luthers in den Mittelpunkt gerückt, und so können dann ganz moderne, specifisch H.sche Gedanken mit dem Anspruch auftreten, die Enthüllung des genuinen Lutherschen Gedankens zu sein. — Der Aufsatz von G. Kawerau [80]) greift in diese Kontroverse des Tages mit ein, insofern er daran erinnert, dass kein Mensch in der Gegenwart im Ernste den ganzen Luther wieder erwecken möchte, es also verkehrt ist, wenn die einen sich „des ganzen“ rühmen und die anderen wegen „des halben“ bemitleiden; ohne die Scheidung zwischen dem Reformator, oder besser dem Propheten Deutschlands und dem in diesem noch nachwirkenden Scholastiker werde keine Lutherbetrachtung auskommen. — Auch in dem mit besonderer Lebhaftigkeit geführten Kampfe um die Inspirationslehre konnte die Berufung auf Luther nicht ausbleiben. Der kleine Aufsatz von G. Kawerau [81]) (als Beigabe zu Kiers Vortrag über die Inspirationslehre) erinnert daran, wie bei Luther neben der überkommenen Betrachtung der ganzen Bibel als heiligen Buchstabens alle Ansätze einer neuen Betrachtungsweise auftauchen, nach welcher ihm Wertunterschiede der einzelnen Teile nicht nur nach religiösem Masse gemessen, sondern auch Wertunterschiede in Bezug auf geschichtliche Zuverlässigkeit, Sprachcharakter und dgl. ins Bewusstsein treten und dann mit der ihm eigenen Unbefangenheit auch unerschrocken ausgesprochen werden.[82-83]) — Das Programm von R. Lorenz [84]) bereitet insofern eine Enttäuschung, als es zunächst nur einleitende Untersuchungen bietet, das auf dem Titel genannte Thema selbst aber noch gar nicht anrührt, vielmehr nur die Schriften bis 1520 auf ihre

---

76) G. Müller, J. K. Seidemann: ib. S. 627—30. — 77) F. Bahlow, Luthers Stellung z. Philos. Jenaer Diss. 60 S. M. 1,20. — 78) J. Gottschick, D. Erfahrung d. Höllenschrecken u. d. Christenstand nach d. Urteile Luthers: ZTh&Kirche 1, S. 255/8 — 79) A. Kohlrausch, Prof. Herrmanns Luthercitate dargest.: Beweis d. Glaubens S. 209—26, 257—74. — 79a) W. Herrmann, D. Busse d. evangel. Christen: ZTh&Kirche 1, S. 28—81. — 80) G. Kawerau, Rückkehr zu Luther: ChristlWelt S. 1044/9. — 81) N. O. Kier, Bedarf es e. besond. Inspirationslehre? Vortr. Mit e. Nachw. v. G. Kawerau über Luthers Stellung z. heil. Schrift. Kiel, Homann. 32 S. M. 0,60. |[Lobstein: ThLZ. 16, S. 573/4.]| — 82) ○ × J. F. Astié, La fin des dogmes? IV. Luther: RThPh. S. 352—78. — 83) ○ × Horn, Luther on the principles and order of christian worship: LuthChurchRev. S. 217—56. — 84) R. Lorenz, Luthers Einfluss auf d. Entwickl. d. evang. Kirchenregimentes in Deutschland.

Polemik gegen das römische Kirchenregiment zur Besprechung bringt. Wir werden also auf weitere Fortsetzung dieser Studien zu warten haben. — Mit jenem Thema selbst berührt sich nahe der Aufsatz von P. Fischer[85]) über Luthers Lehre von der Obrigkeit, insofern er besonders auch die Frage nach den Kompetenzen der Obrigkeit kirchlichen Dingen gegenüber behandelt. Man wird dem Vf., dem offenbar die Quellenschriften nur schwer zugänglich sind — er citiert nach den verschiedensten Ausgaben, z. T. nur nach Volksausgaben, und überschaut daher das Material nicht vollständig — die Anerkennung zollen müssen, dass er völlig zutreffend die zwei verschiedenen Gesichtspunkte erkannt hat, unter denen für Luther Staat und Kirche in Berührung kommen: als Obrigkeit gilt für den Staat auch der Kirche gegenüber Schutz und Erhaltung des Friedens und unter diesen Gesichtspunkten ein bestimmt bemessenes Eingreifen in die kirchlichen Verhältnisse; ausserdem aber kommt der Landesherr in seiner Doppeleigenschaft als Kirchenglied und als Inhaber der Macht als derjenige in Betracht, der in der Notlage der Kirche nach dem Notrecht, welches die Liebe lehrt, sich der kirchlichen Dinge annimmt und den Gemeinden zu Ordnungen verhilft. F. ist somit trotz seines beschränkten Materials durchaus auf dem richtigen Wege. — Auch bei P. Fischers[86]) Studie über Luther als Seelsorger muss man bedauern, dass sie nur mit zufälligem Quellenmaterial, nämlich einem beschränkten Teil der Briefe Luthers gearbeitet ist.[87]) — Den Interessen des evangelischen Bundes dient die Auswahl von Sätzen Luthers über das Papsttum, welche C. Fey[88]) in neun verschiedenen Rubriken dem Leser vorführt. — Warum gerade Luther und Rabelais für pädagogische Vergleichungen geeignete Objekte sein sollen, ist mir durch die Ausführung von O. Haupt[89]) nicht einleuchtend geworden. Die für solche Vergleichungen doch notwendig zu fordernde Aehnlichkeit muss hier teils in durchaus selbstverständlichen und daher trivialen Berührungspunkten, teils in solchen Dingen gesucht werden, wie dass Luther gern mit seinen Kindern kindliche Spiele trieb, Rabelais' Pädagog dagegen mit seinem Schüler gern Karten spielte. — Weit interessanter ist die Studie von Lezius[90]) über Luthers Stellung zur türkischen Weltmacht, insofern hier nicht nur Luthers Kampf gegen den Nationalfeind des damaligen deutschen Reiches, sondern auch in so manchem Lob- und Tadelspruch, den er dem Türken zu teil werden lässt, sein Staatsideal und seine politischen Anschauungen ihre charakteristische Beleuchtung finden. Auch auf diesem Gebiete ist es leicht, Luther mit Luther in schroffen Widerspruch zu bringen, und das ist gerade auch auf diesem Gebiete genug geschehen und tendenziös verwertet worden. Um so anziehender ist die nüchterne und auch die Schwankungen in Luthers Urteil ins Licht setzende Behandlung durch L. — Luthers Humor, wie er grade in seinen Briefen harmlos und ungesucht sich fort und fort Ausdruck schafft, ist durch Buchwald[91]) in einer guten Auswahl von Beispielen anschaulich gemacht worden.[92-94]) —

Dass auch die Versuche, Luthers Bild in Festspielen wie im Volksdrama[95]) oder in mehr kirchlichen Formen[96]) oder durch das Oratorium[97]) dem deutschen Volke vorzuführen, ihren Fortgang nehmen, wobei teils Aelteres mit neuer Freude zur Aufführung gebracht, teils neue Dichtungen versucht werden, dafür hat auch das Berichtsjahr mancherlei Beweise geliefert. —

Progr. Gumbinnen. 4⁰. 27 S. — 85) P. Fischer, Luthers Lehre v. d. Obrigkeit: DEBll. 16, S. 318—45. — 86) id., Luther als Seelsorger nach d. dtsch. Briefen aus d. J. 1517—30: Halte was du hast 14, S. 527—38. — 87) × Th. F. Mayer, Luther in d. Politik. (= Flugschriften d. Ev. Bundes. Heft 52. V. Reihe, Heft 4.) Leipzig, Buchh. d. Ev. Bundes. 25 S. M. 0,20. — 88) C. Fey, Urteile Dr. M. Luthers über d. Papsttum. Aus s. Schriften zusammengetr. Leipzig, Buchh. d. Ev. Bundes. III, 50 S. M. 0,50. |[ThLBl. 12, S. 366.]| — 89) O. Haupt, Luther u. Rabelais in ihren päd. Beziehungen. Leipziger Diss. Langensalza. 1890. 48 S. — 90) F. Lezius, Luthers Stellung z. türkischen Weltmacht: BaltMschr. 38, S. 263—80. — 91) G. Buchwald, D. Humor in Luthers Briefen: ChristlWelt S. 1049—52, 1138—42, 1179—82. — 92) ○ F. Nielsen, Luther og Grundtvig. En Kirkelig Lejligheds betragtning. Kjobenhavn, Schonberg. 96 S. Kr. 1,50. — 93) ○ × D. O. Kellogg, M. Luther and Savonarola: CriticNY. 18. S. 99—100. — 94) ○ × W. B. Robertson, M. Luther, German Student etc. London, Macmillan. M. 3,50. — 95) W. Grüneberg, Martin Luther, Hist. Schauspiel in 5 Aufz. Dresden, Pierson. 1890. 131 S. M. 2,00. — 96) W. Knöll, E. kirchl. Lutherfeier. Luthers Leben in Chor- (Kirchen- u. Knabenchor) u. Sologesängen, Deklamationen u. Erzählungen. Volkstüml. dargest. für d. evang. Christenheit. Gotha, Perthes. 44 S. M. 0,40. — 97) Hans Schneider, Ludw. Meinardus u. s. Oratorium „Luther in Worms“: Bohemia[B]. N. 123. —

II,7

Reformationslitteratur.

Victor Michels.

Allgemeineres N. 1. — Einzelne Landschaften und Städte: Bayern N. 12; Schwaben N. 15; Waldshut, Joachimsthal u. a. N. 17. — Darstellungen unter litterarischen Gesichtspunkten: Religiöse Volkslitteratur N. 30; Katechismuslitteratur N. 31; Polemische Litteratur N. 34; Bilderpolemik N. 38; Neudrucke N. 40. — Einzelne Wortführer: Katholiken: Staupitz N. 43; Emser N. 45; Murner u. a. N. 47. — Protestanten N. 57: Melanchthon N. 60; Bugenhagen N. 65; Bucer N. 69; Zwingli u. a N. 83; Paul Speratus u. a. N. 89; Sektierer u. a. N. 96. —

Das Berichtsjahr hat an Schriften, die die Kenntnis der Reformationslitteratur zu fördern geeignet sind, erheblich mehr zu Tage gebracht als das vorhergehende. Freilich die Schriften allgemeineren Inhalts treten diesmal zurück gegen die Monographien. W. Möllers [1]) Lehrbuch der Kirchengeschichte schneidet noch gerade unmittelbar vor der Reformation ab.[2-4]) — Mejers [5]) Abhandlungen zum Kirchenrecht — Anfänge des Wittenberger Konsistoriums; Errichtung des Konsistoriums in Rostock; Zur Geschichte des ältesten protestantischen Eherechtes — zeichnen sich zwar durch ihre fesselnde Darstellungsweise vor ähnlichen Arbeiten aus und werden aus diesem Grunde auch ausserhalb der Fachkreise dankbare Leser finden, fördern den Litterarhistoriker aber in erheblich geringerem Grade als den Theologen und Juristen. — Ein Aufsatz von Nik. Müller [6]), der sich inhaltlich an die erste und dritte Abhandlung Mejers anschliesst, ist deshalb zu erwähnen, weil er einen Kommentar zu drei Schreiben Melanchthons an den Propst und Pfarrer Christophorus Fischer in Jüterbogk (Corpus Reformatorum 6, S. 405, 423, 450) bietet. Es handelt sich um die Ehescheidungsklage eines gewissen Vincentius Neudorff, der seine Konkubine zu ehelichen wünscht, nachdem seine Ehefrau durch böswillige Verlassung die Ehe faktisch gelöst hat. Johann Wagemann, Caspar Cruciger, Georg Major und Philipp Melanchthon sprechen in einem Erkenntnis vom 23. April 1547 die Scheidung aus.[7-11]) —

Von den Schriften, die die reformatorische Bewegung in einzelnen Landschaften und Städten verfolgen, rücke ich Knöpflers [12]) Darstellung der Kelchbewegung in Bayern unbedenklich in den Vordergrund. Mit Hilfe archivalischer Forschungen giebt K. von der Stellungnahme Albrechts V. zu den religiösen Zeitfragen ein sympathischeres Bild, als es protestantische und katholische Forscher bisher gezeichnet haben. Janssens Vorwurf des religiösen Indifferentismus und Sugenheims Vorwurf des Fanatismus weist er in gleich überzeugender Weise zurück. Herzog Albrecht erscheint von vornherein als überzeugter Katholik, der aber einsichtsvoll genug ist, um die Beseitigung schreiender Uebelstände auch gegen den passiven Widerstand der Bischöfe zu versuchen, und tolerant genug, um den Forderungen, die seiner Meinung nach das feste Gefüge katholischer Lehre nicht gefährden, des Frieden wegen entgegenzukommen. Diese irenischen Bestrebungen gipfeln in der fakultativen Einführung des Laienkelches im Jahre 1564 auf Grund päpstlicher Konzession. Von dem Augenblick an, wo der Herzog einsieht, dass die Zulassung des Kelches nicht völlige Befriedigung schafft, und die Ueberzeugung gewinnt, dass er mehr dem Schlagwort einer kleinen, rührigen liberalen Partei als lebendiger religiöser Ueberzeugung nachgegeben hat, sucht er mit derselben ruhigen Energie den Laienkelch wieder abzuschaffen und mit Hilfe der Jesuiten die kirchliche Autorität zu sichern. Ob freilich für die Wendung seiner Politik nicht neben den inneren psychologischen Gründen, die K. blosslegt, auch noch äussere Einflüsse anzunehmen sind, etwa die Bemühungen der Herzogin, wie Sugenheim behauptete, oder des Kanzlers Simon Eck, wie neuerdings Manfred Mayer vermutet, bleibt eine offene Frage. Kulturhistorisch Interessantes fördern die Akten über die

---

1) W. Möller, Lehrb. d. Kirchengesch. II: d. MA. (= Samml. theol. Lehrbb.) Freiburg, Mohr. XII, 560 S. M. 12,00. — 2) × Vict. Schultze, K. v. Hase, Kirchengesch. auf Grundl. akad. Vorles. II,2. 1890: ThLBl. 12, S. 131/2. — 3-4) × J. C. v. Hefele, Konziliengesch. Bd. 9. Freiburg 1890: O. Braunsberger: StML. 40, S 283/6; Th. Kolde: HZ. 67, S. 505/8. — 5) O. Mejer, Z. Kirchenrechte d. Reformationsjh. 3 Abhdlgen. Hannover, C. Meyer. III, 210 S. M. 5,00. |[ThLBl. 12, S. 309—10; LZgB. N. 298; H. Sachsse: DLZ. 13, S. 923/4; ThLZg. 1892, S. 248; LCBl. 1892, S. 483/4; G. Loesche: ThJB. 11, S. 214; K. Köhler: ZPTh. 14, S. 182/4.]| — 6) Nikolaus Müller, E Beitr. z. Gesch. d. ältesten protestant. Eherechts: ThStK. 64, I, S. 374—83. — 7) × Gesch.-Bll. d. dtsch. Hugenotten-Vereins. Heft 3. Magdeburg, Heinrichshofen. 22 S. M. 0,80. (Enthält: D. Waldenser u. ihre Kolonie Walldorf v. Konsistorialrat Robert u. Pfarrer Dittmar.) — 8) × G. Kawerau, Z. Gesch. d. Waldenser: ThLBl. 12, S. 1/3. — 9) × Funk, Kryptocalvinisten: Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon. 2. Aufl. 7, S. 1234/7. — 10) × H. v. Soden, Reformation u. sociale Frage. (= Ev. soc. Zeitfragen N. 6.) Leipzig, Grunow. 40 S. M. 0,50. |[J. E[ck]: Christl. Welt 5, S. 321/3.]| — 11) ○ × W. Beyschlag, Reformation u. sociale Frage. (= Flugschriften d. ev. Bundes N. 50.) Leipzig, Braun. 24 S. M. 0,25. — 12) A. Knöpfler, D. Kelchbewegung in Bayern unter Herzog Albrecht V. E. Beitr. z. Reformationsgesch. d. 16. Jh. aus archival. Quellen. München, Stahl sen. VII, 223, 120 S. mit Tafel. M. 6,00.

Kirchenvisitationen, die herzogliche Büchercensur und die Neuordnung des Schulwesens zu Tage. Freilich hat K. den gewöhnlichen Fehler derartiger Archivstudien nicht vermieden: allzusehr mit den Augen der Regierung zu sehen. Ein unbefangener Leser wird nicht umhin können, gelegentlich zwischen den Zeilen zu lesen. Ausserordentlich schlagend thut K. bei Gelegenheit der Kirchenvisitationen dar, dass „die scientifische Unfähigkeit des Klerus" in erster Linie „als Quelle und Ursache der ethischen Entartung" anzusehen sei. Die Einsicht, dass die reformatorische Bewegung zu gutem Teil identisch ist mit Aufklärung, wird durch das Buch — ich glaube gegen den Wunsch seines Vf. — in ein helles Licht gestellt. Denn weit peinlicher noch als die Borniertheit des niederen berührt in diesen Darstellungen die Einsichtslosigkeit des höheren Klerus, der den sehr berechtigten Reformbestrebungen des Herzogs gar keine Unterstützung, sondern nur Widerstand entgegenbringt. Bei den Kirchenvisitationen drängt sich die Frage: rechtgläubig oder nicht? in den Vordergrund, während Unwissenheit und anstössiger Lebenswandel sichtlich von den Visitatoren mit erheblich grösserem Gleichmut hingenommen werden. Auch kann man schwerlich mit K. sagen, dass die Schulen leidlich in Ordnung gewesen seien. Hat Sugenheim zweifellos zu schwarz gemalt, so ist das Bild, das K. giebt, wie man auf Grund seines eigenen Materiales behaupten darf, bei allem Streben nach Objektivität noch immer zu freundlich gehalten. An Einzelheiten ist beachtenswert, dass die Visitationen der Münchener Schulen im Jahre 1560 häufiger hervorheben: „hat nie keine Commedias gehalten „(S. 171);" hält keine Commedie" (S. 180); „hält keine Spiel" (S. 182) u. dgl. Der Zusammenhang, in dem diese Bemerkungen erscheinen, ergiebt, dass darin ein Lob liegt, die Anerkennung gutkatholischer Gesinnung. Aus den Beilagen von Archivpublikationen kommt in Betracht die Nr. III „Ain gar schön ney, warhaftiges Lied von dem waren Antichrist" usw., ein Meisterlied von 1562 „in der weiss von dem Ritter auss Steyermarch". Es beginnt: „Nun merckhent auf ir frummen all". Die Reime sind sehr ungenau, übrigens durch die Ueberlieferung hier und da gänzlich zerstört (II 13 lies lon statt sünd, V 13 reich statt lanndt, IX 6 eben statt gleichen, IX 9 herdt statt hendt, IX 11 gebert d. i. gewert statt gebeut u. a.). Der Verfasser ist wohl durch die Singschule gelaufen, aber ungewandt geblieben. Ein Nummer IX mitgeteilter Dialog zwischen einem Utraquisten Johannes und einem orthodoxen Katholiken Christus über das Abendmahl ist ästhetisch wertlos. Aus Nr. VII, der Schulordnung von 1569, hat die interessanteste Stelle, an der von den in Klöstern und Schulen erlaubten und beanstandeten Büchern gehandelt wird, bereits Reusch in seiner Ausgabe der „Indices librorum prohibitorum" abdrucken lassen.[13-14]) —

Ein ähnliches Bild wie Knöpfler für Bayern geben für einen Teil Schwabens Bosserts[15]) Auszüge aus den schon von Gmelin benutzten Visitationsakten der Diöcese Konstanz. — Als Gegenstück aber erscheint ein Aufsatz von N. Paulus[16]) über die Reformation in Pfalz-Zweibrücken, schwarz in schwarz malend, mit dem Leitmotiv „Deformierung hat gefolgt der neuen Reformierung". Kern ist die Analyse von Capitos „Responsio de missa", die den Zwang in Glaubenssachen sehr naiv befürwortet. Die Tendenz P.s ist unverkennbar, doch kann die Wissenschaft durch Breschen, die in die pastorale Legende gelegt werden, nur gewinnen. Erst die Schatten beleben Porträts. —

Weit erfreulicher berührt die streng objektive Behandlung der reformatorischen Bewegung in Waldshut durch Loserth[17]), der zum Teil mit dem Material von Beck arbeitet. Wir erhalten reiche Beiträge zum Leben Balthasar Hubmeyers von Friedberg. — Kommt diese Arbeit mehr für die Einzelforschung in Betracht, ebenso wie Looses[18]) Mitteilung von 28 Reformationsurkunden der Stadt Meissen, unter denen zwei bisher ungenau gedruckte Empfehlungsbriefe von Jonas und Spalatin so erhebt die erweiterte Dekanatsrede des um Mathesius verdienten Lösche[19]) Anspruch auf mehr allgemeine Bedeutung. Hier wird an der Hand der Joachimsthaler Kirchen- und Schulordnung versucht, die Kulturverhältnisse und das geistige Leben in Böhmen zu schildern. Aber das Bild, das auf diese Weise entsteht, ist doch gar zu mosaikartig zusammengesetzt: die Fülle von Einzelheiten gäben wir gerne preis gegen ein paar grosse und sichere Linien.[20-24]) — Im Anschluss an das vorjährige Referat (JBL. 1890 II 7 : 34) sei ferner

[H. Weber: Kath. 71, II, S. 371/8.]| — 13) × Joh. Janssen, Janssen gegen d. Münchener Prof. Klöpfler über Herzog Albrecht V. v. Bayern: Kath. 71, II, S. 477—80. — 14) × A. Knöpfler, Herzog Albrecht V. u. Joh. Janssen: ib. S. 571/6. — 15) G. Bossert, D. Visitationsprotokolle d. Diöcese Konstanz v. 1574—81: BWKG. 6, S. 1/5, 9—14, 17/9, 25—30, 36/8, 43/6, 51/3, 59—62. — 16) N. Paulus, D. Einführung d. Reformation in Pfalz-Zweibrücken: HPBll. 107, S. 651—71, 793—819, 887—905. — 17) J. Loserth, D. Stadt Waldshut u. d. vorderösterreich. Regierung in d. J. 1523/6. E. Beitr. z. Gesch. d. Bauernkriegs u. d. Reformation in Vorderösterreich: AÖG. 77, S. 1—149. — 18) W. Loose, D. Reformationsurkunden d. Stadt Meissen: MVGMeissen 2, S. 357—404. — 19) (I 6 : 129.) — 20) × H. Gradl, D. Reformation d. Egerlandes: JGGPÖ. 11, S. 165—223; 12, S. 79—144 u. 196—233. — 21) ○ × F. Scheichl, Bilder aus d. Zeit d. Gegenreformation in Oesterreich (1564—1618). Gotha, Perthes. 1890. V, 51 S. M. 0,60. |[Loesche: JGGPÖ. 12, S. 146.]| — 22) × Th. Elze, Z. Gesch. d. Reformation in Krain: JGGPÖ. 12, S. 171/9. — 23) × M. F. Kühne, Urkundl. Beitrr. z. Gesch. d. Evangel. in d. Alpenländern: ib. S. 180—95. — 24) × W. Burghard, D. Gegenreformation auf d. Eichsfelde 1574. Tl. I. D. Gegenreformation a. d. Eichsfelde bis z. Schlusse d. Regensburger Kurtages 1575. Marburger Diss. Hannover, Hofbuchdr. d. Gebr. Jänecke. 1890. 52 S.

hier auf Tschackerts[25]) Selbstanzeige seines wichtigen Werkes verwiesen, die von entschiedenem Interesse ist, insofern sie die Anfänge und den konsequenten Fortgang seiner archivalischen Forschungen zur preussischen Reformationsgeschichte schildert. Das Neue ist hier in knapper Uebersicht klar hervorgehoben, so dass diese Anzeige für die Orientierung vortrefflich geeignet ist.[26-29]) —

Von den Darstellungen unter litterarischen Gesichtspunkten hat sich Becks[30]) „Religiöse Volkslitteratur" den weitesten Rahmen gespannt. Von der Reformation bis zur Aufklärung, von Luther bis Zschokke wird die evangelische Erbauungslitteratur mehr namhaft gemacht als charakterisiert. Denn wenn auch eine Charakteristik versucht ist, so hält sie sich doch in sehr unbestimmten Farben. Urteile wie das gern verwertete „wahrhaft salbungsvoll" sagen uns allzu wenig. Der panegyrische Schwung, der freilich dem ganzen Buch eine wohlthuende Wärme verleiht, entschädigt dafür nicht. Auch die Gruppierung ist merkwürdig ungeschickt; stellenweise ist die Litteratur nach Landschaften geordnet, ohne dass man den Eindruck hätte, innerlich Zusammengehöriges vereint zu sehen. „Aus . . . nennen wir" lautet dann die ständige Uebergangsform. Das Buch ist also ein Mittelding zwischen einer Litteraturgeschichte und einem Grundriss; wir sähen lieber, wenn es ganz Grundriss wäre. Denn namentlich in den ersten beiden Abschnitten, die das Zeitalter der Reformation und die unmittelbar nachreformatorische Zeit, ferner die Zeit der lutherischen Orthodoxie behandeln, zeigt B. eine sehr grosse und mindestens für den Nichttheologen erstaunliche Belesenheit, die man schon in dem älteren und breiter angelegten Werk „Die Erbauungslitteratur der evangelischen Kirche Deutschlands, Band 1" (Erlangen 1883) anzuerkennen Gelegenheit hatte. Die erste Partie des neuen Buches ist geradezu ein Auszug aus dem alten; ganze Stellen sind wörtlich herübergenommen. —

Die Forschung über die Katechismuslitteratur wird eifrig fortgesetzt durch Kawerau, Müller und Schweizer. G. Kawerau[31]) macht vier Ausgaben des Katechismus der böhmischen Brüder namhaft: eine Erfurter von 1522, in Kiel befindlich, im Lutherschen Sinne purifiziert; eine Ausgabe ohne Ortsnennung von 1523, nach Wellers „Repertorium typographicum" No. 2594 citiert, unbekannten Aufbewahrungsortes; einen niederdeutschen Rostocker Druck von 1525, von sprachgeschichtlichem Interesse und sorgfältiger hergestellt als die Magdeburger Ausgabe in Wolfenbüttel; endlich einen niederdeutschen Wittenberger Druck von 1526 im Halleschen Waisenhaus. — Georg Müller[32]) bringt in einer Recension von G. Kaweraus Neudruck der Katechismen des Schultz und Hegendorf den Hinweis, dass Christophorus Hegendorf, identisch mit Chr. Hegendorfinus, der Sohn des Hans Hegendorfer war, eines Leipziger Seidenstickers, der aus Bamberg stammte. Die Angabe in Otto Günthers Dissertation über Plautuserneuerungen, der Sohn habe sich wie der Vater geschrieben, werde durch den Katechismusdruck als falsch erwiesen. Dass Hegendorfs Verteidigung gegen den Vorwurf, „er habe alle christliche Kirchen zerstören wollen", nicht unnötig war, belegt M. aus dem Traktate „Der Vralten und gar neüen Leerern Vrtail, das man die jungen kindlen nit tauffen solle, biss sy im glauben vnderricht sind" (1526 von Balthasar Hubmör [Hubmeyer] aus Friedberg). — K. Schweizer[33]) charakterisiert recht gut die Bemühung der Bernischen Regierung, auch in Religionssachen die unbedingte Autorität zu behalten und den schweizerischer Art so homogenen neuen Glauben nötigenfalls zu oktroyieren. Zu diesem Zwecke ist die Regierung schon 1532 bedacht, durch einen Katechismus Jugend und Landvolk mit der neuen Lehre vertraut zu machen. Den ersten Katechismus lieferte Caspar Grossmann (Megisander) 1536, von dem Ende 1889 durch den Sekretär des Bernischen Staatsarchivs ein Züricher Druck neben dem längst bekannten Baseler aufgefunden ist. S. hält den Züricher für die Vorlage des Baseler, „das echte Exemplar". Megisanders Katechismus hat vier Teile: Dekalog, Glaubensbekenntnis, Vaterunser, Sakramente. Infolge der angestrebten Konkordie mit der Strassburger Kirche ändert Bucer 1537 den Katechismus um. Abgesehen von einer Umstellung der Teile schneidet diese Umänderung aber nur in die Sakramentslehre tiefer ein: „catechismus variatus". Da die Einführung namentlich auf dem Lande böses Blut macht, wird 1545 auf den Invariatus zurückgegriffen. 1581 entsteht der „Grosse Berner Katechismus", von dem kein Exemplar vorhanden ist und von dem man genaueres nicht

M. 0,80. — 25) P. Tschackert, Tschackert, Urkundenbuch z. Reformationsgesch. d. Herzogtumes Preussen. I—III. 1890: GGA. S. 103—12. — 26) Tschackert, Urkundenb. z. Reformationsgesch. d. Herzogtums Preussen. Leipzig 1890: H. Kiewning: MHL. 19, S. 154—60, 229-31 (lobt d. Einleit., tadelt d. Urkundenbände); K. Lohmeyer: HZ. 67, S. 313/8. — 27) ○ × Märkische Kirchengesch. Zusammengest. a. 6 Vortrr. geh. v. Nagel u. Biehler, Seidel, Schöne, Plenz u. Burgdorf, v. A. Burgdorf. Cottbus u. Fürstenwalde, Christophorus-Verl. V, 138 S. mit 6 Bildnissen. M. 1,00. — 28-29) × Haupt, Waldensertum u. Inquisition im südöstl. Deutschland. Freiburg 1890: B. Bless: HZ. 67, S. 528—30; L. Viereck: MHL. 19, S. 312/4. — 30) H. Beck, D. religiöse Volkslitt. d. evangel. Kirche Deutschlands in e. Abriss ihrer Gesch. (= Zimmers Handbibliothek d. praktischen Theologie Xc.) Gotha, Perthes. X, 291 S. M. 5,00. |[G. Loesche: ThJB. 11, S. 213/4 (warm lobend); LCBl. 1893, S. 235/6.]| — 31) G. Kawerau, Vier bisher unbekannte Ausgaben d. Katechismus d. böhm. Brüder: ThStK. 64, I, S. 172/9. — 32) (II 6 : 25.) — 33) K. Schweizer, D. Berner Katechismen im 16. Jh.: ThZSchw.

weiss. Daraus scheint der „Kleine Berner Katechismus“ verkürzt. Der Vergleich mit dem Megisanderschen Invariatus ergab: dieselbe Anordnung aber Kürzung, passendere Fassung, Milderung und Annäherung an den Kalvinismus. Ein paar nahezu wörtliche Uebereinstimmungen mit dem Heidelberger Katechismus werden durch Nebeneinanderstellung auffällig gemacht, andererseits aber wird bemerkt, dass eine dieser Uebereinstimmungen auch der Megisandersche Katechismus zeigt, dessen Wortlaut leider dabei nicht vollständig angegeben ist. S. lässt die Frage nach dem Verhältnis offen. —

Ein Bild von der polemischen Litteratur unmittelbar vor Ausbruch des dreissigjährigen Krieges sucht R. Weitbrecht[34]) zu entwerfen, indem er sich vornehmlich auf die Monographie von R. Krebs[35]) stützt, die schon vor Jahresfrist hätte Erwähnung finden sollen. Verfuhr K., der speciell die politische Publizistik mit ausgezeichneter Belesenheit ins Auge fasste und auch das Ausland hineinzog, streng objektiv, so ergeht sich W., durch politische Konstellationen der Gegenwart veranlasst, in scharfer Polemik gegen die Jesuiten. Dadurch wird verschleiert, was in K.s Buch überall hervortritt, dass bei der klotzig geführten Polemik die Parteiverblendung, die sich bis zum krassesten Aberglauben versteigt, auf beiden Seiten gleich gross ist. Nur wenig Schriften zeigen originellere Betrachtungsweise wie das Gespräch zweier früheren Jesuiten in Wangers „Paraleipomena ad Amphitheatrum Honoris Jesuitarum“ von 1586 oder patriotische Besonnenheit wie der „Wohlmeinende Discurs, warum die Römisch-Katholischen in Deutschland sich von Spaniern und Jesuiten absondern sollen“ aus dem Jahre 1618. K. führte aus, wie die jesuitischen Heisssporne durch ihre extremen, keineswegs offiziell anerkannten, Theorien die Protestanten immer mehr erbittern, bis schliesslich die böhmische Revolution die Ausweisung des Ordens veranlasst, der mit frohen Hoffnungen dem Beginn des Krieges entgegen sieht. Ueber die „Monita secreta“ äusserte sich K. mit anerkennenswerter Vorsicht, während W. sie zwar nicht für erwiesen echt, aber jedenfalls für keine Satire hält.[36-37]) —

Ein kleiner Aufsatz von Gerland[38]) wendet sich der Bilderpolemik zu: er handelt über eine ehemals in der Kapelle des Schlosses Wilhelmsburg befindliche Gegenüberstellung Christi und des Papstes, die sich an den mit zwei Antithesen vermehrten Nachdruck des Cranachschen Passionals durch Michael Sachse in Erfurt, vielleicht auch an die Bearbeitung des Zacharias Durantius anschliesst. Die Bilder sind verloren, nur die Unterschriften erhalten. — Einen anderen Beitrag zur Bilderpolemik der Reformationszeit verdanken wir Konr. Lange[39]). Der in der Streitschrift der beiden grossen Wittenberger Reformatoren „Deutung der zwei greulichen Figuren Papstesels zu Rom und Münchkalbs zu Freiberg in Meissen funden“ 1523 von Melanchthon antikatholisch ausgedeutete Papstesel hat nach L. wunderbare Geschicke gehabt. Im Januar 1496 war in Rom und Venedig, wie aus Malipieris „Annali Veneti“ nachgewiesen wird, die Nachricht von der Auffindung eines Monstrums nach der Tiberüberschwemmung vom Dezember 1495 verbreitet, das neben sonstigen Deformitäten den Kopf eines Esels auf dem Leib eines Weibes gezeigt hätte und als ein Zeichen göttlichen Zornes aufgefasst ward. L. macht wahrscheinlich, dass eine Abbildung dieses Ungetüms 1497/8 in Italien zu einer persönlichen Satire gegen Alexander VI., den Zwingherrn Roms, verwertet wurde mit der Inschrift „Roma caput mundi“. Dieser Halbvers, schon bei den karolingischen und ottonischen Dichtern vorkommend, begegnet als Schlagwort in der späteren Pasquillenlitteratur häufig; unter anderem auch bei Hutten. Ein Relief aus Como zeigt, dass das Bild in Italien bekannt war und ursprünglich eine antikatholische Bedeutung nicht hatte. Der Meister W (Wenzel von Olmütz) bildete das verlorene römische Original, wie des weiteren ausgeführt wird, wahrscheinlich 1498 nach, als in Olmütz schwere kirchliche Streitigkeiten herrschten, denen wohl auch ein deutsch-lateinisches Klagegedicht über den Verfall der Kirche, gedruckt 1499, seinen Ursprung verdankt. Luther lernte Wenzels Reproduktion oder eine weitere Nachbildung, wie zu vermuten, durch die böhmischen Brüder kennen und verwertete die Figur 1523 und zu noch viel massloserer Satire 1545. 1570 wurde sie umgekehrt von den Katholiken auf Luther gedeutet, und noch 1683 spukt sie nach, in ein Symbol — weiblicher Unbeständigkeit verkehrt. Im Anhang von L.s Schrift ist das Gedicht „Planctus ruine ecclesie“ (1499) und die Schrift Luthers und Melanchthons von 1523 abgedruckt. —

8, S. 87—105. — 34) R. Weitbrecht, D. Federkrieg zw. Katholiken u. Protestanten vor Ausbruch d. 30j. Krieges: DEBll. 16, S. 154—71, 230—45. — 35) R. Krebs, D. polit. Publizistik d. Jesuiten u. ihrer Gegner in d. letzten Jahrzehnten vor Ausbruch d. 30j. Krieges. (= Hallische Abhandl. z. neueren Gesch. 25.) Halle, Niemeyer. 1890. 248 S. M. 6,00. — 36) X Lossen, 2 Streitschriften d. Gegenreformation: 1. D. Autonomia. 2. D. Incendium Calvinisticum: SBAkMünchenH. S. 128—72. — 37) X J. Ficker, D. Konfutation d. Augsburgischen Bekenntnisses. Ihre erste Gestalt u. ihre Gesch. Leipzig, Barth. CXXXIV, 194 S. |[G. Kawerau. GGA. S. 893—903; G. K[awerau]: ChrWelt 5, S. 931/4, 955/7, 972/4, 997/9.]| — 38) O. Gerland, D. Antithesis Christi et Papae in d. Schlosskirche zu Schmalkalden: ZVHessG. NF. 16, S. 189—201. — 39) Konr. Lange, D. Papstesel. E. Beitr. z. Kultur- u. Kunstgesch. d. Reformations-Zeitalters. Mit 4 Taf. Göttingen, Vandenhoeck &

Von selbständigen Neudrucken reformatorischer Schriften sind diesmal nur zwei zu verzeichnen: der der Bremischen Kirchenordnung von 1534 mit einer ausführlichen Einleitung über Entstehung, Verfasser (Johann Timann), Inhalt, Zusammenhang mit anderen Ordnungen, Einführung und weitere Geschichte [40]) und der schlichtere des „Büchleins vom Brotbrechen“ [41-42]). —

Wenden wir uns zu den biographischen Arbeiten, zusammenfassenden Darstellungen oder einzelnen Beiträgen zur Charakteristik und zum Leben der im Schriftkampf des Zeitalters thätigen einzelnen Wortführer, so ist vom litterarhistorischen Standpunkt aus erfreulich der Zuwachs an brauchbaren Schriften über die Katholiken. Der grosse Aufsatz über Staupitz von N. Paulus [43]) ist schon an anderer Stelle gewürdigt. — In einem interessanten Nachtrag bringt N. Paulus [44]) ein theologisches Gutachten über einen ungläubigen Augustiner vom Jahre 1533, in dem Staupitz, indirekt, der katholischen Kirche das Recht der Entscheidung über ihre Dogmen zuerkennt. —

Langer [45]) trägt zu Emsers Beurteilung einige Züge bei in einem anderen Zwecken dienenden Aufsatz. Er behandelt Emsers Bemühungen um die Kanonisation Bennos von Meissen, die Herzog Georg der Bärtige von Sachsen mit zäher Energie betrieb. Emsers „Vita“ des heiligen Benno, führt L. aus, sei eine mit Hülfe des Meissner Domdechanten Hennig und des Hildesheimer Professors Rose verübte bewusste Fälschung zu nennen. Die deutsche Bearbeitung von 1517 hatte nach L.s Darstellung den Zweck, dem sehr lebhaften kecken Skeptizismus der Massen entgegenzutreten. Es wird weiter gezeigt, wie sich Emser durch Luthers Polemik gegen die Heiligenverehrung, obwohl nicht genannt, besonders getroffen fühlen musste: daher 1524 die „Antwort auf das Lutherische Buch wider Bischof Benno von Meissen“. Auch sonst wird auf die Schriften zu Ehren und Schanden des heiligen Benno eingegangen, z. B. auf die beissenden Epigramme des Euricius Cordus. [46]) —

Seine biographische Behandlung Murners setzt W. Kawerau [47]) fort und schildert zunächst knapp die Strassburger Reformation, analysiert dann die ersten Schriften gegen Luther bis zur Abfertigung in der Antwort „Auf das überchristliche Buch Bock Emsers“. Er geht auf den Streit mit Gnidius, Rhegius (?), Styfel, die Reise nach England ausführlich ein und giebt eine Inhaltsangabe von Murners „Grossem lutherischen Narren“, dem der Mangel einer „klaren positiven religiösen Stellung“, einer „grossen, leitenden, begeisternden Idee“ vorgeworfen wird. „Ein Talent, aber kein Charakter“, lautet des Endurteil der kenntnisreichen und gutgeschriebenen Darstellung. Eine Fortsetzung scheint nicht beabsichtigt. — In einer Recension von Kaweraus früherer Schrift über Murner hebt Seeberg [48]) hervor, dass die gelegentliche Betonung der Nichtigkeit alles menschlichen Verdienstes und der alleinigen Wirksamkeit der Gnade noch nicht auf reformatorische Neigungen weisen. Eine Gedankenreihe wie Narrenbeschwörung 77, 6—21 lässt sich in der praktischen Litteratur, speciell bei den Mystikern, oft genug nachweisen. Aus der „Badenfahrt“ wird als Gegenstück VIII, 5—11 der Martinschen Ausgabe herausgehoben, um die Verherrlichung des Werkdienstes erkennen zu lassen. — Drei anderen Mönchen, die innerlich dem kecken Franziskaner sehr unverwandt, haben v. Druffel und Paulus biographische Darstellungen gewidmet. von Druffel [49-49a]) schildert den bairischen Minoriten Kaspar Schatzger, der 1514—1523 Provinzial der oberdeutschen Franziskaner von der Observanz, dann bis zu seinem Tode 1527 Guardian in München war und in ausgebreiteter Polemik, anfangs in lateinischen, seit 1523 auch in deutschen Schriften die lutherische Lehre bekämpfte, als einen anständigen und trotz seines entschiedenen Standpunktes im Grunde milden Charakter. Mochten auch die Feinde seinen Namen in Schatzgeyer, Thesaurivora verdrehen, so versagt ihm doch ein Eberlin von Günzburg bei aller Heftigkeit der Polemik nicht eine gewisse Achtung. Er ist nach D.s Darstellung nicht blind gegen die Gebrechen der Geistlichkeit, voll Hoffnung auf die Besserung durch ein Konzil, aber weder ein konsequenter Denker noch ein origineller Schriftsteller. — N. Paulus [50]) hat über den besonders als Prediger hervorragenden Augustinermönch Johannes Hoffmeister (geboren zu Oberndorf 1509 oder 1510, seit 1542 Provinzial von Rheinland - Schwaben, gestorben 1547) ein erschöpfendes und sehr beachtenswertes Buch erscheinen lassen. Es zerfällt in die Darstellung des Lebens und der Lehre, einen historischen und einen systematischen Teil, woraus man erkennen

---

Ruprecht. VIII, 118 S. M. 4,00. — 40) D. bremische Kirchenordnung v. 1534. Bearb. v. J. Friedr. Iken. Her. v. d. hist. Gesells. d. Künstlervereins. Bremen, C. Ed. Müller. LXXXVII, 116 S. — 41) D. Büchlein v. Brotbrechen (Heidelberg, Joh. Mayer 1563). Neue Ausg. (Mit 2 Faksimiles). V. J. J. Doedes. Utrecht, Kernink & Zoon; Gotha, F. A. Perthes. XVI, 23 S. M. 1,00. |[ThLBl. 12, S. 139 f.]| — 42) × Mayr-Deisinger, D. Index librorum prohibitorum, gedr. zu Padua 1580. Her. v. F. H. Reusch, Bonn 1889: HZ. 66, S. 101/2. — 43) (II 6 : 64.) — 44) N. Paulus, E. Gutachten v. Staupitz aus d. Jahre 1523: HJb. 12, S. 773/7. — 45) O. Langer, Bischof Benno v. Meissen. Sein Leben u. seine Kanonisation. II: MVG. Meissen 2, S. 99—144. — 46) (II 6 : 68.) — 47) (II 6 : 69.) — 48) R. Seeberg, W. Kawerau, Thomas Murner u. d. Kirche d. M.-A. Halle 1890: ThLBl. 12, S. 426/8. — 49) A. v. Druffel, D. bairische Minorit d. Observanz Kaspar Schatzger u. s. Schriften: SBAkMünchen[Ph]. 1890, II, S. 398—432. — 49a) id., Kaspar (Johann) Schatzger: ADB. 31, S. 783/4. — 50) N. Paulus, D. Augustinermönch Joh. Hoffmeister. E. Lebensbild aus d. Reformationszeit. Freiburg i. B.,

wird, dass das Interesse des katholischen Theologen mit dem des Historikers vermischt ist. Ein Anhang bietet eine Uebersicht über die Schriften Hoffmeisters; ein zweiter ergänzt v. Druffels 1878 erschienene Publikation der Briefe Hoffmeisters an den Ordensgeneral Seripando durch Mitteilung der Antworten Seripandos. — Schon benutzt ist in Paulus' Buch die Veröffentlichung von vier Briefen Hoffmeisters (1545/6) durch Waldner[51]). Aus dem ersten Briefe sei die Bemerkung ausgehoben: „Dem Herren Hiero: Boner sagend die Cronick des Krantzen sei im Truck ausgangen, do mit er nit vergebens arbeite". Woraus sich ergiebt, dass auch Boner die von Eppendorf verdeutschte „Dänemarkische Chronik" (Strassburg 1545) zu übersetzen gedachte. — Derselbe eben genannte N. Paulus[52]) stellt dann in einem kleinen Aufsatz zusammen, was sich über das Leben des humanistisch angehauchten Dominikanermönches Wilhelm Hammer beibringen liess, den Beatus Rhenanus in einem Brief an Hoffmeister „einen kenntnisreichen Lehrer der schönen Wissenschaften" nennt, „eine Zierde des Predigerordens". — Von den späteren katholischen Schriftstellern ist dem milden und geschickten Prälaten Johannes Leisentritt von Juliusburg (1527—1586) ein biographischer Artikel von Kerker[53]) zu teil geworden, auch eine Art „Rettung" im katholischen Sinne. Die Angabe, dass er wegen der Aufnahme protestantischer Lieder in sein Gesangbuch mit dem Bannstrahl bedroht worden sei, wird als irrig abgewiesen und zugleich ein offenbar richtiger Fingerzeig über die Entstehung dieser Nachricht gegeben. Seine Hauptschriften werden knapp charakterisiert. — Den Jesuiten Jakob Keller, Jakob Baldes Lehrer, behandelt sein Ordensgenosse Duhr[54]), indem er im Gegensatz zu dem unzulänglichen Artikel der „Allgemeinen Deutschen Biographie" so ausführlich, wie es im Rahmen eines lexikalischen Artikels möglich war, auf Kellers Schriften eingeht und bemerkt, dass Keller die unter dem Namen Laurentius Silvanus erschienenen Schriften selbst abgelehnt hat. Ein enthusiastisches Urteil über ihn wird einem Briefe des Pater Jakob Bidermann an P. Rader entnommen. Auf hs. Material („Vita Canisii", „Comment. in Aristotelem") in der Münchener Bibliothek ist ebenfalls aufmerksam gemacht.[55-56]) —

Für die Protestanten kommen meist kleinere Aufsätze, namentlich Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" in Betracht. Wenn A. Henschel[57]) eine Sammlung volkstümlich gehaltener biographischer Aufsätze veranstaltet hat, aus der uns etwa die fünf oder sechs ersten, Johannes Laski, Georg Israel, Samuel Dombrowski, Valerius Herberger, Johann Herrmann und Amos Comenius angehen würden, so hat er erbauliche, nicht wissenschaftliche Zwecke im Auge und schöpft aus sekundären Quellen; namentlich sind populäre Aufsätze aus Bocks „Evangelischem Kalender für die Provinz Posen" mit Hülfe anderer Schriften verarbeitet.[58]) — Ein wunderliches Sammelsurium von Excerpten und Dokumenten zur Lebensgeschichte Strassburger Reformatoren rührt von Horning[59]) her; darin unter anderem vier Briefe Bucers, drei an Capito (1520/1) und einer an den Pfarrer Hubert in Strassburg (Canterbury, 14. Okt. 1550), aus dem Lateinischen übersetzt. —

Für Melanchthon ist ein bibliographischer Beitrag L. Neubauers[60]) zu verzeichnen. N. weist im Anschluss an das „Corpus Reformatorum" und an Hartfelders Verzeichnis in seinem „Melanchthon als Praeceptor Germaniae" eine Reihe kleinerer Melanchthoniana nach: Briefe, Dedikationen, Gedichte. Die „Disputatio de Invocatione", die Hartfelder nur aus zwei Katalogen kannte, das „Corpus Reformatorum" 12, S. 560/6 dem Inhalt nach erwähnte, ferner ein Brief an Andreas Münzer (Januar 1551), enthaltend eine Danksagung für die Uebersetzung der Elegie auf den Tod der Anna Sabinus, sind darunter die bedeutendsten. — In einer „Ratio discendi" Melanchthons, die nebst vier anderen Stücken ohne Ort und Jahr gedruckt wurde, der „frühesten Zusammenfassung von Melanchthons methodischen Prinzipien", sieht Hartfelder[61]) auf Grund eines hs. Fundes (Cgm. 980) die Niederschrift eines Kollegs durch einen sonst unbekannten Magister Georg Ebner.[62-64]) —

Von Bugenhagen teilt Virck[65]) ein interessantes Schreiben an Kurfürst

---

Herder. 12°. XX, 444 S. M. 4,00. |[H. Weber: Kath. 71, II, 562/5; Funk: DLZ. 13, S. 1161/2.]| — 51) E. Waldner, Vier Briefe v. Joh. Hofmeister: ZGORh. 6, S. 172/7. — 52) N. Paulus, Wilh. Hammer v. Neuss. E. Dominikanermönch d. Reformationszeit: HPBll. 108, S. 429—38. — 53) Kerker, Joh. Leisentritt v. Juliusberg: Wetzer u. Welte, Kirchenlexikon 7, S. 1701/5. — 54) Duhr S. J., Jak. Keller S. J.: ib. S. 861/3. — 55) × Streber, Konr. Köllin: ib. S. 821/2. — 56) × id., Kilian Leib: ib. S. 1643/4. — 57) A. Henschel, Evangelische Lebenszeugen d. Posener Landes aus alter u. neuer Zeit. Posen, Decker & Co. XXIV, 465 S. M. 7,50. — 58) ○ × Scheichl, Glaubensflüchtlinge im 16. Jh. Linz, Fink. 26 S. |[G. Loesche: JGGPÖ. 12, S. 146.]| — 59) W. Horning, Kirchenhist. Nachlese oder Nachtrr. zu d. „Beitrr. z. Kirchengesch. d. Elsasses" (7 Jahrg.) u. Biographieen d. Strassburger luth. Theologen: Marbach, Pappus, J. Schmidt, Dannhauer, Dorsch, Bebel, S. Schmidt, Spener etc. Strassburg, Heitz. X, 154 S. M. 4,50. |[$\beta\varsigma$: LCBl. 1892, S. 138/9.]| — 60) L. Neubauer, E. Nachtr. z. Corpus Reformatorum [Melanchthon]: AltprMschr. 28, S. 246—75; 643/5. — 61) K. Hartfelder, Ueber Melanchthons Ratio discendi: ZGK. 12, S. 562/6. — 62) ○ ×× id., Aus e. Vorlesung Melanchthons über Ciceros Tusculanen: MGSchulG. 1, S. 168-77. — 63) × K. Knaake, Melanchthons Loci communes ed. Plitt-Kolde (JBL. 1890 II 7 : 39): ThStK. 64, S. 601—17. — 64) × E. Troeltsch, Vernunft u. Offenbarung bei Joh. Gerhard u. Melanchthon Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 4,50. |[G. Loesche: ThJB. 11, S. 211; [illegible] 1738—40; Kastan: ThLZ. 17, S. 208—12; ThLBl. 1892, S. 247.]| — 65) H. Virck, Lübeck im J. [illegible] S. 566—75. — 66) (II 6; 67.) — 67) R. Thommen, Bugen-

Johann vom 6. Juli 1536 aus Schloss Pretz mit, das, der Aufforderung des Kurfürsten entsprechend, eine Schilderung Jürg Wullenwevers und seiner Revolution enthält. — Thommen[66]) bringt drei Briefe an Spalatin (1523 Juni 13?; 1524 Juli 10; zwischen 1541 und 44?), von denen uns der dritte mit einer Tochter Elisabeth Bugenhagen bekannt macht. — Thommen[67]) berichtigt auch in einer Recension von Vogts Ausgabe der Briefe Bugenhagens ein Versehen (S. 124 al. 2: Ökolampad starb am 23. Nov., nicht am 5. Dez.) und giebt einige Nachträge zum Verzeichnis Bugenhagenscher Schriften.[68]) —

Eine ganze Reihe von Arbeiten über Bucer hat uns natürlich die vierhundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages beschert.[69]) Eine sorgfältige Zusammenstellung seiner Schriften und Briefe durch Mentz und Erichson[70]) und ein getreuer Abdruck seiner Schrift „An ein christlich Rath vnd Gemeyne der Stat Weissenburg“ ist dankbar zu begrüssen. — Sehr erfreulich ist, dass durch Aufsätze und Festreden der Wunsch geht, gegenüber der einseitigen theologischen Betrachtungsweise den Mann mit seinen Vorzügen und Fehlern wirklich zu charakterisieren. O. Winckelmann[71]) findet hier das richtige Wort, wenn er, die Bezeichnung Bucers als „eines Diplomaten unter den Reformatoren“ bei Seite schiebend oder vielmehr durch eine umfassendere ersetzend, sagt: „er war unter den protestantischen Theologen der einzige Staatsmann neben Zwingli, dem er insofern überlegen war, als er die Verhältnisse nüchterner und besonnener beurteilte.“ Von der Erwägung dieser staatsmännischen Begabung aus muss man der „Zweideutigkeit“, der „mehr diplomatischen als offenen und gewissenhaften“ Methode seiner Vermittlungspolitik und auch seiner Intoleranz gerecht werden, nicht vertuschend, nicht entschuldigend, sondern erklärend. — Wenn daher N. Paulus[72]), um den Bucerverehrern Wasser in ihren Wein zu giessen, im engsten Anschluss an seinen schon genannten Aufsatz über die Einführung der Reformation in Pfalz-Zweibrücken und zum Teil mit denselben einseitig verwerteten Citaten Bucers Intoleranz festnagelt, die der Obrigkeit naiv genug das Recht vindizierte, gegen die sogenannten Gotteslästerer einzuschreiten, so ist die unwissenschaftliche Tendenz des sonst recht dankenswerten Aufsatzes leider nicht zu verkennen. Hoffmeisters Wort: „ein grösserer Zwang ist nie gewesen oder geschehen als in dem evangelischen Glauben“, möchte P. durch den Aufsatz beweisen und analysiert dazu besonders Bucers Dialog vom Jahre 1535. — Mit Recht haben sich aber Reuss[73]) und ein ungenannter Strassburger[74]) in ihren Reden, für die begreiflicherweise die Feststimmung den Grundton abgiebt, die Ausführungen von Paulus für die Charakteristik Bucers nicht entgehen lassen: „Sans doute, il a ignoré ce que nous appelons la liberté de conscience“. [75-82]) —

Zwinglis Anschauungen über Staat und Kirche stellen zwei Arbeiten zusammen. Oechsli[83]) führt aus, dass Zwinglis Theorien auf dem Studium der Bibel, des Altertums und der Gegenwart beruhen. Zwingli fasse den Staat nüchtern, realistisch im Gegensatz zu den idealistischen Forderungen, die er an den Menschen als solchen stellt. Deshalb verteidigt er die Obrigkeit, das Recht zu strafen, auch mit dem Tode, auch das Recht Kriege zu führen. Er gesteht andererseits im Gegensatz zu Luther den Unterthanen das Recht der Erhebung gegen die ungerechte Obrigkeit zu. „Er ist“, so sagt Ö., ohne des Vorgangs von Thomas Aquinas und Roger Baco zu gedenken, „wohl einer der frühesten, wenn nicht der früheste Vertreter von der Lehre der unbedingten Souveränität des Volkes in jedem Staat.“ Von den verschiedenen Staatsformen erscheint ihm die Republik die beste und zwar, was er eine aristokratische Verfassung nennt, eine „gemässigte oder repräsentative Demokratie“. Die innere Einheit bildet die religiöse Gemeinschaft: die Kirche ist die Seele der menschlichen Gesellschaft, der Staat gewissermassen der Körper. Gerade deshalb darf die Kirche nicht die äussere Herrschaft in Händen haben. Ö. führt mit einem etwas gar zu weit aus-

---

hagens Briefwechsel, her. v. Vogt. Stettin 1888: MIÖG. 12, S. 191/3. — 68) × E. T. Horn, Bugenhagens Order of Service of 1524: Lutheran Church Review, Octob. S. 288—93. — 69) (II 1:6.) |[LCbl. 1892, S. 277/8; Hollaender: DLZ. 13, S. 195/7.]| — 70) Z. 400j. Geburtsfeier M. Butzers. (M. Butzers an ein christlich Rath vnd Gemeyne der Stat Weissenburg Summary seiner Predig daselbst gethon. [Neudruck]. — F. Mentz. Bibliograph. Zusammenstell. d. gedr. Schriften Butzers. — A. Erichson. Ueber d. hs. Nachl. u. d. gedr. Briefe Butzers. Verzeichnis d. Litt. über Butzer. Strassburg, Heitz. VI, 180 S. M. 6,00. |[M. Lenz: DLZ. 13, S. 533/5.]| — 71) O. Winckelmann, M. Bucer: AZg^B. N. 280. — 72) N. Paulus, M. Butzer u. d. Gewissensfreiheit: Kath. 71, II, S. 44—71. — 73) R. Reuss, Z. Gedächtnisse M. Butzers, d. Strassburger Reformators. Rede. Strassburg, Heitz. 30 S. M. 0,20. |[βς: LCBl. 1892, S. 42.]| — 74) Th G., M. Butzer, le Réformateur de l'Alsace. A l' École du dimanche de Saint-Nicolas souvenir du 1er Novembre 1891 ebda. 18 S. M. 0,20. |[βς: LCBl. 1892, S. 42.]| — 75) ○ × A. Erichson, M. Bucer, d. elsäss. Reformator. Zu dessen 400j. Geburtsfeier d. elsäss. Protestanten gewidmet. 3 Aufl. ebda. VI, 76 S. |[M. Lenz: DLZ. 13, S. 533/5; PKZ. 38, S. 1045/6.]| — 76) ○ × E. Stern, M. Bucer, E. Lebensbild aus d. Gesch. d. Strassburger Reformation. Gedächtnisbll. z. 400j. Jubelfeier s. Geburtstages. Strassburg, Strassb. Druckerei u. Verlagsanst. 87 S. mit Bild. M. 0,50. — 77) × M. Bucer d. Reformator Strassburgs: AELKZ. 5, S. 1121. — 78) ○ × K. Conrad, M. Butzer, e. Reformator Strassburgs. Zu dessen 400. Geburtstag dem protest. Volk in Elsass-Lothringen erzählt. (= Schriften d. protest. liberalen Vereins in Els.-Lothr. 35.) Strassburg, (Druck v. Heitz & Mündel), [Treuttel & Würtz.] M. 0,25. — 79) × C. Werckshagen, M. Butzer, d. Reformator d. Elsass: Didaskalia S. 1054/5. — 80) × C. W[erckshagen], Z. Reformationsjubiläum: SchwäbKron. N. 266. (= N. 79.) — 81) × E. Reformationsjubiläum d. Elsass: VZg. N. 527. — 82) × N. W[eiss], M. Bucer. Le quatrième centenaire de sa naissance: BHLPFr. 40, S. 614/6 u. 672. — 83) × W.

schauenden Schluss auf den Grundgedanken der schweizerischen Kirchenreform Zwinglis und Calvins die republikanisch-demokratische Verfassung der Niederlande, die republikanischen Ideen der Hugenotten, der Puritaner, Nordamerikas und zuletzt der französischen Revolution zurück. — Bachofen[84]) leitet im ersten Teil seiner Dissertation Zwinglis Kirchenlehre aus dem Gottesbegriff desselben dialektisch ab. Aus der alleinigen Kausalität Gottes folge die Prädestinationslehre, aus ihr, dass das Heil der Menschheit lediglich von Gott abhängt, nicht von der Kirche. Die katholische Lehre ist als gottlos, die wiedertäuferische als utopistisch zu verwerfen. Zwingli lehrt eine unsichtbare Kirche, der die durch Christus Erretteten angehören. Daraus folge mit Notwendigkeit die Lehre einer sichtbaren Kirche, der alle angehören, die sich der Sakramente bedienen. Im zweiten Teil legt B. die Organisation dieser sichtbaren Kirche dar, die natürlich eine rein praktische ist und nicht nur die im engeren Sinne kirchliche, sondern auch die staatliche Organisation umfasst, das Verhältnis der Gläubigen zur weltlichen Obrigkeit und zu ihrem geistigen Hirten feststellt. Die Betrachtung geschieht etwas aus der Vogelperspektive und geht nicht ins Detail.[85]) — Wenn dem Reformator Hessens, Franz Lambert, Schrödl[86]) einen Artikel zu teil werden lässt, der nicht bloss verdrossen, sondern auch dürftig genannt werden muss im Vergleich zu Wagemanns warmer Darstellung bei Herzog und Plitt und der kühleren Stieves in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“; wenn J. Schneider[87]) für Schweblin ein Zeugnis von C. Glaser beibringt zum Beweis der ersten Ehe auf Burg Landstuhl im Jahre 1521; wenn F. Braun[88]) Aktenmaterial (Briefe und Auszüge aus einer Predigt) für die Beziehungen Blaurers zu Memmingen aus der Münchener Bibliothek, der Dekanatsregistratur und dem Stadtarchiv in Memmingen schöpft: so hat das alles verhältnismässig beschränktes Interesse. —

Wichtiger ist uns der preussische Reformator Paul Speratus, für den Tschackert[89-90]) in seinem „Urkundenbuch“ so viel Neues beibringen konnte (s. JBL. 1890 II 7:34) und dem nun derselbe Gelehrte auch eine zusammenfassende, auf weitere Kreise berechnete Biographie gewidmet hat. T. hat noch einmal soviel Handschriften benutzen können, als Cosack zu Gebote standen, dessen Buch seinen Wert durch die mannigfaltigen Ausblicke behält. Von den 49 Liedern, die Cosack dem Speratus zuschrieb, erkennt T., wie Ph. Wackernagel und Goedeke, nur fünf geistliche und ein weltliches als „nachweislich echt“ an; wenn er die Frage nach seiner Beteiligung am Königsberger Gesangbuch von 1527 aufwirft, so wird im nächsten Berichtsjahr auf die Lösung einzugehen sein, die diese Frage gefunden hat.[91-94]) — Eine kurze Skizze eines Ungenannten[95]) über den Wiener Blutzeugen Caspar Tauber, die sich als Hauptquelle der „wahrhafftigen geschicht, wie Caspar Tauber, Burger zu Wienn in Oesterreich für ein ketzer vnd zu dem todt verurteylt vnd ausgefürt worden ist“, bedient, möge zu den Arbeiten über die Sektierer überleiten. —

Sektierer. L. Schwabe[96]) nennt vier Bändchen mit Schriften von Hans Denck auf der Oeffentlichen Bibliothek zu Dresden, von denen das vierte das wichtigste ist, weil es eine vollständige Sammlung sämtlicher bis jetzt bekannt gewordener Schriften Dencks enthält mit dem Titel „Geistliches Blumengärtlein . . . .“ (1680). Darin befindet sich unter anderem ein besonders paginierter Traktat „Schriftmässiger Bericht und Zeugnusse Betreffend der rechten Christen, Tauffe, Abendmahl, Gemeinschaft, Obrigkeit etc. und Ehestandt etc.“ Durch ihn werden Kellers Ansichten berichtigt. Denck steht auf dem Standpunkt der späteren mährischen Brüder. Er ist Kommunist, statuiert für jeden Ehegatten das Recht, sich von dem ungläubigen Teil scheiden zu lassen, hält das Abendmahl für ein blosses Erinnerungsmahl, widerspricht dem Recht, Kriege zu führen, und betont, dass man der Obrigkeit nur so weit zu folgen habe, als es mit dem Christentum vereinbar sei. Auf Grund dieser Ausführungen ist ihm auch, gegen Keller, der Schluss der Schrift „Von der wahren Liebe“ zuzusprechen. — Eine ausführliche liebevolle Charakteristik Michael Sattlers[97]) möchte die landläufigen harten Beurteilungen, die nur auf Unkenntnis beruhen, verdrängen. Wenn schon Bock in den „Fontes Rerum Austriacarum. Diplomata et Acta“ 43, S. 37 Anm. offenbar dazu neigte, das schöne Leidenslied „Als Christus mit seiner waren ler Versamlet het ein kleines heer“ wirklich

---

Oechsli, Zwingli als politischer Theoretiker: Turicensia S. 87—113. — **84**) Ch. Bachofen, Essai sur l'Ecclésiologie de Zwingle. Thèse théolog. Genève, Impr. Rivera & Dubois. 80 S. M. 2,00. — **85**) × Th. Vetter, Joh. Hooper, Bischof v. Gloucester u. Worcester u. s. Beziehungen zu Bullinger u. Zürich: Turicensia S. 130—44 — **86**) Schrödl, Franz Lambert: Wetzer u. Welte, Kirchenlexikon 7, S. 1343/4. — **87**) J. Schneider, Joh. Schweblin (Schwebel): ADB. 33, S. 318—22. — **88**) F. Braun, Nachtrr. zu Blaurers Leben: BWKG. 6, S. 54/5, 62/4, 69—72. (Fortsetzung BWKG. 7 [1892].) — **89-90**) (II 6 : 70.) Zu vergl. K. Budde, P. Speratus als Liederdichter: ZPTh. 14 (1892), S. 1—16. — **91**) (II 6 : 74.) — **92**) × G. Müller, Jak. Schenck: ADB. 31, S. 47/9. — **93**) × H. Holstein, Erasmus Sarcerius: ADB. 33, S. 727/9. — **94**) × B. Spiegel, Herm. Bonnus. Erster Superintendent v. Lübeck u. Reformator v. Osnabrück, nach s. Leben u. s. Schriften dargest. Nebst Bildnis. 2. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. VIII, 212 S. M. 4,00. |[G. Kawerau: DLZ. 13, S. 522/5.]| (Vermehrt, berichtigt; doch ist manches übersehen.) — **95**) Dr. F. S., Caspar Tauber: Wiener Kommunal-Kalender S. 376—83. — **96**) L. Schwabe, Ueber Hans Denck: ZKG. 12, S. 452—93. — **97**) [G. Bossert], Michael Sattler, d. Märtyrer v. Rottenburg. (= Die Täufer-

Sattler zuzuschreiben, Keller in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ (s. JBL. 1890 II 7 : 57) und neuerdings der Vf. unseres Aufsatzes es mit grosser Bestimmtheit, freilich ohne Angabe von Gründen, für Sattlerisch erklären, so treffen sie wohl das Richtige. Unbefangener Vergleichung wird die Fassung bei Wackernagel 3, N. 405 ursprünglicher erscheinen als die unter N. 404 gegebene. Hat so der „Ausbund etlicher schöner Gesang“ von 1583 die ältere Form bewahrt, so liegt keine Veranlassung vor, seine Angabe des Verfassers zu bezweifeln.[98-99]) — Unter den Arbeiten, die sich mit den kleineren im Dienste der Reformation thätigen Männern beschäftigen, verweise ich besonders auf die beiden kleinen Artikel von Roethe [100-101]) über den Pamphletisten Cyriacus Schnauss und den Meistersinger Michael Schrot. Schnauss (1512—1565 oder später), Inhaber einer kleinen Druckerei, die nach R. an dem Blattornament und dem Wahlspruch „Will mich Gott erhören, kann ihm niemand wehren“ erkennbar ist, wird vortrefflich charakterisiert als gesund protestantische Natur voll lutherischer Grobheit, Nachahmer Hans Sachsens, aber ohne dessen Grazie und künstlerischen Blick. Seine Streitschriften werden analysiert; seine selbständige Gesinnung wird hervorgehoben. Für Schrot, „einen überzeugten, höchst bibelkundigen, gottvertrauenden Protestanten“, thut R. die Angabe, dass er Landsknecht war, zunächst als dichterische Fiktion ab und vermutet, er habe den Beruf eines Goldschmieds gehabt; seine dichterische Thätigkeit legt er zwischen 1545 und 1552, den Tod (nach der Vorrede des „Wappenbuches“) vor dem 21. Juli 1576 fest. Als ältestes Lied setzt R. sein „Schön News Christlichs Lied Von der ietzt schwebenden gefärligkeit“ an; die „Kurtze Beschreibung Wie mächtig, weit und breit sich das H. Röm. Reich erstreckt hat“ (Frankfurt a. M. 1545) spricht er ihm zwar, wenn auch zweifelnd, zu auf Grund des Vergleichs des Kaisers mit einem Adler, hält sie aber für überarbeitet. — Aus J. Werners [102]) Schrift über Eberlin von Günzburg ist wenig zu holen. Mehr panegyrisch als charakterisierend wird seine Stellung in Erfurt 1524/5 betont, offenbar mit einem schielenden Seitenblick auf moderne Parteibestrebungen. Es werden zwei Richtungen unter den Prädikanten unterschieden, von denen neben Eberlin Johann Lange und sonderbarerweise Gengenbach namhaft gemacht werden: eine „reformatorisch-konservative“ und eine „demagogisch-humanistisch-revolutionäre“. W. kontrastiert in schiefer Weise Eberlins christlich-sociale Agitation und die Bestrebungen des Erfurter Socialismus, schildert sein beherztes Auftreten vor den aufständischen Bauern nach seiner Selbstaufzeichnung und stellt dazu Erasmus', Reuchlins, Pirckheimers weniger mutiges Verhalten in ungünstige Parallele.[103-104]) — Von den Männern der späteren Zeit endlich, in der das Luthertum verknöcherte, wird Nicolaus Selneccer durch von Egloffstein [105]) behandelt und überaus ungünstig beurteilt. Auf die Thätigkeit Selneccers als Liederdichter ist gar nicht eingegangen; nur die Streitschriften sind in die biographische Darstellung verwebt. — Den Abraham Scultetus nimmt Cunos [106]) Aufsatz gegen die Angriffe, die ihn der Unduldsamkeit und Bilderstürmerei beschuldigen, in Schutz unter Hinweis auf seine Predigt gegen die Bilderstürmer. —

---

bewegung in d. Herrschaft Hohenberg. 2): BWKG. 6, S. 67/9; 72/5; 81/3; 89-90 u. 7 (1892), 1-4; 9—10. — 98) × D. Erdmann, Kasp. v. Schwenkfeld: ADB. 33, S. 403—12. — 99) × Fechtrup, Karlstadt: Wetzer u. Welte, Kirchenlexikon 7, S. 181/6. — 100) Roethe, Cyriacus Schnauss: ADB. 32, S. 84/6. — 101) id., Martin Schrot: ib. S 556/8. — 102) J. Werner, D. christlich-sociale Agitator Johann Eberlin v. Günzburg im Kampfe mit d. freisinnigen Humanisten u. revolutionären Bauern: KM. 10, S. 473—82. — 103) × Brecher, Erhard Schuepff: ADB. 32, S. 168—72. — 104) Geo. Müller, Georg Schönichen: ib. S. 308/9. — 105) v. Egloffstein, Nicol. Selneccer: ib. 33, S. 687—92. — 106) Cuno, Abrah. Scultetus (Schultetus): ib. S. 492/6. —

II,8

Humanisten und Neulateiner.

Siegfried Szamatólski und Max Herrmann.

(Ueber den Ausfall dieses Berichts vgl. die Vorrede.)



JAHRESBERICHTE

FÜR

NEUERE

DEUTSCHE LITTERATURGESCHICHTE

(JAHR 1891.)

ZWEITER HALBBAND.

die ganze Seuchengeschichte umfassenden Studien vorlegt, geleitet von der berechtigten Ueberzeugung, dass die Geschichte des Leidens eines Volkes mit seiner Kulturgeschichte innig verwoben ist. Den gewaltigen Stoff, den er durch nie ermüdende Nachforschung aus schriftlichen Aufzeichnungen aller Art sorgfältig gesammelt, ordnete er übersichtlich, indem er annalistisch, Jahr für Jahr, nach kurzen Notizen über Witterungsverhältnisse und Ernteerträge alles zusammenstellte, was er über Seuchen, Hungers- und Kriegsnot gefunden, in den meisten Fällen unter genauem Hinweis auf die benutzten Quellen. Seine Sammlungen besitzen einen hohen Wert für die Erforschung der gesamten Geschichte jener Schreckensjahre. — Eine Nachwirkung des 30j. Krieges[10], den Bauernkrieg 1653 in der Schweiz und das Auftreten des Bauernführers Adam Zeltner stellte Jaggi[11] dar nach den Vorarbeiten von E. Zingg und Urs Viglers. Während des 30j. Krieges musste die Schweiz ihre Grenzen besetzen und die Kosten dafür durch Steuern aufbringen, die besonders auf dem Landvolk lasteten. Die Söldner, kehrten nach dem Kriege verwildert und der Arbeit entfremdet aus Deutschland in die Schweiz zurück; sie schürten die Unzufriedenheit der Bauern gegen die Städter, die sich den Alleinverkauf von Pulver und Salz vorbehielten und die Staatsämter durch Bürgersöhne besetzten. Der Aufstand der Bauern missglückte gänzlich. Der edle Adam Zeltner, dessen Bild H. Zschokke in seinem historischen Roman „Addrich im Moos" zur Karikatur entstellt hat, wurde am 2. Juli 1653 hingerichtet, als Opfer für die Freiheit des Volkes. Nach der Niederwerfung des Aufstandes erklärte der Solothurner Magistrat, in Zukunft werde er jeden Zuschuss für die Volksschulen verweigern; man habe gesehen, wohin das Lesen und Schreiben bei den Bauern führe. Eine Zugabe beleuchtet an einer Episode aus dem Solothurner Bauernkrieg das politische Doppelspiel der Berner und Solothurner Aristokratie und teilt ein neues „Tellenlied" über den Zwischenfall mit.[12-13] —

Ueber die Geschichte des deutschen Geisteslebens in dieser Zeit liegen keine neuen grösseren Arbeiten [illegible]. An kleineren Beiträgen sind die folgenden zu verzeichnen. Von dem Aberglauben[15], der im 17. Jh. auch die höchsten Stände beherrschte, legt Zeugnis ab der von [illegible] besprochene Prozess wegen Magie gegen Herzog Johann Friedrich von Weimar. Der unglückliche Fürst, der sich leidenschaftlich mit alchimistischen Studien beschäftigte, wurde trotz seiner wiederholten Beteuerungen, dass er nichts mit dem Teufel zu schaffen gehabt, 1627 eingekerkert und, da man ihn seines Standes wegen nicht zum Feuertode verurteilen wollte, im Oktober 1628 heimlich im Kerker erdrosselt. — Die [illegible] M[illegible] der Zeit erhellt aus den Eintragungen eines Albums, das sich ein Königsberger Student 1648 angelegt. R. M. Werner[17] veröffentlichte einige dieser Eintragungen, darunter mehrere von literarisch nicht unbedeutenden Personen, von A. von Kempen, J. Loesel, Simon Dach, der sich selbst charakterisierte mit dem Satze [illegible], J. Frentzel, K. Seyffart.[18-19] — Ueber die Entwickelung der Tagespresse in Schlesien, besonders in Breslau, orientierte ein lesenswerter Aufsatz von W[illegible].[20] Seit 1632 erschien in Breslau eine handschriftliche Zeitung in zweihundert Exemplaren, das „Schlesische Journal", das die Stadtereignisse einer freimütigen Kritik unterzog und schonungslos die Religionsstreitigkeiten, die Obrigkeiten und die Einzelnen angriff. Seit 1656 wurden gedruckte Zeitungen von Breslauer Buchhändlern herausgegeben: die „Wöchentliche Post" von 1656—1680 von G. Jentsch, der „Schlesische Courier" von 1680—1742 von G. Seyfert, unter strenger Censur und mit dem kaiserlichen Privileg zum Schutze gegen die Konkurrenz. Da die Censur alles Missliebige strich, wurden trotz des Privilegs immer aufs neue von Leipzig und Hamburg fremde Zeitungen mit wahrheitsgetreueren Berichten eingeschmuggelt. Auch mit einheimischer Konkurrenz sowie mit der [illegible] ein steter Kampf [illegible] Gegensätze [illegible] wurde. Seit 1725 [illegible] der Fiskus eine [illegible] Gulden. Eine neue Zeit begann für das Zeitungswesen in Schlesien mit den Unternehmungen des Breslauer Buchhändlers J. J. Korn, eines [illegible], der 1741 von Friedrich dem Grossen selbst verfasste Berichte über die preussischen Kriegsthaten als Flugblätter verbreitete und vom Januar 1742 an die regelmässig erscheinende „Schlesische Zeitung" herausgab. —

---

10) [illegible] — 11) [illegible] Adam Zeltner [illegible] — 12) [illegible] — 13) [illegible] — 14) [illegible] — 15) [illegible] — 16) [illegible] — 17) [illegible] — 18) [illegible] — 19) [illegible] — 20) [illegible]

JAHRESBERICHTE

FÜR

NEUERE

DEUTSCHE LITTERATURGESCHICHTE

(JAHR 1891.)

ZWEITER HALBBAND.

---

die ganze Seuchengeschichte umfassenden Studien vorlegt, geleitet von der berechtigten Ueberzeugung, dass die Geschichte des Leidens eines Volkes mit seiner Kulturgeschichte innig verwoben ist. Den gewaltigen Stoff, den er durch nie ermüdende Nachforschung aus schriftlichen Aufzeichnungen aller Art sorgfältig gesammelt, ordnete er übersichtlich, indem er annalistisch, Jahr für Jahr, nach kurzen Notizen über Witterungsverhältnisse und Ernteerträge alles zusammenstellte, was er über Seuchen, Hungers- und Kriegsnot gefunden, in den meisten Fällen unter genauem Hinweis auf die benutzten Quellen. Seine Sammlungen besitzen einen hohen Wert für die Erforschung der gesamten Geschichte jener Schreckensjahre. — Eine Nachwirkung des 30j. Krieges[10], den Bauernkrieg 1653 in der Schweiz und das Auftreten des Bauernführers Adam Zeltner stellte Jäggi[11] dar nach den Vorarbeiten von E. Zingg und Urs Vigiers. Während des 30j. Krieges musste die Schweiz ihre Grenzen besetzen und die Kosten dafür durch Steuern aufbringen, die besonders auf dem Landvolk lasteten. Die Söldner, kehrten nach dem Kriege verwildert und der Arbeit entfremdet aus Deutschland in die Schweiz zurück; sie schürten die Unzufriedenheit der Bauern gegen die Städter, die sich den Alleinverkauf von Pulver und Salz vorbehielten und alle Staatsämter durch Bürgersöhne besetzten. Der Aufstand der Bauern missglückte gänzlich. Der edle Adam Zeltner, dessen Bild H. Zschokke in seinem historischen Roman „Addrich im Moos“ zur Karikatur entstellt hat, wurde am 2. Juli 1653 hingerichtet, als Opfer für die Freiheit des Volkes. Nach der Niederwerfung des Aufstandes erklärte der Solothurner Magistrat, in Zukunft werde er jeden Zuschuss für die Volksschulen verweigern: man habe gesehen, wohin das Lesen und Schreiben bei den Bauern führe. Eine Zugabe beleuchtet an einer Episode aus dem Solothurner Bauernkrieg das politische Doppelspiel der Berner und Solothurner Aristokratie und teilt ein neues „Tellenlied“ über den Zwischenfall mit.[12-13] —

Ueber die Geschichte des deutschen Geisteslebens in dieser Zeit liegen keine neuen grösseren Arbeiten[14] vor. An kleineren Beiträgen sind die folgenden zu verzeichnen. Von dem Aberglauben[15], der im 17. Jh. auch die höchsten Stände beherrschte, legt Zeugnis ab der von Vollert[16] besprochene Prozess wegen Magie gegen Herzog Johann Friedrich von Weimar. Der unglückliche Fürst, der sich leidenschaftlich mit alchimistischen Studien beschäftigte, wurde trotz seiner wiederholten Beteuerungen, dass er nichts mit dem Teufel zu schaffen gehabt, 1627 eingekerkert und, da man ihn seines Standes wegen nicht zum Feuertode verurteilen wollte, im Oktober 1628 heimlich im Kerker erdolcht. — Die hausbackene Moral der Zeit erhellt aus den Eintragungen eines Albums, das sich ein Königsberger Student 1648 angelegt. R. M. Werner[17] veröffentlichte einige dieser Eintragungen, darunter mehrere von litterarisch nicht unbedeutenden Personen, von A. von Kalnein, J. Loesel, Simon Dach, der sich selbst charakterisierte mit dem Satze „miser est qui nunquam miser fuit“, J. Frentzel, K. Seyffart.[18-19] — Ueber die Entwickelung der Tagespresse in Schlesien, besonders in Breslau, orientierte ein lesenswerter Aufsatz von Weigelt[20]. Seit 1632 erschien in Breslau eine handschriftliche Zeitung in zweihundert Exemplaren, das „Schlesische Journal“, das die Stadtereignisse einer freimütigen Kritik unterzog und schonungslos die Religionsparteien, die Obrigkeiten und die Einzelnen angriff. Seit 1656 wurden gedruckte Zeitungen von Breslauer Buchhändlern herausgegeben: die „Wöchentliche Post“ von 1656—1690 von G. Jenisch, der „Ordinari Courrier“ von 1690—1702 von G. Seydel, unter strenger Censur und mit dem kaiserlichen Privileg zum Schutze gegen die Konkurrenz. Da die Censur alles Missliebige strich, wurden trotz des Privilegs immer aufs neue von Leipzig und Hamburg fremde Zeitungen mit wahrheitsgetreueren Berichten eingeschmuggelt. Auch mit einheimischer Konkurrenz sowie mit der Aufsichtsbehörde bestand ein steter Kampf, der durch konfessionelle Gegensätze verschärft wurde. Seit 1725 forderte der Fiskus eine jährliche Abgabe von 800 Gulden. Eine neue Zeit begann für das Zeitungswesen in Schlesien mit den Unternehmungen des Breslauer Buchhändlers J. J. Korn, eines Kurbrandenburgers, der 1741 von Friedrich dem Grossen selbst verfasste Berichte über die preussischen Kriegsthaten als Flugblätter verbreitete und vom Januar 1742 an die regelmässig erscheinende „Schlesische Zeitung“ herausgab. —

LCBl. S. 136/7.]| — **10)** (I,3 N. 867a.) — **11)** Jäggi, D. Bauernkrieg u. Adam Zeltner v. Niederbuchsiten. Aarau, Sauerländer. 1889. 16 S. M. 0,80. — **12)** × F. Bohm, D. sogen. Kasernenstuben z. Neu-Ruppin, nach d. Akten: ZHVRuppin. 2, S. 1—22. **13)** (I,3 N. 106, 152.) — **14)** × Al. Reifferscheid, Quellen z. Gesch. d. geistigen Lebens in Deutschland während d. 17. Jh. nach Hss. her. u. erl. I. (= Briefe G. M. Lingelsheims, M. Berneggers u. ihrer Freunde.) Leipzig, Reisland. XIX,1048 S. M. 18,00. (Vgl. JBL. 1890, III 1 : 6. Neue Ausgabe d. neuen Verlegers zu bedeutend ermässigtem Preise. der d. Anschaffung wesentlich erleichtert.) — **15)** (I,3 N. 68, 216; 143, 144.) — **16)** A. Vollert, Herzog Johann Friedrich v. Weimar. Prozess wegen Magie, 1627 u. 1628: NPitaval, NS. 24, S. 86—99. — **17)** R. M. Werner, Aus einem Stammbuch d. 17. Jh.: VLG. 4, S. 155/6. — **18)** × Mitteilung d. Herrn Dr. Buchwald über ein 1696 beginnendes Fremdenbuch d. Schneekoppe: MAVZwickau. 3,5 S. XV. — **19)** × Beck, D. hss. Briefschätze d. Zwickauer Ratsschulbibliothek aus d. 17. Jh.: ib. S. XIII—XIV. (Referat über e. Vortrag.) — **20)** C. Weigelt, D. Tagespresse in Schlesien bis z. preuss. Besitzergreifung: SchlesZg. N. 16, 19.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

III,1

Allgemeines.

Alexander Reifferscheid.

Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Zeitraums behandelten die Fortsetzungen der Werke von M. Ritter [1]), H. von Zwiedineck-Südenhorst [2]), Erdmannsdörffer [3]), über die aber nicht zu berichten ist, da sie noch nicht zum Abschlusse gelangt sind. — Der erste Band des v. Zwiedineckschen Werkes wurde eingehend besprochen von Pribram [4]). Dieser lobte die sorgfältige Zusammenfassung der Ergebnisse der Forschung, sowie die umfangreiche Benutzung zahlreicher Flugschriften, tadelte vor allem die zu grosse Vorliebe für den Kurfürsten Friedrich Wilhelm und die offenbare Abneigung gegen den Kaiser Leopold I. und die Politik des Wiener Hofes; es sei unstatthaft, um die Person Friedrich Wilhelms, so gross und bedeutungsvoll auch seine Erscheinung sei, die Geschichte Deutschlands jener Zeit zu gruppieren. — Eine volkstümliche Behandlung der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte in Einzeldarstellungen, die das Volk für die vaterländische Vergangenheit erwärmen sollen, beabsichtigt auf Grund der vorhandenen gelehrten Hülfsmittel ein Unternehmen, von dem der erste Teil aus der Feder W. Bonnells [5]) vorliegt. Er ist wohl geeignet, das Andenken an die Thaten des Grossen Kurfürsten in den weitesten Kreisen neu zu beleben und festzuhalten. In wohlabgerundeten Kapiteln wird die politische Geschichte der Zeit unter gebührender Berücksichtigung der Kulturgeschichte zur Darstellung gebracht. [6]) — Die Drangsale des deutschen Volkes unter dem Druck von Hunger und Seuchen in den Jahren 1600—1648 [7-8]) behandelte ein medizinischer Forscher, Lammert [9]), in einem umfangreichen Buche, das er als Teil seiner langjährigen,

---

1) M. Ritter, Deutsche Gesch. im Zeitalter d. Gegenreformation u. d. 30j. Krieges (1555—1648) II. (= Bibl. deutscher Gesch.) Stuttgart, Cotta Nachf. 1—160 S. à Lfg. M. 1,00. (2 Lieferungen, die erste noch 1890.) — 2) H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Deutsche Gesch. im Zeitraum d. Gründung d. preuss. Königtums II. (= Bibl. deutscher Gesch.) Stuttgart, Cotta Nachf. 1—192 S. à Lfg. M. 1,00 (3 Lieferungen, v. denen d. erste schon 1890 erschienen.) — 3) B. Erdmannsdörffer, Deutsche Gesch. v. westfäl. Frieden bis z. Regierungsantritt Friedrichs d. Gr. Mit Portr., Illustr. u. Karten. I. (= Allgem. Gesch. in Einzeldarst. her. v. Oncken, III, 7. Abt.) Berlin, Grote. S. 465—608 à Lfg. M. 6,00. (1 Lfg.) — 4) A. Pribram, v. Zwiedineck, Deutsche Gesch. usw. I. (1890): HZ. 66, S. 559—65. — 5) W. Bonnell, D. Jahrhundert d. Grossen Kurfürsten. (= Bilder aus 3 Jhh. Brandenburgisch-Preussischer Gesch. I.) Berlin, Zillessen. X,253 S. M. 2,40. (Als Fortsetzung werden erscheinen: II. D. Jh. Friedr. d. Gr. III. D. Jh. Kaiser Wilhelms I.) — 6) × Annegarn, Weltgeschichte in 8 Bdd. 6. Aufl. neu bearbeitet und bis zur Gegenwart ergänzt. 7. Bd. Münster i. W., Theissing. 339 S. M. 2,00. (Umfasst d 2. Teil d. neuen Zeit, v. westf. Frieden bis z. Befreiung Europas v. d. franz. Fremdherrschaft.) — 7) (I,3 N. 332, 341a, 344, 344a, 364a.) — 8) × K. Jentsch, Aus d. Zeit d. Erniedrigung Deutschlands. (Ueber: O. Klopp, D. 30j. Krieg b. z. Tode Gustav Adolfs 1632. 2. Ausg. von: Tilly im 30j. Kriege. I.) — 9) G. Lammert. Gesch. d. Seuchen, Hungers- u. Kriegsnot z. Zeit d. 30j. Krieges. Wiesbaden, Bergmann. 1890. VIII, 291 S. M. 8,00 |[E. Fischer: HZ. 66, S. 528;

Pfalz, der mit seiner Gemahlin bei der Kindtaufe zugegen gewesen, auf dessen Ersuchen übersandte. Er wurde zu seiner Ansicht geführt durch Zusätze wie S. 299,4 „uberauss“. Dieses Wort steht aber, wie es scheint, nur durch ein Versehen des Abschreibers an dieser Stelle. Es heisst dort von dem Grafen von Solms, er sei „gar ein verständiger und uberauss freundlicher Herr“. O. übersah, dass „gar“ bei „verständiger“ dem „uberauss“ bei „freundlicher“ entspricht, „verständiger“ also keiner Verstärkung mehr bedarf und dass nur durch Nachlässigkeit des Schreibers zu „gar ein“ noch „uberauss“ getreten ist. Die Heidelberger Hs. kommt nach meiner Ueberzeugung dem Original am nächsten, von dem die Wolfenbüttler nur eine ungenaue, zum Teil durch Schuld des Abschreibers entstellte und verkürzte Abschrift ist. Das ist leicht nachzuweisen. Mit Recht vermutet O. aus dem Vorhandensein verschiedener Abschriften, dass Hainhofer den für Herzog Philipp II. bestimmten Bericht noch anderen Fürsten zugänglich gemacht habe. Der Bericht sollte die ausführliche Beschreibung des Ceremoniells, der Einzelheiten bei den Festmahlen, Ritterspielen und Aufzügen, der Besonderheiten der Hofhaltung enthalten, um dem Pommernherzog ein anschauliches Bild von den Verhältnissen, Gewohnheiten und Sitten eines der vornehmsten Höfe zu gewähren und für ähnliche Vorkommnisse als Anhalt zu dienen. Sorgfältige, ins einzelne gehende Erläuterungen und eine Lichtdrucktafel, die den Schauplatz der festlichen Ereignisse bei der Kindtaufe wiedergiebt, erleichtern das Verständnis des reichhaltigen Berichtes. — Die wertvollste und wichtigste Veröffentlichung ist die reiche Auslese, die Bodemann[25]) aus den fast zahllosen Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover, aus den Jahren 1672—1734 nach den Originalen im Staatsarchiv und in der Bibliothek zu Hannover veranstaltet hat. Schon Ranke hatte aus diesen Briefen das auf französische Geschichte Bezügliche, aber in einer durch zahlreiche Lesefehler entstellten Form mitgeteilt. B. gab zuerst alle historisch bemerkenswerten und charakteristischen Stücke, im ganzen 837, mit fortlaufenden Erläuterungen und einem umfangreichen, fleissig gearbeiteten Inhaltsverzeichnis, das trotz aller seiner Vorzüge doch die Fülle des kulturhistorischen Materials der Briefe nicht erschöpfen konnte. Ihre sprachliche Form ist durchaus volkstümlich, gewürzt durch Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. Manchmal hat die Briefschreiberin im Eifer des Schreibens das eine oder das andere Wort ausgelassen, aber bei weitem nicht so oft, wie B. angenommen, der an unzähligen Stellen unberechtigte Zusätze gemacht hat, allerdings nach dem unkritischen Vorgang L. Hollands. In der kurzen Einleitung weist B. auf die Fülle des Anziehenden hin, das die Briefe bieten, auf die ungeschminkten Schilderungen der Persönlichkeiten und Zustände am französischen Hofe, die rückhaltlosen Urteile über verschiedene deutsche Höfe. Die Unbefangenheit und Derbheit, mit der Elisabeth Charlotte alles, selbst die anstössigsten Dinge, schreibt, ist nicht, wie B. mit Vischer behauptet, blos Zeugnis für die sittliche Gesundheit, die sich in der verdorbenen Anstandswelt rein bewahrt hat, sondern beweist zugleich die Ungeniertheit, man kann auch sagen Schamlosigkeit, die wirklich grobianische Art der höchsten Gesellschaftskreise, der Männer so gut wie der Frauen, in Frankreich sowohl wie in Deutschland. Die Kurfürstin wartete gelegentlich auch mit solchen Derbheiten auf (1, S. 116, 226), später wollte sie freilich nicht mehr über Unartiges lachen. Die Königin von Frankreich sprach an offener Tafel, ohne Scheu wie alle Damen, vor Herren von „jungfer Caterin“ (1, S. 23). Ueber die fürstlichen knallenden Konversationen (1, S. 174 f.), über die unnatürliche Befriedigung der Wollust bei Männern und Frauen, über alle möglichen Wüstereien selbst der jungen Mädchen lesen wir mehr als zu viel. Die jungen Herren am Hofe sind ohne politesse wie die rechten Bauern, alle feine Unterhaltung bei Hof hört auf, die Mode, dass Männer und Frauen zusammen sprechen, ist abgekommen. Wer sein Kind wohl erzogen haben will, darf es nicht nach Paris schicken, dort lernt es nur Brutalität, Desbauchen und italienische Laster. Oft vergleicht Elisabeth Charlotte die französischen Moden mit den deutschen. Da man am Brandenburger Hofe in allem à la mode sein wolle, so solle man dort bedenken, dass man in Frankreich garnicht öffentlich küsse. Kein Seelenmensch trage in Paris aigretten auf dem Hute, wie der Kurfürst von Brandenburg es wolle, höchstens ein boucle von diamant brillant. Sehr oft spottet sie über die Vorliebe des Königs von Preussen für Ceremonien: sie seien sein bester regal. Sie gesteht zu, dass in Frankreich mehr Zwang bei den grossen Ceremonien sei als in Deutschland. Entrüstet ist sie über das Vorwiegen der französischen Sprache an den deutschen Höfen (1, S. 193; 2, S. 142), über das Eindringen französischer Hofsitte in Deutschland, über die Verblendung der deutschen Fürsten, über das rasche Verbauern der deutschen Edelleute. Mit Verachtung

---

Lichtdrucktafel: „furstlicher Lustgarten zu Stuettgart“ gez. v. E. v. Hulsen, gest. v. M. Merian.) — 25) E. Bodemann, Aus d. Briefen d. Herzogin Elis. Charl. v. Orléans an d. Kurfürstin Sophie v. Hannover. E. Beitr. z. Kulturgesch. d. 17. u. 18. Jh. Hannover, Hahn. I: VIII, 439; II: 412 S. M. 20,00. [J. Wille: DLZ. 12, S. 1416/7; K. Br.: LCBl. S. 1582/3.] (Vgl. o. I,3

Wichtig für die Erforschung des Geisteslebens und besonders des Gefühlslebens sind die Veröffentlichungen von vertraulichen Briefen und von Denkwürdigkeiten. Vertrauliche Briefe eines höheren österreichischen Offiziers, des Feldmarschalls Ernst Rüdiger Grafen von Starhemberg, aus der Zeit der Türkenkriege, den Jahren 1682—99, gab von Renner[21]) getreu nach den Hss. mit erläuternden Anmerkungen heraus. Ernst Rüdiger ist darauf bedacht, die Armee kriegstüchtig zu erhalten; er ist empört über die Intriguen seiner Widersacher am Hofe, die ihn überall hemmen, besonders über die „gar zu nasweisen jungen Ministri, die von allem raisoniren wollen“. Man solle die Sachen „forhero, ehe mann sie fornimd, woll überlegen und nicht gleich so liederlicher weis die reputation der waffen durch einen schbetlichen Abzug in gefar sezen.“ Er sagt offen und deutlich seine Meinung, führt aber, wenn man ihm nicht folgt, den gegebenen Befehl aus, anderen die Verantwortung zuweisend. Unverhohlen spottet er über die Anwesenheit der „Heiligen“, d. h. der Geistlichen im Kriegslager, die „Stadsmirakel“ haben wollen. Der grossen „Circumspection“ des Kaisers, auf dessen Gerechtigkeitssinn er unerschütterlich baut, freut er sich, lässt aber doch die diplomatischen Schachzüge der Alliierten nicht aus den Augen. Das Leben am Hofe, besonders die an demselben beliebten theatralischen Aufführungen sagen dem alten Haudegen nicht zu (S. 294). Er ist empört, dass man in Wien „nichts anderes redet als von balleten, verkleidungen und commedien“, und dass einer, „der eine commedi agirt, mer gilt, als einer so eine festung oder batallia erhalten had“. — Lehrreich ist eine Vergleichung dieser Privatbriefe mit den französisch geschriebenen Denkwürdigkeiten zweier brandenburgischer Staatsmänner aus dem Ausgange des 17. Jh., des Nik. Barth. Danckelmann und des Leberecht von Guericke, von denen Breysig[22]) grössere Bruchstücke veröffentlichte. Während der Oesterreicher geistig geweckt ist und rückhaltlos Kritik übt, verrät sich bei den Brandenburgern eine auffallende Beschränktheit; sie haben nicht das geringste Urteil über die Motive und den inneren Zusammenhang der Politik ihres Staates, der sie kritiklos gegenüberstehen. Auch darin zeigt sich ein grosser Unterschied, dass der Oesterreicher uns in ein entwickeltes Gemütsleben blicken lässt, während uns bei den Brandenburgern eine gewisse Starrheit und Unaufgeschlossenheit des Empfindungslebens entgegentritt. Mit Unrecht nennt B. dieselbe die innere Unaufgeschlossenheit der Deutschen jener Tage. Es bekundet sich hier die Individualität nicht der Personen, sondern der Volksstämme, denen sie angehören: das Gefühlsleben war in den verschiedenen Gegenden Deutschlands durchaus verschieden entwickelt. — So finden wir auch ein überaus reich entfaltetes Gefühlsleben und das Bedürfnis, es zur Geltung zu bringen, bei dem damaligen Kaiser Leopold I. Das ergiebt sich aus der Abhandlung Pribrams[23]) über die Heirat des Kaisers mit Maria Theresia, für die er die zahlreichen, bisher nur unzulänglich benutzten, vertraulichen Briefe Leopolds an seinen Freund und Gesandten, den Grafen Eusebius von Pötting, aus den Jahren 1663—74 verwertete. Möchte P. recht bald Zeit und Musse für die in Aussicht gestellte Herausgabe dieser wertvollen Urkunden finden, die ebenso ergiebig für die Zeitgeschichte wie für die Geschichte des deutschen Gefühlslebens sind. —

Ueber das Hofleben und die gesellschaftlichen Zustände dieses Zeitalters liegen verhältnismässig die meisten Arbeiten vor. Einen ausführlichen Bericht über die Feier einer Kindtaufe im Jahre 1616 am herzoglichen Hofe zu Stuttgart, den der gelehrte Augsburger Kunstkenner Phil. Hainhofer, geb. 21. Juli 1578, gest. 23. Juli 1647, dem Herzog Philipp II. von Pommern erstattet, veröffentlichte von Oechelhäuser[24]). In einer umfangreichen Einleitung gab er Aufschluss über den Berichterstatter und seine vielseitige Thätigkeit als politischer Agent und Unterhändler in Kunst- und kunstgewerblichen Sachen. Hainhofer stand in den Diensten verschiedener Fürsten; einen besonders lebhaften Verkehr hatte er mit dem kunstliebenden Pommernherzog. Seine Korrespondenz ist eine der wertvollsten Quellen für die Geschichte seiner Zeit in kunst- und kulturgeschichtlicher Hinsicht. Hainhofers Berichte über seine verschiedenen Missionen sind uns meist in Abschriften erhalten; ein genaues Verzeichnis derselben giebt O. S. 258 ff. Ihr Hauptwert liegt in den lebendigen und genauen Schilderungen der Zustände der damaligen Zeit. O. benutzte für seine Ausgabe zwei gleichzeitige Abschriften des Hainhoferschen Berichtes, von denen die eine in der Wolfenbüttler, die andere in der Heidelberger Bibliothek bewahrt wird. Letztere zeigt mehrfache Abweichungen von der ersteren, Aenderungen, Zusätze und Streichungen. O. hält die Heidelberger für die Abschrift, die Hainhofer dem Kurfürsten Friedrich V. von der

— 21) V. v. Renner, Vertrauliche Briefe Ernst Rüdigers an seinen Vetter Gundacker v. Starhemberg, 1682—1699: Wiener Kommunal-Kalender NF. 18. (1890), S. 253-350. NF. 19. (1891), S. 291—374. — 22) C. Breysig, Aus d. Denkwürdigkeiten zweier brandenburg. Staatsmänner. Bruchstücke aus d. Memoiren v. N. B. Danckelmann u. L. v. Guericke: FBPG. 4, S. 177 bis 212. — 23) A. Pribram, D. Heirat Kaiser Leopold I. mit Margaretha Theresia v. Spanien: AÖG. 77, S. 319—75. — 24) A. v. Oechelhäuser, Philipp Hainhofers Bericht über d. Stuttgarter Kindtaufe im J. 1616: NHeidelbJbb. 1, S. 254—335. (Mit e.

die Garnison die Hauptsache ist, der alle übrigen, Männer und Frauen, zu Diensten stehen. Erwähnenswert ist die Nachricht, dass bei den Hoffesten Herren und Damen nach der Art der Juden[34]) getrennt sässen; bei grossen Essen der Bürger zeige sich keine Frau. — Geiger[35]) gab als Probe aus seinem umfangreichen Werke, welches die Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt von dem Regierungsantritte Friedrichs I. bis zum Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. behandelt, einen Abschnitt aus dem 1. Halbbande, der der Zeit des Erscheinens nach in den nächstjährigen Bericht gehört. — Ueber die Feier der Vermählung des Markgrafen Karl Friedrich von Ansbach mit Friederike, der älteren Tochter König Friedrich Wilhelms I. veröffentlichte Chr. Meyer[36]) Tagebuchaufzeichnungen des Herrn von Nostiz, der im Gefolge des Markgrafen gewesen. M. leitet seine Veröffentlichung ein durch Nachrichten über das vermählte Paar. Politische Berechnung hatte sie zusammengeführt, sie traten sich nie gemütlich näher und wurden nach der Geburt des zweiten Sohnes einander ganz entfremdet. Nostiz giebt eine genaue Schilderung der Hoffestlichkeiten. Bemerkenswert ist die Art, wie Braut und Bräutigam vom König und von der Königin zum Paradebett gebracht und vor demselben ausgekleidet wurden.[37]) — Vier Studien über Erscheinungen aus dem Gesellschaftsleben[38]) der damaligen Zeit sind anonym erschienen: 1. über das Tabaksdöschen[39]). Der Tabak hat sich im 17. Jh. seinen Weg von unten nach oben gebahnt, von den rohen Kriegsknechten zu den feinen Herrschaften. In der schönen Litteratur fand er besonders von 1690—1730 begeisterte Verehrer. Auf das gesellige Leben übte er eine einseitige Wirkung, er blieb auf die Männerwelt beschränkt, die er in der Tabagie, im Tabakskollegium vereinte, da sich dem Tabaksgeruch die Räume für feinere Geselligkeit verschlossen. Als Schnupftabak drang das neue Reizmittel auch in die höhere Gesellschaftswelt und erlangte darin solche Bedeutung, dass die zierliche Tabaksdose in der ersten Hälfte des 18. Jh. zu den beliebtesten Prunkstücken gehörte, die artig zur Schau getragen wurden. Das Döschen spielte sogar eine vertrauliche Mittlerrolle in der Beziehung der Geschlechter zu einander. — 2. Ueber die Musche, das Schönheitspflästerchen[40]). In Bild und Wort hat sich das Andenken der Herrschaft dieses Schönheitsmittels, die von 1640—1780 dauerte, erhalten. Die Sucht der Verkleidung, der Verwischung aller individuellen Züge musste in dem Zeitalter des höfischen Absolutismus reiche Nahrung finden. Die Geschichte des Schminkpflästerchens ist daher für diese Zeit recht bezeichnend. Zuerst wurde es zum Verdecken von Hautschäden gebraucht, später ohne diese Veranlassung allein kontrastierend zur wirkungsvolleren Hervorhebung schöner Gesichtsfarbe. Die Mode verbreitete sich von Frankreich aus über England und Deutschland und erhielt sich trotz aller Angriffe und Verbote. Die galante Dichtung der Zeit fand in der neuen Zier einen dankbaren Stoff für witzige Spielereien. Das Muschenschächtlein gehörte damals zur unentbehrlichen Ausrüstung der Putztische. Die moralischen Wochenschriften, die in Frauenkreisen viel gelesen wurden, eiferten sehr gegen die Musche. Sie verschwand in Deutschland, als sich in der Mitte des 18. Jh. der Sinn für edle Natürlichkeit regte. — 3. Ueber das L'Hombre[41]). Auch die Geschichte dieses Spiels ist charakteristisch für die Zeit seiner besonderen Beliebtheit. Es ist spanischen Ursprungs, gewann erst in Frankreich volle Ausbildung und kam gegen Ende des 17. Jh., als es in Frankreich schon an Ansehen verloren, nach Deutschland, wo es als das sinnreichste und lustigste Kartenspiel eifrig gepflegt wurde. Die Kenntnis des Spiels gehörte zu den unerlässlichen Forderungen galanter Bildung bei Männern und Frauen, adligen und bürgerlichen Standes. Durch das Zusammenspiel von Männern und Frauen gewann das L'Hombre direkten Einfluss auf die Bildung eines feineren gesellschaftlichen Tons. Die genaue Kenntnis der Spielregeln ist erforderlich zum vollen Verständnis der litterarischen Schöpfungen aus der Zeit der höchsten Beliebtheit des Spiels. — 4. Ueber artig und galant[42]). Diese Lieblingswörter des 18. Jh. enthüllen uns in ihrer Bedeutung und Geltung die letzten Ziele geselliger und aesthetischer Kultur der Rokokozeit, deren Wesenseigenheiten darin zum Ausdruck gelangt sind. Die Geschichte des Wortes „galant" wird im Anschluss an R. Hildebrands Ausführungen im Deutschen Wörterbuche gegeben. „Galant", seit 1670 in Gebrauch, erhält immer volleren Klang, bis es allmählich von „artig", das sich ihm zuerst zugesellt, verdrängt wird; eine Zeitlang half man sich gedankenlos mit der Verbindung beider Ausdrücke. Am freiesten entwickelte sich die „artig-galante" Kultur in Kursachsen. —

---

o. I,3 N. 312.) — **34)** (I,3 N. 174.) — **35)** L. Geiger, Am Berliner Hofe vor 200 Jahren. Hofdichter u. Hoffeste: FZg. N. 57 u. 58. — **36)** Chr. Meyer, Am Hofe Friedrich Wilhelms I.: VossZg[B]. N. 33, 34, 36. — **37)** (I,3 N. 32, 323.) — **38)** (I,3 N. 48a, 127.) — **39)** D. Tabaksdöschen. E. Rokokostudie: Grenzb. 50, I, S. 322—30. (Vgl. für N. 39–42 o. I,3 N. 24. Vf. d. 4 Artikel ist Paul Hofmann.) — **40)** Rokokostudien. 2. D. Musche: ib. S. 510/8. — **41)** Rokokostudien. 3. D. L'Hombre: ib. 50, II, S. 192—202. — **42)** Rokokostudien. 4. Artig u. galant: ib. S. 571—81. —

spricht sie von den französischen Kleidermoden; in Paris sei man allerdings noch toller darin als am französischen Hofe. Unbegreiflich ist ihr die Vorliebe der französischen Damen für dunkle Zimmer: sie schliessen sich von aller Luft ab und delicatieren sich so. Fast übertrieben ist ihr Adelsstolz. Voll Verachtung blickt sie auf das peuplevolk, das geadelte Lumpenzeug. Den Deutschen spricht sie mehr wahre grandeur zu als den Franzosen, denn die Deutschen (sie denkt nur an den höchsten Adel) haben keine Bürger zu Verwandten, dienen nicht und sind keine sujetten; entsetzlich ist ihr das Eindringen Unebenbürtiger in alte Geschlechter, sie hasst den Mischmasch, den Mäusedreck. Zu ihrem Aerger encanaillieren sich auch die Deutschen, sehen nicht mehr auf Ahnen, sondern nur auf Geld. Dieser Auffassung entspricht es, dass sie 40 Thaler für einen auf der Wildschweinsjagd angeschossenen Bauern „vor so ein mensch grosses present“ nennt. Hoch überragte sie dagegen ihre Zeit durch ihre religiöse Toleranz, die bei ihr aus wirklicher Ueberzeugung hervorgegangen. Sie war der Meinung, dass in der Welt nur Eine rechte Religion sei, die von den ehrlichen Leuten; sie stand hoch über allem Konfessionalismus, sie wollte nur Christin sein. Sie hielt es für eine grosse Thorheit, dass man alle Gemüter zwingen wolle, nur einen Glauben zu haben; gegen die Anmassung der Pfaffen, mochten sie einer Konfession angehören, welcher sie wollten, war sie gleichmässig eingenommen. Sie war „persuadirt, dass einer, so nichts glaubt und wol lebt, eher selig wird als einer, so alles glaubt und übel lebt“. So mochte sie glauben, dass sie „bald un petit religion apart moy“ habe. Sie wie ihre Tante waren der Ansicht, dass die Menschen „unsers herrgotts marionetten sein“, dass alles in der Welt ein Verhängnis sei. Auf diese Weise konnte sie nicht begreifen, dass die Lutherischen Mühe hatten, katholisch zu werden, da sie ja doch die katholischen Ceremonien glaubten: der Unterschied im Glauben sei so gering, dass es der Mühe nicht wert sei, darüber zu disputieren. Nach alle dem darf man Elisabeth Charlotte nicht gerade wegen ihrer evangelischen Glaubensstärke feiern, wie das meistens geschieht, auch von Bodemann[26]) in seiner ausführlichen Charakteristik der Herzogin, deren edlen, echt deutschen Tugenden er sonst durchaus gerecht wird.[27]) — Eine Reihe kleinerer Aufsätze beschäftigen sich mit dem Hofleben der damaligen Zeit, auf Grund zeitgenössischer Berichte. Nähere Mitteilungen über das Leben am dänischen Hofe gab Chr. Meyer[28]) nach den Aufzeichnungen der Leonore Christine von Schleswig-Holstein, Tochter Christians IV. von Dänemark, vermählt mit dem dänischen Reichsstatthalter Corfitz Ulfeldt. — Pribram[29]) veröffentlichte den politischen Bericht eines unbekannten Franzosen über den Wiener Hof nach einer alten Abschrift, nicht nach dem Original, was dem Herausgeber entgangen. Der Franzose schilderte seiner Regierung unbefangen, was er gesehen und gehört, er war wohl vertraut mit allen Verhältnissen der leitenden Persönlichkeiten und mit den socialen Zuständen Wiens. Besondere Hervorhebung verdienen die Nachrichten über das sittlich reine Privatleben Leopolds I., seine zärtliche Liebe zu seiner Gattin und seine Vorliebe für Musik. Der Kaiser unterhielt danach eine zahlreiche Kapelle, welche aufführte „des mystères qu'il compose lui-même“. Wenig entzückt war der Franzose von der einzigen öffentlichen Lustbarkeit, den Theatervorstellungen („la comédie allemande“), in die man nur gehe, um sich zu treffen, nicht der Aufführungen wegen. Vortrefflich fand er die Erziehung der jungen Adligen, die lateinisch, französisch, italienisch und spanisch sprechen lernten, aber trotz aller ihrer Kenntnisse später bald verbauerten. Die Vorliebe des Kaisers für theatralische Aufführungen bei Hofe (vgl. o. N. 21) spricht sich auch aus in einer gelegentlichen Aeusserung Leopolds, die in Pribrams Abhandlung (s. o. N. 23) S. 364 angeführt ist: „Den Geburtstag meines Gespons haben wir sollemnissime celebrirdt mit einer Comedi, Gala und ein Ballet, welches Prinz Karl von Lotringen sambt etlichen mein Kammerern gedanzt hat, und ist ein so galantes festl gewest, als eines dahie gesehen.“ — Ueber Berlin[30]) und das Leben am Berliner Hofe zur Zeit des Kurfürsten Friedrichs III. geben erwünschte Nachricht Mitteilungen aus Denkwürdigkeiten eines italienischen Edelmannes, des Fra Allessandro Bichi[31-32]), der nach eigener Anschauung rückhaltlos und freimütig, aber mit Anerkennung aller Vorzüge der Fremde und wahrheitsgetreu berichtet. Besonders eingehend bespricht er die Lebensweise des Herrscherhauses, die Morgentafel des Kurfürsten, die Mittagtafel der Kurfürstin und die Reiherbeize. — Eine Schilderung Berlins von einem Sachsen aus der Umgebung des Grafen Flemming, der sich 1723 einige Zeit in Berlin aufgehalten, machte Schmoller[33]) bekannt. Sie ist voll Spott über den König Friedrich Wilhelm I.; die Stadt vergleicht sie einer Grenzfestung, wo

---

N. 415.) — **26**) id., Elisabeth Charlotte v. d. Pfalz, Herzogin von Orléans: HTb. VI. F., 11, S. 1—76. (Vgl. o. I,3 N. 416.) **27**) × A. Beneke, E. deutsche Frau in Frankreich: Bär 17, S. 176/8, 192/5. — **28**) Chr. Meyer, Aus d. Memoiren e. Königstochter d. 17. Jh: HambNachrS. N. 23, 24. — **29**) A. Pribram, Aus d. Bericht e. Franzosen über d. Wiener Hof in d. Jahren 1671 u. 72: MIÖG. 12, S. 270—96. — **30**) (I,3 N. 309a) — **31**) Berlin u. sein Hof im J. 1696. Reiseerinnerungen d. Fra Alessandro Bichi aus Siena: Grenzb. 50, I, S. 20—30, 71—81. (Uebersetzt aus d. Rassegna nazionale v. Febr. 1888. Vgl. o. I,3 N. 311.) — **32**) (I,3 N. 310.) — **33**) G. Schmoller, E. Schilderung Berlins aus d. J. 1723: FBPG. 4, S. 213/6. (Vgl.

das die Signatur Ms. Germ. 8⁰ 231 trägt und aus 108 Blättern besteht, von denen 92 beschrieben sind. Es enthält eine Sammlung von Studentenliedern und volkstümlichen Kunstliedern. Im ersten Teile der Arbeit, der dem litterarischen Inhalt der Hs. gewidmet ist, werden die Autoren der einzelnen Lieder, Simon Dach, Ph. Zesen, Gabriel Voigtländer, Christian Weise usw. nachgewiesen und einige nicht gerade tiefgehende Bemerkungen über die einzelnen Texte gemacht. Der zweite Teil ist der Untersuchung der Melodien gewidmet, dem sich dann ein Register der alphabetisch geordneten Liederanfänge anschliesst. Die Initialen des Titels: „C: C: N: M. Hymnorum Studiosorum Pars Prima" sind auf der Rückseite des Titelblattes als „Christian Clodius Neostadensis Missnicus" aufgelöst. N. hat ermittelt, dass der Sammler am 18. Okt. 1647 zu Neustadt bei Dresden geboren wurde. Clodius' Vorrede wimmelt, dem damaligen Studententon entsprechend, von Unflätigkeiten; ebenso sind, neben ganz sinnigen Liedern der schon erwähnten Autoren und einzelnen noch heute in leicht veränderter Gestalt gesungenen, auch noch ganz im Geschmacke der Zeit derbe zotige Dichtungen enthalten. — Ernsteren Charakter trägt die Hs., über die R. von Liliencron [4]) berichtet. Es sind vorwiegend lateinische, aus Fragmenten des Hohenliedes zusammengesetzte, und nur wenige deutsche Gesänge, die übrigens alle schon deswegen nur einen bescheidenen Wert haben, weil sie uns fragmentarisch überliefert sind. Die 43 Lieder der Hs., die der Quinta Pars des „Theatrum musicum" von Orlandus Lassus beigebunden ist, bieten nämlich nur die fünfte bezw. sechste Stimme der Gesänge, und erst mit der Auffindung der anderen Stimmen, die durch Veröffentlichung dieser Fragmente angeregt werden sollte, würde eine Vervollständigung und damit die wissenschaftliche Abschätzung des Fundes möglich sein. — Damit ist der Vorrat an Mitteilungen neuer volkstümlicher Lieder erschöpft, denn in dem sonst noch bekannt gewordenen Hinweis von Mülinens [5]) auf zwei historische schweizer Volkslieder aus dem Vilmerger Kriege von 1712 ist nur erwähnt, dass das eine sich in spöttischer Weise gegen Bern, das andere in demselben Tone gegen die Stadt Baden nach ihrer Kapitulation wende, ohne dass wir näheres über Aufbewahrungsort oder Form der Lieder erfahren. — Aber auch für die Kunstdichtung fliessen die Quellen diesmal sehr spärlich. Die von R. M. Werner [6]) mitgeteilten Auszüge aus einem Stammbuch des 17. Jh. sind litterarisch wertlos, weil sie meist bekannte Citate fremder Autoren bringen, und haben nur insofern Interesse, als sich einige Namen litterarisch nicht unbekannter Persönlichkeiten darin finden. — Aus dem 18. Jh. wird uns wohl mehr Stoff geboten, er ist aber gleichfalls künstlerisch unbedeutend. Ein im Kgl. sächsischen Hauptstaatsarchive in Dresden von Distel [7]) aufgefundenes Gedicht von J. U. König, eine poetische Begrüssung bei einer 1722 für 14 der ältesten „respektive Ministers und Cavaliers aufs magnificeste veranstalteten Tafel", hat fast nur sittengeschichtliche Bedeutung als Beitrag zur Kenntnis des Treibens am Hofe Augusts II. Die 25 vierzeiligen Strophen sind von einer forcierten Lustigkeit, wie sie sich in den heiter sein sollenden Gelegenheitsdichtungen des vorangegangenen Jh. findet. — Ein ähnlicher „Pritschmeisterton" erklingt auch in den aus einem Sammelbande der Rostocker Universitätsbibliothek von F. Lindner [8]) abgedruckten Gevatterbriefen und Danksagungen desselben Dichters, die höchstens für den, wohl nicht zu erwartenden, Biographen Königs von Nutzen sein könnten. In demselben Bande und von gleicher Hand geschrieben findet sich noch ein Württembergischer Hochzeitsbrief an den König August, den Distel auch in einem Einzeldruck auf dem Dresdener Hauptstaatsarchiv entdeckt hat. L. vermutet, da das Gedicht ganz den Stil und das geistige Gepräge J. U. Königs zeigt, dass dieser die Verse für den unterzeichneten, aber nicht weiter nachweisbaren J. G. Bulissus gedichtet habe. Mehr Aufmerksamkeit verdient eine in der gleichen Hs. befindliche, aber von einer anderen Hand herrührende poetische Spielerei, „Derer meisten Europaeischen Höfe à l'Hombrespiel", die aus der Zeit des polnischen Erbfolgekrieges 1733—35 herrührt und eine in den Flugschriften und in obscönen Liedern des 17. Jh. beliebte Einkleidung der Satire in die Bilder und Bezeichnungen des Kartenspieles verwendet. — Genau aus derselben Zeit stammen auch drei in der Hamburger Stadtbibliothek aufbewahrte Festgedichte auf die Vermählung Friedrich des Grossen, von denen F. Winter [9]) das dritte, von der Neuberin verfasste, Stück für litterarhistorisch bemerkenswert genug hält, um es durch einen Neudruck wieder bekannt zu machen und durch genaue Angaben über die darin erwähnten Personen zu erläutern. Es ist im üblichen Stile der Casualdichtungen gehalten, nur noch nüchterner und unbeholfener als derartige Arbeiten aus dem ausgehenden 17. Jh., die wenigstens durch Metaphernpomp und Prunkworte Poesie heuchelten. — Wie verknöchert die Formen der Gelegenheitsdichtungen [10]) waren, bekundet auch ein fast gleichzeitiges,

---

deutschen Liedes d. 17. Jh. Leipzig, Druck von Breitkopf & Härtel. 66 u. 2 unp. S. — 4) R. v. Liliencron, E. hs. Sammlung v. Gesängen aus d. 17. Jh.: MhMusikG. 23, S. 129—39. — 5) v. Mülinen: AHVBern 13, S. XXXIII. (Nach mündlicher Mitteilung.) — 6) R. M. Werner, Aus e. Stammbuch d. 17. Jh.: s. o. III 1 : 17. — 7) Th. Distel, E. Gedicht Ulrich Königs: VLG. 4, S. 578—82. — 8) F. Lindner, Rostocker Findlinge: ib. S. 582—94. — 9) F. Winter, E. Gedicht d. Neuberin auf d. Vermählung Friedrichs d. Grossen: ib. S. 159—66. — 10) × F. Otto, E. Reim Hellmunds auf sich selbst: AnnVNassauG.

im Jahre 1731 entstandenes, nach dem im Besitze des Prof. L. Hirzel befindlichen Original wieder abgedrucktes Grabgedicht, wo die „höchst beliebte Ehren-Persohn des unvergleichlichen Herrn Christoph Steigers bey Lebzeiten Ruhmwürdigst gewesenen Herrn Schultheissen der hohen Stands und Souverainen Republic Bern“ als Christlicher Regenten-Spiegel [11]), bis aufs kleinste nach den älteren Mustern dieser Gattung gebildet, vorgeführt wird. — Nur als ein Beleg dafür, dass auch im Elsass die Litteratur zur Zeit Gottscheds genau auf dem künstlerischen Niveau des übrigen Deutschland stand, haben auch ausserhalb des Elsasses Martins [12]) Mitteilungen einigen Wert. Es werden Ergänzungen und Ausführungen zu seinen JbGElsLothr. 4, S. 58 f. abgedruckten Anmerkungen über die Strassburger Dichterin Frau Professor Katharina Salome Linck, dann aus Bielefelds „Progrès des Allemands“ ein Bericht über die Privataufführung ihrer Polyeuktübersetzung und endlich aus Megalissus' Deutscher Jesuitenpoesie die Titel und Anfangsverse der aus dem Elsass stammenden fünf Dichtungen veröffentlicht. Eine Bemerkung, dass der streitbare und gelehrte Herausgeber, der Litzel hiess, bei dieser Sammlung von der Absicht geleitet worden sei, die Jesuiten lächerlich zu machen, und daher die schlechtesten Dichtungen ausgewählt habe, wäre wohl zur richtigeren Beurteilung der verzeichneten Werke wünschenswert gewesen. —

Etwas reicher als für die Vermehrung der Litteraturdenkmäler hat die Forschung für die biographische Ermittlung der Lebensverhältnisse deutscher Dichter dieses Zeitraumes gesorgt. Hier hat aber fast nur die ADB. wirksam eingegriffen; ausserhalb dieser Quelle, deren Versiegen beim nahen Abschluss des Werkes ja bevorsteht, locken nur zwei Arbeiten zu ernsterer Durchforschung: die beiden Pole der weltlichen Lyrik des 17. Jh., Weckherlin und Hofmannswaldau, haben beide im Berichtsjahr eine treffliche monographische Behandlung gefunden. Weckherlin hat sein Landsmann Hermann Fischer [13]) ein würdiges Denkmal gesetzt. Zu den älteren Darstellungen von Conz, Höpfner, Goedeke, den aus englischen Quellen stammenden Mitteilungen von W. Brinchley Rye, sowie den interessanten Nachrichten, die Althaus in der AZg. veröffentlicht hat, tritt nun F.s Biographie, die nicht nur das Bekannte zusammenfasst, sondern auch reichlich Neues bietet. Unter anderem wird durch Boltes Vermittlung der Name von Weckherlins Frau als Elisabeth, Tochter von Francis Raworth Esq. of Dover, festgestellt. Wir werden dann genauer als bisher über die Stellungen unterrichtet, die der weltgewandte Schwabe in England erlangt hat. Aus dem Jahre 1625 stammt die erste Notiz, in der er als in englischen Diensten stehend erscheint. 1644 ist er Secretary for foreign tongues des Commithee of the two Kingdoms. Nach einer anderen Angabe, die sich auf das folgende Jahr bezieht, soll er auch die Stellung eines Censors der officiellen Presse, „Licenser of the Press“, innegehabt haben. Ganz eigenartig berührt es, unsern schwäbischen Dichter in amtlichen Beziehungen zum Vf. des „Verlorenen Paradieses“ zu sehen. 1649 scheint Milton Weckherlins Nachfolger zu sein. 1652 wird der durch Undank und Missgunst gebeugte deutsche Dichter dem inzwischen erblindeten Milton als assistierender Sekretär beigegeben; diese Stellung aber hatte er nur kurze Zeit inne, da drei Monate vor seinem 1653 erfolgten Tode schon ein anderer als sein Nachfolger genannt wird. Im Anschluss an die biographischen Mitteilungen hat F. ein ebenso feinsinniges als zutreffendes Bild von dem Dichter Weckherlin entworfen, das sich von landsmannschaftlicher Ueberschätzung ganz freihält. Die Charakteristik gipfelt in der Bemerkung, dass Weckherlins Dichtungen nicht Konfessionen, sondern Stil und Konvention darstellen, und die Streiflichter, die in F.s Auseinandersetzung auf Weckherlins litterarisches Wirken fallen, erhellen auch das Bild der Renaissancelyrik, für die der Autor mit Wärme gegen Goedekes etwas einseitige Ueberschätzung der Reformationslitteratur eintritt. —

Der auf den 3. Juni des Berichtsjahres gefallene 300j. Geburtstag J. W. Zinkgrefs hat weder in der Litteratur noch in der Tagespresse besondere Beachtung gefunden. Der einzige ihm gewidmete Aufsatz [14]) bringt nur eine Zusammenstellung der durch die Arbeiten Schnorrs u. a. bekannten Daten. Ueber einen anderen Dichter derselben Zeit, J. M. Schneuber, einen elsässischen Poeten, der zwar ein Vertreter der neuen Opitzischen Kunstrichtung war, aber nicht die Kraft besass, auch auf seine Umgebung zu wirken, hat Martin [15]) eine knappe biographische Notiz, über die „Pommersche Sappho“ Sibylla Schwarz, deren frühes Hinscheiden angesichts ihrer poetischen Begabung tragisch anmutet, hat Häckermann [16]), über den jugendlichen Opitzianer

23, S. 114. (Nichtssagender „Schlussreim“ auf seine eigene öffentliche Thätigkeit.) — 11) Christlicher Regenten-Spiegel: BernTB S. 101/8. — 12) E. Martin. Elsässische Litt. z. Zeit Gottscheds: JbGElsLothr. 7. S 117—22 — 13) H. Fischer, Georg Rudolf Weckherlin (= Beitrr. z. Litt.-Gesch. Schwabens. Tübingen, Laupp. VI, 246 S. M. 4,00. S. 1—40). — 14) H. Gr., D. Gedächtnisse W. Zinkgrefs. Z. 300j. Geburtstage d. Dichters am 5. Juni 1891: VossZg. N. 251. — 15) E. Martin, Joh. Mathias Schneuber: ADB. 32, S. 172/3 — 16) Häckermann, Sibylla Schwarz: ib. 33, S. 248/9. — 17) J. Bolte, Michael

Michael Schneider, der sich mehr durch vielseitige Bildung und Sprachgewandheit als durch Selbständigkeit auszeichnete, Bolte[17]) biographisches Material beigebracht.[18]) —

Die auf Opitz gerichtete Forschung hat diesmal geruht, dagegen tritt mit fast gesetzmässiger Regelmässigkeit wieder Dachs „Aennchen von Tharau" auf den Plan. Músiol[19]) will die für ihn noch immer nicht gelöste Frage[20]) nach der Autorschaft des Dachschen Gedichtes zu beantworten suchen. Bei dieser Gelegenheit teilt er Dachs Leben im Auszuge mit; seine Quelle ist „Der vortrefflichsten Teutschen Poëten verfertigte Meister-Stücke, wobei jedesmahl das Leben eines solchen Tichters, der den Nahmen eines vortrefflichen, Bei der galanten Welt durch seine Geschicklichkeit verdienet" (Rostock und Parchim 1721 und 1724). Sodann wird die Geschichte des viel umstrittenen Gedichtes erzählt. M. zweifelt wegen der in Alberts Arien dem Abdrucke beigefügten Ueberschrift „Aria incerti autoris" Dachs Urheberschaft an, was schon W. Tappert früher bezüglich der Melodie bei Albert gethan hat. Dann wird der Charakter des Liedes als Hochzeitsgedicht geleugnet und endlich die Hypothese aufgestellt: „Eher lässt sich annehmen, dass Dach, der fortwährend Kränkelnde, aber gewiss im Umgang geistreiche und berühmte „Con-Rectoris" (!!), ein Liebesverhältnis mit Anke hatte und das immer Schmollen, immer Grollen auch bei ihnen nicht ausgeblieben sein mag. Man versöhnte sich wieder und infolge dessen entstand das Gedicht." Einfacher lässt es sich allerdings nicht machen![21]) —

Ueberflüssige Mühe, längst Festgestelltes von neuem zu beweisen, giebt sich Detlefsen[22]) in seinem, dem geschäftlichen Treiben J. Rists gewidmeten Schriftchen. Nach der von Frick allerdings verstümmelt überlieferten Mitteilung der Urkunde, mit der Rist dem Georg Struve die Würde eines gekrönten Poeten verlieh, nach v. Waldbergs und Draesekes Aeusserungen (vgl. JBL. 1890) war es unnötig, einen so reichen Apparat von Urkunden zu entwickeln, um die unwiderleglich feststehende Thatsache abermals festzustellen, dass sich Rist geschäftliche Nebenvorteile bei den von ihm verliehenen Auszeichnungen zu verschaffen wusste. Der Wissenschaft ist auch nicht viel gedient, wenn wir ermitteln, dass Gottfried Treuer, Johannes Georgias ihre Dichterkrone dem „Rüstigen" danken. — Mehr als ein bescheidenes Plätzchen in der ADB. verdienen alle diese Dichter nicht, die nur das schwache Echo der grösseren und auch nicht grossen poetischen Stimmführer jener Zeit sind. Deshalb hat auch von Waldberg[23]) das Leben und Wirken eines Mannes wie G. H. Schreiber nur mit einigen Zeilen abgethan, und vielleicht ist damit bei dieser jeder individuellen Färbung entbehrenden Persönlichkeit schon zu viel des Guten geschehen. — Anders verhält es sich bei einem Namen wie J. Schwieger, an den sich, wie Reifferscheids[24]) biographischer Artikel zeigt, interessante litteraturgeschichtliche Probleme knüpfen. Jakob Schwieger, der „Flüchtige" der Zesenschen „Teutschgesinnten Genossenschaft", ist nach R.s Ausführungen zuerst von Moller in der „Cimbria litterata", dann von den meisten Litterarhistorikern bis auf die jüngste Zeit mit „Filidor dem Dorferer", dem Dichter der „Geharnschten Venus" und dem Vf. verschiedener Rudolstädter Festspiele aus den Jahren 1665/7 identifiziert worden. Dagegen wollte Goedeke diejenigen Schriften, die nach R.s Bemerkungen Schwiegers geistiges Eigentum sind und durchaus das Gepräge seiner Persönlichkeit tragen, zwei verschiedenen Autoren gleichen Namens zuschreiben, von denen der eine ein Theologe gewesen sein könnte. Jedenfalls ist hier noch vielerlei zu suchen und zu finden. Ueber Schwiegers Leben ist nur sehr weniges bekannt, und so sind auch die Forschungen sehr erschwert, die sich an die ihm zugeschriebenen Werke knüpfen. R. führt aus, dass die Moller allgemein nachgebetete Behauptung, die „Geharnschte Venus" sei ein Werk Schwiegers durch nichts begründet werde. Das Werk zeige sich vielmehr als eine der besten lyrischen Leistungen des 17. Jh., ist aus einem ganz anderen Kreise, aus ganz anderer Anschauungsweise und anderer Stilrichtung entstanden, als sie etwa Schwiegers geistige Atmosphäre darstellt. Dass der Rudolstädter Filidor nichts mit Schwieger gemein habe, ist schon von Martin nachgewiesen, und so schälen sich nun aus diesem einen Namen drei durchaus verschiedene Dichterindividualitäten, von denen leider die bedeutendste, der Vf. der „Geharnschten Venus", der unbekannteste ist. —

Scherer hat wohl auch den Vf. dieses Werkes gemeint, wenn er Schwieger den eigentlichen Minnesänger des 17. Jh. nennt, und an diesen muss man denken, wenn man ihn als einen Vorläufer der späteren schwülstigen Lyrik bezeichnete. Wendungen wie „Printz der Silberknechte" für „Mond" hätten auch Lohenstein oder Hofmannswaldau gebrauchen können, und Ettlinger[25]) hat in seiner schon erwähnten Mono-

---

Schneider: ib. 32, S. 142. — 18) X Flemming-Denkmal: HambCorr. N. 185. (Notiz.) — 19) R. Músiol, Aennchen v. Tharau: NZMusik. 87, S. 365/6, 372/5. — 20) X J. W. Braun, Aennchen v. Tharau: Didask. N. 29. (Altes korrekt wiederholend.) — 21) ○ XX F. W. Seraphin, E. Gedicht d. Petrus Mederus: KBlVSiebenbL. 14, S. 42/3. — 22) Detlefsen, Johann Rists geschäftliches Treiben als gekrönter Poet u. kaiserlicher Pfalz- u. Hofgraf: ZGSchleswG. 21, S. 245—93. — 23) M. v. Waldberg, Georg Heinrich Schreiber: ADB. 32, S. 472. — 24) Al. Reifferscheid, Jakob Schwieger: ib. 33, S. 443/7. — 25) J. Ettlinger, Christian Hofmann v. Hofmannswaldau. E. Beitr. z. Litt.-Gesch d. 17 Jh. Halle, Niemeyer. 128 u. 2 unpag. S. M. 2,80. |[W. Kawerau: AZg^B. N. 186; Grenzb. 50, IV. S. 246/8; LCBl. 1892, S. 574.]| (Auch als Heidel-

graphie über den letztgenannten Dichter gerade die „Geharnschte Venus“ zum Vergleich herangezogen, als er den Beweis antrat, dass die deutsche Litteratur schon vor Hofmannswaldau sich dem gezierten Schwulste, der sprachlichen Ueberwürze zuneigte. Hofmannswaldaus Stil erscheint hier mit vollem Recht nicht als ein plötzlich auftauchendes Phänomen, sondern als ein allmählich gewordenes Produkt der fremden und einheimischen geistigen Strömungen. Mit historischem Verständnis und gründlicher Belesenheit setzt E. auseinander, wie sich diese Geschmacksrichtungen und Stilformen in Hofmannswaldau als ihrem typischen Vertreter vereinigen. Bei aller Fülle der Belege behält E. doch noch die Herrschaft über den Stoff. Er wägt kritisch vorsichtig seine Funde ab, und so gelangt er beispielsweise trotz der starken Uebereinstimmung in Hofmannswaldaus und Marinos Dichten zu dem Ergebnis, dass wohl der Einfluss des Italieners ein starker und ausgedehnter war, dass aber Hofmannswaldau trotzdem frei von sklavischer Nachahmung gewesen sei. Er hat vielmehr Marinos barocke Darstellungsweise selbständig entwickelt und dieses Stilprinzip in seiner Art konsequenter angewendet als das Vorbild. Ueberhaupt ist die Arbeit reich an neuen Ergebnissen. Für den schwächsten Teil, den biographischen, standen E. viele an Hofmannswaldau gerichtete Briefe der Breslauer Stadtbibliothek, für andere Abschnitte des Buches eine Dresdener Hs. der lyrischen Gedichte zur Verfügung. Auf die Biographie folgt in der Untersuchung eine Besprechung der Hofmannswaldauschen Dichtungen. Bei den weltlich erotischen Gedichten werden die stofflichen Einflüsse Marinos und der Franzosen, bei den Epigrammen Loredanos Einwirkung auf diese Gattung behandelt. Gelegentlich der Besprechung der Heldenbriefe wird gegen v. Waldbergs Vermutung, dass Voiture mit einem Scherzbriefe, und Friebes Anschauung, dass Caspar Barlaeus der Anreger dieser Gattung bei H. sei, mit viel Wahrscheinlichkeit dem englischen Dichter M. Drayton und mit triftigen inneren und äusseren Gründen dessen „Englands Heroicall Epistles“ (London 1630) diese Einwirkung auf Hofmannswaldau zugesprochen. Die folgenden Kapitel, die der inneren Form der Hofmannswaldauschen Dichtung gewidmet sind, bieten interessante stilgeschichtliche Untersuchungen; das ganze Buch giebt ein zutreffendes litterarisches Bild der Barockzeit in der deutschen Litteratur. W. Kaweraus Anzeige dieser Monographie bringt anknüpfend an E.s Vergleich Hofmannswaldaus mit Wieland eine recht originelle, wenn auch nicht in allen ihren Teilen gleich überzeugende Parallele zwischen Hofmannswaldau und dem „dicken Lebemann an der Alster“, Friedrich v. Hagedorn. Derartige Parallelen sind ja nicht ganz ohne Wert, weil sie eine Art von „gegenseitiger Erhellung“ der verglichenen Objekte bewirken können. Einen anderen Vergleich versucht der anonyme Recensent der „Grenzboten“, der Hofmannswaldau zu Friedrich von Spee[27]) in Beziehung bringt. Nicht um diesen als ein Vorbild des „galanten“ Dichters hinzustellen, sondern um zu zeigen, „dass diese gekünstelte Sprache schon vor der Mitte des Jh. Deutschland nicht fremd war und daher Hofmannswaldau nicht der Vorwurf zu machen sei, dass er sich mit fremden, mit welschen Federn geschmückt habe“. — Fast gleichzeitig entstanden und früher erschienen als Ettlingers Untersuchung ist eine Abhandlung von M. H. Jellinek[28]), die sich mit Hofmannswaldaus Heldenbriefen beschäftigt. Sie werden mit den Ovidischen Heroiden verglichen; dann sind treffende Bemerkungen gemacht, die sich auf die Einkleidung beziehen, die Einwirkungen der Metrik auf die Form des Ausdrucks, die stilistischen Kunstmittel Hofmannswaldaus besprochen, und am Schlusse wird eine sehr hübsche Auseinandersetzung über die Concetti geboten. J. ist auch der Erste, dem die Thatsache aufgefallen ist, dass alle 28 Heroiden Hofmannswaldaus genau hundert Verse zählen, und er bespricht hier die Wirkung dieses Umstandes auf die Komposition dieser Gedichte. —

Vergleicht man die geistig so bewegte und erregbare Individualität Hofmannswaldaus mit der eines Zeitgenossen, den der Lokalpatriotismus der verdienten Vergessenheit entrissen hat, des clevischen Dichters J. Kayser, so mutet uns der von F. Schröder[29]) erzählte Lebenslauf des Letzteren fast wie ein kleinstädtisches Idyll an. Dort der weitgereiste, welterfahrene und hochgestellte Breslauer Ratsherr, an den die hochgehenden Wogen eines lebhaft bewegten geistigen Lebens heranstürmen, hier das friedliche, in enger Umgebung dahinfliessende Kleinleben eines Pastor primarius in Cleve. Von der neuen Weise, die draussen im Getümmel der Welt gesungen wird, dringen nur gedämpfte Klänge nach Cleve hinüber, und während Hofmannswaldau seine kurzen lasciven Stachelverse schrieb, müht sich der Vf. des in drei Bändchen erschienenen „Parnassus Clevensis“ ab, seine harmlosen „Beischriften“ in langatmigen, zu Abhandlungen sich erweiternden Anmerkungen zu kommentieren. Nur im Lobe seiner Amtsstadt klingen galantere Wendungen durch, auch von dem grossen Türken- und Franzosen-

---

berger Dissertation in gleichem Umfang erschienen.) — **26)** id., Briefwechsel zwischen Hofmannswaldau u. Harsdörffer: ZVLR. NF. 4, S. 100/3. — **27)** × H. Gruber, Friedrich von Spe. Z. 300j. Gedächtnistage am 25. Febr. 1891: Post v. 24. Febr. (Dürftige biographische Skizze.) — **28)** M. Jellinek, Hofmannswaldaus Heldenbriefe: VLG. 4, S. 1—40. — **29)** F. Schröder,

krieg kann man stark gemilderte Reflexe in seinen Dichtungen finden. Sein Witz erschöpft sich in kühnen Anagrammen („Germanikus — Nase im Krug“), und der in Lippstadt in der Mark geborene Autor weiss schon prophetisch Berolinum als „orbi lumen“ zu preisen. Hochzeits- und Leichencarmina werden angestimmt und Gedichte auf ruhmreiche Potentaten und „remarquable Begebenheiten“ in loyaler Gesinnung verfasst. Am besten gelingen ihm die „Carmina figurata“ nach der Art der Nürnberger Spielwaarendichter, und wenn er wirklich einmal in sanfte Leidenschaft gerät, so geschieht es im Eifer gegen die „Gut und Blut verderbenden Debauchen“, wie das Gesundheitstrinken, oder gegen Kaffee, Thee und Chokolade. Ueberall ersichtlich ist der Zug zu bessern und zu belehren, und der etwas naive Biograph meint mit Recht: „An Innocence lassen seine Gedichte nichts zu wünschen übrig.“ — Eine interessante Gegenfigur zu dem stillen im engen Kreise behaglich dichtenden Geistlichen ist sein Berufsgenosse Pastor Daniel Schönemann [30-31]), der durch seine infolge nervöser Kränklichkeit noch gesteigerte Gabe des Improvisierens aus ruhigen Verhältnissen herausgerissen und in den Wirbel der grossen Welt gestürzt wurde. In der bekannten Sammlung „Des Herrn von Hofmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene Gedichte“ wird zwar etwas ironisch erzählt, dass Schönemann, „dies Wunderwerk der Welt“, noch zuletzt die Gassen Berlins mit Reimen pflastern werde, aber Friedrich der Grosse und die gelehrten Kreise schätzten ihn dennoch. Allmählich durch Erfolg und Eitelkeit auf Abwege gebracht, ergiebt sich Schönemann dem Trunke und sinkt von Stufe zu Stufe. Erst später scheint der Verlorene durch Anschluss an die Böhmischen Brüder und den Grafen Zinzendorf die Ruhe gefunden zu haben, die ihm bis dahin gefehlt hatte. Seine weltlichen Dichtungen sind im Gegensatz zu den geistlichen nicht gesammelt. Schönemann geniesst den zweifelhaften Ruhm, das längste geistliche Poem geschaffen zu haben, ein Passionslied in 724 Strophen. — Eine gleich unglückliche Vereinigung von Begabung und Leichtsinn, nur noch gesteigert, tritt in J. Chr. Günther zu Tage, und ihre tragische Wirkung hat wie schon öfters auch in diesem Jahr einen dramatischen Dichter verlockt, dies eigenartige Dichterleben auf die Bühne zu bringen. Zwar ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass ein bedeutender Dichter uns auf poetischem Wege ein Charakterbild vergegenwärtigt, das an innerer Wahrheit einem durch biographische Kunst hervorgegangenen nicht nachsteht, jedenfalls aber ist von solchem Ziele Oekanders [32]) d. h. G. Hausmanns jüngste Tragödie in 5 Akten „Christian Günthers Genius und Schuld“ weit entfernt, die trotz allen Poeten, die darin eine Rolle spielen, und trotz den zugestutzten Einlagen Güntherscher Verse ebensowenig poetisch wie biographisch wahr ist. — Ueber Günthers, auch in seinen äusseren Schicksalen ihm nicht unähnlichen, Landsmann Sperontes, dessen bürgerlichen Namen, Joh. Sigismund Scholze, Spitta ermittelt hat, berichtet R. Kade [33]) und fasst alles bisher von Spitta und ihm Gefundene von neuem zusammen. Am Schlusse deutet er die Fragen an, welche die Forschung bei Sperontes noch zu lösen hat. — Ueber einen Hamburger Litteraten aus der ersten Hälfte des 18. Jh., den unter Richeys und Brockes' Einfluss stehenden G. Chr. Schreiber, bringt von Waldberg [34]) einige Nachrichten. Viel war über sein Leben und Schaffen nicht zu ermitteln. Er ist nur durch seine, „Proben der Niedersächsischen Poesie“ betitelte, Anthologie bekannt, die wieder nur dadurch einiges Interesse beansprucht, dass in ihr eine Polemik Schreibers gegen Gottscheds Bemerkungen über gewagte Wendungen in Brockes' Dichtungen enthalten ist. Es gehörte grosser Mut dazu, gegen Gottsched aufzutreten, der damals auf der Höhe seines Einflusses stand, fast ebensoviel wie bald darauf, sein Freund zu sein. — Chr. O. von Schönaich, dessen Lebensbild uns Jentsch [35]) liefert, hat die Folgen Gottschedscher Gunst erfahren. Sein Leben und Streben ist trotz aller Lächerlichkeit, in der ihn seine Zeitgenossen, Lessing voran, sahen, doch von tragischen Zügen nicht frei. Seine dichterische Thätigkeit gehörte einer Richtung an, deren Geltung bei seinem Auftreten bereits erschüttert war, und der von Gottsched unter dem Gelächter Deutschlands zum Dichter gekrönte Vf. des „Hermann“ hat als lebendig Toter die ganze Entwicklung der deutschen Dichtung bis zu ihrer klassischen Höhe, Schillers Tod und Kleists Schaffen erlebt. Ein Jahr nach Schönaichs Tode schrieb Kleist seine Hermannsschlacht. Eine Welt liegt zwischen beiden! —

Bei der Charakteristik, die H. Fischer (s. o. N. 13) von der Dichtung Weckherlins entwirft, macht er die zutreffende Bemerkung, dass bis ins 18. Jh. das Nebeneinander von geistlicher und weltlicher Dichtung allgemein üblich war und dass man an Klopstock und Schubart erinnern müsse, wenn man zeigen will, wie Form und Stil der geistlichen Lyrik neben der weltlichen Poesie einhergeht, ohne dass sie ein-

---

E. clevischer Dichter vor 200 Jahren: AnnHVNiederrh. 51, S. 1—19. — **30**) Pastor Daniel Schönemann, e. Berliner Improvisator d. 18. Jh.: NorddAZg[B]. N. 39. (Ausführlicher als N. 31.) — **31**) l. u., Daniel Schönemann: ADB. 32, S. 288/9. (Höchst dürftig.) — **32**) G. H. Oekander, Christian Günther oder Genius u. Schuld. Tragödie in 5 Aufzügen. Leipzig, Elischers Nachf. 170 S. M. 3,00. — **33**) R. Kade, Johann Sigismund Scholze (Sperontes): ADB. 32, S. 231/3. — **34**) M. v. Waldberg, Georg Christoph Schreiber: ib. S. 472. — **35**) Jentsch, Christoph Otto Freiherr von Schönaich: ib. S. 253/4. — **36**) J. Zahn,

ander berühren oder beeinflussen. Vielleicht deuten diese Ausführungen auch den Grund an für die merkwürdige Erscheinung, dass die Litteraturgeschichte bisher mit einer auffallenden Verblendung ihr Augenmerk fast nur auf die weltliche Lyrik gerichtet hat und die Erforschung der geistlichen Lyrik meist dilettantischen oder von ausschliesslich musikalischen und religiösen Gesichtspunkten geleiteten Forschern überliess. Und doch ist, wenn im 17. Jh. irgendwo Unvergängliches geleistet wurde, es fast nur hier zu suchen, und nirgends haben sich die Dichterindividualitäten so frei und so wenig berührt von Tagesströmungen und Moden entfaltet wie in der geistlichen Lyrik. So lange die methodische Forschung nicht schärfer zusieht, werden wir immer nur ein halbes und schiefes Bild von der Lyrik des 17. Jh. haben. Während die weltliche Lyrik alle wahre Empfindung und auch die äusseren Erlebnisse unterdrückt, während sogar der „blutleckende Krieg“ kaum irgend eine Beachtung findet, sind in den gleichzeitigen geistlichen Liedern die Not und der Jammer der Zeit, alle Gemütserschütterungen, bange Zweifel und felsenfeste Glaubenszuversicht, oft wahrhaft ergreifend und künstlerisch dargestellt. Es ist daher erfreulich, dass sich in jüngster Zeit die hymnologische Forschung wieder ernsthaft um diesen Zweig der Litteratur bemüht, und daher soll auch eine Arbeit, der sonst alle litterargeschichtlichen Zwecke fern lagen, hier erwähnt werden. Bei den engen Beziehungen, die zwischen der geschichtlichen Erforschung der Weise und des Textes bestehen, kann ein so monumentales Werk wie das von Zahn[36]) von weitgehendem Nutzen sein. Da die früheren Bände dieses Werkes in den JBL. noch nicht erwähnt wurden, so ist es vielleicht nützlich, einen Ueberblick über die Absichten des Herausgebers zu liefern. Z. will sämtliche Melodien der deutschen evangelischen Kirche von 1523 an bis in die neueste Zeit, sowohl die aus früheren Jhh. überkommenen oder aus anderen Kirchen entlehnten als auch die neu entstandenen, und zwar in genauer Wiedergabe ihrer ursprünglichen Form bezüglich ihres melodischen Ganges und ihres Rhythmus mit unterlegter erster Strophe des Liedes mitteilen, ferner Angaben über ihre frühesten bis jetzt bekannten gedruckten oder geschriebenen Quellen liefern, die Namen der Erfinder der Melodie nennen, die wesentlichsten Varianten beibringen und endlich jene Werke, durch welche die Melodien auf längere oder kürzere Zeit bekannt wurden, beifügen. Daran soll sich ein chronologisches Verzeichnis aller von ihm benutzten Gesangmelodien und Choralbücher anschliessen; auch werden die Fund- und Aufbewahrungsorte dieser Sammlungen angegeben werden. Da ein litterarischer Gesichtspunkt die Anordnung der Melodien bestimmt, indem ihre Reihenfolge nach dem Metrum der Liedertexte oder deren Verszahl eingerichtet ist, so ergiebt sich schon daraus der Wert dieses Werkes für den Litterarhistoriker. Der erste Band enthält die Melodien und die ersten Textstrophen der zwei- bis fünfzeiligen, der zweite, 1890 erschienene, Band die der sechszeiligen, der dritte, jetzt herausgegebene, die der siebenzeiligen und jambischen achtzeiligen Lieder. Wer die Einflüsse der italienischen Melodien auf die Entwicklung der deutschen weltlichen Lyrik kennt, der wird auch keinen Augenblick im Zweifel sein, welch bedeutendes Hilfsmittel für die Erkenntnis der durch die Weise beeinflussten evangelischen Lyrik in diesen drei Bänden geboten wird. — Auf eine schon früher abgeschlossene Sammlung evangelischer Lieder, auf den bekannten „Evangelischen Liederschatz“ von Knapp, macht eine warm gehaltene Anzeige[37]) aufmerksam. Auch hier wird auf die Langlebigkeit der geistlichen Volkslieder gegenüber den nun zumeist verklungenen weltlichen hingewiesen. — Als einen würdigen Schlussstein zu seinem trefflichen Werke „Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen“ (Bd. I: 1886, II: 1883) bringt Bäumker[38]) nun den dritten und letzten Band. Führte uns der zweite bis an das Ende des 17. Jh., so werden wir im dritten durch das 18. Jh. geleitet. Milde, vorurteilsfrei, von religiöser Engherzigkeit unbeirrt wird uns die lehrreiche und interessante Entwicklung des katholischen deutschen Kirchenliedes vor Augen geführt. Weit länger als im weltlichen Liede, ja selbst als im evangelischen Kirchenliede, dauern hier die Nachwirkungen des 17. Jh. fort. Noch die ganze erste Hälfte des nächstfolgenden Jh. steht unter dem Einflusse der älteren Tradition; massgebend ist wesentlich Angelus Silesius gewesen. Das mystisch subjektive Andachtslied mit seiner „Herzenssüssigkeit“, wie sie in geradezu erdrückender Weise das protestantische Kirchenlied beherrscht, ist auch der Leitstern für die Liederdichtung der Katholiken; die „Heilige Seelenlust“ mit ihrer süsslich tändelnden Schäferspielerei ist das magnetisch wirkende Vorbild der katholischen Liederdichter bis in die Mitte des 18. Jh. Um diese Zeit wird dann plötzlich mit der Tradition gebrochen. Mit dem, unter dem Namen „Tochter Sion“ bekannten, Liederbuche, das H. Lindenborn in Köln 1741 herausgegeben hat, begann die neue Strömung, die sich in einer immer wachsenden Abneigung gegen die bisher herrschende subjektive lyrische Art der Poesie geltend machte.

D. Melodien d. deutschen evangel. Kirchenlieder aus d. Quellen geschöpft u. mitget. 4. Band (D. Melodien von den achtzeiligen trochäischen bis zu d. zehnzeiligen inklus. enthaltend.) Gütersloh, Bertelsmann. 670 S. M. 16,00. — 37) S., D. evangel. Liederschatz: AZgB. N. 90. — 38) W. Bäumker, D. katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen, 3. (Schluss-)Band.

Der seichte Rationalismus, der auch die kernige protestantische Dichtung zu verderben suchte, hatte sich mit grossem Erfolge an die Zerstörung der alten Sangesweise gemacht. Klarheit und Deutlichkeit ist die erste Anforderung, die nun an ein katholisches Kirchenlied gestellt wird, und nach Möglichkeit wird Vermeidung poetischer oder erhabener Ausdrücke erstrebt. In dieser Entwicklung spiegelt sich auch die geistige Bewegung in Deutschland wieder, und gerade hier tritt deutlich zu Tage, wie wenig eine Geschichte des deutschen Geistes die Beachtung der religiösen Lyrik entbehren kann. Höchst lehrreich sind die von B. wiederabgedruckten Vorreden zahlreicher Gesangsbücher. Aus einzelnen ist deutlich der wachsende Einfluss der Aufklärung zu erkennen; ja die Vorrede aus dem Gesangbuche zum Gebrauche der herzoglich württembergisch katholischen Hof-Kapelle vom Jahre 1784 beruft sich geradezu auf den „Geist der Aufklärung", der tiefer in die katholischen Provinzen Deutschlands eindringe, und begründet damit und mit dem Wunsche des Herzogs, die Sammlung solcher Gesänge, die das „praktische Christentum empfehlen „und von allen Christen unseres Vaterlandes mitgesungen werden sollen". Ein charakteristisches Seitenstück zu den Versuchen, die Basedow mit seinem „Allgemeinen christlichen Gesangbuch für alle Kirchen und Secten" und endlich in der letzten Station der religiösen Entwicklung vom Universalchristentum zur Universalreligion in seiner Liedersammlung „Einer Philadelphischen Gesellschaft Gesangbuch für Christen und für philosophische Christengenossen" (Germanien zur Zeit Kaiser Josefs II, 1789) gemacht hat. Für die Richtung, die das katholische geistliche Lied jener Zeit genommen, ist es auch bezeichnend, dass in einem von Hogen und Clemens herausgegebenen katholischen Gesangbuche als Zweck der Sammlung nicht nur der Gebrauch beim öffentlichen Gottesdienst und bei der Privaterbauung angegeben, sondern auch betont wird, dass es als moralisches Lesebuch für Bürger- und Landschulen dienen könne. Volkslieder werden beigegeben, damit in der Brust eines jeden Jünglings und jeder Jungfrau wahre Freude und Fröhlichkeit erregt werde. Der Band des B.schen Werkes, der uns diesen Entwicklungsgang vor Augen führt, enthält im ersten allgemeinen Teile eine Reihe lehrreicher Bemerkungen über das katholische Kirchenlied des 18. Jh. und über dessen Stellung zur Litteratur des Zeitraumes, bibliographische Notizen über die wichtigsten Gesangbücher, und einen Abdruck der bedeutsamsten Vorreden der Liedersammlungen sowie einiger darauf bezüglicher Aktenstücke. Im besonderen Teil endlich werden uns 251 Lieder (Melodie und erste Textstrophe mit speziellen Nachweisen) mehrfache Register und Nachträge zu allen drei Bänden geboten. — Sonst ist, abgesehen von Steiffs[39]) kurzem Nachtrag zu einer früheren Mitteilung in der Germania, in welchem er Anark Herrn zu Wildenfels als Vf. des Liedes „O Herre Gott, dein göttlich Wort" bezeichnet, und einem Bericht über einen Vortrag, den Pastor Becker in Kiel über Georg Neumark[40]) und sein Lied „Wer nur den lieben Gott lässt walten" gehalten hat, wenig Bemerkenswertes erschienen. [41–44]) —

Um so reicher sind die Beiträge biographischen Charakters, welche die ADB. bietet. Eine lange Reihe geistlicher Liederdichter wird uns, meist in knapper Skizzierung ihres Lebens und Schaffens, vor Augen geführt. Das eigenartige Verhältnis, in dem diese Dichter zum geniessenden Publikum stehen, und der Umstand, dass den gelungenen Leistungen der geistlichen Lyrik durch den konservativen Zug des kirchlichen Lebens eine längere Lebensdauer beschieden ist als weltlichen Dichtungen, haben zur Folge, dass auch Namen von Autoren, die nur Weniges, oft nur ein einziges Lied gedichtet haben, der Beachtung wert erscheinen. Balthasar Schnurr z. B., den von Waldberg[45]) behandelt, gehört in die Geschichte des Kirchenliedes fast nur durch Ein Lied, das ihm übrigens, wenn auch ohne Begründung, abgesprochen wurde; von dem fanatischen Separatisten Johann Jakob Schütz, dessen Biographie kurz von Dechent[46]) erzählt wird, ist gleichfalls nur Ein Lied, „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gott", bekannt, und von den drei Liedern, die unter J. G. Schuberths Namens im Budissinschen Gesangbuch erhalten sind, wird ihm von seinen Biographen[47]) eines abgesprochen und Rüdiger zugewiesen. G. L. Semler[48]) ist gleichfalls nur wegen Eines Kirchenliedes bekannt, und auch die in jungen Jahren gestorbene Juliane Patientia von Schult[49]), die gelehrte Poetin und Gehülfin Franckes in Halle, hat ihre Stellung in der Geschichte des evangelischen Kirchenliedes nur einigen kleinen Liedern zu danken. — Da dieser Ruhm oft an so winzige Leistungen gebunden ist, so ist auch besonders grosse Vorsicht bei der

---

Mit Nachtrr. zu d. 2 ersten Bänden. Freiburg, Herder. XII, 360 S. M. 8,00. — 39) K. Steiff, Nachtrag zu d. „Mitteilungen aus d. königl. Universitätsbibl. Tübingen" im 23. Jahrg. S. 481 ff.: Germania 36, S. 316/8. — 40) E. F. W., Georg Neumark u. sein Lied: „Wer nur den lieben Gott lässt walten": KielZg. N. 14,098. — 41) ×× K. Heine, Z. Gesch. d. Dorfes Erdeborn: MansfeldBll. 5, S. 1—65. (Mitteilungen über M. Rinkart.) — 42) ×× D. Dibelius, D. Salzburger Emigranten in Sachsen: BSächsKG. 6, S. 129—38. (S. 136 über Lyrik.) — 43) ×× R. (Kade?), David Schirmer aus Papendorf: MFreibergerAV. 27, S. 54. — 44) × Blanckmeister, Christiane Eberhardine, d. letzte evangel. Kurfürstin v. Sachsen u. d. konfessionellen Kämpfe ihrer Tage: BSächsKG. 6, S. 1—84. (Geht u. a. S. 53 f. auf geistliche Lyrik (1697) u. S. 47 auf Gottsched (1727) ein.) — 45) M. v. Waldberg, Balthasar Schnurr: ADB. 32, S. 196. — 46) Dechent, Johann Jakob Schütz: ib. 33, S. 129—32. — 47) l. u., Johann Georg Schubert: ib. 32, S. 638. — 48) id., Gerhard Levin Semler: ib. 33, S. 689. — 49) id., Juliane

Ermittlung der Autoren anonymer Gesangsbuchlieder geboten. Chr. Schumann hat man durch falsche Deutung der Anfangsbuchstaben die Autorschaft seines besten Liedes, „Dem Herrn der mich regieret“, abgenommen und es Cyriacus Schneegass zugewiesen; dieser Irrtum wird jetzt von Schumanns Biographen[50]) berichtigt. —

In ausführlicher Würdigung wird uns Leben und Dichten Benjamin Schmolcks von D. Erdmann[51]) vorgeführt. Eine feine psychologische Analyse des Dichters erhebt diese Skizze weit über die bisherigen biographischen Darstellungen. Die tiefe Innerlichkeit in Schmolcks Empfinden, die in seinen ergreifenden Liedern zum Ausdruck gelangt, stellt ihn über Rist, zu dem ihn die zu solchen litterarischen Vergleichen geneigten Zeitgenossen durch die Bezeichnung „der schlesische Rist“ in Beziehung brachten. E. weist, soweit es der knapp bemessene Raum gestattet, nach, dass Schmolcks Dichtungen im Gegensatze zur gleichzeitigen weltlichen Lyrik durchaus erlebt sind und dass seine Lieder einen Niederschlag seines mit gläubiger, lebendiger Theologie ausgestatteten Empfindens bilden. Schmolcks tief bewegtes inneres Leben, die geistigen Anfechtungen, mit denen er ringt, geben ihm etwas vom Charakter eines Märtyrers, und die ihm eigentümliche Freudigkeit im Schmerze, wie sie sich in seinen Dichtungen zeigt, ist wohl darauf zurückzuführen. Schmolck hat 1188 Lieder gedichtet, die ihm zwar „aus eilender Feder geflossen“ sind, dennoch aber gefälligen Wohlklang und Rhythmus zeigen. E. hebt die Vorzüge und Mängel in Schmolcks Schaffen deutlich hervor und grenzt seine Stellung zum Pietismus genau ab, mit dem Schmolck die Betonung des persönlichen Verhältnisses zu Gott gemeinsam hat. Für die Geschichte der pietistischen Richtung in der Litteratur, die trotz Tholuk und Ritschl noch zu schreiben ist, sind derartige Hinweise auf Vorläufer und Quellen dieser eigenartigen geistigen Bewegung von grossem Wert, und deshalb wäre es auch erwünscht gewesen, wenn Bäumker[52]) in seiner Biographie des Laurentius von Schnüffis, der merkwürdigerweise trotz Weller auch in der zweiten Auflage des Goedekeschen Grundrisses nicht genannt wird, sich nicht nur auf die Mitteilung biographischer Daten beschränkt, sondern auch darauf hingewiesen hätte, dass Schnüffis verwandte pietistische Elemente zeigt. Es ist zweifellos, dass sich überhaupt litterarische Beziehungen zwischen den katholischen Poeten und der pietistischen Liederdichtung feststellen lassen könnten. Schon in der „Oosterlichen Triumphposaune“ des von Lessing in seiner Finderfreude so überschätzten Andreas Scultetus finden sich Spuren inniger Beziehungen zu Gott und Christus; in seiner Biographie[53]) aber wird das gleichfalls nicht bemerkt. —

Dagegen hat von Waldberg[54]) in seiner biographischen Darstellung des Schottelius auf diese Frage geachtet und dabei betont, dass Schottelius in seinen geistlichen Gedichten zwar oft nach Art der weltlichen Renaissancelyrik mythologische Elemente mit christlichen vermische, andrerseits aber dem fast blasphemisch vertrauten Tone der späteren Pietisten sich stark nähere. In seinen geistlichen Werken werden oft Dantesche Stoffe in einem erbärmlichen Gemisch von marinistisch-schwülstiger Sprache und süsslicher, spielender Empfindung behandelt, und abgesehen von den etwas nüchternen Proben in seiner „Verskunst“ sind alle geistlichen Dichtungen Schottels schon erfüllt von jener Innigkeit und gesteigerten Subjektivität, die sich in der kirchlichen Poesie beim Uebergang aus dem davidischen Psalmenton in den Ton des salomonischen Hohen Liedes zeigt und bereits eine Vorstufe der pietistischen Dichtung bedeutet. Was sonst in dieser Skizze über Schottelius, „diesen Jakob Grimm des 17. Jh.“, gesagt wird, gehört zur Geschichte der deutschen Philologie und Poetik. — Andere Biographien, wie die von E. L. Semper[55]), ferner die von Bolte[56]) gelieferte des Chrysostomus Schultze oder die Arbeit A. Schumanns[57]) über J. G. Seebach, bieten, der geringen Bedeutung der behandelten Persönlichkeiten entsprechend, wenig Bemerkenswertes, ebenso die Lebensbeschreibung G. Schöbers[58]), eines gelehrten Kaufmanns, der nur wegen seiner, nach Materien geordneten, 1735 und öfter erschienenen Liedersammlung „Geistlicher Liedersegen“ hier genannt werden soll. — In den Lebensbeschreibungen anderer Dichter wie z. B. des Chr. Schütz von Bertheau[59]), des J. G. Schupart von Bess[60]) und des J. H. Schröder[61]) interessiert nur die Parteinahme der Helden in dem alle Gemüter bewegenden Kampfe zwischen Pietisten und Orthodoxen. Der Letzterwähnte, der in der zweiten Hälfte des 17. Jh. wirkte, irrtümlich auch Schröter genannt, ist im Sinne der Pietisten kein unbegabter Dichter. Eines seiner Lieder, „Jesu hilf siegen“, wurde von der Wittenberger Fakultät wegen der erkennbaren Neigung zum Chiliasmus verworfen. Schupart hingegen wird, weil er den chilialistischen Schwärmereien Petersens in Giessen nicht folgt, in

Patientia v. Schult: ib 32, S. 703/4. — 50) id., Christian Schumann: ib. 33, S. 39. — 51) D. Erdmann, Benjamin Schmolck: ib. 32, S. 53/8. — 52) W. Bäumker, Laurentius von Schnüffis: ib. S. 194/5. — 53) Mkgf. (Markgraf?), Andreas Scultetus: ib. 33, S. 496/7. — 54) M. v. Waldberg, Justus Georg Schottelius: ib. 32, S. 407—12. — 55) l. u., Ernst Leberecht Semler: ib. 33, S. 706. — 56) J. Bolte, Chrysostomus Schultze: ib. 32, S. 733. — 57) A. Schumann, Johann Georg Seebach: ib. 33, S. 556/7. — 58) l. u., David Gottfried Schöber: ib. 32, S. 208. — 59) Bertheau, Christoph Schütz: ib. 33, S. 115/6. — 60) B. Bess, Johann Gottfried Schupart: ib. S. 65/7. — 61) l. u., Johann Heinrich Schröder: ib. 32, S. 518 9. — 62) Brümmer,

Gegensatz zu der ihm sonst zusagenden Geistesrichtung gebracht. Aber diese Opposition bedeutete, wie Bess richtig bemerkt, das Ende der Herrschaft des Pietismus an der Universität Giessen; Schupart selbst sei der erste offene Zeuge für den Niedergang der ganzen Bewegung. Der Separatist Schütz, der bis in die Mitte des 18. Jh. hineinragt, sucht zwar noch den Chiliasmus zu rechtfertigen, aber sein grosses Sammelwerk mystischer und separatistischer Lieder „Würtz Kräuter und Blumengarten oder Universalgesangbuch" (Homburg 1728—40, drei Teile) bildet nur noch den Epilog der pietistischen Strömung. — Aber auch die Gegenrichtung, die Orthodoxie, ist in der Forschung des Berichtsjahres nur durch unbedeutende Liederdichter vertreten. Von J. Chr. Schwedler weiss der Biograph Brümmer[62]) nichts anderes zu berichten, als dass er, der Zögling Weises, ein fruchtbarer Dichter gewesen sei und dass von den 806 Liedern einer von Schwedler veranstalteten Sammlung 462 von ihm gedichtet worden sind. — Ein anderer Schüler Weises, J. M. Schumann[63]), bewegt sich ganz in den Bahnen, die Neumeister und Löscher ausgetreten haben; T. H. Schubart[64]) ist nüchtern und farblos, was vielleicht Gottsched bewogen haben mag, in das Universalgesangbuch 28 seiner Lieder aufzunehmen; J. H. Schramm endlich, der bis in die Mitte des 18. Jh. lebte, vertrat, wie Cuno[65]) ausführt, die gemässigt reformierte Orthodoxie, die in wissenschaftlicher Beziehung coccejanisch, in praktischer pietistisch gefärbt war. —

Bei der Bedeutung, die die Sangbarkeit der Lieder für Form und Inhalt der Lyrik der Zeit, sei sie weltlich oder geistlich, besass, bei der Wichtigkeit, welche oft die Kenntnis der Melodie oder des Komponisten für die Bestimmung der Autorschaft eines Gedichtes hat, ist es für den Litterarhistoriker von Wert, auch über die Komponisten unterrichtet zu sein, wenigstens soweit sie in unmittelbarer Beziehung zur Dichtung stehen. Ueber einige teilt uns R. Eitner[66-69]) biographische Nachrichten mit, so über Th. Selle, den Hamburger Stadtkantor und Musikdirektor, den Johann Rist zur musikalischen Mitarbeit herangezogen hat. Wie E. angiebt, stammen 110 Melodien der „Sabathischen Seelenlust" und der „Neuen musikalischen Textandachten" von Selle her. Auch Johann Schop, der „kundige Instrumentalist", hat für Ristsche Lieder die Weisen geschaffen, unter anderen auch für dessen berühmte Kirchengesänge „Ermuntre dich mein schwacher Geist" und „O Ewigkeit du Donnerwort". Schop hat auch einige Lieder Zesens komponiert. Ein dritter Tonsetzer, den E. behandelt, Johann Sebastiani, hat die Melodien zu den Texten von Gertrud Möller und zu einem Rölingschen Bussliede geliefert; in der von dem gleichen Vf. stammenden Biographie von Johann Schultz endlich interessiert nur die Warnung, ihn nicht mit dem Komponisten Jakob Praetorius zu verwechseln, der in Rists „Himmlischen Liedern" mit den Buchstaben J. S. bezeichnet wird. —

Den würdigsten Abschluss des 33. Bandes der ADB., der diese Musikerbiographien bietet, bildet die Lebensbeschreibung des grossen deutschen Meisters H. Schütz von Ph. Spitta[70]). Der Komponist von Opitzens „Daphne", deren Partitur leider verloren gegangen ist, hat sich auch selbst dichterisch in deutscher und lateinischer Sprache versucht und seine Poesien mit eigenen Weisen versehen. Aber seine Bedeutung für die Litteratur ist nicht hier zu suchen, sondern in dem Einflusse, den er als mächtige künstlerische Individualität auf die Gestaltung der Texte übte, bei den Psalmen gerade nicht im günstigen Sinne, und darin, dass er die Wirkung der Texte erhöht durch das musikalische Aufgehen in die Vorstellungen und Anschauungen, die ihm die Poesie bot. Lehrreich sind auch S.s Mitteilungen über Schütz' Bestreben, die Bemühungen seines Schwagers Caspar Ziegler um die Einführung des Madrigals in Deutschland zu unterstützen. Es ist ein wahrer Genuss, auch in den Teilen der Biographie, die litterarhistorischen Zwecken nicht dienen, der trefflichen Führung S.s zu folgen und zu beobachten, wie die Gestalt des Meisters zu immer klarerer, fast greifbarer Lebendigkeit emporwächst. Es wäre zu wünschen, dass diese musterhafte biographische Leistung auch auf die Litterarhistoriker vorbildlich wirken möchte. —

Johann Christoph Schwedler: ib. 33, S. 326/7. — **63**) l. u., Johann Michael Schumann: ib. S. 40/1. — **64**) id., Tobias Heinrich Schubart: ib. 32, S. 602. — **65**) Cuno, Johann Heinrich Schramm: ib. S. 442/4. — **66**) R. Eitner, Thomas Selle: ib. 33, S. 684/5. — **67**) id., Johann Schop: ib. 32, S. 329—30. — **68**) id., Johann Sebastiani: ib. 33, S. 505/6. — **69**) id., Johann Schultz: ib. 32, S. 716. — **70**) Spitta, Heinrich Schütz: ib. 33, S. 753—79. —

III,3

Epos.

Julius Elias.

Otto Gryphius N. 1. — Grimmelshausen N. 2. — Christian Reuter N. 4. — Faust N. 5. — Robinson N. 6

Kaum mehr als der Name eines Epikers kommt Otto Gryphius zu, einem schwächlichen Neulateiner, dessen „Wirtembergias", ein recht seltenes, nicht einmal von Goedeke (vgl. Grundriss 2, S. 111/2) verzeichnetes Buch Sixt [1]) sehr vorsichtig analysiert. Es ist ein vergilischer Cento, den der Regensburger Rektor zum Preise des schwäbischen Fürstenhauses 1609 zusammenschlug, wie er sechszehn Jahre früher mit denselben Fertigkeiten des Philologengedächtnisses das Leben Jesu dargestellt hatte. Von Eberhard im Barte beginnt die Geschichtsklitterung, und beim Herzog Johann Friedrich, der am 5. November 1609 sich mit Barbara Sophia von Brandenberg verheiratete, endigt sie in das verstiegene, mythologisierende Hochzeitsgedicht der Zeit. Durch die breite Schilderung schlingen sich allerlei geographische, kulturhistorische, heraldische Exkurse. Das Grundmotiv: die Empfehlung der eigenen kleinen Persönlichkeit. Die gelehrten Schrullen des gewöhnlichen Renaissancepoetasters fehlen nicht: das Geschlecht der Württemberger wird geraden Weges auf Aeneas zurückgeführt, die Römer sind nach Vergil troischer Abstammung, und die Herren von Teck (Teccii) leiten ihren Namen von den Decii her. Tübingen, das grosse Männer auswirft, vergleicht Gryphius mit dem trojanischen Pferde. Immerhin gewährt es einigen Reiz, zu sehen, wie er z. B. aus den Werken des alten Römers die Beschreibung eines modernen Feuerwerkes zwanglos hervorholt. Gryphius ist ein geborener Rheinländer; mit dem schlesischen Dichter verbindet ihn nichts. —

Während den Simplicius-Roman des Grimmelshausen, offenbar nach Bobertags Ausgabe, Klee [2]) für pädagogische Zwecke zurüstet, eine litterarhistorische Einleitung auf Grund der Arbeiten Scherers, Erich Schmidts, Hettners gewandt dazu schreibt und in zweckdienlichen Noten sich über sprachliche Dinge, Realien, litterarische und politische Verhältnisse jener Epoche äussert, fängt Amersbach [3]) an, die Hauptschriften des ausgezeichneten Prosaisten auf das kulturgeschichtlich wichtige Element des Aberglaubens durchzusehen. Der Versuch, in Grimmelshausen eine Quelle der volkstümlichen Lügendichtung offenzulegen, war schon Tittmann (1874) als lohnend erschienen. Was A. bietet, ist eine gründliche Zusammenstellung und Gruppierung. Dem Forscher, der die Ergebnisse in den grossen Zusammenhang der vergleichenden Sagenkunde rückt, bleibt allerdings noch genug zu thun. Wohl wird in grossen Zügen die gelehrte Litteratur angedeutet, aus der Grimmelshausen einen beträchtlichen Teil seiner Kenntnisse holte; doch nur des Theophrastus Paracelsus „De Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salamandris etc." und H. Kornemanns „De monte Veneris" werden besonders angezogen, und zwar an der Stelle, wo über die Geister des Mummelsees gehandelt wird. Der Dichter erscheint als Sammler und Systematiker: eine ganze Reihe von Motiven hat er selbst der mündlichen Ueberlieferung entnommen und nachweislich zum ersten Male aufgezeichnet, und doppelt ist hier wiederum die Art seiner Mitteilung: einerseits schichtet er Sagenmagazine auf, andererseits benutzt er Sagengruppen rein technisch als Kompositionsmittel für seine Romane. Das persönliche Verhältnis des Darstellers zu den dargestellten Dingen giebt sich so: Grimmelshausen bekämpft den Aberglauben, aber nicht als überzeugter Rationalist, nicht weil er die infolge des entsetzlichen Kriegselendes weit verbreitete und tief eingewurzelte Plage durchschaut und verachtet, sondern im Gegenteil, von gewissen übertriebenen Ammenmärchen abgesehen, weil er durchdrungen ist vom Dasein überirdischer gefährlicher Mächte. Er bekämpft nicht die Mächte selbst, vor denen ihn schaudert, er bekämpft die armen verblendeten Menschen, die, Gott und der Sittlichkeit vergessend, sich ihnen ergeben, um in den Besitz der Zauberkraft zu gelangen. Aus frommen und ethischen Gründen also bringt er als Pädagog und Didaktiker alles, was er über den Aberglauben gefunden hat, in ein bestimmtes System der Verwarnung. Der gereifte Simplicius ist des Verkehrs mit Dämonen kundig und weiss die Mittel, sich vor ihnen zu schützen. A.s Untersuchung, die in diesem Sinne auch einen biographischen Wert beansprucht, ist bis

---

1) G. Sixt, D. Wirtembergias d. Otto Gryphius: LBSW. S. 138—44. — 2) D. abenteuerliche Simplicissimus d. Hans Jacob Christoffel v. Grimmelshausen. Im Auszuge her. v. G. Klee. (= Velhagen u. Klasings Samml. Deutscher Schulausgaben. 43. Lief.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. XII, 132 S. M. 0,60. — 3) K. Amersbach, Aberglaube, Sage u. Märchen bei Grimmelshausen. I. Progr. d. Grossh. Gymn. Baden-Baden, E. Kölblin, v. Hagensche Hof-Buchdr. 4°. 32 S. — 4) E. Gehmlich, Christian Reuter, d. Dichter d. Schelmuffsky. E. Lebensbild aus d. 17. Jh. Leipzig, R. Richter. IV, 59 S. M. 1,20. |[L. Lier: BLU. S. 295/6; v. Waldberg: DLZ. 12, S. 1002; E. Zarncke: LCBl. S. 507/8.]|

jetzt zu den drei Kapiteln „Teufel“, „Geister und gespenstige Wesen“, „Zauberer und Hexen“ gediehen. —

Christian Reuter hat in Gehmlich [4]) einen volksmässigen Biographen und sehr freundlichen Anwalt gefunden, der das Material Zarnckes und Ellingers gründlich benutzt, dabei allerdings über einen wichtigen Nachtrag sorglos hinwegfährt. Zarncke hatte nämlich (Berichte d. kgl. sächs. Gesellsch. d. Wiss., 1888, S. 83/4) als den Autor des Bettelgedichtes an den Kurfürsten Friedrich August den Grafen Ehrenfried von Lüttichau, das Urbild des Reuterschen Lustspieles, genannt und dieses Ergebnis als ein biographisches Motiv von Bedeutung betrachtet, später aber (Berichte, 1889, S. 32/5) auf Grund eines sicheren Dokuments die Mitteilung widerrufen und den Dichter in dem unglücklichen Poeten Augustus von Lüttichau vermutet. G. nun lässt (S. 46/7) die Klageepistel als eine charakteristische Aeusserung des Grafen ruhig weiter gelten. G. will nichts Neues bieten; er möchte in weiteren Kreisen seinen Helden zu einem Ansehen bringen, wie es etwa der kongeniale Christian Günther geniesst. Das Büchlein bildet auch eine Art von analytischer Erklärung der Reuterschen Neudrucke, die nicht jedem zugänglich sind. Die ausführliche Inhaltsangabe des „Schellmuffsky“ lässt den wesentlichen Gehalt dieses ausgezeichneten Sittenromanes klar und anschaulich hervortreten. Urteil und Charakteristik freilich sind schwach, da sie fast nichts als die Ansichten der Vorgänger bieten. —

Die Charakteristik ist das Stärkste und Anziehendste in dem Beitrage, den Szamatólski [5]) zur Geschichte des epischen Faust veröffentlicht. Das letzte Ergebnis der Prosa-Ueberlieferung war im Faustbüchlein des „Christlich Meynenden“ enthalten, einer matten Contamination des Pfitzer, über den ein unfreundlicher Verstandesmensch gekommen war. Dieser poesiearme, charakterlose Auszug ward in zahlreichen Editionen auf die Jahrmärkte geworfen und fand dort schnellen Absatz. Die litterarisch und dichterisch wertlose Ware nun würde in der Geschichte unseres Schrifttums zu besonderer Bedeutung gelangen, wenn sich ein unerschütterliches Zeugnis dafür beibringen liesse, dass sie auf Goethes Faustkonzeption eingewirkt habe. Diese Frage ist keineswegs sicher zu beantworten. S.s Einleitung enthält im wesentlichen ein sehr redliches und überaus gewandt geschriebenes Urteil über den nüchternen Aufklärer und eine durch philologische Schärfe und Klarheit ausgezeichnete Betrachtung der Ausgaben. Es gelang S., einen Druck vom Jahre 1725 aufzudecken, während bisher als das Jahr der ersten Veröffentlichung 1728 angesehen wurde. Es steht so gut wie fest, dass man es hier mit dem frühesten Drucke zu thun hat, denn die Ausgaben nach 1725 laufen sämtlich auf ihn zurück. Von diesen Ausgaben wurden S. neun bekannt; sie lassen sich in zwei bestimmte Familien scheiden, von denen die eine sich unmittelbar vom Muster ableitet, die andere zwei, durch den „Christlich Meynenden“ vielleicht selbst eingefügte, Zusätze aus dem Volksbuch vom Famulus Wagner (neu aufgelegt 1712) umfasst. Diese Gruppe beginnt bereits mit 1726, jene erst mit 1727. Bedeutender war die thätsächliche Ausbeute, die S. auf dem Nebengebiete der Faustikonographie erzielt hat. Er stellt nach „Pierre Yver, Supplément au catalogue raisonné de M. M. Gersaint, Helle et Glomy, Amsterdam 1756“ (S. 123) das Originalblatt der als Rembrandts Faustkopf gehenden Kopien fest. Nicht Rembrandt nun ist der Schöpfer dieser Vorlage, sondern sein Schüler, Joris van Vliet, der nach des Meisters Angaben gearbeitet hat. Auch erhebt S.s feine Betrachtung die Annahme zur Gewissheit, dass nicht Rembrandt-van Vliet, sondern die späteren Kunstverleger nach den Bedürfnissen des Tages den Stich auf den Namen Faust getauft haben. Das Stück gehört demgemäss wohl in eine Sammlung von Studienköpfen nach der Natur, die ein seelisches Interesse boten und daneben auch dem Künstler als dankbare Objekte für Beobachtungen des gebrochenen Lichtes erschienen sein mögen. Das Königliche Kupferstichkabinet zu Berlin gewährte S. einen Abdruck des um 1630 entstandenen Originales, das zunächst dem Fauststich des F. L. D. Ciartres (Franz Langlois) zum Muster diente. Das Blatt des Ciartres benutzte hinwiederum der Illustrator des „Christlich Meynenden“. Aus dem stumpfen, vergrämten Greis des Originales entwickelt sich ein überlegener Pfiffikus und hieraus ein empfindungsloser, zufriedener Weltling. Noch eine zweite Gruppe von Faustblättern stammt von Ciartres ab: der Stich in Haubers „Bibliotheca Magica“ (1739), der vor dem Funde S.s für das älteste Bildnis galt. Hauber seinerseits rief zwei neue, untereinander im Ausdruck der Stirn und der Augen geschiedene Blätter hervor. Sie sind beigegeben: der Müller-Arnimschen Uebersetzung von Marlowes Faust (1818) und dem Abdruck des „Christlich Meynenden“ in Scheible's „Kloster“ (1847). An Hauber lehnt sich mittelbar das indifferente

5) D. Faustbuch d. Christlich Meynenden. Nach d. Druck v. 1725 her. v. S. Szamatólski. Mit 3 Faustporträts nach Rembrandt. (DLD. N. 39.) Stuttgart, Göschen. XXVI, 30 S. M. 1,60. |[LCBl. 1892, S. 1663; E. Jeep: DLZ. 1892, S. 1139–40; K. Biltz: ASNS. 1892, S. 86/7; O. F. Walzel: ZÖG. 1892, S. 531/3; M. Koch: LBlGRPh. 1892, S. 191/2; S. Szamatólski, Erklärung gegen Koch: ib. S. 325/6; JBGPh. 1892, S. 275, G. Ellinger: NatZg. 1892, N. 7; K. Engel: ZVLR. 1892, S. 139—40; MLN. 1892, April; AKunstChr. N. 26; εσ. (Erich Schmidt): DRs. 1893; Nederland Spect. S. 372; BLU. 1892, S. 134]

Bild aus dem Volksschauspiel, das Engel 1879 herausgegeben hat. Abseits dieser zweifellos feststehenden Descendenz bringt der Ikonograph noch aus der letzten, ohne Jahreszahl erschienenen Ausgaben-Gruppe des „Christlich-Meynenden“ ein den älteren Motiven entfremdetes Porträt bei, dessen Urheber unbekannt geblieben ist: Faust als betagter Gelehrter, in wallendem Haar und mit spitzem Barte. Im wesentlichen also charakterisiert sich die Entwicklung der Bilder dadurch, dass eine Wendung von der Natur zur Karikatur, von der naiven Anschauung zu einer lehrhaften Stilistik entsteht. Von Rembrandt-van Vliets menschlicher Höhe gleitet der Porträtist herab, um in bewusster und abschreckender Entstellung zu enden. Zu einer Geschichte der Faustbildnisse hat S. den Grund gelegt. —

Die Entfaltung der Robinson-Litteratur nach der pädagogischen Seite beleuchtet H. F. Wagner [6]). Der Wert des Aufsatzes beruht freilich mehr in der rein historischen Feststellung dessen, was erstrebt worden ist, als im Urteil. In diesem einschränkenden Sinne wird der Stoff durchaus erschöpft. Die Arbeit leitet mit einem Ausblick auf J. Vernets und J. J. Rousseaus bestimmende Anregungen, von der ältesten Fassung für die deutsche Jugend, die im philanthropistischen „Leipziger Wochenblatt für Kinder“ den Alexander Selkirk des Defoë als neuen Helden empfing, hinab bis zu unseren allerjüngsten Robinsonaden und übergeht kein Land, wo deutsch geschrieben wird. So bietet sie eine wegweisende Vorstudie für eine umfangreiche Darstellung des Gegenstandes. — Johann Gottfried Schnabel, der begabteste und am meisten gelesene unter den Nachdichtern des Robinson, hat in Erich Schmidt [7]) einen trefflichen Richter erhalten, der die in die „Insel Felsenburg“ einfliessenden litterarischen Elemente scharf bestimmt und des Romanes eigene Nachwirkungen anziehend kennzeichnet. S. sieht zwei ganz ungleichwertige Hälften, und stellt unter den vier Teilen, litterarisch wie künstlerisch, den ersten und dritten Teil immer über den folgenden. In der vielfach gemischten, das Edelste wie das Niedrigste berührenden Komposition werden die Grundzüge der Utopie und des Staatsromanes mit besonderem Interesse aufgewiesen und charakterisiert. Der reichbegabten Erscheinung Schnabels fehlen „Einheitlichkeit“ und Halt: das Talent verirrt sich von der Dichtung in Lohnschreiberei und Pornographie. — Zur Lebensgeschichte des Mannes vermag Kleemann [8]) einzelne neue Nachrichten beizusteuern, die auf archivalischen Nachforschungen beruhen. Aus dem Kirchenbuche der Gemeinde Sandersdorf bei Bitterfeld stellte er den Geburtsort und auch den Geburtstag, 7. Nov. 1792, sicher fest. Der Vater, Pfarrer Johann George Schnabel, hat mit eigener Hand die Personalien eingetragen. Die Mutter hiess Hedwig Sophie und war eine geborene Hammer. Am 10. des Monates wurde das Kind getauft. Die Eltern starben zwei Jahre nach Johann Gottfrieds Geburt. K. ist geneigt, die Knabenjahre nach der Lebensgeschichte des Chirurgus Kramer in der Insel Felsenburg (Bd. II) darzustellen. Die Kämpfe des Prinzen Eugen in den Niederlanden machte Schnabel als Feldscheer mit. Als „Hofbalbier“ und Chirurgus steht er im Bürgereid- und Kirchenbuche von Stolberg. Am 4. August 1724 ward er dort zum Bürgereide zugelassen; 1725, 1727, 1729 und 1731 werden ihm Kinder geboren. Ein Sohn, Johann Heinrich (geb. 12. Juni 1725) scheint später in Stolberg Küster gewesen zu sein. K. hält es für wahrscheinlich, dass Schnabels letzter Aufenthaltsort Helmstedt gewesen sei, keineswegs aber Halberstadt, wie Strauch und Erich Schmidt annehmen. Dann giebt K. einen trefflich unterrichtenden Ueberblick über das geschickt redigierte Blättchen des Stolberger Litteraten, die „Sammlung Neuer und Merckwürdiger Weltgeschichte“, auf die sich u. a. die Stoffe einzelner Romane zurückführen lassen, wie der „lesenswürdigen Geschichte des tapferen Prinzen Cilindo“ (1735), „des im Irrgarten der Liebe hintaumelnden Cavaliers“ (1738), „des aus dem Mond gefallenen und nachhero zur Sonne des Glücks gestiegenen Printzen“ (1750). Nach K.s Ansicht werden sich bei einem tieferen Eindringen in die Lebensgeschichte Schnabels und in die Verhältnisse der Landgebiete, wo er lebte, mancherlei Beziehungen zwischen der Wirklichkeit und dem Hauptwerke, der „Insel Felsenburg“, aufhellen lassen. Die Identität des „Chirurgus“ mit dem Verfasser ist berührt worden; Magister Schmelzer deckt sich vermutlich mit dem Stolberger Superintendenten Wiedemann; für Peter Morgenthals Dasein bieten die Kirchenbücher von Zörbig und Radegast Zeugnisse; die Oertlichkeit der Heimkehle bei Uftrungen lässt Vergleiche mit gewissen Naturschilderungen des Romanes zu. K. beabsichtigt, seine Studien fortzusetzen. [9-11]) —

— 6) H. F. Wagner, Robinson in d. deutschen Jugendlitt.: ZSalzburgLV. N. 5—6. — 7) Erich Schmidt, J. G. Schnabel: ADB. 32, S. 76/9. — 8) S. Kleemann, J. G. Schnabel, d. Vf. d. „Insel Felsenburg“: MagdebZgв. S. 362/5. — 9) × Edw. Schröder, Mitt. über e. jüdisch-deutsches Wigaloisepos aus d. 17. Jh.: MHanauBVHessG. XXXI. (E. gewisser Josel v. Witzenhausen, d. im 2. Jahrzehnt d. 17. Jh. lebte, hat d. Wigalois unter d. Titel „Wieduwilt“ in jüdisch-deutsche Verse gebracht.) — 10) × W. Golther, Volksbuch v. d. Haymonskindern ed. F. Pfaff: ZVLR. 4, S. 137/9. — 11) × H. Körting, Gesch. d. franz. Romans im 17. Jh. 2. Ausg., 2 Bde. XXIV, 501 S. u. XIV, 285 S. M. 10,00. (Titelauflage d. Buches, d 1885/7 erschienen ist.) —

bewahrte Puppenkomödie „Faustina, das Kind der Hölle“ nichts anderes ist als eine Version dieses Volksschauspiels. Sein Aufsatz enthält eine Inhaltsangabe mit Textproben; eine Quellenuntersuchung hat sich E. für später vorbehalten. Es zeigen sich mehrere deutliche Anklänge an das Volksschauspiel vom Doktor Faust, worauf ja schon der Name der Heldin hinweist; auch die Fahrt des Hanswurst in die Hölle und der Bericht von seinen dortigen Erlebnissen kommt in mehreren Faustspielen vor. Vielleicht liesse sich auch ein Zusammenhang mit dem Volksschauspiel „Faustina, eine Zauberin aus Liebe“ nachweisen. —

Das Oberammergauer Passionsspiel behandelt D. A. Ludwig [36]) in einem populären Vortrag. — Ein Brief Liszts [37]) vom 27. Sept. 1882 wurde veröffentlicht, worin sich der Meister mit grosser Schärfe über den musikalischen Teil des Passionsspiels ausspricht. [38]) —

III,5

Didaktik.

Julius Elias.

Religiöses Leben: Hermann v. d. Hardt N. 1. — Zinzendorf N. 2. Schrautenbach N. 3. — Tennhardt N. 4. — Physiologus N. 5. — Prediger N. 6. — Wertheimer Bibel N. 7. — **Satiriker:** Moscherosch N. 10. — Schupp N. 12. — Hagedorn N. 17. — **Die Schweizer:** Discourse N. 18. — Bodmer N. 19. — Haller N. 21. — **Vereinzeltes:** Guarinonius N. 23. — Zesen N. 24. — Schmid v. Schwarzenhorn N. 26. — Sprüche und Zeitverse N. 27. — Reisejournale N. 29. —

Ueber das religiöse Leben um die Wende des 17. Jh. wird Hermann v. d. Hardts umfangreicher Briefwechsel, den Lamey [1]) sorgfältig ordnet und beschreibt, etwas Wesentliches erschliessen, wenn er, wenigstens in seinen Hauptteilen, zur Veröffentlichung gelangen sollte. Ueber die äusserlichen Geschicke dieser weitläufigen Korrespondenz, die ein bald mystisch schwärmender, bald rationalistisch aufklärender Denker und ein kindlich empfindender, ein ganzer Mensch unterhielt, erfährt man, dass das dreischichtige Briefkorpus aus dem Nachlasse des Anton Julius v. d. Hardt 1786 durch Ankauf in die damals Markgräflich Badische Hofbibliothek zu Karlsruhe gelangte. Eine grosse Gruppe ist noch vom Schreiber und Empfänger persönlich, mit Hinblick auf kommende litterarische Zwecke, gesichtet und zusammengestellt worden. Hardts Lebenslauf, seine geistige Entwicklung, seine Beziehungen zum Pietismus treten in dieser Anordnung hervor. Der 15. Nov. 1660 als Geburtstag ist gesichert. Für die Zeit der Lehrjahre ist bemerkenswert, dass v. d. Hardt thatsächlich das Bielefelder Gymnasium besucht hat. Am 18. März 1687 kommt er nach Dresden in Speners Haus, wo er etwa einen Monat weilt; zwischen dem 25. Mai und dem 13. Juni kehrt er zu dem verehrten Lehrer zurück, um mit ihm bis zum Beginne des Dezember zusammenzubleiben. In dieser Zeit gewinnt die religiöse Anschauungsweise des Mannes ihre eigentümliche Gestalt und Tiefe, nicht minder sein philologisches Streben. Dann nähert er sich Francke, mit dem er seit Ende 1687 bis zum 27. Febr. 1688 in Lüneburg lebte. Am 28. Febr. erscheinen Beide in Hamburg. L. bezeichnet die Jahre 1686—90 für die Korrespondenz als besonders wichtig und charakteristisch, soweit sich die pietistische Bewegung in Leipzig, Dresden, Hamburg entfaltet. Franckes Einlenken in pädagogische Bahnen schildert ein Brief vom 26. Sept. 1688 sehr anschaulich. Der Streit mit den Hamburger Orthodoxen empfängt durch Franckes wie v. d. Hardts Mitteilungen und durch die Aeusserungen ihrer weitverbreiteten Korrespondenten aufs neue Leben. Franckes Lehrmethode in Leipzig und die Geschicke seines Berufes werden von mancher Seite beleuchtet. Das Verhältnis v. d. Hardts zu August Wilhelm, Herzog von Braunschweig, und den hervorragenden Persönlichkeiten des Landes spiegelt sich in einem seltsamen „commercium epistolicum“ wieder, das in symbolistischen Formen des alternden, doch stets temperamentvollen Schriftstellers Konflikte mit der Censur schildert. Hier geben sich wohl sein Denken in Bildern und sein Ausdruck am merkwürdigsten. —

Braut d. Hölle: ZDPh. 23, S. 286—90. — **36)** D. A. Ludwig, D. Oberammergauer Passionsspiel. Vortr. geh. in d. Sektion Seesaplana d. S. A. C. Davos, Richter. 106 S. M. 1,25. — **37)** E. Brief F. Liszts über d. Oberammergauer Passionsspiel: AMusikZg. 18, S. 4/6. — **38)** ⨯ J. Euskirchen, D. Oberammergauer Passionsspiel nach seiner Entstehung u. bes. in seinem Verlauf i. J. 1890: MSKathLehrerinnen 4, S. 125—32, 177—86, 270/3, 319—24, 413/8. —

1) F. Lamey, H. v. d. Hardt in s. Briefen u. s. Beziehungen z. Braunschweigischen Hofe, zu Spener, Francke u. d. Pietismus. (= D. Hss. d. Grossherz. Badischen Hof- u. Landesbibl. in Karlsruhe. Beil. I. Karlsruhe, Groos. V, 44 S.

Die Beziehungen Zinzendorfs zu Frankfurt am Main bespricht Dechent [2]) in einem Vortrage, dessen Material teilweise aus den Konsistorialakten des Stadtarchives und den Protokollen des Predigerministeriums geschöpft wurde. 1719 weilt der jugendliche Graf zum ersten Male in der Stadt, wo sein Spener zwanzig Jahre gewirkt hatte; der zweite Besuch, der vornehmlich den „Inspirierten“ der Wetterau galt, fand 1730 statt; recht eigentlich von Bedeutung war der dritte Aufenthalt, der in das Jahr 1736 fällt. Zinzendorf sucht, aus Kurhessen so gut wie vertrieben, dort und bei seinem Anhänger Schrautenbach zu Lindheim ein Asyl. Er setzt sich mit den tonangebenden Klerikern Frankfurts, mit dem Senior Münden und dem Pfarrer Stark sowie mit den Missvergnügten der officiellen Kirche in Verbindung. Ein Besuch bei den Separatisten auf der Ronneburg folgt. Im November, nach der Livländer Reise, befindet er sich wieder in der Mainstadt. Nun beginnt sich langsam eine Herrnhuter-Gemeinde zu bilden. Die Geistlichkeit äussert Bedenken, doch der Magistrat schützt den Grafen. Die Klagen des Predigerministeriums wiederholen sich lebhaft, und im März 1737 versuchte das Konsistorium dadurch einzugreifen, dass es die Hausandachten einschränkte. Der Graf protestiert beim Rate. Die erneute Abwesenheit Zinzendorfs hinderte die Sektenentwicklung nicht. Am 3. Febr. 1738 aber beschwerte sich die lutherische Geistlichkeit heftiger denn zuvor; das Konsistorium wählt einen Ausschuss von drei Mitgliedern, der untersuchen soll, ob der „Eingriff in die Gewissensfreiheit“ durch das Verhalten der Herrnhuter berechtigt sei. Dieses Vorgehen der Behörde zersplitterte einigermassen die Kräfte der jungen Gemeinde; das Ergebnis war ein generelles Verbot der öffentlichen Versammlungen. Hervorzuheben ist die Klage des begeisterten Schuhmachers Schick gegenüber der Vergewaltigung durch die Kirche. Gleichwohl blieben die Schwärmer beisammen; als aber die Handwerksburschen eine Strassenrevolte gegen die Herrnhuter ins Werk zu setzen begannen, da war das Geschick der Frankfurter Unternehmung besiegelt. Schwache Versuche brachten noch die Jahre 1744 und 1746. Der litterarische Streit gegen Zinzendorf freilich dauerte in der Stadt fort. Es war zunächst der Magister Gross (1740), dann der Senior Joh. Phil. Fresenius (1746 bis 1751), die gegen Zinzendorf schrieben und Gegenschriften hervorriefen. Das Fräulein von Klettenberg, die „schöne Seele“, vertrat in diesen Zeiten warm die Sache des Grafen. —

Des Freiherrn von Schrautenbach agitatorisches und litterarisches Verhalten zu Gunsten Zinzendorfs schildert H. A. Lier [3]) in biographischem Abriss. Die schwärmerische Annäherung des Mitarbeitenden und die innerliche Entfremdung, die langsam folgt, werden klargelegt und wohl begründet. Das hohe Ansehen des Mannes, sein Verkehr mit den Grossen und Grössten der Zeit, zumal mit Goethe, und die Geschichte seiner beiden Bücher, der Zinzendorf-Biographie und der „Religionsideen“, durch die er sich (1782) im Stillen mit Lessings Wolfenbütteler Fragmenten auseinandersetzte, würdigt L. kenntnisreich und frisch. —

Der „Wort-Katechismus“ des Johannes Tennhardt (1661—1720, — das Büchlein erschien 1711), eines Schwärmers aus der theosophischen Schule des 17. Jh., wird aufs neue, nach der zweiten bezw. dritten Ausgabe (1712 und 1726) abgedruckt [4]). Der Herausgeber hat keine wissenschaftlichen, sondern nur Zwecke der Erbauung, für die mystischen Bedürfnisse seiner Gesinnungsgenossen. Es wird auch eine Reihe von Zeugnissen, aus Augustin, Thomas a Kempis, Tauler, Luther, über das Wesen des „inneren Wortes“ beigebracht. —

Von einem Physiologus, der die Theologie in die Flora trägt und so das altchristliche, die Fauna behandelnde Buch vermehrt und erweitert, berichtet nach den sechs Predigten (1646—1665) des Johannes Rosenthal, Archidiakonus zu Schmöllen, mit gut gewählten Beispielen Krone [5]). Seine Naturwissenschaft hat der Priester aus den Kräuterbüchern des Adam Lonicerus (1560) und Jac. Theodorus (1613). Die Art, wie die Pflanzen und Blumen nach Aussehen und Charakter auf die Bibel bezogen werden, ist Eigentum des Rosenthal, der mit dieser Gattung der Kanzelberedsamkeit seine zahlreichen Verehrer und Freunde fand. —

Zwei andere, durch ihre Persönlichkeit wirkende Prediger führt J. Zingerle [6]) aus der Vergessenheit hervor: Johann Brinzing, einen Bamberger Franziskaner, und Martin Wirfl, gen. Conrad von Salzburg, einen Kapuziner (1628—1681). Die Sammlungen ihrer Kanzelreden sind unter den Titeln „Candelabrum apocalypticum oder Apocalyptischer Laichter“ und „Fidus salutis monitor . . . Treuer Hails-Ermahner“ 1677 (Kempten) und 1683 (Salzburg) erschienen. Beides Leute aus dem Volke, die sich an das Volk

---

M. 1,50. — 2) H. Dechent, D. Beziehungen Zinzendorfs zu Frankfurt. Vortr.: Didaskalia N. 28, 52. [KBWZ. S. 91/3.] — 3) H. A. Lier, L. K. v. Schrautenbach: ADB. 32, S. 461/4. — 4) Kurze u. gründliche Unterweisung v. Innern Worte Gottes um d. Einfältigen willen in Frag u. Antwort gestellet v. e. Liebhaber desselbigen u. nun abermals in Druck gegeben. (= Sammlung neutheosophischer Schriften N. 50.) Bietigheim a. E., Busch. IV, 250 S. — 5) Krone, E. christl. Physiologus d. 17. Jh.: DEBll. 16, S. 202/4. — 6) J. Zingerle, Predigtlitt. d. 17. Jh.: ZDPh. 24, S. 44—64, 318—41.

wenden: Johannes mehr satirisch, im Stile Abrahams a Sancta Clara, und Conrad ernst, in der entschiedenen Absicht, den Hörer zu erbauen. Johannes fabuliert, Conrad redet klar, schlicht, weihevoll und oft mit gesteigerter Wärme. Johannes prunkt mit einer Gelehrsamkeit, die über das Kirchenväterwissen weit hinausgeht. Conrad fusst auf Bibel und Lehre, ohne freilich im einzelnen, aus pädagogischen Rücksichten, Beispiele der Sage und Geschichte zu verschmähen. Reizvoll sind die populären Verdeutschungen, die Johannes den lateinischen Sprichwörtern und Sentenzen anfügt. Beide Männer aber steigen in die Gebrechen der Zeit hinab, sie aufzudecken, der eine mit warnendem, der andere mit lachendem Munde. —

Den Prozess des Wertheimer Bibelübersetzers Johann Lorenz Schmidt klärt G. Frank [7]) nunmehr völlig auf, indem er die Akten des Wiener Reichshofrates vorlegt. Ein am 10. Dec. 1736 ausgefertigtes Schriftstück des Fiskals Hayeck von Waldstätten erstattete Kaiser Karl VI. Anzeige, derzufolge unter dem 15. Jan. 1737 ein kaiserliches Patent allen Fürsten und Behörden des Reiches, zumal dem Reichsbücherkommissar in Frankfurt a. M. und dem Fürsten zu Löwenstein-Wertheim, die Einziehung sämtlicher Bibelexemplare zur Pflicht macht, auf den ferneren Vertrieb eine Strafe von 10 Mark lötigen Goldes setzt und den gelehrten Vf. zu strenger Verantwortung zieht. Die ersten Schwierigkeiten ergaben sich in der Stadt Frankfurt; sie führten zu einem Schriftenwechsel zwischen Magistrat und Reichsfiskus. In Wertheim geht unterdessen (22. Febr.) die Vernehmung des Verlegers Nehr und des Uebersetzers Schmidt sowie dessen Internierung vor sich. Am 19. März werden Protokoll und Verteidigungsschriften nach Wien gesandt; F. druckt die brieflichen Gutachten Mosheims, Chr. Wolffs, des Göttinger Professors Hollmann, des Leipziger Assessors F. W. Stübner, Chr. G. Jöchers, des Hamburger Publizisten J. P. Kohl und Gottscheds ab. Die Hauptinquisition überträgt der Kaiser dem Fürstbischof von Bamberg und dem Markgrafen von Ansbach, die sich lässig zeigen und nach einer Vorstellung des Fiskals (26. Juni) kaiserlicherseits am 12. Juli gemahnt werden. Die Kommission antwortet am 25. Sept. unter Fragen, die auf eine Milderung des Verfahrens abzielen: wohin und in welche Art Gefängnis der Inquisit gebracht werden und wer die Kommissionskosten tragen solle. Der Fiskal (7. Nov.) tritt aufs neue ein, und nun bestimmt der Kaiser die Veste Bamberg als Verwahrungsort, dem Geschäfte aber möchten sich die beiden Fürsten, angesichts der Armut Schmidts, einstweilen ohne Entgelt unterziehen. Nach einer besonderen Rechtfertigung des Markgrafen Karl (14. April) stellen sich die Meinungsverschiedenheiten zwischen Bamberg und Ansbach mehr als deutlich heraus: der Brandenburger sieht in Schmidt vor allem „den unter den Schutz der Reichsgesetze gestellten Protestanten“. Um Schmidts Entlassung aus dem Wertheimer Arreste (die Kosten spielen eine nicht kleine Rolle) entspinnt sich nun zwischen Wien und dem Fürsten Karl eine amtliche Korrespondenz (26. März und 16. Sept. 1737, 16. Jan. und 25. Febr. 1738). Am 14. Febr. hatte Schmidt eidlich gelobt, für den Schlossarrest ehrlichen Stadtarrest zu beobachten. Nachdem er vom Markgrafen 20 Gulden Reisegeld erhalten, begiebt er sich zum Ansbacher Kommissariate. Am 17. Mai 1738 beschliesst der Reichsfiskal, den Prozess niederzuschlagen. Für diesen Verlauf ist schliesslich allein der Ansbacher massgebend gewesen. [8-9]) —

Unter den hervorragenden Satirikern der Epoche hat vor allen Hans Michael Moscherosch wiederum das Interesse der Forschung erregt. Eine Arbeit Parisers [10]) will einerseits einen bestimmten Teil der Biographie auf sichere Grundlage setzen, andererseits des alten Schriftstellers sinnvollen Pädagogenversuch, die „Insomnis cura parentum“, deren Neudruck der Vf. eben vorbereitet, entwicklungsgeschichtlich und kritisch beleuchten. Moscherosch schuf sein Bestes aus dem Leben heraus, und die Geschicke, die er während der Jahre 1626—42, zumal in der Finstinger Epoche, erfuhr, waren in diesem Sinne von höchster Wichtigkeit. P. beherrscht die verstreuten Einzelforschungen, zumal die Provinzialfunde, vollständig und hat überdies das Material auf Reisen im Elsass und in Lothringen kontrolliert und gemehrt. Die bisher ausgiebig benutzten Quellen, Meigener und Dittmar, untersucht er scharf auf ihren wissenschaftlichen Wert, wobei auf Dittmars „archivalische“ Thätigkeit ein nicht eben günstiges Licht fällt. Für die Etymologie des Namens wird Ebert (Cottas Vierteljsschr. 1857, 2. Heft, S. 89) herangezogen — Mosen = Titel des einfachen Adligen, rosch = Rot — und bei dieser Gelegenheit behauptet, da sei bereits Konrad Hofmanns spätere Erklärung vorgeschlagen. Hier hat sich P. eines Irrtums schuldig gemacht (vgl. 1890 III 5 : 10). Jahrzehnte innerer und äusserer Leiden enthüllen sich dem Betrachtenden. Schon über der „Ephorie“ im Hause des Grafen Johann Philipp II. zu Leiningen-Dachsburg, die Moscherosch am 1. August 1626 antrat und etwa Mitte 1628 wieder verliess, schwebte

— 7) G. Frank, D. Wertheimer Bibelübers. vor d. Reichshofrat in Wien.: ZKG. 12, S. 279—302. — 8) × Krause, Joachim Schröder: ADB. 32, S. 515/6. (Orthodoxer Prediger zu St. Johann in Lübeck. Schreibt e. „Hoffahrts-Spiegel“, 1643.) — 9) × M. Hippe, D. v. Schweinitz: ib. 33, S. 362/3. (Kurze Charakteristik d. schlesischen Erbauungsschriftstellers, d. Vf. d. „Evangelischen Todes-Gedancken“, 1663.) — 10) L. Pariser, Beitrr. zu e. Biogr. v. H. M. Moscherosch. Diss.

ein Unstern. Im September 1628 verheiratet er sich mit Maria Ackermann aus Frankenthal, die ihm vier Kinder gebar und schon 1632 starb; er ehelicht, noch 1632, Barbara Paniel, verliert die zweite Gattin in Lützelstein 1635 und führt ein Jahr darauf Anna Maria Kilburger heim, mit der er einen Sohn und zwei Töchter zeugte. Ende der zwanziger Jahre wendet sich Moscherosch der Jurisprudenz zu, durch einen Besuch bei dem Tübinger Rechtslehrer Thomas Lansius bestärkt. Für Zeitpunkt und Anlass findet P. das Zeugnis in einem Gelegenheitsgedicht. Durch Vermittlung seines Lehrers Johannes Schmid wird Moscherosch im Sommer 1630 Amtmann des Reichsgrafen Peter Ernst zu Criechingen. Ein Lebensabschnitt, getrübt durch schlimmes Hofleben und verbittert durch gefährliche Kriegswirren, die der Wankelmut Carls IV. von Lothringen in das Ländchen zieht. Eine litterarische Frucht: der Plan und Anfang eines deutsch-französischen Wörterbuches. Auf Criechingen folgt Finstingen, wohin er, in gleicher Stellung, doch unter weitaus schwierigeren amtlichen Verhältnissen 1635, empfohlen durch den Strassburger Historiker Joachim Cluteuius und den Grafen J. J. von Eberstein, als Sachwalter des jungen protestantischen Herzogs Ernst Bogeslav von Croy abging. P. entwirrt die verwickelten politischen Verhältnisse, die auf den religiösen Zwistigkeiten zweier Geschlechter, Besitzer desselben Landes, beruhten. Nicht bloss in den Epigrammen, die des kämpfenden und verfolgten Mannes klägliche Lage ausdrücken, besitzt man Zeugnisse für Moscheroschs unsagbar erschwerte Thätigkeit in Finstingen: in Stadt und Feldmark hausten während zweier Jahre hintereinander Schweden, Franzosen, Lothringer als rücksichtslose Herren. Räuberwirtschaft, Hungersnot, Pest thaten das übrige. Moscherosch erweist sich den Mitbürgern als charakterfester Führer und opfermütiger Helfer. Da bei der allgemeinen Not Handel und Wandel darniederliegen, darf er sich geistiger Arbeit um so intensiver hingeben. Die eifrigste Korrespondenz entsteht, vornehmlich mit Gloner, H. Schill, Joh. Matthias Schneuber, Rumpler von Löwenhalt, Balth. Venator, Schottel, Harsdörffer, Rist. P. vertritt die Ansicht, Moscherosch habe der Tannengesellschaft angehört. Hierzu kommen rege Beziehungen des theologisch durchgebildeten Mannes zu Strassburger Gottesgelehrten, wie zu Joh. Schmid und Seb. König. Obzwar orthodoxer Lutheraner, lernte er andere Bekenntnisse schätzen, so den Calvinismus. In Finstingen wurzeln die „Visionen“, erster wie zweiter Ausgabe; lokale Erinnerungen fliessen in die Dichtung ein: „Ehrenvests“ Burg ist Geroldseck. Dort entsteht vom 22. bis 29. September 1641 die „Insomnis cura parentum“, kurz nachdem ihm (20. Sept.) seine Ernestine Ameley geboren worden. In erster Gestalt ist die „Insomnis cura“ die vertrauliche, abgerundete Gelegenheitsschrift eines Hausvaters, der sich ängstigt, in schlimmen Kriegsläuften aus dieser Welt abberufen zu werden. Den Anstoss giebt der Traktat der Elizabeth Brooke-Joceline: „The Mothers Legacie to her vnborne Childe“ (gedruckt 1624). Das Büchlein geht ihm im Sommer 1641 vom Verleger Mülbe (Strassburg) wahrscheinlich in französischer Uebertragung zu. P. zieht aus der englischen und deutschen Litteratur verwandte Schriften herbei; als Druckjahr der Uebersetzung des Traktates, die Moscherosch der „Insomnis cura“ folgen lässt, nimmt er das Jahr 1645 an. Er kennzeichnet die litterarischen Elemente deutlich, die die Konzeption befruchteten. Den Erbauungsschriften des Joh. Schmid, den Pädagogen Paulus Fagius, Jakob Wimpheling werden Einwirkungen zugestanden; unmittelbare Einflüsse Luthers dagegen lassen sich nicht begründen. Sehr sympathisch war dem Moscherosch der pastorale Geist der Joh. Arndt, Andr. Kessler, J. M. Dilherr; des Ringwalt „lautere Wahrheit“ hat ihn lebhaft beschäftigt. Ohne auf sein Schaffen entschiedenen Einfluss zu gewinnen, interessieren ihn Pibrac und Montaigne. In den schlicht-würdevollen Stil der Ermahnungschrift dringen hier und da volksmässige Elemente ein; nicht glücklich wird an Fischart erinnert. Aus den Urteilen, welche die „Insomnis cura“ bei den Zeitgenossen fand, wird Andreaes massvoll-herzliches Lob und Rists grossartiger Hymnus hervorgeboben. Rist giebt seinem dänischen Herold Sören Terkelsen den Gedanken ein, die Schrift zu übertragen (1645). Die Umarbeitung, die Moscherosch zu Beginn der fünfziger Jahre in Angriff nimmt, charakterisiert sich durch die Häufung einer universellen Gelehrsamkeit und durch ein pointiertes Eindringen einseitig-religiöser Anschauungen, dann aber auch durch das entschiedene Bedürfnis des Vf., sich über sein Leben zu verbreiten. Weitere Zusätze speichert Moscherosch später auf, die dem Sohne Ernst Bogeslav bei dem Neudruck von 1678 zu gute kommen. — Die vorhandenen Forschungen, zumal Parisers Studie und Reifferscheids Beiträge, nützt E. Martin [11]) einsichtig und geschmackvoll in dem Vortrage, den er über Moscherosch am 17. Juni 1891 zu Finstingen hielt. Er rückt die Persönlichkeit in einen anziehenden kulturhistorischen Zusammenhang; seine Analyse der „Gesichte“ ist bei aller Knappheit erschöpfend. Zu den biographischen Zeugnissen vermag er Auszüge aus den Protokollen des Strassburger Stadtarchives beizusteuern, die, vom

---

München, Bruckmannsche Buchdr. II, 50 S. — 11) E. Martin, J. M. Moscherosch: JbGLothrG.? 3, S. 1—16. — 12) P.

15. März 1645 bis zum 5. Juli 1656, über des Moscherosch Dienste als „Frevelvogt“ (Leiter der Polizei) Aufschluss erteilen. Eine Tochter Moscheroschs verheiratete sich mit Baron Schenk, einem Neffen des Fürstbischofs von Eichstätt. —

Die Beschäftigung mit J. B. Schupp nimmt die erfreuliche Wendung in das sachliche Erforschen der Hauptquellen. Stötzners [12]) gediegene Schrift fügt sich insofern wertvoll der in Fülle vorhandenen Litteratur ein, als sie, auf Grund sehr weiter und genauer Vergleichung, die Geschichte der einzelnen Schriften wie des Gesamtwerkes sicher zu stellen bemüht ist. Der Vf. liefert eine rein philologische Arbeit und besitzt vielleicht die reichste Einzelkenntnis der „Lehrreichen Schriften“ von allen, die bisher über Schupp gehandelt haben; die Untersuchung bedingt natürlich litterarische wie ästhetische Charakteristiken, so dass am Ende die prächtige Gestalt des vielseitigen Menschen und Schriftstellers in voller Pracht lebendig wird, der in verworrener Zeit fest auf sittlicher Höhe wurzelte und nicht blos deshalb ein deutscher Mann war, weil er in seiner Epoche die klarste und schlagendste Prosa schrieb. Das Büchlein, das ein Neudruck des Peter Lambeckschen Nachrufes (1. Nov. 1661) abschliesst, kann recht wohl als eine zweckdienliche Einführung in eine historisch-kritische Ausgabe des Haupt- und Lebenswerkes angesehen werden. Einzelne Resultate seien hier verzeichnet. Die Ausgaben von 1677, 1701 und 1719 enthalten ein Stück mehr („Die Frühstunde“) gegen die 34 Nummern der ersten und teilweise eine veränderte Rangordnung der übrigen Traktate; die fünfte Edition (1684) ist gegen die andern um zwei Stücke vermehrt („Almosenbüchse“ und „Bussspiegel“) und zeigt vom 17. Traktate an gleichfalls Umstellungen. Der Titel „Lehrreiche Schriften“ wird 1677 aufgenommen. Inzwischen kommt die, zehn Stücke umfassende, „Zugabe“ (10 Traktate) heraus, als deren Erscheinungsjahr S. 1667 annimmt; dieser Ergänzungsband wie der „Anhang“, der, aus acht Stücken bestehend, der Editio princeps angefügt ist, gehen in die Ausgaben von 1677, 1701 und 1719 über. Unter welchen Umstellungen und Beschränkungen es geschieht, veranschaulicht treffend eine Tabelle. Die zweite Ausgabe, womit sich die von 1701 und 1719 im wesentlichen decken, strebt textliche Besserungen an, mit geringem Erfolge. Die dritte Ausgabe tritt dadurch hervor, dass alle Streitschriften fortgefallen sind; im übrigen bietet sie den besten Text. Was die Herausgeberfrage betrifft, so bezeichnet S. als den Redaktor der ersten Ausgabe Schupps älteren Sohn, Anton Meno. Jost Burkhard Schupps Verdienste um die Zusammenstellung und Sichtung der übrigen Editionen bleiben bestehen; dass seine Methode planvoll gewesen sei, lässt sich allerdings nicht behaupten. Sehr wichtig und anziehend ist die Betrachtung derjenigen Traktate, die in lateinischer Sprache verfasst, durch Verdeutschung in das Corpus der Schriften gelangten. Es sind: de nihilo, „Von dem Lobe und Würde dess Wörtlein Nichts“ (Rede, Marburg 1636), orator ineptus, „Der ungeschickte Redner“ (Rede, Marburg Sommer 1638); dissertatio praeliminaris de opinione, „Von der Einbildung“ (Rede, Marburg am Martinstage 1638); de felicitate hujus saeculi XVII, „Sermon von der Siebenzehenden dieses hundertjährigen Zeitlauffs Glückseligkeit Beschreibung“ (Rede mit einem Nachwort, Marburg 3. Okt. 1639); de lana caprina, „Ein anmutiger, sehr lustiger Discurs gehalten von der Lana Caprina“ (Rede, Marburg 1642); Eusebia prodeambulans, „Der geistliche Spaziergang“, Aurora seu synopsis theologiae und soliloquium matutinum, „Frühstunde“ und „Frühtägiges Selbgespräch“ (1642); de laude et utilitate belli „Der belobte und beliebte Krieg“ (Rede, Marburg, vor 1646); de arte ditescendi, „Von der Kunst reich zu werden“ (Braubach, Sommer 1647). Davon sind sofort auszuscheiden, als zwar von Schupp beeinflusst oder angeregt, doch nicht verfasst: de felicitate hujus saeculi (vom Lüneburger Rektor Joh. Buno); de lana caprina (von Joh. G. Schenck); de laude et utilitate belli (von Peter List); die deutsche Ausgabe der letzten Rede stellt sich hinwiederum als eine Bearbeitung Schupps heraus, der auch das soliloquium matutinum selbst übertragen hat (1658), während als Uebersetzer des orator Balthasar Kindermann und der Eusebia wie der Aurora Zacharias Hermann (1667/8) ermittelt werden. Dagegen ist es keineswegs erwiesen, dass Anton Meno Schupp der Interpret der übrigen Stücke gewesen sei. Ueberdies erscheint auch der „Geistliche Spaziergang“, erst nach Schupps Tode ediert, als eine Umschmelzung der Eusebia. Das Verhältnis der Aurora zum Soliloquium zeigt, dass dieses eine Wiederholung des Anfanges und Endes von jener ist; die Uebersetzung des Soliloquium wird in die Ausgabe von 1663 aufgenommen und 1667 wiederholt, obwohl auch die Aurora-Verdeutschung Hermanns abgedruckt wurde. Die deutsch geschriebenen Traktate, soweit sie von Schupp selbst einzeln veröffentlicht worden, betrachtet S. gesondert. 22 an der Zahl, entfallen sie auf die Jahre: 1642 (Geistliche Lieder), 1654 (Lucidor, Der Lobwürdige Löw), 1656 (Gedenck daran, Hamburg), 1660 (Litanei), jedenfalls vor 1660 die Corinna. Gedruckt worden sind die Geistlichen Lieder 1643, Lucidor 1657, Corinna 1660, die Litanei 1661, die übrigen im Jahre

---

Stötzner, Beitrr. z. Würdigung v. J. B. Schupps Lehrreichen Schriften. Leipzig, R. Richter. 95 S. M. 1,80. |[DLehrZg(LBl.)

ihrer Abfassung. 1657/9 aber sind die fruchtbarsten Jahre gewesen. Es entstanden: 1657 Melilambii Sendschreiben, das holländische Pratgen (nach dem Sendschreiben), Der Salomo, Der Freund in der Noth, Die sieben bösen Geister, Die Krankenwärterin (die beiden letzten gedruckt erst 1658); ferner 1658 Golgatha, ein Traktat, dessen erste Ausgabe nicht sicher festzustellen ist, endlich 1659 der Hiob. Die grossen Jahre der geistigen und litterarischen Kämpfe, in die Schupp die Hamburger Orthodoxie und ihre willigen Helfershelfer verwickelten, umspannen die Jahre 1658/9. Gegen den „Bücherdieb“ (März 1658), worin Schupp den Nachdruck verpönt, erscheint die Schrift des Butyrolambius (Hauptpastor Möller) „Wider Antenors Bücherdieb“ und etwas später (Oktober 1658) der Discurs de reputatione academica (gedr. 1659) von einem Verbündeten Möllers, M. Bernhard Schmid, der Schupp verleumderisch der Verachtung gegen die Universitäten zieh. Der Angegriffene setzt sich in Wolfenbüttel (14. und 20. Dezember 1658) mit zwei Schriften energisch zur Wehr, der „Relation auss dem Parnasso und dem Calender“ (gedruckt 1659). Die angekündigte „Prüfung des Geistes Nect. Butyrolambii“ ist nicht herausgekommen. Dagegen schiesst er 1660 mit der „abgenötigten Ehrenrettung“ (geschrieben Anfang 1659, gleich nach dem Calender, wie dieser eine Rechtfertigung seines häuslichen Lebens und von autobiographischem Werte) einen neuen Pfeil gegen Möller; doch während er noch mit Schmid — durch die „Erste und Eylfertige Antwort“ (erschienen in Altona im J. 1659) — sich auseinander zu setzen suchte, hat er sich gegen einen von dritter Seite vorbereiteten Angriff zu wenden: den „Studiosus inconsideratus“. Er schickt (Altona 1659) das „Eylfertige Sendschreiben, an den Calenderschreiber zu Leipzig“ hinaus; einige Andeutungen über die Person des Gegners findet S. in den Traktaten des Anhanges „Gromio und Lagasso“ und „Etwas Neues von Lobe und Redligkeit Antenors“; da heisst er Soprin oder Justus Soporinus bezw. „Fass-Nacht-Narr“. Der „Teutsche Lucian“ (gedruckt 1659), mit dem Schupp die Polemik beschliesst, lässt den persönlichen Zwist einigermassen bei Seite, zu Gunsten allgemeiner philosophischer Anschauungen. Alle diese Schriften stehen ohne Ausnahme im ersten Bande der Hanauer und Frankfurter Ausgaben, während die erst nach Schupps Tode herausgekommenen Traktate in der Hanauer Zugab enthalten sind, mit Ausnahme des Ninivitischen Bussspiegels (sehr wahrscheinlich 1663), des Beliebten und belobten Krieges und des Geistlichen Spazierganges. Sonderdrucke giebt es nur von „Der Stumme Lehrer und Prediger“ (Altona 1661, vorher unrechtmässig gedruckt) und „Der Hauptmann zu Capernaum“ (1666). In die Gruppe gehören: die „Allmosenbüchse“ (etwa 1656—57), „Der bekehrte Ritter Florian“ (1658), der „Teutsche Lehrmeister“ (1658) und der „Ambassadeur Zipphusius“ (erste Hälfte 1660). Als nicht von Schupp verfasst stellen sich heraus: in dem Hauptkorpus der „Fabul-Hanss“ (eine Rechtfertigung von des Predigers Art, Fabeln anzubringen, von Anton Meno 1660 herausgegeben), „Des Priesters Heli Belials-Buben“ (1662, eine Antwort auf die etwa 1658 enstandene „Ratio status“ eines Unbekannten), der „Lustige und anmuthige Discurs“ (gegen Schmid, wahrscheinlich noch bei Schupps Lebzeiten verfasst); in der Zugab: „Der unterichtete Student“ (nicht vor 1665 geschrieben, eine Art Polemik, anknüpfend an den „Freund in der Noth“), dessen Verfasser sich „Seladon“ nennt und, nach S.s Vermutung, vielleicht in der Person G. Greflingers zu suchen ist. Der „Anhang“ endlich enthält die pseudoschuppschen Verteidigungsschriften: „Gromio und Lagasso“ (Kassel 1659), „Die Unschuld Antenors“ (Altona 1659), die übrigens eine Erwiderung, „Schmidtens Unschuld“, 1659 hervorrief, „Der wohlverdiente Nasenstieber“ (1659, erschien 1661), „Etwas Neues von Lobe usw.“ (1659). Als Urheber mit Unrecht genannt ist Schupp bei der Schrift: „Instrumentum pacis zwischen Mann und Weib“. An derselben Stelle wurden zwei gegnerische Schriften „Wider Antenors Bücherdieb“ (von Möller) und „Philandersons Discurs“ (von Schmid) aufgenommen. — Einzeln behandelt S. den „Teutschen Lehrmeister“ und „Ambassadeur Zipphusius“, Traktate, die er, vornehmlich wegen ihres pädagogischen Gehaltes, neu drucken liess[13]). Der „Lehrmeister“ ist eine Kampfschrift für unsere Muttersprache; Schupp schliesst sich damit litterarisch Lauremberg, Moscherosch, Schottel und volkserzieherisch Männern wie Ratichius und Comenius an, die in der Uebermacht des Latinismus eine grosse Gefahr erkannten. Früher, als man angenommen hatte, ist Schupp von dem Wert und der Würdigkeit der deutschen Sprache als eines vaterländischen Gutes und Bildungsmittels durchdrungen gewesen. S. führt aus der Oratio de opinione (1638) eine bezeichnende Stelle an, die den Anschauungen des „Lehrmeisters“ parallel läuft, und zieht aus der Consecratio Avellini litterarhistorische Hinweise auf die altdeutsche Dichtung; von den leitenden Ideen der oratio de opinione und den Anregungen des Boccalini abgesehen, enthält der „Lehrmeister“ mancherlei Beziehungen auf die Zeit, zumal auf die Verkehrtheiten der Sprachgesell-

1892, N. 14; ZVHessG. 1892.]| — 13) id., J. B. Schupp: D. teutsche Lehrmeister. — V. Schulwesen. Mit Einl. u. Anm. her. (= Neudrr. pädag. Schriften, her. v. A. Richter, N. 3 u. 7.) Leipzig, R. Richter. 61 u. 106 S. à M. 0,80. |[LCBl. 1892,

schaften wie auf den Unfug der pfalzgräflichen Dichterkrönungen. Den Text giebt für einen diplomatisch genauen, mit Noten versehenen Abdruck die Hanauer Zugab von 1667; die zahlreichen Varianten der späteren Ausgaben sind sorgfältig verzeichnet worden. Eine grössere, wenn auch keineswegs erschöpfende Quellenuntersuchung bietet S. im Vorwort zum „Ambassadeur Zipphusius". Für den allgemeinen Abschnitt, der breite Vorschläge zur Weltverbesserung umfasst, hat Schupp Boccalinis „Generale riforma dell'universo" (Stück 77 der „Ragguagli di Parnasso") reichlich benutzt, und zwar höchstwahrscheinlich im Originale; dabei hat er Kaiser Justinians Berufung an Apoll und des Gottes Entschluss, die sieben Weisen sowie Cato und Seneca zu versammeln, für die übrigens die neuen Musen eingesetzt werden, ausgeschieden, ebenso den Disput des Thales mit Cleobulus und endlich das Schlusswort des Jacobus Mazzonius. Die Reden der einzelnen Philosophen bezw. Musen haben eine Umstellung erfahren, Flüsse- und Völkernamen sind durch solche ersetzt worden, die den Anschauungen der deutschen Leser näher liegen. Im zweiten Abschnitte, wo die grossen Pädagogen das Wort erhalten, schöpft Schupp erstlich aus des Comenius „Praefatio ad lectores eruditos" (in „Janua linguarum reserata") aus Johann Heermann (wahrscheinlich aus einer Predigt des Köbener Priesters), aus den allgemeineren Gedankenkreisen seines Schwiegervaters Helwig (Pancratius), des bedingten Ratichiusfreundes, aus der „Neuen lateinischen Grammatica in Fabel und Bildern" von M. Joh. Buno (Danzig 1651), seinem Schüler, der die mnemotechnischen Bemühungen Schupps zu popularisieren suchte. Der abschliessende Schulmeisterstreit findet sein Vorbild wiederum bei Boccalini, 2. Centurie, 31. Stück. Dem Texte des Neudrucks ist die Hanauer Zugab zum Grunde gelegt; die Varianten sind beigefügt. — Bertheau[14]) erzählt das Leben Schupps nach den bekannten Quellen; die theologische Seite wird besonders stark hervorgehoben, und hier gelangt auch die Charakteristik auf eine gewisse litterarische Höhe. Die verschiedenen Hamburgischen Streitigkeiten, die Verhandlungen des geistlichen Ministeriums und des Senates mit dem Prediger und Volksschriftsteller werden nach den Akten dargestellt: die Citation vor einen Ausschuss des Ministeriums vom Michaelis 1657, die Gutachtenkomödie, welche von der Behörde am 12. Nov. 1657 ins Werk gesetzt wurde und sich bis zum 22. Jan. 1658 ausdehnte, der Eingriff des Senates vom 27. Jan. sowie das vereinigte Vorgehen des Senates und des Ministeriums am 10. Febr. und die folgenlose Verhandlung vor dem Ministerialkonvente am 26. Febr. 1658, endlich die erneuten Anstrengungen des Ministeriums vom 27. Jan. 1659. B.s, wenn auch gelinde, Zweifel an der Möglichkeit, dass Hauptpastor Möller der Verfasser des unflätigen Traktates „Der Bücherdieb Antenors" sei, wird niemand teilen. — In einem eleganten Vortrage zeichnet G. F. Fuchs[15]) die Erscheinung Georgs II., Landgrafen von Hessen, des ausgezeichneten Fürsten, der Schupp ein so warmer Beschützer und Förderer gewesen. In staatlichen Dingen ein treuer Anhänger an der Reichspolitik, in seinen geistigen Bestrebungen ein hervorragender Freund der historischen Forschung. Sein Wunsch und Streben, mit Schupps Hilfe eine umfassende Geschichte Hessens ans Licht zu fördern, wird eindrucksvoll geschildert. — Eine rühmende Darstellung von Schupps Wirken gab für weitere Kreise Zenger[16]). —

Hagedorns satirische Empfindungen treten lebhaft in der Bearbeitung (1732) von des Horaz „Ibam forte sacra via" (I,9) hervor, die ein genauer Kenner der älteren Hamburger Lokalgeschichte[17]) auf ihre Beziehungen zur Wirklichkeit prüft. „Marienigasse" ist eine ersonnene Bezeichnung; „Böckelmanns Gärten" dagegen existierten an der Alster, da, wo heute der Neue Jungfernstieg liegt. Die Adolfskirche, von der jetzt nur der Adolfsplatz zeugt, ward 1270 erbaut und 1807 niedergelegt. „Prätoren" gab es in der Republik bis zur Reichsjustiz; sie entschieden in ihrer Behausung nach dem Stadtrecht, den sogenannten „Statuten". Aus einer schlichten Charakteristik des geistigen Lebens im damaligen Hamburg treten die Gönner und Freunde des Pseudo-Horaz hervor: Mäcenas-Brockes, der Jurist Wilckens, der Rektor J. S. Müller, der Arzt Carpser, der Rechtsgelehrte und Postkommissar Borgeest, der mit Hagedorn den „Orden des guten Geschmackes" gegründet hatte, die beiden Liscows, unter denen zwar Joachim Friedrich, der Hamburger, zum Fuscus erkoren, Christian Ludwig aber hinreichend als berühmter Schalk gezeichnet wurde, endlich Käufflin, ein verstiegener Tageslitterat. —

Die bahnbrechenden Bemühungen der Schweizer bringt uns ein ungemein exakter, fein ausgestatteter Neudruck der „Discourse der Mahlern" wieder nahe, den Th. Vetter[18]) besorgt. Den einzelnen Stücken konnten die Verfassernamen beigefügt, in den Anmerkungen Entstehungsgeschichte und Quellenuntersuchungen reichlich

S. 1626.]| — 14) C. Bertheau, J. B. Schupp: ADB. 32, S. 67–77. — 15) G. F. Fuchs, Aus d. Leben d. Landgrafen Georg II.: GBllHVHessen. 1, S. 26/7. — 16) F. Zenger, J. B. Schupp: Hessenland S. 82/3. — 17) y., Hagedorns Uebertr. d. horazischen Schwätzersatire auf hamburgische Verhältnisse: HambCorr. N. 244, 250. — 18) D. Discourse d. Mahlern. 1721–1722. Mit Anm. her. v. Th. Vetter. I. (= Bibl. älterer Schriftwerke d. deutschen Schweiz her. v. J. Bächtold u. F. Vetter

niedergelegt werden; seine beiden Vorarbeiten, „Der Spectator als Quelle der Discourse“ (1887) und die Ausgabe der „Chronick“ (1887), boten V. hier das Material. In dem ersten Teile der „Discourse“ lassen sich mit Sicherheit auf das englische Vorbild zurückführen die Nummern I, VIII, XII—XIV, XIX—XX; wahrscheinlich ist die Anlehnung in den Stücken II, III, VI, XVI; ein Spectator-Motiv, das Kartenspiel ist, unabhängig von Addison und Steele, angeschlagen in Nummer XV. Es waren von Einfluss: Seneca auf Discurs IV, Locke auf IX, Shaftesbury auf XVII—XVIII. Stück XXI stellt sich als eine unmittelbare Fortsetzung von XIII und XVII heraus. Die Beziehungen zu den „Mahlern der Sitten“ und den „Vernünftigen Tadlerinnen“ werden in jedem Falle klargelegt. Zur Widmung der ersten Bandes teilt V. mit, dass Bodmers und Breitingers französisches Schreiben an Richard Steele, vom 18. Okt. 1721, wahrscheinlich gar nicht in die Hände des Empfängers gelangt und von englischer Seite keine Aeusserung auf die schweizerische Nachahmung erfolgt sei. Was die Urheber des vorliegenden Buches betrifft, so entfallen auf Bodmer die Nummern I—III, V—VIII, XII, XIV, XIX, XX, XXII; auf Breitinger die Stücke IV, IX—X, XIII, XV, XVII, XXI, XXIV; auf Zellweger Nummer XI; auf Bodmer und Breitinger gemeinsam die Discurse XVI, XVIII, XXIII. Auf Stück XIX weist V. besonders hin als den Frühkeim der grossen Theorien. —

Im fünften „Discourse der Mahlern“ handelt, breit und eindringlich, Bodmer über das Wesen der Geschichtsschreibung. Hier knüpft G. Tobler[19]) seine ausgiebige Studie über den Historiker Bodmer an. Im einzelnen sind der ungedruckte Nachlass auf der Züricher Stadtbibliothek und wichtige Briefquellen, wie die Korrespondenz mit Zellweger (in Trogen) benutzt worden. Man sieht, dass Bodmer schon in jungen Jahren über die Sammelmethode, die Chronistik der früheren schweizerischen Geschichtsschreiber den Stab bricht, indem er psychologisches Erkennen der Thatsachen und gediegenes Urteil fordert, dass er zur Begründung der kulturhistorischen Forschung in seiner Heimat den ersten Spatenstich thut und durch eine neue Erschliessung der Quellenschriften der künftigen Wissenschaft wesentlich vorarbeitet. Er fördert den Sinn für vaterländische Geschichte weit im Lande, zieht angesehene Leute zur Mitarbeit heran, sichert die Fortsetzung torsohafter Werke, gründet Zeitschriften und gelehrte Gesellschaften, die seinem grossen Zwecke dienen. Bei der Geschichte allein bleibt er nicht stehen, er sucht den Politiker, den Nationalökonomen, den Pädagogen in sich zu entwickeln. Seine allgemeinen Anschauungen freilich bleiben in den Gedankenkreisen Montesquieus, Quesnays, Rousseaus, Basedows befangen, wie er denn auch auf diesen Gebieten mehr ein anregender, als ein schöpferischer Geist gewesen ist. In der „Empfehlungsschrift“ zu den „Historischen und Critischen Beyträgen“ (1739) findet T. schon ein Lessingsches Motiv: „dass die Wahrheit die Seele der Historie, die Wahrscheinlichkeit die Seele der Fabel (Poesie) sei“. Im Züricher Nachlasse entdeckt T. ferner die Hss. zweier geschichtlichen Stücke „Rudolf Schöno, ein Trauerspiel“ und „Die Schweizer über dir, Zürich, oder Rudolf Stüssi, Politisches Trauerspiel in 2 Teilen“. Er bezeichnet diese ganze Gattung Bodmerscher Arbeiten richtig als „historisch-politisch-dramatische Wechselbälge“, hebt aber aus dem „Schöno“ eine eigenartige, staatsmännische Idee heraus, die auf die „Aufhebung der Unterthanenverhältnisse“ und auf die „Einführung einer aus proportionaler Volkswahl hervorgehenden eidgenössischen Bundesversammlung“ hinzielt. — Ein ergänzendes Dokument für Bodmers Historiographie bietet A. Tobler[20]) mit dem Abdruck eines Traktates über die „Geschichte der Unruhen in den äussern Rhoden in den Jahren 1732—1733“, dessen Original sich gleichfalls im Nachlasse vorfindet. Die Zollkriege zwischen den Aebten von St. Gallen und Appenzell werden dargestellt und unparteiisch beurteilt. —

Das Verhältnis Hallers zu Christlob Mylius berührt ein Schreiben des merkwürdigen abenteuernden Litterators vom 26. Sept. 1752, das Geiger[21]) veröffentlicht. Es ist in der Hauptsache ein Bettelbrief, womit Mylius dem „hochgeschätzten Gönner“ zweihundert Thaler aus der Tasche locken wollte, unter dem Vorwande, für die beabsichtigte, von Haller angeregte Entdeckungsreise nach Surinam die nötigsten Vorbereitungen treffen zu müssen. Auf litterarische Dinge geht der Schreiber nur insofern ein, als er bekennt, dass er in dem Leibnizstreite zwischen Samuel König einerseits und Maupertuis und Leonhard andererseits publizistisch für König Stellung genommen habe.[22]) —

In einem letzten Abschnitte seien vereinzelte Publikationen gesammelt, die sich einer bestimmten Gruppe nicht unterordnen lassen. A. Pichler[23]) erneuert das

---

2. Serie, 2. Heft.) Frauenfeld, Huber. 124 S. M. 2,60. |[L. Hirzel: AZg^B. N. 77.]| — 19) G. Tobler, J. J. Bodmer als Geschichtsschreiber. Neujahrsbl. d. Stadtbibl. in Zürich. Zürich, Orell Füssli & Co. 49 S. |[R.: AppenzellJbb. 4, S. 147/8.]| — 20) A. Tobler, E. Beitr. z. appenzell. Gesch. d. Jahre 1732/3: AppenzellJbb. 4, S. 12—52. — 21) L. Geiger, E. Brief v. Chr. Mylius an Haller: VLG. 3, S. 367—73. — 22) (IV 6 : 1.) — 23) A. Pichler, Hippolytus Guarinonius: ÖUR. 11. S 35—49;

Bild des biderben, urwüchsigen, vielseitigen Hippolytus Guarinonius. Er beklagt, dass der litterarisch, historisch, kulturgeschichtlich tiefgebildete Arzt, dieser seltsame, gemütvolle Polyhistor, bisher so karg gewürdigt worden sei; er vergisst aber, neben dem bündigen Hinweis auf Erich Schmidt, Janssen, J. Meissner („Die engl. Comödianten usw.“ 1884, Einleitung), G. Francks hübsche Biographie und Schilderung des Hauptwerkes „Die Greuel der Verwüstung“ anzuführen (ADB. 10, S. 83/5). P. schöpft vielfach aus ungedrucktem Ms.; sein Aufsatz hält sich in flotten, frischen Formen. Er hebt einige wichtige litteraturgeschichtliche Details hervor: Guarinoni weist auf die Sage von der Portia (Kaufmann von Venedig) und den Don Juan-Stoff hin, erzählt das Motiv von Schillers Handschuh, berührt die Seifensieder-Idee Hagedorns. Er ist ein für seine Zeit aufgeklärter Mann, der dem Hexenglauben soweit entgegentrat, dass er sich der gefährdeten Matronen und Greisinnen mit warmem Worte annimmt und den Betrug der Astrologen verdammt. Er zeigt sich als redlicher Spötter gegenüber dem Gebahren des Adels, der Prasserei der Bürger, der Unehrlichkeit der Wirte, in einer Sprache, die an Abraham a Sancta Clara mahnt. Seine Verdienste um die botanische Forschung sind nicht zu übersehen: die Beschreibungen der freien Gottesnatur, die er, Pflanzen zu suchen, durchwandert, steigern sich nicht selten zu dichterischer Glut. Auch Guarinonis politische Anschauungen beleuchtet P., indem er aus dem ungedruckten Bruchstücke „Der christliche Weltmann“ (1626) den Inhalt eines kleinen, antimacchiavellistischen Dramas mitteilt. —

Die Frage, ob Philipp Zesen in Leipzig studiert habe, glaubt Edw. Schröder[24-25]) auf Grund einer Privatmitteilung E. Elsters verneinen zu müssen, der die Immatriculationsverzeichnisse durchgesehen hat; Dissel hatte die Leipziger Studienzeit auf das Sommersemester 1641 bestimmt (JBL. 1890 III 5 : 7). Der Umstand, dass der Name in den Listen fehlt, kann an sich nicht massgebend sein, wenn nicht die Vollständigkeit und Sorgfalt der Listenführung über allem Zweifel steht: Chr. Wernicke z. B. hat unter Morhof um die Wende der 70er Jahre unbedingt in Kiel studiert, und doch ist sein Name in den Büchern nicht zu finden. Darin freilich hat S. recht, dass Dissel wie Gebhardt in diesem Punkte die archivalische Quelle nicht hätten übersehen dürfen, wie darin, dass für die Geschichte der Dorothea von Rosenthal die Fachgenealogien das schlesischen Adels ausführlich zu befragen seien. —

Die spärlich erhaltenen Materialien zu einer Lebensbeschreibung des österreichischen Diplomaten Johann Rudolf Schmid von Schwarzenhorn sammelt Th. Vetter[26]) zu einem Erinnerungsbüchlein; in den April 1890 fiel der dreihundertjährige Geburtstag des Mannes, der in den Zeiten der Türkengefahr von drei Kaisern zu den Verhandlungen mit der Pforte ausersehen wurde. In die Litteraturgeschichte ist er deshalb gelangt, weil er unter dem Namen „der Verdienende“ dem Palmenorden angehörte (seit 9. Febr. 1657); auch Bächtold gedenkt seiner in der „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz“. Schwarzenhorn hat Gelegenheitsverse gemacht, nicht besser und nicht schlechter als andere hochgestellte Dilettanten seiner Zeit. V. giebt das Gedicht wieder, mit dem der alte Schweizer einen Pokal als Ehrengabe seiner Heimatstadt Stein übersandte. Er gedenkt ferner des Schulmeisters Johann Nussigk aus Iglau, der in einem naiven Reimgedichte den kläglichen Zustand der Welt zu begründen sucht (1581). —

Die Gattung der Sprüche und Zeitverse berühren ein Hamburger Anonymus[27]) und F. W. E. Roth.[28]) Jener erinnert an eine Lotterie, die 1614 für den Bau eines Arbeitshauses veranstaltet wurde und die Bürger reizte, statt mit Namen versehener Zettel Motti in die Urne zu werfen; neben vielen wohlbekannten Worten finden sich manche hübsche Aussprüche lokaler Weisheit. — R. druckt zwei kleinere Spottgedichte aus der Epoche des 30j. Krieges ab, deren Originale er unter Rheingauer Akten entdeckt hat. In makaronischem Latein wird die zusammengeborgte Wirtschaft eines österreichischen Erzherzogs geschildert und ein Speisesegen mitgeteilt, der über den „Magen der Kirche“ witzelt. Zwei Distichen die eine ernsthafte Benedictio enthalten, dagegen zeigen des Autors Gewandtheit im korrekten Latein. —

Die Beschreibung einer Kavalierfahrt in das Ausland, von C. Curtius[29]) mit Einleitung und Anmerkungen abgedruckt, ist nicht bloss für die Geschichte der Reisejournale wichtig und unterrichtend. Ueber das Leben Chr. H. Postels giebt es keine authentischen Zeugnisse; aus Wilckens-Ziegras „Hamburgischem Ehrentempel“ nur konnte J. Elias (ADB. 26, S. 465—73) feststellen, dass Wilckens wie Weichmann Tagebücher vorgelegen haben, zumal für eine Studienfahrt Postels durch Holland, England, Frankreich.

145—51. — 24) Edw. Schröder, Ph. Zesen in Leipzig?: ADA. 17, S. 344/5. — 25) id., K. Dissel, Ph. v. Zesen: HZ. 67, S. 303/4. — 26) Th. Vetter, Joh. Rud. Schmid Frhr. v. Schwarzenhorn. Frauenfeld, Huber. 35 S. M. 0,60. — 27) Alt-hamburgische Spruchweisheit: HambCorr. N. 398. — 28) F. W. E. Roth, Deutsch-lat. Gedichte aus d. Zeit d. 30j. Krieges: Germania 36, S. 179—81. — 29) Beschreibung e. Reise durch d. nordwestl. Deutschland nach d. Niederlanden u. England i. J. 1683 v. Jak. v. d. Melle u. C. H. Postel. Her. v. C. Curtius Festschr. z. 20. Versammlung d. HansGV., 19—20. Mai. Lübeck,

C. hat nun auf der Lübeckischen Stadtbibliothek die Hs. eines Journals gefunden, worin aus der Feder des Gottesgelehrten und Polyhistors Jakob v. Melle über eine Jugendreise eingehend berichtet wird, die der Lübecker und sein Hamburger Freund Postel zur gemeinsamen Ausbildung unternommen haben. Das Ms. ergiebt so wesentliche Uebereinstimmungen mit dem Auszuge des Wilckens, dass man auch auf eine gemeinschaftliche Niederschrift der Erlebnisse schliessen darf. Dabei hat entweder jeder sein besonderes Exemplar besessen oder v. Melle allein hat die Feder geführt. Wie dem auch sei, das Büchlein bildet ein Aktenstück auch zur Biographie Postels, das einzige, das man kennt. Die Unternehmung begann am Nachmittage des 15. Juni 1683 und ward beendet, für Postel am 23., für v. Melle am 25. Dec. desselben Jahres. Sie erstreckte sich von Hamburg auf Bremen, Groningen, Franecker, Amsterdam, Leyden, Haag, Utrecht, Rotterdam, Antwerpen, Brüssel, Brügge, Calais, Dover, London, Oxford, Dieppe, Rouen, Paris, Nancy, Strassburg; dann ging es über Heidelberg, Frankfurt a. M. zurück in die Heimat. Eine Reise nach Italien hatte Elias nicht angenommen, weil er Wilckens ein grösseres Zutrauen schenkte als dem geschwätzigen Weichmann, dem sich Jördens und Schröder als der einzigen Quelle über Postels Leben rückhaltlos anschliessen. Beiden war Wilkens eben nicht bekannt. Seine „italienische“ Reise unternahm Postel erst i. J. 1700 (17. Jan. bis 15. Sept.) Die neue Publikation hat Elias' Ansicht bestätigt. C.s Studien zu dem Funde, der eine treue, sorgsame Wiedergabe erfahren hat, zeugen von einer sehr eifrigen Beschäftigung mit dem Gegenstande. In Anmerkungen wird die Reiseroute so genau, als es irgend ging, Punkt für Punkt kommentiert. Im allgemeinen haften die Aufzeichnnngen der Reisenden an äusserlichen Dingen, auch in den litterarischen und wissenschaftlichen Beziehungen. Die Versuche, die begegnenden Persönlichkeiten zu charakterisieren, sind knapp und schwach ausgefallen. [30-35]) —

G. Borchers. 48 S. — 30) × Kiesel, G. W. v. Leibniz: Wetzer u. Weltes Kirchenlex. 7, S. 1653—80. (E. gerechte, kluge Würdigung.) — 31) × P. Gesche, D. Ethik Leibnizens Diss. Halle a. S., Hofbuchdr. v. Kaemmerer & Co. 75 S. — 32) × H. F. Beneke, Leibniz als Ethiker. Diss. Erlangen 40 S. — 33) × H. A. Lier, N. Schmidt-Küntzel: ADB. 32, S. 16/8. (Bauer u. Autodidakt, Kalenderschreiber u. Sprachgenie.) — 34) × G. Gaebel, R. Krebs, d. politische Publizistik d. Jesuiten usw.: MHL. 19, S. 247—50. — 35) × Chr. Hutzelmann, E. jesuitischer Feldzugsplan z. Ausrottung aller Ketzer Nach e. Hs. (aus 1735). Leipzig, G. Kaufmann. 27 S. M 0,50. —



IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

IV,1

Allgemeines.

Gustav Roethe.

Die Inhaltsangabe s. am Schlusse des Abschnitts.

Dass der wissenschaftliche Litterarhistoriker einer gründlichen philologischen Durchdringung seines Stoffes nicht entraten kann, daran wird kein Urteilsfähiger zweifeln, so lärmend sich die entgegengesetzte Meinung gerade in unseren strenger geistiger Arbeit abholden Tagen zumal in der Tagespresse vernehmen lässt. Freilich hätte sich diese Meinung nicht so breiten Boden erobern können, wären nicht die philologischen Litterarhistoriker selbst mitschuldig. Der Vorwurf eines übertriebenen Specialistentums, das vor lauter Vorarbeiten nicht dazu gelangt, die grossen Aufgaben in Angriff zu nehmen, dieser Vorwurf ist gerade der neueren deutschen Litteraturgeschichte nicht ganz zu ersparen: haben wir es doch erleben müssen, dass Franzosen uns mit umfänglicheren wissenschaftlichen Arbeiten über Hans Sachs und Fischart, über Gryphius und die Faustlegende, über Herder und Jean Paul zuvor kamen. Diese Schwäche unserer jetzigen Arbeitsweise prägt sich charakteristisch auch darin aus, dass uns das Jahr 1891 von Litteraturgeschichten des achtzehnten oder neunzehnten Jahrhunderts zwar drei Bearbeitungen älterer Werke aus einer mutigeren Zeit, aber nicht einen ernsthaften Versuch neuer Darstellung gebracht hat. Unter jenen Bearbeitungen ist nun allerdings eine so erhebliche Leistung wie der vierte Band der zweiten Auflage von Goedekes [1]) altbewährtem Grundriss, der erste, der seit dem Tode des Vf. zum Abschluss gelangt ist. Es ist wiederum charakteristisch für das Specialistentum unserer Tage, dass sich um diesen Bruchteil des grossen Werkes, das einst ein einziger Gelehrter von freilich wunderbarer Arbeitskraft geschaffen hat, jetzt ausser dem eigentlichen Herausgeber, E. Goetze, nicht weniger als acht Forscher verdient gemacht haben, zum Vorteil der schnellen und erschöpfenden Arbeit, zum Schaden der Einheitlichkeit. Goedeke hatte für diesen Band, der die §§ 201—46 umfasst, zwar nicht unbeträchtliches Material hinterlassen; aber fast nichts war druckfertig, höchstens für einige untergeordnete Dichter waren seine Notizen einigermassen ausreichend; ein grosser Teil seiner Aufzeichnungen kam über das Zufällige kaum hinaus. Der umfänglichsten Ergänzungen und beständiger Nachprüfung bedurfte dieser Nachlass auf Schritt und Tritt. Von dem Fleiss und der Gelehrsamkeit, mit der die neue Ausgabe bearbeitet wurde, zeugt es rühmlich, dass sich der Umfang des Bandes, an der ersten Fassung gemessen, auf mehr als das Doppelte beläuft. Der Löwenanteil dabei kommt freilich der sorgfältig nachgetragenen neueren wissenschaftlichen Litteratur zu; störende Lücken, wie bei Joh. El. Schlegel und der Karschin, habe ich nur sehr selten bemerkt; in einigen Abschnitten, bei Lessing und namentlich bei Goethe, ist in der Anhäufung minderwertiger Arbeiten sogar des Guten eher zu viel geschehen; weniger wäre mehr, zumal da die innerhalb der einzelnen Rubriken gebräuchliche, ganz abscheuliche Anordnung nach dem Er-

---

1) K. Goedeke, Grundriss z. Gesch. d. dtsch. Dichtung. Aus d. Quellen. 2. ganz neu bearb. Aufl. Nach d. Tode d. Vf. in Verbindung mit D. Jacoby, K. Justi, M. Koch, K. Müller-Fraureuth, F. Muncker, K. Chr. Redlich, A. Sauer u. B. Suphan fortgeführt v. E. Goetze. 4. Bd. V. 7j. bis z. Weltkriege. Erste Abt. Dresden, Ehlermann. XII, 780 S. M. 27,00. |[LCBl. 1890, N. 19; L. Hirzel: DLZ. 12, N. 41. 14, N. 20; W. Sch.: CBlBibl. 1892, S. 188;

scheinungsjahr der Bücher und Aufsätze die Orientierung sehr erschwert. Weniger energisch hat die neue Bearbeitung Goedekes Angaben über die Schriften der Dichter selbst, den wichtigsten Teil seines Werkes, revidiert und ergänzt; sie ist wenigstens ungleichmässig darin. Wohl sind Redlichs Abschnitte § 231 und 232 über die Musenalmanache und den Göttinger Dichterbund auch in dieser Hinsicht über jedes Lob erhaben; wohl verdient Sauers Umgestaltung des § 230 über die Stürmer und Dränger, in der z. B. Bahrdts Schriften von 15 auf 98, die Schubarts von 13 auf 84 Nummern gebracht worden sind, volle Anerkennung, wenngleich auch hier bei Goué (und Lenz?) sich Lücken in der Berücksichtigung der Einzeldrucke fühlbar machen. Aber sehr viel dürftiger sieht es namentlich in den von Götze selbst bearbeiteten Paragraphen aus. So manchen alten bibliographischen Fehler habe ich da wiedergefunden: es scheint nicht, dass die Schätze der grossen Bibliotheken erschöpfend ausgenutzt sind; auch von dem an sich löblichen Grundsatze, die Angaben der Antiquariatskataloge selbst ohne Autopsie zu verwerten — doch war dann die Quelle anzugeben —, konnte reichlicherer Gebrauch gemacht werden. Man messe nur das von Götze kaum bereicherte Verzeichnis der Schriften Bodmers an Bächtolds Bibliographie in den Anmerkungen seiner Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz; auch die Abschnitte über Gerstenberg, Hamann u. a. erweisen sich als unzulänglich. Dass Goedekes darstellender Text fast unverändert blieb, war zu rechtfertigen; weniger billige ich es, dass auch seine Anordnung allzu pietätvoll beibehalten wurde: Lavater z. B. gehörte gewiss eher unter die Stürmer und Dränger als in den zahmen § 219. Eine stattliche Anzahl neuer Dichternamen wurde aufgenommen: gerade dafür waren meines Erinnerns Goedekes Vorarbeiten einigermassen ergiebig. Leider fehlt noch immer ein brauchbarer Abschnitt über die moralischen Wochenschriften; und wenn in dem überhaupt unbegreiflich ärmlichen § 202 (theoretische Werke) Dubos genannt wurde, so ist es nicht zu verstehen, warum so viele andere, für die deutsche Litteratur des 18. Jh. mindestens ebenso einflussreiche Kunstrichter Frankreichs, Englands und Italiens unerwähnt blieben. Der berechtigte Wunsch, das uns allen unentbehrliche Werk so schnell wie möglich zu fördern, hat offenbar in den ersten Partien des Bandes zu flüchtiger Arbeit verleitet; ich durfte das nicht verschweigen, betone nun aber um so nachdrücklicher, dass die neue Auflage in ihrer Gesamtheit und in vielen Einzelheiten, die an andern Stellen der JBL. gewürdigt werden, einen ungemein verdienstlichen Fortschritt bedeutet; jeder Benutzer wird die reiche Förderung, die er von dem Buche in seiner neuen Gestalt auf Schritt und Tritt erfährt, dankbar anerkennen. — Das Gleiche kann ich der neuen Auflage von Gottschalls[2]) vielbenutztem und weit über Gebühr gepriesenem Werke nicht nachrühmen. Schon die selbstzufriedene Vorrede, die über den Einbruch der Fachgelehrsamkeit in die Litteraturgeschichte deklamiert und sich lustig macht über die Rolle, die die Chronologie in Julian Schmidts neu umgegossenem Buche spiele, giebt die Gewissheit, dass ihr Verfasser nichts zugelernt hat; ihm sind noch immer die Portraitstudien Ein und Alles. Wer für die zeitlichen und intimeren künstlerischen Zusammenhänge im Leben der Litteratur so wenig Verständnis hat wie G., der muss schon ein glänzender Portraitmaler sein, um dafür zu entschädigen. Die glitzernden, aber unanschaulichen und jeder Schärfe der Auffassung entbehrenden Bilder G.s, die selbst schriftstellerisch mit den Skizzen von Gervinus und Scherer keinerlei Vergleich aushalten, belehren mich nur, dass der Selbstdichter keinen Beruf zum Geschichtsschreiber der Dichtung hat. Davon zeugt mir auch der in der neuen Auflage eingefügte Abschnitt „Die litterarische Entwicklung seit 1840 in ihren Grundzügen"; dass G. selbst sich zum Idealismus bekennt, fördert zwar sein Verständnis für Gutzkow, macht ihn aber ungerecht gegen Freytag, den Realisten: seine Abneigung gegen diesen stimmt ihn dagegen merkwürdig freundlich gegen die Jüngsten, die Naturalisten, über die er sich freilich mehr aus den Deklamationen Bleibtreus, Albertis und Steigers als aus ihren Dichtungen selbst belehrt zu haben scheint; sonst wäre ihm nicht die „Gesellschaft" ihr Repräsentant, sonst würde er nicht ihrer Lyrik das Neue absprechen, sonst würde er nicht behaupten, dass eine Richtung, als deren Meister er u. a. Ibsen nennt, von Ideen und Tendenzen in der Kunst nicht das Geringste wissen wolle. Ausser diesem einzigen neuen Kapitel zeigt G.s Werk in den beiden ersten Bänden dieser Auflage keinerlei tiefgreifende Umgestaltung, so zahlreich sie mit kleinen Flickereien versehen wurde. Noch immer beurteilt er Kleist als wesentlich pathologisch. Grillparzer hat zwar einen eignen Abschnitt bekommen, während er früher in die Rubrik „Schicksalstragödie" eingepresst wurde; aber seine Beurteilung hat dadurch nicht gewonnen; die Zusätze über seine Lyrik und über „Weh dem, der lügt" bedeuten keinen Fortschritt des Verständnisses. G.s Stellung zu Heine ist unter den widerspruchsvollen Einflüssen von

---

Ph. Strauch: ADA. 19, S. 128.]| — 2) R. v. Gottschall, D. dtsch. Nationallitt. d. 19. Jh. Litt.-hist. u. krit. dargest. 6. verm u. verb. Aufl. Bd. 1-2. Breslau, Trewendt. XXXII, 672; 575 S. M. 10,00. |[H. P.: DR. 4, S. 374f. (viel zu warm); WIDM.

Brandes und Treitschke (JBL. 1890 IV 1: 10; 14:1) nur haltloser geworden. In das Kapitel „Originaldenker“, das von schiefen und unsichern Urteilen strotzt, sind jetzt die naturwissenschaftlichen Psychologen wie Fechner, Drobisch und Wundt eingepfercht worden, die durchaus als Gruppe für sich zu behandeln waren; besser passte unter jene Ueberschrift neben Eugen Dühring Friedrich Nietzsche, der nur leider nicht zu den Geistern gehört, die G. begreift. Dem entsprechend findet G. jetzt Worte für Bebel und Liebknecht, für den phrasenhaften Schönredner Portig, während mir z. B. Lagardes Name auch jetzt noch nicht bei ihm begegnet ist. Dem modernen Berliner Theaterleben wird ein Abschnitt gewidmet: wie vertraut G. mit ihm ist, zeigt er u. a. dadurch, dass ihm die „Matadore der freien Bühne“ Brahms und Schlenter heissen. In weitem Umfange sind dem Text allerlei biographische Notizen eingefügt, die von falschen Daten wimmeln: überall unsaubere Flickarbeit. Von der verhassten „Fachgelehrsamkeit“ hat sich G. sorgfältig freigehalten: noch immer sind ihm Goedeke und Kurz die Vertreter kritischer Ausgaben; seine Litteraturangaben kennen zwar den Lessing des Frl. von Zimmern, von Erich Schmidts Werke weiss G. nichts; Munckers Klopstock, Litzmanns Hölderlin, die Ausgabe der Briefe Herders an Hamann durch Otto Hoffmann, der Briefe Friedrich Schlegels an August Wilhelm durch Walzel sind ihm unbekannt; während er allerlei gleichgiltige Prachtausgaben verzeichnet, hat er von Munckers Lessing-, Elsters Heine-, Sauers Grillparzer-, ja der Weimarer Goethe-Ausgabe offenbar nichts gehört. Mit einer so äusserlichen Modernisierung, wie sie G. diesmal geliefert hat, ist nichts gewonnen; soll das seiner Zeit gewiss verdienstliche Buch nicht allgemach geradezu gemeinschädlich wirken, so möge der Vf. die Neubearbeitung künftighin in andere, kräftigere und nicht allzu pietätvolle Hände legen. — Auch der Dritte im Bunde, Grisebach [3]), liefert mit seinem „Goetheschen Zeitalter der deutschen Dichtung“ wiederum lediglich den Beweis, dass es ein Anderes ist, Dichter sein, ein Anderes, Geschichtsschreiber der Dichtung. Das Buch, das auf eine teilweise stark bearbeitete Erneuerung der älteren Arbeit G.s über „Die deutsche Litteratur seit 1770“ hinausläuft, charakterisiert mehr den Vf. als die Zeit, die er schildert: sein Reiz, wie seine grosse Schwäche liegt darin, dass G. mit naivster Harmlosigkeit nur das gelten lässt, was er als poetisch kongenial empfindet, was ihm bei seiner eigenen poetischen Entwicklung zu gute kam. Von einer wirklichen Geschichte, die unbefangen den Kampf gegensätzlicher geistiger Strömungen, den Wechsel des Geschmackes darstellte, ist unter diesen Umständen keine Rede; es lohnt nicht, die zahllosen Lücken, Schnitzer, Missurteile aufzustechen; für den künftigen Biographen des auch von mir sehr gewürdigten Dichters G. wird das Buch gerade Dank seiner masslosen Subjektivität eine unschätzbare Quelle sein. Wäre nur G.s Unwissenheit, wie sie sich z. B. in der kindlichen Einleitung äussert, das ganz Sporadische und Zufällige seiner Belesenheit nicht so unerlaubt gross! Klopstock und Lessing, dessen „Minna“ in G.s Augen eine „Versöhnung der preussischen Armee“ ist, werden sehr von oben herab schnöde erledigt, zum Teil mit Anlehnung an Herder, der wiederum abgethan wird, sowie er in Konkurrenz mit Goethe tritt. Dass G. Goethes Totalität nicht fasst, so sehr er danach ringt, ist selbstverständlich; es kennzeichnet den Vf., wie er bei den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ verweilt und an ihre Spuknovellen ein Verzeichnis der Gespenstererzählungen bis auf Alfr. Schöne knüpft, in dem doch z. B. Halms „Marzipanlise“ fehlt; in den späteren Partien leidet Goethes Schilderung obendrein unter der Verquickung mit Clemens Brentano. Bürger, der wild überschätzte, dessen Würdigung diesmal ein paar Worte über Claudius und Hebel angeleimt sind, und Blumauer bekommen noch immer ihr besonderes Kapitel, doch werden sie wenigstens kürzer behandelt als in der älteren Fassung. Der mühsam der Vollständigkeit wegen abgequälte Abschnitt über Schiller wäre uns besser ganz erspart geblieben. Wirklich wohl wird es G. erst, als er auf Heinse, Brentano und Heine zu sprechen kommt, auf die Männer, in denen er mit Recht Geist von seinem Geiste wiedererkennt Und diese Partien sind die besten des Buches. Freilich, wer will Heinse (und Thümmel, den G. hoch über Jean Paul stellt) geschichtlich verstehen, der Wieland so beiläufig abthut wie G.? Immerhin bemüht er sich, Heinses Entwicklung darzustellen; er macht zwei ungedruckte Briefe Heinses an Gleims Sekretär Schmidt bekannt und verwertet eine bemerkenswerte Abweichung, die sich Goethe bei der Publikation des Briefwechsels mit Schiller gegenüber dem Originale gestattete; Goethe ersetzte nämlich in dem Briefe vom 8. Juli 1795 Klingers „Giafar“, den eine befreundete Dame als sein Werk angesehen habe, durch Heinses „Ardinghello“, übrigens mehr wohl aus Rücksicht auf Klinger als aus Vorliebe für Heinse. Brentanos Rosenkranzromanzen werden an Goethes „Geheimnisse“ angeknüpft, andererseits Heines „Atta Troll“, „Romanzero“, „Bimini“ mit jenen Romanzen in Verbindung gebracht, obgleich das Erscheinungsjahr der Romanzen, 1852, die Ver-

---

71, S. 424 f.]| — 3) E. Grisebach, D. Goethesche Zeitalter d. dtsch. Dichtung. Mit ungedr. Briefen W. Heinses u. Cl. Brentanos. Leipzig, Engelmann. VIII, 197 S. M. 3,50. |[A. Chuquet: RCr. S. 191; NatZg. 11. Sept.; W. Buchner:

bindung höchstens für „Bimini“ wahrscheinlich dünken lässt. Die Einzelheiten dieses Nachweises halten nicht Stich, der Grundgedanke aber, dass Heines Lyrik an Brentano sich anschliesse, ist nicht neu, aber gewiss richtig. Heine, dessen spätere Gedichte, wie beim Dichter des „Neuen Tannhäusers“ selbstverständlich, über das „Buch der Lieder“ gestellt werden, findet diesmal als Poet, nicht als Charakter, eine freundlichere Beurteilung als früher; das hat G. das Lob eines Feuilletonisten der Nationalzeitung [4]) eingetragen. Von Einzelheiten sei erwähnt, dass G. Mercks Erzählungen als Vorläufer des „Wilhelm Meister“ sehr hoch stellt, Lessings „Emilia“ mit Moretos „Primero es la honra“ in Zusammenhang bringt, Goethes Prokuratornovelle mit Bestimmtheit auf Leonh. Meisters „Beiträge“ (London 1777) zurückführt und (S. 154) als Quelle für Heines „Bimini“ Denis „Le monde enchanté“ oder Grässes „Ewigen Juden“ hinstellt. Andre Dichter als die genannten werden von G. gar nicht oder nur mit zwei Worten erwähnt, wie man sich mit Hilfe des namenreichen Registers leicht überzeugt, und auch dabei verlässt uns die Empfindung, dass wir es durchweg mit subjektivsten Liebhabereien oder zufälligsten Lesefrüchten zu thun haben, keinen Augenblick. Ueber den Grafen Veltheim und Hans Herrig hören wir mehr als über Heinrich v. Kleist;. Grillparzer und Arnim kommen kaum vor; G.s Landsmann Alb. Möser erhält seinen besondern Abschnitt, von seinem Vorbilde Hölderlin ist eigentlich nur in einem abgedruckten Briefe Brentanos die Rede usw. Die Darstellung, die anfangs lediglich in Citaten, in eigenen und fremden Kraftworten, namentlich Schopenhauers, fortschreitet, wird weiterhin ruhiger und enthält einige wirklich geistvolle Bemerkungen. Recht apart und hübsch ist, wie stets bei G., die Ausstattung, wenn ich auch nicht leugnen kann, dass sie mir für eine ernsthafte Litteraturgeschichte zu zierlich und spielerig erscheinen würde. Aber wir haben es ja auch nur mit einer Sammlung von Aperçus zu thun. In einer solchen wirkt nun freilich die pedantische Akribie, mit der G. Büchertitel bibliographisch exakt citiert, höchst belustigend. Alles in allem das amüsante Capriccio eines poetischen Sonderlings, der das Bedürfnis fühlt, der Welt zu zeigen, wie sich in seinem Kopfe die Geschichte der neueren deutschen Litteratur abspiegelt. — Kein grösserer Abstand als von Grisebach, der am liebsten nur Paradoxien sagte, zu einem Schulbuch, wie es Prosch [5]) in seinem für die österreichischen Lehranstalten berechneten Leitfaden uns darbietet. Ueber den pädagogischen Wert seiner Arbeit, deren zweites Heft uns beschäftigt, habe nicht ich zu urteilen. Dagegen darf ich anerkennen, dass P. leidlich gerüstet an seine Aufgabe gegangen ist. Das Buch bringt zuerst einen knappen, auf wirkliche Darstellung verzichtenden Text, der einen mir wenig zusagenden Kultus der Schlagworte in Sperrdruck treibt und für ein blosses Gerippe, das erst der Lehrer mit Fleisch einkleiden soll, viel zu viel abstrakt-kritische Bemerkungen enthält; ihm folgen Anmerkungen, die allerlei Inhaltsangaben und Details, vor allem gut ausgewählte Charakteristiken aus Goethes „Dichtung und Wahrheit“, aus Scherer, Goedeke, Viehoff mitteilen. Der besondere Zweck des Buches, der eine wissenschaftliche Kritik entwaffnet, erklärt es, dass Schiller, über den P. sichtlich am besten orientiert ist, und für die neuere Zeit ausschliesslich österreichische Dichter in den Vordergrund treten; auch der unschuldige Ton, in dem Rousseaus u. a. Werke analysiert werden, wird pädagogische Gründe haben. Nicht aber vermag ich mir so zu deuten, dass z. B. von Lenz' Dramen nur die Plautusbearbeitung und das „Pandämonium“ erwähnt, dass bei Goethes „Werther“ weder Richardsons noch der Maxe Brentano gedacht wird. Goethe steht überhaupt nicht im Mittelpunkte der Studien P.s, wie die Bemerkungen über Tasso und namentlich über die Geschichte der Faustdichtung beweisen. Und unzweifelhafte Schnitzer, wie Karoline von Flachsland, Tietke, Friedrich Graf Hardenberg (Novalis), die „lose Folge“ der „Blätter von deutscher Art und Kunst“ durften gerade in einem Schulbuch, das die gläubigsten Leser findet, am wenigsten vorkommen. Immerhin wird jeder P.s Gewissenhaftigkeit schätzen, der den Durchschnitt unserer Schullitteraturgeschichten, z. B. H. Kluges bekanntes Opus, kennen gelernt hat; und wissenschaftliche Förderung wird man von einem Buche dieser Art ebensowenig verlangen wie von den populären Vorträgen, in denen Müller-Frauenstein [6]) die neueste deutsche Litteratur darstellt. So wenig sein Anspruch zu den wissenschaftlichen Forschern gerechnet zu werden, sich durch dieses Buch rechtfertigen lässt, so gewiss werden diese von warmem Interesse auch für die jüngeren dichterischen Phasen unserer Litteratur — freilich, die jüngstdeutschen fehlen noch! — erfüllten Vorträge, namentlich vor einem Damenpublikum, ihrem Zweck genügt haben. Die Charakteristik entbehrt freilich jeder Schärfe und bleibt allzu oft bei einer laienhaft ästhetisierenden

---

BLU. N. 5; Grenzb. 50, S. 394/6; PrJbb. 67, S. 228/9.]| — 4) S. S[amosch], E. Poet als Litterarhist.: NatZg. N. 521. (D. wachsende Einfluss Heines auf d. Weltlitt. wird namentlich durch die immer neuen italienischen Uebersetzungen s. Werke erwiesen.) — 5) F. Prosch, Leitfaden für d. litt.-hist. Unterricht an österreich. Lehranst. für d. Selbststud. 2. Heft. V. Lessings bis zu Goethes Tode, nebst e. Darstellg. d. Entwicklungsganges d. neueren dtsch. Litt. in Oesterr. (Zunächst als Hilfsbuch für d. 7. u. 8. Gymnasialklasse.) Wien, Graeser. VIII, 320 S. M. 2,40. — 6) G. Müller-Frauenstein, V. H. v. Kleist bis z. Gräfin M. Ebner-Eschenbach. 10 gemeinverst. Vortrr. über d. neueste dtsch. Litt. Mit 10 Holzschnitten. Hannover, Ost-

Betrachtung stehen, statt zum historischen Verständnis der Entwicklung von Persönlichkeiten und ganzen Richtungen durchzudringen; auch hier wieder wird die Chronologie allzusehr missachtet: man lese nur die morose Schilderung Grillparzers! Aber der Vf. ist wirklich belesen, selbständig in Auswahl und Urteil, gewandt in der Rede, dabei ganz geschickt in der Gruppierung; das sehr reichliche Einstreuen von Citaten, die oft für die eigentliche Darstellung eintreten müssen, war in Vorträgen am Platze. Der erste Vortrag „Die deutschen Befreiungskriegsdichter" behandelt Kleist viel zu einseitig und flach; für seine geniale Persönlichkeit reicht die patriotische Brille nicht entfernt aus. Der Abschnitt „Deutsche Romantiker" verrät Unkenntnis des Haymschen Buches; M. sieht fast nur das Ungesunde in der Romantik, verkennt z. B. völlig die Rolle, die gerade sie für die Verbreitung unserer Klassiker und weiter für die Entwicklung der historischen Wissenschaften gespielt hat; eine Auswahl der Romantiker, in der Arnim und Schelling, Hoffmann uud Zacharias Werner fast ganz fehlen, kann unmöglich glücklich genannt werden. Unter der Missachtung dieser Richtung leidet denn auch die Beurteilung der beiden bedeutendsten „schwäbischen" Dichter, Kerners und Mörikes. Unter den „österreichischen Dichtern" des vierten Vortrages wird Zedlitz weit überschätzt; Lenaus Seelenleben stellt sich uns auch anders dar, seit wir seine Briefe an Sophie Löwenthal kennen; dass Halm, Raimund, Bauernfeld hier fehlen, will wenig sagen gegenüber der Thatsache, dass auch Immermann vergessen ist, der statt Heines mit Rückert und Platen in die Trias des fünften Vortrags gehört hätte. Sonst gehören die Bemerkungen über Heine und der sechste Vortrag über das Junge Deutschland zu den gelungeneren Partien des Buches; nur wird für Laube und Kühne die Tonart zu hoch gewählt; Dingelstedt leidet unter der traditionellen liberalen Legende, und den Vergleich von Prutz mit Spielhagen muss ich in Prutzens Interesse ablehnen. Mit den vier letzten Kapiteln (Lyrik, Erzählung, Drama aus der Mitte des 19. Jh., moderner Roman) geraten wir dann in das übliche Tohuwabohu, das ohne Rücksicht auf Zeitfolge, auf stilistische und landschaftliche Gruppen einen Namen an den andern reiht. Und hier wird denn auch das Urteil mehr und mehr unsicher. In der Lyrik z. B. ist weder von Schefer und Sallet, noch vom Fallerslebener Hoffmann und Paul Heyse die Rede; Rittershaus, Lingg und Lorm dagegen bleiben uns nicht erspart. Die herkömmliche Bewunderung Gottschalls fehlt nicht, obgleich M. sichtlich in Verlegenheit ist, warum er ihn rühmen soll; von Raupach erfahren wir nichts. Frenzel und Spielhagen werden umständlich besprochen, Alexis und Fontane kaum mehr als genannt; wenn Reuter über Gottfried Keller gehoben wird, so ist es M. selbst nicht ganz wohl dabei. In der ganzen Milchstrasse weiblicher Autoren, mit der das Buch schliesst, glänzt thatsächlich nur ein Stern ansehnlicher Grösse, Marie von Ebner-Eschenbach; dass M. für die Damen Kapff-Essenther und Biller, A. v. d. Elbe, Pichler, Villinger usw. in einer Litteraturgeschichte Platz findet, die für Immermann und Arnim kaum ein Winkelchen übrig hat, darf wohl als Schlussverbeugung gegen die Zuhörerinnen entschuldigt werden. Sie werden dem Autor dafür Dank gewusst haben; Frau Wissenschaft hat an seiner Schrift trotz aller Liebe und Sorgfalt weniger Freude. So lange die Historiker der neuesten Litteratur sich nach Gottschalls Vorgang über die elementarsten Forderungen der historischen Methode hinwegsetzen und es für ihr unveräusserliches Menschenrecht halten, den zweiten punischen Krieg vor dem ersten zu behandeln — und mit Ausnahme Sterns thun sie das Alle —, so lange ist ein ernsthafter Fortschritt auf diesem Gebiete nicht zu erhoffen. Die kleinen, schwachen Portraits, mit denen M.s Buch geschmückt ist, sind für uns, die wir durch Könneckes trefflichen, neuerdings wieder von Weizsäcker [7]) gerühmten Bilderatlas verwöhnt sind und auch in Königs und Leixners bekannten Büchern Besseres finden, doch gar zu unbefriedigend: wozu also? — Nicht eine litterarhistorische Darstellung, sondern nur einen „Veilchenstrauss" litterarischer Charakterköpfe bietet uns der unglaublich begeisterungsfähige Jedrzejewski [8]). Wie er den Titel Elise Polkos „Vergissmeinnichtstrauss" entlehnt, so spüren wir auch sonst ihres Geistes mehr als einen Hauch. Das Buch ist nicht ernst zu nehmen. Von Emil Palleske und Wilhelm Hey hätte J. die Hände lassen sollen; im übrigen bleibt er zum Glück in der Bewunderung des tiefsten litterarischen Unterholzes stecken, wo er nicht schaden kann. —

Aus den mannigfachen Anthologien, in denen patriotische und christliche Gedichte [9-10]), Perlen deutscher Dichtung für Frauen und Jungfrauen [11-12]), Dichtergrüsse

X, 382 S. M. 4,50. |[A. Br.: LCBl. 1892, N. 26; Gegenw. 40, S. 365.]| — 7) P. W., Könnecke, Bilderatlas z. Gesch. d. dtsch. Nationallitt.: KBlGRW. 38, S. 243/5. — 8) F. Jedrzejewski, E. Veilchenstrauss. Skizzen. Bielefeld, Helmich. VIII, 79 S. M. 1,25. (Behandelt d. Lyriker P. Baehr, H. Kiehne, Hedwig Prohl, Graf E. v. Stadion, d. Kopernikusforscher Prowe, G. Klingenburg, d. Stifter e. Lesevereins.) — 9) × F. Brümmer, Deutschlands Helden in d. dtsch. Dichtung. E. Samml. hist Gedichte u. e. Balladenschatz für Schule u. Haus. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. XII, 428 S. M. 4,80. |[H. Unbescheid: ZDU. 6, S. 579.]| — 10) × J. Mischner, Durch Sturm z. Stille! Patriot. u. christl. Gedichte e. Kriegers v. 1870/71. 2. Aufl. Leipzig, A. Neumann. 12⁰. VIII, 108 S. M. 1,40. — 11) × Fromme Minne. E. Geschenk für Frauen u. Jungfrauen, ausgew. aus d. edelsten Perlen dtsch. Dichtung. Mit e. Titelbl. u. 4 Bildern. 5 Aufl. Leipzig, Teubner. 12⁰. XIV, 397 S. M. 5,00. — 12)

und Lichtstrahlen[13-15]) uns wiederum mehr oder weniger schön ausgestattet dargeboten wurden, hebe ich hier nur die von Elisabeth von Beckendorff[16]) ausgewählten „Goldenen Worte“ hervor, weil gerade aus dieser Auswahl, die sich auf moderne Autoren beschränkt und zu mehr als einem Viertel weibliche Schriftsteller, nicht aber die Ebner-Eschenbach, berücksichtigt, erschreckend klar wird, wie tief wir namentlich auch formell herunter gekommen sind: weit überwiegend breite Trivialitäten, auch die guten Gedanken meist ohne jede Feinheit und Schärfe der Form. Merkwürdig, wie gerade den dichtenden Frauen der Sinn dafür fehlt! — Das bestätigt auch die von Dahms[17]) umsichtig besorgte, hübsch, wenn auch etwas eintönig, mit guten Portraits und Faksimiles ausgestattete Sammlung „Germania“, die von 70 modernen deutschen Dichtern Proben bringt. Dass die Dichter selbst diese Proben wählten, hebt ihren Wert. Freilich, es bestätigt sich oft genug wieder, dass der Poet seine Stärke selbst am wenigsten kennt: wie schwache Dinge haben die Lustspieldichter L'Arronge, Moser, Schönthan beigesteuert, wie wenig trifft z. B. auch Sudermann die Stelle, wo er unsterblich ist! Dass Freytag, Riehl, F. W. Weber, Raabe, Kruse, Grisebach, Laistner, Frenzel, Sturm, Paul und Rudolf Lindau, dass von Neueren Kirchbach, Kretzer, Liliencron, Hauptmann, Holz unvertreten sind, das wird nicht nur die Schuld des Sammlers sein, es behindert ihn aber ebensosehr daran, ein einigermassen zutreffendes Miniaturbild der heutigen Dichtung zu geben, wie der Umstand, dass so und so viele Prosaiker es vorgezogen haben, ihren Namen unter schwache Verse zu setzen. Ueberraschend ist dem aufmerksamen Beschauer, wie ältlich sich unsere Litteratur hier repräsentiert: nur 5 Dichter unter vierzig Jahren, 25 über sechzig sind vertreten, und dies Verhältnis erklärt sich nicht etwa aus der besonderen Sprödigkeit D.s gegen die poetische Jugend; sein Standpunkt entspricht ziemlich genau dem unseres besten Publikums. — Dagegen hat Leimbach[18]), von dessen breit angelegter, alphabetisch geordneter Anthologie deutscher Dichter der Neuzeit und Gegenwart der Anfang des fünften Bandes (Knak-Legrave) mir vorliegt, es nicht verschmäht, auch abseits von den grossen Heerstrassen des herrschenden Geschmacks nach bemerkenswerten dichterischen Individualitäten zu suchen. Darin liegt der unleugbare Wert seiner Sammlung; auch der wissenschaftliche Forscher wird L. manchen nützlichen Fingerzeig danken: ist es doch ohne solche Hilfe kaum möglich, über die unglaubliche Massenproduktion der Gegenwart irgend welchen Ueberblick zu gewinnen. L. verhehlt nicht die Sympathie, die er der christlich gläubigen Dichtung entgegenbringt, und so spielen die dichtenden Pfarrer oder Lehrer eine sehr grosse Rolle. Aber ich rühme das sogar als ein heilsames Gegengewicht gegen die Teilnahmslosigkeit, mit der die geistliche Poesie gewöhnlich von den Litterarhistorikern abgethan wird. L. lässt sich durch seinen religiösen Standpunkt keineswegs hindern, auch Dichter zu berücksichtigen, die ihm wie der Deutschamerikaner Knortz, der talentvolle Hugo Krebs, der Leipziger Polizeiarzt Kühn im Grunde sehr unbehaglich sind; die warme Anerkennung Lagardes zumal zeigt, dass ihm engherzige Orthodoxie fern liegt und er lediglich jenen fruchtbaren sittlichen Ernst verlangt, der für uns mit christlicher Weltanschauung, bewusst oder unbewusst, stets in engerem oder loserem Zusammenhange steht. Die einleitenden Charakteristiken zeigen ein ängstlich massvolles, oft nur allzu unsicheres und traditionelles Urteil: Stümper wie Hartwig Köhler und Hugo Lange sollten, wenn überhaupt, doch anders angefasst werden; schwer begreife ich die Freundlichkeit, mit der auch L. eine Null wie Gustav Kühne unter den Vertretern des Jungen Deutschlands hervorhebt; dass dem Wunderkind Elisabeth Kulmann die herkömmlichen Reverenzen gemacht werden, ist verzeihlicher als das unverhältnismässige Lob, dass der Dramatiker Köberle erntet. Von der Gabe, Persönlichkeiten scharf zu zeichnen oder gar ihren Platz in der Litteraturgeschichte zu fixieren, besitzt L. überhaupt nichts, wie z. B. auch der Laube gewidmete Abschnitt beweist. Eine weitere

---

× Aus Herzens Tiefen. Empfindungen dtsch. Dichter. Mit Bildern. Leipzig, Baldamus. 12⁰. 12 S. M. 1,00. — 13) × Dichtergrüsse. Mit Ill. Stuttgart, Loewe. 16⁰. 24 S. M. 0,75. — 14) × Klassisches Vergissmeinnicht. Lichtstrahlen u. Leitsterne vornehmlich aus d. Schatze d. dtsch. Litt. 7. Aufl. Bielefeld, Helmich. 32⁰. 378 S. Geb. M. 1,20. — 15) ×× K. Knortz, E. Weltanschauung in Citaten. Leipzig, Spohr. 223 S. M. 3,00. — 16) Elisabeth v. Beckendorff, Goldene Worte aus d. neueren dtsch. Litt. ges. 2. verm. Aufl. Berlin, H. W. Müller. VII, 342 S. M. 4,00. — 17) G. Dahms, Germania, dtsch. Dichter d. Gegenw. Bild u. Wort. Her. im Auftr. d. National Exhibition Association Ltd. Berlin, Gbr. Paetel. IV, 150 S. M. 4,00. |[BLU. N. 32; Gegenw. 40, S. 190.]| (Beitrr. v. Allmers, Baumbach, Bleibtreu, Blüthgen, Blumenthal, Bodenstedt, Dahn, Ebers, Ebner-Eschenbach, Eckstein, Fitger, Fontane, Franzos, Frapan, Fulda, Gensichen, Gottschall, Grosse, Groth, Heinr. u. Jul. Hart, Heiberg, Heigel, Hertz, Heyse, Hillern, Hans Hoffmann, Hopfen, Jensen, Jordan, Junghans, Jsolde Kurz, L'Arronge, Leixner, Lingg, Mauthner, Konr. F. Meyer, Moser, Niemann, Perfall, Pfau, Redwitz, Rittershaus, Roberts, Rodenberg, Roquette, Rosegger, Saar, Schack, Max. Schmidt, Schmidt-Cabanis, Schönaich-Carolath, Schönthan, Schubin, Schweichel, Seidel, Spielhagen, Stettenheim, Stinde, Sudermann, Tempeltey, Trojan, Voss, E. Werner, Wichert, Wilbrandt, Wildenbruch, Wolff, Ziemssen, Zolling.) — 18) K. L. Leimbach, D. dtsch. Dichter d. Neuzeit u. Gegenw. Biographien, Charakteristiken u. Ausw. ihrer Dichtungen. Bd. 5., Lief. 1. 2. Leipzig, Kesselring. Bd. 5, S. 1—320. Jede Lief. M. 1,50. |[AZg^{B}. N. 160.]| (Berücksichtigt ausser den im Text genannten Gust. Knak, Gotth. u. Jos. Knapp, Josephine v. Knorr, F. v. Kobell, K. Koberstein, Johann, Kath. u. Marg. Koch, Henr. Köhler, Alfr. Königsberg, Fed. v. Köppen, Friedr. Körner, Hans u. Hugo Köster, Karl Kösting, F. A. Köthe, Koglgruber, Wald. Kopp, Franz Koppel-Ellfeld, Jul. Krais, R. v. Kralik, Hnr. Kremer, Joh. Kreuser, Ed. Kreuzhage, Heinr. Kruse, Geo. Küchle, Frz. Kugler, Casp. Kuhn, Rud. Kulemann, Wilh. Kunze, Auguste Kurs, Herm. Kurz, Hedw. Kym, Eug. Labes, Ludw. Laistner, Karl Land-

Schwäche seiner Arbeit liegt in der begreiflichen, aber sachlich ungerechtfertigten einseitigen Bevorzugung der Lyrik; Romane und Novellen sind geflissentlich, wenn auch ohne starre Konsequenz, ausgeschlossen, ich weiss nicht warum; das Drama muss sich fast durchweg mit kurzen, unzulänglichen Analysen begnügen; selbst das Epos bringt es nur selten zu Proben, und unwillkürlich neigt L. dazu, diese unlyrischen Gattungen gleichgiltiger oder nach dem Masse ihrer lyrischen Vorzüge zu beurteilen. Dass in sehr vielen Fällen selbst grosse Bibliotheken für wichtige Werke der von L. behandelten Dichter versagten, kann man als Entschuldigung seiner Unkenntnis nicht gelten lassen: wer über einen Dichter schreibt, darf es nicht scheuen, ihn auch zu kaufen. Trotz all diesen Mängeln ist dem nützlichen Unternehmen ein ungestörter Fortgang wohl zu wünschen.[19-20]) —

Eine Sonderstellung unter den Anthologien nehmen die Almanache ein, die einen Strauss aus den poetischen Blüten des Jahres binden und so eine Art litterarischer Momentaufnahme darbieten. Der einstigen Ueberfülle der Almanache hatte etwa das Jahr 1848 eine Grenze gesetzt. Gern würde ich das Aufschiessen einer neuen Serie von Almanachen begrüssen als ein Symptom dafür, dass die bald fünfzigjährige Alleinherrschaft der Hexe Politik sich Dank der Uebersättigung, für die unsere Zeitungen sorgen, zum Ende neige und dass eine nahe Zukunft auch poetischem Schaffen wieder wärmere Teilnahme zollen werde. An seinen berühmtesten Ahnen knüpft der von Otto Braun[21-23]), dem langjährigen Redakteur der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, herausgegebene Musenalmanach durch Verlag und Titel an; auch in ihrem Inhalt suchen die beiden bisher erschienenen Jahrgänge, von denen uns hier der für das Jahr 1892 bestimmte zumeist angeht, den idealen Zug unserer grossen klassischen Zeit festzuhalten. Wenn B. demgemäss modernen Naturalismus streng ausschliesst, so verzichtet er freilich darauf, in uns den Eindruck stark pulsierenden poetischen Lebens zu erwecken, und die matte Vornehmheit seines Almanachs macht sich um so fühlbarer, als er durch eine wenig angebrachte pedantische Sortierung in einzelne Gattungen (Prosadichtung, poetische Erzählungen, Gedichte verschiedenen Inhalts, lyrische Dichtungen, Spruchdichtung) die bunte Mannigfaltigkeit, die den Almanach ziert, geradezu herausredigiert. Während die Verserzählung und der Spruch durch manche bemerkenswerte und frische Dichtung vertreten sind, ist die eigentliche Lyrik auffällig schwach und eindruckslos geraten. Und doch ist gerade die Lyrik die stärkste Seite moderner Dichtung. — Das lässt sich deutlich herausfühlen aus den Almanachen[24-26]), die aus dem jüngeren Münchener Lager Brauns ältlich würdiger Sammlung entgegengestellt wurden. „Sommerfest" und „Modernes Leben" verraten nicht die sichere Hand des geschmackvollen Redakteurs: aber die empor sich schraubende Ohnmacht Conradscher Novellen, die geistlose Widerwärtigkeit einer Panizzaschen Prosaskizze, die Talentarmut der mitarbeitenden Damen können doch keinen Augenblick darüber täuschen, dass sich in der Lyrik dieser Sammelbücher stellenweise packende Kraft, ja etwas wie ein Stil offenbart, der trotz seiner meist noch burschikosen Sinnlichkeit viel eher zum Hoffen berechtigt als die gebildetere Form der Cottaschen Lyrik. — Sehr viel tiefer steht an Frische wie an Form ein deutschösterreichischer Almanach[27]), der mir ärmlich, selbst modrig erscheint, obgleich oder weil auch allerlei berühmte Tote wie Anzengruber, Hammerling (!), Meissner in der Mitarbeiterliste stehen. Es wäre übel bestellt um das poetische Leben in Oesterreichs deutschen Gauen, wenn wirklich die schwachen Skizzen und Erzählungen, die altmodische und banale Lyrik dieser Sammlung ein getreues Augenblicksbild gäbe. Aber daran ist nicht zu denken. Der ungenannte Herausgeber hat bei der Auswahl keinen glücklichen Griff gehabt, keine entschlossene Kritik geübt und obendrein, so weit

---

steiner, Geo. Lang, Joh. Pet. Lange, W. Langewiesche, Ad. Lasson, Rich. Leander, Gust. Legerlotz, Agnes Le Grave.) — **19)** × F. Bachmann, Leimbach, D. dtsch. Dichter d. Neuzeit u. Gegenw.: ASNS. 86, S. 332. (Behandelt Bd. 4., Lief. 3. u. 4: Alex. Kaufmann bis Kluckhuhn; neben durchgängigem Lobe findet B. doch G. Keller zu subjektiv beurteilt. — Zahlreiche andere lobende Besprechungen sind auf den Umschlägen der einzelnen Hefte abgedruckt.) — **20)** × (I 7:36.) — **21)** Cottascher Musen-Almanach für d. J. 1891, her. v. Otto Braun. Mit 6 Kunstbeil. Stuttgart, Cotta. Gbdn. M. 6,00. |[ϱ: DRs. Jan. 1891, S. 74; A. Schroeter: BLU. N. 49; Gegenw. 40, S. 350.]| — **22)** Cottascher Musen-Almanach für d. J. 1892, her. v. Otto Braun. Mit 6 Kunstbeil. ebda. VIII, 310 S. Gbdn. M. 6,00. — **23)** WL., Cottascher Musen-Almanach für 1802: AZg^B. N. 266. (Sehr warme Besprechung d. Sammlung, d. sich d. modernen poet. Sansculottismus streng enthalte u. noch d. alten Götter verehre im Sinne d. stillen Gemeinde, welche d. Ewige, allem Zeitwechsel Entrückte im Spiegelbilde d. Poesie zu schauen wünscht.) — **24)** Sommerfest. E. moderner Musen-Almanach. Mit Originalbeitrr. v. H. Bahr, O. J. Bierbaum, J. Brand, M. G. Conrad, Marie Conrad-Ramlo, Anna Croissant-Rust, Gust. Falke, H. v. Gumppenberg, O. E. Hartleben, H. Heiberg, F. Held, K. Henckell, A. Holz, J. Kruse, D. Frhr. v. Liliencron, J. H. Mackay, O. Panizza, L. Scharf, G. Schaumberg, J. Schaumberger, J. Schlaf, Prinz E. v. Schönaich-Carolath, R. Frhr. v. Seydlitz, M. v. Stern, F. Wedekind. Erste Reihe. München, Albert & Co. VII, 61 S. M. 1,00. |[Ad. Brieger: BLU. N. 41; Gegenw. 40, S. 351. — **25)** Modernes Leben. E. Sammelbuch d. Münchner Modernen. Mit Beitrr. v O. J. Bierbaum, J. Brand, M. G. Conrad, Anna Croissant-Rust, Hanns v. Gumppenberg, Oskar Panizza, Ludwig Scharf, Geo. Schaumberg, Jul. Schaumberger, R. v. Seydlitz, Fr. Wedekind. Erste Reihe. München, Poessl. 175 S. M. 2,00. |[Ad. Brieger: BLU. N. 41.]| — **26)** ×× Münchener Kindl. E. litt. Almanach, her. v. d. Münchener Schriftsteller-Vereinigung „Orion". München, Höllrigl. 57 S. M. 1,00. — **27)** Aus Oesterreichs deutschen Gauen. Beitrr. v. L. Anzengruber, L. Bauernfeld, C. Emil, A. Ebner, F. Engels, Fercher v. Steinward, A. u. L. Foglar, A. Friedmann, L. Guppenberger, F. Gross, F. Hane, R. Hammerling (so!), F. Hölzlhuber, Julius v. d. Traun, J. M. Kaiser, F. Keim, F. Lentner, J. v. Link, H. Littrow, A. Matosch, A. Meissner, J. Obrist, W. Pailler, A. Pichler, J. Pollhammer, O. Prechtler, P. K. Rosegger, Sacher-Masoch, E. Samhaber, F. J. Schaffer, A. Silberstein. A. v. Tschabuschnigg,

ich das kontrolieren kann, die älteren Herren stark bevorzugt; gerade ein Almanach, der von der Gegenwart und für die Gegenwart lebt, kann des jugendlichen Elementes nicht entraten, wenn er wirken soll. —

Wenn auch ohne jede litterarische Absicht, aus persönlichen Beziehungen erwachsen, können Stammbücher, wenn sie aus einem interessanten Kreise hervorgehen, dem Litterarhistoriker doch allerlei Winke geben, allerlei Material liefern, charakteristische Anthologien in verjüngtem Massstabe bilden. Das kleine Erbauungsbüchlein der Frau Rat, aus dessen wesentlich von 1748—1751 reichenden Eintragungen Ruland [28]) einiges mitteilt, kennzeichnet freilich mehr die fromme, fast pietistische Geistesrichtung der blutjungen Besitzerin, als dass der Inhalt und die Einzeichnenden Bemerkenswertes böten: doch hat der Dichter Joh. Mich. v. Loën der Nichte Verse eingeschrieben, deren gesunde Frömmigkeit von dem forcierten Pathos der Damen Klettenberg wohlthuend absticht; ein Abendmahlspruch Wolfgangs, 1765 aufgenommen, bildete nach langer Pause den Abschluss des Büchleins. — Sehr viel ausgiebiger stellt sich das Stammbuch Augusts von Goethe schon in Vulpius [29]) reichhaltigen Auszügen dar. Freilich, der Charakteristik des Besitzers dient es trotzdem weniger als das Büchlein der Grossmutter; höchstens als ein neues Kapitelchen in der melancholischen Geschichte von dem kleinen Sohne des grossen Vaters kann es da gelten. Goethe schenkte den Band dem Sohne 1800 von vornherein mit bestimmten Weisungen; er wurde anfangs lediglich den Personen vorgelegt, die den Vater interessierten, der es zur Bereicherung seines Autographenschatzes auch auf Reisen mitnehmen liess; Augusts individuelle Neigungen, seine selbständigen Freundschaften kommen erst gegen das Ende hin ein wenig zur Geltung. Und ebenso spürt man es den Eintragenden an, dass sie mehr an den Vater dachten als an den Sohn: nur verschwindend wenige suchen sich der Fassungskraft des Knaben anzupassen, wie der Göttinger Blumenbach; viele benutzen die Gelegenheit zu überschwänglichen Ausbrüchen der Bewunderung, die etwa den Sohn mahnen, dem Vater es gleich zu thun: an das Blasphemische streifen z. B. die Hyperbeln Zelters. Mit Vorliebe entlehnt man die Worte Goethe selbst und sucht so seine Vertrautheit mit den Werken des Dichters zu beweisen; die neu erdachten Sprüche treten dem gegenüber bescheiden zurück. Vertreten sind die Koryphäen des Weimarer Hofes, der Weimarer Gesellschaft, Göttinger, Jenaer und Haller Professoren, allerlei durch Weimar reisende Celebritäten, auch eine Anzahl Frankfurter und Berliner Freunde des Vaters. Von selbstgeprägten Aussprüchen sind Goethes eigene Verse längst in die Werke aufgenommen, die Schillers bereits von Crabb Robinson publiziert; aber auch so noch bleibt ein stattlicher Kranz von Sprüchen in Versen und Prosa, die wir hier neu kennen lernen: auch Frau Rat und Charlotte von Stein, August Wilhelm von Schlegel und Knebel, Schleiermacher, Steffens, Hegel, Fichte, Zach. Werner, Baggesen, Holtei, Tieck, der Kanzler von Müller scheinen sich mit eignen Gedanken und Worten beteiligt zu haben, minder berühmter Namen ganz zu schweigen. Dieser Reichtum war nur dadurch zu erkaufen, dass Goethe selbst dem Stammbuch des Sohnes seine thätige, freilich auch beherrschende Teilnahme schenkte. — Theodor Körner, dem sein Vater völlig freie Hand liess bei der Auswahl der Eintragenden, ist demgemäss mit seinem Stammbuch in einem engen und privaten Kreise geblieben, den uns auch Zollings [30]) eingehende, fast zu eingehende Erläuterungen nicht sonderlich interessant machen. Bergstudenten und Karlsbader Bekanntschaften kommen reichlich zu Worte: neben Julie Kunze und Ernst von Pfuel, die uns beide besonders aus Kleists Leben vertraut sind, treten etwa noch Miltiz, der Komponist der „Bergknappen“, die Herzogin Dorothea von Kurland, deren Löbichauer Musensitz auch Körner zeitweilig beherbergte und produktiv anregte, Graf Karl Friedr. v. Gessler, Juliens Bruder Wilh. Friedr. Kunze, der Herausgeber von Körners „Zwölf freien deutschen Gedichten“ unter den Beisteuernden heraus. Namen ersten Ranges kommen kaum vor. — Sie fehlen nicht dem Album einer österreichischen Dichterin, Elwine Tiefenbacher (1842—1866), der Grillparzer 1857 weissagte, sie werde noch die Sappho unserer Zeit. Bertha von Suttner [31]), die uns eine Skizze ihres Lebens und Schaffens schenkt, hätte der freundschaftlich überschätzten Heldin trotzdem, schon im Gedanken an die Karschin, diesen zweifelhaften Ehrennamen ersparen sollen, um so mehr, als die Vorliebe der Dichterin gerade Epen, historischen Trauerspielen und ähnlichen ganz unsapphischen Dingen galt. Ihr Nachlass, in dem sich u. a. ein ungedrucktes Gedicht des ihrer Familie verwandten Körner und Briefe von Schillers Tochter fanden, hat seine Perle eben an jenem Stammbuch, das poetische und prosaische Worte namentlich österreichischer Autoren birgt: Grillparzer, Halm, Anast. Grün, Castelli, Feldmann, Hebbel, die Ebner-Eschenbach, ausserdem aber auch König Ludwig, Justus Liebig, Lewin Schücking, Gregorovius, Rückert, Marie Seebach haben auf Elwinens meist poetische Bitten hin

C. Zehden. Prag, Dominicus (Gruss). 190 S. M. 0,60. — 28) C. Ruland, D. Stammbuch d. Frau Rat: GJb. 12, S. 175/8. — 29) W. Vulpius, D. Stammbuch v. A. v. Goethe mitget.: DRs. 1890/91, S. 131—45. — 30) Th. Zolling, Th. Körners Stammbuch: Gegenw. 40, S. 198—204. — 31) Bertha v. Suttner, E. dtsch. Sappho: DR. II, 232—43, 341—53. — 32) D. dtsch. Dichter

beigesteuert; die eigenartig anziehende Persönlichkeit der jungen Bittstellerin hat jene Gaben minder banal ausfallen lassen, als das bei derartig erpressten Autographen der Fall zu sein pflegt. — Diese Anerkennung darf den deutschen Dichtern und Schriftstellern, die neuerdings auf Bitten des badischen Dichters Friedrich Gessler dem Reichswaisenhause zu Lahr ihre Werke mit widmenden Sinnsprüchen übersendet haben, nur zum Teil gespendet werden; es ist viel Erquältes und wenig Erhebliches in der bekannt gemachten Auswahl[32]); da es sich aber, wie wir erfahren, lediglich um eine Finanzoperation handelt und die geschenkten Bände mitsamt ihren Widmungen und ihrem Affektionswert möglichst teuer an den Liebhaber gebracht werden sollen, so wäre ein Mehr der poetischen Leistung eitel Kraftvergeudung gewesen. —

Immerhin hinterlässt es ein gewisses Unbehagen, wenn wir derartige schriftstellerische Blütenbeete der Gegenwart am vorigen Jh. und an den ersten zwei Dritteln des neunzehnten messen: wie Papierblumen fehlt ihnen Frische und Fruchtbarkeit. Mag die Zahl deutscher Autoren, die Gubernatis[33]) der Aufnahme in sein, über die Sphäre des Konversationslexikons nicht herausragendes „Dictionnaire international des écrivains du jour“ würdig gefunden hat, noch immer recht stattlich sein: dasselbe Unbehagen prägt sich in all den Betrachtungen aus, die sich mit dem Zustande unserer modernen Litteratur beschäftigen, von welchem Standpunkt es auch geschehe. Ad. Sterns[34-35]) Artikel über die deutsche Litteratur im ersten Jahressupplement des Meyerschen Konversationslexikons bewährt, obgleich der besondere Zweck des Aufsatzes kaum mehr als eine kurze gruppierende Aufzählung der allerneuesten litterarischen Erscheinungen zuliess, wiederum das gesunde, geschichtlich geschulte Urteil des Vf. Er beklagt mit Recht das Scheiden der beherrschenden, vorbildlichen Persönlichkeiten, die gar keinen Ersatz finden: er konstatiert treffend eine gesteigerte Teilnahme für die Lyrik; die bevorzugten Gattungen des Romans und Dramas entbehren wohl nicht des äusseren Erfolges; aber durch ihre künstlerisch untergeordnete Form wie durch ihre kurzlebig modernen Tendenzen, die den Blick nirgend aus dem engen Kreise des zufällig beschränkten Augenblickshorizontes zum Menschlichen und zum Weltbilde hin lenken, durch diese im innersten Mark sitzenden Schwächen sind sie von dauernder und tieferer Wirkung ausgeschlossen. An der Herrschaft der Tendenz kranken zumal die Volksbühnen; gerade das Naturalistendrama hat bei seiner Reizlosigkeit keinerlei Aussicht, populär zu werden; doch giebt es wenigstens zur litterarischen Diskussion ernsthaften Anlass. Hübsch wird auf die dem Zeitungsbedarf entwachsene Gattung der short stories hingewiesen. Bei aller Zustimmung im ganzen meine ich doch, dass ein Werk wie Sudermanns „Frau Sorge“ auch bei dieser Gelegenheit als starke und verheissungsvolle Schöpfung hervorgehoben werden durfte, wie mir denn S. in der geflissentlichen Dämpfung der Werturteile zu weit geht. — Mit ihm stimmt Gnade[36]) darin überein, dass Realismus ohne Schönheit an wahre Volkstümlichkeit nicht denken könne. Die mächtigen Einflüsse Zolas, Ibsens und Tolstois haben allerlei alten Plunder weggefegt; aber unserer künstlerischen Unfruchtbarkeit, Stillosigkeit und Unselbständigkeit haben sie nicht abgeholfen, sie haben uns höchstens dahin gebracht, die Herrschaft zu wechseln. Das Unglück der Deutschen sei ihre Bildung; ihre selbsteigene Entwicklung werde immerfort durch fremde Zeiten und fremde Völker durchkreuzt und gehindert. Man sieht, die Weisheit des deutschen Sprachvereins ist von G. auf die Litteratur angewendet. Die Geschichte lehrt gerade umgekehrt, dass der Purismus uns Deutschen stets nur Verarmung, nicht Fruchtbarkeit gebracht hat, dass unsere ureigensten Kräfte eben durch die geistige Berührung mit fremden Zeiten und fremden Völkern entbunden wurden. Das hindert nicht, dass G.s Aufsatz auch die eine oder andere richtige Bemerkung vorträgt: gewiss, nicht jeder fremde Einfluss war uns dienlich. Aber in dieser sieghaften Allgemeinheit ausgesprochen, ist G.s Grundgedanke durchaus falsch; mit Schlagworten löst man keine ernsthaften Probleme, und die Geschichte ist eine unbequeme Lehrmeisterin. — Dass es aber bei der nötigen Dreistigkeit und Unwissenheit nicht eben schwer ist, mit ihr fertig zu werden, das lehren uns die Betrachtungen des offenbar noch sehr jungen Socialdemokraten Paul Ernst[37]) über die neueste litterarische Richtung in Deutschland. Auf dieser grasgrünen Wiese voll blühenden Gallimathias finden wir denn, dass der deutsche Bourgeois mit Heine seine Rolle in der Weltlitteratur ausgespielt und das Banausentum angefangen habe, in dessen Dienste Gutzkow, Gottschall u. a. — so liegt in E.s Kopfe Gross und Klein wie Kraut und Rüben durcheinander — unzählige Bände zusammenschrieben; sie dienten lediglich

---

u. Schriftsteller u. d. Reichswaisenhausbibliothek zu Lahr: StrassbPost N. 219. (Beitrr. v. Vierordt, Blüthgen, Bodenstedt, Büchner, Bulthaupt, Carrière, Claar, Dahn, Ebers, Ebner-Eschenbach, Nat. v. Eschstruth, Falb, Fitger, Fulda, Girndt, Herm. Grimm, Grosse, Heyse, v. Jhering, Kretzer, Lazarus, v. Leixner, v. Liliencron, v. Löher, Möser, Niemann, Nordau, Oncken, Rank, Rittershaus, Roquette, Russ, v. Schönaich-Carolath, v. Schönthan, Schweichel, Stinde, v. Wildenbruch, Zettel.) — **33**) (I 1 : 54.) — **34**) (Ad. Stern), Dtsch. Litt.: MKL. 18, 1890/1, S. 185—90. — **35**) × D. neuere dtsch. Litt.: Didaskalia N. 64/6. (Lediglich e. Abdr. v. N. 34.) — **36**) E. Gnade, Z. modernen Litt.: Gegenw. 40, S. 85/7, 104/7. — **37**) Paul Ernst, D. neueste litt.

einem Realismus, der als Opiat dem deutschen Spiessbürger seine Zukunft, d. h. das rote Gespenst verbergen sollte; Zola, dessen Erfolg auf der authentischen Schilderung der Arbeiterklasse beruhte, wirkte in Oskar Welten — welche Ehre! — und Kretzer auch auf deutsche Autoren; aber der deutsche Schriftsteller hat ja keine Zeit und Gelegenheit, das Leben kennen zu lernen. Die Lehre vom freien Willen stammt aus einer Zeit, als die Litteratur noch keine Waare war und die Schriftsteller von den „ökonomischen Beziehungen“ noch nichts wussten; heute giebt es für die Litteratur keine Persönlichkeit mehr; „sie ist gleichwertig mit dem Milieu, und das Gespräch einer Person hat für den Schriftsteller nicht mehr Bedeutung wie das Knacken eines Stuhles“. Zu der daraus erwachsenden „Technik der Momentphotographie“ bekennt sich z. B. Hauptmann; ihm und vielen jüngeren Schriftstellern derselben Richtung geht es ähnlich wie dem Helden von Hauptmanns erstem Drama: sie sind idealistische Vertreter der Bourgeoisie, die sich einbilden, Socialdemokraten zu sein. Aber die Litteratur der Zukunft wird sich aus diesen Elementen nicht entwickeln; sie wird auf ganz anderen socialen Grundlagen aufgebaut sein. Natürlich, jenseits der grossen Kluft, die uns vom Zukunftsstaat trennt, giebt es nur Nochniedagewesenes, das Ben Akibas Weisheit zu Schanden macht; da fängt alles ganz funkelnagelneu, ohne jeden historischen Zusammenhang mit dem Früheren von vorne an. Jenseits dieser Kluft ist E. wahrscheinlich zum Litterarhistoriker berufen; auf mein diesseitiges Verständnis wirkt sein luftiges Konstruieren nur spasshaft. — Auch der bürgerliche Radikalismus ist ruhiger Geschichtsauffassung nicht günstig. In der Reihe von Skizzen, die G. Brandes[38]) charakteristischen Schöpfungen des jüngsten Deutschland gewidmet hat, offenbart sich der geistvolle Mann allerdings in manchen feinen Bemerkungen, die der Darstellung und Kritik des künstlerischen Individuums gelten: der Dramatiker Sudermann moralisiert ihm zu viel, Kretzer fehle „die Kunst der indirekten Mitteilung“. Aber den Einblick in das geschichtliche Werden jener Dichter und ihrer Richtung fördert B. nicht. — In dieser Hinsicht sind sogar ein paar milde, verständige, freilich kraftlose Essais, die Frenzel[39-40]) neu hat drucken lassen, noch ergiebiger: er erweist durch billige, aber zutreffende litterarhistorische Rückblicke, dass der heutige Naturalismus weder im Gebahren noch im Charakter Ueberraschendes biete, eher hinter früheren Kraftleistungen zurückbleibe. — Einige dieser älteren litterarischen Oppositionsbewegungen skizziert Oehlke[41]): Gottsched, der Mann der Regel, wird viel weniger durch die gleichfalls theoretisierenden Schweizer, als durch Klopstock, den Schöpfer der deutschen Sentimentalität, geschlagen, und Lessing, der durch blinde Bewunderung an Aristoteles gebunden war und die Poesie noch immer mit der Moral verquickte, erlag verständnislos dem regelsprengenden Sturm und Drang, dessen Weg zur nationalen Litteratur Goethe dann freilich zur Antike abgelenkt habe: allbekannte Dinge, in etwas tendenziös moderner Beleuchtung. —

Gerade da unser Jahrhundert unter so unerfreulichen und unsicheren geistigen Aspekten sich zum Ende neigt, schweift der Blick gern über die brausende Flut seiner geistigen Strömungen zurück bis in seine glorreichen Anfänge. Mit unverhohlener Sehnsucht denkt L. v. Schröder[42]) an die Tage der verspotteten Empfindsamkeit zurück, die wir gegen die sehr zweifelhaften Güter der Nervosität und der Schneidigkeit eingetauscht haben; wie sehr die flache, hastige Bildung der Gegenwart, die sich nie Zeit lässt zur Einkehr in Geist und Herz, uns sogar die Künste des rechten Lesens und Schreibens geraubt hat, das illustriert er durch einen an schönen und rührenden Zügen reichen Brief aus den Tagen, da man in Jean Paul schwelgte: ein liebevoller Sohn schildert da mit hingebender Genauigkeit die letzten Stunden der teuren Mutter. Lässt S. bei dem Vergleich von Einst und Jetzt nahezu allen Schatten rückhaltlos auf die Gegenwart fallen, so sucht Eucken[43]), der in einem Jenenser Rosenvortrage die Lebensideale zu Beginn und am Schlusse unseres Jahrhunderts kontrastiert, ruhiger abzuwägen. Um 1800 streben die besten Menschen in schwerer und ernster Arbeit nach der höchsten Individualbildung; sie erschaffen sich von innen heraus durch ihr künstlerisches Vermögen eine ideale Welt, in der sie die Fülle ihrer Kräfte frei und schöpferisch bethätigen können; die äusseren Dinge sind ihnen gleichgiltig; sie erwarten alles vom Individuum, nichts vom Staat; was aber diese zu starkem Pflichtgefühl herausgebildeten Idealisten auch nach aussen vermochten, das musste Napoleon erfahren. Heute dagegen gehört unsere Thätigkeit der sichtbaren umgebenden Welt an; für Phantasie ist Erfahrung, für subjektives Schönheitsgefühl Thatsachensinn eingetreten; selbst unser Glück beruht in der Leistung und dem Erfolge nach aussen. So verkümmern Charaktere und Individuen, ja die Gesellschaft: Ersatz soll die Solidarität des menschlichen Geschickes

---

Richtung in Deutschland: NZeit 9, I, S. 509—19. — 38) G. Brandes, V. jüngsten Deutschland. I—VI: BerlTBl. N. 237, 250, 294, 452, 525, 571. (I. H. Sudermann als Dramatiker. II. Hauptmanns „Einsame Menschen“. III. H. Sudermann als Erzähler. IV. Kirchbachs „Weltfahrer“. V. M. Kretzer VI. F. Dörmanns „Neurotica“.) — 39) K. Frenzel, D. Dichtung d. Zukunft (März 1887): Erinnerungen u. Strömungen. Ges. Werke Bd. I, 319—32. — 40) id., D. Alten u. d. Jungen (Okt. 1888): ib. 333—46. — 41) (I 1: 48). — 42) L. v. Schroeder, Aus d. Tagen d. Empfindsamkeit: BaltMschr. 38, S. 570—88. — 43)

ristischen Bilder der augenblicklichen Stimmung, die sie mit zuverlässiger Treue, wenn auch ein wenig verklärt, abspiegelt; sie bietet dem Litterarhistoriker zugleich einen sehr erheblichen Bruchteil des poetischen Ertrages jener künstlerisch erstaunlich unfruchtbaren Tage. —

Die Helden des grossen Krieges spielen natürlich eine Hauptrolle in der Sammlung von Biographien ausgezeichneter deutscher Männer neuerer Zeit, die H. von Zobeltitz[64]) mit der bestimmten Absicht geschrieben hat, der Jugend Vorbilder schaffender eigener Kraft zu zeichnen, zugleich zum Erweise, dass ohne Religiosität, Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl nichts Rechtes gedeihe. Dieser pädagogische Zweck, der auch Auswahl und Ton bestimmte, entzieht das Buch hier ernsthafterer Beurteilung. Es kann aber gerade bei seiner Bestimmung nur gebilligt werden, dass Z. die Jugend seines Helden liebevoll bevorzugt und dass er, soweit möglich, die eigenen Worte ihrer Selbstbiographien reden lässt. Eine stattliche Anzahl auch von Dichtern und Gelehrten hat Z. in seine Walhalla aufgenommen, und das schriftstellerische Verdienst wird selbst bei Männern wie Harkort, Liebig, Moltke, Volkmann nicht vergessen, deren Hauptruhm andern Seiten ihrer Thätigkeit entstammt. Wenn Bismarck und Freytag fehlen, so erklärt sich das wohl daher, dass Z. keine Lebenden schildern wollte. Ist sein Verständnis für die darzustellenden Persönlichkeiten auch nicht überall dasselbe, wie denn z. B. Richard Wagner geradezu dilettantisch besprochen wird, so hat er doch meist gute Quellen benutzt und vermeidet Blössen; auch der solchem Buche gebührende Enthusiasmus ist nicht ganz urteilslos. — Die gleiche Sorgfalt lässt sich J. Löwenbergs[65]) flüchtig zusammengestoppelter Gallerie von Dichtermüttern nicht nachsagen: die billige Weisheit, dass grosse Dichter oft gerade ihrer Mutter die poetische Anlage und die Pflege der Phantasie danken, wird durch die ersten besten Beispiele mit den landläufigsten Argumenten zum so und so vielten Male bewiesen: der unvermeidlichen Frau Rat, die den Reigen natürlich eröffnet, werden gleich die wenig beweiskräftigen Mütter Schillers, Herders und Bürgers an die Seite gestellt; das Unzulängliche und Zufällige seiner Kenntnisse nötigt L., wahllos auch ganz nichtssagende Allgemeinheiten und gleichgiltige Zeugnisse als Stützen einer These vorzutragen, die, verständig gefasst, niemand bestreiten wird.[66]) —

Der Ueberblick über diese litterarhistorischen und geschichtlichen Arbeiten allgemeineren Charakters hat des Erheblichen wenig ergeben. Sehr viel günstiger stellt sich für unsere Periode, gemäss dem Specialismns, der uns beherrscht, der Ertrag des Jahres 1891 dar, sowie wir auf das Gebiet der monographischen Forschung und Darstellung weiterschreiten. Die Bedeutung der preussischen Könige[67]) für unsere Litteratur ist viel bestritten: dass die ihnen neuerdings gewidmeten Arbeiten auch der Litteraturgeschichte Frucht getragen haben, kann nicht bestritten werden. Allerdings hat uns die reiche Litteratur über Friedrich den Grossen[68]) diesmal mit einer Schrift verschont, die das unendlich abgedroschene Thema seiner Beziehung zur deutschen Litteratur abermals ohne neues Material und ohne neue Gesichtspunkte verarbeitete wie Berger das noch im vorigen Jahre (JBL. 1890 IV 1 : 103) that, dessen Buch übrigens auch von H. Fechner[69]) abgelehnt wurde, weil es das Thema nicht entfernt erledige und zu äusserlich fasse, das Verhältnis des Fridericianischen zum deutschen Geiste, zur klassischen Poesie kaum streife. — Dafür lassen uns die beiden neuen Lieferungen des grossen Werkes von Koser[70]) (JBL. 1890 IV 1 : 98), da sie die Friedenszeit vor dem siebenjährigen Kriege behandeln, in Friedrichs schriftstellerische Arbeiten, in die produktive Gedankenfülle, mit der er unsere geistige Entwicklung bereichert hat, bei den verschiedensten Gelegenheiten Einblicke thun. Die poetischen Episteln „Apologie der Könige" und „Epître à mon esprit", in denen er zugleich ein satirisches und schwungvolles Bild des königlichen Berufes zeichnet, werden analysiert (S. 311/3); sein Einfluss auf die Hebung von Handel und Industrie wird eingehend dargestellt, besonders gründlich aber die Entwicklung der Rechtspflege erörtert, die in dieser Periode unter dem massgebenden Einfluss Coccejis vor sich geht. Friedrich überschätzte, wie seine ganze Zeit, die codificatorische Arbeit seines Tribonian, der viel zu abhängig war vom

---

64) H. v. Zobeltitz, 30 Lebensbilder dtsch. Männer aus neuerer Zeit. Bielefeld, Velhagen & Klasing. VI, 441 S. M. 7,00. (U. a. Biographien von Cornelius, Droysen, Geibel, Gerok, Harkort, Kohlrausch, Liebig, Moltke, Ranke, Rietschel, Schliemann, Storm, Volkmann, Rich. Wagner.) — 65) J. Löwenberg, Dichtermütter: VZg[S]. N. 10/1. (D. Mütter Goethes, Schillers, Herders, Novalis', Bürgers, Lenaus, Heines, Zach. Werners. Kerners, Byrons, Lamartines.) — 66) × Frau v. Binzer †: SchwäbMerkur N. 35. (Kurzer Nekrolog d. Gattin d. bekannten burschenschaftlichen Dichters.) — 67) ○ ×× R. Tieffenbach, Preussen in entscheidenden Epochen s. Entwicklung unter d. Grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, unter König Friedrich d. Gr. u. unter Kaiser Wilhelm I. Drei Festreden. Berlin, Gärtner. 102 S. M. 2,00. — 68) × C. A. Buchheim, Beckers Friedrich d. Gr. with an historical introduction, genealogical and chronological tables, a map and copious index. Second revised edition. (= German classics ed. by C. A. Buchheim. Vol. IX.) Oxford, Clarendon Press. 1889. XXXII, 176 S. (Aus Beckers bekannter Weltgesch. wird d. Abschnitt über Friedrich d. Gr. übersetzt u. für engl. Leser erklärt; d. einleitenden Abschnitte über Beckers Werk u. über d. gesch. Bedeutung Friedrichs sind sauber u. verständig gearbeitet, ohne doch irgend etwas Neues zu bieten.) — 69) H. Fechner, Berger, Friedrich d. Gr. u. d. dtsch. Litt.: HZ. 67, S. 92/4. (Vgl. auch Muncker: LBlGRPh. 12, S. 401.) — 70) R. Koser, König Friedrich d. Gr. Lief. 5-6. (= Bibl. dtsch. Gesch. Lief. 59, 73.) S. 295—454. Stuttgart, Cotta. Je 1 M.

römischen Recht und sich dazu in einem kaum verständlichen technischen Deutsch gefiel; Friedrich stellte unter Coccejis Einfluss die preussische Rechtspflege nicht nur unabhängig vom Gutachten der Fakultäten, sondern sogar mit seltenen Ausnahmen von allen Eingriffen der Krone. Aber auf seine eignen Gedanken verzichtete er darum nicht. Sein Abriss über die Aufgaben der Gesetzgebung vom Jahre 1749, dessen Verhältnis zu Montesquieus „Esprit des lois“ K. in grossen Zügen darlegt, zeigt zwar in den historischen Bemerkungen entschiedene Mängel, verrät aber in seinen Vorschlägen zur Besserung des Strafrechts ein gesundes Laienurteil, das, unbeirrt durch die Vorurteile der Berufsjuristen, für glückliche Neuerungen eintritt, die inzwischen sich bewährt haben. — Bekanntlich hat der König nach Coccejis Tode in einem berühmten Falle seine strenge Zurückhaltung aufgegeben und mit seinem Laienurteil scharf eingegriffen in die unzweifelhaft unparteiischen Beschlüsse seines Kammergerichts. Dieser Eingriff in den Prozess des Müllers Arnold ist viel gescholten worden: Dickels [71-72] ungemein klare Nachprüfung, die auf einem Studium der Akten beruht, wie es so solide weder der König noch die Richter damals vornahmen, beweist jedenfalls, dass das richterliche Urteil sich arge Blössen gab und auf einem unfruchtbaren Formalismus beruhte, dem gegenüber der königliche Laie sittlich im Rechte war; es ist charakteristisch, dass gerade der Fall Arnold dem befreienden Geiste Carmers zu dem gebührenden Einflusse verhalf. Auch in der Rechtspflege steht der Sohn auf den Schultern des Vaters: die sittliche Unantastbarkeit seiner Richter hatte schon Friedrich Wilhelm I. erkämpft; Friedrich sucht ihnen jenes naive Rechtsgefühl einzuhauchen, das den juristischen Formalismus überwindet. — Die hohe Bedeutung des Vaters für die Erfolge des Sohnes ist inzwischen auch der französischen Geschichtsschreibung aufgegangen, die von jeher gewöhnt war, den roi corporal als brutalen Bauern achselzuckend abzuthun. Lavisses [73-74] „Jugend Friedrichs des Grossen“ bringt Friedrich Wilhelm geradezu eine gewisse Sympathie entgegen: unterscheidet sich ihm doch der Sohn vom Vater wesentlich „par le mépris de toute loi divine ou humaine“. An karikierenden Zügen fehlt es freilich auch hier nicht. Aber das liegt an den Quellen, die L. bevorzugt. Dem Thema nach deckt sich das französische Werk ungefähr mit Kosers „Friedrich der Grosse als Kronprinz“, dem L. sein Material zum besten Teile dankt; nur schliesst er schon mit der Hochzeit, also noch vor der Rheinsberger Periode ab. Während aber Koser mit vorsichtiger und entsagender Kritik alle zweifelhaften Berichte sauber ausscheidet, zieht der Franzose mit sichtlicher Freude am anekdotisch Pikanten sogar die skandalsüchtigen Memoiren der Markgräfin Wilhelmine ausgiebig heran; auch die französischen Gesandtschaftsberichte, deren Ausnutzung einige wenige neuen Details zu Kosers erschöpfender Darstellung beisteuert, huldigen einem ähnlichen Triebe zur Anekdote. Den schriftstellerischen Effekt des vortrefflich geschriebenen Buches erhöhen diese klatschfreudigen Quellen allerdings. Gern verweilt L. bei den französischen Einflüssen, denen Friedrichs Erziehung unterlag, zumal bei Jacques Egide Duhan, auch damit der nationalen Eitelkeit schmeichelnd, die einen seiner französischen Beurteiler, Decrue [75], gar veranlasste, das französische Blut in Friedrichs Adern nachzurechnen. Bemerkenswerter ist wohl das abfällige Urteil, das L. über Friedrichs französische Jugendpoesien, zumal über die Liebesgedichte an Frau Oberst v. Wreech auf Tamsel fällt. Davon können wir lernen; sonst bringt L. trotz allem umsichtigen Fleiss bei weitem nicht so viel des Neuen, wie landsmännische Kritiker, z. B. Rambaud [76], gern behaupten. Immerhin ist es erfreulich, dass L. seine biographische Arbeit fortzusetzen scheint: seine anschauliche Skizze [77] der kurzen Neuruppiner Periode, in der sich der Kronprinz ein Ideal des juste milieu herausgebildet habe, weist allerdings ein paar böse Missverständnisse der deutschen Verse auf, die Friedrich auf seinem ersten Feldzuge wagte. Schon sie zeigen die knappe, ungehobelte Derbheit, die Friedrichs deutscher Rede immer ihr Gepräge verleiht. — Diese Eigenschaft zu studieren, bot der 18. Band seiner politischen Korrespondenz [78]) der das verdriessliche, verzettelte, nirgends gedeihliche Kriegsjahr 1759 umfasst, namentlich in den ärgerlichen Briefen an den unglücklichen, langsam fassenden und ausführenden Generalmajor von Wobersnow Gelegenheit, dem gegenüber bis zu seinem Soldatentode bei Kay der König einen stattlichen Reichtum an kräftigen Bildern und urwüchsigen Grobheiten loslässt: schade, dass die orthographische Modernisierung der deutschen Briefe in Naudés Ausgabe den Eindruck

— 71) K. Dickel, Beitrr. z. preuss. Rechte für Studierende u. Referendare. 1. Heft: Friedr. d. Gr. u. d. Prozesse d. Müllers Arnold. Marburg, Ehrhardt. V, 147 S. M. 3,00. |[G. Winter: BLU. N. 40.]| — 72) G. Winter, Nochmals Müller Arnold: AZgB. N. 277. (Eingehendes Ref. v. N. 71.) — 73) E. Lavisse, La Jeunesse du Grand Frédéric. Paris, Hachette & Co. XVI, 451 S. — 74) A. Naudé, E. neues französ. Werk z. preuss. Gesch.: DRs. 1891/2, 1, S. 158—60. (Warme Anerkennung v. N. 73, mehr um d. Darstellung, als um d. Neuforschung willen; d. französ. Gesandtschaftsberichte seien überschätzt; d. ernste Historiker wehre d. chauvinistischen Franzosen meist ab.) — 75) F. Decrue, Lavisse, La jeunesse du Grand Frédéric: RCr. 32, N. 28. — 76) A. Rambaud, Père et fils: RPL. 47, S. 269—77. (Ref. über N. 73.) — 77) E. Lavisse, Le grand Frédéric avant l'avènement, le séjour à Neu-Ruppin: RDM. 108, S. 882—916. — 78) Polit. Korrespondenz Friedrichs

abschwächt. Der Schwung des Krieges tönt nur französisch aus: dem Landgrafen von Hessen-Cassel dankt Friedrich emphatisch, dass er für „la bonne cause de la liberté germanique et de la patrie si fort ébranlée" streite; französisch gelingt ihm die gewinnende Phrase, „im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist". — Gerade in diesen schweren Jahren entwickelt sich der Typus des alten Fritz, der volkstümlich wurde und zumal durch Rauch und Menzel uns allen ans Herz gewachsen ist. Aus von Taysens [79]) sehr dankenswerter, mit vielen Bildern geschmückter Arbeit über die äussere Erscheinung des Königs gewinnen wir jetzt einen bequemen Ueberblick über die Wandlungen namentlich seines Gesichtes: ich bedaure, dass T. das ohnehin bei der Abneigung Friedrichs gegen „Sitzungen" nur geringe Material nicht vollständiger publiziert hat: zwischen Georgis noch jugendlichem Medaillon von 1757 und dem ältlich aussehenden Bilde von Ziesenis 1771 fehlen die Mittelstufen vollständig, so dass ich doch Glumes Bild von 1759 vermisse. Gerne hätte ich die an sich instruktiven Porträts königlicher Verwandten in den Kauf gegeben für noch erschöpfendere Reproduktion der Bilder Friedrichs selbst. Aber das ist eine Frage der Ausstattung: T.s Forschung weist diese Lücken nicht auf. Von dem durch Knobelsdorff und Pesne fixierten Jugendtypus bis zu der wundervollen, an Moltke gemahnenden, aber doch noch bedeutenderen Totenmaske geleitet er uns kundig über Büsten, Bilder, Münzen und auch Berichte hin; nur diese werden den milden, schönen, sonnenhellen Augen gerecht, die auf den Bildern nirgend den rechten Eindruck machen. Auch die Kleidung wird erwogen: mit Recht! Gehört doch z. B. der Krückstock zu den unentbehrlichen Attributen des echten alten Fritzen, wie er noch heute im Gedächtnis des Volkes lebt. — So ist es natürlich nicht immer gewesen. Die munteren, siegesfreudigen Kriegslieder, die der brave Musketier Dominicus im Anhange zu seinem von Kerler [80-81]) veröffentlichten wortkargen, aber zuverlässigen Tagebuch aufgezeichnet hat und von denen nur zwei schon früher in Ditfurths Historischen Volksliedern publiziert waren, betonen noch stark das Heroische seiner Art: gleich das erste „Ein edler Held" gefällt sich noch in dem steifen Pomp, der aus dem 17. Jh. ererbt war; ebenso die gespreizte „Carmina" N. 7. Aber freilich, schon 1758 heisst er ein „Vatter der Soltaden" (N. 9, vgl. N. 4), und die vertraulich humoristische Beleuchtung, in die er später dem Volksbewusstsein gerückt ist, bereitet sich schon in den durch Rossbach veranlassten Liedern (N. 3, 5) vor. Der kriegerische Preussenstolz, der Friedrichs Leute beseelt, kann gar nicht greller gezeigt werden als durch einen Vergleich der kampfesfrohen Preussenlieder (N. 4, 6, 8) mit der friedfertigen sächsischen Lamentation, mit der Dominicus seine kleine Sammlung beschliesst. Der treffliche Soldat (geboren 1731 in Harhausen bei Gummersbach) zeigt uns in seiner Persönlichkeit Friedrichs Armee von der besten Seite: früherer Kaufmann aus gut bürgerlicher Familie, ein fleissiger, zuverlässiger, frommer Mann, der sich in aller Not durch protestantische Kernlieder zu trösten weiss, dem Kriegshandwerk innerlich abhold, bleibt er trotz Strapazen und langer Gefangenschaft mit tiefem Pflichtgefühl seiner militärischen Stellung und seinem Könige auch nach dem Kriege bis zum Tode (1775) treu; in ihm kündigt sich schon jener aufopfernde, vaterländische Sinn an, der sonst den geworbenen Heeren jener Tage so empfindlich abgeht; auch das eine Wirkung der grossen, heldenhaften und doch vertrauten Gestalt des königlichen Führers. Koser bemerkt (s. o. N. 70, S. 392/4), wie gerade in dem neuerworbenen Schlesien, in dem man an die prunkvolle, ceremoniöse Grandezza der österreichischen Standesherren gewöhnt war, die unerhörte schlichte Leutseligkeit des Hohenzollern ihn dem Volke fast zur legendarischen Gestalt machte. — Die Beispiele, die Koser anführt, halten sich noch im Kreise der historischen Sage. Aber ganz in märchenhafte Beleuchtung ist der König gerückt in einigen der pommerschen Volksmärchen (N. 23—31), die U. Jahn [82-83]) gesammelt hat. Ein zweiter Harun al Raschid lernt Friedrich im Inkognito erkennen, dass nicht die kleinen Leute ihn betrügen, nur die grossen Herren, dass Treue und Tüchtigkeit bei der Armut wohnt. Uralte Spässe, wie der vom Kaiser und vom Abt (N. 27), der von der abgetretenen Belohnung, die sich als Prügel entpuppt (N. 24, 25), werden auf den König übertragen, und auch eine Sage wie die von Karl und Elegast wird von ihm erzählt. Die Verkleidung bringt ihn nicht selten in Gefahr, trägt ihm wohl gar Schläge ein, und der Schlachtenheld zeigt in prekärer Lage selbst Anwandlungen von Feigheit. Das Volk behandelt seinen Liebling eben ohne feierlichen Respekt, mit der vertraulichen Zuneigung, die kleine Schwächen an dem geliebten Gegenstande geradezu braucht, um recht von Herzen warm werden zu können. — Die Extreme berühren sich: mit dem gemeinen Mann und mit seinen französischen Belesprits

---

d. Gr. 18. Bd. Berlin, A. Duncker. 775 S. M. 20,00. — 79) A. v. Taysen, D. äussere Erscheinung Friedrichs d. Gr. u. d. nächsten Angehörigen seines Hauses. Mit Bildn. in Photogravure, Lichtdruck u. Holzschnitt. Berlin, Mittler & Sohn. 4⁰. 60 S. M. 6,00. |[LCBl. S. 1309.]| — 80) Aus d. 7j. Krieg. Tagebuch d. preuss. Musketiers Dominicus. Nebst ungedr. Kriegs- u. Soldatenliedern her. v. D. Kerler. München, Beck. XVI, 125 S. M. 2,25. |[Walth. Schultze: BLU. N. 12.]| — 81) × A. v. Kluckhohn, Aus d. 7j. Kriege: AZg^{B}. N. 112. (Bericht über N. 81.) — 82) (I 5 : 242.) — 83) × L. G., Friedrich d.

unterhielt sich der König am liebsten; die Gefährten seiner Siege, die Generäle, waren zu munter bewegtem Gespräch nicht einmal bei Tische brauchbar. So berichtet uns d'Alembert, aus dessen neuerdings durch G. Maugras edierten Briefen an seine Cousine Mademoiselle de Lespinasse (10. Juni — 3. Sept. 1763) Larue [84]) Auszüge giebt. In diesen durchaus vertraulichen Briefen spricht d'Alembert mit unbegrenzter Verehrung vom König, dessen Freundschaft ihn tief rührt; er kann Paris nicht entbehren, sonst nähme er gern die ihm durch königliche Gnade verheissene Stellung des Akademiepräsidenten an, zumal ihm die Akademie, in ihr vor allem Euler, sehr wohl gefällt. — d'Alembert hat durch Lauterkeit und Takt Erfahrungen vermieden, wie sie sich der minder würdige Günstling Voltaire selbst zugezogen hat. Seine berühmte Gefangenschaft zu Frankfurt 1753, die bisher lediglich aus Varnhagens Darstellung im „Berliner Kalender" von 1846 bekannt war, schildert R. Jung [85]) nach den Akten des Frankfurter Stadtarchivs. Die feige Unterwürfigkeit des kleinen Reichsstandes vor dem grossen, die ungeschickte, zugleich barsche und ängstliche Art der preussischen Residenten in Frankfurt hat Voltaire in eine Flut langwieriger, von Friedrich nicht beabsichtigter Chikanen und Belästigungen getaucht, während der König nur gewünscht hatte, dass man dem Unzuverlässigen den Kammerherrnschlüssel, den Orden pour le mérite, die königlichen Briefe und vor allem seine ganz vertrauten „Oeuvres de poésie" abnehme. — Eines anderen gefallenen Günstlings Biographie skizziert Fisch [86]) kurz und ohne viel Förderung. Jak. Friedr. Bielefeld zog schon als Sprecher der Loge die Aufmerksamkeit des Kronprinzen auf sich, als er an dessen Aufnahme in den Freimaurerorden zu Braunschweig teilnahm; der König wies dem gewandten Litteraten zwar nur eine ziemlich subalterne diplomatische Stellung zu, verwendete ihn aber gern zu deutschen Gelegenheitsdichtungen, so zu der Strohkranzrede auf der Hochzeit des Prinzen Wilhelm. Bielefeld wetteiferte im Lustspiel („Die Beschwerlichkeiten des Hofes") sogar siegreich mit d'Argens. Ein privater gelehrter Kreis, in dem Bielefeld eine Rolle spielte, wurde 1744 vom König mit der „Akademie der Wissenschaften und freien Künste" verschmolzen. Bis zum Freiherrn und Geheimrat aufgestiegen, fällt Bielefeld um 1750 aus unbekannten Gründen in Ungnade, ohne dass er darum aufhört, Bewunderer und Parteigänger des Königs zu sein. Erhebt sich seine mannigfaltige, politische und belletristische, französische und deutsche Schriftstellerei, die u. a. auch eine deutsche Wochenschrift und deutsche Lustspiele aufweist, auch nirgends über das Durchschnittsniveau billiger Aufklärung, so hätte der neue „Goedeke" den Mann doch nicht vergessen sollen. — Eine kurze Unterredung, die Friedrich 1760 mit einem anderen deutschen Gelehrten, dem trefflichen Gräcisten und bahnbrechenden Arabisten Joh. Jakob Reiske hatte, rückte Rich. Förster [87]) in den Mittelpunkt einer Schilderung dieses aufopfernden, durch eigenes Ungeschick, mehr aber durch die Missgunst der massgebenden Professoren verdüsterten Gelehrtenlebens. Jenes, wohl durch Reiskes Studienfreund Quintus Icilius vermittelte Gespräch, in dem der König dem Philologen durch seine überraschende Orientiertheit auch auf seinem Gebiete imponierte, bildete nächst der Liebe der Gattin und der Freundschaft Lessings einen der wenigen Lichtblicke in Reiskes arbeit- und kummerreichem Leben. Haupts Vermutung, ihn habe Friedrich unter dem professeur de grec verstanden, dessen jugement et goût er der Herzogin Louise von Sachsen-Gotha rühmt, weist F. mit Recht ab; dieses oft erwähnte Musterexemplar des deutschen Professors ist immer wieder Gellert, der es verstanden hatte, dem König bequem ein paar neue brauchbare Gesichtspunkte zugänglich zu machen. — Denn durch das naive persönliche Bedürfnis wird Friedrichs Verhältnis nicht nur zu den Gelehrten, auch zu Wissenschaft und Kunst ausschliesslich bestimmt; was sich diesem Bedürfnis nicht willig und leicht fügt, ist für ihn nicht vorhanden. Dies persönliche Element zeigt sich auf den verschiedensten Gebieten. Der königliche Architekt, den Gurlitt [88]) energisch gegen die bornierte und subalterne Mäkelei Mangers und seines Geistesgenossen Nicolai in Schutz nimmt, baute als echter Bauherr ganz nach seinem individuellen Bedarf, wenn auch im Anschluss an die klassizistischen Pariser Bauregeln, deren trockne Korrektheit er durch einige Entlehnungen aus dem Dresdener Barockstil sich geniessbarer machte. Wie sich hierin sein deutsches Empfinden von der nüchternen französischen Strenge emanzipiert, ebenso lässt er später englische Einflüsse gotischen Stils auf sich wirken, zur grossen Befremdung seiner Baumeister. Fehlt ihm auch das Vertrauen zur deutschen Erfindungskraft, so dass er überall kopieren lässt (besonders oft, auch im Privatbau, Palladio), so scheut er sich doch nicht, selbst unbefangen gegen alle zünftigen Vorurteile und Systeme zu verstossen, wo ihm das

Gr. in Volksmärchen: AZgB. N. 86. (Analyse d. unter N. 82 besprochenen Märchen.) — 84) E. Larue, d'Alembert über Friedrich d. Gr.: Zeitgeist N. 19. — 85) R. Jung, Voltaires Verhaftung in Frankfurt a./M. auf Befehl Friedrichs d. Gr. (1753): AFrankfurtG. III. F. 3, S. 217–[illegible] Hoflitterat Friedrichs d. Gr.: VZgS. N. 51/2. — 87) Rich. Förster, Joh. Jak. Reiske u. Friedrich [illegible] Geburtstage d. Kaisers am 27. Jan. geh. Rede. (Auch als S.-A. erschienen. Breslau, [illegible] d. Gr. als Architekt: WIDM. 69,

praktisch oder ästhetisch sich empfahl. — Genau so steht es mit Friedrichs Philosophie, wie H. Fechner[89]) sie überzeugend, nur in allzu scharf zugespitztem Aufbau, entwickelt. Auch sie ist kein konsequentes, ergrübeltes System, sondern erwachsen aus Erfahrung und Bedürfnis. Gegen alle Hohenzollerntradition bricht Friedrich, schon bevor die Wolffsche Philosophie ihm 1736 die schulmässigen Gründe dazu an die Hand giebt, mit dem Christentum, weil es ihm die aus unwürdiger Jugendbehandlung erwachsene Nachsicht gegen die eigenen Schwächen, weil es ihm vor allem die Ruhmsucht wehrt und mit seiner passiven Sittenlehre nicht zu der grossen Lebensaufgabe zu stimmen schien, die Friedrich sich schon 1730 zum Ziele setzte, die Grösse und Freiheit Preussens à tout prix. Der Determinismus gestattete ihm, an Stelle des an und für sich Guten das Zweckmässige anzustreben; da aber von diesem ethischen Standpunkt aus Irrtum und moralische Verschuldung etwa auf derselben Stufe stehen, so erwuchs gerade aus dieser Wurzel eine entschiedene Unsicherheit seines Handelns. Für seine Staatsraison war die Lehre vom zureichenden Grunde, wie er sie in den „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe" und in der „Réfutation du prince Machiavel" auf die Politik anwendet, ein unschätzbares Mittel, um die verwickeltsten politischen Knoten mit dem Schwerte durchhauen zu dürfen. Diese Philosophie beschwichtigt in der Staatskunst störende Skrupel. Mit dem Christentum fiel ihm natürlich auch der Glaube an Unsterblichkeit und Vorsehung. Aber Friedrich ist nicht konsequent, er ist auch als Philosoph praktisch und individuell. So lässt er für die Privatmoral das Christentum gelten; er vertritt den Materialisten gegenüber die Willensfreiheit, und seine Ideengänge kommen von dem leitenden Gotte nicht los; wo die Philosophie nicht ausreicht, zumal in passiven Seelenzuständen, da gewinnt das Christentum, das ihm mitten in der politischen Aktion unbequem ist, wieder Macht über ihn; vor allem sein unbegrenztes Pflichtgefühl, das er selbst freilich aus der Philosophie ableitet, ist von köstlich-christlichem Inhalte ganz erfüllt. Friedrichs stark negative Philosophie ist entstanden unter dem Drucke praktischer und geschichtlicher Notwendigkeit und hat unzweifelhaft den königlichen Denker für die unmittelbaren Bedürfnisse des Lebens geschult; aber sie war eine unübertragbare, ausschliesslich individuelle Privatphilosophie, in der Hass gegen das Christentum im Grunde auf Selbsttäuschung beruhte. — Dieser bekannte Hass des Königs machte es möglich, dass man ihm de la Serrés anstössige „Pensées sur la religion" zuschrieb: ihretwegen liess, wie Thommen[90]) als Curiosum berichtet, die Baseler Universitätscensur 1789 den 12. Band der bei Legrand und Thurneysen in Basel kritiklos zusammengedruckten „Oeuvres posthumes" Friedrichs in allen erreichbaren Exemplaren verbrennen. — Wie endlich auch die Geschichtsforschung und -schreibung in Friedrichs Händen einen stark persönlichen Charakter annimmt, ist bekannt. Für die 1775 von ihm vorgenommene Redaktion der „Histoire de mon temps" weist Wiedemann[91]) nachträgliche Benutzung einer 1742/3 verfassten Ausarbeitung über die Geschichte des ersten schlesischen Krieges nach; er stützt sich dabei wesentlich auf ein Fragment jener Ausarbeitung, das sich in Voltaires Memoiren (Oeuvres ed. Beuchot 11, S. 58) erhalten hat. —

Friedrichs Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., anfangs begeistert begrüsst, geriet mit dem wachsenden Einfluss der Clique Wöllner und Bischofswerder in das scharfe Feuer einer umfänglichen oppositionellen Broschürenlitteratur. Diese Broschüren, zum Teil erwachsen aus den geschriebenen Bulletins, die damals den politischen Klatsch in Ermangelung der heutigen Zeitungen vertrieben, hat Reiche[92]) einer auch litterarhistorisch interessierenden Besprechung unterzogen, die zwar auf tiefer dringende Forschung verzichtet, aber durch eine schnelle, charakterisierende Uebersicht bequem orientiert. Schon 1787 eröffnen die von dem zurückgesetzten und verbitterten Geheimen Rat v. Borcke verfassten „Geheimen Briefe über die preussische Staatsverfassung" diese Plänkeleien, ein scharf kritischer Bericht, der briefweise die Ereignisse je mehrerer Wochen zusammenfasst, aber den eigentlichen Klatsch meidet und überall Kenntnis der Verhältnisse zeigt. Dagegen hat die, jedenfalls ohne Anteil Borckes, 1788 erschienene französische Uebersetzung seiner „Briefe", die man, wohl mit Unrecht, Mirabeau zuschrieb, den persönlichen Ausfällen, dem Skandal bereits Thür und Thor geöffnet. Aber ihren Höhepunkt erreicht die polemische Flugschriftenlitteratur erst, als der verhasste Wöllner 1788 Kultusminister geworden und von ihm die viel berufenen Religions- und Censuredikte erlassen waren. Ueber die öfter schon erörterten Broschüren, die aus diesem Anlass entstanden, eilt R. schnell hinweg. Dagegen erzählt er von des badischen Professors Schreiber „Gebetbuch des Königs von Preussen" 1790: eine massvolle Verurteilung der bisherigen Regierung, dem König selbst in den Mund gelegt, der salbungs-

---

S. 100—29. — 89) H. Fechner, Ursprung, Wesen u. Bedeutung d. Philosophie Friedrichs d. Gr.: HTb. VI. F. 10, S. 187—225. — 90) R. Thommen, E. censurierter König: BaselTb. 224/7. — 91) Th. Wiedemann, Z. Histoire de mon temps König Friedrichs II. v. Preussen: HZ. 31, S. 290/4. — 92) B. Reiche, D. polit. Litt. unter Friedrich Wilhelm II. E. Ueberblick. Diss.

volle Betrachtungen anstellen muss, wie sie die Aufklärung liebt. Tiefer in die Litteraturgeschichte führt es hinein, wenn R. berichtet, wie ein gewisser Mylius, der Uebersetzer von Holbergs „Nikolaus Klim", 1788 diesem Werke satirische Kapitel interpoliert, in denen sich der Herzog (d. i. Friedrich Wilhelm II.) von der Ligue der Lichtscheuen abwendet, und wie der übel bekannte Romanschreiber Joh. Fr. E. Albrecht 1789 gar die ganze Regierung des Königs zu einem sehr durchsichtigen Roman „Dreierlei Wirkungen" zurechtschneidet, dessen Beziehungen R. kurz deutet. Mirabeaus „Histoire secrète de la cour de Berlin", obgleich in gewissem Sinne die Hauptschrift der ganzen Gruppe, und die gegen sie gerichtete, von dem Exminister Herzberg inspirierte Litteratur, mit der R. schliesst, liegen uns hier ferner. —

Das tiefe Misstrauen, das sich damals, von diesen Pamphleten genährt, bei den besten Patrioten gegen die Ratgeber der Krone einschlich, erbte sich noch auf die Regierung Friedrich Wilhelms III. fort, und besonders dringend verdächtig blieb für die öffentliche Meinung, wer je zu dem Kreise der Gräfin Lichtenau Beziehungen gehabt hatte. So war man nur allzu geneigt, eine Hauptschuld an der Katastrophe von Jena dem Kabinetsrat Lombard in die Schuhe zu schieben, der das Ohr des Monarchen besessen und ihn, von Napoleon bestochen, in franzosenfreundlichem Sinne beeinflusst habe. Hüffer [93]) hat in seinem ausgezeichneten Buche über Lombard dargelegt, dass in Wahrheit weit mehr das System eines besonderen beratenden Kabinets neben dem Ministerium als der einzelne Kabinetsrat die verhängnisvollen Missgriffe verschuldete, die erst das Unglück von Jena im vollen Umfange aufdeckte und zugleich endete. Die Rettung Lombards war wohl angebracht, da wir gewöhnt sind, ihn mit den Augen seiner politischen Gegner Hardenberg und Stein anzusehen. Und es liegt H. fern, ihn zu einem Staatsmann aufzubauschen; nur seine persönliche Ehrlichkeit wollte und konnte er erweisen. Wenn Lombard bestochen war, so war er das höchstens durch seinen litterarischen Ehrgeiz, durch die schriftstellerischen Erfolge, die ihn mit Frankreich verknüpften. Ein Mitglied der französischen Kolonie, die erst seit Jena sich entschliesst, die französische Haussprache aufzugeben, hat der schöngeistige Lombard sich nur sehr selten in poetischen Arbeiten des Deutschen bedient, wenn er auch 1807 auf der Flucht deutsche Fabeln reimte: von seinen Jugendoden, seinem verlorenen Drama „Virginie" (1786), seiner Ossianübersetzung (1789) bis zu der gerade in Frankreich beifällig aufgenommenen Uebersetzung der vier ersten Bücher der Aeneide (1802), die ihn zum Mitglied der Akademie von Nismes machte, bis zu seinem unvollendeten Drama „Alexis" dichtete er französisch, also in erster Reihe für ein französisches Publikum, überall Formtalent, nirgend tiefere Bedeutung verratend. Auch seines Bruders Peter wunderliche Liebe zu der sehr viel älteren Madame de Genlis kennzeichnet die innere Neigung der Familie Lombard nach Frankreich hin. Darin legt sich uns ein befremdlicher Zug in der Physiognomie des damaligen Berlin bloss, der aber nicht dem Einzelnen zum Vorwurf gemacht werden darf. Das preussische Manifest vor Jena, das Lombard verfasste und Gentz redigierte, zeigt eine gewisse patriotische Kraft, und auch die „Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 et 1807" sind, bei unleugbarer Weichlichkeit, doch mit warmer Liebe für Preussen geschrieben und zeichnen sich trotz den Angriffen Friedr. v. Raumers und Massenbachs durch eine sachliche, zuverlässige Haltung, die Gentz und Archenholtz entzückte und die Clausewitz noch 1824 nachdrücklich anerkannte, vor der sonstigen politischen Litteratur jener unglücklichen Jahre aus. Dieser litterarischen Haltung des damaligen Berlins widmet H. ein äusserst dankenswertes und interessantes Kapitel. War schon vor 1806 der „Neue Leviathan" von Buchholz im Gegensatz zu Garlieb Merkels „Freimütigem" für Napoleon aufgetreten, so stellt sich nach dem Siege Jul. Lange (Daveson) mit seinem „Telegraphen" schamlos in den Dienst der Franzosen. Aber nicht viel besser sind die üppig aufschiessenden Schmähschriften und Pamphlete, die, da die Monarchie am Boden lag, mit gemeinem Behagen am Skandal die Gründe ihres Falles unter widerwärtigen persönlichen Verdächtigungen und groben Indiskretionen breit traten; Gentz war aufs äusserste entrüstet über die ekelhaften Würmer, die aus dem Cadaver der Monarchie krochen. Von Hans v. Helds „Wahren Jacobinern" führt uns H.s eingehende Erzählung über des berühmten Kriegsrats v. Cölln Pamphlete bis zu Buchholz' „Historisch-politisch-militärischem Institut" und zu seiner „Gallerie preussischer Charaktere". Wie H. durch die Erörterung dieser unerquicklichen Litteratur beweist, dass er sein Thema mit weitem Blicke umfasst, so streift er auch sonst litterarische Gestalten: so wenn er von den Beziehungen des Empfindlers Leuchsenring, der auf seine alten Tage sich Revolutionsideen in die Arme geworfen hatte, zu dem Kabinetsrat Anast. Ludw. Mencken, bekanntlich Bismarcks Grossvater, berichtet. —

Halle. 32 S. — **93)** H. Hüffer, D. Kabinetsregierung in Preussen u. Joh. Wilh. Lombard. E. Beitr. z. Gesch d. preuss. Staates vornehmlich in d. J. 1797—1810. Mit 2 Portr. Leipzig, Duncker & Humblot. XXVIII, 579 S. M. 12,00. |[F. Bienemann: BLU. N. 26; v. Gruner: MBL. S. 272/8; LCBl. S. 107.]| — **94)** × Georg Winter, Z. Gesch. v. Jena u. Tilsit: Gegenw. 39, S. 324/8.

Diesem sehr erfreulichen Werke kann aus der Litteratur über die Nachfolger Friedrich Wilhelms III. nichts an die Seite gesetzt werden. Sie war diesmal ganz unergiebig. Auch der Romantiker auf dem Throne hat, so sehr gerade seine Rätsel aufgebende Gestalt dazu locken sollte, noch immer keine Würdigung vom Standpunkt der Litteraturgeschichte gefunden. Dass A. Baier[95]) eine alte akademische Gedächtnisrede auf Friedrich Wilhelm IV. wieder abdrucken liess, war weder inhaltlich noch formell gerechtfertigt: ein so rückhaltloser Panegyrikus, gewiss begreiflich in der Ergriffenheit der Todesfeier, verfehlt ein Menschenalter später seine Wirkung gründlich; der steife akademische Ton sowohl wie der Anlass verhindert den Redner, den eigentümlichen Reiz dieser genialen, aber schwankenden Persönlichkeit, das problematisch Romantische seiner Lebensanschauung herauszuarbeiten, und sein Verhältnis zu Kunst und Wissenschaft wird nur durch die allerbekanntesten Daten belegt. —

So innig uns das stille entsagungsvolle Pflichtgefühl rührt, das aus des jungen Prinzen Wilhelm[96]) schönen Briefen an seinen Freund Oldwig von Natzmer spricht, als er die Hoffnung auf die Hand der Prinzessin Elise Radziwill aufgeben muss, so gewinnt doch die Litteraturgeschichte aus Gneomar Ernst von Natzmers[97]) Publikation nur wenig: denn auf das angeregte künstlerische Leben am damaligen Berliner Hofe, speciell auch im Hause des Faustkomponisten Fürsten Anton Radziwill, kommen die Briefe nur kurz und beiläufig zu sprechen, und Natzmers ergänzende Bemerkungen schöpfen nur aus bekannten Quellen. —

Auch Kaiser Wilhelm II.[98]) hat, in Terbille[99]) schon wieder einen begeisterten Biographen gefunden, dessen vollendete Harmlosigkeit mir die kritischen Waffen aus den Händen ringt; dass man[100]) jetzt gar schon die „Kernworte" des Kaisers gesammelt hat, scheint mir doch selbst für unsere Zeit des Dampfes mindestens verfrüht. —

Etwas Anderes ist es natürlich, wenn Aussprüche des gewaltigen Mannes, der, jetzt am Ende einer unvergleichlichen Wirksamkeit stehend, uns heute in seiner Gestalt das beste politische, einen guten Teil des geistigen Lebens des letzten Menschenalters repräsentiert, wenn Aussprüche des Fürsten Bismarck zu einer Anthologie zusammengefasst werden. Der mir vorliegende Versuch[101]), der leider eine Photographie nach A. v. Werners unzulänglichem Bilde zum Titelschmuck hat, ordnet frappante, bedeutende und schöne Worte in ein Dutzend, nach rein politischen Gesichtspunkten gewählter Rubriken ein, innerhalb einer jeden in chronologischer Folge. Schade, dass den Sammler eben nur der Politiker Bismarck interessiert hat. — Gerade die reiche Bismarcklitteratur dieses Jahres kann als Beleg dafür dienen, wie unendlich weit über das politische Gebiet hinaus sich die Bedeutung und die Anregungen des grossen Mannes erstrecken, dessen wundervolles Bild sich immer lauterer und imposanter heraushebt, je weiter er dem seiner unwürdigen Parteigezänk entrückt wird, je mehr ihn Kunst und Wissenschaft sub specie aeternitatis betrachten: es wird dabei klarer und klarer, welche grosse Rolle der nationale Held, der Redner, der Briefschreiber auch für die Litteraturgeschichte spielt. Einen kurzen Ueberblick über neuere Bismarckschriften giebt mit geistvollem und treffendem Urteil Dove[102]); die Dichtungen Westarps, Roberts und Genées erwecken in ihm die Ueberzeugung, dass die Zeit für eine poetische Nachschöpfung der Gestalt Bismarcks noch nicht gekommen sei, dass heute noch lediglich unkünstlerische, der Photographie vergleichbare Momentaufnahmen am Platze seien. — Dem entspricht es, dass gerade einige der wissenschaftlich wertvollsten Bismarckarbeiten des Jahres lediglich der Publikation und Sammlung zuverlässigen Materials galten. Den ersten Platz nimmt das ausgezeichnete, mit Bienenfleiss und sauberster Genauigkeit zusammengetragene Regestenwerk H. Kohls[103]) ein, dessen erster, sehr stattlicher Band den Fürsten bis zum Jahre 1871 begleitet. Der Ruhm, durch seine ehrliche, entsagungsvolle Arbeit die unentbehrliche Grundlage zu einer wissenschaftlichen Biographie Bismarcks gelegt zu haben, darf K. nicht streitig gemacht werden. Mit unermüdlicher Sorgfalt hat er ein kolossales Material von Akten, Urkunden, Depeschen, Briefen, Reden, Me-

---

(Anerkennendes Referat über N. 93.) — 95) Alwill Baier, Rede z. Gedächtnis d. Königs Friedrich Wilhelm IV.: Aus d. Vergangenheit [vgl. I 3:7-8] S. 39—66. — 96) × G. Boyle, William I., German Emperor and King of Prussia Third Edition. Göttingen, Vandenhoeck and Ruprecht. 176 S. M. 1,80. (E. kurze, populäre Biographie, für engl. Unterricht an dtsch. Schulen mit Wörterbuch ausgestattet.) — 97) G. v. Natzmer, Kaiser Wilhelm I., d. Prinzess Elise Radziwill u. d. Kaiserin Augusta. Mit Briefen d. Prinzen Wilhelm. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 96 S. M. 1,80. |[WIDM. 70, S. 285f.]| (Darin S. 95 unbedeutende Verse d. Fürstin Thaida v. Sulkowska auf d. Tod d. Prinzessin Radziwill.) — 98) ×× E. v. Redern, Kaiser Wilhelm II. u. seine Leute. Berlin, Steinitz. V, 274 S. M. 3,00. — 99) A. Terbille, Kaiser Wilhelm II. E. Lebensbild. Paderborn, Schöningh. 27 S. M. 0,60. — 100) W. Maraun, An e. Kaiserwort soll man nicht drehen noch deuten. Kernworte d. Kaisers Wilhelm II. nach d. Stoffe geordnet. Nürnberg, Soldau. VIII, 86 S. M. 1,20. — 101) Bismarck-Anthologie, E. syst. geordnete Blütenlese aus Bismarcks Reden u. Briefen. Stuttgart, Weisert. 340 S. Geb. M. 6,00. |[BLU. N. 47.]| — 102) A. Dove, Bismarck-Litt.: AZg^{B}. N. 301. (Ausser d. im Text erwähnten Dichtungen werden namentlich Sybels „Gründg. d. dtsch. Reichs", Thudichum „Bismarcks parlament. Kämpfe u. Siege", sowie d. N. 103, 106, 117 besprochenen Arbeiten erwähnt.) — 103) H. Kohl, Fürst Bismarck. Regesten zu e. wissenschaftl. Biogr. d.

moiren, Geschichtswerken und vor allem Zeitungen durchforscht und excerpiert. Soweit wünschenswert, lässt er die authentischen Quellen selbst reden, wie das Buch denn mit der aus der Haude- und Spenerschen Zeitung entnommenen „Entbindungsanzeige“ einsetzt. Für die früheren Jahre, etwa bis 1850, ist das Material ja immer noch zufällig, und allein schon die reichen Publikationen aus dem Gerlachschen Nachlass werden starke Nachträge nötig machen; aber auch da schon bietet der Band des Ungedruckten und Schwerzugänglichen die Fülle, zumal wo dem Vf. die Unterstützung der Bismarckschen Familie zur Seite stand. Und in der zweiten Hälfte des Bandes können wir an der Hand dieser Regesten das Leben des Fürsten oft Tag für Tag verfolgen, was selbst in dieser trocknen Form seinen eigenen Reiz hat. Aus Reden und Briefen Bismarcks werden bemerkenswerte, meist mit glücklichem Gefühl für das Haftende ausgewählte Stellen abgedruckt, bisher unbekannte Briefe werden gelegentlich in extenso mitgeteilt; so erfahren wir manches aus den an Blanckenburg gerichteten Briefen, namentlich über Bismarcks Verhältnis zur konservativen Partei. Wird uns so das Bild des Fürsten immer reicher durch Detailzüge belebt, so ist das Buch, das sorgsam alle Ehrenbürgerbriefe, Ehrendoktordiplome, Orden, Dankschreiben, Deputationen verzeichnet, die K. bekannt wurden, zugleich ein lehrreicher Beitrag zur Geschichte des totalen Umschlages der öffentlichen Meinung, den zu erleben Bismarck beschieden war. — In dieser Hinsicht wird K.s Werk freilich übertroffen durch das minder authentische, aber um so schärfere und lustigere Bild, das uns das köstliche Bismarck-Album des Kladderadatsch [104]) entrollt; mit gutem Humor macht dieser sich selbst zum typischen Beispiel der alten Erfahrung, wie kurzsichtig das Publikum grossen Männern gegenüber ist; in der scherzenden Prosa, den launigen Karikaturen und den erst bissigen, dann zweifelnden, endlich schwungvoll begeisterten Versen sehen wir Bismarck den Weg aus der Hölle durch die Welt zum Himmel der Popularität wandeln; Beelzebub wird zum Friedensengel. — Kohl hatte eine tüchtige Hilfe an L. Hahns [105]) grossem, von Wippermann mit dem 5. Bande, der von 1885 bis 1890 reicht, vorläufig abgeschlossenem Werke. Auch für diese letzten fünf Jahre sind die zahllosen diplomatischen Briefe, Staatsschriften, Depeschen und Noten, die hier, durch Zeitungsnotizen ergänzt und erläutert, vereinigt werden, leider nach Materien geordnet; das hat ja seine Vorzüge, für eine solche Urkundensammlung aber wird die chronologische Folge stets das Richtige sein. — Dass sie zugleich gerade bei einer so impulsiven Persönlichkeit oft einen natürlichen inneren Zusammenhang verbürgt, wie ihn alle künstlichen Anordnungen gar nicht besser erreichen können, dafür zeugt die streng chronologische Sammlung der Bismarckschen Reden, deren 12. und 13. Bändchen nach des bisherigen Herausgebers Böhm Tode Dove [106]) besorgt hat. Es ist eben nicht bloss das Thema, es ist auch Ton und Stimmung, die den Zusammenhang schaffen; und ob es sich da nun um Hamburgs Einverleibung oder um die Verantwortlichkeit der Minister, um den Ausfall der Reichstagswahlen oder um die Anfänge der Socialreform handelt, der leidige aufreibende Kampf des Herkules am Ministertisch gegen die Reichstagspygmäen bringt die Einheit hinein. Die Höhepunkte der beiden Bändchen, welche diese bisher einzig zuverlässige Ausgabe der Bismarckschen Reden bis zum Jahre 1884 führen, bilden wohl die Landtagsrede über das Verwendungsgesetz (4. Febr. 1881) und die wundervolle Rede über das preussische Königstum und seine Unabhängigkeit von der Parlamentsmajorität (24. Jan. 1882). — Während ein paar Feuilletons [107-108]) auf ältere Phasen der parlamentarischen Thätigkeit Bismarcks zurückschauen, hat sich das peinliche Gefühl, mit dem die subalterne Verständnislosigkeit der Volksvertretung diesem Manne gegenüber jedes patriotische Herz erfüllt, etwas explosiv Luft gemacht in des bekannten Bismarck-Apostels Bewer [109]) viel gelesenem Schriftchen „Bismarck im Reichstage“. Schade, dass der geistvolle Mann den leidenschaftlichen Ausdruck von Hass und Liebe durch Geschmack und Mass nie zu regeln weiss, dass er im Gezeter seiner Polemik zuweilen alle Haltung verliert und selbst den „Volksküchengeruch“ nicht vermeidet, den er der Presse vorwirft; schade, dass er an einem gesuchten, forcierten Witzeln und Geistreicheln Gefallen findet, wie es dem Verehrer von Bismarcks schlichter, naiver Grösse wenig ansteht; schlimmer freilich, wenn ihn sein Urteil gelegentlich so weit verlässt, dass er in einem anderen Bismarck gewidmeten Buche [110]) Langbehns

---

ersten deutschen Reichskanzlers. 1. Bd: 1815—1871. Leipzig, Renger. 4⁰. XVI, 419 S. M. 18,00. — **104)** Bismarck-Album d. Kladderadatsch mit 300 Zeichn. v. W. Scholz u. 4 faksimil. Briefen d. Reichskanzlers. 1.—18. Aufl. Berlin, Hofmann & Co. 4⁰. IV, 184 S. M. 6,00 — **105)** Ludw. Hahn, Fürst Bismarck. Sein polit. Leben u. Wirken urkundl. in Thatsachen u. d. Fürsten eigenen Kundgebungen dargest. Fortgeführt v. C. Wippermann. 5. Bd. 1885—90, bis z. Rücktritt d. Fürsten. Berlin, Hertz. XI, 653 S. M. 11,00. — **106)** Fürst Bismarck als Redner. Vollst. Samml. d. parlamentar. Reden Bismarcks seit d. J. 1847. Sachl. u. chronol. geordnet, mit Einl. u. Erl. vers. v. W. Böhm u. A. Dove. Bd. 12: Kämpfe u. Bekenntnisse 1881 u. 1882. Bd. 13: Bis an d. Schwelle der Kolonialpolitik. (= Collection Spemann N. 287/8.) Stuttgart, Union, Dtsch. Verlagsanstalt. 249, 326 S. Je M. 1,00. — **107)** × R. v. Toma, Fürst Bismarck im vereinigten Landtag. E. Rückblick auf d. J. 1847/8: ML. 60, S. 741/4. (Darstellung an d. Hand v. B.s „Reden“.) — **108)** × Bismarck, Roon u. d. Rechte: VZg. N. 202. (Auszüge aus d. Aufsätzen d. DR.: „Aus d. Leben d. Grafen Albr. v. Roon“.) — **109)** M. Bewer, Bismarck im Reichstage. 17. Aufl. Dresden, Glöss. 64 S. M. 0,50. — **110)** id., Rembrandt u. Bismarck. Ebda. 78 S. M. 1,00. |[AZg[B]. N. 63;

paradox schillernde Glasflüsse [111]) den Diamanten Bismarckscher Weisheit als ebenbürtig an die Seite stellt. Durch diese unbegreifliche Kritiklosigkeit schädigt sich B. das Vertrauen: was will die Bismarckbewunderung eines Mannes bedeuten, den Langbehns Blender und Schiefheiten fast komisch enthusiasmieren? Ich bedaure diese Schwäche um so mehr, als B. trotz aller Bizarrerie unzweifelhaft der allseitigen Grösse Bismarcks ein feines Gefühl und ein auffallendes Verständnis entgegenbringt, als er oft einen überraschenden Instinkt für das Geniale und Poesievolle verrät, von dem wir lernen können. Schön wendet er Goethes Wort von der wiederholten Pubertät genialer Naturen auf Bismarck an, während seine Darstellung der, richtig empfundenen, Kindlichkeit des Bismarckschen Genies an der Klippe des Lächerlichen scheitert und der Vergleich mit Dietrich von Bern zum Kopfschütteln herausfordert. Die zahllosen, nicht immer erquicklichen Abschweifungen der beiden Bücher streifen auch litterarhistorische Probleme anderer Art. Kenntnisse besitzt B. da nicht; erhält von ihm doch Langbehn ein begeistertes Lob, weil er — den Hanswurst gegen Gottsched in Schutz nimmt; gerade als ob seit Lessing und Möser das nicht die allertrivialste litterarhistorische Weisheit wäre. Aber B.s poetischer Instinkt giebt ihm auch hier manche gute Bemerkung ein. Freilich Schillers Birnen- und Goethes Apfelstil, die krankhafte Verzücktheit, in der B. Schiller gegenüber gerät, rechne ich nicht dazu; auch E. T. A. Hoffmanns grosser stilistischer Wandlungsfähigkeit wird er nicht gerecht. Dagegen trifft in seiner Charakteristik der Dramatiker Bulthaupt und Wildenbruch, des Lyrikers Träger vieles zu, und trotz der fatalen antisemitischen Zuspitzung seiner Aeusserungen über Heine und Lessing hat er gewiss Recht, wenn er die Lyriker Eichendorff, Annette Droste und Sallet in gewissem Sinne über Heine stellt, wenn er Nathan den Weisen in der grossen Erzählung von den Ringen mehr schlau als weise findet. — Die heisse Erregung der Parteilichkeit, die in B.s Bismarckbüchern [112]) seine Urteile outriert und trübt, macht sich in seiner Schilderung [113]) eines Besuches bei Bismarck in Friedrichsruh minder fühlbar; leider stört auch hier die geistreich symbolisierende Manier des Vf. Ein nicht zwingender Vergleich Bismarcks mit Goethe eröffnet das Heft, das bemerkenswerte Aeusserungen des Fürsten über sein Verhältnis zu Goethe, Spinoza, Kant aufzeichnet. — Sehr viel besser trifft den Kern ein Vergleich Bismarcks mit Luther, den ein englischer Besucher Friedrichsruhs, Whitman [114]), vorträgt: mit sicherem Takt rühmt er in seiner sehr sympathischen Schilderung den Mangel alles Konventionellen in Bismarcks Art und weist mit Recht die, nur der sinnlosen Parteiverblendung mögliche, Rangerhöhung Moltkes über Bismarck hinaus weit von sich; zwei schöne englische Worte, Longfellows „Sublimity is always simplicity" und Carlyles „Genie ist das klarere Dasein des allerhöchsten Gottes in einem Menschen" fallen W. im Verkehre mit Bismarck ein. Es ist charakteristisch, dass diese Besucher den Staatsmann über dem grossen Menschen vergessen. — Ebenso feiert Dove [115]) in einem Geburtstagsaufsatz in erster Linie den Schriftsteller und Redner Bismarck; in seinen Reden zumal spiegele sich uns in klassischer Vereinigung die Summe der grossen Aufgaben und Verhältnisse ebenso wie das besondere Dasein der täglichen Kleinigkeiten mit einer vollen, bestimmten Wirklichkeit ab, die durch Bismarcks echt deutschen, jedes Hauches der Frivolität entbehrenden Humor verklärt wird. — Bismarck ist ein Redner ganz anderer Art als etwa die grossen Rhetoren des Altertums. In das Geheimnis seiner rednerischen Grösse sucht Gerlach [116]) einzudringen. Wohl fehlt Bismarck die Gabe des schönen Scheins: Stimmmittel, Glanz des Vortrages besitzt er ebenso wenig wie Studium und unmittelbaren Erfolg; denn seine Hörer im Parlament zeigten sich stets unbelehrbar. Um so atemloser und verständnisvoller jedoch lauschten die Besten im Volke diesen „Reden an die deutsche Nation". Sie zeigen die ungeglätteten Stilmängel der urwüchsigen Sprache, Anakoluthe usw. Aber es ist doch nicht nur die hohe Sachkenntnis, die ihnen ihre Macht giebt. Bismarck verwendet rhetorische Mittel, die G. in schneller Uebersicht vorführt; dahin gehören die erleuchtenden Vergleiche aus der Geschichte, die gern ironischen Witze, die mit Vorliebe aus trivialen Sphären entnommenen Bilder, die humoristischen Sprichwörter, die nie versagende Schlagfertigkeit, die dem Gegner nach den mannigfaltigsten Methoden parierend die Waffe entwindet. Die trivialen Elemente der Bismarckschen Rede erinnern G. oft an Lessing; auch antike Rhetoren zieht er, vielleicht etwas pedantisch, aber durch den Kontrast fördernd, heran. Aber Bismarck weiss

A. Hermann: BLU. N. 13; C. S.: DR. II, 127 f.]| — 111) X O. Seeck, Zeitphrasen: DRs. 1890/1. III, S. 440—54; IV, S. 43—61, 207—17. (D. klugen, ruhigen Bemerkungen S.s kritisieren einige d. oberflächlichen, aus flüchtigem Denken entsprungenen Behauptungen d. Buches „Rembrandt als Erzieher", handeln über Epigonentum u. Specialismus, erörtern gescheit d. Popularität d. Künstlers u. d. Gelehrten, d. Verhältnis v. Kunst u. Wissenschaft u. betonen sehr richtig, dass nur in den allerseltensten Fällen eine Kunst zugleich individuell u. volkstümlich sein kann.) — 112) X *,* Grabschriften auf Bismarck: Bohemia N. 312. (Ueber d. gleichbetitelte Buch Bewers, dessen witzige Ursprünglichkeit, Freimut, polemisches Talent warm anerkannt und durch Proben seiner poet „Grabschriften" belegt wird.) — 113) M. Bewer, Bei Bismarck. 5. Aufl. Dresden, Glöss. 72 S. M. 1,00. — 114) Sidney Whitman, Drei Tage bei Bismarck: NFPr. N. 9722. — 115) A. Dove, Z. 1. April: AZg[B]. N. 75. — 116) Prof. Dr. Gerlach, Fürst Bismarck als Redner. E. rhetor. Studie. 2. Aufl. Dessau-Leipzig, Kahle. 34 S. M. 0,50. |[Gegenw. 39, N. 23.]| —

auch das erhabene Pathos, zumal das nationale Pathos, zu verwenden und das um so wuchtiger, je seltener es geschieht. Die rhetorische Wirkung des Schweigens erprobte der Kanzler, als er die Kriegserklärung Frankreichs fast ohne Zusatz verlas. G. kommt schliesslich zu dem Ergebnis, dass das Geheimnis dieser Redegewalt in der Persönlichkeit des Redners, nicht in äusseren Mitteln und kunstvoller Technik liegt. Wie sagt doch Wolfram von Eschenbach?: „Hân ich kunst, den gît mir sin." Aber des Philologen Sache ist es ja eben, nicht nur die bewusst geübte Methode, nein, gerade in erster Linie die urwüchsige, unbewusste Kraft des Künstlers zu erforschen. So darf jenes Ergebnis der G.schen Studie uns nicht abhalten, Bismarcks Rhetorik aufmerksame Detailarbeit zu widmen. — Damit hat Blümner[117]) einen verheissungsvollen Anfang gemacht, indem er den bildlichen Ausdruck in Bismarcks Reden einer reichhaltigen Einzeluntersuchung unterzog. B. kommt es in erster Linie auf eine Sammlung des Materials an; er verzeichnet Bismarcks Bilderschatz in 23 sachlich geordneten Rubriken, an die sich besondere Abschnitte über Citate, Sprichwörter und Repliken schliessen, und er führt uns schon allein durch diese Aufzählung tief ein in die Anschauungskreise, in denen Bismarcks reicher Geist am liebsten weilt. Dass die altübernommenen Bilder von den neugeformten dabei nicht getrennt werden, ist zu bedauern, richtet aber keinen allzugrossen Schaden an, da dieser durchaus selbständige Kopf nicht leicht etwas Ererbtes verwendet, ohne es zu eigenstem Besitz erworben zu haben. Demgemäss stehen die Bilder aus praktischen Sphären, die dem Landwirt, Jäger und Soldaten Bismarck nahe lagen, weitaus im Vordergrunde. Auf eine eindringende Darstellung der Art und Weise, wie Bismarck seine Bilder verwendet, lässt sich B. freilich nicht ein, auch nicht auf die chronologische Entwicklung seiner Bildersprache; nur kurze einleitende und schliessende Bemerkungen tragen einige, keineswegs erschöpfende, stilistische Ergebnisse vor. Wenn also das lesenswerte Büchlein auch nur eine Seite seines Themas, die Stoffwahl der Bismarckschen Bildlichkeit, und auch sie ausschliesslich für die im Plenum des Parlaments gehaltenen Reden erledigt, so ist es doch als der erste energischere Versuch einer wissenschaftlichen Analyse der Bismarckschen Sprache dankbar anzuerkennen. —

An das alte, längst veraltete Wort vom Volke der Dichter und Denker gemahnt es, dass wie der Staatsmann, so der Feldherr des neuen deutschen Reiches zu den schönsten Zierden unserer Litteratur, zu den Meistern deutscher Prosa gehört. Die dem Grafen Moltke gewidmeten Arbeiten übertreffen diesmal an Zahl, nicht an Wert und Umfang, die Bismarcklitteratur weitaus. Der Tod des Feldmarschalls, das Erscheinen der ersten beiden Bände seiner Schriften hat eine Hochflut von Aufsätzen hervorgerufen, deren Menge leider zu ihrem Gehalt im umgekehrten Verhältnis stand. Die Durchsicht dieser Nekrologe, Feuilletons usw. war sehr unerquicklich. Wohl war es selbst dem handwerksmässigsten und einfältigsten Zeitungsschreiber kaum möglich, das scharfe Profil Moltkes bis zur Unkenntlichkeit zu verzeichnen, und die übliche politische Ungerechtigkeit der Parteien hat an diesem Grabe geschwiegen; dafür beherrschte die triviale Tradition, die in zehnmal aufgewärmten Phrasen sich nicht genug thun konnte, die Aufsätze in einem Masse, wie es gerade bei dieser feinen, im besten Sinne aristokratischen Gestalt verdriesst. H. Delbrück hat früher einmal bemerkt, dass Moltke gerade darum in seiner fast geheimnisvollen Grösse so überaus schwer zu zeichnen sei, weil die Linien seines geistigen Bildes so einfach und klar sind. Dieses sein Wesen wird deutlich, schon wenn wir die „goldenen Worte" lesen, die Kohut[118]) mit verbindendem Texte zusammengestellt hat. Es sind das nicht „goldene Worte" im gewöhnlichen Geschmacke der Stammbücher und Lichtstrahlenbündel. Das knappe, scharf zugespitzte Wort hat Moltke nicht geliebt; seiner schlichten Wahrhaftigkeit widerstrebte die Pointe. Und das scheidet ihn doch bei mancher Aehnlichkeit mit Gotth. Ephr. Lessing, die auch K. betont und die unermüdlich von den verschiedensten Seiten betont worden ist, von dem grossen Dialektiker. K. hat geschmackvoll ausgewählt und durch geschickte Anordnung, die auch auf die stilistische Seite Rücksicht nimmt, z. B. einige Proben von Moltkes Humor vereinigt, ein Bild der Persönlichkeit zu geben versucht: aber gerade Moltkes geschlossene Art werden ausgehobene Sätze nie auch nur annähernd erkennen lassen. — Immerhin ist der Eindruck noch einheitlicher und abgerundeter als in Wier-

---

117) H. Blümner, D. bildliche Ausdruck in d. Reden d. Fürsten Bismarck. Leipzig, Hirzel. VII, 198 S. M. 2,80 [R. M. Meyer: ADA. 19, S. 91/3; Gegenw. 40, S. 334; G. Roethe: DLZ. 14, S. 908–10.] (D. Büchlein enthält d. Rubriken: 1. Einleitung; 2. Menschlicher Körper, Leben; 3. Familie; 4. Haus u. Hof; 5. Hausrat; 6. Kleidung; 7. Speise u. Trank; 8. Tägliches Leben, Sitten, Spiele; 9. Unterricht, Wissenschaften, Studentenleben; 10. Körperliche Uebungen, Reiten, Fahren, Reisen; 11. Gewerbe, Maschinenwesen; 12. Künste, Theater; 13. Landwirtschaft, Jagd; 14. Waffen, Kriegswesen, Festungen; 15. Seewesen; 16. Rechts- u. Gerichtswesen; 17. Geldwesen u. Handel; 18. Krankheit u. Aerzte, Tod u. Begräbnis; 19. Mythologie, Fabeln, Märchen, Bibel; 20. Geschichte; 21. Litteratur; 22. Tiere, Pflanzen; 23. Elemente, Gestirne, Witterung; 24. Meer, Quellen, Boden; 25. Citate aus Bibel, Geschichte u. Litteratur; 26. Sprichwörtliches; 27. Repliken; 28. Schlussbemerkungen.) — 118) A. Kohut, Moltke als Denker. Goldene Worte aus sämtl. Werken, Reden u. Briefen d. Generalfeldmarschalls Grafen v. Moltke. Mit e. Porträt v. A. v. Werner. Berlin, Gerstmann. 1890. 125 S. M. 1,00. [Gegenw. 40, N. 21; WIDM. 69, S. 708.]

manns [119]) schwachem Lebensbild. Die eigentlich biographischen Daten sind da ganz dürftig; die weitaus grössere Hälfte des Buches schildert die Kriege von 1866 und 1870, ohne sich auf Moltkes Anteil zu beschränken, und könnte fast gleichlautend in desselben Autors „Fürst Bismarck“ oder „Friedrich III.“ stehen. Die Persönlichkeit des Feldmarschalls wird wesentlich durch ein englisches Urteil charakterisiert, wie denn die leidige Manier, gleichgiltige ausländische Stimmen zu citieren, sich in den Moltkeartikeln wieder einmal ärgerlich breit gemacht hat; dem Schriftsteller Moltke wird von W. eine „melancholisch-humoristische Geschichtsphilosophie“ nachgerühmt, sein Stil abermals mit Lessing verglichen; im übrigen müssen Proben die Darstellung ersetzen. — Vor dieser Biographie [120]) haben so manche der kurzen Nachrufe, so viel minderwertiges Gut sich unter ihnen befand [121-125]), doch das voraus, dass sie wenigstens die eine oder andere Seite der Moltkeschen Eigenart in erhellende Beleuchtung setzen. So charakterisiert H. Delbrück [126]) vortrefflich den Feldherrn, der, der erste in der Weltgeschichte, nur grosser Feldherr und gar nicht Politiker war. Gegenüber Napoleons praktischem Instinkt und gegenüber Clausewitz' rein theoretischer Strategie ist Moltke der Feldherr der methodischen Einsicht, bei dem, dank seinem heldenhaften Willen und Charakter, die bewusste theoretische Erkenntnis den Entschluss nie gelähmt, vielmehr bis auf das höchste Mass des Erreichbaren gesteigert hat: psychologische Einsicht lässt den Denker kühner werden als manchen kühnen General. Im Vergleich mit Bismarck, dem Manne der genialen, künstlerischen, vielseitigen Subjektivität ist Moltke die „Person gewordene Objektivität“. — Diese Eigenschaft, die sich erst sehr allmählich herausgebildet hat, wird durch Beispiele seiner Gleichgültigkeit gegen Personen und Persönliches in der Weserzeitung [127]) erläutert, die freilich auch den weitschauenden und in die Tiefe dringenden Blick des berufsmässigen Politikers an Moltke zu rühmen weiss, ein Lob, das an Wert dadurch verliert, dass das Blatt unter den tiefblickenden Berufspolitikern wesentlich die Kämpen des Reichstags zu verstehen scheint. Mit ihnen sollte man den grossen Mann, der nie über Dinge sprach, die seiner Sphäre fern lagen, den Feind alles Halbwissens und aller Unsachlichkeit, wie ihn ein anderer Nachruf [128]) richtig schildert, nicht in einem Atem nennen. Dass die Sachlichkeit beim Feldherrn wie beim Schriftsteller die Phantasie nicht ausschliesst, dass diese sich mit der nüchternsten Beobachtung wohl verträgt, ja dass sie dem schöpferischen Geist unentbehrlich ist, hat Moltke auf beiden Gebieten bewiesen. Der plastische Stil seiner Reisebriefe hat nach demselben Nekrolog bis in die zwar schmucklos klare, auch minder volle, aber harmonische und bestimmte Darstellung der Generalstabswerke fortgewirkt. — Ein Generalstabsoffizier [129]) stellt Moltkes Beziehungen zu dieser Behörde, zu Müffling, seinem früheren Chef, die Einrichtung der Eisenbahnabteilung u. a. in den Vordergrund, berührt aber auch Moltkes künstlerisch und geistig belebtes Haus in Berlin, in das uns Leicht-Lychdorff [130]) einen Blick thun lässt, wobei er der Legende von Moltkes Schweigsamkeit entschieden entgegentritt: dass Wortkargkeit den Schriftsteller Moltke nicht kennzeichnet, ist bekannt. — Die Kraft seiner „ehernen Prosa“, vor der sich Dahn [131]) bewundernd beugt, liegt an anderer Stelle. Ihm ist Moltke ein Vorbild von weltgeschichtlicher Grossartigkeit: geistig wahr, sittlich gut, dabei künstlerisch beseelt, massvoll und gerecht, bescheiden und voll Selbstzucht hat er diese Eigenschaften auch seiner Prosa eingeprägt, durch deren wasserhellen — andere sagen dafür krystallhellen — Charakter auch D. wieder an Lessing erinnert wird. Aus eigenster Erfahrung belehrt er uns, dass jeder Schlachtenschilderer und Balladendichter lernen könne von der klaren Ruhe, mit der Moltke zumal in seiner Kriegsgeschichte selbst die überstürzendsten Ereignisse darstellt. Leider schwächt D. die Wirkung seiner Betrachtungen, in denen ihm aus ehrlicher, bekümmerter Sorge manch beherzigenswertes Wort erwächst, durch ein gerade diesem Manne gegenüber wenig angebrachtes Hervortreten der eigenen Person ab; selbst eigene Verse einzuflechten kann er nicht lassen. — An dem ähnlichen Fehler, das eigene kleine Herausgeberverdienst aufdringlich zu betonen, leidet G. Karpeles' [132]) begeisterte Würdigung des Schriftstellers Moltke. Aber, wenn sie uns auch den Vergleich mit Lessing abermals zum besten giebt, so hat K. doch auch manche selbständigere Bemerkung. In Moltkes Erstlingswerk „Belgien und Holland“ findet er die plastische Klarheit und

---

— 119) H. Wiermann, Generalfeldmarschall Graf v. Moltke. 2. Aufl. mit Portr. Leipzig, Renger (Gebhardt & Wilisch). 224 S. M. 1,50. — 120) XX H. Müller-Bohn, Graf Moltke. E. Bild s. Lebens u. s. Zeit. Mit Illustr. 2. Aufl. 1. u. 2. Lief. Berlin, Kittel. 80 S. Jede Lief. M. 0,50. |[WIDM. 69, S. 435.]| — 121) X Feldmarschall Moltke: Gegenw. 39, S. 305/6. (Phrasenhaft u. unbedeutend.) — 122) X Feldmarschall Graf Moltke: Grenzb. 50, II, S. 205/7. (Ganz kurzer Nachruf.) — 123) X J. R(odenberg), Graf Moltke: DRs. 1890/1, S. 387/9. (R. betont d. Feierliche, d. um Moltkes Persönlichkeit lag, d. Intellektuelle, d. seine Heeresleitung kennzeichnet, u. freut sich, dass Moltke Mitarbeiter d. DRs. war.) — 124) X Jos. Schott, Graf Moltke. Rückblick auf s. Leben u. Wirken: UZ. I, S. 551—61. (Unbedeutend.) — 125) XX Arch. Forbes, Moltke and Moltkeisme: 19th Century 30, S. 1018 ff. — 126) H. Delbrück, Feldmarschall Moltke: PrJbb. 67, S. 530/4. — 127) Feldmarschall Moltke: WeserZg. N. 15944/6. — 128) Zu Moltkes Tod: ML. 60, S. 275/7. — 129) Graf v. Moltke, kgl. preuss. General-Feldmarschall, v. e. alten Generalstabsoffizier: WIDM. 71, S. 48—61. — 130) V. Leicht-Lychdorff, E. Besuch bei Moltke: NFPr. N. 9591. — 131) F. Dahn, Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen: N&S. 59, S. 188—205. — 132) G.

kunstvolle Gruppierung Macaulays, die objektive Kühle Rankes, die er freilich nicht aus dem Fehlen aller romantischen oder jungdeutschen Sympathien gegenüber jenen Revolutionsbewegungen herauslesen durfte: das versteht sich bei einem Manne, der die „öffentliche Meinung“ nicht leicht ohne die „Gänsefüsschen der Verachtung“ anführt, von selbst. Hatte sich G. Brandes durch Moltkes „Briefe über Zustand und Begebenheiten in der Türkei 1835/9“ an Xenophon erinnert gefühlt, so betont K. im Gegensatz dazu die ungleich grössere Kunst der Erzählung, die poetische Auffassung, ja die reizvolle Fülle, die Moltke vor dem griechischen Condottiere voraus hat, ohne dass seine Zuverlässigkeit darunter leidet, wie ein kleines Erlebnis Adolf Stahrs das erläutert. Für die Geschichte des „Russisch-türkischen Feldzugs in der europäischen Türkei“ wird die Anregung der Militärschriftsteller v. Clausewitz, v. Canitz und Dallwitz, die Unterstützung des Generalstabschefs Müffling dargelegt. K.s Essay, der das früher bekannte Material beherrscht, war doch zu schnellstem Veralten verdammt; von dem Alten und Neuen, das uns die „Gesammelten Schriften“ Moltkes seitdem gebracht haben, konnte er natürlich noch nicht Gebrauch machen; gerade das schriftstellerische und poetische Element in Moltkes Geiste ist aber durch diese jüngeren Publikationen in sehr viel stärkere Beleuchtung gerückt worden. — Sicherer liess sich immer schon das Bild des Historikers[133]) Moltke zeichnen. E. Schiff[134]) sieht in seinem Versuch, den genialen Mann zu schildern, der zugleich Alexander war und Aristoteles, der Geschichte machte, nachempfand, schrieb, S. sieht da den charakteristischen Zug seiner Geschichtsauffassung in der „historischen Landschaft“, einem Begriff, den er dem Kulturhistoriker Julius Braun entnimmt; an greif- und sichtbare Stätten knüpfen Moltkes historische Träume und Perspektiven an, und mit besonderem Interesse beobachtet er die Schichtung verschiedener historischer Perioden an demselben Orte. Auf Moltkes jüngstes Geschichtswerk, das freilich schon durch seine Entstehung eine Ausnahmestellung einnimmt, passt diese Charakteristik nicht; dass sie dennoch ins Schwarze trifft, das bestätigt die schöne Gedächtnisrede, in der Ernst Curtius[135]) des thätigen Ehrenmitglieds der Berliner Akademie Beziehungen zur Wissenschaft entwickelt. Auch er knüpft daran an, dass für Moltke die Oertlichkeit „das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit“ gewesen sei. Hatte er doch auf der Kriegsschule zu Ritters Füssen gesessen, der zumal in seinen geographischen Lehrvorträgen Natur und Geschichte in die intimste Verbindung zu bringen gewohnt war, hatte er doch von L. v. Buch und A. von Humboldt gelernt, über die engen Fachgrenzen hinweg Natur- und Menschengeschichte zu verknüpfen. Es kam hinzu, dass ihn sein militärischer Beruf früh zum Topographen machte. Mit dem tiefen Verständnis für die geschichtlichen Gegensätze, die ihm Ranke zwischen Abend- und Morgenland, wie zwischen Germanen und Romanen aufgewiesen hatte, vereinigte sich in Moltke die geographische und topographische Forscherlust, als er im Orient sowohl durch wissenschaftliche Aufnahmen wie durch wahrhaft klassische Briefe uns Kleinasiens alte Kultur neu erschloss. Das Grundthema seiner türkischen Briefe war eben jener Gegensatz von Europa und Asien, den er selbst verkörperte; ein herrschbestimmter freier Sohn des Abendlandes steht er unter den erschlafften Orientalen. Später ist dann auch Rom und mittelbar Griechenland sein topographisches Interesse zu gute gekommen; wir wissen jetzt, dass es ihn besonders lockte, Jerusalem und seine Umgebung aufzunehmen: lauter Stätten also, an denen ein mächtiges historisches und kulturhistorisches Interesse haftete. Was dieses gelehrte Verständnis für den Charakter der Oertlichkeit doch auch praktisch dem Strategen bedeutete, liegt auf der Hand: auf der wundervollen Vereinigung des praktischen und des beschaulichen Lebens beruht eben die stille Grösse des Mannes. S. Günther[136]), der Moltkes speciell geographische Leistungen von der Orientreise bis zur Vertretung der Einheitszeit in einem eigenen Aufsatze mit hohem Lobe bedenkt, findet sie denn auch in den drei Kriegen voll bewährt. — Auf ein Seitengebiet seiner Schriftstellerei führt uns ein kleiner Artikel[137]) über Moltkes Uebersetzung von Gibbons römischer Geschichte. Das war eine widerwillig genug getragene Lohnarbeit, die sich von 1832—35 hinzog und die Moltke und seinem helfenden Bruder Ludwig von dem „lockeren Buchhändler“ nicht einmal die bedungene karge Bezahlung eintrug; obgleich sie bis zum elften Bande gefördert wurde und der erste gar im Druck gewesen sein soll, scheint sich nicht das Geringste von Manuskript oder Aushängebogen erhalten zu haben. Schwerlich ist uns damit eine Meisterleistung verloren: interessant, wenn auch sehr anfechtbar ist immerhin die etwas lässige Methode des Uebersetzens, die der junge Moltke dem Bruder in einem Briefe vom 12. Jan. 1832

Karpeles, Moltke als Schriftsteller: VZg[S]. N. 18/9. — 133) × * *, Graf Moltke als Historiker: BerlTBl. N. 236. (Ausser d. Abdruck d. „Schlacht v. Königgrätz“ [vgl. N. 156] einige Bemerkungen über Moltkes Verhältnis z. Ranke, dessen Archivgeschichte ihm gefährlich schien, u. zu Schlosser, dessen Freimut ihm ungemein behagte.) — 134) E. Schiff, Moltke als Geschichtsschreiber: NFPr. N. 9582. — 135) Ernst Curtius, Gedächtnisrede auf d. Grafen Moltke, geh. in d. öffentl. Sitz. d. Berl. Akad. am 2. Juli: AZg[B]. N. 154/5. — 136) × S. Günther, Moltke als Geograph: Nation[B]. 9, S. 178—80. — 137) — lz —

entwickelt. Aus Briefen an ihn und vor allem an die Mutter stammt unser Wissen von jener Uebersetzung. — Diese köstlichen Briefe sind uns jetzt erschlossen durch den herrlichen ersten Briefband[138]) der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten“[139]), der uns im Herzen Moltkes einen unergründlichen Schatz hingebender Sohnesliebe, warmen Familiensinns, unschuldiger Heiterkeit und schlichter, inniger Naturfreude offenbart. Wie rückt uns das strenge Bild des unerschütterlichen Schlachtenlenkers hier so menschlich nahe! Die Mutter lässt er hereinblicken in die gutlaunig getragenen Entbehrungen des armen Leutnants, aber auch in das wohlige Behagen der guten, ja üppigen Quartiere, in die ihn seine topographischen Reisen führen, in die Unruhe des Berliner Gesellschaftslebens, in das Entstehen seiner ersten schriftstellerischen Arbeiten; seine Briefe aus der Türkei sind in ihrem Kerne Briefe an die geliebte Mutter gewesen. An Bruder Adolf schreibt er mehr über politische Dinge; ihm vertraut er seinen Aerger und Kummer über die Demagogie, die Presse der Revolutionstage, über „die Bande in der Singakademie“; mit ihm, dem zeitweiligen Mitregenten der Elbherzogtümer, verhandelt er, schnell durch und durch Preusse geworden, über die schleswig-holsteinsche Frage, und noch von Frankreich aus bedenkt er ihn reichlich mit Briefen. Bruder Ludwig endlich ist der eigentliche Vertraute seiner künstlerischen und schriftstellerischen Interessen. Diese treten hier viel und lebhaft hervor. Wir erfahren, dass er eine Novelle „Die Freunde“ (1828) geschrieben hat, die noch vorhanden ist. Ausser Gibbon hat er auch von Byron und Moore manches übersetzt. Aber er wagt auch originale Verse. Als er sich in der höfischen Pracht des Schlosses Briese wie Tasso vorkommt, da parodiert er Mignons Lied, nicht sehr witzig, zum Preise des Hauses Kospoth; die Komtesse Kospoth besingt er in einem sentimentalen „Rätsel“, und seinem melancholischen Ludwig legt er Verse in den Mund, die seine Empfindungen malen sollen; er bestärkt ihn im eigenen Dichten. Schwierige Versmasse liebt er nicht; Hexameter leitet er spassend von Hexenmeister ab. Faustcitate liegen ihm jederzeit auf der Zunge; auf Schloss Friedland denkt er, humorvoll Familienporträts vergleichend, an Schillers Max und Thekla; Heines „Reisebilder“ würden ihm gefallen, bräche des Verfassers atheistische Eitelkeit nicht gar so grell durch. Die eigene Schreibelust wird in Moltke nur immer auf der Reise wirklich rege. So plant er einen Führer durch die römische Campagna, der ihm so ans Herz gewachsen ist, dass er, selbst am Abschluss durch seine Berufsarbeiten gehindert, Bruder Ludwig zur Vollendung drängt. Er dachte ihn sich keineswegs bädekermässig wortkarg: Streifzüge durch die Klassiker sollten Stoff zu pikanten Exkursen geben, und den Bruder mahnt er gleich bei der Uebersendung des Materials, Niebuhr zu studieren; schilt er auch einmal in humoristischem Aerger über das unpoetische Zerstörungswerk der Kritik, so ist er doch viel zu wahrhaftig, um A. W. Schlegels bekannten Spottvers zu billigen. Seine Liebe zu Rom wurde durch seinen Kunstsinn gestützt; während seine musikalischen Interessen sich vorzugsweise in der jugendlich enthusiastischen Schilderung einer von Spontini geleiteten Don-Juan-Aufführung verraten, hat er die Liebe zur bildenden Kunst zeichnend und malend früh bethätigt: allerlei flotte Handzeichnungen schmücken diesen Band und werden künftige Bände der „Schriften“ schmücken; die Eröffnung des (alten) Museums begeistert ihn 1831 zu einer launig-entzückten Schilderung. Die Kunst steht ihm aber nirgend im Gegensatz zur Natur: „das natürlich Entstandene, in der Notwendigkeit Begründete hat immer einen Reiz vor dem Willkürlichen“: so hasst er die gerade Linie moderner Strassen. Ja, man muss sagen, der stille, feine heitere Natursinn, der auch in diesen Briefen überall durchbricht, ist der Boden, auf dem all sein künstlerisches Empfinden gewachsen ist. Ich habe, dem Zwecke dieser Berichte gemäss, wesentlich den litterarisch-ästhetischen Inhalt der Briefe berücksichtigt: der Politiker, der Soldat wird in ihnen natürlich eher noch reichere Ausbeute finden. Schon 1831 bekennt sich Moltke zu der in der Einleitung seines Kriegswerkes ausgeführten Anschauung, dass heutzutage die Völker, nicht die Kabinette den Krieg machen; schon 1828 schätzt der eben erst in preussische Dienste getretene Leutnant des neugewählten Vaterlandes innere praktische Tüchtigkeit: bei allem Zorne über das ekelhafte Treiben der den Volkswillen verfälschenden Demagogen erkennt er doch, dass der Drang nach deutscher Einigung das wahrste Bedürfnis der Revolutionsjahre gewesen ist und dass Preussen suchen muss, dieses Bedürfnis zu befriedigen; und noch ist der Friede von Frankfurt nicht geschlossen, als er auf die gemeinsame grosse Kulturgefahr aller Länder, auf den Socialismus, hinweist. Aber die reichste Ausbeute gewähren die Briefe doch dem, der unbefangen das reine, wunderbar makellose Bild echter, edler Menschlichkeit auf sich

Moltke als Uebersetzer Gibbons: AZg[B] N. 285. — **138)** Briefe d. Gen.-Feldm. Grafen H. v. Moltke an s. Mutter u. an s. Brüder Adolf u. Ludwig. Mit Nachbild. 2 Handzeichn. u. Holzschn. im Text. (= Ges. Schriften u. Denkwürdigkeiten d. Gen.-Feldm Grafen H. v. Moltke. 4. Bd. Briefe, 1. Samml.) Berlin, Mittler & Sohn XV, 319 S. M. 5,00. |[D.: PrJbb. 68, S 912 f.]| **139)** × Moltkes ges. Schriften: StrassbPost N. 230. (Druckt d. Ankündigung d. Herausgebers, Oberstleutnants v. Loszcynski, aus d.

wirken lässt. Ich weise namentlich auf eine seltsame Stelle hin, in der Moltke den Bruder hineinschauen lässt in quälerische Selbstbetrachtungen: er zeiht sich der Charakterschwäche, die „Präponderanz der Vernunft über Neigung“ erzeugt in ihm Katzenjammer; ein edler leidenschaftlicher Stolz, der ihm nicht fehle, werde ihn bei seinen Mängeln nur um so tiefer fallen lassen. Auch dieser Mann des eisernen Willens, der gewaltigen Selbstbeherrschung hat seine hohe Ruhe, hat den Einklang zwischen Vernunft und Neigung erst in schweren seelischen Leiden erkämpft. Die Ausgabe der Briefe scheint von Leszczynski, der uns auch über das Leben der Adressaten kurz unterrichtet, mit pietätvoller Gewissenhaftigkeit besorgt zu haben: wenn P. Nathan [140]) auf die Angabe der Vorrede, Stellen, die nur augenblicklichen Wert und kein allgemeines Interesse haben, seien ausgelassen, die Befürchtung gründet, es möchten vielmehr Stellen beseitigt sein, die das Interesse zu sehr erregt hätten, so ist diese allmählich traditionell gewordene Skepsis bei dem Charakter dieser Briefe völlig bodenlos. Im übrigen bringt N.s Aufsatz manche geistreiche Bemerkung; er ist mir nur zu geistreich, muss sich in das Verständnis für Moltkes jeder Eitelkeit baare Schlichtheit geradezu hineinzwingen und empfindet als ein Besonderes, was in der Geschlossenheit dieses Wesens selbstverständlich war und auch nicht so auffallend ist, wie es dem modernen Grossstädter erscheinen mag. So trifft N. nicht den einfachen Ton, der hier am Platze war. Aber zutreffen mag z. B. die Erwägung, den sinnigen, selbst träumenden Naturfreund Moltke habe, so wenig er die Natur als Manöverterrain ansah, doch sein Soldatenauge, seine militärische Phantasie vor der idealen romantischen Naturschwärmerei bewahrt, ihm die Plastik der Naturanschauung gegeben. — E. Groth [141-142]) würdigt die Briefe mehr als ein Hoheslied auf das echte deutsche Familienleben. — Nach dieser Seite und sonst werden sie wundervoll ergänzt durch die Briefe Moltkes an seine Braut und Gattin, über die der nächste Jahrgang der JBL. wird referieren müssen; hier sei nur ein Brief des eben Verlobten zum Pfingstfest 1841 erwähnt, den Kürschner [143]) probeweise mitgeteilt und mit einer Einleitung über die 25jährige glückliche Ehe begleitet hat. — Für die, denen dieses reife, ruhige Seelenglück nicht genügt, hat man [144]) denn auch die übliche unglückliche Jugendliebe zu einer Freiin Hippolyta von Bülow ausgegraben, deren Hand Moltke versagt geblieben sei, weil seine Gesundheit während seiner Frankfurter Leutnantszeit zu ernsten Bedenken Anlass gab; von dieser Episode wissen die Familienbriefe nichts zu erzählen. — Ganz anderer Art als sie ist der andere Band der „Gesammelten Schriften“, den uns das Berichtsjahr gebracht hat, die „Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71“ [145]). Auch diesem Werke des unzweifelhaft sachlich berufensten Darstellers hat Bewunderung und Dank in der Presse und sonst [146-151]) nicht gefehlt. Aber die Begeisterung schoss doch weit am Ziel vorbei, wenn sie dies Buch allen Ernstes zur volkstümlichen Belehrung [152]), ja, wie ich aus einem verständigen Aufsatze der „Grenzboten“ [153-154]) ersehe, gar zur Schullektüre empfohlen hat. Davon kann keine Rede sein. Wir haben ein höchst eigentümliches und bedeutendes, aber durch seinen bewussten Verzicht auf alle Darstellung und Komposition, durch seinen lapidaren Stil, der mehr nach Präcision als nach Anschaulichkeit ringt, überaus schweres Werk vor uns, das ganz abseits steht von der sonstigen Art Moltkescher Schriftstellerei. Teils erklärt sich das aus der Entstehungsweise: der Marschall hat das grosse, von ihm inspirierte Generalstabswerk zu Grunde gelegt und in strengster Sachlichkeit das Wichtige excerpiert. Teils aber war die bewusste Abneigung gegen alles Memoirenhafte für Moltke massgebend; er wollte nicht durch kleinlich persönliche Gesichtspunkte die grosse Geschichte subjektiv verzerren. So tritt die Persönlichkeit des Vf. bis auf wenige, freilich um so charakteristischere Aeusserungen zurück zu Gunsten einer prononcierten, fast trockenen Objektivität; der Reiz lebensvoller Schilderung, das greifbare Bild der Landschaft, der erhellende historische Vergleich, die Fülle anmutiger oder würdiger Rede, alles, was sonst des Schriftstellers Moltke grosse Vorzüge ausmacht, alles das fehlt hier ganz, und ich kann es einem französischen

---

MilitärWBl. ab.) — **140)** P. Nathan, Familienbriefe d. Grafen Moltke: Nation[B]. 9, S. 117—20. — **141)** Ernst Groth, Moltkes Charakterbild nach s. Familienbriefen: Grenzb. 50, IV, S. 414—23. — **142)** ×× Denkwürdigkeiten d. General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke: FZg. N. 229. — **143)** J. Kürschner, E. Liebesbrief Moltkes: Bohemia N. 270. — **144)** × D. erste Liebe Moltkes: NFPr. N. 9590. — **145)** Graf H. v. Moltke, Gesch. d. dtsch.-französ. Krieges v. 1870/1, nebst e. Aufsatz „Über d. angebl. Kriegsrat in d. Kriegen König Wilhelms I.“ (= Ges. Schriften u. Denkwürdigkeiten.) Berlin, Mittler & Sohn. XV, 428 S. M. 7,00 |[V. Kurs: BLU. N. 47; D.: PrJbb. 68, S. 912.]| — **146)** × Moltkes „Gesch. des Krieges v. 1870/1“: NFPr. N. 9693. (Rühmt d. erhabene Einfachheit u. krystallhelle Klarheit, d. kein Wort zu viel sage, u. giebt Proben aus d. Darstellung d. Schlachten v. Gravelotte u. Sedan.) — **147)** × J. Rosenstein, Moltkes Gesch. d. dtsch.-französ. Krieges v. 1870/1: Gegenw. 40, S. 280/2. (Lediglich d. politische.) — **148)** × G. Egestorff, Moltkes Gesch. d. Feldzuges 1870/1: ML. 60, S. 598—600. — **149)** × Moltkes Schriften: StrassbPost N. 234. (Auszüge aus d. Gesch. d. dtsch.-französ. Krieges.) — **150)** ×× Moltkes Gesch. d. dtsch.-französ. Krieges: FZg. N. 233. — **151)** ×× S. Zanelli, Moltke e la guerra del 1870/1: NAnt. 35, S. 725 ff. — **152)** × Moltkes Werk über d. dtsch.-französ. Krieg: StrassbPost N. 232. — **153)** Moltkes Gesch. d. dtsch.-französ. Krieges: Grenzb. 50, III, S. 529—40. — **154)** × Z. Moltkes Kriegsgesch.: ib. IV,

Beurteiler, Rambaud[155]), nicht verdenken, wenn ihn das Monotone und Unpersönliche unbefriedigt lässt, wenn ihm das Werk stimmt zu dem Bilde des starren, lediglich berechnenden, schweigsamen und fühllosen Strategen, dessen absence d'émotion ihn an Caesar erinnert; er nennt das Buch hübsch Moltkes „Commentarii de bello Gallico". Gewiss kennzeichnet auch diese Wandlungsfähigkeit des Stils den grossen Schriftsteller, und die Kunst, unausgesprochene Kritik an Freund und Feind zwischen den Zeilen lesen zu lassen, hat ihren eigenen Reiz. Aber als vorbildlich für historische Darstellung, wie man es gerühmt hat, kann ich diese Kriegsgeschichte „aus der Vogelperspektive des grossen Generalstabs" in keiner Hinsicht ansehen: seine Hauptbedeutung ist der historische Quellenwert; den Generalstabschef, nicht den Schriftsteller, bewundern wir, wenn wir unter der authentischsten Leitung, aber schnell und ruckweise von einem Schlachtfeld auf das andere geführt werden. — Dass Moltke auch eine andere Art der Schlachtenschilderung kennt, hat er in einem anschaulicheren Bericht über die Schlacht von Königgrätz[156-157]) gezeigt, den er Treitschke für seine Arbeiten zur Verfügung gestellt hatte und der, etwas spröder, minder populär gefasst und in einen weiteren Zusammenhang gerückt, auch in den Anhang der Kriegsgeschichte aufgenommen ist. Dieser Anhang, der die Legende von einem Kriegsrat in den Kriegen von 1866 und 1870 zerstört, ist — und so gehört er doppelt in diese Berichte — veranlasst worden durch eine Ballade Fedor von Köppens, die in einer peinlichen Beratung jenes legendarischen Kriegsrats zu Versailles den entschlossenen Mut des Kriegsministers Grafen Roon moralisch und im Erfolge siegen lässt. Dass auch dieser Dritte im Bunde die Feder zu führen wusste, dass auch er ein Mann reicher Bildung, starker, geistiger Interessen, wenn auch nicht ein so produktiver Geist war wie seine Genossen, das haben uns die Mitteilungen aus seinem Leben und seinen Papieren gelehrt, die neuerdings die „Deutsche Revue"[158]) gebracht hat. Sie umfassen die Jahre 1866—75. Besondere Auszeichnung verdienen die frischen Feldpostbriefe von 1866 und 1870; eine wohlthuende Treuherzigkeit ziert aber auch die übrigen, meist politischen, Briefe, die uns verstehen lassen, wie das Werden des Reichs für diesen treuen, keineswegs kurzsichtigen Konservativen mit mancher Bitternis verbunden ist, wie er sich vor den „genialen und überraschenden Einfällen des Dreihärigen", der ihm zu sehr verlaskert, gelegentlich geradezu fürchtet. Die Briefe Bismarcks, die eingeflochten werden, sind wesentlich politischen Inhalts. —

Die reichen brieflichen Quellen, die sich uns so für die Gründer unseres Reiches neuerdings eröffnet haben, müssen als Ersatz dienen für ihre Selbstbiographien. Moltke hatte als älterer Mann geradezu einen Widerwillen gegen die Memoirenschreiberei, und dieser Widerwille konnte nur genährt werden durch die Ueberproduktion in dem Artikel, durch die Riehl sogar veranlasst wurde, ein bereits begonnenes „Buch der Erinnerung" liegen zu lassen, um nur nicht in diesem stets wachsenden Reigen grosser und kleiner Grössen mitzutanzen. Die Erscheinung ist um so bemerkenswerter, als früher Deutschland gerade in Denkwürdigkeiten weit hinter Frankreich und England zurückblieb; auch sie entspringt wohl der Empfindung, dass wir an dem Abschluss einer Epoche stehen, der auch persönliche Rückblicke lohnend, ja nötig macht. Einige neuere Memoirenwerke von Staatsmännern stellt M. Schmitz[159]) zusammen in seinem Heftchen über die bekannten Aufzeichnungen Herzog Ernsts II. von Sachsen-Koburg-Gotha, wo er seinen Helden als Selbstbiographen am liebsten direkt an Caesar und Friedrich den Grossen anknüpfen möchte. S. ist offenbar Specialist für schriftstellernde Fürsten; wie er Carmen Sylva und Oskar II. von Schweden bereits früher „gewürdigt" hat, so stellt er uns sogar ein Buch über „Kaiser Wilhelm I. als Schriftsteller" in Aussicht. Aber diese beharrliche Selbstbeschränkung hat bei ihm die Kritik eingeschläfert; das Büchlein über Herzog Ernst ist, wenn nicht Analyse, dann Panegyrikus; die Probe, die er aus des fürstlichen Dichters Poesien am Schlusse auswählt, stellt S.s ästhetischer Urteilsfähigkeit kein gutes Zeugnis aus. — Bis in die Tage, da das alte Reich eben zerschlagen war, führt uns ein anderes fürstliches Tagebuch zurück. Was Krones[160-161]) aus den Aufzeichnungen Erzherzog Johanns von Oesterreich für die Jahre 1810—1815 veröffentlicht hat, ist leider ganz vom Gesichtspunkt des politischen Historikers ausgewählt. Nun aber hat der von seinem kaiserlichen Bruder mit Eifersucht von jeder politischen Rolle ferngehaltene Prinz, dem selbst die Statthalterschaft

S. 191/2. (E. in N. 153 vorgeschlagene, aber falsche Konjektur wird berichtigt.) — 155) A. Rambaud, La Guerre de 1870 par le maréchal de Moltke: RPL. 48, S. 422/9. — 156) Graf H. v. Moltke, D. Schlacht v. Königgrätz: AZg[B]. N. 108. — 157) × Moltke über d. Schlacht bei Königgrätz: Sammler[A] N. 58. (Lediglich Abdruck von N. 156.) — 158) R. v. D., Aus d. Leben d. Grafen Albr. v. Roon: DR. 16, I, S. 1—14, 129—47, 257—73; II, S. 1—21, 129—53, 257—78; III, S. 1—23, 129—51, 259—67; IV, S. 1—12, 129—42, 257—77. — 159) M. Schmitz, Ernst II., Herzog v. Sachsen-Coburg-Gotha u. s. Werk „Aus meinem Leben u. aus meiner Zeit". 2. vielfach veränd. u. verm. Aufl. Mit e. Portr. d. Herzogs. Berlin u. Neuwied, Heuser. 59 S. M. 1,25. — 160) F. Ritter v. Krones, Aus d. Tagebuche Erzherzog Johanns v. Oesterreich 1810 5. Z. Gesch. d. Befreiungskriege u. d. Wiener Kongresses. Innsbruck, Wagner. VIII, 232 S. M. 4,80. [H. S.: BLU. N. 35.]| — 161) × Schwicker. Aus d. Tagebuche d. Erzherzogs Johann v. Oesterreich: AZg[B]. N. 86. (Auszüge aus

über sein geliebtes Tirol streng versagt blieb, damit er nicht Gelüste trage, sich etwa zum „König der Gebirge" zu machen, gar nicht Gelegenheit gehabt, viel historisch wichtige Dinge zu erfahren, die wir nicht aus anderen Quellen längst besser wüssten. Dagegen wären uns die Bemerkungen des gemütswarmen, sogar einigermassen liberal denkenden Erzherzogs über Lektüre, litterarische Bekanntschaften usw., zu denen er Musse genug hatte, vielleicht belehrend gewesen: gerade die aber sind ausgeschieden. So erfahren wir nur, dass Hormayr ihm näher stand; mit Freude erkennt er Gentz' Feder in dem trefflichen österreichischen Kriegsmanifest von 1813; aus Arndts „Zwei Worten" prophezeit er als unvermeidlich die konstitutionelle Monarchie. In seinen Zukunftsträumen spielen Reichsstädte eine Rolle, in denen sich der Lehrfreiheit wegen die Universitäten befinden sollen; so soll denn z. B. auch Göttingen zur freien Stadt werden. Immerhin überraschende Einfälle für einen Habsburger Prinzen aus der Glanzzeit Metternichs. —

Ueber die Memoiren eines Diplomaten noch älterer Schule berichtete Edm. Scherer[162]) in einem schon 1869 geschriebenen, jetzt neu gedruckten Aufsatz. Baron Karl Heinr. von Gleichen, der 1763—70 als dänischer Gesandter in Paris lebte und dort ein Liebling der Gesellschaft war, hat seinen Aufzeichnungen allerlei Portraits interessanter Persönlichkeiten einverleibt: mit Vorliebe studiert er geheimnisvolle Menschen wie Cagliostro und St. Germain, und von diesem Gesichtspunkt aus fesselt denn auch Lavater seine Aufmerksamkeit, von dem er kopfschüttelnd seltsame Ansichten aufschreibt, z. B. dass Johannes der Evangelist noch nicht tot sei u. a., den er aber als einen achtbaren, wohlthätigen, gar nicht eitlen Mann schätzt. — Die anonymen „Memoiren eines alten Diplomaten"[163]), die ihren Titel nicht verdienen, da sie so gut wie nichts Persönliches, Intimes, Neues bringen, höchstens einmal ein paar Anekdötchen beisteuern, und die zur Coburger Politik Beziehungen zu verraten scheinen, berühren in einer nach bekannten Quellen geschriebenen Biographie des Freiherrn von Stockmar Rückerts Coburger Leben: Stockmar war Zeuge, wie die „Geharnischten Sonette", die fünf „Märlein zum Einschläfern" entstanden. — Mehr Ausbeute sollte der Litterarhistoriker aus den Erinnerungen Stichlings[164-165]), des langjährigen Weimarer Staatsministers, des Enkels Herders erwarten. Aber die überaus schlichten, trockenen und anspruchslosen, in erster Linie den eigenen Kindern zugedachten Aufzeichnungen verlassen selten das Gebiet des rein Persönlichen und Amtlichen; es ist ein anderes Weimar, in dem S. mit seinen Gedanken und Interessen lebt, als das Weimar, das uns am Herzen liegt; so sorgsam er als gewissenhafter Leiter des Kultusdepartements auch den Blick für Wissenschaft und Kunst offen hält, er sieht sie doch mit dem einseitigen Interesse des Verwaltungsbeamten an. Von der Mutter, Theodora Luise v. Herder, ihrem religiösen und poetischen Schwung, ihrer gemüt- und phantasievollen Natur weiss er warm zu sprechen. Aber Goethe hat er nur einmal im Dornburger Garten getroffen, als Knabe seiner Leichenfeier beigewohnt; Knebel sieht er in Jena auf dem Totenbette; Prof. Thibaut in Heidelberg ist dem nüchternen Juristen schon zu poetisch; so ist eine lustige Anekdote, die er von des Fürsten Bismarck geradezu anarchischen Anschauungen über das Menschenrecht individuellster Orthographie und Sprachbildung erzählt, für uns fast am lehrreichsten. S. hat sich als politischer Schriftsteller an den litterarischen Kämpfen des entstehenden Reiches beteiligt, aber erst seit 1852. Das unruhige Jahr 1848 hat an ihm wesentlich einen besorgten Zuschauer gehabt und spielt bei ihm keine grosse Rolle. — Um so stärker, ja als der eigentliche Höhepunkt der Darstellung tritt es hervor in fast all den zahlreichen übrigen politischen Memoiren, die uns das Berichtsjahr gebracht hat. Schleiden[166]), der freiwillige Vorkämpfer Schleswig-Holsteins im Vorparlament und später der diplomatische Vertreter der Herzogtümer in Berlin, ein Mann, dem man[167]) die Kunst nachgerühmt hat, überall dabei zu sein, hat namentlich im Herbst 1848 in Berlin allerlei Revolutionseindrücke gesammelt, über die er berichtet; während er sonst dazu neigt, eigene Erinnerungen aus anderen Quellen zu ergänzen, die persönliche Erfahrung dadurch möglichst zur geschichtlichen Thatsache zu erheben — was ich nicht rühme —, so beschränkt er sich gerade hier mehr auf das Selbsterlebte. Die Schwenkung, die der Ritter Bunsen damals vom schwarz-rot-goldenen Abgeordneten der Paulskirche zum schwarz-weissen preussischen Beamten selbst in der Kleidung durchmachte, erweckt S.s Mistrauen gegen den talentvollen, aber sehr bestimmbaren

---

N. 160.) — **162**) Edm. Scherer, Études sur la littérature au XVIIIe siècle. Paris, Calmann Lévy. 351 S. — **163**) Memoiren e. alten Diplomaten. Berlin, Eckstein Nachf. 346 S. M. 3,00. |[Wilh. Müller: BLU. N. 36.]| — **164**) G. Th. Stichling, Aus 53 Dienstjahren. Erinnerungen. Weimar, Böhlau. VIII, 262 S. M. 3,50. |[H. S.: BLU. N. 35.]| — **165**) × i., Im weimarischen Staatsdienst: AZg[B]. N. 133. (Referat über N. 165.) — **166**) R. Schleiden, Erinnerungen e. Schleswig-Holsteiners. 2. Folge. Schleswig-Holsteins 1. Erhebung. Wiesbaden, Bergmann. XII, 372 S. M. 8,00. — **167**) × Neues über Schleswig-Holstein: Grenzb. 50, IV, S. 234—41. (Charakterisiert N. 166, u. verweilt namentlich auf Schleidens Nachweis, dass Herzog Ernst v. Sachsen-Coburg-Gotha e. Brief S.s, den er als Beleg für seine eigenen Heldenthaten bei Eckernförde benutzte, in persönlichster Tendenz inkorrekt citiert habe: e. sehr bedenkliches Symptom für d. Zuverlässigkeit d. herzoglichen Memoiren.)

Enthusiasten. Zu dem im gelbroten Demokratenbart prangenden Redakteur der „Lokomotive", Held, der eine Freischaar für Schleswig-Holstein organisierte, und zu Frau Luise Aston, der Herausgeberin des „Freischärlers", gewinnt S. kurze amtliche Beziehungen. Das geistige und gesellschaftliche Leben Berlins liegt damals völlig darnieder: auch die geistreichen Salons z. B. Dirichlets waren in das schlammige Fahrwasser der Politik heruntergekommen, und zumal bei dem betriebsamen, unzuverlässigen Klätscher Varnhagen blüht der ödeste Radikalismus. Einige charakteristische Zerrbilder und Flugblätter aus der Zeit des Berliner Belagerungszustandes werden beschrieben (S. 203 ff.): Sympathien haben dem ruhigen, patriotischen Beobachter die Erscheinungen der Berliner Revolution nirgends eingeflösst, wenn er sie sich auch mit Interesse aus der Nähe besieht. — Weiter von den Details der Tagesbewegung entfernt liegt der Standpunkt Leopold von Gerlachs [168-169]), dessen von der Tochter herausgegebene „Denkwürdigkeiten" in ihrem ersten Bande bis 1848 reichen. Sie sind eine vielfach höchst interessante, aber keineswegs bequeme Lektüre. G. hat sehr umfängliche Tagebücher geführt, in denen er sich, zum Teil mit der bestimmten Absicht der moralischen Selbstkontrole, genaue Rechenschaft ablegt über die Ereignisse und sein Verhalten zu ihnen. Schriftstellerische Gewandtheit ist diesen Tagebüchern nicht nachzurühmen, und, nie für die Oeffentlichkeit gedacht, enthalten sie viel nur persönlich Wichtiges, viele uns schwer verständliche Anspielungen. Es ist schade, dass man uns nicht durch gründliche Redaktion, durch Kürzung und Erläuterung, die Lektüre der wertvollen Memoiren erleichtert hat: jetzt ermüdet der Leser. Und doch verdienen sie fleissig gelesen zu werden. Die liberale Legende hat den Brüdern Gerlach eine Hauptschuld an den Missgriffen Friedrich Wilhelms IV. aufgebürdet. Wir sehen jetzt, dass wenigstens Leopold v. G.s Verhältnis zum König keineswegs so beständig und enge war, wie man angenommen hat; wir sehen noch mehr, dass G. durchaus nicht der blinde, fanatische Absolutist war, den man aus ihm gemacht hat. Im Gegenteil, er selbst fühlt sich, von des Königs unstäter Art gequält, oft zu der sicheren und klaren Weltanschauung des Prinzen von Preussen hingezogen. Ein im höchsten Masse, aber in unantastbarer Ehrlichkeit frommer Mann freut er sich 1826 an Gossners geistlichen Erfolgen in Petersburg, interessiert er sich 1828 für die modernkatholisch idealisierende Beleuchtung, in der Adam Müller Oesterreich sieht, billigt er später Karl v. Raumers „Verteidigung der Kirche" und schätzt er sehr seinen „lieben Knak". Der Schüler Ancillons, den die Anschauungen der romantischen Schule berührt hatten, misstraut schon 1813 Jahn als dem Haupt der Anarchisten und begeistert sich gegenüber Rousseaus revolutionärem Staat für Hallers Restauration der Staatswissenschaften. Aber als die Wellen der Revolution höher und höher am Thron emporschlagen, da ist G. viel mehr auf ein konsequentes als auf ein reaktionäres Verhalten des Königs bedacht. Wohl berührt es uns seltsam, wenn er an den „Don Carlos" die kritische Bemerkung knüpft, dass Schillers Radikalismus hier zuerst über den Etikettenzwang spotte, dem auch die Königin sich fügen muss, und dann sofort in ihrer Begegnung mit Posa die Notwendigkeit dieser Etikette selbst beweise: aber wer den Posa Herwegh und Joh. Jacoby erleben musste, dem wird man diese sonderbare Beurteilung des Dramas zu gute halten. G. berichtet, wie Friedrich Wilhelm IV. 1843 die Herwegh gewährte Audienz und die Beförderung Dahlmanns als Concession ohne Resultat bedauerte. Als Bettina sich für Kinkels Begnadigung verwendet, rät G. dem König von jeder direkten Einmischung ab, deutet aber andere Wege an, die mittelbar zu dem gleichen Ziele führen sollen. Als unter den von Radowitz geplanten „deutschen" Massregeln auch der Ankauf des Goethehauses von Bundeswegen auftaucht, da findet er das sehr thöricht. Seiner einfachen und konsequenten Natur ist nichts verdächtiger und unsympathischer als die geistreichen, genial-unstäten Leute wie Bunsen und Radowitz, auf die der König so gerne hörte. Von Radowitz zumal giebt G. eine lehrreiche Charakteristik, die allerdings von dem dämonischen Zauber nichts merken lässt, den General Voland von der Hahnenfeder selbst auf politische Gegner auszuüben wusste. — Auch von diesem Zauber haben wir ein neues Zeugnis in der anfangs nur als Manuskript gedruckten, jetzt auch weiterhin zugänglich gemachten Erzählung der ersten dreissig Lebensjahre (1819—49) von A. von Arneth [170-172]), dem hochverdienten Direktor des Wiener Hof- und

— **168**) Denkwürdigkeiten aus d. Leben Leopold v. Gerlachs, Generals d. Infanterie u. General-Adjutanten König Friedr. Wilhelms IV. Nach s. Aufzeichnungen her. v. s. Tochter. Bd. 1. Berlin, Hertz. 848 S. M. 11,00. |[R: DR. IV, 375 f.]| (Ausser d. im Text angeführten sei noch darauf hingewiesen, dass G. e. Goetheschen Vortrags über Flötzgebirge, 15. März 1829 in Weimar, gedenkt u. über d. Anfänge d. „Kreuzzeitung" spricht, der er nahe stand, so oppositionell sie sich gelegentlich gegen König u. Ministerium stellte.) — **169**) × C. Bulle, L. v. Gerlachs Denkwürdigkeiten: NationB. 9, S. 98—100, 111/4, 131/5. (D. zwar liberal gefärbte, aber gegen G.s Charakter nicht ungerechte Ref. über N. 168 giebt namentlich e. übersichtliche Darstellung v. G.s schwankendem Verhältnis z. König.) — **170**) A. Ritter v. Arneth, Aus meinem Leben. D. ersten 30 Jahre (1819—49). Als Ms. gedr. Wien. VIII, 438 S. Zusammen mit d. später erschienenen 2. Bde. M. 12,00. |[AZgB. N. 83; LCBl. 1893, N. 36.]| — **171**) × Aus Arneths Denkwürdigkeiten: AZgB. N. 159. (Sehr warme, auch d. menschlichen Gehalt herausarbeitende Besprechung v. N. 170, die auch A.s [illegible]tter Toni Adamberger berücksichtigt.) — **172**) × A. K.,

Staatsarchivs, der als Vertreter des österreichischen Wahlkreises Neunkirchen in der Paulskirche sass und dort Radowitz kennen lernte. Ueber A.s Buch liegt eine heitere Seelenruhe, eine milde Harmonie, die gerade im Kontrast zu den wilden Stürmen der Zeitgeschichte innig wohlthut und die nicht zum kleinsten Teile in dem stillen Familienglück ruht, das A. von früh auf beschieden war. Aus dem mit vieler Liebe ausgeführten Idyll der Kinderjahre hebt sich in hellster Beleuchtung heraus die Gestalt der Mutter. Ihr Name ist der Litteraturgeschichte wohl vertraut. Es ist Toni Adamberger, die anmutige Liebhaberin des Burgtheaters, Theodor Körners heissgeliebte Braut. A. teilt die Aufzeichnungen mit, die sie selbst, allerdings nur über ihre Jugend, niedergeschrieben hat und die uns tief hineinführen in Wiener Schauspieler- und Sängerkreise. Tonis Vater, der berühmte Tenorist, für den Mozart so manche seiner Arien schrieb, ihre Mutter, die Naive Anna Jacquet, für die Kotzebue gerne seine kindlich schalkhaften Rollen bestimmte, werden uns in ihren Bühnenerfolgen, in ihrem gut bürgerlichen Familienleben mit dankbarer Tochterliebe geschildert; nur die Erziehung nach Rousseauschen Grundsätzen, die Toni zeitweilig zu einer kleinen Wilden gemacht hat, will ihr auch in der Erinnerung für ein Mädchen gar nicht gefallen. Frühe Krankheit zwingt die Mutter zum Abschied von der Bühne; bei der Abschiedsfeier betritt Toni, zunächst nur dilettantisch, in Heinr. v. Collins Feststückchen „Der gestörte Abschied“ zuerst die Bretter des Burgtheaters. Der Tod der Eltern nötigt sie bald, schon ihren jüngeren Geschwistern zuliebe, die Laufbahn der Mutter einzuschlagen; Collin zumal leitet sie dabei mit väterlicher Liebe, Streckfuss führt sie erfolgreich in die Litteratur ein. Unter ihren Kollegen schätzt sie besonders den schon bejahrten Helden Lange. Zu ihren grossen Eindrücken gehört es, wie sie in Schönbrunn vor Napoleon die „Aricia“ in Schillers „Phädra“ spielt, namentlich aber, wie Beethoven für sie Clärchens Lieder komponiert und sie ihr einstudiert. Dann folgen die selig-unseligen Jahre 1812/3. Mit liebevollster Ausmalung schildert Toni ihre erste Begegnung mit dem Geliebten: dann aber bricht sie ab; auch der Sohn hat sie so gut wie nie von dem Glücke ihres Brautstandes, von dem Schmerze des Verlustes reden hören; selbst sein Vater rührte nicht an diese heilige Erinnerung. Im Hause der Dichterin Caroline Pichler, die ihre „Margarete von Oesterreich“ in dem Trauerspiel „Heinrich von Hohenstaufen“ recht eigentlich für Toni geschrieben hatte, lernt sie ihren späteren Gatten, den Kustos des kais. Antikenkabinets, Jos. Arneth, kennen. Auf der Höhe ihres Ruhms, gefeiert als Thekla, Oehlenschlägers „Walburg“, Minna, Iphigenie, Leonore, Julie, Camilla in Collins „Horatiern“, nimmt sie am 17. Juli 1817 als Jertha in Müllners „Schuld“ von der Bühne Abschied. Aber auch in der Ehe noch hatte sie Gelegenheit, durch ihr deklamatorisches und musikalisches Talent zu erfreuen: so dachte sie stolz daran zurück, dass es ihr 1826 beschieden war, in St. Florian Grillparzer den Aufenthalt durch Schubertsche Lieder zu verschönern. Auch auf die Söhne scheint sie ihrer Begabung ein wenig vererbt zu haben: auf dem Konvikt zu Kremsmünster wurden ihnen bei den Schulfeierlichkeiten mit Vorliebe die Vorträge, beim Lesen Schillerscher Dramen die grössten Rollen zu teil: im Jahre 1835 las man also, das erfahren wir hier, in einem österreichischen Stiftsgymnasium „Tell“ und „Wallenstein“ ohne jedes politische Bedenken. A.s Beamtenlaufbahn bis zu den Wiener Märztagen und der Wahl für die Paulskirche gehört nicht hierher. Dort tritt er dem sog. Augsburger Hof bei, da ihn von dem Hauptklub des rechten Centrums, dem Kasino, die wortführenden norddeutschen Professoren abschrecken; Gervinus' antiösterreichische Artikel in der „Deutschen Zeitung“ erregen noch in dem Greis einen Groll, der uns bei diesem milden Manne doppelt überrascht. Ein warmer Patriot, möchte er Oesterreich um jeden Preis seine Stellung in Deutschland erhalten und tritt in diesem Sinne selbst gegen seinen eigenen Landsmann Mühlfeld auf. Da scheint es denn Radowitz gewesen zu sein, dem es gelang, dem Zweifelnden seine eigenen deutschen Pläne, denen der Erfolg seitdem Recht gegeben hat (Bundesstaat ohne, Staatenbund mit Oesterreich), plausibel zu machen. Damit war denn freilich für A. seine Mission als Frankfurter Abgeordneter erloschen, und er legte nahezu als Erster der Oesterreicher sein Mandat nieder; schon das Verhalten seiner Regierung gegen Robert Blum und Fröbel hatte ihm die Unhaltbarkeit seiner Stellung fühlbar gemacht. Blum hält er an sich für einen ganz mittelmässigen Kopf, der für seinen Ruhm zur rechten Zeit starb; sein Urteil wird dadurch bestätigt, dass Blums Schicksalsgenosse, Fröbel, dessen berühmte, geflissentlich massvolle und bescheidene Parlamentsrede über die Wiener Erlebnisse A. anschaulich schildert, sich inzwischen sehr entschieden zu derselben Ansicht bekannt hat. — Aber Blum war weder das kohlpechrabenschwarze Scheusal noch die grotesk-komische Figur, die der Graf von Hübner[173-178]) aus ihm gemacht

E. liebenswürdiges Buch: NFPr. N. 9594/5. (Ueber N. 170; Auszüge mit Randglossen: Rob. Blum d. drinking editor d. deutschen Demokratie; Devise d. Buches „Oel in d. Fluten“.) — 173) A. Graf v. Hübner, E. Jahr meines Lebens. 1848/9. Leipzig, Brockhaus. XII, 379 S. M. 6,00. |[v. Gruner: MHL. S. 371/5; SchwäbKron. N. 161; L. G. Pelissier: RCr. 31, S. 417/8 (rühmt d. gute, freilich oberflächliche u. fast frivole Erzählung). NAnt. 34, S. 161.]| — 174) × F. Bienemann, Graf Hübners

hat. Der nicht eben rühmlich bekannte Diplomat plaudert gewandt über seine Revolutionserlebnisse in Mailand und Wien; ist die muntere Causerie für die harmloseren italienischen Dinge ganz reizvoll, so passt sie gar nicht für den furchtbaren Ernst des Wiener Aufstandes. Die Frische der eigenen Erinnerungen verkümmert auch H. sich dadurch, dass er andere, selbst litterarische Quellen in sein Buch hineinarbeitet. Freilich nur obenhin. Er schreibt mit kavaliermässiger Nonchalance: der Mörder Kotzebues heisst ihm „Georg Sand", und die Gräfin Szechenyi rühmt er, spasshaft genug, als „Martha und Magdalena" in einer Person. Er schwärmt für Kaiser Franz, Metternich und namentlich für Felix Schwarzenberg, den er geradezu ins Mythische steigert. Andere als politische Dinge interessieren ihn nicht; zu litterarischen Persönlichkeiten hat er keine Beziehungen, sie sind ihm offenbar unheimlich wie die Wiener Studenten. Nur mit Ign. Kuranda, dem Herausgeber der „Ostdeutschen Post", hat er einmal ein Gespräch; sie verstehen sich nicht, und H. tröstet sich damit, dass Kuranda der politische Sehnerv fehle. — Ein merkwürdiger Wechsel der Dinge liess den Begleiter Rob. Blums, liess Julius Fröbel später in eine ähnliche Vertrauensstellung bei Schmerling rücken, wie Hübner sie bei Schwarzenberg gehabt zu haben scheint. Diesen Wechsel hat er uns jetzt selbst erzählt. Fröbels [179-183]) zweibändiges Memoirenwerk gehört jedenfalls zu den interessantesten, wenn auch nicht zu den vornehmsten Werken der Gattung. Der Mann hat unglaublich viel erlebt und weiss äusserst fesselnd und pikant davon zu erzählen. Ihn kennzeichnet eine Unruhe, die ihn nirgends festen Fuss fassen lässt; aber freilich, er zeigt sich in den verschiedensten Sätteln gerecht. Vom autodidaktischen Topographen avanciert er im Handumdrehen zum Professor der Mineralogie in Zürich; er verwaltet eine revolutionäre Buchhandlung und kommt in die Oberleitung der roten Demokratie; nach amerikanischen Lehrjahren, die ihn in den seltsamsten Stellungen, als Seifensieder, Agenten usw. herumwerfen, wird er als Schmerlingscher Pressofficiosus Vorkämpfer der Triasidee, um schliesslich als glühender Bewunderer Bismarcks und preussischer Konsul in Algier die Laufbahn zu enden. Unzweifelhaft entfaltet er in allen diesen Lebensphasen viel individuelle Tüchtigkeit; aber es war die natürliche Folge des beständigen Umlernens, dass er nirgend die Verhältnisse ganz genau kennen lernt und dass er sein Urteil, seine Leistung, seine Wichtigkeit überschätzt. Damit hängt es wohl zusammen, wenn er überall Spitzel und Jesuiten, Verschwörungen, politische Agentinnen, Diebstähle, Verleumdungen usw. wittert; man hat ganz richtig gemeint, dass man zuweilen einen Sensationsroman von Gregor Samarow zu lesen glaube. Dass F. der Wandel der politischen Anschauungen als Charakterlosigkeit ausgelegt, auf niedere Motive zurückgeführt wurde, ist ebenso selbstverständlich wie albern. Aber die unruhige Regsamkeit des F.schen Geistes offenbart sich freilich auch in jenem Wechsel. Hier lag nun für den Selbstbiographen eine grosse Schwierigkeit. Er versteht thatsächlich die Anschauungen und Ideale seiner Jugend nicht mehr. Gelingt es ihm noch mit genauer Not, eine gewisse theoretische Einheitlichkeit seiner geistigen Entwicklung herzustellen, und ist er bemüht, seine früheren Geisteskinder auch später noch zu retten, so hat er für die Persönlichkeiten, mit denen er in seiner demokratischen Zeit Schulter an Schulter gestritten, jede Spur von Sympathie und Verständnis verloren. Sichtlich befriedigt konstatiert er, dass gerade seine ehrenwertesten Freunde seines politischen Radikalismus wegen mit ihm brachen; er nimmt ihnen das gar nicht übel, würde es ihnen am liebsten nachmachen. Da das aber doch nicht geht, so sitzt er um so gründlicher über seine politischen Parteigenossen zu Gericht. Dass Narren und Lumpe in der Bewegung

---

Tagebuch aus d. Revolutionszeit: BLU. N. 18. — 175) × Aus d. Jahren 1848 u. 1849 in Oesterreich: AZg^B. N. 103. (Auszüge aus N. 173.) — 176) × E. Vorachtundvierziger: Grenzb. 50, II, S. 57—63. — 177) ×× Valbert, Le comte de Hubner: RDM. 106, August. — 178) × Hans Blum, Robert Blum im Tagebuche d. Grafen v. Hübner: N&S. 58, S. 34—56. (Masslose, auch durch Sohnespietät so kaum gerechtfertigte Zurückweisung d. Darstellung, d. Hübner v. Blums Wirken u. Tode in Wien giebt; manche von Hübners Angaben, so d. umstrittene theatralische Calabreser, ist inzwischen durch Fröbel [vgl. N. 179, I, S. 193] doch wohl bestätigt. — 179) Julius Fröbel, E. Lebenslauf. Aufzeichn., Erinnerungen u. Bekenntnisse. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. 1890. 1891. X, 598; VIII, 704 S. M. 22,00. |[A. B.: Nation^B. 9, N. 4.]| (Ausser d. im Text Erwähnten sei hier noch aufmerksam gemacht auf d. Besuch d. Knaben F. bei Frau v. Stein auf Kochberg I, S. 10; auf seine vortrefflichen Bemerkungen über d. alleinseligmachenden „Gang", d. absolute pädagogische Methode seines Onkels Fr. Fröbel I, S. 23-39; auf seine Bekanntschaft mit Phil. Wackernagel I, S. 41, Wolfg. Menzel I, S. 46 f, mit Heinr. Kurz I, S. 54; auf seine Schilderung d. stagnierenden Kleinstadtlebens in Weimar 1828 I, S. 61 ff; auf e. wissenschaftl. Streit mit d. Geographen Ritter I, S. 66 f; auf d. höchst interessante Darstellung d. radikalen Züricher Unterrichtswesens I, S. 72 ff; auf d. sonderbare Auftreten d. deutsch-katholischen Apostel Ronge u. Doviat in Konstanz I, S. 147 f; auf allerlei Dresdener Bekanntschaften, z. B. mit d. Schröder-Devrient I, S. 155; auf Julian Schmidts Polemik gegen F. I, S. 178 ff; auf d. Berlin. Gymnosophisten Edgar Bauer I, S. 183; auf d. Besuch bei Prof. Knapp in San Antonio I, S. 477 f; auf e. Gespräch mit Meyerbeer II, S. 24; auf d. bemerkenswerte Begegnung mit d. Grafen Tolstoi II, S. 74 ff; auf d. Charakteristik Wuttkes II, S. 132 f usw. — 180) × id., Rückkehr eines Entfremdeten: AZg^B. N. 197. (Aus d. 2. Bde. v. N. 179 probeweise ausgehoben.) — 181) × Erinnerungen e. Offiziösen: Grenzb. 50, IV, S. 511—20. — 182) × F. Pecht, J. Fröbel, e. Lebenslauf: AZg^B. N. 262. (E. wesentlich politisch charakterisierendes Ref. über d. 2. Bd. v. N. 179, in d. aber auch F.s Beziehungen zu Wagner berührt werden; P. urteilt über F. sehr reserviert: e. Mann, d. nirgends recht aushielt) — 183) × Aus Fröbels Denkwürdigkeiten (Aera Schmerling): NFPr. 9759—60. (Auszüge aus d. 2. Bd. v. N. 179, lediglich im Hinblick auf d. Politik Österreichs; d. Glaubwürdigkeit F.s wird nicht allzu hoch geschätzt.) —

von 1848 und 1849 eine erschreckend grosse Rolle gespielt haben, wird schon richtig sein: aber ein solches Gemisch von Bedlam- und Zuchthauskandidaten, wie F. es malt, ist doch auch die äusserste Linke gewiss nicht gewesen. Sowieso mehr ein Freund der pikanten Anekdote, als es für geschichtliche Wahrheit gut ist, hat F. offenbar mit Behagen die verblassten Bilder seiner Erinnerung in möglichst brandgrellen Farben aufgefrischt. Das mag ja vielleicht sein Gutes haben als Gegengift gegen die sentimentale Beleuchtung, in die man die Märtyrer der Freiheit bis vor kurzem gern rückte; aber die historische Verlässlichkeit leidet unter jener Neigung F.s, und nicht immer springt der Anachronismus des Urteils so unverkennbar ins Auge wie in der kostbaren Stelle, wo F. als Mitglied des demokratischen Zentralausschusses in Berlin sein Misstrauen gegen einen angeblich demokratischen Assessor begründet: „Zum echten Demokraten war er mir zu klug!“ So bedarf es einiger Vorsicht gegenüber den kleinen Porträtskizzen und Anekdoten, die durch F.s Buch in üppigster Fülle ausgestreut sind und die zum grossen Teil auch litterarhistorisch hervorragenden Personen gelten. Gerade bei ihnen kommt nun ein anderer Uebelstand hinzu. F. spricht es nachdrücklich aus: „ich stelle den Helden über den Künstler, die Politik über die Kunst“ (II, S. 499), und zwar sagt er das mit Bezug auf keinen Geringeren als Richard Wagner; er lässt die Kunst überhaupt nur gelten, insofern sie die Wirklichkeit verschönt, und glaubt Schillers ästhetische Erziehung mit ein paar Gemeinplätzen abthun zu können (I, S. 17). Die Folge dieser trivialen Auffassung der Kunst ist nun, dass er die Künstler nicht recht ernst zu nehmen geneigt ist. Freilich dilettiert auch er dichterisch, aber nur in den Mussestunden: da ihn das Dichten zumal bei Seekrankheit befällt, so schliesst er, dass „die Poesie ein pathologischer Zustand“ sei. Die lyrischen Proben, die uns mitzuteilen er doch nicht lassen kann (I, S. 20, 43, 49, 52, 275) zeigen ihn mit Ausnahme der kindischen ersten nicht ganz talentlos; dass er zum Dramatiker Beruf hatte, wird man trotz dem Lobe, das Kuno Fischer F.s „Republikanern“ (1848) als einer Etappe auf dem Wege zum Drama der Zukunft erteilt haben soll, nach seinen eigenen Angaben (I, S. 158—167) ernstlich bezweifeln. Die politische Tendenz war ihm die Hauptsache, und das versöhnte Ruge mit diesen artistischen Allotria. Das abfällige Urteil Julian Schmidts wird im Grunde bestätigt durch die unbehagliche Kühle, die F. selbst bei der Aufführung der „Republikaner“ in Leipzig empfand, seiner Meinung nach natürlich, weil die Schauspieler den rechten Ton nicht trafen. In F.s Absicht waren die „Republikaner“ nur das erste Stück einer grossartigen politischen Trilogie, für die leider Europa nicht der rechte Boden sei. Von den beiden anderen Entwürfen, die F. mit sich herum trug, greift der eine, „Christen und Heiden“, ein wirklich nicht übles Thema auf, den Gegensatz der Brahminen- und der Paria-Mission in portugiesisch Indien; der Stoff seiner satirischen Posse „Die Preussen in Afrika“, von der er die Anfangsscene mitteilt, ist durch die Ereignisse aktueller geworden, als F. das seiner Zeit ahnen konnte. Sein eigentliches Gebiet war aber doch die Publizistik. Ueber diese seine Thätigkeit in Büchern, Broschüren und Zeitungen berichtet er eingehend und nicht ohne Stolz. Er begann das Redigieren in Zürich bei dem „Schweizerischen Republikaner“, den er den Liberalen aber zu socialistisch färbte, und setzte es bei der kurzlebigen, gleichfalls republikanisch gesinnten „Deutschen Volkszeitung“ 1848 in Mannheim fort. Der Plan, 1849 ein Organ der „honetten Demokratie“ zu gründen, das die Aristokratie des Geistes und Charakters geltend machen sollte, scheiterte natürlich. Eine demokratische deutsche Zeitung in New-York, an der F. mitarbeitet, kann sich nicht halten, weil sie nicht kurzsichtig genug ist. Nach der Rückkehr wird F. dann der Leiter des offiziösen Wiener „Beobachters“, der zeitweilig das Organ Schmerlings und Rechbergs ist. Auf seine Wiener Presskollegen ist er nicht besser zu sprechen als sie auf ihn: Kuranda, der es Schmerling nicht verzeihen kann, dass er den Deutschen Bund ohne die Liberalen reformieren will (II, S. 304), und vor allem der einflussreiche Besitzer der „Presse“, der bestechliche und pathetisch unverschämte Zang (II, S. 153, 279, 336) treten u. a. als Typen auf. Die Münchener „Süddeutsche Presse“, die F. auf Richard Wagners Anregung und mit Regierungszuschuss gründet, verliert diese Unterstützung bald, da sie sich dem Sektenfanatismus der Wagnerianer nicht willenlos fügen will, und wird obendrein von den Ultramontanen bitter verfolgt, trägt F. aber ein sehr anerkennendes Schreiben Döllingers ein. F.s Stellung zu Wagner ist seltsam ungleich: er schätzt seine Bemühungen um das Theater, dem auch er im freien Volksleben eine würdige Stellung zudachte; er rühmt bewundernd, aber nicht ohne Widersprüche, mit wie sicherer Unschuld Wagner jeden Versuch vereitelt habe, seinen Einfluss auf König Ludwig von Bayern im Dienste einer bestimmten Partei politisch auszunützen; für Wagners Schöpfungen dagegen zeigt er gar kein Verständnis und teilt befriedigt mit, was Const. Rössler ihm von einem schnöden Urteil Bismarcks berichtet hat (II, S. 486—504, 549 f.). Immerhin kommt Richard Wagner unter den deutschen Künstlern und Schriftstellern noch verhältnismässig gut fort. Ueber

Georg Herwegh, dem F.s „litterarisches Comptoir in Zürich und Winterthur" den einzigen bedeutenden buchhändlerischen Erfolg dankte, urteilt er anfangs freundlich, spottet nur über die Partei, die ihn als politischen Charakter ansah; später fallen über sein sittliches Verhalten und seine geistige Impotenz bittere Worte (I, S. 95 f., 121 f., 272; II, S. 558. Aber in ganz anderer Tonart wird Aug. Ad. Ludw. Follen behandelt, der Vf. der „Freien Stimmen frischer Jugend", der einst von der Burschenschaft zum künftigen deutschen Kaiser bestimmt, als unverbesserlicher Erzromantiker sich darin gefallen habe, diese Rolle in Wohnung, Tracht und Haltung wenigstens anzudeuten: F. schildert ihn dazu als masslos eitel und urteilslos, kurz als kompletten Narren: aber freilich, geschäftliche Reibungen mögen das Urteil verschärft, die Details gefärbt haben (I, S. 75 f., 101 ff.). Follens sehr exklusivem Kreise gehörte Platens damals übertrieben vornehmer Freund Pfeuffer an (I, S. 76). An D. F. Strauss, dessen Berufung nach Zürich F. mit Recht tadelt, ärgert ihn der Gelehrtenhochmut: dass aber Strauss gegen eine Popularisierung des „Leben Jesu" zumal in dem radikalen Verlage F.s protestiert hat, wird ihm in den Augen jedes Verständigen nur Ehre machen (I, S. 120 f.). Von Hoffmanns von Fallersleben geräuschvollem Dichten und derbem Wesen spricht F. mit Behagen (I, S. 122). Dagegen ist ihm der bekannte Prophet Friedr. Rohmer weiter nichts als ein gefährlicher reaktionärer Industrieritter, den er vergeblich zu entlarven sucht (I, S. 114—20): um so harmloser war ein andrer Apokalyptiker, Johannes Müller, um dessen „halb geistreiche, halb wahnsinnige" novellistische Versuche sich Ruge bemühte (I, S. 123 f.). Von Kinkel und seiner Frau erzählt F. ein paar boshafte Anekdoten (II, S. 77 f. Freiligrath erscheint neben Christus und Plato unter den drei Wohlthätern der Menschheit, die eine verrückte socialistische Versammlung in New-York feiert (I, S. 281). Hebbels „eckig markierte Charaktere", seine forcierten Konflikte sind F. ein Greuel, ihr Erfolg ist ihm Beweis für die aus ästhetischer Ueberreizung hervorgegangene Abspannung des Publikums, die nur durch raffinierte Reizmittel zu überwinden sei: Hebbels „Diamanten" knüpft er, nicht sehr überzeugend, an ein Erlebnis des Dresdener Improvisators Uffo Horn an (I, S. 156, 160). Im Hause des bekannten Stuttgarter Liberalen, des Prokurators Schott, findet F. zu seiner Ueberraschung eine gute Dosis Romantik: dem Litterarhistoriker eine lehrreiche Parallele zu der sonderbaren Mischung in Uhlands Seele (I, S. 47 f.). Von Heine hört er in München einmal einen leichtfertigen Scherz (I, S. 55), von Görres, wie er im Kolleg seine phantastische Weltschöpfungsgeschichte „im Tone eines messelesenden Priesters" vortrug (I, S. 51). In Bettinas Salon wirkt F. dabei mit, wie eine demokratische Proklamation an die Franzosen dort dem französischen Gesandten überreicht wird (I, S. 181). Dass Bettina sich diese Taktlosigkeit gefallen liess, ist schon wundersam; peinlich berühren radikale Aeusserungen Alex. v. Humboldts, die F. berichtet und die, wenn getreu aufbewahrt, beweisen würden, dass der grosse Gelehrte auch in dem widerlichen Kokettieren mit der politischen Moderichtung Varnhagen bedenklich geglichen hätte (I, S. 132 ff., 144): F., der Humboldt viel zu danken hat, was ihn nicht abhält, einen kräftigen Scherz Bismarcks befriedigt zu erzählen (II, S. 15), empfindet selbst, dass sich sein Gönner da eine Blösse giebt: „wie tief muss Humboldt das Unwürdige seiner Stellung als Höfling gefühlt haben, wenn er sich durch solche Aeusserungen dafür gerächt hat!" Gervinus, von dessen wissenschaftlichem Verkehr mit Häusser er eine lustige Geschichte erzählt (II, S. 54), ist ihm 1848 verhasst durch den Schulmeisterhochmut, durch den er, Dahlmann u. a. den Professorentitel „zu einer so zweideutigen Ehre" gemacht haben: das hindert ihn nicht an einem späteren Besuch (I, S. 286, II, S. 478 f.). Victor Hehn scheint er für einen Panslavisten gehalten zu haben (II, S. 57). Fanny Lewald liest ihm aus Briefen Pückler-Muskaus Urteile über Napoleon III. und seine Gemahlin vor (II, S. 69). Ein Gespräch mit Gustav Freytag, März 1870, verdriesst ihn, weil dieser ihm zu unverständig über Bismarck urteilt (II, S. 550). Noch als Konsul in Smyrna kommt F. mit einem jungen Dichter, mit Eduard Grisebach (II, S. 650), in kollegiale Verbindung. Es ist unmöglich, in einem kurzen Referat einen Begriff davon zu geben, welche Unzahl von litterarischen und andern geistigen Celebritäten, von interessanten und bekannten Menschen diesen bunten Lebenslauf gekreuzt haben: F.s schriftstellerischem Geschick macht es alle Ehre, dass er trotzdem nie in ein trockenes und langweiliges Aufzählen verfällt. — An jene klassische Aeusserung Fröbels „Zum echten Demokraten war er mir zu klug" musste ich denken, als ich Lassalles von P. Lindau[184-7];

184) Ferdinand Lassalles Tagebuch. Her. u. mit e. Einleit. vers. v. Paul Lindau: N&S. 57, S. 16—79, 184—211, 329—59. [Gesellsch. S. 863 f.]| — 185) X A. Barine, Le „Journal" de Ferdinand Lassalle: RPL. 48, S. 65/9. (Erklärt d. ungünstige u. lächerliche Wirkung d. Tagebuchs für d. natürliche Ergebnis d. ungestutzten, naiven Aufzeichnung, d. für d. Psychologie d. Kindheit daher v. hohem Wert sei; d. wilde Hass, d. da lodert, sei für d. tribun populaire d. grösste Vorzug.) — 186) L[udwig] G[eiger], Ferdinand Lassalles Tagebuch (1840): ZGJuden 5, S. 284/9. (Berücksichtigt d. kulturhist. Wert d. Tagebuchs u. beschäftigt sich namentlich mit L.s Äusserungen über G.s Vater, d. damaligen Breslauer Rabbiner Abraham G.) — 187) X G. K[arpeles], Ferdinand Lassalles Tagebuch: AZgJudentum 55, S. 174/7, 355/7. (Beurteilung v. streng jüdischem Standpunkt.) —

herausgegebenes und eingeleitetes Jugendtagebuch durchlas. Das Problem, wie der im Grunde höchst aristokratische und individuelle, hochgebildete und bedeutende Mensch, der dabei durchaus kein Schwärmer war, auf seine politischen Bahnen geraten konnte, wird durch die Konfessionen des Breslauer Gymnasiasten und Leipziger Handelsschülers der Lösung näher gebracht. Das Tagebuch bezieht sich auf die Jahre 1840 und 1841 und gefällt sich in einer cynisch brutalen Aufrichtigkeit, die gar nicht weiter getrieben werden kann. In einem sehr unerquicklichen Familienleben bilden sich bei dem Knaben masslose Eitelkeit, dabei Faulheit, Genusssucht, Unredlichkeit, Schachergeist, die widerwärtigsten Eigenschaften aus, die sich mit roher Selbstverständlichkeit breit machen und kaum durch einen schnell verflackernden Zug von Zärtlichkeit gegen den Vater gemildert werden; charakteristisch ist schon dieses Gymnasiasten Lektüre: „Geisterseher", Wieland, Paul de Kock, Webers „Demokrit". Eine Art Schwung gibt ihm höchstens der kochende Hass des Juden, der seine unterdrückte Nation rächen möchte. In Leipzig ändert sich die Lektüre: er liest Byron und Pücklers „Briefe eines Verstorbenen"; Heine und Börne begeistern ihn besonders; Börnes ästhetische Urteile gewinnen grosse Macht über ihn, ohne dass er doch von dem „ewig lächelnden" Goethe so respektlos zu reden vermöchte wie jener; und, sonderbar genug, enthusiasmiert wird er von Laube, der Börne an Kunstsinn, Heine an klarem Wollen übertreffe. Persönlich tritt er dem Dichter Carl Maien (Wolfsohn) näher, der ein Lyriker à la Heine und ein litterarischer Vorkämpfer des Judentums war. Schon die ästhetischen Urteile und Liebhabereien des frühreifen Burschen haben Wert nur zu seiner eigenen Charakteristik. Das gilt noch viel mehr von den in Leipzig deutlicher werdenden freiheitlichen Plänen. Auch auf der Handelsschule glaubt er unter seinem Judentum zu leiden: wieder tobt er vor Hass, der ihn so beredt macht wie kein anderes Gefühl; dem vereint sich brennender Ehrgeiz: so nimmt er sich vor, einst als Schriftsteller mit glühenden Worten alle Völker zum Kampf für volle Freiheit und Gleichheit aufzurufen. Aber er fühlt dabei sehr deutlich, dass er nicht aus Menschenliebe handeln wird; spiegelt er doch schon auf der Schule armen, dummen, gedrückten Gefährten Freundschaft vor, um sie zu benutzen. Er spürt in sich ebenso das Talent zur Hofschranze wie zum Republikaner und schwankt, welche Gabe er pflegen soll. Fiesko, in dessen Rolle er den Leipziger Schauspieler Löwe bewundert, hat seinen vollen Beifall: „wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Leben Aristokrat sein". Möglich, dass Lassalle in krankhaftem Streben nach Ehrlichkeit selbst die Schatten seines Charakterbildes übertrieben vertieft hat: wenn aber das Kind des Mannes Vater ist, so wirft dies verdrossene Tagebuch ohne Ideen und Ideale, ohne Liebe und Pflichtgefühl, nur voll Ehr- und Rachsucht, ein bedenkliches Licht auf den gereiften Mann, der es freilich verstand, auch in der geistigen Erscheinung so auf das Aeussere zu halten, wie schon der Jüngling sich das zur Pflicht macht: denn verachten soll der Mensch die Vorurteile der Welt, „aber ihnen offen Trotz bieten — nein, bei Gott nicht! dann ist er ein Thor!" —

Der Diplomat, der Politiker, der in das Gewirr mancher geheimer Fäden hineinschauen durfte, die dem Laienauge verborgen geblieben sind, er wird, wenn er Memoiren schreibt, naturgemäss mehr von den Dingen ausser ihm berichten als von seiner eigenen Entwicklung. Bei den Memoiren und Selbstbiographien von Dichtern und Schriftstellern[188]) liegt die Sache anders. Da muss es als Regel gelten, dass die innern Erlebnisse mehr Interesse bieten als die äusseren, die eben in erster Linie als Schlüssel zu dem geistigen Leben des Autors interessieren. Man kann, wie das ähnlich Max Koch in einem noch zu erwähnenden Aufsatz (s. N. 200) gethan hat, geradezu drei Kategorien von Selbstbiographien unterscheiden, je nachdem ihr Vf. mehr nach aussen oder nach innen schaut, oder aber beide Arten der Beobachtung und Erfahrung sich das Gleichgewicht halten, wie etwa in „Dichtung und Wahrheit". Es ist natürlich, dass ein beliebter Zeitungskorrespondent, der erst in zweiter Linie Romancier ist, dass Wachenhusen[189]) in seinen Erinnerungen aus dreissig Kriegs- und Friedensjahren sich selbst ganz hinter dem Erlebten und Geschauten zurücktreten lässt. Von Berufs wegen ist er überall dabei gewesen: auf den Kriegsschauplätzen im Osten und im Westen, bei den Hoffesten und in den Weltausstellungen. Er weiss alles pikant zu berichten; ihm löst sich die Weltgeschichte in Anekdoten auf. Schnelle, bunte Eindrücke sind ihm überall die liebsten; er schildert lieber lebendig und wechselreich, als gründlich, und der Abenteurer, der von sich reden macht, ist ihm wichtiger als der mächtige Minister, von dem man nach aussen hin nicht eben viel merkt. Das kenn-

---

188) × L. Geiger, Selbstbiographien dtsch. Schriftsteller: NationB. S. 585/7. (Charakterisiert rühmend d. Bücher v. Kl. Groth N. 203, v. Arneth N. 170 u. v. Lübke N. 209.) — 189) H. Wachenhusen, Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus 30 Kriegs- u. Friedensj. 2 Bde. Strassburg, Strassb. Druckerei u. Verlagsanst. 317, 367 S. M. 7,00. |[Wilh. Müller: BLU. N. 27; WIDM. 70, S. 286.]| (Ausser d. im Text Erwähnten Bemerkungen über d. Feuilletonisten Ernst Kossak I, S. 102; über Glassbrenner I, S. 107; über Lassalles Beziehungen zur Rakowitza I, S. 246; über d. „Hermione" d. Charl. Wolter im Berliner

zeichnet auch W.s litterarische Skizzen, die hinter den politischen sehr zurücktreten. Nicht die grossen Männer unserer Litteratur hat er aufgesucht: es ist mehr die amüsante Bohême der Reporter, Impresarii, Schauspieler, Feuilletonisten, mit der er in Berlin und Wien, in Paris und Zürich verkehrt und von der er erzählt. So melancholisch er die Hetzjagd des modernen Lebens beklagt, so rapide ist die Hetzjagd, die er selbst uns zumutet: schattenhaft huschen die Gestalten vorbei, und keine festigt sich zum Bilde. Schon als Knabe hat W. den bekannten Enthusiasten Grafen Hahn kennen gelernt, der, ein Verehrer der Schicksalsdichter, sein schlimmstes Fatum in der eigenen Theaterleidenschaft mit sich trug (1, S. 19); schon als Knabe hat W. in Stavenhagen dem Bankett beigewohnt, das den befreiten Fritz Reuter feierte (1, S. 21). Dann führt er uns durch die Theater und Konditoreien des Berlins der sechsziger Jahre (1, S. 94), beobachtet, wie Theod. Mundt für die historischen Romane seiner Frau das gelehrte Material zusammenschleppt (1, S. 99), wie Brachvogel bei seinem einzigen grossen Bühnenerfolg, dem „Narziss“, durch Dessoir nicht nur schauspielerisch unterstützt wird (1, S. 101), spendet der Persönlichkeit der Frau Birch die übliche Anerkennung (1, S. 100), schildert das Kleeblatt des Kladderadatsch, namentlich den pekuniär stets verlegenen Dohm und den selbst mit seinen Witzen haushälterischen Kalisch (1, S. 103), skizziert den unfreiwillig komischen Charakterkopf des renommistischen Demokraten und Journalisten Jul. Rasch (1, S. 246) und lässt uns bei Lutter und Wegner Dörings Kneipscherzen lauschen (1, S. 248 ff.); auch mit Gutzkow, Mügge, Kletke, dem Ehepaar Stahr hat er flüchtige Berührungen (1, S. 254 f.), allerlei Theaterklatsches über Franz Wallner, Engel (1, S. 252 ff.), Cerf (1, S. 258), Emil und Fritz Devrient (2, S. 70 f.) usw. nicht zu gedenken. Eiliger streift er Wien: er hat sich da der Gunst des berühmten Gründers der „Presse“, Zangs, zu erfreuen (1, S. 93) und sitzt später an der angeregten Tafelrunde im „Goldenen Lamm“ und in der „Grünen Insel“, wo er Laube, Nestroy, Flotow u. a. begegnet (1, S. 262). In Paris warnt Mor. Hartmann ihn vor einem Mouchard, der Heines volles Vertrauen geniesst (1, S. 120); der schon ganz verfallende Saphir wird durch Heines Tod noch zu einem leidlichen Bonmot angeregt (1, S. 127); während der Weltausstellung trifft W. mit König Ludwig I. zusammen und erregt dadurch die Neugier des Lustspieldichters Mich. Klapp (1, S. 177). In Zürich findet er eine stattliche Zahl verbannter Notabilitäten, wie R. Wagner, Herwegh, Temme (1, S. 167), und mit Hackländer stösst er nach der Schlacht bei Magenta, totgeglaubt, im Hauptquartier zu Verona zusammen (1, S. 237). Dass W. selbst zu den Dichtern gehört, daran werden wir erinnert, wenn er uns aus der Vor- und Nachgeschichte seiner Romane „Rom und Sahara“ (1, S. 208 f.), „Die bleiche Gräfin“ (1, S. 256), „Rouge et noir“ (2, S. 81) ein paar Details erzählt: über äusserliche anekdotenhafte Züge kommt er auch dabei nicht heraus. Eine Reihe zusammenhangsloser Feuilletons, denen die wenig ausgeprägte Physiognomie des Vf. keinerlei Einheit zu geben vermag, bleiben diese Plaudereien so konsequent auf der äussersten Oberfläche, dass auch das Unbekannte, das sie über litterarische Persönlichkeiten erzählen, kaum je charakteristisch ist. — In einzelne Bilder zerlegt von vornherein ihre Erinnerungen Thekla von Gumpert[190]), die bekannte Begründerin des „Töchteralbums“. Physiognomielos sind ihre Skizzen nicht. Aber sie tragen freilich die Physiognomie der vortrefflichen alten Dame, der jede Begegnung mit einem bekannten Mann, jede gleichgiltige Aeusserung irgend einer litterarischen Grösse als überaus wichtig erscheint, die jedes banale Kompliment fürchterlich ernst nimmt und die uns die uninteressantesten Belegstücke für ihre Berührungen mit bedeutenden Personen nicht erspart. Sie hat es während ihrer fleissigen Mädchenschriftstellerei verlernt, für Erwachsene etwa gar männlichen Geschlechts zu denken und zu schreiben. Aber rührend wirkt und Hochachtung erweckt der heilige Eifer, mit dem sie sich zu ihrer pädagogischen Mission bekennt; dass die liebenswürdige, von sittlichem Ernst erfüllte, dabei in ihrer schlichten Anspruchslosigkeit nie beunruhigte Frau mehr Pietät und wohlwollende Güte besitzt, als das für Beobachtung und Urteil gut ist, das bedeutet menschlich nur einen Vorzug. Als junges Mädchen hat sie, die Tochter eines Posener Medizinalrats, dem Hause Radziwill sehr nahe gestanden, sie war Zeugin des gefassten Liebesschmerzes der künstlerisch begabten Prinzess Elisa (s. o. N. 97). Für die Kenntnis des Publikums ist es nicht ganz ohne Interesse zu sehen, wie sich die jungen Damen Posens damals in Hexametern und gar Ghaselen lyrisch bethätigen. Der Rat des Archäologen Aug. Schönborn und die Bekanntschaft mit Schuberts Freunde Franz v. Schober, der Thekla v. G. als Dichter gilt, bestärkt sie in dem Entschluss zur schriftstellerischen Thätigkeit. Was sie von Proben der Schoberschen Dichtungen mitteilt, ein Prolog zu Schuberts Gedächtnisfeier, der über billige Lobeserhebungen bei

---

Victoriatheater I, S. 260; über R. Wagners Einfluss auf Ludwig II.: II, S. 88 ff. u. a.) — 190) Thekla v. Schober, geb. v. Gumpert, Unter fünf Königen u. drei Kaisern. Unpolit. Erinnerungen e. alten Frau. Glogau, Flemming. 342 S. gebdn. M. 6,00. |[F. Bienemann: BLU. N. 42; Gegenw. 40, S. 191; Gesellsch. S. 1286 f.; DRs. 1891/2 I, S. 394 f.; DR. IV, S. 254.]| (Bekanntschaft mit Gust. Nieritz S. 191; mit Prof. Geo. Weber S. 279 ff.; mit Karl Gerok S. 294 ff.; usw.) —

Schobers Verständnislosigkeit — gefiel ihm doch in der „Winterreise“ nur der „Lindenbaum“ — nicht wohl sich erheben konnte, und ein paar tüftlige Sonette, die er im poetischen Wettkampfe mit seiner künftigen Gattin versuchte, bestätigt nur, dass es unklug von Schubert war, Schober gelegentlich zum Textdichter zu wählen. Schon Thekla v. G.s erste Erzählungen gewinnen ihr die wertvolle Anerkennung Christoph v. Schmids; ihre Leitung des Töchteralbums veranlasst sie öfter, angesehene Männer um Beiträge, wenn auch nur um kurze Denksprüche, zu bitten: so sind ausser Schmid A. v. Humboldt, Heinr. v. Schubert und Karl Gerok vertreten, dessen „Kaiserklage“ sie naiv genug für ihre Zwecke interpoliert. In Dresden trägt ihr eine poetische Bitte an Gutzkow ein überraschend freundliches Epigramm des Dichters ein, der sonst bekanntlich nicht zu den Liebenswürdigsten der Sterblichen zählte, und von Auerbach, dem grossen Titelfinder, lässt sie sich für ein Buch, das er garnicht kennt, einen Titel vorschlagen, den sie wirklich benutzt. Solche Naivetäten sind in dem Buche nicht selten; aber sie verstärken den Eindruck des harmlos Altmodischen, der ihm seinen besten Reiz verleiht. — In anderem, im besten Sinne altmodisch giebt sich Riehls [191]) Buch der Erinnerung oder vielmehr die Bruchstücke daraus, die er als „Kulturgeschichtliche Charakterköpfe“ gesammelt, unlustig, die Flut der Memoiren um eine neue Nummer zu vermehren, unlustig dazu zumal im Hinblick auf die Gesellschaft, in die er dadurch gekommen wäre. Ich bekenne, dass ich so ziemlich den ganzen selbstbiographischen Ertrag des Jahres dafür hingegeben hätte, wenn R. seinen ursprünglichen Plan ausgeführt hätte. Denn hier spricht in packendster Form ein ganzer Mann, ein menschlich und künstlerisch reifer, urgesunder Geist, der sich nicht scheut dank dieser Gesundheit zu bekennen, dass er ein Unmoderner sei. Sein Widerwille gegen den Zeitgeist führt ihn wohl auch zu Extremen: seine bekannte Abneigung gegen Rich. Wagner, die er auch in diesem Buche eingehend und geistvoll begründet, beruht zum Teil auf dem Misstrauen, das ihm des grossen Künstlers Erfolg bei der Masse einflösst. Dieser Gesichtspunkt, mir sympathisch genug, ist hier doch nicht zutreffend, weil Wagner seinen Erfolg wahrhaftig spät genug geerntet hat: auch er ist lange Kaviar fürs Volk gewesen; und auf Bismarck, den R. freilich nicht mit Wagner zusammen nennen mag, wird er jenen Grundsatz selbst nicht anwenden. Aber nur ganz selten wandelt R. Wege, auf die ich ihm nicht gern folgte: der kernige Sohn des kleinen rheinischen Nestes, aufgewachsen in Wald und Feld, nicht in der verkümmernden, erstickenden und nivellierenden Atmosphäre der Grossstadt, ficht mit kraftvollem Stolze für den idealistischen Humanismus, für das starke Individuum, für das erfrischende Leben in der Natur, wie es der Grossstädter kaum ahnt: es ist höchst bezeichnend, wie der Journalist Bettelheim [192]), ein geborener Wiener, der sonst R.s erquickender Persönlichkeit gerecht zu werden sucht, verblüfft ist durch R.s sicher sehr ernst gemeinten Stossseufzer: „Der Mensch gewöhnt sich an alles, sogar an eine grosse Stadt.“ Auf einige der R.schen Skizzen komme ich später zurück. Hier sei zunächst gerühmt „Die Idylle eines Gymnasiums“, die von der vortrefflichen Weilburger Schule handelt und von jenen glücklichen Zeiten, da das Gymnasium noch „keine Frage“ war, da es sich noch individuell unter individuellen Lehrern ausleben konnte, unbelästigt durch pedantische und engherzige staatliche Schulreglements, da der Gymnasiallehrer noch mit dem ganzen Stolz des Philologen nichts Anderes sein wollte als Gymnasiallehrer. Anschaulich hebt sich die Gestalt des Direktors Friedemann heraus, dem das Latein noch keine tote Sprache war: mit rückhaltloser Wärme bekennt sich R. zu jener humanistischen Erziehung, gegen die der moderne Geist jetzt so lärmend zu Felde zieht; es sind goldene Worte, die er gegen das subalterne Banausentum richtet, das am liebsten alles von der Schule verbannen möchte, was im Leben nicht von unmittelbarem praktischem Nutzen ist. Ein anderes Bild stellt eine lustige Rheinfahrt dar, die R. mit Viktor von Scheffel unternahm und die zugleich Vorstudien ermöglichte zu Scheffels Rodensteiner Liedern, zum „Enderle von Ketsch“, zu R.s „Burg Neideck.“ In Münchener Kreise führen die Porträtskizzen von Mor. v. Schwind, der als Maler anfangs zu der Opposition gegen den neu berufenen Dichter Geibel gehörte, und von Frl. Emilie Linder, deren Tafel einen Sammelplatz für die geistigen Spitzen der katholischen Gelehrten- und Künstlerkreise Münchens bildete und die R. schöne Worte über die Frau als Lebenskünstlerin entlockt. Die anmutige Schilderung des volkstümlichen Romantikers Ludw. Richter bringt einen treffenden Vergleich des liebenswürdigen Malers mit Matth. Claudius, und selbst in dem gegen Richard Wagner gerichteten Aufsatz fallen auch für uns feine Bemerkungen ab über die Stellung, welche die Aesthetiker des 19. und 18. Jh. zur Musik eingenommen haben: erst seit den Romantikern gilt sie als den übrigen Künsten gleich-

---

191) (I 5 : 418.) |[Gegenw. 40, S. 350/1.]| — 192) × A. Bettelheim, E. Buch d. Erinnerung v. W. H. Riehl: NationB. 9, S. 137/8. (B. ereifert sich unmotiviert für Auerbachs Dorfgesch. u. weist auf Fröbels Erzählung hin, nach d. Graf Tolstoi Auerbachs u. Hebels Werke in d. dtsch. Bauernhäusern verwundert vermisst habe: er vergisst aber die sehr richtige Kritik zu

berechtigt, ja überflügelt sie wohl gar in der Gunst der litterarischen Wortführer. — Genau wie Riehl hat auch ein anderer vornehmer Münchener Schriftsteller, Graf Schack [193]), es vorgezogen, statt zusammenhängender Memoiren eine „Mosaik" von einzelnen Charakterköpfen und interessanten Künstlerporträts zusammenzustellen, die er auf seinem Lebenswege in die Studienmappe aufgenommen hat. Die Essays sind ungemein durchsichtig und flüssig geschrieben; es lässt sich allerdings nicht verkennen, dass Auffassung und Urteil zuweilen etwas obenhin geht: Riehl entwirft, auch wo er nur flüchtig skizziert, doch in schärferen und markanteren Strichen. Unter dem Titel „Die Enthusiasten" [194]) schildert S. kurz einen Jugendfreund, den Darmstädter Adolf Dürr, ein in engen Verhältnissen verkümmertes lyrisches Talentchen ohne Selbstkritik und Selbständigkeit, die durch die übermächtigen Einflüsse italienischer, griechischer und morgenländischer Poesie vollständig erdrückt wurde; daran schliesst er eine eingehendere Studie über Otto Ludwig, den er 1856 dringend zur Beteiligung an einer Trauerspielkonkurrenz gemahnt hat, schon um ihn zum Abschliessen zu bewegen. Nach S. hätte sich in Ludwig ein genialer Geist durch kritisches Grübeln, durch krankhaftes Streben nach fehlerloser Vollendung systematisch selbst zu Grunde gerichtet: auch dass S. ihn hinwies auf seines masslos bewunderten Heros Shakespeare mancherlei Fehler, konnte ihn von diesem zähen, unermüdlichen, aber unfruchtbaren Ringen mit den Stoffen, denen er immer neue Gestalten gab, nicht abbringen. Seine Arbeitsweise erklärt es, dass er gern viel behandelte Themata wählte; in seinen Händen ward doch etwas Neues daraus, und die Vorgänger ersparen ihm Fehlwege. In S.s Urteilen liegt unzweifelhaft Wahres; aber er unterschätzt doch den hohen Wert, der Ludwigs ästhetischen Arbeiten, wie der Nachlass sie uns gespendet hat, innewohnt; verloren ist uns seine rastlose Arbeit an sich selbst keineswegs, wenn ich auch mit S. wünschte, die Bühne hätte mehr Frucht davon gehabt. Was S. nach Ludwigs Andeutungen über seine dramatischen Pläne erzählt, ist inzwischen durch Erich Schmidts (s. u. IV 4 : 128) Bericht über die hinterlassenen Fragmente grösstenteils überholt: was unter dem Drama im Stile von Lenz und Klinger zu verstehen ist, weiss ich nicht. Dem „Erbförster" wird S. ebenso wenig gerecht wie früher Treitschke; mit dem Epitheton „hirnverbrannt" ist das sittliche Problem, das der Held verkörpert, nicht aus der Welt geschafft. — Auch in einer zweiten Gruppe [195]) S.scher litterarischer Porträts spielt trotz ihrem Titel „Paralipomena aus meinen Lebenserinnerungen" die persönliche Erinnerung eine viel kleinere Rolle als das ästhetische Urteil. Hier wird der Dramatiker und Litterarhistoriker J. L. Klein charakterisiert mit seinem Schwulst, seiner Breite, seinen philosophischen und sonstigen Exkursen, an denen er so eigensinnig festhielt, dass er das Publikum lieber aus dem Theater langweilte, als dass er ein Titelchen seiner Verse opferte. Ein Abschnitt über Karl Witte läuft wesentlich auf die Mahnung heraus, man solle nicht immer wieder längst übersetztes abermals übersetzen, sondern an frische Aufgaben sich machen. Warm spricht sich S. endlich über den Epiker O. F. Gruppe aus, den er freilich als Gelehrten, als hegelfeindlichen Philosophen und selbständigen Litterarhistoriker zu überschätzen scheint: aber er zollt auch Gruppes poetischen Leistungen hohe Achtung, die Geringfügigkeit ihrer Erfolge dünkt ihm ungerecht, und im Nachlasse des dadurch scheu gewordenen Dichters vermutet er reiche Schätze. — Was sich in Dingelstedts [196-197]) wohlgeordnetem Nachlasse fand, wurde durch Rodenbergs landsmännische Sorgfalt gesichtet und, soweit es der Mitteilung wert war, durch Randbemerkungen des Herausgebers zu einer Art unbeabsichtigter Selbstbiographie verbunden. Schon im vorigen Jahre ist (IV 14 : 53) über einen Teil dieses Werkes, das damals bruchstückweise in der Deutschen Rundschau erschien, berichtet worden: die Publikation des Ganzen giebt mir Gelegenheit, es in anderem Zusammenhange auszunutzen. Auch ich erkenne das Verdienstliche der Arbeit R.s dankbar an: er hat es verstanden, durch geschickte Anordnung seines Materials ein einheitliches Buch zu schaffen, und er hat den Mut besessen, für Dingelstedts Charakter gegen die liberale Legende eine Lanze zu brechen. Mir ist er dabei noch zu schüchtern. Wer der festere und reinere Charakter war: Dingelstedt, der seinem Selbst getreu sich nicht scheute, den gefährlichen und reizbaren Popanz der öffentlichen Meinung zu beleidigen, oder Ankläger wie Hoffmann v. Fallersleben und Heine, der sich zu der schmutzigsten Verleumdung bereitwilligst hergab, darüber sollte man doch wahrhaftig nicht im Zweifel sein. Dass mit jener „Verhofräterei" ein Bruch in Dingelstedts Persönlichkeit ge-

---

erwähnen, die Fröbel sofort selbst an Tolstois alberner Äusserung übt.) — **193**) A. F. Graf v. Schack, Mosaik. Verm. Schriften. Stuttgart, Cotta. 373 S. M. 6,00. |[A. Schroeter: BLU. N. 37 (kühl; spricht sich gegen dtsch. Hexameter aus); Gegenw. 40, S. 334.]| (Darin einige litt. Erinnerungen, d. besonders verzeichnet sind.) — **194**) id., D. Enthusiasten: Mosaik [vgl. N. 193.] S. 31—96. — **195**) id., Litt. Erinnerungen. Paralipomena aus meinen Lebens-Erinnerungen: Mosaik [vgl. N. 193]. S. 281—304. — **196**) (IV 4 : 125) |[Gegenw. N. 26; —e: N&S. 59, S. 132; M. G. Conrad: Gesellsch. S. 1698 (unberechtigtes Schimpfen.)]| — **197**) × H. S., Rodenbergs Dingelstedt-Biographie: BLU. N. 31. (Reiht an Betrachtungen über d. ungerechtertigte Geringschätzung, die d. Söhne d. neuen Deutschlands d. jungen entgegenbringen, lobende Worte über Rodenbergs Art,

kommen ist, kann ich nicht finden: ich bin überzeugt, dass er auch als liberaler Frondeur, als uneingeschränkter Herr seiner Zeit kein grosser Dichter geworden wäre. Friedr. Oetker, der Herz und Nieren seines Franz genau kannte, hat nie an ihm gezweifelt. Ausser den konfessionsartigen Briefen an diesen nächsten Freund waren die Hauptquellen R.s kurze Tagebücher, die poetischen Reste und Pläne des Nachlasses, Briefe an die Familie, an den trefflichen alten General v. Bardeleben, der kurze Zeit einen stählenden, wohlthätigen Einfluss auf den Kasseler Gymnasiallehrer übte, endlich Briefe an den alten Schulfreund G. A. Vogel, gen. Pechvogel, dessen Gestalt in dem verheissungsvoll angelegten Romanfragment Dingelstedts „Sieben Jahre“ wesentliche Züge für den sonst als Selbstporträt gehaltenen Helden hergegeben hat und dessen wechselreiche Redakteurlaufbahn R. (1, S. 62 ff.) mit melancholischem Humor skizziert. Uns berührt hier nicht sowohl, was R. über Dingelstedts eigene Entwicklung mitteilt, was er von Dichtungen und Entwürfen, darunter höchst Gelungenes und Interessantes, einflicht, als vielmehr die Berührungen, die Dingelstedt mit anderen Männern der Litteratur gehabt hat. Die merkwürdig formvollendeten Dichtungen des Knaben und knabenhaften Jünglings, darunter ein tieftragischer „Kosciusko und Skrcynecki auf den Trümmern von Warschau“, verraten den beherrschenden Einfluss Schillers, der sich denn auch eine launige Parodie der Glocke „Die Ressource“ gefallen lassen muss. In Hannover, wohin Dingelstedt als Lehrer der nahegelegenen englischen Erziehungsanstalt zu Ricklingen öfters kam, macht er die Bekanntschaft des Novellisten Blumenhagen, des Dramaturgen Holbein, des bekannten Detmold, den er nicht abgeneigt wäre, bei einem Konkurrenzunternehmen gegen Harrys' berühmte „Posaune“ zu unterstützen (1, S. 83). In der von Kassel aus geführten Korrespondenz mit Bardeleben spielt Ernst Koch, der hessische Landsmann, der jeanpaulisierende Dichter von „Prinz Rosa Stramin“, eine Rolle: warnend und rühmend stellt der alte General dem jungen Freunde Kochs Bild vor Augen (1, S. 117 ff.), von dessen „Vigilien“ Dingelstedt mit herzlicher Begeisterung spricht (1, S. 125). In Frankfurt lernt er 1837 Karl Gutzkow kennen, „eine herrliche Ruine, die eine rohe Vandalenfaust zerschmissen hat; — ein Herz, in dem es so wüst und zerrissen aussieht, wie es uns Heine gern von dem seinigen weismachen möchte“ (1, S. 135); er ahnt damals nicht, dass es ihm beschieden sein soll, jener „herrlichen Ruine“ in einem weiter vorgeschrittenen Stadium des Verfalls schuldlos den schlimmsten Stoss zu versetzen. Auf die feuilletonistische Teilnahme an der „Wage“, dem Beiblatt der „Hessischen Landeszeitung“, folgt später die Gründung eines eigenen Organs, des „Salons“, deren Mitredakteure, Dingelstedts Schüler Jakob Gegenbaur und den bekannten Romanisten Adolf Ebert, R. beiläufig schildert. Als der Fuldaer Gymnasiallehrer, der mit dem bösen Drama „Das Gespenst der Ehre“ 1840 eine ebenso arge wie verdiente Niederlage erlitten hat, seiner journalistischen und politisch-poetischen Thätigkeit wegen den Dienst quittieren muss, da lässt ihn die Augsburger Allgemeine, deren Leiter Kolb er mit dankbarer Wärme rühmt, nach Paris reisen. Hier hält er sich mit Bewusstsein (1, S. 198) zu den schriftstellerischen Aristokraten, zu Pückler, Laube, Heine, über den er aber in dem leider fragmentarischen Briefe, den R. 1, S. 200 abdruckt, gewiss nicht freundlicher sprechen wollte als früher in Kassel: das verbietet der Zusammenhang, und der von R. verwertete Umstand, dass Dingelstedt Heine angepumpt hat, ist als Beweis freundschaftlicher Wertschätzung kaum zu verwenden. Eine gute Ergänzung zu Fröbel (s. o. N. 79) bietet die knappe Schilderung Herweghs (1, S. 199), die seine revolutionären Qualitäten freilich überschätzt, aber sonst diesen poetischen St. Just mit zwei Worten frappant hinstellt. Als ihn seine Journalistenreisen nach Wien führen, bringt ihn Ottilie von Goethe vorübergehend in gesellschaftliche Aufnahme (1, S. 212); ein köstlicherer Gewinn jener Tage ist ihm die Liebe seiner Jenny, der berühmten Sängerin Lutzer. Diese Liebe kommt gerade zur rechten Zeit, um ihm hinwegzuhelfen über die gemeinen Angriffe, denen der württembergische Hofrat, der Spiess und Horn des Nachtwächters in die Ecke gestellt hat, nun für lange ausgesetzt ist. In jenen zerstreuten Stuttgarter Jahren entsteht die Litteraturkomödie „Genoveva“ (2, S. 48), die die romantische Schule insgesamt, zumal aber Tieck, den lendenlahmen Greis, grausam ins Gebet nimmt. Der Intendant Dingelstedt hat später gelernt, dem Berliner Dramaturgen mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mit Hackländer zusammen giebt er 1848/9 das antidemokratische, nicht antiliberale Witzblatt „Die Laterne“ heraus; Hackländer und Ed. Devrient begleiten Dingelstedts vielfache dramatische Entwürfe mit kritischen Bemerkungen, unter denen die des Dichters unzweifelhaft feiner sind als die des Schauspielers (2, S. 96 ff.); ein Hieb auf Griepenkerls „Robespierre“ fällt dabei beiläufig ab (2, S. 103). Ueber König Maximilians Tafelrunde, der Dingelstedt als Münchener Intendant natürlich auch angehört, werden wir sonst, auch durch Dingelstedts „Münchener Bilderbogen“, sehr viel besser unterrichtet, als es hier nebenbei

d. Leute jener Tage für sich selbst reden zu lassen.) — 198) F. Dahn, Erinnerungen Bd. 2. 2. Buch. D. Universitätszeit.

(2, S. 136) geschieht. Bald stolpert er über Bacherl; aber die freundschaftliche Vermittelung Liszts, der Weimar durch eine „Goethestiftung" gerne wieder zu einem neuen Mittelpunkt der künstlerischen Talente erhoben hätte, schafft ihm die Oberleitung der Weimarer Hofbühne. Der alte, vagabondierende Sänger Hoffmann von Fallersleben muss seine einstigen, geschmacklos albernen Angriffe auf die Hofpoeten Goethe und Dingelstedt vergessen und wenigstens den letzteren, etwas säuerlich, ansingen (2, S. 167 ff.). Auf den Konflikt mit Gutzkow, der natürlich die ganze Presse auf seiner Seite hat, wirft ein Briefchen an Vogel Licht (2, S. 189). Die letzte Wiener Periode wird kurz abgethan, da das Brief- und Tagebuchmaterial hier versagt: nur formvolle Verse an Anast. Grün, Weilen, die von Dingelstedt entdeckte Wolter u. a., sowie ein für Liszt bestimmtes Oratorium vom heil. Stanislaus bereichern auch hier unsere Kenntnis seines Schaffens, das zum besten Teile der Theaterleitung gehörte. Bei R. zieht sich die Klage, dass Dingelstedt über dem Theater die eigene poetische Produktion versäumt, sich nie zu einem grösseren Werke gesammelt habe, durch das ganze Buch. Dass es so geschah, hat gewiss viel weniger seinen äusseren Grund in den Umständen, als seinen inneren in Dingelstedts Begabung gehabt: darin bestärken mich auch diese Blätter aus dem Nachlasse. Dingelstedts Stärke liegt eben in der formvollendeten Gestaltung des Kleinen. — Dank diesem formellen Geschick und Eifer ist es ein Genuss, Dingelstedts intime Briefe und Gelegenheitsverse zu lesen, ein unendlich grösserer Genuss, als die mit litterarischen Ansprüchen auftretende und doch so lodderig zusammengeschriebene Selbstbiographie Dahns [198-201]) ihn gewährt, deren dicker zweiter, des Autors Universitätsjahre 1850/4 behandelnder Band im Berichtsjahr erschienen ist. Obgleich D. sich selbst als „Lehrer und Gelehrten zweiten und Dichter dritten Ranges" einschätzt, bespreche ich sein Buch hier bei den Dichtern, da der Gelehrte schwerlich Interesse für ein so vielbändiges Memoirenwerk erwartet hätte. Fährt D. in diesem Tempo und Tone bis in die achtziger Jahre fort, wie er das beabsichtigt, so dürfen wir auf eine kleine Bibliothek gefasst sein, gegen die Hoffmanns v. Fallersleben verspottete Selbstbiographie ein Ideal lapidarer Kürze ist. Und Hoffmann hat doch etwas erlebt und weiss zu erzählen. D. dagegen besitzt die Gabe der Charakteristik ebensowenig wie die der Konzentration und Komposition; unter Abschweifungen, Parenthesen, Vor- und Rückblicken aller Art wälzt sich seine Darstellung breitspurig, langweilig und nichts uns schenkend vorwärts. Wie es scheint, ist er durch den hochpathetischen Vortrag der Münchener Bühne (S. 141) zu einem eintönigen Enthusiasmus erzogen worden, der nicht nur anderen zu gute kommt. Für D. ist nicht das Erlebte, sondern der Erlebende die Hauptsache. Ich habe kaum je ein Buch von dieser umständlichen Selbstzufriedenheit gelesen. Mit gruselnder Bewunderung erfahren wir, dass D. als Student nie ein Kolleg geschwänzt hat, als Professor nie mit einer Vorlesung im Rückstand geblieben ist; die Examina haben ihm „die nur selten verliehene erste Note" eingetragen, und selbst die Prädikate der Anmeldebogen „ausgezeichnet fleissig" werden uns nie erspart. Sein studentischer „Idealtrieb" rührt ihn „in seiner Reinheit und seinem selbstlosen Feuereifer"; er war ein „merkwürdiger Bube"; Frau Birch zieht er an durch „die süddeutsche Frische und die Unverdorbenheit und Reinheit der Seele", seinen Freund Eggers durch „seine Seelenfrische und schämige Reinheit". Dass er „an Stoff-Einsammlung und an Eigenschöpfung" mehr leisten kann als andere, erklärt er uns ausführlich; dass er auch im Schreiben mehr zu stande bringt als andere, ist uns nicht mehr wunderbar, wenn wir erfahren, dass er „mitten in der Vorlesung, ohne jedoch im Nachschreiben zu stocken, auf den Rand des Heftes die kleinen Gedichte" niederwarf: schade, dass wir nicht erfahren, ob er mit der rechten Hand nachschrieb und mit der linken dichtete oder umgekehrt. In der Wissenschaft ist er Feind der Phantasie und des Geistreichtums, das leider bei Berufungen entscheide. Seine Weltanschauung ist heroisch-tragisch. Er hat Mut in jeder Gefahr. Er ist ein vortrefflicher Rapierfechter, gefällt den Mädchen, da er nicht hässlich ist, hat in der Münchener Glyptothek die plastische Anschauung gelernt; aus seinem Schachspielen erkannte Verdy gleich seinen „strategischen Genius"; Schwind hat ihm malerische, Hornstein musikalische Begabung nachgesagt, und Fontane ist erstaunt über seine „armsdicke Poesie". Und nachdem wir das alles und vieles andere derartige einen ganzen Band durch angehört haben, müssen wir S. 518 mit Verblüffung lesen: „Ja, ja, ich muss

---

Leipzig, Breitkopf & Härtel. 628 S. M. 10,00. (S. 156 ff. über Dr. Wendling, d. für Franz Lachner Operntexte schrieb u. umarbeitete; S. 422 über Halm u. Bacherl; S. 507 über d. Berliner Schauspiel; S. 569 über Konr. Maurer.) — 199) × Max Koch, Erinnerungen v. F. Dahn: N&S. 56, S. 136/8. (Geschmacklos lobsingende Besprechung d. 1. Bds.: ihm sind diese „Erinnerungen" Lyrik; d. Mensch u. Dichter tritt uns entgegen, wie er leibt u. lebt; e. Kommentar zu d. Thaten d. Helden.) — 200) × M. K(och), Prosa u. Verse v. F. Dahn: AZg[B]. N. 304/5. (Kennzeichnet d. verschiedenen Arten d. Selbstbiographie an Goethe, Freytag, Schack, Hamerling, rügt d. formlose Art Dahns, dem d. Gelehrte z. Durchbilden s. Werke nie Zeit gelassen habe u. der bei seiner Gewandtheit in d. äusseren Form d. Schwierigkeit d. inneren unterschätze; aus Dahns „Rolandin" hebt er preisende Anspielungen auf d. Fürsten Bismarck aus.) — 201) × Ad. Wilh. Ernst, Dahns Erinnerungen: Gegenw 40, S. 6-9. (Sehr

mich hier wieder einmal ein wenig loben, es ist ja schon seit den Ritterspielen (1, S. 119) nicht mehr geschehen.“ Man kann ja wohl solche Dinge erzählen, wenn man Humor hat, von dem D. leider nichts besitzt (er selbst ist anderer Meinung S. 548): ohne dem aber sind diese Selbstbetrachtungen eine verwegene Herausforderung an den Spott. Und das ist schade, da das Buch gute Auseinandersetzungen gegen den litterarischen Pessimismus (Schopenhauer und Heine) und für den Patriotismus als gesunde Bethätigung des Individualismus, gegen die Farbenverbindungen und für die Reimreinheit bietet. Wer sich selbst in der Erinnerung so verklärt, wie D., der wird auch andere nicht scharf schildern. Wir wandeln durch lauter glänzende Häuser mit anmutigen Töchtern, treffen auf lauter herrliche Menschen. Diese Stimmung des Autors muss man sich gegenwärtig halten. In München „gastet“ er bei Lasaulx, dessen an Görres anknüpfende Vorlesung eine gute Vorstellung von romantisch-ultramontaner Geschichtsphilosophie giebt (S. 17); wie dieser ist auch Bluntschli, der stark unter dem Banne Rohmerscher Anschauungen steht, ihm zu mystisch unhistorisch (S. 62 ff.); sein geistiger Erlöser, sein Erzieher zur wissenschaftlichen Arbeit wird Prantl, für den D. in seinen Erstlingsschriften gegen ultramontane Angriffe eintritt. Als er die schönen Ferientage in Chiemsee schildert, kommt er auf Auerbachs „Frau Professorin“ zu sprechen, die er an die Ehe des Malers Haushofer mit einem Wirtstöchterlein der Laueninsel anknüpft: wahrscheinlich mit mehr Recht, als wenn Merkel [202]) in seinem Buche über Henle S. 242 f. jenen Roman gemäss Henles eigener Ansicht mit der ersten Ehe des Gelehrten in Verbindung bringt. Den Sohn des Malers, seinen lieben Spiel- und Wandergefährten, den Dichter Max Haushofer rühmt er anhangsweise (S. 617 ff.). Ein anderer treuer Besucher der Insel war der Dichtermaler Max Lentner, der schon vor Auerbach die Weise des Bauerntums liebevoll und poetisch erfasst habe (S. 286 ff.); vor Auerbach, aber doch nicht vor Immermann! Bei seinem Vater lernt D. den Dichter des Trauerspiels „Zenobia“, Andr. May, kennen; bei der Mutter hört er Fallmerayer wundersame Geschichten aus dem Orient und, auf dem Heimwege, saftige Heiligenlegenden erzählen (S. 323 ff.). Nach Berlin übergesiedelt, tritt der Jüngling seiner „guten, lieben, treuen Mutter Birch“, der „prachtvollen Schwäbin“, besonders nah; leider hält er auch ihren dichterischen Qualitäten eine banale Schutzrede; menschlich ist uns die treffliche Frau gerade durch neuere Publikationen (JBL. 1890 IV 1 : 61) oft genug näher gerückt. D. ist um so weniger unparteiisch, als er sich in die Tochter, die als Wilhelmine von Hillern auch mit der Litteratur zu schaffen hat und die er als ein leidenschaftlich wildes Mädchen schildert, bis zum Verloben verliebt, ohne darum die aus Band 1 der „Erinnerungen“ uns nur allzu vertraute Didosa im Herzen auszustreichen; aus dieser Doppelliebe erwuchs später „Friggas Ja“! Bei Frau Birch lernt er u. a. die junge Marie Seebach kennen. Sein nächster männlicher Freund in Berlin wird der anziehend geschilderte Fritz Eggers (S. 422 ff.), der ihn in den aus Fontanes „Scherenberg“ uns wohlbekannten „Tunnel unter der Spree“ einführte; warm rühmt er die belehrende Kritik, die er, als „Waiblinger“ aufgenommen, dort erfuhr. Auch an Kuglers „Ellora“, in der Lübke und Otto Roquette die Hauptrolle spielten, glaubt er teil genommen zu haben und schildert mit der üblichen Begeisterung die schönen Abende bei Kuglers (S. 446 ff.); was er erzählt, stimmt freilich gar nicht zu Lübkes eigenen Angaben (Lebenserinnerungen S. 187), nach denen weder Kugler noch Dahn Mitglieder jenes Kreises gewesen wären. Ueber diesen ästhetischen Genüssen versäumt er nicht die Collegia: uns interessiert hier höchstens, was er über Werders und Rankes Vortrag erzählt: der grosse Historiker hat ihm etwas „Elbisches“: ob da nicht auch ein Anachronismus des Gedächtnisses hereinspielt? Seine poetische Lieblingslektüre ist Rückert und, wohl unter Einfluss Fontanes, englische Balladen; er selbst dichtet, regelmässig wie Vater Gleim, alle Sonntage Vormittag seine Verse herunter: es geht eben nichts über gute Zeiteinteilung. — Wie muss sich vor diesem fleissigen Dichter und Schriftsteller wohl Klaus Groth [203-4]) schämen, dessen „Lebenserinnerungen“, von einem beflissenen Interviewer dem Wortkargen mühsam entlockt und möglichst wortgetreu nacherzählt, ein ganz schmales, dünnes Heftchen füllen. Der schöne Lebensabriss, den Müllenhoff im Jahre 1856 dem Freunde zeichnete, eröffnet das Bändchen. Für die geringen litterarischen Anknüpfungen des „Quickborn“ enthalten G.s Bemerkungen über seine Vorgänger in der Dialektdichtung einiges Beachtenswerte; die plattdeutschen Volksliederreste, die er sammelte, bedeuteten ihm mehr als Hebel, mehr als die Niederdeutschen Voss, Bornemann, Bärmann, die sich eben doch von hochdeutscher Art nicht frei hielten. Der „Quickborn“ trägt ihm das warme Lob von A. v. Humboldt und von Gervinus, später von Mommsen und sogar von

---

schnöde Ablehnung d. 1. Bds. aus Gründen d. Inhalts u. d. Form.) — **202)** (IV 6 : 169). — **203)** Klaus Groth, Lebenserinnerungen (her. v. Eug. Wolff). (= Dtsch. Schriften für Litt. u. Kunst, Heft 2.) Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer. 125 S. M. 3,00. |[L. Geiger: NationB. S. 585; G.: LCBl. 1893, S. 1397.]| (Erwähnt ausserdem d. Pastor Marc. Petersen in Tellingstedt, der in G.s „Peter Kunrad“ auftritt, Walesrode, Simrock, Freytag, Baudissin, Otto Roquette, Hebbel u. a.) — **204)** × K.

Bismarck ein: Eckermann, der ihn besuchte, klagt: „Wenn der alte Herr (d. i. Goethe) doch noch Ihren Quickborn erlebt hätte!“; nun, was der alte Herr gesagt hätte, kann man sich ungefähr zurechtlegen. Auf Reisen nach Hamburg, Bonn, Leipzig und Dresden lernt G. viele Leute kennen: aber er schildert sie nicht, nur der eine oder andere kleine Zug, ein paar unbedeutende Anekdoten werden erzählt. In Hamburg verkehrt er mit Moritz Hartmann und Robert Heller; in Bonn mit Otto Jahn, den er besonders verehrt, mit dem reizbaren Böcking und mit Dahlmann, der das Plattdeutsche als eine der Stammsprachen der Deutschen richtig geschätzt habe; durch seine Vertrautheit mit Platen gewinnt er sich Welckers Herz; an der politischen Zuversicht Arndts erfreut er sich; der bittere, schnellfertige D. F. Strauss ist ihm unsympathisch. Der anekdotenreiche Berthold Auerbach in Dresden spricht ihm zu viel von sich selbst, Otto Ludwig erscheint ihm als Grübler und Rigorist. Geibel bietet ihm bei der ersten Begegnung gleich das Du an und geht im Laufe des Gesprächs spielend aus der Prosa in Quatrains über. Sein bester und thätigster Freund war doch Müllenhoff, dessen Vertrauen sich der Autodidakt durch seine seltsamen akademischen Gelüste ein wenig verschüttete; traute sich der Treffliche doch ebenso die Professur der Botanik wie die der Germanistik zu, schon dadurch beweisend, dass er von Wissenschaft eine ebenso unklare Vorstellung hatte wie Zolling[205]), der sich entrüstet, weil auch Müllenhoffs Nachfolger in Kiel nicht einsehen wollten, dass Groth, „ihnen in jeder Beziehung an Wissen und Können ebenbürtig war und dass man von ihm und dem Quickborn noch reden wird, wenn ihre Kärrnerdienste mit ihren Namen längst vergessen sein werden“. Schöne Logik! Als ob Groths dichterische Bedeutung an seiner wissenschaftlichen Minderwertigkeit das geringste ändern könnte! — Ich schliesse die Reihe, wie ich sie begann, mit den biographischen Aufzeichnungen eines bekannten Zeitungskorrespondenten. Aber Ludw. Pietsch[206-8]) erzählt uns nicht wie Wachenhusen von seinen Reisen; er erzählt uns, behaglich und doch in gewählter guter Form, wie er Schriftsteller ward. Der arme, mit seiner Familie beinahe hungernde Maler von 1852 ist froh, als er mit bezahlten Zeichnungen Wolffscher und anderer Skulpturen, die er mit unbezahltem Text begleitet, einen kleinen Nebenverdienst bei der Leipziger Illustrierten Zeitung findet. Der ermöglicht ihm selbst in Berlin eine Art bescheidenen Landaufenthalts draussen auf der Lietzower Wegstrasse: an seinem Gartenzaun sieht er Scherenbergs Familie zuweilen in frappanter Gruppe vorbeiziehen; prächtig malt er die Erinnerungsbilder jener grenzenlos bescheidenen und doch idyllisch reizvollen Tage. Wieder begegnen wir Fritz Eggers, der mit Lübke das „Deutsche Kunstblatt“ redigiert: sie beide, namentlich Lübke, der thätigere und kräftigere, schaffen P. in ihrem Blatte und weiterhin Gelegenheit zu zeichnerischer und schriftstellerischer Thätigkeit. Doch tritt der sorgende, noch immer beengte Familienvater nicht in die gesellschaftlichen Kreise jener rangierten, korrekten Männer: den Cirkel Kuglers, das „Rütli“, einen Ausschuss des „Tunnels“, sieht und schildert er nur aus der Ferne; einzig von dem Tunnelmitglied Hugo v. Blomberg, dem Dichter und phantasievollen Ornamentisten, dessen auch Lübkes Lebenserinnerungen (S. 157) gedenken, giebt er ein ausgeführteres Porträt. Geschäftliche Anlässe führen ihn in das Haus Duncker, dessen Mittelpunkt die nicht schöne, aber fascinierende Herrin bildet. Hier überwiegt die Litteratur über die Kunst, und hier zumal wird P. litterarisch inficiert. Hier trifft er Gottfried Keller, den früheren Landschaftsmaler, hier den nervenzarten Stahr mit seiner kühl herablassenden, kritischen Fanny, hier Ferd. Lassalle, dessen unrealistischer, für Natur und Kunst blinder Geist, dessen theatralisches Pathos, dessen Eitelkeit ihm wenig sympathisch sind. Aber mittelbar dankt er Alex. Duncker, der ihn veranlasste, Storms „Immensee“ zu illustrieren, auch die Freundschaft mit diesem verehrten Dichter. Wiederholt berührt er die seltsame, von ihm trotz allem sehr geschätzte Gestalt des weltverachtenden Philosophen Bruno Bauer, für den er Max Stirner auf dem Totenbette zeichnet. Der Uebergang zur Litteratur ist für P. abgeschlossen, als er 1858 an Stelle des nach Italien reisenden Lübke in der Spenerschen Zeitung die regelmässigen Berichte über die akademische Kunstausstellung übernimmt. —

Lübke[209-211]) selbst, der uns hinüberführt zu den Aufzeichnungen der Historiker, berührt sich im Stoffe naturgemäss vielfach mit Pietsch und Dahn. Pietsch ist von den dreien schriftstellerisch der fesselndste und sorgfältigste, der einzige ausserdem, der charakterisieren kann: denn auch L. ist nicht frei von jener süsslichen be-

---

Werner, Lebenserinnerungen v. Klaus Groth: AZg^B. — **205**) × Th. Zolling, Erinnerungen v. u. an Klaus Groth: Gegenw. 39, S. 165/8. (Teilt aus e. Briefe Groths e. Äusserung Dahlmanns mit, nach d. sich Heinr. v. Kleist schwerlich erschossen hätte, wenn er d. Nachricht v. Dahlmanns Kieler Professur früher erhielt. [??]). — **206**) L. Pietsch, Wie ich Schriftsteller ward: ML. 60, S 15/6, 29—32, 61/3, 76/8, 81/3, 97/9. — **207**) id., Wie man Schriftsteller werden kann: ib. S. 113/7, 129—32, 145/8, 170/3, 387—90. — **208**) id., Erlebnisse aus d. fünfziger Jahren: ib. S. 374/6. — **209**) W. Lübke, Lebenserinnerungen. Mit e. Bildnis. Berlin, Fontane. VIII, 379 S. M. 6,00. |[F. Bienemann: BLU. N. 26; M. S.: N&S. 59, 130 f.; Schwäb. Kron. N. 131; L. Geiger: Nation^B. S. 586.]| — **210**) × O. Roquette, Lübkes Lebenserinnerungen: AZg^B. N. 110. (Fügt, so nahe er in Berlin u. Zürich Lübkes Kreisen gestanden hat, doch aus eigener Erfahrung nichts hinzu.) — **211**) × pp., Lübke u. seine jüngsten Schriften: ZBK. NF. 3, S. 66—71. (Farblos; bedauert unter grossem Lobe, dass L. der neuesten Kunstent-

geisterten Verschwommenheit in der Auffassung von Personen und Verhältnissen, die Dahn in so hohem Masse eignet. Aber L. versteht es doch besser, sich zusammenzufassen; der mässige Band, in dem der namentlich in Laienkreisen geschätzte Kunsthistoriker seine lesenswerten Lebenserinnerungen niedergelegt hat, umfasst volle vierzig Lebensjahre, also einen Zeitraum, der Dahn fasst das Zehnfache an Papier und Tinte gekostet hätte. Das Prachtstück des Bandes bildet freilich die kurze, aber in ihrer schlichten Würde überaus anziehende Lebensdarstellung, die L.s Vater, ein einfacher katholischer, aber mit der Geistlichkeit verfeindeter Volksschullehrer, aufgesetzt hat. In diesen Kämpfen des Vaters erwarb sich L., noch als Gymnasiast, die litterarischen Sporen, auch im Anlass der jugendlichen Erstlingsschrift an Dahn erinnernd. Die Schilderung der Gymnasialzeit benutzt auch er, um Zeugnis abzulegen für die „feste Grundlage klassischer Bildung, welche durch nichts Anderes jemals zu ersetzen ist". Der Bonner Student der Philologie wird besonders durch Gottfried Kinkels mit fast bühnenmässiger Stimmentfaltung gehaltene Vorträge erwärmt; und auch an den musikalischen Uebungen seiner unansehnlichen, aber interessanten Gattin nimmt er mit Genuss teil. Auch der katholische Historiker und Poet Junckmann zieht ihn an. Der kühne revolutionäre Geist der Zeit spricht zu ihm aus Max Stirners berufenem Buche. Als er in Berlin seine philologischen Studien bei Lachmann, Boeckh und Joh. Franz fortsetzt, macht er die Bekanntschaft von Fritz Eggers, dem er nun durch lange Jahre nahe tritt. Er spricht von dem „Anakreon" des Tunnels nicht ganz so begeistert wie Dahn; er empfindet doch das Tändelnde, den idealen Sybaritismus des Mannes als keinen unbedingten Vorzug: so schätzt er ihn als Poeten, Philosophen und Aesthetiker höher denn als Kunsthistoriker. Aber eine warme Tönung hat auch sein Porträt von Eggers, der für den Helden von Wilbrandts „Unerreichbar" und „Fridolins heimlicher Ehe" Modell gesessen hat. Auch hier tauchen dann „Tunnel", „Rütli", „Ellora" auf, darin Fontanes beherrschende, mit verdienter Lebhaftigkeit gepriesene Gestalt; ich stimme L. durchaus zu, wenn er urteilt, dass der bedeutende Dichter die volle Würdigung noch immer nicht erfahren hat; es ist L. vergönnt, mit diesem berufensten Führer durch die Mark, auch durch den Spreewald zu streifen. Die Freundschaft zeichnet die Bilder des jugendlichen Otto Roquette und Berthold Auerbach, den L. in Dresden kennen lernt. Zu einem interessanten Studienkopf giebt Anlass der Docent der Bauakademie, der poetisch begabte Wilh. Stier, dessen „Hesperische Blätter" L. nach dem frühen Tode des Vf. herausgab; Stiers „Pilgerfahrt" nach dem heiligen Rom der Kunst erinnert ihn an Seumes berühmten Spaziergang. Gern gedenkt L. der Mittagsgesellschaften bei Wilh. v. Merckel, der dem Scheidenden in einem geistreich scherzenden und doch herzlichen Sonett Lebewohl sagte; zu seinen ferneren Bekannten gehören Titus Ulrich, damals Kunstreferent der Nationalzeitung, der spannende, wenn auch nicht hochgreifende Romanschriftsteller Mützelburg, dann Pietsch, Kossak, Theodor Storm. Als L. den Totentanz in der Marienkirche untersucht, da schreibt ihm Blomberg einen geistreichen Denkvers ins Album. Auch in Zürich, wohin er von Berlin die Schritte lenkt, tritt er in interessante Kreise: mit Gottfr. Keller und Friedr. Vischer, den schwer Zu- und Umgänglichen, gewinnt er Fühlung und darf sogar den dritten Teil des Faust aus dem Manuskripte hören. Mit der Berufung nach Stuttgart, Frühjahr 1866, bricht die Biographie ab. — Wurde Lübke schon durch die Wahl seines historischen Stoffes auf enge Beziehungen zum künstlerischen Berlin hingewiesen, die durch seine Neigung zu populärer, auch den Laien anziehender Schreibart nur verstärkt wurden, so zeigt uns der Band „Zur eigenen Lebensgeschichte" Ranke[212-216]) durchaus in der Umgebung des gelehrten Berlins. R. hat ein biographisches Werk nicht hinterlassen; er glaubte wichtigere Aufgaben vor sich zu sehen. Aber einen Ersatz suchte Dove zu geben, indem er vier kurze biographische Diktate R.s vom Okt. 1863 (schon 1887 in der Deutschen Rundschau publiziert), vom Mai 1869, vom Dez. 1875, vom Nov. 1885, verband mit Briefen an die Gattin, die Brüder, die wissenschaftlichen Freunde usw. (im ganzen 329, darunter 12 an König Maximilian II. von Bayern) und mit einer Auswahl der schönen und tiefsinnigen Tagebuchblätter, in denen der vereinsamte Greis namentlich politische Eindrücke und Reflexionen niedergelegt hat. Die beiden ersten Diktate hängen zusammen; sie schildern, auch in thatsächlicher Erzählung und mit genrehaften Zügen, die Kindheit im kleinstädtischen Elternhaus und die Lehrzeit auf Schule und Universität, die Periode

wicklung so wenig Verständnis entgegengebracht hat.) — 212) (IV 6 : 132; S. 103 hartes Urteil über Eichhorns Litteraturgeschichte; S. 245 über Niebuhrs Tod; S. 272 Lob der Briefe Joh. v. Müllers; S. 279 über Hegels Nachfolger Gabler; S. 484 kurze Eisenbahnfahrt mit Fürst Pückler.) |[F. Bienemann: BLU. N. 26; Grenzb. III, 429—31.]| — 213) × Bruno Gebhardt, Aus Rankes Briefen u. Tagebüchern: Gegenw. 39, S. 217/9. (Auszüge aus N. 212.) — 214) × J. R(odenberg), L. v. Ranke, seine Briefe, Tagebuchbll. u. Erinnerungen: DRs. 1890/1, IV, S. 306—15. (Auszüge, u. a. über Rankes Beziehungen zu Macaulay u. Thiers; Rankes Objektivität ist Eifer für d. Wahrheit.) — 215) × Ed. Schulte, D. Lebenserinnerungen L. v. Rankes: VZgs. N. 9. (Namentlich d. Briefe Rankes werden gerühmt, d. sein Wesen widerspiegeln; Ranke habe in hohem Masse das Talent d. Briefschreibens besessen; im übrigen kurze Biographie mit Auszügen.) — 216) × L. Ranke. Briefe u. Tagebuchbll: NFPr. N. 9495. (Es wird aus diesem Bande die oft ausgesprochene Meinung widerlegt, Rankes kühle Objektivität

des Gymnasialamtes bis 1825, die ihm Gelegenheit giebt, die antiken Schulautoren, zumal die Historiker, zu charakterisieren. Die beiden anderen Diktate verflüchtigen das Thatsächliche stark, sprechen mehr über das Leben R.s, als dass sie es erzählen: das dritte stellt in grossem Ueberblick den Einfluss der politischen Zeitbewegungen auf den Vf. dar; das vierte berücksichtigt namentlich R.s schriftstellerische Entwicklung bis 1848. Während sich die Briefe ziemlich gleichmässig von 1819—1886 erstrecken, gehören die von Dove ausgehobenen Tagebuchblätter weit überwiegend der Zeit nach 1870 an. Der Anekdotenkram, die kleinen persönlichen Züge und Einzelheiten, die in der Mehrzahl der besprochenen Selbstbiographien die Hauptrolle spielten, treten bei R. ganz zurück; alles Kleinliche fehlt selbst in den vertrauten Briefen dieses hohen Geistes; wo er von Persönlichkeiten spricht, giebt er nicht Erlebnisse, sondern Eindrücke. Und wir bewegen uns stets in guter, ja vornehmer Umgebung. Dass wissenschaftliche und politische Dinge R. ungleich mehr beschäftigen als litterarische, ist selbstverständlich. In seinen ästhetischen Urteilen ist er freilich mehr ein Sohn seiner Zeit, als ich erwartet hätte. In seinem Elternhause kannte man Schillers Gedichte nicht, bis, lange nach R.s Abgang zur Schule, Schillers ältester Sohn, der im Hause wohnte, sie dort importierte. Und in Schulpforta galt in erster Reihe natürlich Klopstock, obendrein durch den einflussreichen Mathematiker Schmidt hoch geschätzt; R. hat uns den Eindruck, den der Schüler von dem Sänger der Messiade empfangen hat, warm geschildert (S. 22), und noch ein Brief von 1820 legt Zeugnis davon ab, wie tief Klopstocks Bilder in die Phantasie des Jünglings eingedrungen sind. Derselbe Brief begeistert sich für des nordischen Magus Briefe an Jacobi: „ein ganz einsamer, von der Welt verstossener, aus aller Wissenschaft zu Gott geretteter Mensch, immer verkannt, rückgestellt — nun auf einmal aus der Ferne her mit so warm liebender Hand angefasst". Dagegen ist R.s Verhältnis zu Goethe bei hoher Bewunderung kühl; gerade bei dem Mann der wissenschaftlichen Objektivität ist der Gegensatz lehrreich, in den er (S. 23) den subjektiven (!) Goethe zu dem objektiven Schiller stellt. Er spricht es geradezu aus, dass ihm als Studenten Goethe zu modern war (S. 59), und so blieb es: einige Bemerkungen aus den vierziger Jahren über den späteren Goethe (S. 573 f.), namentlich über die „Wahlverwandtschaften", zeigen doch wohl, dass R. ein echtes inneres Verhältnis zu ihm überhaupt nicht gewonnen hat. Zum sprachlichen Vorbilde nimmt er lieber Luther. Das Fromme, Gläubige, freilich nicht Kirchliche schimmert durch R.s Aeusserungen durch wie ein goldener Untergrund des Bildes: alle Geschichte führt ihn zu Gott; in dieser Richtung sagt ihm Angelus Silesius trotz abstrusen und frevelhaften Sätzen zu (S. 147); und der eine der beiden poetischen Versuche, die der Band bringt, ist ein schönes Gebet aus den achtziger Jahren; der andere, ein scharfes Epigramm, wurde durch Heinr. Leos Angriffe auf Rankes erstes Buch hervorgerufen. In jener frommen Grundstimmung verstand er sich mit König Friedrich Wilhelm IV., von dem er stets mit grösster Verehrung spricht: an ihn muss er denken, da er die Psalmen Davids liest (S. 30); er erfreut sich an der Genialität seines Wesens und der Tiefe seiner inneren Impulse (S. 74); der König war ihm ein Mann, von dem man besser wegging, als man gekommen war; noch 1873 sucht er Dove eine bessere Meinung über ihn beizubringen (S. 507). Dagegen beurteilt er Bunsen, den „Idealisten, der durchaus praktisch sein wollte", mit grosser Kühle (S. 592 ff.), während er für Varnhagen unverkennbare Sympathien besitzt (S. 147, 151). Natürlich war er diesem und A. v. Humboldt, den platonischen Freunden des Radikalismus, als Leiter der „historisch-politischen Zeitschrift" 1831 ebenso sehr zu konservativ, wie anderen sein vermittelnder Standpunkt jakobinisch erschien. Vom Ultra war er weit entfernt: hat er sich doch 1819 mit heisser Glut für Jahn ins Zeug gelegt gegen die thörichte Demokratenhetze (S. 79 ff.). Aber er hat auch für einen hochkonservativen Staatsmann Verständnis, wie Gentz [217]), von dem er Sept. 1827 in Wien manche Förderung bei seinen Archivforschungen erfährt und den er sich freut, keineswegs als krassen Absolutisten und dabei frei von jeder Frivolität zu finden. Dem grösseren Staatsmann, Bismarck, dankt er freilich noch tiefere Förderung: er spricht ihm aus, dass eine seiner Reden selbst ihm neue Gesichtspunkte für die Geschichte des 19. Jh. dargeboten habe (S. 550 f.). König Maximilian II. von Bayern, dessen Gast er in Berchtesgaden gewesen ist, schickt er einmal zusammenfassende Andeutungen über das Verhältnis künstlerischer und politischer Epochen (S. 404). Von dichterischen Werken seiner Zeit spricht er nicht viel: Rückerts Saultragödie wird wohl einmal schnell abgethan (S. 329), und Bettinas Briefwechsel als absichtlich und selbst langweilig bemängelt, so sehr dieses Buch die ganze liebenswürdige, geistreiche Person sei (S. 271 f.). Aber Arnims schöner Tod, den er schildert, erschüttert ihn tief (S. 245, 250); über Waiblingers leichtfertiges Leben und verschuldete Krankheit berichtet er hart an Heinrich Ritter aus Rom (S. 229), und mit Platen verbindet ihn Freundschaft und Briefwechsel: er hilft den Kranken in Rom pflegen

---

habe auf e. Mangel an innerer Teilnahme beruht.) — 217) × (IV 6 : 182e; nach N. 212) — 218) × Heinr. Weber, Zwei

(S. 232, 234), scherzt über sein Interesse für eine schöne Landsmännin aus Thüringen (S. 236) und vermittelt 1831 seinem „Märchen" (sind die „Abbassiden" gemeint? „Rosensohn" war schon 1827 gedruckt) den Reimerschen Verlag (S. 256). Bei Reimer lernt er 1827 Aug. Wilh. Schlegel kennen, bei dem er durch alles Amüsante „eine gewisse Leerheit" durchspürt (S. 166), in Wien desselben Jahres Friedr. Schlegel, der den philosophischen Unterricht für junge Leute verwirft (S. 180). Schleiermachers herrlichen Tod beschreibt er mit Wärme (S. 266), während er von Charlotte Stieglitz' Ende nur kühl redet; er glaubt nicht, dass dieser Opfertod den Mann ändern wird, dem die Poesie immer ein Effort gewesen sei (S. 276). Der Anhang, der die Idee einer Akademie für deutsche Geschichte und Sprache in mehreren Eingaben und Entwürfen formuliert, ist ein historisch wertvolles Dokument für diese neueste Etappe des uralten Planes. —

Als man im Jan. 1830 die sterblichen Reste des armen, von Ranke so schonungslos getadelten Waiblinger zur Cestiuspyramide hinaustrug, da folgte dem Sarge der junge Theologe Karl Hase[218], der in gerührter Teilnahme der Geliebten in der Heimat von dem unglücklichen Tübinger Studiengenossen, seinem glühenden Erstlingswerk „Phaeton" und seinen traurigen letzten Stunden berichtet. Die Verschiedenheit der Farbengebung und des Urteils bei Ranke und Hase erklärt sich ebenso aus dem Anlass ihrer Briefe wie aus der Verschiedenartigkeit ihrer geistigen Physiognomie. Jener Brief Hases gehört zu seinen „Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte", die Sohnespietät jetzt mit den längst bekannten, köstlichen „Idealen und Irrtümern"[219]) und den späteren kunstlosen Aufzeichnungen „Annalen meines Lebens" zu einem starken Bande „Karl von Hases Leben" zusammengefasst hat. Jene „Erinnerungen an Italien"[220]) berichten von der Reise, die H. zusammen mit Gottfr. Hermann im Winter 1829—30 unternommen hat. Der Zauber dieser liebenswürdigen und milden Natur, dieses anmutigen, in allem ästhetischen Geistes, dem die Grazie der Rede in ungewöhnlichem Masse zu Gebote stand, macht seine italienischen Reisebriefe ebenso zu einem Schatze unserer Memoirenlitteratur, wie die „Ideale und Irrtümer", an die sie unmittelbar anschliessen. H. verdriesst es, dass die meisten Menschen Juristen, Theologen, Kesselflicker sind, aber keine Menschen. Bei ihm hat der Theologe den Menschen nicht geschädigt. Das erfährt der Pfarrer, gegen dessen Bekehrungsversuche H. den sterbenden Sünder Waiblinger sehr untheologisch in Schutz nimmt (S. 140); das offenbart sich in der Wonne, mit der H. zu Rom den guten katholischen Heiden Winckelmann preist (S. 118). Ihrem Stil nach gehören die Reisebriefe unter die Ausläufer der sentimentalen Reisen. Der Geist nnd Herz beherrschende Poet ist Jean Paul. Eine Pilgerfahrt zu seinem Grabe bildet das Präludium (S. 3); in München wird seine Tochter, Frau Emma Förster, besucht (S. 14). Wo wir, die wir Jean Paul nicht lesen, wenn wir nicht müssen, etwa sagen: „Jeder Mensch hat etwas vom Faust in sich", sagt H.: „Wir haben fast alle etwas von Roquairol an uns" (S. 181); bei Isola Bella erbauen sich die Reisenden am „Titan", dessen Gestalten für H. fast Schutzgeister gewesen sind (S. 64), und es ist ihm besonders anziehend, das echte, von Jean Paul nie geschaute Italien mit dem Phantasiebilde des Dichters zu vergleichen (S. 133). Noch 1850 zaubert dem älteren Mann der „Quintus Fixlein" Stimmungen der Jugend vor die Seele (Annalen S. 88). Neben Jean Paul kommt in den Briefen kein anderer deutscher Dichter ernstlich vor, nur Goethe natürlich ausgenommen, der den Reisenden in Turin durch ein Drama „Werther" mit gutem Ausgange à la Nicolai unsanft in Erinnerung gebracht wird. In Florenz schreibt H. die deutschen Knittelverse des 16. Jh. ab, die unter einem Doppelbilde der beiden sächsischen Reformationskurfürsten von Lucas Cranach stehen (S. 99). Sonst aber ist mehr von eigenen, freilich kaum ernst gemeinten poetischen Plänen die Rede als von den Poesien anderer. Auf dem Comersee macht H. Verse (S. 61); in Tirol plant er ein Hoferdrama, in Rom eine Tragödie „Raphaels Braut", deren Idee er uns ausführlich ausbreitet (S. 125 ff.); und in einem Satanidenroman „Merlin", dessen teuflischer Held zuletzt Papst werden und der die Entwicklung des römischen Katholizismus darstellen soll — ein Plan, lange vor Gutzkows „Zauberer" gefasst — will er sogar mit Miltons, Klopstocks und Goethes Teufeln wetteifern (S. 134 ff.). Bei der Abreise von Sicilien, 23. Mai 1830, brechen die Briefe ab. — Die „Annalen meines Lebens"[221]), die mit dem 18. Juli desselben Jahres einsetzen und bis zum Tode reichen, tragen ein ganz anderes Gepräge. Sie bestehen

---

Selbstbiographien. K. Hase, J. Fröbel: PrJbb. 67, S. 264—78. (Kennzeichnet Hase als e. im Grunde unpolitischen Geist.) — **219)** × Karl v. Hase, Jugenderinnerungen. Ideale u. Irrtümer. (3. Abdr.) (= Ges. Werke. XI, 1.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1890. XIV, 230 S. M. 5,00. |[Rich. Weitbrecht: BLU. N. 15; F. Bienemann: ib. N. 26; SchwäbKron. N. 72; P.: N&S. 57, S. 151; C. S.: DR. II, 252 f.; S.: DRs. 1890/1, S. 317.]| — **220)** × id., Erinnerungen an Italien in Briefen an d. künftige Geliebte. (= Ges. Werke. XI, 1.) ebda. 1890. IV, 272 S. M. 5,00. — **221)** (IV 6 : 113; S. 45 über sein Kommersbuch; S. 69 d. alte Schelling erinnert ihn an d. zweiten Teil d. Faust; S. 92 Begrüssung durch Bunsen in London; S. 116 Aufführung d. „Huldigung d. Künste" in Weimar 1854; S. 149 Berliner Universitätsjubiläum; S. 255, 259 warmes Lob Frommels; S. 335 über Dahns „Gelimer".) |[Rich. Weitbrecht: BLU. N. 52; P.: N&S. 59, 424; Gesellsch. S. 1689; DRs. 1891/2. I,

aus kurzen Jahresübersichten, die H. bis 1888 selbst regelmässig nach seinen Tagebüchern angefertigt und die der Sohn ergänzt hat aus den zahllosen Briefen des Nachlasses: die Briefe, die H. von seinen fast alljährlichen Reisen an die Gattin schrieb, die Briefe an die Kinder bilden dabei den Grundstock. Der redigierende Sohn, Karl Alfred von Hase, ergreift nur für die letzten Tage des Vaters kurz das Wort. Ist der künstlerische Reiz dieser „Annalen" geringer, der Reiz der Persönlichkeit ist es nicht. Dass Universitätsverhältnisse eine grosse, uns minder interessierende Rolle spielen, ist selbstverständlich; die Beziehungen zu Weimar bieten doch manches Anziehende. H. besucht, fast beklommen, Goethe, auch seine liebliche junge Frau wagt es mutig und mit gutem Erfolg (S. 4 f., 16 ff.; vgl. Goethes Gespräche 8, S. 141 ff.). An Goethe erinnert ihn Jac. Grimm, der ihn in Jena besucht und sein ganzes Herz gewinnt (S. 36). Einem Anderen der Sieben, Dahlmann, hält H. den Abschiedstoast, als jener nach Bonn berufen ist (S. 47). Als er den litterarischen Nachlass Karolinens v. Wolzogen durchblättert, da rührt es ihn zu sehen, wie entsagend die feinfühlige Frau die zärtlichen Worte, die Schiller in seinen Briefen auch an sie gerichtet hatte, für den Druck alle auf Lotte überträgt (S. 77). Auf seinen italienischen Reisen sieht er durch München fahrend oft Paul Heyse (S. 128, 185): er rühmt seine „Thekla", in der nach dem ursprünglichen Plane Paulus selbst, nicht sein Jünger Tryphon, das Herz des Mädchens gefangen nahm, und billigt die Aenderung des Vorwurfs (S. 133). Den goldnen Doktor feiert ein prächtiges carmen saeculare Geroks (S. 253). Einer der letzten grossen Momente dieses reichen Lebens ist eine Unterredung mit Bismarck in Gastein im Aug. 1886 (S. 338 f.). Von der Ecclesia militans wird H. durch Herzensmilde und ästhetischen Geschmack ferngehalten; ohne den Kampf zu scheuen, lebt er doch im innern Frieden mit der Welt, die sein kluges Auge weithin überschaut. — Derselbe friedliche Geist spricht zu uns, aber freilich aus der Enge des ländlichen Pfarrhauses, in Hagenmeyers[222]) schlichten Jugenderinnerungen, die uns namentlich von der Bildungsanstalt der Brüder Paulus auf dem Salon bei Ludwigsburg erzählen, und aus der prächtigen Familiengeschichte Zarnckes[223]), die uns nicht nur in die revolutionären Schreckenstage von Bützow, sondern weiter mit Z.s Vater über die Universitäten Rostock und Göttingen bis in die stille Pfarrwohnung von Zahrenstorf führt. Beide Bücher sind auf den Ton des genrehaften Idylls gestimmt. — In eine andere, minder frische Luft ziehen uns die Erinnerungen Imm. Hegels[224]), des langjährigen Berliner Konsistorialpräsidenten. Wie sein Vater, der grosse Philosoph, die Anmassung des subjektiven Meinens missbilligte, so thut das der Sohn der Kirche gegenüber. In streng orthodoxem Sinne sucht er auf das kirchliche Leben Berlins einzuwirken, das in dem Heftchen ausführlicher dargestellt wird. Uns geht hier höchstens an, was er über seine Stellung als vortragender Rat Bismarcks erzählt. — Ergiebiger sind uns die Erinnerungen des Hegel in seinen kirchlichen Anschauungen nahe stehenden Luthardt[225]). Sie sind schriftstellerisch von entschiedenem Reiz. Von den Stätten seiner Kindheit, Schweinfurt und Nürnberg, giebt er hübsche Skizzen; die Schilderung seiner Gymnasialzeit veranlasst ihn, für einen christlichen Humanismus einzutreten und Einsprache zu erheben gegen den thörichten Satz: „Nicht Griechisch, sondern Kegelschnitte". In Berlin führt er uns in Schellings Kolleg (S. 69) und in Rankes Hörsaal, dessen Verurteilung des modernen Konstitutionalismus ihm damals noch nicht gefiel (S. 93 ff.); die Romantik, für die er schwärmt, sucht er bis in die Häuser des massiv gläubigen Eschenmayer und des sehr viel naturwissenschaftlicher vorgehenden Justinus Kerner auf (S. 108 f.); in seine theologische Entwicklung spielt Lessings Frage, wie weit Geschichtswahrheiten der Beweis für notwendige Vernunftwahrheiten sein können, stark hinein (S. 119) und führt ihn ebenso zur höchsten Wertschätzung der Geschichte, in der ihn das Studium Joh. v. Müllers bestärkt (S. 159), wie zu der paradoxen Würdigung Lessings als eines Apologeten des Christentums; in München tritt er in Rohmers Nähe und erzählt hübsche Aussprüche Schwinds, hat von Lasaulx und Schubert warme Eindrücke und tritt dem Kinderdichter Friedr. Güll freundschaftlich nahe (S. 158). Aber das sind Einzelheiten. Das Beste an dem Buche ist die Gallerie theologischer Charakterköpfe, die es mit grossem Geschick, wenn auch nicht tendenzlos schildert. Da ist Dav. Friedr. Strauss, der L. merkwürdig steif und im Grunde platt scheint (S. 151 f.), da der Erlanger Theologe Harless mit seiner Anlage zum Kirchenfürsten, von dem L. ein eigentümlich archaisches Lied mitteilt, da sein College Hofmann, auch er zugleich Poet (S. 54 ff.), neben den er den gleichfalls dich-

---

S. 394; Gegenw. 40, S. 398.]|. — **222**) K. Hagenmeyer, Jugenderinnerungen. Karlsruhe, Reiff. 39 S. M. 0,25. — **223**) [Zarncke], Aus d. Leben d. Grossvaters u. d. Jugendleben d. Vaters. D. Geschwistern erzählt v. Bruder Friedrich. Als Ms. gedr. Leipzig, Breitkopf & Härtel. XII, 224 S. |[A. Schroeter: BLU. N. 37; Spielhagen empfohlen, damit er rechte Bilder v. mecklenburg. u. pommerschen Pfarrhaus zeichnen lerne.]| (S. 157 launige Verse d. Cand. theol. Zarncke.) — **224**) Imm. Hegel, Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin, Verl. d. Christl. Zeitschriftenvereins. 56 S. M. 1,00. — **225**) Chr. E. Luthardt, Erinnerungen aus vergangenen Tagen. 2. vielfach verm. Aufl. Mit d. Bildnis d. Vf. Leipzig, Dörffling & Francke. VI, 373 S. m. Bildn. M. 5,00. — **226**) (IV 6 : 122.) |[SchwäbKron. N. 161.]|. — **227**) F. Loriuser,

tenden originellen Philosophen v. Schaden stellt; da Schleiermacher, der ihm zu dialektisch vorkommt (S. 95), da der mystische Pfarrer Blumhardt (S. 98), da der Dichter und Philolog Ebrard (S. 337), da vor allem Vilmar (S. 352 ff.) Und fast noch feiner zeichnet L. die katholischen Theologen, denen er auf Reisen und sonst begegnet. Es ist charakteristisch, dass Döllinger (S. 244 ff.) dabei lange nicht so gut fortkommt wie manch kleinerer; der grosse Gelehrte hat dem strengen Lutheraner viel zu viel von einem Erasmus. Der Vergleich liesse sich hören, wäre er nur nicht tadelnd gemeint. — Die Erinnerungen an Döllinger, die Luise von Kobell[226]) wesentlich aus den Gesprächen mit dem ausgezeichneten Manne zusammengestellt hat und die uns so mit seinen eigenen Worten in manche Gedankenreihen seines Alters einführen, erhellen freilich das Interieur seines späteren Lebens, sichten aber leider allzu wenig das Wichtige vom Gleichgültigen, die alte Anekdote vom neuen Bonmot; das schädigt den erasmischen Eindruck. Von Dichtern steht für D. Dante begreiflich besonders hoch; die berühmte Fauststelle: „Das Drüben kann mich wenig kümmern“ usw. missbilligt er nicht als Theologe, sondern weil sie unlogisch sei. Er erzählt, wie Zschokkes „Stunden der Andacht“ in seiner Jugend von der katholischen Geistlichkeit als ein Werk des Satans verfolgt wurden: ihm schienen andere Dinge dieses Prädikats erheblich würdiger. Besonders widerwärtig ist ihm die Zeitungskrittelei, die selbst eine so herrliche Gestalt wie die Bismarcks nicht verschont und dadurch der Jugend den Enthusiasmus schmählich verkümmert: D. wird warm, da er auf den Kanzler zu reden kommt. Voll Bewunderung spricht er von Rankes Objektivität, merkwürdig freundlich vom Staëlbuch der Lady Blennerhassett, der wohl seine seltsame Vorliebe für England zu gute kam. Eine hübsche psychologische Kritik wendet er (S. 117 f.) auf die von Brentano aufgezeichneten Visionen der Katharina Emmerich an. — Lorinser[227]) hat gewiss, wenn er diese Kritik gelesen haben sollte, sich bestärkt gefunden in dem Gefühl, das er schon 1841 D. gegenüber hatte, dass dieser Mann „zum mindesten ein Genie, vielleicht sogar“ usw. sei. Die Aufzeichnungen des Breslauer Domkapitulars „Aus meinem Leben“ werfen ein unbeabsichtigt scharfes Schlaglicht auf die geistige Atmosphäre, die in gewissen ultramontanen Kreisen brütet. Der, wie es scheint, nicht einmal ganz talentlose Vf., Sohn eines Arztes, der an die Heilkraft der Reliquien glaubt, und einer renegaten Protestantin, kennt nur ein Lob: korrekt katholisch; der Famulus von Görres, Dr. Sepp, erscheint ihm alsbald als verlorene Seele, weil er — das Buch Esther für apokryph hält. Nicht leicht unterlässt er uns mitzuteilen, ob die Person, die er uns schildert, im Frieden mit der Kirche gestorben sei, vielleicht dem Herrn Pfarrer gar die Hand geküsst habe, oder nicht. Nur wer sein R. i. p. mitbekommt, darf auf freundliche Beurteilung rechnen: von protestantischen Gelehrten findet eigentlich nur Heinr. v. Schubert eine wohlwollende Schätzung. Schon bei der Schilderung der Oppelner Gymnasialjahre tritt die instinktive Abneigung des Ultramontanen gegen Goethe hervor: Schiller und Shakespeare fahren viel besser, wahrscheinlich ihres angeblichen Kryptokatholizismus wegen. Von dramatischen Darstellungen hat nie eine so stark auf L. gewirkt wie das Oberammergauer Passionsspiel. In München, wo er studiert, verkehrt er ganz besonders in Konvertitenkreisen: da treten Phillips, Jarcke u. a. uns in gloriosem Nimbus entgegen. Der enthusiastische Bericht, den L. von den geschichtsphilosophischen Vorlesungen des alten Görres giebt, ergänzt die meist voreingenommen ungünstigen Schilderungen, die wir sonst von diesen Vorlesungen haben: für L. überragt Görres den Durchschnitt der Universitätsprofessoren so wie der Himalaya alle anderen Gebirge; hätte er nur von Görres, dessen „Rheinischen Mercur“ er doch einmal rühmt, etwas mehr Vaterlandsliebe gelernt! Die fehlt ihm ganz: unglaublich sind seine Aeusserungen z. B. über den Kölner Streit; neu war mir, dass man auf italienisch damals Bunsen zu Ehre ein Zeitwort bunsare „schwindeln“ gebildet habe. Die interessanteste Gestalt des Buches ist für uns Clemens Brentano, der in jenen Konvertitenfamilien den genialen Sonderling spielt (I, S. 373, 378; II, S. 77) und sich mit L.s Vater über Katharina Emmerich unterhält; sie hat seinen Gedankenkreis offenbar auch damals noch ganz beherrscht. —

Abseits von den Münchener Konvertiten stand schon in den Motiven seines Schrittes Geo. Friedr. Daumer, von dessen mächtiger philosophischer Wirkung uns der aus Ansbach stammende Schauspieler Schultes[228]) berichtet, mit dessen kurzen biographischen Erinnerungen ich die Reihe dieser Selbstbiographien[229-231]) abschliesse. S. dachte allen Ernstes daran, Philosophie lieber bei Daumer als in Leipzig zu stu-

Aus meinem Leben. Wahrheit u. keine Dichtung. 1. Bd. (1821—1841). 2. Bd. (1841—1844). Regensburg, Verlagsanst. vorm. Manz. IV, 404, 562 S. M. 4,00. — 228) C. Schultes, Aus meinen Erinnerungen I—II: Gegenw. 40, S. 216/7, 232/4. — 229) × Carl Theod. Hermann. Erinnerungen: BaltMschr. 38, S. 1—23, 81—93. (Aus d. Leben e. Haus-, später Gymnasiallehrers in d. Ostseeprovinzen 1798—1804; d. Vf. lernt Frau v. Krüdener vor ihrer geistl. Periode kennen; führt e. Frl. v. Vietinghoff in d. dtsch Litt. ein durch Schiller, Goethe u. — Benedicte Naubert; berührt d. Gründung u. d. Anfänge d. Universität Dorpat.) — 230) ×× Breitschwert, Lebenserinnerungen. Stuttgart, Metzler. M. 1,00. — 231) ×× J. Köstlin, E. Autobiographie. (= Dtsch. Denker u. ihre Geistesschöpfungen. Her. v. O. Wilda. Heft 9—12.) Danzig, Hinstorff. 264 S.

dieren; erst Ludwig Feuerbach, der den Fink der schmachtenden Nachtigall vorzog, brachte ihn davon ab. In seiner Vaterstadt lernt S. auch den armen Poeten Georg Scheurlin kennen, der mit Daumer an Caspar Hauser herumerzog. In München findet er Massmann als Turnlehrer am Kadettenkorps. Die Leipziger Mimen und Kritiker werden skizziert; die Aufzeichnungen schliessen mit der Schilderung eines Besuchs, den S. in Begleitung von Ernst Keil dem verkommenen, in unglaublichen Verhältnissen vegetierenden poetischen Genie F. Marlow (d. i. Wolfram) macht. —

Wie die Selbstbiographien, die ich durchmusterte, uns in diesem Zusammenhange zumeist anziehen durch die biographischen Einzelheiten, die ihren Verfasser in Berührung mit anderen Männern der Litteratur zeigen, so beschäftigen uns hier die Briefsammlungen, die im Jahre 1891 neu publiziert worden sind, in gleicher Weise weniger um ihrer Schreiber selbst willen als durch den Gewinn an zerstreutem litterarhistorischem Detail, den sie bieten. Manches hier übergehend, was an geeigneterer Stelle in diesen Berichten seinen Platz finden wird, beginne ich meinen Ueberblick mit den 34, von 1745 bis 1786 sich erstreckenden Briefen an Ramler, die F. Wilhelm[232] aus dem Nachlasse seines Vaters mit ausreichenden Erläuterungen veröffentlicht hat. Sie zeigen Ramler als den unbegreiflich verehrten Meister der Form, von dem Christ. Felix Weisse alles Ernstes voraussetzt, dass er in seiner „Lyrischen Blumenlese“ etliche Lieder zu Meisterstücken umgeformt habe, „die vorher so elend und nichts bedeutend waren, dass sie die Vergessenheit verdient hätten“ (S. 248). Dem entspricht es, dass Weisse selbst seinen „Calas“, Sam. Gotth. Lange seine Gedichte (S. 42) Ramler zur Verbesserung schickt, dass Knebel für Dierickes „Ode über die Vergänglichkeit“ (S. 238) Ramlers „Hebammendienste“ in Anspruch nimmt und meldet, wie selbst der Dichter der „Nachtfeyer“ stolz sein würde auf solche Förderung, dass der Petersburger v. Nicolay ihn zum „Pflegevater seiner Muse“ macht (S. 259), ganz zu schweigen von den Bitten um sein Urteil, mit denen ihm Sal. Gessner (S. 234 f.) und gar der spröde Joh. Heinr. Voss (S. 250) ihre Arbeiten zusenden. Aber auch dieser poetische Schulmeister κατ' ἐξοχήν findet seinen Orbilius: Joh. Arn. Ebert korrigiert bei aller volltönenden Bewunderung sowohl in einem Briefe an Ramler selbst (S. 241 ff.) wie in einem anhangsweise beigefügten Schreiben an Lessing (S. 260 ff.) ganz munter an Ramlers Oden herum und enthält ihm die bittere Anekdote nicht vor, dass Friedrich der Grosse diese, ihm von Quintus Icilius unterbreiteten Oden „als unverständlich weggelegt hätte“. Neben dem poetischen Korrektor Ramler tritt auch der Redaktor in den Briefen stark hervor: wir erfahren in Sulzers Brief vom 10. Juli 1750 von den Nöten, die ihm seine „Critischen Nachrichten“ machen (S. 53); als er sie aufgegeben hat, weiss Spalding bald von Plänen zu einer neuen Monatsschrift (S. 67), und der bekannte grosse Plan einer Uebersetzungsbibliothek, die Ramler leiten wollte, kommt namentlich in Briefen Gleims (S 57 f.), Schuldheiss' (S. 69), Joh. Joach. Ewalds (S. 229 ff.) zur Sprache; es zeigt sich, dass das Unternehmen nicht zum wenigsten daran scheiterte, dass nicht nur Klopstock, sondern auch die dii minorum gentium es grossenteils vorzogen, selbst übersetzt zu werden, statt zu übersetzen. An den Uebersetzer Ramler appelliert Garve, der gerne eine, nicht näher bezeichnete, englische Philosophie of Rhetoriks von ihm übertragen und umgearbeitet sehen möchte (S. 251). Dass andere Zeitschriftenredakteure, wie Voss, Wieland, Boie, mit dessen Musenalmanach Knebel die Verbindung vermittelt, Ramlers Hilfe oder Rat in Anspruch nehmen, ist selbstverständlich (S. 237 ff., 241, 247, 250). Der bis zur Eifersucht sich steigernde Freundschaftsenthusiasmus tritt namentlich in einigen sehr tändelnden Briefen Gleims (S. 71 ff.) und in einer überschwänglichen Epistel Joh. Andr. Cramers (S. 59 ff.) hervor: Klopstocks um Liebe werbende Zeilen (S. 48) verleugnen nicht die imposante Würde, die dem gefeierten jungen Dichter eignete. Von ihm ist in den früheren Briefen besonders viel die Rede. Gleim, der im Frühjahr 1750 in Halberstadt seine Bekanntschaft gemacht hat, schildert ihn neben seinem ausgelassenen Vetter Schmidt, der Ramler gleichfalls um Freundschaft bittet, als immerhin „ein bisgen gesetzter als wir kleinen Poeten Amors“ (S. 48); aber er rühmt doch, dass er „kein so ernsthafter Gesellschafter als Dichter“ sei. Sulzer, der damals in Magdeburg weilt und diese Landschaft als die schönste Gegend preist, ist Zeuge der Magdeburgischen Triumphe des Messiasdichters, der ihm ein „allerliebster Mann“ ist, aber doch sichtlich als „galanter Leipziger“ auffällt (S. 52). Einem Briefe Gleims über dieselben Magdeburger Festtage entnehmen wir, dass in Klopstocks Kopfe damals unter Sacks Anregung der Plan zu einem Epos „Joseph“ auftauchte (S. 57). Von Zürich aus berichtet Sulzer im Aug. 1750 ganz in Bodmers Sinne über Klopstocks befremdendes Wesen (S. 63), während der verständige und vorurteilslose Joh. Geo. Schuldheiss sehr herzlich über ihn schreibt und nur von allzu Ernsthaften die epische Grösse und messianische Ernsthaftigkeit an ihm vermissen lässt (S. 65). Aber freilich,

---

mit Portr. Jedes Heft M. 0,60. — 232) Friedr. Wilhelm, Briefe an K. W. Ramler: VLG. 4, S. 41–79, 233–63. (Ausser

Schuldheiss, der Verehrer Kleists (S. 64), sieht auch mit eigenen Augen, ist entzückt von dem sage voluptueux Hagedorn, der dem weisen Salomon mutig ein „Sanitas sanitatum sanitas“ entgegenrief, redet von den biblischen Epen, die Bodmers „fertige Muse“ so reichlich in die Welt setzte, recht lau und hält Naumanns „Nimrod“ für eine, freilich zu langatmige, Parodie der neueren Epiker (S. 65, 69 f.); ein eigener „Joseph“ von Schuldheiss ist kaum über den ersten Hexameter hinaus gekommen. Wie sehr Klopstocks Gestalten damals die Phantasie beherrschen, lehrt auch ein Brief Sucros vom Sept. 1752 (S. 76). Von Klopstock selbst hat W. ausser jenem kurzen Freundschaftsangebot nur einen fragmentarischen, daher undatierten Empfehlungsbrief mitzuteilen (S. 253). Ueber die, zum Teil anonymen Jugendarbeiten Wielands hören wir von Schuldheiss (S. 70 f.) und namentlich auch von Gessner (S. 227) sehr warme Worte. An litterarischen Urteilen sind die Briefe überhaupt reich: Gleim hat an Ewalds Oden viel auszusetzen (S. 58), Knebel wartet mit kritischen Bemerkungen über Boies „Schneeflöckchen“ und andere Göttinger Dichtungen auf (S. 240), Weisse urteilt mit höchster Schnödigkeit über die Lenzschen „Soldaten“ ab (S. 249) usw. Auch zum Vertrauten eigener Pläne wird Ramler gemacht: so kündigt sich ihm Clodius als künftigen Fabeldichter an (S. 236); Göckingk und Pfeffel erzählen ihm von künftigen Ausgaben ihrer Dichtungen (S. 255, 258). Von der Entrüstung über Ramlers eigenmächtige Schulmeisterei ist in diesen Briefen nichts zu hören: er steht da als das anerkannte kritische Orakel eines mindestens sehr achtbaren litterarischen Kreises. — Kein Wunder immerhin, wenn man ausserhalb dieses Kreises die entzückten Lobeserhebungen der verramlerten Dichter für eitel Ironie hielt! So ging es dem Grafen Friedrich Leopold v. Stolberg, der allerdings dem ganzen Ramlerianismus und Berlinismus grimmig feind war, im Juli 1789 mit dankenden Aeusserungen Pfeffels, die gewiss ernst gemeint waren. Aber Stolbergs Irrtum ist um so begreiflicher, als seinen Freunden schon Boie ein zu eigenmächtiger Herausgeber war. Das erfahren wir aus S. 35 und 222 der neuen vollständigen Ausgabe von Stolbergs Briefen an Voss, die Hellinghaus[233]) nach den in München liegenden Originalen sorgfältig veranstaltete und durch die nun die früheren Einzel- und Teilpublikationen einiger Briefe weit überholt sind: auch aus den Briefen von Voss ist manches Ungedruckte den überflüssig ausführlichen Anmerkungen einverleibt worden. Die reichste Ausbeute gewähren die Briefe natürlich für die Kenntnis des Schreibers und des Empfängers: beider Dichtungen wandern hin und her, zumal die Iliasübersetzung, in der Voss Stolbergs frühern Versuch weit überholt, giebt zu umfänglichen und scharfen Erörterungen Anlass; der Göttinger Bund und sein Erbe, der Göttinger Musenalmanach, machen Stolberg kaum mindere Sorge als dem näher beteiligten Voss. Es weht durch die Briefe so warm der Hauch eines liebevollen, ehrlich freundschaftlichen, dabei phantasiereichen und begeisterungsfähigen Gemüts, dass wir es dem Herausgeber nachfühlen, wenn er in der Einleitung sehr entschieden und immerhin etwas einseitig die Partei Stolbergs gegen den Vernunftmenschen Voss nimmt. Jene Begeisterungsfähigkeit kommt anfangs namentlich Klopstock zu gute, der, so wenig dieser originalitätssüchtige „Sohn der Natur“ sein Jünger heissen will, doch als der Dichter an sich erscheint. Aus den Gesprächen, die Stolberg mit dem Meister über den Bund führt, war schon das Meiste bekannt. Findet er Klopstocks „Oden“ auch zu dunkel (S. 12), so ist er voll grenzenloser Bewunderung für Gelehrtenrepublik (S. 17) und Bardiete (S. 84, 94, 126) erfüllt. Immerhin bekommt das beharrliche Betonen der ewigen Jugend Klopstocks allmählich einen leise spöttischen Beigeschmack (S. 202). Aber noch den zerschmetterten Wittwer tröstet Klopstocks „Psalm“ (S. 213), und es schmerzt Stolberg besonders, dass gerade nur er und Voss von seinem verehrten Lavater nichts wissen wollen (S. 178). Die Schätzung dieses Mannes, dessen mystische Schwächen er nicht verkennt, liegt ihm sehr am Herzen und führt zu starken Reibungen mit Voss (S. 164 ff., 168, 173, 177 u. ö.). Riecht dieser überall Jesuiten, so spielen für Stolberg die Illuminaten dieselbe Rolle (S. 164, 290), obgleich sein Freund Halem zu ihnen gehört, dessen Gedichte er als „Näpfe klares Wassers“ charakterisiert (S. 187). Dass er überhaupt auch an den Freunden die poetische Schwäche sieht, zeigt sein Urteil über Cramer (S. 6), der ihm nicht bundeswert scheint. Dagegen empfiehlt er für den Bund Schönborn und Bürger (S. 5), von dem er an anderer Stelle eine dithyrambisch kotige poetische Einladung zum Göttinger Musenalmanach mitteilt (S. 73). Von Hahn erwartet er viel (S. 8, 17), von Leisewitz' kleinen Dialogen redet er warm, nur dass er ihm den „Besuch um Mitternacht“ am liebsten absprechen möchte (S. 24). Sein Verhältnis zu Gerstenberg, den er auch dem Bunde empfiehlt (S. 34), ist nicht gleichbleibend: seine „Minona“ widerstrebt ihm in vielem (S. 126), und die Freundschaft hat sich 1787 bis zur Kälte herabgestimmt (S. 186). Mit heftiger Schärfe fällt er über den alten Göttinger

---

dem im Text Erwähnten unbedeutende Briefe Bürgers, Mendelssohns, Friedr. Nicolais; Phil. Eman. Bach verhandelt wiederholt über den von Ramler verfassten Text d. Cantate „D. Auferstehung u. Himmelfahrt Jesu“.) — 233) Briefe

Ueltzen her, gegen den er auch Voss reizt (S. 200). Auf den Hallenser Eberhard (S. 79), auf Alxinger (S. 103), den Genieapostel Kauffmann (S. 116), den Humoristen Müller (S. 167) sausen ein paar beiläufige Jagdhiebe nieder, während Klinger eine bedingte, der Dichter und Musiker Kaiser eine freundliche Anerkennung findet (S. 35) und er zu seiner eigenen Ueberraschung in Forster, dem Kollegen Lichtenbergs, dem „Spiessgesellen der Kröte", einen bescheidenen und interessanten Mann kennen lernt (S. 113). Lessings Spinozismus konstatiert er, halb befriedigt, dass der ihm offenbar wenig sympathische Mann sich zu dieser kompromittierenden Weltanschauung bekannt habe (S. 145, 147). Er ahnt offenbar nicht, dass sein zweiter poetischer Abgott nach Klopstock, dass Goethe auf den gleichen Bahnen wandelte. Die unbeirrt herzlichen und enthusiastischen Aeusserungen über Goethe thun wohl und zeigen jedenfalls, dass Klopstocks Misswollen über Stolbergs Seele nie Macht gewann. Das Entzücken explodiert zuerst beim „Werther" (S. 25) und tönt voll aus unter den Eindrücken der Weimarer Reise 1784, bei der Wieland ganz zurücktritt und selbst Herder so problematisch erscheint, dass zu seinen Gunsten geltend gemacht wird: „Göthe, der die Wahrheit selber ist, der Herdern so lange kennt, liebt ihn wie seine Seele" (S. 107). Die Schilderung dieser Reise, die Stolberg auch mit Gleim und Jerusalem zusammenführte, bildet wohl die Krone des Briefbandes. — Stolbergs Eindrücke stimmen ganz zu den Versicherungen, die Wieland in einem Briefe an Zimmermann giebt, den Linckelmann[234]) aus Zimmermanns jetzt im Besitz der Frau Staatsrätin v. Mädler befindlichen Nachlasse publiziert hat (22. Juli 1776): „Glauben Sie nicht leicht, wenn Sie was absurdes und schlechtes von Weimar hören. Ich bin zwar blosser Spectator von allem was passiert; aber Sie können mir glauben, es geht so gut als möglich". Derselbe Nachlass enthielt auch einen Brief der Frau Rat (16. Febr. 1776), der für „das Zeugnüs von Wielandt Liebe" gegen ihren Sohn dankt, und vor allem ein wichtiges Schriftstück Herders (26. Juni 1776), das Zimmermanns „Aus Herders Nachlass" II, S. 373 abgedruckten Brief dahin beantwortet: „Als ob ich Schildträger der Weltverwüster wäre, die Sie Kraftgenies nennen"; ihm war Weimar damals nur ein (vergilisches) Creta, eine Uebergangsstation. — Zimmermanns weitverzweigte Korrespondenz streckte doch besonders viele Arme nach der schweizerischen Heimat aus. Noch im vorigen Jahre erst wurden seine Briefe an den Berner Pädagogen und Staatsmann Phil. Alb. Stapfer bekannt, aus dessen gleichfalls äusserst umfänglichem Briefwechsel diesmal Luginbühl[235]) eine, zwei starke Bände füllende, Auswahl nebst Excerpten aus den übergangenen Briefen mitgeteilt hat. Stapfer, auf der Grenzscheide deutscher und französischer Art zu Hause, fühlte sich besonders berufen, den litterarischen Vermittler zu spielen (I, S. CXX f.). Seine litterarischen Interessen treten namentlich zu Tage in dem Briefverkehr mit Friedrich Cäsar Laharpe, der neben Paul Usteri sein fleissigster und wichtigster Korrespondent ist. Wir beobachten, wie Stapfer, ein rechter Sohn der Aufklärung, schon durch die Revolutionsereignisse, weiter durch Amt und Ehe mehr und mehr auf das französische Geistesgebiet hinüber gezogen wird. Das würde stärker und schneller der Fall gewesen sein, wenn nicht der ausgezeichnete Charles de Villers, der bekannte Verehrer deutschen Geisteslebens, dem ein Gegengewicht gehalten hätte. Villers' litterarische Unternehmungen, seine Schicksale in Göttingen, seine Beziehungen zu Frau Rodde (Dorothea Schlözer) kommen oft zur Sprache (I, S. XX, LXXXVI, 233, 267, 275, 325. II, S. 6, 10): die Freunde sind besonders einig in der Verehrung Kants (I, S. 80), den den Franzosen mundgerecht zu machen ihnen doch nicht recht gelingen will (II, S. 336): Ancillon erkennt Stapfers Bemühungen dankbar an (I, S. XLV), der Franzose Salverte aber gesteht ehrlich seine Verständnislosigkeit (I, S. LXXXVII). In verwandtem Streben nimmt Stapfer teil an der „Biographie universelle", in der er z. B. den Artikel „Bürger" benutzen wollte, um an diesem Dichtertalent den Unterschied der beiden Nationen aufzuzeigen (I, S. XI): aber die Redaktion strich ihm das Wichtigste. Er ist im Redaktionsrat einer „Revue germanique" (I, S. XVII) und interessiert sich für eine Bibliothèque germanique, die in Paris gegründet werden soll (I, S. LXXXI). Vor allem aber übersetzt er, zumal Historiker: Heeren, den er und

F. L. Grafen zu Stolberg u. d. Seinigen an J. H. Voss. Nach d. Originalen d. Münchener Hof- u. Staatsbibl. mit Einl., Beil. u. Anmerk. her. v. O. Hellinghaus. Münster i. W., Aschendorff. XVI, 524 S. M 8,00. (S. 91 ungedr. Epigramm Stolbergs „Anfrage"; S. 101 italien. Sonett Stolbergs; S. 170 Bürgers Bemühungen um e. Aemtchen; S. 196 Beneckes „Jahrbuch für d. Menschheit"; S. 222 Graf Finckensteins „Arethusa" u. a.) — 234) Linckelmann, Aus d. Briefwechsel d. Leibmedicus J. G. Zimmermann aus Hannover: AZg[B]. N. 128. (E. Brief Herders v. 21. Juni 1776 bittet Zimmermann, e. nicht v. d. Akademie gekrönten Aufsatz unter seiner Adresse in Rückempfang zu nehmen; Wieland ersucht am 22. Juli 1776 d. berühmten Arzt um e. kurze Biographie d. Vesalius für d. „Teutschen Merkur".) — 235) Aus Phil. Alb. Stapfers Briefwechsel her. v. Rud. Luginbühl. (= Quellen z. Schweiz. Gesch., her. v. d. allg. geschichtforschenden Gesellschaft d. Schweiz. Bd. XI—XII.) Basel, Geering (Schneiders Enkel). CXLII, 401; 523 S. M. 20,00. (Friederike Brunn schickt Stapfer 1822 ihre „Griechischen Lieder", da Hellas d. Losungswort verwandter Seelen sei I, S. IL; Eynard-Eynard meint 1839, Goethe schildere d. Hypochondrie Zimmermanns zu schwarz I, S. LVIII; Briefwechsel Stapfers mit d. Humboldts I, S. LXIV, LXV; Jens Baggesen wirbt, namentlich auf d. Parthenais hin, um d. helvetische Bürgerrecht I, S. 98; über F. H. Jacobis Antrittsrede in München I, S. 230; politische Parodie d. Lavaterschen Tellliedes I, S. 313; über Kotzebue als Historiker I, S. 324, 333; über A. v. Humboldts Reisebeschreibung II, S. 109; Stapfer steht in d. religiösen Exegese Herder nahe II, 248; Karl Follen flieht nach Amerika II, 321; Arbeiten d. jüngeren Alb. Stapfer über

Laharpe besonders schätzen (I, S. 224, 228); dann **Eichhorns Litterärgeschichte.** Sie freilich macht ihm viel Verdruss, nicht nur wegen Verlagsschwierigkeiten, sondern namentlich weil das Werk ein Kollectaneenmagazin ohne eigentliche geschichtliche Verarbeitung sei (I, S. 182, 188, 218, 250). Dieser Grundfehler deutscher Gelehrten, dass sie vor lauter Gründlichkeit Resultate und Form bis zur Barbarei vergessen, wird noch viel schärfer von Rengger (I, S. 199) und von Laharpe (II, S. 18, 20) gerügt, z. B. an Bouterwek (I, S. 230, 234 f.). Stapfer schiebt die Schuld auch auf die Vielschreiberei, wie er denn Wielands „Diarrhée littéraire" an der Uebersetzung der Briefe Ciceros konstatiert (I, S. 241). Litterarische Höhepunkte Deutschlands sind ihm neben Klopstock, Goethe und Herder auch Engel und Garve (I, S. 241); in der Sorge um die hereinbrechende Barbarei fällt ihm Ramlers Ode an die Könige ein (I, S. XXIV); Eschenburg und Lichtenberg wären ihm die liebsten Shakespeareübersetzer (I, S. XXXI). All das ist charakteristisch. Die jüngere romantische Richtung, als deren Repräsentanten er neben Schlegel (A. W. ?) auch Goethe einmal nennt, scheint ihm ein litterarisches délire (I, S. 231 f.), sie ist ihm obendrein zu abstrakt und unpopulär (II, S. 357 f.). Er berichtet, wie ein Baron von Eckstein mit Materialien aus (F.) Schlegelscher und Schellingscher Schule die Theokratie verteidigen will (II, S. 338), führt Zach. Werner spöttisch als romantischen Religionsstifter in Coppet vor (I, S. 242) und hasst niemanden so leidenschaftlich, wie den politischen Romantiker Haller, den er sogar aus den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" herauszubugsieren nicht verschmäht (I, S. 202. II, S. 22, 56). Dagegen wird es hell in seiner Seele, wenn er Autoren wie Garve, Mendelssohn und Lessing zu Handen nimmt (II, S. 357), und dem widerspricht es nicht, dass Laharpe 1804 Weimar etwa in den warmen Farben der Frau von Stael malt (I, S. XXXIII). Die „Corinne" dieser Dame betrachten sich die Freunde daraufhin, wie weit Schlegel, Constant, Bonstetten u. a. da durchschimmern (I, S. 205); auch ein Brief Eichhorns bedauert, dass A. W. Schlegel unter dem Namen der Frau von Stael seinem Geifer gegen einige Deutsche Luft gemacht habe (I, S. LVII). So erscheint denn Schlegels Name nicht in der Liste der guten deutschen Uebersetzer neben Voss und Schleiermacher (I, S. 312). Gerne machen sich die Schweizer klar, welch grossen Anteil die Schweiz an der deutschen Litteratur gehabt habe (I, S. 377). Zwar Albr. v. Haller dankt nach Stapfer wesentlich seiner „Körperlichkeit" den Zunamen des Grossen (I, S. LVIII). Aber auch Gessner, Sulzer, vor allem Joh. v. Müller, sind Schweizer. Stapfer und Laharpe sind darin einig, dass ihnen Müllers Stil zu künstlich taciteisch ist (I, S. 244, 249); sie bedauern beide, durch Villers' recht rückhaltslose Aeusserungen (I, S. 287 f.) bestärkt, des grossen Historikers Charakterschwäche (I, S. 310): dennoch sähen sie sein vaterländisches Geschichtswerk gerne zu einem schweizerischen Volksbuch umgearbeitet (I, S. 283). Von anderen namhaften Schweizern spielt Lavater, der sich selbst einen Feind der Toleranz nennt, bei Stapfer natürlich keine massgebende Rolle (I, S. XXXII, LXX, LXXI, 5); der Wahlschweizer Zschokke beruft sich für den Wert seiner „Denkwürdigkeiten der schweizerischen Staatsumwälzung" auf den Beifall von Klopstock und Archenholtz (I, S. 180) und wirbt um Stapfers Mitarbeit an seinen „Miscellen" (I, S. 243); Leonh. Meister wird als liederlicher Schmierer oft, einmal mit Schillers Xenion, verurteilt (I. S. 302); im Vordergrunde der Stapferschen Interessen stehen Fellenberg und Pestalozzi. — Es ist äusserst interessant zu vergleichen, wie anders sich die schweizerische Geisteswelt malt in den Briefen des kosmopolitischen französierten Aufklärers Stapfer und des gläubigen, national konservativen Theologen Johann Georg Müller, des Bruders des berühmteren Historikers. Die beiden sehr verschiedenartigen Brüder haben von 1778 bis zu Johannes' Tode 1809 einen überaus regen Briefwechsel geführt, aus dem bisher nur ein beträchtlicher Teil der Briefe des Geschichtsschreibers in dessen Werken abgedruckt worden war. E. Haug [236-237]) hat jetzt begonnen, auch die Briefe des anderen Bruders in verständiger Auswahl zu veröffentlichen, zugleich in einem Anhang manches früher Uebergangene aus den Schreiben Johannes von Müllers nachtragend; schade, dass sonstige Erläuterungen fast ganz fehlen. Der erste Halbband reicht von 1789 bis zur Wende des Jahrhunderts: die älteren Briefe Johann Georgs sind nicht mehr vorhanden. Unzweifelhaft stehen die Briefe des jüngeren Bruders hinter denen des älteren nicht zurück, und seine Furcht, ein boshaftes Bonmot Rabeners könne auf ihn, den unberühmten Bruder des grossen Gelehrten, zutreffen, ist sehr unbegründet. Denn er hat vor Johannes genialer, aber springender Begabung die ruhige Stetigkeit eines einfachen Gemütes, die beneidenswerte Sicherheit des fest gegründeten Charakters voraus. Bei aller bescheidenen Liebe zu dem grossen Bruder verkennt er seine

---

Goethe II, S. 327, 346; über Forsters Briefwechsel II, S. 371 f.; über helvetische gelehrte Gesellschaften II, S. 480.) — 236) (IV 6 : 126; über d. schädlichen Einfluss d. deistischen Trenkschen Lebensgeschichte S. 5, 7; über d. allgemeine deutsche Bibliothek S. 15; über Mesmer S. 48; über Thümmels „Reisen" S. 55; warmes Urteil über Schlosser S. 61; über Böttiger S. 214. Anh. S. 56.) |[Hans Müller: BLU. N. 8 (hebt d. Ueberlegenheit durch Charakter u. Verstand bei d. älteren Bruder J. Georg Müller gegenüber dem allen Eindrücken preisgegebenen jüngeren hervor).]| — **237)** × **Schweizer Briefe aus d. Revolutionszeit:**
•

Schwächen, zumal seine politische Talent- und Haltlosigkeit nicht, die ihn bis zur blanken Phrase verlockt; er ruft ihn immer wieder, bald mahnend, bald schmeichelnd, auf sein eigentliches Feld, die Geschichtsschreibung, zurück, und seine Schuld war es nicht, dass dies reiche Leben in so jämmerlicher Disharmonie schloss. Die Brüder verstehen sich, beide Schüler der Alten, recht gut bei aller Verschiedenheit. Charakteristisch ist es schon, wie sauber Johann Georg seine Briefe ausarbeitet, dadurch oft höchst prägnante Wendungen erreichend, wie schnell andererseits und wie übereilt oft Johannes seine Sätze hinwirft. Bis 1797 überwiegen litterarische und sonstige geistigen Interessen; von da an breitet sich die Politik, zumal die Not des engen Vaterländchens Schaffhausen, in den Briefen vorherrschend aus. Uns interessieren also vorzugsweise die früheren Jahrgänge der Korrespondenz. Den Theologen verleugnet Johann Georg nicht; aber der Historiker hatte natürlich nichts dagegen, wenn jener die Aufklärung scheel ansieht. So gehen Johann Georgs Urteile und Sympathien zumeist gerade nach der entgegengesetzten Seite wie die Stapfers. Für ihn ist der „Pestaluz", den Johannes höher schätzt (Anh. S. 10), ein höchst gefährlicher Schwärmer, der nur Unheil anrichtet und obendrein die rechte volkstümliche Redeweise, die Luther traf wie kein anderer, gar nicht zu finden weiss (z. B. S. 148, 154). Dagegen urteilt er sehr freundlich über den jüngeren Haller, der die Grundsätze der Revolution gründlich kenne (S. 177), und einen Ehrenplatz in seiner Liebe hat Lavater. Nicht dass er seine Schwächen übersieht. Zwar dass er die Schlangenklugheit dieser Welt nicht besitzt, ist ihm keine Schwäche (S. 8). Aber er bedauert Lavaters redselig eitle Korrespondenz (S. 24), eine unaufrichtige captatio benevolentiae gegen Herder (S. 26), beklagt, dass er gross und klein so wenig zu scheiden wisse wie Bodmer (S. 5.), ärgert sich über das kindische Misstrauen seiner Sekte (S. 13), ist von seinen sententiösen Werken wie dem „Menschlichen Herzen" und den „Worten Jesu" nur mässig erbaut (S. 17, 42) und bekennt, dass er seine „Messiade", der er den „Joseph von Arimathia" vorzieht, zu lesen immer ausser stande gewesen sei (S. 25, 29): freilich geht es ihm mit Klopstock, den er tief unter Milton stellt, nicht viel besser: der Himmel habe das Gelingen der Messiaden offenbar nicht begünstigt; sie können ihm alle mit dem himmlischen Kanzleistil des Matthäus nicht wetteifern. Aber über die kritischen Bedenken gegen den Schriftsteller Lavater siegt weitaus die herzliche Liebe zu dem Menschen, auf dessen Freundschaft er stolz ist, den er bewundert als mutigen Prediger und Politiker, und dessen Lob, einmal in Hexametern vorgetragen (S. 4), ihn beglückt. Und auch ausser der Schweiz bevorzugt Müller Männer von ähnlicher geistiger Physiognomie. So ist ihm der Pater Sailer sehr lieb (S. 28, 30, 31); den alten Joh. Arnd nimmt er gegen eine vorlaute Aeusserung des Bruders energisch in Schutz (S. 35); er rühmt Friedrich Stolbergs Stellung zum Christentum in der Vorrede seines Plato (S. 61), preist des alten Moser christliche Gesinnungen (S. 73) und redet herzlich über Jung-Stilling, dessen apokalyptische Schriften freilich eine nur allzu glühende Imagination verraten, der aber es verstehe, dem Dämon des Zeitalters scharf ins Auge zu schauen (S. 217). Natürlich sagt ihm Hamann ausserordentlich zu, in dessen Briefe ihm Herder Einblick gestattet hat (S. 63). Herder ist der Mann seines Herzens unter den litterarischen Grössen Deutschlands. Ihm gegenüber ist Müllers Kritik selbst noch schüchterner als gegen Lavater. Er ist dankbar entzückt von seinen herrlichen Briefen (S. 9), fürchtet, als er lange schweigt, ihn unwissend gekränkt zu haben (S. 6), ist betrübt, als Jacobi seine Anmerkungen gegen Herder richtet (S. 3), sieht in Herders Freundschaft ein wahres Kleinod seines Lebens (S. 136). Aber auch hier ist er nicht blind. Herders Aufsatz „Tithon und Aurora" scheint ihm auf einem seichten Wortspiel zu basieren (S. 37), seine Humanitätsbriefe wollen ihm wenig bedeuten (S. 45). Dagegen enthält ihm die Schrift „Vom Sohne Gottes" entzückende Stellen (S. 76); am grössten aber erscheint ihm der grosse Freund in seiner „Ältesten Urkunde", deren grosse Entdeckungen nur nicht deutlich genug formuliert seien (S. 142). Am liebsten sähe er ihn diese Arbeiten wieder aufnehmen, wie ihn Johannes, der durch Böttger mit Herder verkehrt, zur hebräischen Poesie, zu Ossian und den Volksliedern zurücklocken möchte. Daher sind beide Brüder kühl gegen Herders Metakritik (S. 215, Anh. 56). Freilich nicht darum, weil sie Kant den Angriff missgönnten. Ueber ihn spricht Joh. Georg überraschend verständnislos (S. 15), und er vermag sich selbst über Nicolais „Reisen" Bd. XI zu freuen, weil sie „über den albernen Unfug der Kantianer herziehen" (S. 65). Sonst freilich ist er Nicolais Freund nicht, schon weil dieser kein Christ ist. Von der Entwicklung der Skepsis, die das Christentum zum Deismus modeln will, giebt er eine zusammenhängende Darstellung, die in eine scharfe Spitze gegen Bahrdt ausmündet: zumal die Göttinger Kritiker sind ihm ein Greuel, und gegen sie führt er gar Lessing

---

Grenzb. 50, II, S. 559—67. (Ref. üb. N. 236.) — 238) B. Cordt, Joh. v. Müllers Briefe a. Karl Morgenstern: AltprMschr. NF.

ins Feld (S. 49 f., 54). Goliathe wie Goethe und Wieland, die Jesu Geschichte einfach als poetische Einkleidung auflösen, machen ihm keinen Eindruck (S. 35); über des „unstäten Weichlings“ Wieland „Peregrinus Proteus“ spricht er bitterböse Worte (S. 45), und auch Goethes „Xenien“ möchten die Brüder nicht gemacht haben (S. 73). Die Kritik ist Joh. Georg Müller immer sehr verdächtig, ja verhasst (S. 34), und ihn erbossen geradezu die „klapperdürren Kritiker“, die den Homer zerpflücken wollen wie die Bibel (S. 72). Wenn er Zimmermann als blendenden philosophischen Autor mit Voltaire vergleicht, so soll das kein unbedingtes Lob sein (S. 18). Aber auch ein berufloser Poet wie Matthisson ist nicht sein Fall (S. 46); von dem „Genie“ Baggesen, der ihn an Georg Forster erinnert, erzählt er spottend ein albernes pium desiderium (S. 143), und das schnöde Urteil, das Lavater über das kometenhafte „Genie“ Schubart fällt, wird mit Behagen berichtet (S. 10). Merkwürdig gut kommt Schiller weg, den er freilich nur als Prosaiker erwähnt: von seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ ist er voll, wenn er auch die mangelhaften Quellenstudien nicht verkennt (S. 14). Die Romantik spielt in den Briefen des Halbbandes noch keine Rolle: nur Joh. v. Müller erwähnt eine ungünstige Kritik seiner Schweizergeschichte im „Athenäum“, mit Lessing sich tröstend (Anh. S. 32), und empfiehlt Gentz' „Historisches Journal“ als kaltblütig und wahrhaft (S. 51). Das Unsichere und enthusiastisch Schwankende seiner politischen Haltung macht schon in dieser Zeit dem Bruder manchen Verdruss; zumal den kindischen Glauben an die Fähigkeit des Volkes zu eigener Meinung wehrt er zuweilen beinahe ungeduldig ab. In die schlimmeren politischen Sünden der Prüfungszeit nach 1806 führt uns dieser Halbband noch nicht hinein. — Dagegen gehören eben in diese Zeit die Briefe, die Joh. v. Müller vom Sept. 1805 bis in den Jan. 1809 an den Dorpater Professor Morgenstern sandte: Cordt [238]) hat sie aus der 18 Quartbände umfassenden Korrespondenz dieses eifrigen Briefschreibers herausgegeben. Die Freundschaft wird geschlossen dank einer Rede Morgensterns über Winckelmann, die Müller so enthusiasmiert, dass er dem Gesinnungsgenossen sofort die exaltierteste Herzenshitze entgegenträgt: hat Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ Recht, so glaubt er mit Morgenstern einst Arm in Arm am Cephissus gewandelt zu haben. Ist ihm noch im zweiten dieser Briefe Bonaparte ein Attila, vor dem er am liebsten nach Russland entwiche, ist er noch im fünften der „Ahriman der Menschheit“, gegen den das Vaterlandsgefühl, wie es der Dichter Frhr. v. Sonnenberg schildert, hoch gehalten werden muss, so ist schon im siebenten Brief „der Fürst des Zeitalters“ aus ihm geworden, und er beruft sich in begreiflicher Verlegenheit auf das Lob, das Hufeland seinem berühmten, den Abfall proklamierenden Academie-Discours sur la gloire de Frédéric gespendet habe. — Die Nichtpreussen zumal trösteten sich damals merkwürdig leichten Herzens. Die von Holstein [239]) veröffentlichten Briefe K. L. Fernows an Böttiger, die ihm Details über die Schlacht bei Jena und namentlich über die Weimarer Zustände nach der Schlacht melden, zeigen grosse Gemütsruhe: „fuimus Borussi, aber nicht fuimus Germani“. Der Glaube an den deutschen Geist, an deutsche Sprache und Bildung stand dem Weimaraner wohl an. — Befremdlicher wirkt die fast unpatriotische Gleichgiltigkeit, die der bekannte Göttinger Dichter Ernst Schulze in Briefen an seinen alten Celler Jugendfreund Fritz v. Bülow an den Tag legt. Sie tritt um so peinlicher hervor, als Bülow selbst von Herzen Preusse ist. Die von Franzos [240]) herausgegebenen Briefe setzen schon vor der Katastrophe, 1805, ein und reichen bis 1811. Bülow schildert den dumpfen Katholizismus der Münsteraner: als „Haupttriebfeder der Pfaffenränke“ erscheint ihm die familia sacra, d. i. der Gallitzinsche Kreis, zu dem ihm auch Friedrich Leopold von Stolberg gehört. Von anderen Münsterschen Eindrücken sind die Vorträge des Dr. Gall ihm nur komisch gewesen. Preussens Sturz wird Anlass, dass Bülow nach Berlin geht, wo er den Sinn für Kunst und Wissenschaft ganz geschwunden findet: im Theater verbieten die Franzosen die ernstere Kost, z. B. den „Don Carlos“; F. A. Wolf findet keine Zuhörer; zum Besuche der Vorlesungen Fichtes über den Zeitgeist fehlt Bülow leider das Geld. Aber die patriotische Poesie der Zeit tritt ihm näher: in seinem Klub ist er mit Friedr. Kühnau zusammen, dem Dichter „Deutscher Wehrlieder“. Sehr betrübt schreibt Bülow über die kläglichen Universitätsverhältnisse Frankfurts a. O.: da mochte es ihn immerhin trösten, wenn er durch Schulze hörte, der westfälische Minister Simeons beabsichtige, den Etat von Göttingen auf 2000 Thaler herunterzusetzen. — Aus einer früheren glücklicheren Zeit dieser Hochschule stammen die von P. Schwenke [241]) publizierten Briefe (1788—90), die der Studiosus Wilhelm von Humboldt, den Verkehr mit geistvollen Frauen in Göttingen anfangs schmerzlich entbehrend, an seinen geheimen Berliner Bundeszirkel sendet, dem namentlich Henriette Herz angehört und Karl von Laroche, der Sohn Sophiens. Abstrakte Ueberfeinerung des Gemütslebens, pathetische Empfindsamkeit und

28, S. 108–40. — 239) H. Holstein, Zeitgenöss. Briefe aus Weimar üb. d. Schlacht bei Jena u. Auerstädt: MagdebZgs. N. 52. — 240) K. E. Franzos, Aus Briefen Ernst Schulzes u. Fritz v. Bülows: VZgs. N. 10, 12, 14. — 241) P. Schwenke,

schemenhafte Unklarheit kennzeichnet diese Periode Humboldts. Er bleibt dem Berliner Kreise nicht treu: schon seine Wärme für Therese Forster erweckt die Eifersucht jener, und als erst Karoline von Dachröden, Humboldts spätere Gattin, und ihre Freundin Karoline von Beulwitz auch in den Bund getreten sind, da neigt sich Humboldt sehr entschieden den beiden Karolinen zu. Mit der Geliebten wechselt er ostensible und geheime Briefe, wobei er ihren Erzieher, den bekannten Pädagogen Rud. Zach. Becker, dankbar rühmt. Dass Laroche, Wilhelms Nebenbuhler in der Gunst seiner Lina, Humboldts Pläne zur freieren Umwandlung des alten Bundes ablehnt, führt diesen den Berliner „Weibern" immer ferner und tiefer in die Kreise Schillers hinein. An Karoline von Beulwitz, die seine Verlobung trotz allem seinem Zögern zu stande bringt, berichtet er im Okt. 1789 von Bern aus über Pariser Eindrücke, die ihm leider durch die lästige Reisegesellschaft, den naiv bewundernden Aufklärer Campe, verkümmert wurden, weiter über einen Besuch bei Forsters in Mainz und bei Lavater in Zürich. — Der dortige Stadtbibliothekar J. J. Horner (1773—1831) hat allerlei interessante Briefe hinterlassen, die H. Blümner[242]) aus dem Nachlasse des Sohnes in Auswahl bekannt gemacht hat. Neben ungünstigen Aeusserungen Scheuchzers über Schopenhauers Berliner Lehrthätigkeit vom April 1820 ziehen uns namentlich vier Briefe A. W. Schlegels aus den Jahren 1811—12 an, die ihn uns mitten in altdeutschen Studien zeigen. Er wünscht im März 1811, dass die Nibelungen in den Schulen gelesen werden, womit freilich nicht ganz stimmt, was Friedr. Tieck schon Mai 1812 von Schlegels ungünstiger Ansicht über die litterarische Bedeutung jenes Epos berichtet. Dass es ihm früher Ernst mit seinem Enthusiasmus gewesen ist, geht auch daraus hervor, dass er den Erzieher im Fellenbergschen Institut für jene Schullektüre zu gewinnen sucht. Im April 1812 stellt er über die Zeit des Annoliedes scharfsinnige Untersuchungen an, die jedesfalls zeigen, dass ihm die Schwierigkeit des Problemes ebenso klar war wie späteren Forschern. Die Grimms schätzt er als gelehrte und tüchtige Arbeiter; „aber bis jetzt war mir alles unerfreulich, das von ihrer Hand kommt". Unter den übrigen Korrespondenten Horners befindet sich der Historienmaler Ludw. Vogel, der erkennt, dass ihm Schillers „Tell" für seine Bilder aus der schweizerischen Historie wenig nütze, weil das im Schauspiel Wirksame darum noch lange nicht im Bilde wirke; ferner der Freiherr von Lassberg, der die für ihn charakteristische Aeusserung thut, für eine Minnesingerausgabe sei jemand nötig, dem das Alemannische von vornherein an der Wiege gesungen wurde. — Eine kleine, von Guglia[243]) besorgte Auswahl von Briefen des alternden Gentz an die anziehende, unglücklich verheiratete Gräfin Fuchs, mit der er von 1812—1831 in freundschaftlicher Korrespondenz stand, hat ihren eigenen Reiz in der anspruchslosen Unmittelbarkeit, mit der hier auch die kleinsten Kleinigkeiten des täglichen Lebens nicht verschmäht werden: insofern erinnern diese Briefe immerhin von weitem an den Briefverkehr Goethes mit Frau von Stein. Freilich nur insofern. Die Interessen des Schreibers sind doch eben sichtlich verflacht in dem Capua der Geister. Was er über seine Lektüre, über den Tod der Frau von Staël äussert, geht alles nicht tief; Grazie und Leichtigkeit ist das, wonach der Weltmann am meisten strebt. Als er dann mit später Leidenschaft in die Macht einer Königin der Grazie gerät, als ihm seine resigniert glückliche Liebe zu Fanny Elssler beschert ist, da bleibt die Gräfin, die selbst eine frühere Liebesanwandlung Gentz' mit liebenswürdiger Anmut abgewehrt hatte, seine gute Vertraute: doch tönen die in edler Prosa geschriebenen Briefe aus dieser Periode nicht so voll aus wie die gleichzeitigen Briefe an Rahel: möglich, dass reichere Mitteilungen den Eindruck steigern würden. — Unzweifelhaft ist eine gesunde Auswahl die einzige Art, in der uns die unübersehbaren Briefschätze vergangener Tage fruchtbar zugänglich gemacht werden können. Aber für ganz unratsam halte ich es, dass dabei die Briefe in einzelne geistreiche oder sachlich interessante Sätze zerpflückt und diese „Lichtstrahlen" mit dem verbindenden Texte des Herausgebers zu einem Brei zusammengerührt werden, wie das durch Trost[244-248]) mit den Briefen König Ludwigs I. von Bayern an seinen Sohn, König Otto von Griechenland, gemacht worden ist. Die Chronologie, die Individualität des einzelnen Briefes sollte bei Publikationen neuen Materials nie vernachlässigt werden. Was T. aus den von 1822—1867 vorhandenen Briefen aushebt, ist wesentlich Familiengeschichte und Politik: der verzwickte Stil des

---

Aus W. v. Humboldts Studienjahren. Mit ungedr. Briefen: DRs. 1890/1, II, S. 258—81. — **242**) H. Blümner, Aus Briefen an J. J. Horner (1773—1831): ZürcherTb. S. 1—26. — **243**) E. Guglia, Gentz u. d. Gräfin Fuchs. Mit ungedr. Briefen: NFPr. N. 9651/2. — **244**) L. Trost, König Ludwig I. v. Bayern in s. Briefen an s. Sohn, d. König Otto v. Griechenland. Bamberg, Buchner. XII, 202 S. M. 6,00. |[M. G. C[onrad]: Gesellsch. S. 998; PrJbb. 67, S. 282.]| — **245**) × A. v. Mensi, König Ludwig I. v. Bayern in s. Briefen an s. Sohn: SchlesZg. N. 421. (Ist sehr einverstanden mit d. Art d. Publikation u. bringt Auszüge wesentlich politischen Inhalts.) — **246**) × C. Ettmayr, König Ludwig I. v. Bayern in s. Briefen an s. Sohn, d. König Otto v. Griechenland: AZg^{B}. N. 81. (Betont d. schöne Familienverhältnis in d. königl. Hause.) — **247**) × Aus d. Briefen zweier Könige: BLU. N. 17. (Findet, dass Trosts Ausgabe d. Briefe Ludwigs I. an König Otto e. wichtiges polit. Verhältnis allzusehr unter d. Gesichtswinkel Wittelsbachscher Familiengemütlichkeit betrachtet.) — **248**) × Martin Greif, König Ludwig I. in s.

Königs ... steigt. Ein ... dem Gatten ... Briefen nach der ... essen verraten diese ... Künstlerkreisen überhaupt ... bachs an seine Braut ... der künftigen Biographie ... sie sich gerne mit Citaten ... im Gegensatz zu der Düsseldorfer ... sind, so beruft er sich auf Shakespeare ... in ihm wie ... vielen anderen ... dieser ... ein Mann wie Goethe ... Briefe. ... Schärfe. ... durchschimmert ... wird dabei ... mitgespielt ... Rauch und ... Eggers ... vorgelegt ... drücke und ... licher, ... wandelbaren ... menschlich ... wechsel G... legt. eine ... Bildhauer ... voll von ... kaum ... bei den ... die aber ... wechsels der ... tritt bei ... ein zum ... essieren hier ... sich die Brief... für das Relief ... Ansichten über ... später Rietschel ... neigt zu der ... 422, 424 ff. ... wenn er den ... Tieck sind ... sehr geschätzt ... verletzend ... der Schröder-... war, dass er ... die sie beide ... thalerschen ... Kolossalbüste ... treiben König ... nach München ... Ideal, die ...

Briefen an König ... id., E. ... Plaudereien in ... (verdruckt K. M., ... Biographie, ... hrsg. v. K. Eggers ... Zweiter Band. ... Fontane. 1860 ... Rietschel: ... L. Geiger. ... u. Rietschel: ... gewaltig ... Frage, ob d. ... 57, S. 322. ... 257) / ...

IV,3

...s.

...ker.

...abeln und poetische Erzählungen N. 12. — Komische ...ieland N. 29. — Aeltere Romane N. 33. — Klinger ... klassischen Periode N. 45. — Hebel und Zschokke ...mann N. 81. — Chamisso N. 83. — Gleichzeitige ...r, Mosen u. a. N. 84. — Fritz Reuter N. 114. — ...r N. 139. — K. F. Meyer N. 157. — Redwitz ... Ferd. Gleichauf, Titus Ullrich, Aug. Becker ... te des Erstlingswerks N. 207. — Münchener ...ane N. 226. — Frenzel N. 230. — A. Glaser

...biete der neueren Epik hat ...ans am meisten angelockt; ...et worden. Aus Klinck-...r und überall anregender ...kreich, Balzac, Flaubert, ...telbar Nutzen ziehen. — ...bung, was L. Grego-...hr von schulmeisterlich-...rmangelt der nötigen ...n Epos und im Drama ...st ungehörigen Tone ... Freytag, der nach ... — während Scheffel ...nahezu unüberwind-...nachzuweisen. Ein ...ung, das nur die ...ir die Darstellung ...e im historischen ...r allererfahrenste ... Kostüms richtig ...rücke brauchen; ...ladurch die Un-...etrieben. Aber ...hen sei früher ... der gesamten ...eben. So aut ...nkt, suche er ...rner Verhält-...ystischen Zu-...en Romanen ...orte Goethes ...orische Stoff ... Bemerkung ...gneten Stoff ...!) und nicht ...ndenzen in ... Einzelne ...ı bei ihnen ... früher er-... 1—2) über ...gs [6]) und ...sprechung

...uch. Marburg. ...6 (lobend).]| — ...rdam, Priem. ... N. 120/1. —

Untergrund. Rauch warnt den Schüler einmal vor romantischen Phantasten wie Schubert und Kreuzer (I, S. 88), und Rietschel wird bei einer Antigoneaufführung durch Mendelssohns unantike Musik gestört. Goethe taucht öfters in Rauchs Gedanken auf, der z. B. bei der merkwürdigen anatomischen Schärfe, mit der die Glieder im Gasteiner Wasser erscheinen, an jenen denken muss (I, S. 95); Rietschel bekennt sich zu Hegel und Feuerbach (II, S. 353). Das hindert ihn aber nicht, aus voller Seele einzustimmen in den flammenden Zorn, den Rauch angesichts der Revolution von 1848 empfindet: der alte Herr kann sich garnicht genug thun in grimmigen Reden über die „Gemeinheit höchster Potenz“, die dank der Demokratie über die Geschicke Preussens zu Rate sitzen darf (II, S. 307). Und wiederum steigt in ihm der Zorn auf, wenn er hört, wie „Zopf“ und „zopfig“ als verächtliches Prädikat gedankenlos gebraucht wird, und wenn er dabei denkt, dass die Schöpfungen Glucks, Winckelmanns, Mozarts, Lessings, Goethes im Zeichen des Zopfes entstanden, „wogegen uns die heutigen Bartherren wie aufgeblasene Schläuche vorkommen“ (II, S. 304). So haben denn beide mit den Wortführern der modernen Litteratur wenig Fühlung, wenngleich Rietschel 1857 von Auerbach und Gutzkow angetoastet wird (II, S. 548); und den Selbstmord der Frau Stieglitz beurteilen sie beide als ein jämmerliches Ergebnis des Unglücks, dass keine irdische Beschäftigung, keine häusliche Not sie von der Beschäftigung mit ihrem Ich abzog; das Theatralische dieses Todes ist ihnen beiden gründlich zuwider, zumal Rietschel, der den Segen der Prosa, der Lebensnot gerade vor dieser Leiche tief empfindet (I, S. 280, 282 f.). Sie urteilen also in ähnlicher Stimmung wie Ranke (s. o. N. 212). — Ueber dessen Briefe, wie über die Moltkes (N. 138), Dingelstedts (N. 196), Hases (N. 220) habe ich schon früher berichtet: Hehns Briefe an Wichmann (JBL. 1890 IV 1 : 55) haben auch in diesem Jahre die Kritik[258-263]) nicht zur Ruhe kommen lassen. Ich verkenne gewiss nicht, dass die Offenherzigkeit dieser Briefe eine ungekürzte, so schnelle Veröffentlichung hätte verbieten sollen. Aber ihr köstlicher Gehalt ist so gross, der Zauber der Unmittelbarkeit wird durch Hehns gelegentliche Ueberschärfe so sehr verstärkt, dass ich die Indiskretion nicht zu bedauern vermag. Mir ist von diesem herrlichen Menschen, den Schrader[264]) leider als das Glied eines scheidenden Geschlechtes feiern muss, jede Zeile so wert, dass ich seinem Biographen besonders dankbar bin für die mancherlei Auszüge und Mitteilungen aus verschollenen und minder bekannten Arbeiten Hehns, mit denen er das Bild des nur auf kurze Strecke stärker bewegten Lebens des einsamen Gelehrten geschmückt hat. Hehn selbst hat ja leider an eine Sammlung und Sichtung seiner versprengten kleineren Aufsätze nie gedacht. Andere sind sorglicher gewesen gegenüber ihren Geisteskindern. —

Litteraturgeschichte N. 1. — Anthologien N. 9. — Almanache N. 21. — Stammbücher N. 28. — Moderne Litteratur N. 33. — Geschichte geistiger Strömungen des Jahrhunderts: Allgemeines N. 42. — Theologie N. 47. — Nationalgefühl N. 48. — Politische Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts N. 51; einzelner Epochen N. 57. — Sammlungen von Biographien N. 64. — Die preussischen Könige N. 67: Friedrich der Grosse N. 68; Friedrich Wilhelm II. N. 92; Friedrich Wilhelm III. N. 93; Friedrich Wilhelm IV. N. 95; Wilhelm I. N. 96; Wilhelm II. N. 98. — Bismarck N. 101. — Moltke und Roon N. 118. — Selbstbiographien und Tagebücher: von Fürsten N. 159; von Diplomaten und Politikern N. 162; von Dichtern und Schriftstellern N. 188; von Historikern N. 209; von Theologen N. 218; von Schauspielern N. 228. — Briefsammlungen N. 232. —

(Schluss folgt).

(Sehr gerühmt, weil sie Hehns geläutert-konservative Anschauung, seine Achtung vor d. hist. Gewordenen enthüllen.) — **259**) × Briefe von V. Hehn: Grenzb. 50, II, S. 342/6. (Verständige Besprechung d. Wichmannschen Briefpublikation.) — **260**) × Gegenwart 40, S. 255. — **261**) × B., V. Hehn in seinen Briefen: NFPr. N. 9529. (Sympath. Besprechung.) — **262**) × Erich Schmidt: DLZ. S. 1539. (Bedauert d. taktlose Publikation.) — **263**) × G. D., Privatbriefe u. publizistische Korrespondenzen v. V. Hehn: AZg^B. N. 56. (Schliesst e., überwiegend anerkennenden, Beurteilung d. Wichmannschen Publikation einige Briefe Hehns über russische Verhältnisse an, die er in d. J. 1862/5 für d. BaltMschr. schrieb.) — **264**) (IV 6 : 145/6.) ‖ Bgn.: BaltMschr. 38, S. 597.]| —

IV,3

Epos.

Franz Muncker.

Allgemeine Theorie und Geschichte des Romans N. 1. — Fabeln und poetische Erzählungen N. 12. — Komische Heldengedichte N. 18. — Ernstes Epos N. 19. — Klopstock N. 20. — Wieland N. 29. — Aeltere Romane N. 33. — Klinger N. 38. — Bürger und Voss N. 41. — Tiedge und andere Zeitgenossen der klassischen Periode N. 45. — Hebel und Zschokke N. 50. — Christoph v. Schmid N. 56. — Jean Paul N. 73. — E. T. A. Hoffmann N. 81. — Chamisso N. 83. — Gleichzeitige und wenig spätere Novellen- und Romandichter: Hauff, Immermann, Gerstäcker, Mosen u. a. N. 84. — Fritz Reuter N. 114. — Auerbach und süddeutsche Dorfgeschichtendichter N. 122. — Gottfried Keller N. 139. — K. F. Meyer N. 157. — Redwitz N. 161. — F. W. Weber N 170. — Hamerling N. 178. — Scheffel N. 182. — Ferd. Gleichauf, Titus Ullrich, Aug. Becker N. 189. — Raabe N. 192. — Schweichel N. 202. — Rodenberg N. 204. — Geschichte des Erstlingswerks N. 207. — Münchener Dichter N. 217. — J. B. Muschi N. 221. — Wiener Romanautoren N. 222. — Fontane N. 226. — Frenzel N. 230. — A. Glaser N. 234. — „Die Moderne" N. 236. —

Zu allgemeineren Untersuchungen auf dem Gebiete der neueren Epik hat im Jahre 1891 die Theorie und Geschichte des Romans am meisten angelockt; doch ist dabei nur wenig wissenschaftlich Förderndes geleistet worden. Aus Klincksiecks [1]) zwar nicht erschöpfender, aber fleissiger, lehrreicher und überall anregender Charakteristik der vier Hauptvertreter des Realismus in Frankreich, Balzac, Flaubert, Daudet, Zola, kann die deutsche Litteraturgeschichte nur mittelbar Nutzen ziehen. — Fast wertlos wird dagegen durch leidenschaftliche Uebertreibung, was L. Gregorovius [2]) gegen den historischen Roman vorbringt. Es zeugt mehr von schulmeisterlich-pedantischer Berechnung als von künstlerischem Verständnis, ermangelt der nötigen Konsequenz, da der Vf. wohl im Roman, aber nicht im eigentlichen Epos und im Drama die plumpste Realistik fordert, und ist überdies oft in einem höchst ungehörigen Tone ausgesprochen. G. sucht hauptsächlich an den „Ahnen" von G. Freytag, der nach seinem Urteil nur ein bedeutender Schriftsteller, aber kein Dichter ist — während Scheffel zwar kein grosser, aber ein wirklicher Dichter genannt wird —, die nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten bei Benutzung historischer Stoffe im Roman nachzuweisen. Ein poetisch nebensächliches Moment, das äussere Gewand der Erzählung, das nur die Voraussetzung und die Mittel für die Entwicklung der Handlung, für die Darstellung menschlichen Empfindens, Denkens und Erlebens bieten soll, erheische im historischen Roman eine ungebührliche Beachtung; hinwiederum aber könne auch der allererfahrenste Kulturhistoriker nicht alle Einzelheiten des jeweiligen geschichtlichen Kostüms richtig treffen. Personen einer vergangenen Zeit dürften keine modernen Ausdrücke brauchen; der Autor müsse also seine natürliche Sprache modifizieren, verliere dadurch die Unmittelbarkeit des Ausdrucks und werde fast rettungslos zur Manier getrieben. Aber auch das ganze innere Wesen, die Geistes- und Gemütsbildung der Menschen sei früher anders als heute gewesen; der moderne Erzähler dürfe also nicht mit der gesamten Fülle seines Denkens und Empfindens Personen einer älteren Zeit beleben. So auf manche Weise durch den historischen Charakter seines Stoffes beschränkt, suche er Ersatz in der poetischen Verwertung von Elementen, die im Lichte moderner Verhältnisse nicht einmal angedeutet werden dürften, wie z. B. Freytag in dem mystischen Zusammenhang der Charaktereigenschaften und Ereignisse in den verschiedenen Romanen seines Cyklus (wobei G. auch ein paar Einwände gegen missverstandene Worte Goethes einmischt). Vor allem aber verderbe das selbständige Interesse, das der historische Stoff hervorrufe, den Geschmack der Leser (dazwischen eine überaus thörichte Bemerkung über Goethes „Tasso" als klassisches Beispiel, wie einem an sich ungeeigneten Stoff auch die Kraft des grössten Dichters keine Anziehungskraft zu verleihen vermöge!) und nicht minder das Urteil der Autoren selbst, die nun nationale oder politische Tendenzen in ihren Romanen verfolgten und so den verkehrtesten Chauvinismus pflegten. Einzelne dieser Gedanken sind ja gewiss an sich nicht völlig unberechtigt; aber auch bei ihnen ist die weitere Ausführung dem Vf. in der Regel ganz missglückt. [3-5]) — Die früher erschienenen Werke von E. Morsier, H. Mielke und K. Rehorn (JBL. 1890 IV 3 : 1—2) über den Roman des 19. Jh. zogen noch die kritische Aufmerksamkeit Zollings [6]) und Hardens [7]) auf sich. Der letztere verbindet damit eine meist verurteilende Besprechung

---

1) F. Klincksieck, Z. Entwicklungsgesch. d. Realismus im französ. Roman d. 19. Jh. E. litt.-hist Versuch. Marburg. Elwert; Paris, Klincksieck V, 56 S. M. 1,20. |[J Sarrazin: Franco-Gallia 8, S. 77.]| — 2) (I 3 : 140.) |[Grenzb. II, S. 396 (lobend).]| — 3) (I 3 : 138.) — 4 5) ○ XX Lucac, De nederlandsche sentimenteele roman en zijne terugwerking. Amsterdam, Priem. VI, 116 Bl. Fl. 1,25. — 6) (I 3 : 137.) — 7) M. Harden, D. Alten u. d. Jungen im dtsch. Roman: FZg. N. 120/1. —

zahlreicher neuer Romane von schreibenden „Damen“ und anderen Anhängern der alten Richtung (E. Wichert, A. Becker), von halbmodernen Talenten (J. Niemann, K. Telmann) und von ganz modernen, technisch merkwürdig sicheren, aber der Individualität und wahrer Kunst ermangelnden Verfassern (F. Holländer, Th. Wolff); ungeteiltes Lob hat er nur für W. Kirchbach. — An einen neueren Roman anknüpfend, verfolgte R. M. Meyer[8]) die Gestalt des nüchternen Antiidealisten, der über alles Grosse und Poetische platt abspricht oder im satirischen Tone vermeintlich pfiffig spottet, in unserer Litteratur von den Lügenmärchen des 10. Jh. an durch die Schwänke Eulenspiegels, die Sittenlehren des „Grobianus“, die Aufschneidereien Schelmuffskys hindurch bis zur Jobsiade, Hebels „Kannitverstan“, Immermanns Karl Buttervogel und Gaudys Schneidergesellen. — Von einem anderen modernen Werke, Bellamys „Rückblick“, gingen von Hertling[9]) und von Grotthuss[10]) aus, um ältere und neuere Staatsromane der deutschen und noch mehr der französischen und englischen Litteratur, so Th. Morus' „Utopia“, Campanellas „Sonnenstaat“, Vairasses „Geschichte der Sevaramben“, Cabets „Reise nach Ikarien“ und J. H. Mackays „Anarchisten“, Ch. Kingsleys „Alton Locke“, zu besprechen. — Weniger ausschliesslich auf die Geschichte des Romans beziehen sich die zusammenfassenden Arbeiten, die der Epik des 18. Jh. gewidmet sind. An erster Stelle ist hier Goetzes Neubearbeitung von Goedekes[11]) „Grundriss“ zu verzeichnen, dessen vierter Band eine neue, in den allermeisten Fällen sehr zuverlässige Grundlage für das Studium unserer Litteratur von Bodmer bis Goethe bildet. In ihm behandelt § 210 die Fabeldichter, § 214 die Verfasser komischer Epen, § 225 die Autoren von Rittergedichten, komischen Erzählungen, burlesken Romanzen, Parodien, Travestien und Schwänken. Die drei Paragraphen sind mit Benutzung der Vorarbeiten Goedekes von Goetze selbst ausgearbeitet und zeigen gegenüber den dürftigen Angaben der ersten Auflage des „Grundrisses“ eine ungemeine Vermehrung des zugleich viel gründlicher im einzelnen geprüften und übersichtlicher geordneten bibliographischen Materials. In §§ 210 und 214 handelt es sich fast nur um ganz untergeordnete Schriftsteller, da die bedeutenderen Dichter, die sich in Fabeln und komischen Epopöen versuchten, in anderem Zusammenhange selbständig besprochen sind; aber gerade bei jenen sonst wenig bekannten geringen Autoren war es oft recht mühsam, doch auch doppelt dankenswert, die Titel ihrer Schriften möglichst vollständig zu verzeichnen und zugleich sichere Mitteilungen über die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens zu bringen. In § 225 treten neben geringfügigeren Poeten auch einige wichtigere und bekanntere Namen hervor: Kaiserin Katharina II., L. F. v. Nicolay, J. B. v. Alxinger, R. E. Raspe, D. Schiebeler, J. A. Blumauer, K. A. Kortum, G. Ch. Lichtenberg, A. F. E. Langbein. Bei ihnen ist auf Grund mannigfacher neuerer Specialforschung die Bibliographie ausserordentlich reichhaltiger und genauer geworden und namentlich wurde auch, so weit es vorderhand möglich war, eine Aufzählung der von ihnen bekannten Briefe versucht. In gleicher Weise ist der von Muncker neubearbeitete § 216 über Klopstock nach allen Seiten hin um mehr als das Doppelte vermehrt worden, besonders durch ein Verzeichnis der Briefe des Dichters und zahlreicher neuer Arbeiten über ihn sowie der Uebersetzungen seiner Werke; sonst wurde vornehmlich die Bibliographie der Einzeldrucke von Gesängen des „Messias“ und von Oden und die Streitschriftenlitteratur, die der „Messias“ hervorrief, vervollständigt, natürlich zum grossen Teil mit Hilfe der Vorarbeiten Cropps im Hamburger Schriftstellerlexikon. Noch viel bedeutender hat sich § 223 über Wieland erweitert, in der ersten Auflage allerdings einer der dürftigsten Abschnitte des ganzen „Grundrisses“. In der neuen Auflage ist ihm, gleich den übrigen grösseren Dichtern unseres Volkes, eine eng gedrängte Darstellung seines äusseren Lebensganges nebst kurzer Charakteristik seiner litterarischen Bedeutung von Muncker gewidmet; daran schliesst sich eine ungemein reichhaltige Bibliographie, das Werk Goetzes, dem dabei aber eine Zusammenstellung Redlichs und überaus fleissige Kollektaneen B. Seufferts vorlagen. Hier sind z. B. aus den vier ein halb Zeilen, die in der ersten Auflage zur Aufzählung der Schriften über Wieland dienten, mehr als vier eng bedruckte Seiten geworden, eben so viel aus den fünf Zeilen, die früher seine Briefe verzeichneten. Mit der gleichen Sorgfalt ist jede noch so geringe Dichtung und jeder Prosaaufsatz von selbständiger Bedeutung samt der etwa sich daran knüpfenden kritisch-polemischen Litteratur angemerkt. Dasselbe Lob verdient der von Müller-Fraureuth bearbeitete, den vorgoethischen Romanschriftstellern des vorigen Jh. gewidmete § 224. Auch hier sind zahlreiche neue Namen und Titel hinzugekommen; mehrere Werke, deren Ursprung früher noch im Dunkeln gelassen war, sind nun ihren Verfassern zugewiesen; alles ist berichtigt, bereichert und vervollständigt. Viele Autoren von geringerem Range werden

8) R. M. Meyer, D. Ahnen d. Familie Buchholz: Nation 8, S. 542/5. — 9) G. Frhr. v. Hertling, Ueber alte u. neue Staatsromane. Vortr.: Hausschatz 17, S. 199—203, 212/5, 281/4. — 10) J. E. Frhr. v. Grotthuss, D. Zukunftsstaat im Spiegel d. modernen Romans: UZ. II, S. 498-512. — 11) (IV 1 : 1.) — 12) × Neuer Fabelschatz. Mit Text in Versen nach

dabei besprochen, mit ihnen aber auch einige verhältnismässig bedeutendere, Thümmel, Hermes, Bode, Schummel, Sophie v. la Roche, Musäus, Meissner, Pestalozzi, Knigge, in ihrer ganzen schönwissenschaftlichen Thätigkeit behandelt. —

Mehrere Veröffentlichungen mahnen an die Bedeutung, die man im 18. Jh. der Fabel und der poetischen Erzählung beimass, insbesondere an Lafontaines Einfluss auf unsere Fabeldichtung[12-13]. — Mendheim[14]) schildert das Leben und die Schriften des in der Weise Gellerts dichtenden Joh. Frd. Seidel (1749—1836) in einem kurzen, guten Aufsatze. — In Pfeffels Erzählung „Die Tabakspfeife“ möchte Sprenger[15]) in v. 2 nach dem Druck in „Des Knaben Wunderhorn“ lieber „Blumenkopf“ lesen; Puls[16]) verteidigt und erklärt die in Pfeffels eigenen Ausgaben überlieferte Lesart „Blumentopf“, sicherlich mit Recht. — Von Langbeins[17]) humoristischen Erzählungen sind vier Bände wiedergedruckt worden. —

Den komischen Heldengedichten widmet E. Petzet[18]) eine gründliche und im einzelnen ergebnisreiche Studie. Er charakterisiert kurz Tassonis „Geraubten Eimer“, Boileaus „Chorpult“ und Popes „Lockenraub“ (mit besonderer Rücksicht auf einzelne darin enthaltene Nachahmungen Homers und Vergils) und schildert dann die deutschen Epen, zumal in ihrer Abhängigkeit von Boileau und Pope, so Rosts „Tänzerin“ (1741), Pyras „Bibliotartarus“ (1741) und den von diesem beeinflussten „Renommisten“ Zachariäs (1744), mit dem das komische Epos in Deutschland den ersten Höhepunkt erreicht und die der Fremde entlehnten Elemente wirklich deutsch werden. Darauf bespricht P. die späteren, stets schwächer werdenden Dichtungen Zachariäs, die „Verwandlungen“ (1744, nach Ovid), das „Schnupftuch“ (1754, darin schon direkte Parodie Homerischer Stellen), den „Phaëton“ (1754, Parodie Ovids) und „Murner in der Hölle“ (1757, Parodie von Hom. Od. XI, 51—83), und verweilt wieder länger bei dem zweiten Meisterwerke dieser Dichtungsgattung, Uz' „Sieg des Liebesgottes“ (1753), dessen Wert nicht auf der minimalen, von Zachariäs „Verwandlungen“ etwas abhängigen Handlung, sondern auf den anmutigen Einzelzügen der Darstellung und auf der kräftigen, echt deutschen Satire beruht, die nun aber auch auf die Nachäffung englischer, nicht bloss französischer Sitten und auf litterarische Verhältnisse in weiterem Umfange ausgedehnt wird. Kürzer behandelt P. die ganz von Pope abhängigen, dabei auch vielfach zur Parodie verschiedener Dichter neigenden Versuche von Dusch, das „Toppée“ (1751) und den „Schosshund“ (1756), ferner Schönaichs „Picknick“ (1753, durch den „Renommisten“ mitbestimmt), neu und originell in seinem Hinweis auf Friedrich II., den sofort J. F. Löwen in seiner „Walpurgisnacht“ (1756) nachbildet. Zeigt dieses Werk mit seinem Mangel an Handlung schon den Uebergang zur reinen Satire, so bekunden Zachariäs „Lagosiade“ (1749) und „Hercynia“ (1763) und Thümmels „Wilhelmine“ (1764) den Uebergang zum komischen Prosaroman, der ja zum Teil unmittelbar an die „Wilhelmine“ anknüpft, und zur humoristischen Idylle Jean Pauls. Andererseits mündet das komische Heldengedicht auch in die komischen Erzählungen Wielands und in die Travestien von Michaelis und Blumauer aus. —

Die Geschichte des ernsten Epos im 18. Jh. beginnt wirklich erst mit dem Einfluss Miltons auf unsere Dichtung; einige recht brauchbare Andeutungen darüber, besonders auch über das Verhältnis Klopstocks zu Milton, gibt A. Köster[19]) in einer kurzen, völlig verurteilenden Besprechung von G. Jennys Schrift über jenes Thema. —

Ueber Klopstock selbst hat das Jahr 1891 wenig Neues gebracht. L. Fränkel[20-22]) besprach neben Muncker-Pawels kritisch-historischer Ausgabe der Oden einige im vorigen Bande der JBL. behandelte Werke der Klopstocklitteratur für die Schule. — Eine verspätete, umfangreiche Kritik des Munckerschen Buches über Klopstock von Weissenfels[23]) enthielt nichts nennenswertes Neues. — Der JBL. 1890 IV 7:2 besprochene Vortrag von Tschirch[24-25]) wurde, wie es scheint, nunmehr ausführlicher mitgeteilt.[26]) — Ueber Klopstocks vielverspotteten Nebenbuhler v. Schönaich veröffentlichte Jentsch[27]) einen ungenügenden, ohne Kenntnis der neueren Forschungen abgefassten Aufsatz. — Von einem späteren Freund und Schüler Klopstocks, H. W. v. Gerstenberg, teilte von Weilen[28]) Verse aus hs. erhaltenen Idyllen mit, die hernach in dem „Gedicht eines Skalden“ verwertet wurden. —

Viel reicher war die Ausbeute für die Erkenntnis Wielands, namentlich des

---

Lafontaine v. Gellert, Gleim, Hagedorn u. a. Mit 6 Bildern. Leipzig, Opetz. 16 S. M. 0,50. — **13)** × M. F. Mann, F. Stein, Lafontaines Einfluss auf d. dtsch. Fabeldichtung d. 18. Jh. Aachen 1889.: ZFSL. 13, II, S. 64/5. — **14)** M. Mendheim, Joh. Friedr. Seidel: ADB. 33, S. 620/1. — **15)** R. Sprenger, Zu Pfeffels „Tabakspfeife“: ZDU. 5, S. 56. — **16)** A. Puls, Noch einmal zu Pfeffels „Tabakspfeife“, v. 2: ib. S. 209—10. — **17)** A. F. E. Langbein, Humoristische Erzählungen. Bd. 1—4. Leipzig, Schumann. 12⁰. 135, 144, 128, 136 S. je M. 0,60. — **18)** E. Petzet, D. dtsch. Nachahmungen d. Popeschen Lockenraubes: ZVLR. NF. 4, S. 409—33. — **19)** A. Köster, G. Jenny, Miltons verlornes Paradies in d. dtsch. Litt. d. 18. Jh.: ADA. 17, S. 259—60. — **20/2)** L. Fränkel, Neue Klopstocklitt. für d. Schule: ZDU. 5, S. 124—30. — **23)** R. Weissenfels, F. Muncker, F. G. Klopstock, Gesch. s. Lebens u. s. Schriften: LBlGRPh. 12, S. 114—22. — **24/5)** ○ O. Tschirch, E. Angriff auf Friedrich d. Gr. in Klopstocks Gelehrtenrepublik: FBPG. 4, S. 586—91. — **26)** ○ × (Gleim über Klopstock): Bühnen-Genossenschaft 20, S. 430. — **27)** Jentsch, Christ. Otto Frhr. v. Schönaich: ADB. 32, S. 253/4. — **28)** A. v. Weilen,

in Zürich zu allmählicher Selbständigkeit heranreifenden Dichters. L. Hirzel[29]) gab im Anschluss an das, was er selbst und B. Seuffert schon früher in Schnorrs „Archiv" und in der „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte" über pädagogische Pläne und Arbeiten Wielands veröffentlicht hatten, die nur halbvollendete „Geschichte der Gelehrtheit" heraus, die der junge Dichter 1757 einigen Privatschülern diktierte. Sie fand sich nebst einem andern, doppelt so umfangreichen, noch ungedruckten Diktat, „Grundlegung der christlichen Religion" betitelt, im Nachlass der Schreiber Joh. Kaspar und Konr. Ott, ein überaus wertvolles Denkmal aus einer psychologisch und litterargeschichtlich merkwürdigen Periode in Wielands Leben, obgleich der Inhalt der Schrift grossenteils unselbständig aus älteren gelehrten Werken geschöpft ist. Hie und da zeigen sich aber auch beachtenswerte Spuren von Wielands eigenem Geiste, besonders Spuren davon, dass er bereits im Uebergang von der schwärmerischen, mystisch-asketischen zu einer kühleren, weltlich-sinnlichen Denkweise begriffen war. Aeusserlich fällt die bunte Sprachmengerei am ersten auf. H. druckt das Schriftchen buchstabengetreu ab, ohne erklärende Anmerkungen, mit Ausnahme einer kurzen Schlussnote, weist aber in der Vorrede in aller Kürze dem Werke den Platz an, der ihm geschichtlich zukommt. — Bedeutender noch ist L. Hirzels[30]) Arbeit über Wielands Verhältnis zu den Geschwistern Künzli, überall auf das sorgsamste Studium gegründet und darum auch für die ganze Zeitgeschichte, um die es sich handelt, für die Erkenntnis Bodmers, Wasers und anderer Schweizer, gelegentlich auch Klopstocks und seiner Freunde und Gegner, ergebnisreich. Den Kern des Buches bilden 16 Briefe Wielands vom 17. Sept. 1756 bis zum 5. Juni 1759, davon 11 an Martin, 5 an Regula Künzli gerichtet, jene voll freundschaftlicher Achtung und manchmal ein wenig nüchtern, diese in einem herzlich anmutenden Plaudertone geschrieben, ziemlich alle litterarische Andeutungen enthaltend. Dazu gesellen sich in den mannigfachen Zuthaten eigner Forschung, mit denen H. jenen Kern seines Buches umgibt, mehrere Briefe der schweizerischen Freunde über Wieland und allerhand sonst Ungedrucktes oder Vergessenes. Schätzbare Nachrichten werden uns über die Familie Künzli geboten: Martin (1709—1765), seit 1749 Geistlicher und Lehrer in Winterthur, von wo ihn ein Ruf an die Universität Herborn 1753 nicht wegzulocken vermochte, war auch schriftstellerisch thätig als Philologe, Theologe und Philosoph, als Kritiker und Satiriker unter dem Einflusse Bodmers, Sulzers und besonders seines Freundes Joh. Heinr. Waser (1713—1777), des Uebersetzers von Butler, Swift und Lukian. Sein Verhältnis zu Klopstock, den er 1750 kennen gelernt hatte, wurde ganz und gar durch Bodmers Beziehungen zu dem Dichter bestimmt; mit Wieland wurde er 1753, in demselben Jahre, das ihn auf einer längeren Reise nach Frankreich, England, Holland und Deutschland führte, flüchtig bekannt, seit Ende 1754 näher befreundet. Er wie überhaupt der Winterthurer Freundeskreis spielte eine gewisse Rolle in der bissigen Satire Bodmers „Edward Grandison in Görlitz", als deren Vf. nach aussen hin die jüngeren Genossen des Züricher Meisters gelten sollten, insbesondere Wieland, der wohl auch einen inneren Anteil daran hatte. Ein Neudruck der seltenen und bedeutenden Schrift, über deren Geschichte und Inhalt H. vorläufig mit reichlichen Citaten ausführlich berichtet, wäre sehr erwünscht. Künzli versuchte aber auch 1755 die durch Lessings und Mendelssohns Spott bekannte Preisfrage der Berliner Akademie nach Popes philosophischem System in einem für Leibniz unbedingt günstigen Sinne zu lösen, unterlag jedoch trotz Sulzers Bemühen einem leidenschaftlichen Gegner der Leibnizschen Lehre. Diesen unerwarteten Bescheid der Akademie geisselten Waser und Wieland durch die 1757 zu Frankfurt und Leipzig (in der That zu Zürich bei Orell u. Comp.) anonym erschienene „Beurteilung der Schrift, die im Jahre 1755 den Preis von der Akademie zu Berlin erhalten hat. Nebst einem Schreiben an den Vf. der Dunciade für die Deutschen" (24 Seiten 4°). Sehr geschickt entdeckte H. an einem in den Briefen an Künzli erwähnten Druckfehler Wieland als den Vf. des „Schreibens", das er daher buchstabengetreu wieder abdruckte. Künzli vergalt dem Freunde den Dienst, indem er vor allem 1758 einen nach seiner Ueberzeugung unwürdigen, viel zu weit gehenden Widerruf Wielands verhütete, der in der zweiten Auflage seiner „Empfindungen eines Christen" alles, was er in der ersten gegen Uz gesagt hatte, zurücknehmen wollte; diesen Vorgang deckten fast gleichzeitig, aber beide unabhängig von einander, Sauer (Vorrede zu Uz' Gedichten) und H. auf. Nicht weniger nahe stand Künzlis Schwester Regula (1718—1800) dem jungen Dichter, mit dem sie als Freundin der beiden Damen Grebel wohl 1754 bekannt und bald innig vertraut wurde: für sie zuerst bestimmte er 1757 das Ms. von „Araspes und Panthea".

VLG. Bd. 2-3: ZÖG. 42, S. 902/4. — **29**) Gesch. d. Gelehrtheit v. C. M. Wieland seinen Schülern diktiert. Her. v. L. Hirzel. (= Bibl. älter. Schriftwerke d. dtsch. Schweiz, her. v. J. Bächtold u. F. Vetter. II. Serie, 3. Heft.) Frauenfeld, Huber. XII, 81 S. M. 2,00. — **30**) L. Hirzel, Wieland u. Martin u. Regula Künzli. Ungedr. Briefe u. wiederaufgefundene Aktenstücke. Leipzig, Hirzel, VII, 240 S. M. 5,00. |[H. F. (Hermann Fischer?): AZg^B. N. 86; H Bodmer: NZürchZg. N. 132; O. V. Widmann: Bund N. 105 (ungeschickte Kritik); P. Seliger: NZg. N. 615 u. 617; A. Chuquet: RCr. 32, S. 457/9;

Etwa ein Jahr später scheint das Verhältnis zu den Geschwistern infolge der Pläneschmiederei und der flatterhaften Haltlosigkeit Wielands, sicherlich auch wegen seiner fortschreitenden Abwendung von Bodmer, erkaltet zu sein. 1759 verliess er Zürich, ohne persönlich von den Freunden in Winterthur Abschied zu nehmen. Was man über ihn aus Bern hörte, über seine Lehrthätigkeit bei den Kindern Frd. v. Sinners, über seine Liebe zu Julie Bondeli, verstimmte gleichfalls. Auf der Fahrt von Bern nach Biberach berührte er 1760 zwar Winterthur, suchte aber Künzli nicht auf. Dessen Interesse erlosch zwar auch an dem leichtfertigen Schriftsteller der Biberacher Periode nicht; von freundschaftlicher Teilnahme jedoch oder gar von brieflichem Verkehr war längst nicht mehr die Rede. — Ein Hauptwerk dieser Biberacher Zeit, die „Komischen Erzählungen" untersuchte Sittenberger[31]) zunächst auf ihren Stil hin: eine sehr fleissige Arbeit, reich an feinen Bemerkungen, die nur dann und wann, weil jede leise stilistische Schattierung in eine bestimmte Rubrik gebracht werden soll, allzu spitzfindig werden, während die Hauptergebnisse durch massenhafte Beispiele sicher begündet sind. Im „Urteil des Paris" findet S. nirgends höheren epischen Ton, abgesehen von den seltenen und wenig charakteristischen Fällen epischen Details. Auch der einfache Ton des Erzählers ist nicht rein gewahrt, die Erzählung vielmehr in überaus hohem Masse von rhetorischen Elementen durchsetzt. Dagegen ist in „Diana und Endymion" trotz einzelnen störenden rhetorischen Elementen in der Hauptsache der erzählende Ton festgehalten; einiges weist sogar bedeutsam auf den höheren epischen Stil hin. In „Juno und Ganymed" wechselt sowohl im grossen Zuge der Erzählung als im einzelnen das rhetorische Element mit dem epischen, ohne dass eines von beiden überwiegt, aber auch ohne dass beide harmonisch vereinigt sind. Dies ist erst in „Aurora und Cephalus" geglückt: diese Erzählung ist in den Grundzügen episch, gesellt aber dem blossen Fortschritt der Handlung auch Charakteristik zu und weist daher auch im Einzelnen viele rhetorische Elemente auf, denen auf der anderen Seite wieder viele Kennzeichen epischen Tones entgegenstehen. Einige metrische Bemerkungen schliessen vorläufig die Untersuchung ab. — So ziemlich über die ganze Zeit von Wielands Leben und Wirken verbreitet sich ein noch keineswegs erschöpfender, aber recht hübscher Vortrag Weizsäckers[32]) über das Verhältnis des Dichters zur antiken Philosophie und Kunst. Er erörtert seinen geistigen Gang von den durch Bayle ihm nahe gerückten antiken Skeptikern zu Epikur und Lucrez, dann zu Platon, von da zum Sokrates des Xenophon, zu Lukian und schliesslich zum Sokratiker Aristipp. Aus seinem frühzeitigen, zuerst rein litterarischen Interesse an der antiken Kunst erwuchs ihm die Frage nach der Idee der Schönheit, dann die Unterscheidung von Schönheit und Anmut. J. C. Füessli vermittelte ihm den Einfluss Winckelmanns. Noch galt ihm die moralische Schönheit als die einzig wahre; aber bald verwandelte der platonische Eros sich in den Eros der sinnlichen Liebe. Gerade in den Dichtungen, die diesen Umschwung am deutlichsten zeigten, suchte Wieland mannigfach griechisches Leben und griechische Bildwerke zu schildern, griechische Schönheit überhaupt zu verklären. Nun aber verlangte er zum Ideale der Schönheit vornehmlich auch das Charakteristische, das Seelenvolle, Schönheit verbunden mit Reiz, mit dem bewussten Streben zu gefallen. Das antike Gewand blieb auch den meisten seiner spätern Werke, wenn gleich diese den Interessen seiner eignen Zeit näher traten. Von ihnen hebt W. nur noch „Alceste" und die „Wahl des Herkules", hier abhängig von Seufferts Einleitung zum Neudruck des Goetheschen Faustfragments, die Uebersetzungen, einige Aufsätze über die bildende Kunst der Griechen und die „Göttergespräche" hervor. —

Von den Vertretern des älteren Romans, die sich hauptsächlich am empfindsamen und humoristischen Roman der Engländer[33]) schulten, haben Joh. Gottl. Schummel und sein Schüler Fried. Schulz, der Vf. des „Firlifimini", durch Hippe[34]) und Brümmer[35]) eine kurze, mehr biographisch als litterargeschichtlich befriedigende Darstellung gefunden[36]). — Aus dem „psychologischen" Roman „Anton Reiser" von dem den Stürmern nahe stehenden K. Ph. Moritz hat J. V. Widmann[37]) nach einer kurzen Anzeige des von L. Geiger besorgten Neudruckes umfangreiche Auszüge abgedruckt. —

Klingers Faustroman wurde noch verschiedentlich erörtert[38-39]); zur Lebensgeschichte seines Vf. teilte Obser[40]) aus den Karlsruher Kabinetsakten einen Brief des

---

A. Hermann: BLU. S. 499.]| — **31)** H. Sittenberger, Untersuchungen über Wielands „Komische Erzählungen": VLG. 4, S. 281—317, 406—39. — **32)** Weizsäcker, Wieland u. d. Antike. Vortr. bei d. Landesversamml. d. Vereins d. Lehrer an d. humanist. Anstalten Württembergs, Cannstadt d. 13. Juni 1891: KBlGRW. 1892, Heft 5 u. 6, S. 1—19. — **33)** × L. Fränkel, Z. Gesch. d. neueren dtsch. u. engl. Litt.: BLU. S. 344. (Ueber M. Gassmeyer, S. Richardsons Pamela, ihre Quellen u. ihr Einfluss auf d. engl. Litt.) — **34)** M. Hippe, J. G. Schummel: ADB. 33, S. 59—61. — **35)** F. Brümmer, Friedr. Schulz: ib. 32, S. 742/44. — **36)** × Carstens, Joh. Friedr. Schütze: ib. 33, S. 145. (Wertlos.) — **37)** J. V. W[idmann], Leiden e. Knaben (Auszüge aus K. Ph. Moritz' „Anton Reiser"): Bund, N. 63/4, 67—72, 74/9, 81/4, 86, 88—90. — **38)** × O. Erdmann, G. J. Pfeiffer, Klingers Faust (1890 IV 3 : 9): ZDPh. 23, S. 381/2.) — **39)** × W, G. J. Pfeiffer, Klingers Faust: HambCorrs. N. 2. — **40)** K. Obser, Friedr. Eug. v. Württemberg u. Klinger: VLG. 4, S. 595/6. — **40a)** F. Meyer v. Waldeck, Zu

Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg an Schlosser mit, worin er von den Schriften spricht, die er zu Gunsten Klingers gethan habe. — Meyer von Waldeck[40a]) beschrieb den Teil der Klingerschen Bibliothek, der nach dem Tode des Dichters der Universität Dorpat zufiel, darunter einige Werke Goethes mit eigenhändigen Widmungen des Vf. —

Noch näher heran an die klassische Periode führen uns Bürgers[41]) Versuche einer Homerübersetzung, mit denen sich Lücke[42]) sorgfältig beschäftigt hat. Gestützt auf die bekannten gediegenen Vorarbeiten über den deutschen Homer im 18. Jh., sie aber selbständig ergänzend, hat er zugleich einen schätzenswerten Beitrag zur Geschichte Bürgers und zur Erkenntnis von Homers Bedeutung für jene ganze Zeit geliefert. L. schildert zuerst chronologisch genau Bürgers verschiedene Bemühungen, die Ilias in Prosa, dann in Jamben und endlich in Hexametern zu übertragen, die Hindernisse, die das Werk störten, und den Umschwung, den die gleichzeitigen Versuche anderer Dichter und die öffentliche Polemik in Bürgers theoretischen Anschauungen über den Vers bewirkten. Darnach prüft er ästhetisch-historisch den Wert der Uebersetzungen Bürgers, wobei er streng methodisch die iambischen und hexametrischen Proben (besonders lehrreich mit Rücksicht auf die Homerischen Beiwörter), aber auch Bürgers, Stolbergs und Vossens[43-44]) Verdeutschung des griechischen Epos mit einander vergleicht. Den Grund, warum die Arbeit Bürgers erfolglos blieb, erblickt L. in seiner Unfähigkeit, die eigene Individualität zu Gunsten seines Originals zurückzudämmen, und in seinem Bestreben, Homer in der altertümlichen Sprache vergangener deutscher Zeitalter zu übersetzen, zum Schaden für die Naivität des echten Dichters und für die Einheitlichkeit seines Stils, und überdies mit der Sprache auch das ganze Wesen des Griechen zu verdeutschen, aus dem ionischen Sänger einen „altdeutschen Barden" zu machen. Dazu kommt noch seine despotische Vergewaltigung unserer Sprache bei neugebildeten Wörtern. Auch seinen hexametrischen Versuchen, die immerhin einen Fortschritt zu grösserer „Homerheit" bekunden, haften jene Mängel noch allzusehr an. —

An einen früher hochgepriesenen Zeitgenossen, wenn auch nicht Geistesgefährten unserer Klassiker, an Tiedge, erinnerte Ph. Stein[45-46]) bei Gelegenheit seines 50. Todestages; er betonte den Zusammenhang Tiedges mit dem Gleimschen Kreise und charakterisierte kurz seine poetisch unbedeutenden, aber sittlich tüchtigen vaterländischen Gedichte, sein Hauptwerk, die „Urania", und einige seiner späteren, minderwertigen Versuche. — Auf einen anderen, wohl mit mehr Recht vergessenen Dichter jener Zeit, G. A. F. Salchow, dessen Hauptwerk, das Heldengedicht „Numantias" (1819 bis 1821) in einer stark gekürzten und modernisierten Ausgabe[47]) neu erschien, wies ein anonymer Aufsatz[48]) hin: Salchow, am 8. Nov. 1779 zu Meldorf geboren, studierte in Kiel, Jena und Göttingen Theologie, geriet dabei aber in ein wüstes, unstetes Treiben, aus dem er sich erst völlig und für immer befreite, als er 1803 Lehrer in Altona wurde. Er war ein warmer Verehrer Arndts, mit Jahn innig befreundet, überall geachtet und geliebt. Aber von seinem Berufe nicht befriedigt und durch traurige persönliche Schicksale tief erschüttert, verfiel er in Schwermut und endete am 11. Nov. 1829 durch Selbstmord. Ueber den künstlerischen Charakter seines Werkes sagt der Vf. eben so wenig Brauchbares, wie Needler[49]) über ein gleichzeitiges, wie es scheint, spätromantisches Epos, das unter dem Titel „Richard Löwenherz" (Berlin 1819) in sieben Büchern allerhand fabelhafte Abenteuer erzählt. Ausser diesem sehr mangelhaft charakterisierten Gedichte weiss N., der mehrere provençalische, französische, englische und italienische Verherrlichungen des tapferen englischen Königs der Reihe nach vornimmt, in der ganzen deutschen Litteratur nur noch Konrads von Würzburg „Turnei von Nantheiz" zu nennen. Nicht einmal Körners „Rosamunde" und Marschners Oper „Templer und Jüdin", Text von W. A. Wohlbrück, fielen ihm ein, um von unbekannteren Werken, wie Grillparzers Fragment „Rosamunde Clifford" und Balladen oder lyrischen Gedichten, in denen Richard Löwenherz und Blondel eine Rolle spielen, ganz abzusehen. Freilich brauchte er nicht auf jede Erwähnung Richards in unserer Litteratur sich einzulassen; aber Worte wie z. B. die Saladins in Lessings „Nathan" mussten angeführt werden, wenn der stolze Titel der Schrift nicht blosse Prahlerei sein sollte. —

Zu einigen recht guten Arbeiten gab J. P. Hebel Anlass, insbesondere sein „Rheinländischer Hausfreund", dessen stilistische Form Willomitzer[50]) sehr fleissig untersuchte. Er gelangte zu dankenswerten Ergebnissen, wenn er auch die sprachliche Erklärung öfters bei einer genaueren Kenntnis der jetzigen oberdeutschen Mundarten

---

Klingers Bibliothek: AZg^B. N. 168. — 41) × Wunderbare Reisen u. Abenteuer d. Frhrn. v. Münchhausen. Nach G. A. Bürger. Mit 4 Buntbild. Berlin, Liebau. 12^0. 110 S. M. 1,00. — 42) O. Lücke, Bürgers Homerübersetzung. Progr. d. Kgl. Gymn. zu Norden. Berlin, Gaertner. 4^0. 39 S. — 43) (I 7 : 34.) — 44) (I 7 : 33.) — 45) Ph. Stein, D. Dichter d. „Urania" (Chr. A. Tiedge, gest. 8. März 1841): Didaskalia N. 56. — 46) id., Z. Erinn. an e. Fastvergessenen (Chr. A. Tiedge gest. 1841): KielZg. N. 14175. (Verkürzter Abdr. v. N. 45.) — 47) ○ G. A. Salchow, Numantias. E. Heldengedicht in 12 Gesängen, neu her. v. G. H. Hamburg, Crone & Martinot. 1890. VIII, 388 S. M. 6,00. — 48) E. vergessener holstein. Dichter u. sein Werk: KielZg. N. 14157. — 49) G. H. Needler, Richard Coeur de Lion in literature. Leipzig, Fock. 1890. 76 S. M. 2,00. — 50) (I 8 : 28.) —

(z. B. auch des Bayrischen und Fränkischen) noch weiter hätte fördern können. Er behandelt zuerst die mundartlichen Bestandteile in der Sprache des „Hausfreundes“, die sich hier noch viel reichlicher finden als in dem daraus hervorgegangenen, aber für weitere Kreise Deutschlands berechneten „Schatzkästlein“: Wörter, die nur im Dialekt vorkommen oder in ihm allein ihre alte Bedeutung erhalten haben, einige wenige Abweichungen des Lautstandes vom Hochdeutschen, zahlreiche volkstümliche Redensarten, besonders Euphemismen und Fremdwörter, die sich hauptsächlich der Bürgersmann angeeignet hat, volksmässige Formenbildungen in Flexion und Konstruktion, Diminutiva und Verstärkungen, Ausfall von grammatikalisch nötigen, aber logisch entbehrlichen kleinen Wörtern im Satzbau, Konstruktionen nach dem Sinn und nicht nach dem Wortlaut, lockere oder ungewöhnliche Wort- und Satzstellung, Konstruktionswechsel in Anakoluthen und Ellipsen, Chiasmus, Zwei- und Dreiteilung der Rede u. dgl. Dann führt W. den Humor und die Anschaulichkeit seines Dichters vornehmlich auf seine beständige Individualisierung zurück: Hebel personifiziert das Unpersönliche, deutet innere Empfindungen durch äussere Gebärden, abstrakte Begriffe durch sinnliche Zeichen an, strebt nach bestimmten Ortsangaben, liebt Gleichnisse und Bilder, bemüht sich weniger um die epische, objektive Darstellung der Begebenheit als um die Charakterzeichnung, braucht möglichst oft die Form des Dialogs und entwirft überhaupt gern eine dramatisch bewegte Scene; auch seine subjektiv reflektierenden Zusätze zur Erzählung, die sich meistens aus dem Charakter des Volksschriftstellers erklären und echte Perlen edelster Spruchweisheit enthalten, dienen mitunter zur Vermehrung der Spannung oder ähnlichen künstlerischen Zwecken. W. schliesst mit einem kurzen Wort über Hebels Wirkung auf die Dialektdichtung und volkstümliche Erzählungskunst des 19. Jh. — Von den im „Hausfreund“ behandelten Stoffen fand J. Keller[51]) mehrere, als deren Quelle bisher nur das „Vademecum für lustige Leute“ galt oder deren Herkunft überhaupt unbekannt war, auch in Zschokkes „Schweizerboten“ verwertet, besonders 1804, doch auch gelegentlich früher und wieder 1807. Im Anschluss daran suchte K. die Vermutung zu erweisen, dass Hebel 1805 sein Gedicht auf Zschokkes Hochzeit nur auf Veranlassung des mit ihnen beiden befreundeten Buchhändlers Sauerländer verfasst habe, ohne bis dahin mit Zschokke selbst persönlich näher bekannt zu sein; auch beleuchtete er die Stellung, die beide Dichter zu Napoleon und seinen Gegnern, besonders Andreas Hofer, einnahmen. — Meidel[52]) und Sprenger[53]) ergänzten diese Untersuchung durch den Nachweis, dass der Stoff von Hebels „Kindesdank und Undank“ auch schon in altfranzösischen, altitalienischen und altdeutschen Erzählungen (meist von v. d. Hagen, Gesamtabenteuer, Bd. 2 und 3, und von W. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Bd. 3, N. 78, erwähnt) sowie in Langbeins Gedicht „Die Rossdecke“ begegne. — Von Zschokkes Schriften erschien eine kärgliche, aber sonst nicht üble Auswahl[54]) in vier Abteilungen (Bruchstücke aus der „Schweizergeschichte“, der „Selbstschau“ und den „Stunden der An-Andacht“, sowie die Novellen „Der tote Gast“ und „Das Abenteuer in der Neujahrsnacht“), der Rob. Weber eine knappe, biographisch-litterargeschichtliche Einleitung mit einigen thörichten Phrasen gegen die „mannigfachen Verirrungen des ästhetischen Formalismus“ unserer „sogenannten Klassiker“ und ihrer Epigonen vorausschickte. — Noch ein zweites Mal wurde die in der psychologischen Entwicklung nicht bedeutende, aber lebhaft vorgetragene Novelle „Der tote Gast“ gedruckt, zusammen mit zwei anderen volkstümlichen Erzählungen („Eine Hochzeit“ und „Auf Wiedersehen“) von Goldammer und der „Marzipan-Lise“ von Halm[55]). —

Auch von dem Jugendschriftsteller Christoph von Schmid sind zahlreiche Geschichten, manche in mehreren Ausgaben wieder gedruckt worden[56-64]); selbst an neuen Uebersetzungen ins Französische[65]) und Italienische[66]) hat es nicht gefehlt. — Ferner sind Ludwig Bechsteins sämtliche Märchen[67]) mit Illustrationen neu erschienen.[68-72]) —

51) J. Keller, J. P. Hebel u. H. Zschokke: ZDU. 5. S. 225—42. — 52) Meidel, Zu Zschokkes u. Hebels Erzählung v. undankbaren Sohn: ib. S. 644/5. — 53) R. Sprenger, Z. Erzählung v. undankbaren Sohn: ib. S. 779—81. — 54) H. Zschokke, Ausgew. Schriften. Neue Originalausg. Aarau, Sauerländer. 84, 79, 144, 73 S. — 55) H. Zschokke, L. Goldammer, F. Halm: D. tote Gast u. andere Erzählungen. Mit 8 Illustr. Weimar, Schriftenvertriebsanstalt. 192 S. M. 1,00. — 56) Christ. v. Schmid, Heinr. v. Eichenfels u. and. Erzähl. Mit 5 Bild. Wesel, Düms. 72 S. M. 0,50. — 57) id., D. Wasserflut am Rheine. D. Eierdieb. Mit 5 Bild. Ebda. 72 S. M. 0,50. — 58) id., D. beste Erbteil. Titus u. seine Familie. Mit 5 Bild. Ebda. 72 S. M. 0,50. — 59) id., Jugendfreund. Auserles. Gesch. Mit 15 Bild. Ebda. 72, 72, 72 S. M. 1,50. (Enthält N. 56/8.) — 60) id., Waldomir. Paul Arnold. D. Himbeeren. D. Wasserkrug. Mit Bildern. Neue Stereotypausg. Reutlingen, Ensslin & Laiblin. 160 S. M. 1,50. — 61) id., wie N. 60. Neue Ausg. Ebda. 12⁰. 160 S. M. 0,50. — 62) id., 11 auserw. Erzähl. für d. Jugend. Mit 5 Bild. Stuttgart, Loewe. 4⁰. III, 115 u. 115 S. M. 5,00. — 63) id., Ausgew. Erzähl. Mit Bildern. Neuchatel, Attinger. 4⁰. 51 S. M. 3,00. — 64) Ausgew. Erzählungen u. Märchen für Kinder, her. v. C. A. Deipenbrock. Bdchen 1-7. Danzig, Kafemann. 16⁰. 65, 92, 75, 148, 106, 96 u. 78 S. Jedes Bdchen. M. 0,25. (Enthält vor allem Vieles v. Ch. v. Schmid, auch Mehreres v. Herder, Campe, Hebel, Zschokke, Krummacher, Andersen, Jer. Gotthelf, Weissflog, Ludw. Bechstein, Stöber, Pröhle, Frd. Hoffmann u. a., besonders auch von den Brüdern Grimm.) — 65) Christ. v. Schmid, wie N. 63. Französ. Ausg. Neuchatel, Attinger. 4⁰. 51 S. M. 3,00. — 66) ○ id., [Neue Uebersetzung seiner Erzählungen ins Italienische.] 29 Bdchen. Milano, Battezzati Succ. — 67) L. Bechstein, Sämtl. Märchen. Mit 67 u. 5 Bild. Berlin, Fontane. 352 S. M. 3,00. — 68-72) × Ausgew. Erzähl. u. Märchen für Kinder, her. v. C. A. Deipenbrock. Bdchen 8 u. 9. A. Gillwald: Aus harten Zeiten, 3 hist. Erzähl.; Azuma, hist. Erzähl. aus d. Zeit d. Entdeckung Mejikos. Danzig, Kafemann. 16⁰. 92 u. 74 S. Je M. 0,25 —

Für einen der grösseren Romane Jean Pauls, „Siebenkäs“, wurde durch seinen Enkel B. Förster[73]) der ernst gemeinte und hoffentlich nicht vergebliche Versuch unternommen, den krausen Humoristen für das heutige Publikum lesbarer zu machen. Trotz aller aufgebotenen Pietät musste freilich der eigenartige Stil und Text Jean Pauls, der eben von seinen Fehlern unzertrennlich ist, zerstört werden. — Mit Recht betonte L. Geiger[74]), dass das Bedenkliche und Veraltende im „Siebenkäs“ nicht nur in den Einzelheiten, sondern in der ganzen Anlage des Romans liege. — In keiner Weise veraltet sind hingegen verschiedene Aphorismen, die aus Jean Pauls ungedrucktem Nachlass bekannt wurden[75]), geistvolle und witzige, manchmal auch sarkastische Aussprüche über allerlei im Leben und in der Kunst, besonders über Genie und Kritik, daneben das litterargeschichtliche Bonmot: „Hippel war ein heiliger Geist, in den der Teufel gefahren war. Aber er gehört unter die Autoren, die man aufschlägt, wo man will, und fortliest.“[76]) — Jean Pauls liebevolle Begeisterung für Musik besprach A. Bock[77]). Dem Dichter fehlte freilich die fachmännische Bildung eines E. T. A. Hoffmann, so dass er einzig seine Phantasie spielen lassen musste, die sich auch hier ins Unendliche verlor. Und doch entzückte er am Klavier phantasierend seine Zuhörer, und sein Wunsch, dass endlich Apoll einem und demselben Meister die Gabe der Poesie und der Musik verleihen möge, war echt. — Eine glücklich das Notwendige zusammenfassende Gesamtcharakteristik des Menschen und Schriftstellers Jean Paul knüpfte Paetow[78]) an eine ausführliche, ablehnende Kritik von Nerrlichs Buch an. Zugleich wies er auf Jean Pauls grössere Nachfolger Gottf. Keller und Dickens hin, die ihn durch Schärfe der Sprache und der Charakteristik weit übertreffen, während uns von ihm gerade die mühsame Breite seiner Darstellung, die erdrückende Fülle seiner Redeweise, die unkünstlerische oder sonderbare Form abhält; auch Farina und W. Raabe hebt P. als direkte Schüler Jean Pauls hervor. — Trefflich charakterisiert diesen H. Conrad[79]) nach den Andeutungen des mannigfach von dem deutschen Humoristen beeinflussten und um seine Einbürgerung in England bemühten Vf. von „Sartor resartus“: stosse auch sein Stil und der Bau seiner Bücher zuerst ab, so ziehe hingegen sein unübertroffener Humor als Blüte, Duft und reinster Ausfluss einer tiefen, schönen und liebevollen, mit sich selbst harmonischen und mit der Welt ausgesöhnten Natur, sein rührendes Pathos, sein Geist, sein Sinn für Natur, die Eigenart seiner Charakterzeichnung mächtig an. Aber C. vergisst auch die von Carlyle verschwiegene Affektation und oft geschmacklose Manieriertheit Jean Pauls nicht. In ihr sieht er nur „einen geistig, wissenschaftlich, stellenweise auch gemütlich vertieften Euphuismus“, der Jean Pauls ganze Dichtung durchsetzt und die poetische Wirkung immerfort tötet, noch zum Glück aber nur an der Form haftet und den Wert ihres innern Gehaltes nicht antastet.[80]) —

Halb und halb durch Jean Paul wurde E. T. A. Hoffmann in die Litteratur eingeführt; Erinnerungen an ihn, die uns meist nach Bamberg weisen, über sein Verhältnis zu dem Arzte Dr. Markus, über Hoffmanns Frau und über seine Julia manches Hübsche enthalten und für die Entstehungsgeschichte der Kreisleriana wichtig sind, teilt Amély Godin[81]), die Tochter seines Bamberger Freundes Dr. Friedrich Speyer, aus Gesprächen ihrer Eltern mit. — Pröhle[82]) weist in ziemlich schwerfällig-verworrener Darstellung den wiederholt gegen Hoffmann erhobenen Vorwurf zurück, es habe ihm an Vaterlandsliebe gefehlt und er habe als Kriminalrichter rücksichtslos die deutsche Jugend verfolgt; P. erinnert dabei namentlich an ein vergessenes Aktenstück, dass er schon 1855 im Anhang zu seinem Leben Jahns herausgegeben hat, Hoffmanns Bericht im Hauptprozesse gegen F. L. Jahn (1820). —

Mit einem Freunde Hoffmanns, Chamisso, hat sich Walzel[83]) eingehend beschäftigt. Als wertvolle, sehr fleissige Vorstudie zu seiner 1892 erschienenen Ausgabe des Dichters bot er eine gründliche Untersuchung seiner Prosaerzählungen, besonders des „Peter Schlemihl“, forschte der Enstehung, den Quellen für die einzelnen Züge des Märchens nach und deutete es auf Chamissos eigene Unbehilflichkeit in der Kunst, auf sein Gefühl der Unzulänglichkeit seines Lebens und Schaffens, aus dem ihn wie Schlemihl erst das Studium der Naturwissenschaft rettete; nur nebenbei spiele die Vaterlandslosigkeit herein. Den dichterischen Wert der Erzählung mit ihrem reichen allegorisch-menschlichen Gehalte suchte W. durch eine Vergleichung mit Chamissos früherem Märchen „Adelberts Fabel“, mit den Märchen seiner Vorgänger und Nach-

---

73) Jean Paul, Siebenkäs. Bearb. v. e. Enkel d. Dichters. 2 Bde. Stuttgart, Dtsch. Verlagsanst. XI, 239 u. VI, 208 S. M. 4,50. |[HambNachr^S. N. 24; J. R. (wohl Julius Riffert): LZg^B. N. 105; X. Y. Z.: Gesellschaft I, S. 692.]| — 74) L. Geiger. Jean Paul in verjüngter Gestalt: MünchNN. N. 235. — 75) Aphorismen. V. Jean Paul. (Ungedr. Nachl.): DDichtung 10, S. 17, 56 u. 78. — 76) × Jean Paul über d. Korrektoren: Nation^B. 8, S. 538. (Nur e. Citat aus d. Flegeljahren, 4. Bdchen., N. 59.) — 77) Alfr. Bock, Jean Pauls Verhältnis z. Musik: AZg^B. N. 165. — 78) W. Paetow, Jean Paul u. sein Biograph. I.-II.: VZg^S. N. 28/9. — 79) Herm. Conrad, Carlyle u. Jean Paul: Gegenw. 39, S. 309—11. — 80) × O. Günther, Jean Pauls Flucht aus Leipzig. (Abdr. aus LeipzTBl.): Hausfreund N. 97. (Lebendig nach bekannten Quellen geschildert.) — 81) A. Godin, Erinnerungen an E. Th. A. Hoffmann: MünchNN. N. 36. — 82) H. Pröhle, Z. Ehrenrettung E. Th. W. Hoffmanns: Grenzb. I. S. 121/8. — 83) O. F. Walzel, Chamissos Prosa-Erzählungen: AZg^B. N. 179—80. — 84) F. Kummer, Johanna H. Schopen-

ahmer Tieck, Arnim, Fouqué, E. T. A. Hoffmann, F. Förster zu bestimmen und prüfte schliesslich noch die spätere satirische Geschichte „Haimatochare“ auf ihre Echtheit: W. bestreitet dieselbe, glaubt aber, dass Chamisso einen nicht unbedeutenden Anteil an ihrer Erfindung habe. —

Von den gleichzeitigen und wenig späteren Novellen- und Romandichtern wurde die von Goethe hochgeschätzte Johanna Schopenhauer (1766—1838), die Begründerin des Entsagungsromans, durch Kummer[84]) gut, der unter dem Pseudonym F. Laun schreibende F. Aug. Schulze (1770—1849) gleichfalls durch Kummer[85]) oberflächlicher charakterisiert; Theod. Schwarz (1777—1850) wurde von Pyl[86]) mehr nach seinem Leben als nach seinen Werken, K. Ludw. Seidel (1788—1844) von L. Fränkel[87]) mit vielem Fleisse, aber nicht scharf genug eindringendem litterargeschichtlichen Urteile geschildert. — Sehr dürftig sind die Aufsätze von Carstens[88]) über Anna Schoppe (1791—1858) und von Bäumker[89]) über den Tiroler Schriftsteller Joh. Schuler (1800 bis 1856), besser der von Schlossar[90]) über Friedrich Fürst Schwarzenberg (1800—1870) ausgefallen, während ein zweiter Artikel Schlossars[91]) über einen andern österreichischen Novellisten Andr. Schumacher (1803—1868), der sich auch als Uebersetzer mit Erfolg versuchte, recht unbedeutend geblieben ist. — Ein ungleich grösserer Uebersetzer, der neben vielem andern Rabelais' „Gargantua“ ausgezeichnet verdeutschte, J. G. Regis (1791—1854), wurde uns an seinem 100. Geburtstag[92]) wieder ins Gedächnis gerufen. — Von Hauffs Werken besorgte Flaischlen[93]) eine neue, mit biographischer Einleitung und Anmerkungen versehene, reich illustrierte Ausgabe. — Auf eine bisher wenig beachtete Seite in den Schriften des liebenswürdigen Erzählers wies Mendheim[94]) hin. — „Lichtenstein“ wurde von Raida[95]) als romantische Volksoper bearbeitet. — Einem zwar aus deutscher Familie stammenden, seinem Wirken nach aber mehr in die französische Litteraturgeschichte gehörenden Schweizer Schriftsteller, R. Töpffer (1799 bis 1846), dessen erste satirisch-humoristische Zeichnungen und Schilderungen Goethes lebhaften Beifall fanden, wie denn auch seine spätern Skizzen und Novellen mehrfach in deutschen Uebersetzungen verbreitet wurden, widmete Glöckner[96]) eine liebevoll eindringende, gründliche und manches Neue liefernde Studie. — Mehr dem deutschen Wesen neigte sich ein anderer Vermittler zwischen dem Deutschtum und Franzosentum zu, Ludwig Spach, dessen elsässischer Roman „Henri Farel“ (1834) von Hermann Ludwig (von Jan)[97]) in einer verkürzenden, deutschen Uebersetzung herausgegeben wurde, von S. Hausmann[98]) als ein getreues Spiegelbild der Doppelnatur seines Vf. charakterisiert. — Von Immermanns „Oberhof“ besorgte Carel[99]) eine Schulausgabe, die namentlich die kulturgeschichtlichen Schilderungen Westfalens ganz und von dem Uebrigen hervorragend schöne Bruchstücke enthält, überhaupt aber ungleich mehr aus der ersten als aus der zweiten Hälfte der Erzählung mitteilt. Eine kurze Biographie, hauptsächlich Jugendgeschichte, des Dichters leitet das Buch ein; sehr wenige Anmerkungen zur Erklärung westfälischer Wörter schliessen es ab. — Einzelne Romane von Spindler[100]) und von Rellstab[101]) erschienen in neuen Ausgaben. — Die drei letzten Bände der zweiten Serie von ausgewählten Werken Gerstäckers, herausgegeben von Theden[102]), enthalten den zweiten Teil der etwas breit und salopp, aber flott und anregend erzählten Reisen, die kulturgeschichtlich weniger anziehenden Streif- und Jagdzüge durch Amerika und den spannenden Roman „Im Eckfenster“, dessen hübsche Scenen und gute, nur bisweilen etwas übertriebene Schilderungen socialer Verhältnisse uns gern über manche Oberflächlichkeit der psychologischen Motivierung, über den Gebrauch sensationeller Effekte und über den etwas altmodischen Aufbau des Ganzen hinwegsehen lassen. Jedenfalls darf diese neue „Volks- und Familienausgabe“ mit Dank begrüsst werden. — Ueber den bedeutenderen Vorgänger Gerstäckers in der Darstellung amerikanischen Lebens, Karl Postl (Charles Sealsfield), veröffentlichte Brümmer[103]) einen biographisch guten, im litterargeschichtlichen und ästhetischen Urteil jedoch ganz unselbständigen Aufsatz. — Sehr gewissenhaft ergänzte Zschommler[104]) die reizenden

---

auer geb. Trosiener: ADB. 32, S. 346/9. — **85)** id., Friedr. Aug. Schulze: ib. S. 768/9. — **86)** Pyl, Theod. Schwarz: ib. 33, 51/3. — **87)** (I 3 : 17.) — **88)** Carstens, Anna E. S. K. Schoppe geb. Weise: ib. 32, S. 368/9. — **89)** W. Bäumker, Joh. Schuler: ib. S 676. — **90)** A. Schlossar, Friedr. Fürst Schwarzenberg: ib. 33, S. 290/5. — **91)** id., Andr. Schumacher: ib. 29—30. — **92)** (J. Elias,) J. G. Regis (100. Geb.): VZgS. N. 17. — **93)** ○ XX Hauffs Werke. Mit mehr als 300 Illustr., her. C. Flaischlen. 2 Bde. (In etwa 40 Lieff.) Stuttgart, Dtsch. Verlagsanst. Je 0,50. [NatZg. 21. Juli; LZg. N. 276; HambNachrS. N. 51; BLU. S. 270.]| — **94)** ○ (M.) Mdh. (= Mendheim), Verherrlichung d. Deutschen in Paris bei W. Hauff: ZgB. N. 86. — **95)** HambCorr. N. 312. — **96)** G. Glöckner, Rod. Töpffer, sein Leben u. seine Werke. Progr. d. Franciseeum. Zerbst, Schnee. 4⁰. 39 S. — **97)** Heinr. Farel. E. elsäss. Roman v. L. Spach. Dtsch. bearb. v. Herm. Ludwig (v. Jan). 2 Bde. Stuttgart, Dtsch. Verlagsanst. XIV, 302, 240 S. M. 5,00. |[SchwäbKronik N. 102; r. g.: DDichtg. 10, S. 180.]| — **98)** S. H. (S. Hausmann), E. elsäss. Roman: SchlesZg. N. 82. — **99)** (I 7 : 37.) — **100)** K. Spindler, D. Jude. Dtsch. Sittengemälde aus d. 1. Hälfte d. 15. Jh. Illustriert. 4 Bde. Teschen, Prochaska. 12⁰. 224, 224, 224 u. 84 S. M. 2,40. — **101)** L. Rellstab, 1812. E. hist. Roman. 5 Bde. Teschen, Prochaska. 12⁰. 90, 224, 212, 224 u. 122 S. M. 2,70. — **102)** F. Gerstäckers ausgew. Werke. 2. Volks- u. Familienausg. Neu durchges. u. her. v. D. Theden. 2. Serie. Bd. 10/2. Jena, Costenoble. 624, 527, 611, 624 S. Je M. 1,80. — **103)** F. Brümmer, Ch. Sealsfield (K. Postl): ADB. 33, S. 499—502. — **104)** M. Zschommler, Beitrr. zu Jul. Mosens Erinnerungen. JB. d. kgl. Gymn. Plauen i. V., Neupert. 4⁰. 34 S. M. 1,50. |[A. Schroeter:

„Erinnerungen“ Mosens aus Akten, Briefen und aus den Papieren Eduard Aemil Mosens, des erst 1884 verstorbenen Bruders des Dichters. Das Neue, das sich dabei ergiebt, besteht freilich nur in äusserlichen Kleinigkeiten, einigen Jahreszahlen, Personalangaben und dergleichen, ist aber für einen künftigen wissenschaftlichen Biographen Mosens sehr wertvoll. Die Kinderjahre, die Schul- und Universitätszeit des Dichters — bis zu ihrem Abschluss (1824) reicht die Schrift — werden uns durch sie viel klarer, namentlich der Charakter seines Vaters, dessen von Z. abgedruckte Briefe eine Hauptquelle dieser neuen Beiträge sind. Geringer ist ihre Ausbeute für die litterargeschichtliche Erkenntnis im eigentlichen Sinne, da Z. leider von den später unterdrückten Jugendgedichten Mosens, die ihm vorlagen, fast nichts mitteilt.[105]) — Nahezu ein Altersgenosse Mosens und gleich ihm auch im epischen Gedichte thätig war Gust. Schwetschke (1804—1881), der Vf. der „Bismarckias“ und „Varzinias“, dessen Leben und Wirken Walth. Schultze [106-107]) in aller Kürze gut und gerecht charakterisierte. — Neue Mitteilungen über eine von den früheren Darstellern aus politischen oder amtlichen Rücksichten sehr flüchtig behandelte Periode im Leben des Vf. von „Prinz Rosa Stramin“, Ernst Koch, bot H. Brunner [108]) auf Grund einer eigenhändigen Eingabe, die Koch 1846 an die luxemburgische Regierung richtete und die das nichts weniger als korrekte Verhalten dieser Regierung gegen den Dichter grell beleuchtet. — Amely Bölte [109]) veröffentlichte einige Briefe von Fanny Lewald aus dem Jahre 1848, die neues Licht über ihr Verhältnis zu A. Stahr verbreiten, auch sonst manches Interesse erregen können. — Zum 80. Geburtstage der Verfasserin des eben genannten Aufsatzes selbst erschien ein für ihre Lebensgeschichte aufschlussreicher Artikel mit einer kurzen Würdigung ihrer Werke, denen dabei weniger Phantasie und poetischer Schwung als scharfe Beobachtung und Berechnung zuerkannt wurde [110]). — Das Leben einer etwas jüngeren, von der katholischen Kritik hochgerühmten Schriftstellerin, Maria di Sebregondi (1814—1882), schilderte Brümmer [111]) gut nach hs. Mitteilungen (von wem?); die litterarische Charakteristik ermangelt jeglicher Selbständigkeit.[112]) — Von dem Freund und Schüler der grössten deutschen Dichterin, Levin Schücking (1814—1883), zeichnete Hüffer [113]) ein vortreffliches, ebenso sorgfältig ausgemaltes wie ähnliches Bild in engem Rahmen. —

Auf Grund hs. Mitteilungen versuchte Brümmer [114]) Karl Schramm (1810 bis 1888) von dem Vorwurfe des Denunciantentums zu retten, mit dem ihn sein Mitgefangener zu Graudenz, Fritz Reuter, belegt hat. — Von Reuter selbst gab Gaedertz [115]) einige Briefe, meist über seine Haus- und Gartenanlage bei Eisenach, die am 7. November mit einer Gedächtnistafel geschmückt wurde [116]), an Ferdinand Jühlke heraus, der, 1815 zu Barth an der Ostsee geboren, seit 1834 als akademischer Gärtner zu Eldena wirkte, 1858 Direktor des Gartenbauvereins in Erfurt und 1866 Hofgartendirektor in Sanssouci wurde († 1893).[117]) — Um die Erklärung des Namens Nüssler in „Stromtid“ bemühten sich neuerdings Puls [118]), Glöde [119]) und Kohrs [120]). Der letztere wies, wie zum Teil schon Glöde, nach, dass das fragliche Wort nichts mit dem hochdeutschen Nuss zu thun habe, auch von Reuter gar nicht neu gebildet worden sei; sondern schon 1754 in Richeys „Idioticon Hamburgense“ kommt nüsseln (= zauderhaftig arbeiten) und Nüsseler vor, ebenso in späteren niederdeutschen Wörterbüchern. — Eine allgemeine Würdigung Reuters strebte A. Biese [121]) an. Kurz charakterisiert B. auch die plattdeutschen Nachfolger Reuters, John Brinkmann und Felix Stillfried, dann den Erben des weltschmerzlich-tragischen Humors von Jean Paul, W. Raabe, ferner mehrere neuere erzählende Dichter und Dichterinnen, denen allen der Humor nicht fremd ist (Storm, Keller, Heyse, Ilse Frapan, Isolde Kurz, Helene Böhlau, Hans Arnold, Gerhard Walter, Th. Justus, Hans Hoffmann — warum fehlt F. Th. Vischer?), und namentlich Heinrich Seidel, den feinsinnigen Umbildner des Reuterschen Humors, und seine Hauptfigur Leberecht Hühnchen, in der sich Jean Paulscher und Reuterscher Humor harmonisch vereint. Ergänzend tritt dazu Seidels kurze Selbstbiographie im Anhange. —

Obwohl in gewissen Grundgedanken mit Biese einig, beurteilt doch Spielhagen [122]) in einem geistvollen Essay über Auerbach den deutschen Humor weit un-

---

BLU. S. 580.]| — **105)** × (J.) —s (Elias), E. Mörike, Mozart auf d. Reise nach Prag. 3. Aufl.: Nation[B]. 8, S. 285. — **106-7)** Walth. Schultze, Gust. Schwetschke: ADB. 33, S. 440/2. — **108)** H. Brunner, Ernst Koch, d. Dichter d. „Prinz Rosa Stramin“. (Mitteill. aus seinem Leben, aus d. Jahren 1840/6): CasselAZg. N. 244/5. — **109)** Amely Bölte, Neue Mitteill. über Fanny Lewald: ML. 60, S. 756/9. — **110)** M. Sch., Z. 80. Geb. Amely Böltes: SchlesZg. N. 696. — **111)** F. Brümmer, Maria di Sebregondi, verheir. Lenzen u. ten Brink: ADB. 33, S. 509—10. — **112)** × D. Einsiedler im Walde, e. Weihnachtsgesch. aus Amerika v. Ottilie Wildermuth Made practical by A. Albin Fischer. Philadelphia, Fischer's school of languages. 110 S. (Z. Unterricht v. Amerikanern im Deutschen mit Worterklärungen u. allerlei grammat. Uebungsfragen versehen.) — **113)** H. Hüffer, Levin Schücking: ADB. 32, S. 643/7. — **114)** F. Brümmer, Karl Schramm: ib. S. 445/6. — **115)** K. Th. Gaedertz, F. Reuter u. F. Jühlke. I. II.: NZg[8]. N. 18/9. — **116)** HambCorr. N. 794. — **117)** × rec. Reuter-Studien v. K. Th. Gaedertz: WIDM. 69, S. 290. — **118)** A. Puls, Zu Ztschr. IV, 274 (3) flg.: ZDU. 5, S. 281/2. — **119)** O. Glöde, Zu Ztschr. V, 4, 281: „Jochen Nüssler“: ib. S. 416/8. — **120)** H. Kohrs, Zu „Jochen Nüssler“: ib. S. 418/9. — **121)** (I 3 : 130a.) — **122)** F. Spielhagen, B. Auerbach (Gelegentl. d. Briefe an s. Freund Jak. Auerbach). (= Aus mein. Studienmappe. S. 199—272.) (Vgl I

günstiger: bisher habe er sich noch nie aus der idyllischen Sphäre zu jenem Welthumor erhoben, dessen sich die Engländer und Spanier rühmen können, und gerade, dass unser grösster Humorist sich der Mundart bediente und alle mit ihr verbundenen geistigen Schranken sich gefallen liess, bestätige jenen Mangel am deutlichsten. Im Gegensatz zu Reuter verwertete Auerbach den Dialekt in seinen Dorfgeschichten nur teilweise. S. wägt die Vorteile und Nachteile dieses sparsameren Gebrauchs der Mundart ab und betont hier wie sonst Auerbachs angeborene und am Studium Schillers und Goethes genährte Neigung zum Pathos, in das nach seinem eigenen Geständnis seine Lustigkeit jedes Mal umschlug, wenn er etwas „Lachfrohes“ machen wollte. Als einen Grundmangel Auerbachscher Erzählungen bezeichnet S. das Reflektive und die Motivierungssucht: die reine Thätigkeit der Phantasie wird durch das Hereinbrechen des nüchternen Verstandes gestört und getrübt, was Auerbach in seinen grossen Romamen vergeblich dadurch zu bessern sucht, dass er die Beobachtung des aktuellen Lebens bis zum Uebermass treibt und so Erfahrungsstoff auf Erfahrungsstoff häuft, ohne ihn künstlerisch verarbeiten zu können. Stets spielt in seine Werke seine eigene Persönlichkeit nur zu sehr herein, der reflektierende Dichter, der in Wahrheit grösser ist als seine Werke, bei aller sonstigen Unähnlichkeit mit Jean Paul ihm doch verwandt durch den mächtig quellenden, die Schranken der künstlerischen Fassung zeitweilig überstürzenden Reichtum von Geist und Gemüt. Liebevoll schildert S. Auerbachs Gemütswärme, den Fanatismus seiner oft getäuschten und doch nie erlöschenden Menschenliebe, seinen Sinn für das Volk und sein Streben, auch als Dichter das Volkstum darzustellen, seinen ethischen Liberalismus, seinen Vermittlungseifer bei politischen, socialen, religiösen, wissenschaftlichen Gegensätzen, ausführlich endlich und mit rühmenswürdigster Objektivität seine Stellung zur Judenfrage. — Einen kürzeren, warm geschriebenen Aufsatz widmet Rosegger[123]) dem Vf. der Schwarzwälder Dorfgeschichten als einem Dichter des Ueberganges vom romantisch angehauchten Idealismus des philosophischen Jahrhunderts zum Realismus unserer Tage; kein naiver, sondern ein Tendenzdichter, trat Auerbach für Zucht und deutsche Sitte, für Humanität und Patriotismus ein, zwar bisweilen harmlos eitel, aber stets warm und voll Glauben an menschliche Güte, stets Optimist. — A. Bettelheim[124]) stellt mit Rücksicht auf die mehrfach erhobene Anklage, Auerbach habe in der „Frau Professorin“ und im „Neuen Leben“ die Liebe und die spätere Ehe Jakob Henles mit Elise Egloff in unbefugter Weise dichterisch verwertet, den wirklichen Sachverhalt fest: nur wenige Motive sind aus der Geschichte dieses Verhältnisses für eine kleine Episode im „Neuen Leben“ entlehnt; B. deutet aber zugleich auf den Zusammenhang jener Ereignisse mit Gottfr. Kellers Erzählung von der armen Magd Regine im „Sinngedicht“ und nimmt schliesslich für den Dichter energisch das Recht in Anspruch, die Urstoffe seiner Poesie aus dem leibhaftigen Leben zu holen, ohne dass man ihn eines Vertrauensbruches bezichtige. — Kohut[125]) teilt aus ungedruckten Briefen Auerbachs an den Dresdener Schriftsteller Dr. Wilh. Wolfsohn (1850—1865) einzelne Stücke mit, besonders klagende und grollende Worte über die rumänischen Judenverfolgungen von 1859, freudige Aeusserungen über Berliner Freunde, über Jakob Grimm, „diesen herrlichen Menschen“ (1860), Urteile über den späteren Kaiser Wilhelm I., über Jean Paul, Alexander v. Humboldt und Varnhagen v. Ense. Leider hat K. die litterargeschichtliche Bedeutung seiner Publikation dadurch sehr abgeschwächt, dass er sich nicht getraute, kritische Urteile Auerbachs über zeitgenössische Dichter und Schriftsteller anzuführen.[126]) — Einem anderen jüdischen Dichter, L. Kompert, dem „Fürsprech des Ghetto“, ruft W. Goldbaum[126a]) einige recht allgemeine, aber warme Worte über das, was er für die Juden geleistet hat, in das Grab nach. — Unter den neueren Dichtern süddeutscher Dorfgeschichten erfreuen sich Hermann Schmid[127]) und Maximilian Schmidt[128]) noch immer des Beifalls der Leser und Leserinnen; dem letzteren hat auch die Fortsetzung der über jedes richtige Mass weit hinausgehenden Angriffe Kreowskis[129]), der ihn der mannigfaltigsten, plumpsten Plagiate beschuldigte, bei Unparteiischen und Urteilsfähigen wenig geschadet. Zu seiner Rechtfertigung wäre deshalb seine stellenweise zur vollständigen Biographie erweiterte, übrigens durchaus überzeugende Selbstverteidigung[130]) kaum in solchem Umfange nötig gewesen. — Den jung verstorbenen elsässischen Novellisten Wilh. Sommer hat eine neue Ausgabe seiner Erzählungen seinen Freunden wieder ins Gedächtnis gerufen.[131]) — Blosse neue Ausgaben

---

3 : 76.) — **123)** P. K. Rosegger, D. Andenken B. Auerbachs: BerlTBl. N. 384. — **124)** A. Bettelheim, Auerbach u. Henle: Nations. 9, S. 193/6. — **125)** A. Kohut, Aus ungedr. Briefen B. Auerbachs: AZgJudent. S. 68/9. — **126)** × H. Becker, E. christl. Schulmann über B. Auerbach: ib. S. 132. (Unbedeutendes, zw. Lob u. Zweifel schwankendes Urteil d. Seminarlehrers J. G. Zeglin zu Dramburg [1873]). — **126a)** W. Goldbaum, Am Sterbetage Leop. Komperts: ib. S. 570/1. — **127)** Herm. Schmid, Ges. Schriften. Volks- u. Familienausg. 2. Aufl. 15.—26. u. 41.—52. Lief. Leipzig, Keil. 12⁰. Je M. 0,30. — **128)** Maximilian Schmidt, Ges. Werke. 20.—34. Lief. Leipzig, Liebeskind. Je M. 0,50. — **129)** E. Kreowski, Hr. Maximilian Schmidt bei d. Arbeit. (Neue Beitrr. z. vergl. Litt.): Gesellschaft I, S. 648—50. — **130)** Maximilian Schmidt, Jämmerlichkeiten in d. Münchener Schriftstellerwelt. München, Lindauer. 53 S. — **131)** Wilhelm Sommer redivivus. (Erzähl.

von Anzengruber[132]), Hackländer[133]), Marlitt[134]), Rosegger[135]), Adelmann[136]), sowie englische Uebersetzungen von G. Freytags „Verlorener Handschrift“ und „Erinnerungen“[137]) und eine italienische Uebersetzung von Storms „Immensee“[138]) brauchen nur erwähnt zu werden. —

Auch zwei Prachtnovellen Gottfried Kellers[139]) wurden ins Italienische übersetzt. — Kellers Tod gab noch immer Anlass zu verschiedenen Veröffentlichungen über den unsterblichen Dichter. Von seinen gesammelten Werken kamen die Bände 4 bis 7 neu heraus, den ganzen Schatz seiner Novellen enthaltend[140]). — Eine sehr schöne Gabe ward uns in Kellers Briefwechsel mit F. Th. Vischer[141]) geboten und zwar in der bequemsten Weise, indem alles, was zum Verständnis erforderlich ist, sogleich den Briefen selbst beigefügt ist, auch wenn es nicht eben schwer zu beschaffen wäre. Die Briefe reichen vom 1. Okt. 1871 bis zum 20. Januar 1882 und beziehen sich zuerst auf die Herausgabe der „Sieben Legenden“, von deren Titel Keller den ursprünglich geplanten Zusatz „Auf Goldgrund“ wegliess, da Vischer die Anspielung für allzu ironisch, zu subjektiv erregt und erregend hielt. Dann werden einige Arbeiten des letzteren („Der Krieg und die Künste“, das Schartenmayersche Heldengedicht über den deutschen Krieg von 1870—1871) und besonders Kellers Plan, zu dem 1873 erschienenen sechsten Heft der „Kritischen Gänge“ eine ironisch-humoristische Skizze von einem fingierten „Künstlerlein“, das diese Essays liest, zu liefern, desgleichen Vischers kritischer Aufsatz über Keller in der „Allgemeinen Zeitung“ (1874) erörtert; gegen die wenigen Ausstellungen des Freundes verteidigte sich Keller brieflich nur in Nebensachen, änderte später aber auch das nicht, worin er anfänglich den Einwänden seines Kritikers nachzugeben schien. Die folgenden Briefe drehen sich zum Teil um Vischers Roman „Auch einer“ und um das in ihn eingeflochtene Gedicht Kellers. Dann schlägt Vischer dem Züricher Dichter neue Novellenstoffe vor, die Geschichte des Pfarrers Brechter in Biberach mit dem bunten Hintergrunde, den das Leben des jungen Wieland in der Schweiz und in Schwaben und der Kreis des Grafen Stadion zu Warthausen darbieten würde, ferner den Orden der Pegnitzschäfer in Nürnberg. Vorübergehend werden dramatische Pläne Kellers erwähnt. Endlich fallen manche Worte über den zweiten Teil von Goethes „Faust“, die auf eine Uebereinstimmung beider Briefsteller auch in diesem Falle schliessen lassen. Viel wichtiger als diese litterarischen Einzelheiten ist übrigens das Gesamtbild der beiden Freunde, das uns aus ihrem Briefwechsel entgegentritt: zwei kernige, einfach-gediegene, durchaus echt und edel denkende Männer, die jedes leere Wort und jede konventionelle Formel verschmähen. — Genau in demselben Lichte lassen den Züricher Dichter die Aufzeichnungen erscheinen, die Adolf Frey[142-143]) zunächst in einer Zeitschrift und danach in erweiterter Form selbständig veröffentlichte. F. verkehrte seit dem Frühling 1877 persönlich mit Keller und stand dem von ihm hochverehrten Meister freundschaftlich nahe wie nur wenige seiner jüngeren Bewunderer. Ueber sein äusseres Wesen und Treiben, seine Charaktereigenschaften und seine oft wunderlichen Eigentümlichkeiten, seine Verschlossenheit halb aus Trotz, halb aus Bescheidenheit, seine äusserliche Herbheit bei innerer Wärme und Milde, seinen Humor und seine mit diesem wachsende Reizbarkeit bei längeren Gelagen, sein Feingefühl für das Schickliche teilt F. allerlei Dankenswertes mit, indem er das, was die eigene Erinnerung an den Umgang mit Keller ihm darbot, mit dem verbindet, was uns die Werke des Dichters über sein Denken und Leben lehren. Als Grundzug seines Charakters ist dabei überall die lauterste Wahrhaftigkeit zu erkennen, deren Kehrseite der unauslöschliche Hass gegen Lüge und leere Konvention war. Ein freundliches Licht verbreitet F.s Darstellung über Kellers Verhältnis zu seiner Mutter und namentlich zu seiner Schwester Regula, über seine von strengstem Pflichtgefühl und wärmster Vaterlandsliebe zeugende amtliche Thätigkeit, über seine politischen Ansichten; auch eine trübe Erfahrung, die der fast fünfzigjährige Dichter in der Liebe machte, wird kurz, aber mit schöner Pietät berührt. Kellers Anschauungen von der Kunst, seine Gedanken über Schönheit und Wahrheit im Kunstwerk, über die Forderungen in Lessings „Laokoon“,

---

v. W. Sommer. 1. u. 2. Bd.: Elsäss. Gesch. Basel, Schwalbe. 1892): StrassbPost N. 322. (Vgl. SchwäbKronik N. 296.) — **132**) L. Anzengruber, D. Kameradin. 2. Aufl. Dresden, Minden. VIII, 281 S. M. 3,50. — **133**) F. W. Hackländer, Namenlose Gesch. Illustr. 2 Bde. Stuttgart, Krabbe. VI, 548 u. VI, 449 S. M. 9,00. — **134**) E. Marlitt, Ges. Romane u. Novellen. 2. Aufl. (In 75 Lief.) Bd. 1: D. Geheimnis d. alten Mamsell. Illustr. Leipzig, Keil. Je M. 0,40. — **135**) P. K. Rosegger, Ausgew. Werke. Mit 900 Illustr. (In 115 Lief. oder 6 Bdn.) Bd. 6 (Schlussbd.) Wien, Hartleben. 552 S. Geb. M. 12,50 oder à Lief. M. 0,50. [A. Schlossar: BLU. S. 494.] — **136**) A. Graf Adelmann, Ges. Werke. Bd. 3: Novellen u. Skizzen. Stuttgart, Dtsch. Verlagsanst. V, 327 S. M. 3,00. [SchwäbKronik, N. 296.] — **137**) G. Freytag, The lost manuscript: Ac. 39, S. 323. — **138**) ○ Teod. Storm, Immensee. Dal tedesco recato in italiano da L. Ravasini, con la vita dell'autore. Potenza, Pomarici. 16⁰. XIV, 72. L. 1,00. — **139**) ○ Goffr. Keller, 1. Romeo e Giuletta nel villaggio; 2. Specchio: Racconti rusticani. Versioni dal tedesco di G. Strafforello: Biblioteca universale, N. 208. Milano, Sonzogno. 16⁰. 109 S. L. 0,25. — **140**) Gottfr. Keller, Ges. Werke. Bd. 4-7. (Bd. 4-5: D. Leute v. Seldwyla. 9. Aufl.; Bd. 6: Züricher Novellen. 11. Aufl.; Bd. 7: D. Sinngedicht. — Sieben Legenden. 10. Aufl.) Berlin, Hertz. 310, 356, 411 u. 427 S. M. 12,00. — **141**) Briefwechsel zw Gottfr. Keller u. F. Th. Vischer. I—VII: DDichtung. 9, S. 181/3, 232/5, 306/7; 10, S. 27—31, 101/4, 177/9, 225/7. — **142**) Adolf Frey, Erinnerungen an Gottfr. Keller. I—XII: DRs. 69, S. 100—20 u. 288—303. — **143**) ○ ✕ id., Erinner. an

seine Definition der Poesie als der mit grösserer Fülle vorgetragenen Wirklichkeit und sein Verhältnis zu den bedeutenderen Dichtern seiner und der früheren Zeit werden erörtert, Aufschluss über seine eigene Art zu schaffen (meist nach langsamer Reife des Stoffes in Einem Zuge „aus dem Gefühl aufgespeicherter Kraft heraus") und über gewisse Lieblingsmotive seiner Werke gegeben, z. B. über die Bedeutung, die in ihnen das Problem der Erziehung gewinnt. Für mehrere seiner Erzählungen und Gedichte werden die Quellen namhaft gemacht, vor allem aber sind einige dichterische Pläne erwähnt, die Keller in Gedanken ganz genau ausgesponnen hatte, dann aber doch unausgeführt liess, so mehrere epische Geschichten in gebundener Rede, deren Stoffe dem „Neuen Testamente, mittelalterlichen Chroniken, der englischen und der schweizerischen Geschichte entnommen waren, der zweite Teil des „Martin Salander" u. a. — Viel unbedeutender ist, was M. R. von Stern[144]) über einen Besuch bei Keller und dessen Abneigung gegen die gewöhnliche moderne Auffassung der socialen Frage berichtet. — Einen fast vergessenen politischen Aufsatz Kellers aus dem Jahre 1860 druckten aus Scheuchzers Buch über Salomon Bleuler verschiedene Schweizer Zeitungen wieder ab[145]). Es ist ein Volksaufruf, in welchem Keller, unzufrieden mit der Stellung der Züricher Abgeordneten im Nationalrat zur Savoyer Frage, seine Landsleute kräftig mahnt, gegenüber der „kleinlichen Schlauheit, welche der notorischen Verschlagenheit des gegnerischen Gewalthabers doch nicht gewachsen ist", wieder zum „guten altschweizerischen Volkstum" ihre Zuflucht zu nehmen und die Kraft dieses Volkstums, „das einzig wirksame Mittel", in die Wagschale zu werfen. — Eine bestimmte Seite in Kellers Dichtungen[146]), seine Darstellung der weiblichen Natur, beleuchtet Laura Marholm[147]) in einem mitunter einseitig übertreibenden, aber geistvollen und überall anregenden Essay. Sie charakterisiert zuerst sein dichterisches Wesen überhaupt, wie er selbstgenügsam sich nur als Schweizer fühlt, ohne auf das Ausland zu rechnen, keine Probleme sucht, sie aber haufenweise findet und dann ohne wichtig thuenden Ernst scheinbar nur mit ihnen spielt, individuell bis in seine Sprache hinein, ganz unmodern, ganz naiv in seinem ruhigen Gleichmut naturgegebener Gesundheit, ein „Freiluft-Einsamer", der sich vertraulich nur an „Freiluftgewohnte" wendet. So schildert er denn auch unter den Frauen am liebsten Freiluftnaturen, keine Salondamen, keine Kulturprodukte, aber auch keine idealisierten Landmädchen, sondern lauter lebendige, geschaute Wirklichkeit, gesunde Natur, wie sie vor ihm ausser Goethe noch keiner unserer Dichter so wahr und naiv darstellte, ganz frei von der durch den Einfluss Rousseaus in unsere Litteratur hineingetragenen bombastischen Sentimentalität. Das Kriterium eines tüchtigen Weibes ist für Keller, dass sie ihren Mann zu finden und zu halten versteht. Wie er aber die Lebenserscheinungen überhaupt auf bestimmte, leicht zu variierende Grundformen zu vereinfachen suchte, so setzt auch seine „treue und zuverlässige Psychologie des gesunden Weibes" einfachere Verhältnisse und „unzusammengesetztere Persönlichkeiten" voraus, als wir sie jetzt, fünfzig Jahre nach Kellers Jugend, selbst auf dem Lande finden. Auch die individuell physiologischen Bedingungen des einzelnen Weibes schimmerten für ihn stets durch, aber er vertiefte sich nicht speciell in das Studium des Physiologischen. Er hatte „jene Mischung von sinnlicher Bedürftigkeit und seelischer Hingebungsfähigkeit, in der die Sinnlichkeit ganz von Seele durchdrungen, das Bedürfnis ganz sublimiert, die seelische Hingebung selbst ganz vibrierende Sinnlichkeit ist". Daher seine Liebe, seine klare Erkenntnis der Frauen, aber auch sein Hass aller Missformen am Weib, sein Eifer gegen die „Greuel der herandämmernden Frauenemancipation". In seinem eignen Verhältnis zu den Frauen, das die Verfasserin an den einzelnen Frauengestalten in seinen Romanen und Novellen der Reihe nach betrachtet, liegt „ein gut Stück Sensitiva-amorosa-Natur". — Poppenberg[148]) vergleicht Kellers „Eugenia" mit Calderons „El Joseph de las mugeres" und fasst den Unterschied beider Meister in der Behandlung des nämlichen Problems sehr gut in die Formel zusammen, dass Calderon als der allerchristlichste Dichter alles sub specie aeternitatis sah, während unserem Keller, dem allermenschlichsten Dichter, alles sub specie humanitatis erschien. — Im schroffen Gegensatze zu diesen erfreulichen Arbeiten steht die Schrift von Kambli[149]) über Kellers Verhältnis zu Religion, Kirche und Geistlichkeit, eigentlich nur eine selbständige Ausgabe mehrerer Aufsätze, die vorher in der „Protestantischen Kirchenzeitung" standen. K. kennt Kellers Werke genau und hat sogar eine gute Portion philologischen Fleisses aufgewandt, um sich sein Beweismaterial möglichst reichlich zusammenzutragen; gleichwohl ist seine Arbeit wissenschaftlich fast unbrauchbar und sittlich durchaus zu verwerfen. K. gehört selbst zu den Reformgeistlichen, die Keller un-

---

Gottfr. Keller. Leipzig, Haessel. III, 165 S. M. 3,00. — 144) M. R. v. Stern, Erinnerung an Gottfr. Keller: BerlTBl. N. 184. — 145) E. polit. Volksaufruf v. Gottfr. Keller.: Bund N. 39. (Aus d. NZürichZg.) — 146) ○ × Gottfr. Keller: Z. guten Stunde 7, S. 164/5. — 147) Laura Marholm, Gottfr. Keller als Frauenschilderer. I—III: VZgS. N. 25/7. — 148) F. Poppenberg, D. weibliche Joseph. E. litt. Parallele: Bundg. N. 45. (Wieder abgedr. ML. S. 825/6.) — 149) C. W. Kambli, Gottfr. Keller nach seiner Stellung zu Religion u. Christentum, Kirche, Theologie u. Geistlichkeit. St. Gallen, Hasselbrink. IV, 102 S. M. 1,60.

erbittlich verfolgte; nun will er sich an dem Toten durch eine tendenziös-einseitige Darstellung rächen, wobei es ihm auf ein paar perfide Verdrehungen mehr oder weniger nicht ankommt. Mit erheuchelter Freude erkennt er an, dass der grosse Dichter immerhin eine religiös angelegte Natur, wenn auch nicht dogmatisch gläubig war; dann untersucht er verschiedene Aeusserungen Kellers über religiöse Grundsätze und Einrichtungen und vergleicht die beiden Fassungen des „Grünen Heinrich" und einzelner Gedichte, um nachzuweisen, dass Kellers Stimmung gegen Christentum und Kirche und besonders gegen Theologie und Geistlichkeit sich mit den Jahren verschärfte. Dabei identifiziert er freilich die eigene Meinung des Dichters allzu sehr mit der seiner poetischen Gestalten und zieht auch aus Aenderungen, deren Grund rein künstlerischer Art ist, Schlüsse auf die kirchliche Gesinnung Kellers. Das künstlerische Verständnis des Vf. erscheint überhaupt als ein ungewöhnlich beschränktes: den Schluss von „Romeo und Julia auf dem Dorfe" findet K. z. B. cynisch und äussert den albernen Wunsch, das Liebespaar sollte vor der Brautnacht gleich beim Besteigen des Heuschiffs untergehen! Auch sonst wird er, wo sinnliche Motive in Frage kommen, thöricht bis zur vollkommenen Lächerlichkeit. In seinen Ausdrücken ist er, der so oft Kellers Worte auf der Goldwage abwiegt, nichts weniger als wählerisch; Schimpfworte wie „blöd", „frivol", „boshaft und gemein", „frecher Hohn" sind ihm recht geläufig. Schliesslich kommt er zu dem Urteil, dass Keller eben in kirchlichen und theologischen Dingen immer ein blosser Dilettant geblieben sei mit all den Fehlern, die er selbst am litterarischen und künstlerischen Dilettantismus so scharf geisselte. Auch philosophische Studien seien nicht eben seine Sache gewesen, liest K. ganz verkehrt aus einer Aeusserung Kellers über Vischers Aesthetik heraus. Ihm ist es aber in Wirklichkeit gar nicht um das Studium Vischers zu thun; sondern Alex. Schweizers Glaubenslehre und Biedermanns Dogmatik hätte Keller nach seiner Ansicht studieren sollen. Die Herrschsucht des Pfaffen, die vom Laien unbedingte Unterwerfung verlangt, guckt aus allen Ecken der Schrift hervor: sie reisst denn auch K. von Ungerechtigkeit zu Ungerechtigkeit fort. — Mit Recht haben ihm deshalb für seinen unehrlichen, feigen Angriff auf den Toten Schweizer Kritiker sogleich nach Gebühr heimgeleuchtet, besonders von Greyerz [150]) und im unmittelbaren Anschluss an diesen J. V. Widmann [151]). — Nicht minder unerquicklich als Kamblis Verunglimpfung des Dichters [152]) war der Prozess, der, vom Nationalrat Dr. Scheuchzer gegen Kellers Testament angestrengt, sich fast noch durch das Jahr 1891 hinzog [153]). Nachdem das erste Urteil des Bezirksgerichts Zürich, das den Kläger am 1. November 1890 abwies, am 24. Januar 1891 vom Obergericht Zürich aufgehoben worden war, wurde unter anderem durch das Zeugnis Böcklins [154]), besonders aber durch ein ausführliches ärztliches Gutachten des Professors L. Wille [155]) in Basel vom 25. August das Vorhandensein der nötigen Geistesklarheit und Willensfreiheit Kellers bei Errichtung seines Testaments festgestellt und daraufhin am 19. November 1891 vom Züricher Bezirksgericht Scheuchzers Klage endgiltig abgewiesen [156]). —

Ueber Keller wurde sein Schweizer Kunstgenosse K. F. Meyer nicht vergessen. Sein neuer Roman „Angela Borgia" wurde von Kellers jüngeren Freunden Adolf Frey [157]) und O. Brahm [158]) mit bewundernder Freude begrüsst. Der letztere konnte dabei ein hübsches Wort des alten Meisters, die Erzählungen Meyers trügen ein Kleid von kostbarem Stoff, von Brokat, auf die solide Poetenarbeit ausdeuten, durch die sich auch „Angela Borgia" wieder auszeichnet. — Eine allgemeine Charakteristik Meyers versuchte M. R. v. Stern [159]), welcher in dem Vf. des „Jürg Jenatsch" den Träger einer noch nicht dagewesenen Kunst pries, der in sich — vielleicht vorbildlich für die künftige Litteratur — deutsche Tiefe und welsche Eleganz vermählt und an historischen Stoffen doch stets symbolisch modernes Leben darstellt. — Weniger schimmernd, aber vielleicht gediegener ist ein umfangreicher Aufsatz Zabels [160]) ausgefallen. Er hebt an Meyer, der sich nicht auf jedem Gebiete versuche, sondern als Meister in der Beschränkung zeige, die Tiefe der Gedanken, die Sauberkeit der künstlerischen Darstellung, die niemals blendende, aber auch nirgends gezierte oder überladene, einfache und vornehm-ruhige Sprache hervor. Wenn Keller, verschlossen-zurückhaltend, durchaus schweizerischer Dichter ist und ganz in der Natur steckt, so vereinigt sich bei dem liebenswürdig entgegenkommenden Meyer internationale Bildung und strengste, bewusste Kunstanschauung. Z. betont den Einfluss der deutschen Kämpfe

[BundS. N. 39 (vernichtend).]| — 150) O. v. Greyerz, Besprechung v. Kamblis Buch: SchweizRs. Nov. (Z. T. in d. Rec. v. N. 149.) — 151) J. V. W. (= Widmann), Gottfr. Keller in s. Verhältnis zu Religion, Kirche u. speciell z. Reformtheologie: BundS. N. 314/5. — 152) X —s, Gottfr. Keller, Aristophanes u. d. Bildungsphilister: Grenzb. II, S. 52/4. (Gegen J. Mählys thörichte Aeusserungen über Keller u. Aristophanes.) — 153) X Gottfr. Kellers Testament: FZg. N. 167. — 154) Böcklin über Gottfr. Keller: FZg. N. 193. — 155) L. Wille, Aerztl. Gutachten betr. d. Geisteszustand d. alt. Staatsschreibers Dr. phil. Gottfr. Keller v. Zürich: NZürchZg. N. 251. (Vgl. dazu NZürchZg. N. 246, FZg. N. 248.) — 156) Testamentsprozess Gottfr. Kellers: ib. N. 324. — 157) Adolf Frey, C. F. Meyers Angela Borgia: ib. N. 353. — 158) O. Brahm, Neues v. K. F. Meyer: NationB. 9, S. 176/8. — 159) M. R. v. Stern, K. F. Meyer. Z. 11. Oktober: ML. 60, S. 641/3. — 160) E. Zabel, K. F. Meyer,

von 1866 bis 1871 auf Meyers poetische Entwicklung: vom Schwanken erlöst, fühlte er sich von da an als deutscher Dichter von schweizerischer Lokalfarbe. Sein Thema war regelmässig „der streitbar kämpfende Held und sein Vaterland“. Unter seinen im Einzelnen erörterten Werken betrachtet auch Z. den „Jürg Jenatsch“ als Meyers Hauptschöpfung, als „die tragische Verklärung seiner Weltanschauung“. —

Zahlreiche Artikel rief auch der Tod O. von Redwitz' hervor, der fast genau ein Jahr nach dem Kellers im Juli 1891 erfolgte; mit den Arbeiten über den letzteren können sich aber diese Aufsätze nicht messen. Es sind grossenteils kurz gefasste Nekrologe, die den liebenswürdigen, sittlich tüchtigen Charakter des Verstorbenen mehr als seine künstlerische Begabung preisen, den Gegensatz zwischen seinen älteren, in spätromantischer Weise krankhaft-empfindsamen und katholisierenden Dichtungen und seinen neueren, liberalen und patriotischen Werken betonen, über die letzteren aber mit Recht schneller hinweggehen, während sie bei der „Amaranth“ verweilen. Die meisten dieser Artikel sind objektiv gehalten[161-164]); tendenziös gefärbt ist Keiters[165]) Nekrolog. — Ueber das Durchschnittsmass ragt der Aufsatz von Neumann-Hofer[166]) hervor. Er charakterisiert die geschichtliche Bedeutung der „Amaranth“ knapp und gut und schildert das Bestreben des Dichters seit seinem „Odilo“, aus einem ultramontanen ein moderner und liberaler Mensch zu werden. Aber trotz aller Mühe sei Redwitz auf halbem Wege stehen geblieben. Eine eigenartige, in sich geschlossene Erscheinung war Redwitz nur so lange, als er ultramontan und reaktionär blieb. — Im Grunde dasselbe sagt in hübscher Fassung ein ungenannter Feuilletonist[167]) von dem Verstorbenen: sein Ruhm als Dichter sank, da er als Mensch gewachsen war; er verlor an Erfolgen, je schöner und edler sich der Mann aus dem liebenswürdigen Schwärmer entwickelte. — E. Wechsler[168]) teilte einen dann mehrfach wiedergedruckten Brief des Leidenden vom 7. Januar 1886 mit, in welchem Redwitz sich, leider zu früh, seines vermeintlich dauernden Sieges über den Morphinismus freute. — Auch ein haltloses Gerücht über den, thatsächlich durch Herzschlag veranlassten, Tod des kranken Dichters bedurfte der ausdrücklichen Widerlegung in mehreren Blättern[169]). —

Die „Amaranth“ ist vor anderthalb Jahrzehnten durch F. W. Webers „Dreizehnlinden“ abgelöst worden, die 1891 in 50. und 51. Auflage erschienen[170]). — Den Vf. dieser Dichtung preist Keiter[171]) überschwänglich in einer litterargeschichtlich sehr mangelhaften, ästhetisch aber mitunter ziemlich tief eindringenden und nirgends durch ihre Tendenz verletzenden Studie. Ueber die poetische Technik findet sich darin manche feine Bemerkung. Das Lob Webers übertreibt K. zwar bis zur Lächerlichkeit, wenn er die Kunst der Charakteristik bei seinem Dichter über die des Sophokles erhebt; dagegen urteilt er pedantisch streng über die angeblich unreinen Reime Webers.[172]) —

Zwei Jahre vor Redwitz, eines vor Keller ist Hamerling gestorben, dessen Andenken zahlreiche Schriften fast lebendiger als zu seinen Lebzeiten erhalten. Einzelne seiner Dichtungen erschienen in neuen Ausgaben[173-174]); aus seinem Nachlasse wurde eine weitere Sammlung von geistvollen, oft satirischen und humoristischen, auch an litterarischen Urteilen ergiebigen Aphorismen, Skizzen und Studien[175]) und ein ernstes philosophisches Werk, die aphoristisch gehaltene, innerlich aber einheitlich systematisch durchgeführte „Atomistik des Willens“[176]), herausgegeben. — Aeltere Charakteristiken des „Dichters der Schönheit“ wurden aufs neue den Lesern empfohlen[177-178]). — Am wertvollsten sind die unter dem Titel „Lehrjahre der Liebe“ aus dem Nachlass veröffentlichten Tagebuchblätter und Briefe[179-180]) aus den Jahren 1850—54 und 1862—63 mit vielen neuen Gedichten von persönlichstem Charakter, vornehmlich in Sonettenform. Sie zeigen uns zuerst den tändelnden und träumenden, vom Humanitätsstreben des 18. Jh. erfüllten, für Hermann, Gutenberg, Luther, Goethe und Hegel schwärmenden

E. litt. Portr.: WIDM. 70, S. 632—44. — 161) q—., O. v. Redwitz, Nekrolog: AZgB. N. 168. — 162) W. Brachvogel, D. letzte Romantiker: MünchNN. N. 310. (Z. T. wieder abgedr. Didaskalia N. 162.) — 163) M. Brée, O. v. Redwitz, e. Charakteristik: DZg. N. 7039. (Abgedr. im Bund[S]. N. 38.) — 164) O. v. Redwitz †: Kw. 4, S. 309—10. — 165) H. Keiter, O. v. Redwitz, Nekrolog: Hausschatz 17, S. 782/3. — 166) O. N.-H. (= Neumann-Hofer), O. v. Redwitz †: BerlTBl. N. 341. (Z. T. abgedr. Didaskalia N. 162.) — 167) O. v. Redwitz: KZg. N. 591. — 168) E. Wechsler (Z. Leidensgesch. d. Dichters O. v. Redwitz): NatZg. N. 415. (Abgedr. StrassbPost N. 194; FZg. N. 198; Didaskalia N. 162.) — 169) O. v. Redwitz: FZg. N. 203. (Aus d. AZg. abgedr.; gegen d. Gerücht, R. sei durch Selbstmord umgekommen.) — 170) F. W. Weber, Dreizehnlinden. 50. Aufl. Jubelausg. Mit Porträt. Paderborn, Schöningh. 381 S. M. 8,00. (Dasselbe. 51. Aufl. ebenda. 12°. III, 382 S. M. 5,00.) — 171) H. Keiter, F. W. Weber, D. Dichter v. „Dreizehnlinden“. E. Studie. 3. verm. Aufl. Mit e. Portr. Paderborn, Schöningh. 57 S. M. 0,60. — |[A. Hermann: BLU. S. 500.]| — 172) ○ × F. Fischer, Pädagogisches aus „Dreizehnlinden“: KathZErziehUnterr. 40, S. 251/6. — 173) R. Hamerling, D. König v. Sion. Illustr. Hamburg, Verlagsanst. A.-G. 1890. Folio. 30 Lief. Je M. 2,00. |[F. Bienemann: BLU. S. 187.]| — 174) id., Amor u. Psyche. Illustr. v. P. Thumann. 8. Aufl. Leipzig, Titze. Imp. 4°. 112 S. mit 8 Tafeln M. 20.00. — 175) id., „Prosa“. Skizzen, Gedenkbl. u. Studien. NF. Bd. 1, 2. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. III, 227; III, 214 S. M. 10,00. |[B. Münz: BLU. S. 701/2; V.: DtschZg. N. 7129.]| — 176) id., D. Atomistik d. Willens. Beitrr. z. Kritik d. modernen Erkenntnis. Her. durch A. Harpf. 2 Bde. Ebda. XIX, 297, 269 S. |[NZg. 6. Febr.]| — 177-78) E. M. Schranka, Schriften über Hamerling v. A. Polzer (1890 IV 3 : 124), K. E. Kleinert (ib.: 123), A. Möser (ib.: 127): BLU. S. 186/7. — 179-80) R. Hamerling, Lehrjahre d. Liebe. Tagebuchbl. u. Briefe. 3. Aufl. Hamburg,

Studenten, der eifrig Philosophie und Philologie treibt, aber auch unter anderm schon 1850 durch die Lektüre eines alten Trauerspiels, „Johann von Leyden“ (Wien 1793) zum ersten Gedanken an seinen viel spätern „König von Sion“ angeregt wird, der als Dichter im Genuss der Natur schwelgt und in Gott nicht den Vater, sondern den Bräutigam der Welt sieht: „Das Kind dieser höchsten Ehe aber wird die Schönheit sein“. Doch auch an kleinen und kleinlichen Zügen ist kein Mangel, und aus Misstrauen gegen sich und andere, aus selbstsüchtiger Bedachtsamkeit, die von echter, heisser Leidenschaft nichts weiss, verscherzt er den Besitz eines Mädchens, das ihn warm und voll innigster Hingebung liebt: die Geschichte dieses Verhältnisses zu Pauline (1853 bis 1854) liest sich wie eine trotz ihrer einförmigen Breite vortreffliche Novelle, die dem Dichter Hamerling zu neuem Ruhme, dem Menschen aber, der darin sehr klein erscheint, zur Anklage gereicht. Weniger anschaulich treten die späteren Freundinnen des Vf., Marie Mösner und Antoinette Julius, hervor. Da wir von Hamerlings Beziehungen zur Frauenwelt überhaupt nicht viel wissen, ist die Gabe, die uns hier geboten wird, doppelt schätzbar. — In Roseggers [181]) überaus pietätvollen und von wärmster Liebe und überschwänglicher Bewunderung eingegebenen, anschaulich geschriebenen, obwohl etwas zerfahren geordneten „Erinnerungen an Hamerling“ tritt mehr der Mensch als der Dichter und zwar mehr ein liebenswürdiger als ein grosser Mensch hervor. R. erzählt mit treuem Ernste zu viel Nebensächliches; er stellt zu oft Sonderlichkeiten des Verstorbenen dar, als ob es bedeutende Charakterzüge wären: er führt selbst unwichtige Reden gleich hohen Offenbarungen wörtlich an. Aber Eines erzielt er allerdings auf solche Weise: wir gewinnen einen hellen Einblick in das Gemütsleben des Dichters, und dabei wird er uns persönlich lieb und um seiner vielen edlen Eigenschaften willen verehrungswürdig, während zugleich sein körperliches Leiden unser herzliches Mitgefühl erregt. —

Von früher verstorbenen Dichtern der neueren Zeit hat Scheffel am meisten Beachtung gefunden. Den Namen Audifax in seinem wiederholt neu aufgelegten „Ekkehard“ [182-184]) erklärte Sprenger [185]) mit Hilfe des Schmellerschen Wörterbuchs als „Erzfaxenmacher“, Erzpossenreisser. — Ein Aufsatz Stöckles [186]) über die Mettnau bei Radolfzell handelt auch von ihrem Ankauf durch Scheffel (1876), seinem Hausbau und seinem Prozess mit den unnachbarlichen Nachbarn, meistens auf Grund älterer Erinnerungen an den Dichter von G. Zernin und Frau v. Freydorf, und berührt schliesslich die Ansicht Scheffels, dass der Bischof Wolfgang von Regensburg, dem er die Bergpsalmen in den Mund legte, auf der Mettnau geboren sei. — In Heidelberg wurde am 11. Juli ein Scheffeldenkmal enthüllt, wobei Hausrath [187]) mit feurigen, von echtem Verständnis zeugenden Worten Scheffel als deutschen Dichter, deutsch im Vers, in seinen Gestalten, in seinem ganzen Wesen, als Dichter des studentischen Humors im Gegensatz zur sogenannten Gesinnungstüchtigkeit des älteren Studententums und zum modernen „Realismus“, dann als grossen Lyriker und Epiker überhaupt pries. [188]) —

Dem Frankfurter Schriftsteller Ferd. Gleichauf (1837—1880), der, zuerst zum Ingenieur gebildet, dann in seinen litterarischen Studien von Laz. Geiger geleitet, als Hauslehrer sich in Wien und Frankfurt durchschlug, Romane und Novellen, Gedichte und Dramen entwarf, bis er, von Krankheit vielfach heimgesucht, durch Selbstmord seinem Leiden ein Ende machte, widmete ein Frankfurter Blatt, das die Novelle „Zwei Künstlerseelen“ von ihm abdruckte, eine kurze Biographie [189]). — In hohem Alter schied Titus Ullrich, 1813 geboren, der 1845 und 1847 die lyrisch-epischen Dichtungen „Das hohe Lied“ und „Victor“ noch in der gährenden Stimmung des vormärzlichen Deutschland veröffentlichte, später jedoch als Dramaturg in Berlin unter der Last der Berufsarbeiten von der eignen litterarischen Thätigkeit mehr und mehr abgehalten und so von den Jüngeren allmählich ganz vergessen wurde [190]). — Zu Eisenach starb Aug. Becker (1829—91), der in lebenswahren und tragisch ergreifenden Erzählungen seine pfälzische Heimat darstellte, lange Zeit ein Mitglied des Münchner Dichterkreises, bis sein Roman „Verfehmt“ ihn daraus vertrieb. In warmen Worten schilderte Herzfelder [191]) die Hauptmomente seines Lebens und Wirkens. —

Verlagsanst. A.-G. 1890. IV, 288 S. M. 5,00. [[E. M. Schranka: BLU. S. 186.]] — **181)** P. K. Rosegger, Persönl. Erinnerungen an R. Hamerling. Wien, Hartleben. VI, 198 S. M. 2,50. [Bohemia N. 168; F. Lemmermayer: NZg. 6. Juni; id.: BLU. S. 370/1; V.: DtschZg. N. 7073.]] — **182)** J. V. v. Scheffel, Ekkehard. 2 Bde. 5. Aufl. Stuttgart, Bonz & Co. XVIII, 294; V, 314 S. M. 10,00. — **183)** × Scheffels Ekkehard in 12 Originalillustr. v. H. Jenny. Neue Ausg. 3. Aufl. Hamburg, Rudolphi. 4⁰. M. 6,00. — **184)** ○ × Ernst Ackermann, D. Heimat Scheffelscher Gestalten. Zeichnungen v. E. Würtenberger. Constanz, Meck. 12 Bl. M. 2,00. — **185)** R. Sprenger, Zu Scheffels Ekkehard: ZDU. 5, S. 642. — **86)** J. Stöckle, D. Mettnau bei Radolfzell: SchriftenVGBodensee 20, S. 75—103. (S. 84—91 über Scheffel.) — **187)** A. Hausrath, Rede bei d. Enthüllung d. Denkmals Scheffels in Heidelberg geh.: PKZ. 38, S. 694/8. (Abgedr. auch NHJbb. 1. S. 352—356.) — **188)** × W. G., Scheffel-Reliquien: NFPr. N. 9756. (Bespr. v. „Aus Heimath u. Fremde“. Stuttgart 1892.) — **189)** Dr. N., Ferd. Gleichauf. E. Nachruf u. Vorwort: Didaskalia N. 150. — **190)** P. S[chlenther], Dr. Titus Ullrich †: ML. 60, S. 830/1. — **191)** J. Herzfelder, Aug. Becker †: MünchNN. N. 138. — **192)** F. Muncker, Wilh. Raabe: ÜL&M. 65,

Von den noch lebenden Romanautoren ist besonders Raabe bei Gelegenheit seines 60. Geburtstages viel gefeiert worden. Schon früher hatte Muncker[192]) das Verhältnis dieses Dichters zu seinen Vorgängern im humoristischen Roman, besonders zu Jean Paul, den er jedoch an künstlerischem Stil übertreffe, kurz untersucht. — Mehr auf eine ästhetische Betrachtung der Werke Raabes, des gemütstiefen Darstellers des deutschen Gemütslebens, des geistreichen Humoristen von specifisch norddeutschem Charakter, des Meisters im Stimmungszauber, gingen die Festartikel aus[193-195]). Sie betonten den wahrheitsliebenden Ernst des Dichters, dessen Ziel die Schönheit, aber mehr die sittliche als die künstlerische Schönheit sei, die tragische Grundstimmung seiner Erzählungen, die sich aus dem Zwiespalt zwischen Ideal und Leben, zwischen der Vergänglichkeit des äussern Glückes und dem ewig bleibenden Dasein des Guten und Edlen auf Erden ergebe, die organische Entwicklung aller seiner Geschichten aus Einem Keime: sie sind alle nach Raabes eigenem Wort „gewachsen". — Besondere Hervorhebung verdienen die Aufsätze von Koppel[196]), Neumann-Hofer[197]), Karl Alberti[198]), der besonders Raabes Werke seit 1881 im Anschluss an einen früheren Aufsatz von H. v. Wolzogen bespricht, und von Sträter[199]), der als das Thema aller Erzählungen des Gefeierten den Sieg über den in die Gemütswelt seiner Helden einbrechenden und ihren Seelenfrieden gefährdenden Schrecken bezeichnet. — Auch die neuen Auflagen von Raabes früheren Werken und namentlich sein jüngster Roman „Stopfkuchen" veranlassten beachtenswerte Charakteristiken des Dichters von Sträter[200]) und von einem Ungenannten[201]). —

Seinen 70. Geburtstag feierte Schweichel, der Vorstand des Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes. Festartikel von E. Rosenfeld[202]) und Kohut[203]) rühmten hauptsächlich seine Verdienste um die Förderung des Schriftstellerstandes; unter seinen dichterischen Leistungen wurden vor allem seine echt volkstümlichen Dorfgeschichten hervorgehoben, deren Vorbilder weniger bei Auerbach als bei Bitzius und Balzac zu suchen seien. —

Als ausgezeichneten Feuilletonisten, in dessen sämtlichen Werken ein feuilletonistisches Element durchbreche, begrüsste Paetow[204]) den Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Rodenberg, zu seinem 60. Geburtstage und erklärte diese Eigenart seines schriftstellerischen Charakters an den Reiseskizzen, durch die der wanderlustige Dichter sich zuerst seine Stellung in unserer Litteratur erobert habe. — Auch Ziemssen[205]) legte auf diesen „heiligen Geist der Wanderlust" bei Rodenberg und auf seine liebevolle Hingabe an die Natur, an Geschichte, Volkssage und Volksdichtung allen Nachdruck[206]). — Einen sehr hübschen Beitrag zur Geschichte seiner Jugend spendete Rodenberg[207]) selbst, indem er von der Entstehung, Veröffentlichung und Aufnahme seines ersten Werkes („Für Schleswig-Holstein. Geharnischte Sonette". 1850) offenherzig erzählte. —

Angeregt durch die von einer Zeitschrift gestellte Frage nach der Geschichte des Erstlingswerkes sprach sich in ähnlicher Weise Graf Schack[208]) über Jugendeindrücke und poetische Jugendversuche sowie über seine Dichtung „Lothar" aus (zum grossen Teil 1838—1840 in Aegypten, Syrien und Spanien geschrieben); Roquette[209]) berichtete, wie „Waldmeisters Brautfahrt", Marie von Olfers[210]), wie „Frau Evchen" und „Simplicitas" vollendet wurden; Georg Ebers[211]) gab eine kurzgefasste, aber inhaltsreiche Entstehungsgeschichte seiner „Aegyptischen Königstochter", und Dahn[212]) wies auf sein kleines, unter verschiedenen Einflüssen älterer Dichter entstandenes Epos „Harald und Theano" zurück.[213]) — Umständlich plauderte W. Jensen[214]) über seine ersten, nur langsam aus der Nachahmung fremder Muster zur Selbständigkeit sich entwickelnden Versuche, während E. Eckstein[215]) über sein humoristisches Epos „Schach der Königin" einen Essay lieferte, der fast den strengsten Ansprüchen moderner litterar-

S. 147—50. — **193)** ○ × Wilh. Raabe: VZg. N. 417. — **194)** × O. Elster, D. Kleiderseller. E. litt. Enthüllung zu d. 60. Geburtstage Wilh. Raabes (8. Sept.): Didaskalia N. 209-10. (Weitschweifige Schilderung e. feuchtfröhlichen, d. Humor u. unbedingter Wahrheitsliebe huldigenden Gesellschaft in Braunschweig, deren Mitglied Raabe ist.) — **195)** × Wilh. Raabe: FZg. N. 252. — **196)** E. Koppel, Wilh. Raabe: N&S. 56, S. 20—30. (Z. T. abgedr. KielZg. N. 14479.) — **197)** O. N-H. (= Neumann-Hofer), Deutschlands Hungerpastor. Z. 60. Geb.: BerlTBl. N. 453. — **198)** Karl Alberti, V. Krähenfelde bis z. Odfelde. Z. 60. Geb.: BayreuthBll. 14, S. 296—302. — **199)** E. Sträter, Wilh. Raabe. Z. 60. Geb.: SchlesZg. N. 624. — **200)** id., Wilh. Raabes neues Buch (Stopfkuchen): Gegenw. 39, S. 361/3. — **201)** M. N. (= Moritz Necker?), Neues v. Wilh. Raabe: Grenzb. II, S. 144—51. (Ueber „Afu Telfan", „Christoph Pechlin" u. „Stopfkuchen") — **202)** Ernst Rosenfeld, R. Schweichel. Z. 70. Geb.: KielZg. N. 14380. (Auch Didaskalia N. 160.) — **203)** A. Kohut, R. Schweichel. Z. 70. Geb.: VolksZg. N. 159. — **204)** W. Paetow, J. Rodenberg. Z. 60 Geb.: BerlTBl. N. 315. — **205)** L. Ziemssen, J. Rodenberg: N&S. 58, S. 23—34. — **206)** × J. Rodenberg. Z. 60. Geb.: FZg. N 177. — **207)** J. Rodenberg, Mein erster Waffengang. (= D. Gesch. d. Erstlingswerks. Unter d. gleichen Titel auch N. 208—12, 214/5.): DDichtung 10, S. 196—200. — **208)** A. F. Graf v. Schack, Mein Erstlingswerk: „Lothar": ib. S. 171/5. (Vgl. N. 207) — **209)** O. Roquette, Mein Erstling: „Waldmeisters Brautfahrt": ib. S. 44. (Vgl. N. 207.) — **210)** Marie v. Olfers, Meine Erstlinge: ib. S. 119. (Vgl. N. 207.) — **211)** G. Ebers, Mein Erstling: „E. ägyptische Königstochter": ib. S 15/7. (Vgl. N. 207.) — **212)** F. Dahn, Mein Erstling: „Harald u. Theano": DDichtung. (Vgl. N. 207.) — **213)** × F. Dahn u. d. Poesie: Grenzb. II, S. 151/2. — **214)** W. Jensen, Was war mein Erstling?: DDichtung 9, S. 228—31. (Vgl. N. 207.) — **215)** E. Eckstein, Mein Erstling: „Schach d. Königin": ib. S. 279—82.

historischer Forschung genügt. — Weniger zufrieden kann die Litteraturgeschichte mit dem Aufsatze G. von Amyntors[216]) über Eckstein sein: ganz ästhetisch gehalten, preist er ziemlich allgemein den Humoristen, den phantasievollen Dichter, den Romanautor, den Darsteller weiblicher Charaktere und den Stilisten in Eckstein. —

In den Kreis Münchener Dichter führt ein Aufsatz über Jensen[217]), dessen Grundgesinnung der Vf. am klarsten aus seinen lyrischen Gedichten zu erkennen glaubt: stets voll tiefen Ernstes mit den religiösen Fragen beschäftigt, der Prediger einer „wehmütigen Schönheitsreligion", voll echten Natursinns, kraftvoll und zugleich rein in der Darstellung des Sinnlichen, kämpfe Jensen für Schönheit, Wahrheit und Menschenliebe. Für die „Moderne" habe er unfreiwillig hie und da Bresche gelegt, verhalte sich aber im Ganzen zu ihr wie der Liberalismus der Bourgeoisie zur Socialdemokratie. — Von den übrigen Münchener Dichtern sind Heyse, den bei seinem 60. Geburtstag unter andern Muncker[218]) vornehmlich als Meister der sogenannten Problemdichtung und als formalen, besonders an Goethes Muster gebildeten Künstler charakterisiert hatte, und Lingg, in dessen Poesie gleichfalls Muncker[219]) namentlich den Zug zu weltgeschichtlicher Betrachtung und die Tiefe des Gedankengehalts hervorgehoben hatte, im Jahre 1891 nicht in den Kreis ästhetisch-litterarischer Betrachtung gezogen worden. — Einem ehemaligen Angehörigen dieses Kreises, H. Hopfen, sucht ein Ungenannter[220]) bei Besprechung seiner neuesten Erzählungen und des Dramas „Hexenfang" gerecht zu werden. Er rühmt Hopfens Kunst, äussere Stimmungsbilder zu zeichnen, seine Gabe, sich schnell in allen Gegenden und Lebenskreisen heimisch zu machen, tadelt aber etwas übertreibend, dass zu den wenigen dichterisch geschauten Situationen die nüchterne Reflexion zu viel hinzugrübeln müsse. So ergebe sich manches Unwahrscheinliche, Konventionelle, Gewaltsame, Absonderliche; es fehle mitunter an Geschmack, an Humor, an einer wirklichen Weltanschauung. —

Einen andern in München geborenen Schriftsteller, J. B. Muschi, behandelt Eligius Rihter[221]) in einem besonderen Bändchen, das als Probeband einer neuen Sammlung von Einzeldarstellungen zeitgenössischer deutscher Schriftsteller ausgegeben wird. Eine stümperhafte Arbeit voll leerer oder irre führender Phrasen und thörichter Bemerkungen über deutsche Verhältnisse, ohne wissenschaftliche Methode, ohne geschichtliches Studium und wahre Kritik. Allein schon aus der beigegebenen Blumenlese aus Muschis Werken liesse sich leicht ein viel besseres Bild des wirklich nicht verdienstlosen Menschen und Schriftstellers gewinnen. Dafür macht der amerikanische Vf. viel Wesens von der Mühe seiner Arbeit, die er durch ein ganz verkehrtes Prinzip ohne Not vielfach lückenhaft lässt: er hält es nämlich für bedenklich, von den geschilderten Autoren sich selbst Nachrichten über ihr Leben zu erbitten, und fragt deshalb lieber ihre Verwandten, Freunde und Gegner, weil dies zuverlässiger sei. Gerade Muschi wird aus der Fülle deutscher Dichter herausgegriffen als Führer der anhaltischen Schriftsteller — bilden diese vielleicht eine besonders eigenartige Gruppe auf dem deutschen Parnass? —, ferner als ein Autor, der sich auf allen Gebieten der Litteratur und nirgends nur dilettantenhaft versuchte (wie noch mancher andere auch!), als ein Mann, der in der zukünftigen Litteraturgeschichte eine wichtige Stelle zwischen dem älteren Idealismus und dem modernen Realismus einnehmen dürfte oder wenigstens sollte — in der That? —, endlich als ein Schriftsteller, der ein von Fremdwörtern reines und schönes Deutsch schreibt — was man allerdings Herrn R. nicht nachrühmen kann. —

J. J. David[222]) charakterisiert Emilie Mataja (Emil Mariot) als Vertreterin des Wiener Realismus in der Erzählung, der bis auf Grillparzers „Armen Spielmann" zurückgeführt wird, und hebt die sociale Bedeutung ihrer bürgerlichen wie ihrer geistlichen Geschichten, die Kraft ihrer Charakteristik und die „innere Form" hervor, die bei ihr für den äusserlichen Mangel an Stil entschädige. — David selbst und andere aus Oesterreich stammende oder hauptsächlich in Wien wirkende Schriftsteller, S. Fritz[223]), Ferd. v. Saar, Th. Zolling[224]) und Ernst Ziegler, wurden nach ihren wichtigsten oder neuesten Leistungen verschiedentlich besprochen, die „Ehegeschichten" des letzteren von M. Schnitzer[225]) schonungslos verurteilt. —

Von den älteren Berliner Dichtern liess Fontane den Schluss der Gesamtausgabe seiner Romane und Novellen[226]) und einige neue Erzählungen[227]) erscheinen und zwang dadurch selbst solchen, die sonst unserem Geistesleben ferner stehen, hohe

---

(Vgl. N. 207.) — **216**) G. v. Amyntor, E. Eckstein: ib. S. 282/4. — **217**) Wilh. Jensen: Grenzb. III, S. 295—306 u. 405—16. — **218**) F. Muncker, Z. 60. Geb. Paul Heyses: AZg. 1890, N. 74. — **219**) id., Z. 70. Geb. H. Linggs: AZg^B. 1890. N. 17. — **220**) Altes u. Neues v. Hans Hopfen: Grenzb. II, S. 373—381. — **221**) Eligius Rihter, Jean Bernard Muschi. Darstell. s. Lebens u. Wirkens, verb. mit e. Sammlung v. Gedanken aus s. Schriften. (= Zeitgenöss. dtsch. Schriftsteller. Einzeldarstell. her. v E. Rihter. Bd. 18.) Philadelphia, Verlag d. Herausgebers. 70 S. (Komm.-Verl. für Deutschland Langguth in Esslingen.) — **222**) J. J. David, E. Mariot: Nation^B. 8, S. 438—40. — **223**) ○ Zwei Wiener Erzähler (J. J. David — S. Fritz): FremdenBl. N. 193. — **224**) ○ V. unseren Erzählern (Th. Zolling — F. v. Saar — J. J. David): ib. N. 347. — **225**) M. Schnitzer, E. Wiener Zola für Frauen: Gegenw. 40, S. 260/3. — **226**) Th. Fontanes ges. Romane u. Novellen (33.—48. Lief.). Bd. 9-12. Berlin, Fontane. 319, 319, 324, 330 S. Jeder Bd. M. 2,00. — **227**) × S. S[amosch], Th. Fontanes neueste Romane: NZg.

Von den noch lebenden Romanautoren ist besonders Raabe bei Gelegenheit seines 60. Geburtstages viel gefeiert worden. Schon früher hatte Muncker[192]) das Verhältnis dieses Dichters zu seinen Vorgängern im humoristischen Roman, besonders zu Jean Paul, den er jedoch an künstlerischem Stil übertreffe, kurz untersucht. — Mehr auf eine ästhetische Betrachtung der Werke Raabes, des gemütstiefen Darstellers des deutschen Gemütslebens, des geistreichen Humoristen von specifisch norddeutschem Charakter, des Meisters im Stimmungszauber, gingen die Festartikel aus[193-195]). Sie betonten den wahrheitsliebenden Ernst des Dichters, dessen Ziel die Schönheit, aber mehr die sittliche als die künstlerische Schönheit sei, die tragische Grundstimmung seiner Erzählungen, die sich aus dem Zwiespalt zwischen Ideal und Leben, zwischen der Vergänglichkeit des äussern Glückes und dem ewig bleibenden Dasein des Guten und Edlen auf Erden ergebe, die organische Entwicklung aller seiner Geschichten aus Einem Keime: sie sind alle nach Raabes eigenem Wort „gewachsen". — Besondere Hervorhebung verdienen die Aufsätze von Koppel[196]), Neumann-Hofer[197]), Karl Alberti[198]), der besonders Raabes Werke seit 1881 im Anschluss an einen früheren Aufsatz von H. v. Wolzogen bespricht, und von Sträter[199]), der als das Thema aller Erzählungen des Gefeierten den Sieg über den in die Gemütswelt seiner Helden einbrechenden und ihren Seelenfrieden gefährdenden Schrecken bezeichnet. — Auch die neuen Auflagen von Raabes früheren Werken und namentlich sein jüngster Roman „Stopfkuchen" veranlassten beachtenswerte Charakteristiken des Dichters von Sträter[200]) und von einem Ungenannten[201]). —

Seinen 70. Geburtstag feierte Schweichel, der Vorstand des Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes. Festartikel von E. Rosenfeld[202]) und Kohut[203]) rühmten hauptsächlich seine Verdienste um die Förderung des Schriftstellerstandes; unter seinen dichterischen Leistungen wurden vor allem seine echt volkstümlichen Dorfgeschichten hervorgehoben, deren Vorbilder weniger bei Auerbach als bei Bitzius und Balzac zu suchen seien. —

Als ausgezeichneten Feuilletonisten, in dessen sämtlichen Werken ein feuilletonistisches Element durchbreche, begrüsste Paetow[204]) den Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Rodenberg, zu seinem 60. Geburtstage und erklärte diese Eigenart seines schriftstellerischen Charakters an den Reiseskizzen, durch die der wanderlustige Dichter sich zuerst seine Stellung in unserer Litteratur erobert habe. — Auch Ziemssen[205]) legte auf diesen „heiligen Geist der Wanderlust" bei Rodenberg und auf seine liebevolle Hingabe an die Natur, an Geschichte, Volkssage und Volksdichtung allen Nachdruck[206]). — Einen sehr hübschen Beitrag zur Geschichte seiner Jugend spendete Rodenberg[207]) selbst, indem er von der Entstehung, Veröffentlichung und Aufnahme seines ersten Werkes („Für Schleswig-Holstein. Geharnischte Sonette". 1850) offenherzig erzählte. —

Angeregt durch die von einer Zeitschrift gestellte Frage nach der Geschichte des Erstlingswerkes sprach sich in ähnlicher Weise Graf Schack[208]) über Jugendeindrücke und poetische Jugendversuche sowie über seine Dichtung „Lothar" aus (zum grossen Teil 1838—1840 in Aegypten, Syrien und Spanien geschrieben); Roquette[209]) berichtete, wie „Waldmeisters Brautfahrt", Marie von Olfers[210]), wie „Frau Evchen" und „Simplicitas" vollendet wurden; Georg Ebers[211]) gab eine kurzgefasste, aber inhaltsreiche Entstehungsgeschichte seiner „Aegyptischen Königstochter", und Dahn[212]) wies auf sein kleines, unter verschiedenen Einflüssen älterer Dichter entstandenes Epos „Harald und Theano" zurück.[213]) — Umständlich plauderte W. Jensen[214]) über seine ersten, nur langsam aus der Nachahmung fremder Muster zur Selbständigkeit sich entwickelnden Versuche, während E. Eckstein[215]) über sein humoristisches Epos „Schach der Königin" einen Essay lieferte, der fast den strengsten Ansprüchen moderner litterar-

---

S. 147—50. — **193)** ○ × Wilh. Raabe: VZg. N. 417. — **194)** × O. Elster, D. Kleiderseller. E. litt. Enthüllung zu d. 60. Geburtstage Wilh. Raabes (8. Sept.): Didaskalia N. 209-10. (Weitschweifige Schilderung e. feuchtfröhlichen, d. Humor u. unbedingter Wahrheitsliebe huldigenden Gesellschaft in Braunschweig, deren Mitglied Raabe ist.) — **195)** × Wilh. Raabe: FZg. N. 252. — **196)** E. Koppel, Wilh. Raabe: N&S. 56, S. 20—30. (Z. T. abgedr. KielZg. N. 14479.) — **197)** O. N-H. (= Neumann-Hofer), Deutschlands Hungerpastor. Z. 60. Geb.: BerlTBl. N. 453. — **198)** Karl Alberti, V. Krähenfelde bis z. Odfelde. Z. 60. Geb.: BayreuthBll. 14, S. 296—302. — **199)** E. Sträter, Wilh. Raabe. Z. 60. Geb.: SchlesZg. N. 624. — **200)** id., Wilh. Raabes neues Buch (Stopfkuchen): Gegenw. 39, S. 361/3. — **201)** M. N. (= Moritz Necker?), Neues v. Wilh. Raabe: Grenzb. II, S. 144—51. (Ueber „Abu Telfan", „Christoph Pechlin" u. „Stopfkuchen") — **202)** Ernst Rosenfeld, R. Schweichel. Z. 70. Geb.: KielZg. N. 14380. (Auch Didaskalia N. 160.) — **203)** A. Kohut, R. Schweichel. Z. 70. Geb.: VolksZg. N. 159. — **204)** W. Paetow, J. Rodenberg. Z. 60. Geb.: BerlTBl. N. 315. — **205)** L. Ziemssen, J. Rodenberg: N&S. 58, S. 23—34. — **206)** × J. Rodenberg. Z. 60. Geb.: FZg. N 177. — **207)** J. Rodenberg, Mein erster Waffengang. (= D. Gesch. d. Erstlingswerks. Unter d. gleichen Titel auch N. 208—12, 214/5.): DDichtung 10, S. 196—200. — **208)** A. F. Graf v. Schack, Mein Erstlingswerk: „Lothar": ib. S. 171/5. (Vgl. N. 207) — **209)** O. Roquette, Mein Erstling: „Waldmeisters Brautfahrt": ib. S. 44. (Vgl. N. 207.) — **210)** Marie v. Olfers, Meine Erstlinge: ib. S. 119. (Vgl. N. 207.) — **211)** G. Ebers, Mein Erstling: „E. ägyptische Königstochter": ib. S 15/7. (Vgl. N. 207.) — **212)** F. Dahn, Mein Erstling: „Harald u. Theano": DDichtung. (Vgl. N. 207.) — **213)** × F. Dahn u. d. Poesie: Grenzb II, S. 151/2. — **214)** W. Jensen, Was war mein Erstling?: DDichtung 9, S. 228—31. (Vgl. N. 207.) — **215)** E. Eckstein, Mein Erstling: „Schach d. Königin": ib. S. 279—82.

Shakespearisch u. dgl. pries. Besser sind die ersten Partien seines Büchleins geraten, in denen er das Leben und Schriftstellern Heibergs nach annehmbarer Methode anschaulich entwickelt; aber auch da bot er öfters nur Rhetorik statt objektiv-geschichtlicher Charakteristik. — Am weitesten in hohler Rhetorik und, noch dazu schlecht stilisierter, Phrase ging O. J. Bierbaum[237]) in seinem Büchlein über Detlev v. Liliencron, das in künstlich gemachter „Naturburschenhaftigkeit" bald stammelnd, bald brüllend sich an ganz unreife — oder unglaublich dumme Leser wendet, die es über das ABC der gewöhnlichsten Kunstlehre, aber leider nicht über die schwierigeren, höheren Sätze der Aesthetik belehrt. Von den litterargeschichtlichen Kenntnissen des Vf. giebt seine Darstellung unserer „unlitterarischen Epoche neutrius generis" (S. 13) einen Begriff, die nach ihm mit dem Ausgang Goethes, der Romantiker und Heines beginnt. In ihr weiss B. neben der grossen Annette v. Droste-Hülshoff, die jedoch angeblich niemand bei uns auch nur dem Namen nach kennt, nur Gottf. Keller, K. F. Meyer, Th. Fontane und Th. Storm als „relativ grosse Dichter einer geistig kleinen Zeit" zu nennen; aber auch ihnen fehlt der grosse Zug, sie haben alle etwas Bürgerlich-Behäbiges, ein kleines zierliches Zöpfchen. Das wahrhaft Grosse und Neue kam erst mit M. G. Conrad und denen, die sich zu ihm gesellten. Ueber die einzelnen Novellen und Romane Liliencrons sagt B. manches Richtige; das eigentliche Urteil über sie muss sich der Leser aber aus ihnen selbst oder allenfalls aus den zahlreichen Bruchstücken bilden, die B. citiert. Zu einer wirklichen Würdigung seines Dichters trägt der Vf. viel zu wenig bei; je näher er dem Schlusse kommt, desto kürzer und dürftiger wird er. — Auf viel gründlicheren Studien beruht die Schrift von G. Ludwigs[238]) über W. Walloth, ist aber in einem unsäglich geschraubten und vor lauter affektierten Abstraktionen fast unverständlich gewordenen Deutsch abgefasst, das zu weiterer Verhüllung der Deutlichkeit wahrhaftig nicht noch Neubildungen wie „der Untersuch", „der Bemerk", „die Geistreiche", „ihr ursacht das Streben", statt: Untersuchung, Bemerkung, Geistreichtum, ihre Ursache ist das Streben, nötig gehabt hätte. Davon abgesehen, liefert L. in der That brauchbare Ergebnisse. Nach einer kurzen Biographie und Besprechung der Lyrik Walloths zergliedert er seine Epik: ihr Problem ist der weibische Mann, in seinem Kernpunkt gefasst und auf die schroffste Formel gebracht; ihm gegenüber steht die weibliche Heldin. Das ist aber eigentlich das „Selbstproblem eines Lyrikers"; auch liegt Walloths Begabung „gerade im specifisch Epischlyrischen", im „satten Lyrismus der Epik". Sein „schneidigstes Charakteristikum ist die Seelentechnik in allen Modifikationen"; an Stelle der Charakterzeichnung tritt die „Charaktermischung"; das sociale Milieu wird zum „Stimmungsmilieu" geläutert. Allerlei Bemerkungen über die „Vermaterialisierung des Seelenlebens", über die Mittel des Dichters zur „Plastifizierung seiner Epik", im einzelnen Fall über Walloths malerische Kunst, über sein „Bedürfnis nach Farbenglast und Glanzfrische" und Aehnliches sollen hauptsächlich nur „vorbearbeiteten Stoff zur Experimentalästhetik geben" und auf den positiven Gewinn der ganzen Studie hinleiten, auf „die gefundene Uebereinstimmung der psychophysischen Prinzipien der lyrischen Sprache, der Plastik und der Empfindlichkeit".[239]) —

IV, 4

Drama.

Alexander von Weilen.

Das Berichtsjahr hat auf dem Gebiete der Geschichte des Dramas einige höchst wertvolle grössere biographische Studien aus dem 19. Jh. gebracht, während die zweite Hälfte des 18. Jh. nur spärlich bedacht wurde. Für die ältere Zeit drehte sich die

---

80 S. M. 0,75. |[G. Hoffmann: KielZg. N. 14349, lobend.]| — 237) O. J. Bierbaum, Frhr. Detlev v. Liliencron. Mit Portr. (= Vgl. N. 233, Heft 5.) ebda. 111 S. M. 1,00. — 238) G. Ludwigs, Wilh. Walloth. Mit Portr. (= Vgl. N. 233, Heft 4.) ebda. 103 S. M. 1,00, — 239) × Margarethe Halm (geb. v. Wilhelm). Z. Titelbild: LittJbNordwestböhmen u. dtsch. Grenzlande. 1, S. 1-2. —

Anerkennung ab. T. de Wyzewa[228]) rühmte ihn als vollendeten Typus der preussischen Rasse, als Naturalisten, der doch nie durch einen als Tendenz sich aufdrängenden Bruch mit dem Konventionellen verletze und nirgends auf eine geheimnisvolle Poesie auch bei der Darstellung des scheinbar Banalsten verzichte, und übersetzte ein Stück aus „Kriegsgefangen". — F. Mauthner[229]) aber erhob die ewig frische, stilvolle, eigenartige Kunst Fontanes, indem er sie der nur äusserlich wirkenden, oft affektierten und stilwidrigen Darstellung des geistig von Fontane und Vischer abhängigen Ernst v. Wolzogen gegenübersetzte. —

Von K. Frenzels gesammelten Werken[230]) traten die ersten fünf Bände ans Licht, überall freudig begrüsst; sie enthalten eine streng geprüfte Auswahl seiner geschichtlichen und kritischen Aufsätze zur Litteratur, Religion und Politik, sowie mehrere seiner bedeutendsten Romane. — Zu den Erinnerungen aus seinem Leben, die besonders der erste Band bringt, fügte K. Frenzel[231]) selbst ergänzend noch eine in dem schönen Essay über die Eindrücke, die er 1854—1863 in Dresden empfing. Namentlich die Gemäldegallerie und das Theater wirkten mächtig auf den jungen Schriftsteller ein, der in Gutzkow einen freundschaftlichen Förderer fand; so treten auch neben diesem Dichter die Gestalten der Rachel, E. Devrients und B. Dawisons am stärksten in diesen Erinnerungen hervor. — Den späteren Romandichter Frenzel betrachtet Spielhagen[232]), von einigen seiner reifsten Werke ausgehend, in einem an den allerfeinsten Bemerkungen zur Kunst und Technik des Romans überreichen Aufsatze. Er betont dabei vornehmlich den Gewinn, den die genaue Bestimmung des Lokals der Handlung dem neueren deutschen Roman gebracht hat: nun erst kann er wirklich ein Spiegelbild des aktuellen Lebens innerhalb eines festen Rahmens werden. Im Ganzen ergreift S. Frenzels Werke nur als den äusseren Anlass, um von ihren Einzelheiten wie von ihrem gesamten Bau und Ideengehalt zu allgemein gültigen Aussprüchen über die deutsche Erzählungskunst zu gelangen. — Bei Frenzel selbst bleibt mehr die etwas hymnusartige, aber liebevoll in das Wesen des Dichters eindringende Darstellung E. Wechslers[233]), die kurz und gut den positiven Wert der Kritiken Frenzels bespricht, hauptsächlich aber dem nicht blendenden, vielmehr philosophisch tiefen und künstlerisch reifen, eigenartigen und kraftvollen Romanautor sich zuwendet. W. nimmt in seinen Werken, unter denen er „Vanitas" und namentlich die massvoll der jüngsten deutschen Schule sich nähernden Romane „Geld", „Dunst" und „Wahrheit" am höchsten stellt, eine ganz eigentümliche Mischung von Nihilismus, Antike, Voltairescher Laune, Berlinertum, Idealismus und Rokoko wahr; sie predigen ebensowohl die Eitelkeit alles Irdischen, die Vergänglichkeit des Erdenglücks wie die Bedeutung irdischer Schätze, den Wert des Geldes, den Drang nach Genuss. —

Wechsler[234]) giebt auch bei einer Besprechung von A. Glasers gesammelten Schriften von diesem Berliner Autor eine kurze, gute Charakteristik. Ihm ist Glaser „eine Doppelnatur, halb Historiker, halb Tageschronist, ein Grübler, an dem die Jahrhunderte feierlich vorübergleiten, und ein aufbrausender Kämpfer um die Position des Momentes, für die Forderungen der Gegenwart", massvoll in seinem Realismus und von warmem Gemüt trotz vereinzelter pessimistischer Regungen. — Eine nicht eben tiefe, aber im Ganzen gerechte, nur hie und da von dünkelhafter Keckheit zeugende Studie von O. Linke[235]) behandelt nach einander Glasers Lyrik, seine Tragödien, deren meiste Motive der Dichter später noch einmal novellistisch verwertete, seine Erzählungen, als deren Grundstimmung L. einen kampffreudigen Optimismus erkennt, der das Heil im Siege der Aristokratie des Geistes erblickt, und endlich seine Bearbeitungen nach dem Holländischen, die gemäss Glasers geistiger Verwandtschaft mit dem holländischen Wesen ihm vor allem gelingen mussten. —

Einige Parteihäupter der „Moderne" fanden reklamehaft übertreibende Würdigung durch Parteigenossen, die sich den Anschein gaben, als sei unsere gesamte Litteratur vor 1880 eitel Schund und die selige Marlitt die einzige von Publikum und Kritik anerkannte Schriftstellerin gewesen. An ihren Leistungen mass z. B. Merian[236]) die dichterische Kraft H. Heibergs, ohne zu merken, wie sehr er seinen Autor durch einen solchen Vergleich erniedrigte, und brachte dann freilich selbst aus den mässig guten, wie viel mehr aus den besten Arbeiten Heibergs, deren Motive er lieber auf Goethes „Wahlverwandtschaften" und ihre sonstigen Quellen hätte zurückverfolgen sollen, riesige Meisterwerke heraus, die er als göttlich, unerschöpflich, urdeutsch,

---

N. 533. („Unwiederbringlich" u. „Quitt".) — 228) T. de Wyzewa, Fontane: RPL. S. 751/6. (Z. T. abgedr. ML. 60, S. 814.) — 229) F. Mauthner, E. Meister u. sein Schüler (Fontane u. Wolzogen): ML. 60, S. 779—81. — 230) K. Frenzel, Ges. Werke. Bd. 1-5. Leipzig, Friedrich. 1890/1. V, 480; IX, 515; VII, 567; 604; 597 S. Bd. 1 u. 2 je M. 4,50; Bd. 3-5 je M. 5,50. |[VZg. N. 115; WIDM. 70, S. 718/9.]| — 231) id., Dresdener Eindrücke. E. Kapitel aus meinen Lehrjahren: WIDM. 69, S. 130—43. — 232) F. Spielhagen, Karl Frenzel: Aus mein. Studienmappe. [I 3 : 76.] S. 307—61. — 233) E. Wechsler, K. Frenzel. Mit Portr. (= D. moderne Litt. in biograph. Einzeldarstellungen. Heft 1. Unter gleich. Titel N. 235/8.) Leipzig, Friedrich. 55 S. M. 0,50. — 234) id., A. Glasers ges. Schriften: NZg. N. 495. — 235) O. Linke, A. Glaser. Mit Portr. (Vgl. N. 233, Heft 3.) Leipzig, Friedrich. 58 S. M. 0,75. — 236) H. Merian, H. Heiberg. Mit Portr. (= Vgl. N. 233, Heft 2.) ebda.

man in diesen Worten nicht eine Verstimmung Goethes über Lenzens Auszeichnung erkennen.“ Ebenso wenig haltbar ist die Behauptung, dass Goethe die Hand im Spiele gehabt bei Lenzens Entfernung aus Strassburg im Zusammenhang mit der Hochzeit des Frl. von Waldner. Mit der Ausnutzung des „Waldbruder“, den F. ganz abdruckt, wird die reinste Spiegelfechterei getrieben. Ebenso unerwiesen bleibt es, dass Einsiedel Goethe wegen seines Benehmens gegen Lenz zur Rede gestellt habe. Einige Dokumente über Lenz als Vorleser (S. 33), ein Bericht seines Bruders über die Unterstützungen, die dem Kranken von Weimar aus zu teil wurden, der Anhang von Briefen Roederers, Lavaters und Lenz' werden in die Litteraturgeschichte hinüber gerettet werden. — Einen Schildknappen hat Froitzheim in P. Falck[16]) gefunden, der Lenz' „Anmerkungen über das Theater“ panegyrisch als Offenbarung gegenüber der klassischen, „das heisst antiquirenden“ Periode der Litteratur preist und den Verfasser als „Pfadfinder für Modernes“ bezeichnet. Interessant ist eine bisher unbeachtete Briefstelle an Th. Oldekop, Königsberg 18. Sept. 1770: „In der vorigen Woche las ich Reichhardt meinen Hofmeister vor. Es ist ein vaterländisches Stück wie der verwundete Bräutigam“. — R. M. Werner[17]) hat einen historischen Vorfall, der Läuffers Selbstentmannung ganz ähnlich ist, aus einem Briefe Gülchers an Nicolai nachgewiesen, eine in religiösem Wahnsinn verübte That des Rektors Reinbach zu Gemarke. Unmittelbarer Zusammenhang ist jedoch nicht anzunehmen. — Ueber Lenz' Vater giebt Christian David, ein Nachkomme der Familie[18]) Aufschlüsse, in denen sowohl seine höchst angesehene Stellung als Superintendent in Livland wie die der anderen Söhne klar gelegt wird. Jacob war für die religiös gesinnte Familie der verlorene Sohn, den sie vollständig von sich abzustossen suchte. — Für H. L. Wagner[19]) hat Froitzheim[20]) einige biographische Daten erbracht. Das Gedicht auf die Vermählung seines Freundes v. Türckheim bezieht sich auf Johannes v. Türckheim, der am 2. Febr. 1778 heiratete, nicht auf Bernhard Friedrich v. Türckheim, mit Elisabeth Schönemann am 25. August. F. weist Wagner in der Strassburger Matrikel von 1760 ab nach; wegen seines Lebenswandels wird er mehrfach mit Ermahnungen und Strafen belegt. Am 18. Sept. 1764 liess ihn sein Vater nach Jena reisen, als ihn seine Gläubiger gar zu hart bedrängten; in der dortigen Matrikel findet er sich nicht. Was F. aber hauptsächlich beweisen will: dass W. preussischer Grenadier in Magdeburg gewesen, ist weder aus den Daten noch aus den „preussischen Soldaten-Erinnerungen“, die F. in den Gedichten erkennt, mit Sicherheit erschliessbar. — Klingers[21]) Bibliothek in Dorpat hat Meyer von Waldeck[22]) durchmustert. Sie enthält viele Memoirenwerke, vier Shakespeare-Ausgaben und drei Goethesche Schriften mit eigenhändigen Widmungen, so zur „Iphigenia“: „dem edlen ewigen Freunde Klinger unwandelbar Goethe. Weimar, 7. November 1825“. —

Den von Goethe so freundlich begrüssten Elsässischen Volksdichter J. G. D. Arnold[23]) hat E. Martin[24]) in einem Vortrage behandelt. Die erste elsässische Dialektdichtung stammt aus dem Jahre 1687. Aus ihr entwickeln sich die Fraubasengespräche; aber erst unter dem Einfluss Hebels und Voss' ersteht eine wirkliche Dialektdichtung, deren Hauptvertreter Arnold ist. Seine Gedichte offenbaren zunächst stark den Einfluss Schillers und Goethes. Der „Pfingstmontag“ erschien 1816 zum ersten Male, wurde auch mehrfach gespielt. Manches ist allzu breit, auch der Zusammenhang nicht recht übersichtlich. Das Wesentliche der Handlung, die Werbung eines fremden Jünglings um eine Strassburger Bürgerin, bietet eine gewisse Analogie zu „Hermann und Dorothea“. Ausgezeichnet ist die Charakteristik, der scharfe Kontrast zwischen Deutschen und Franzosen. Das Werk ist ein Denkmal der Zeit und der Sprache, ein lebendiges Idiotikon; meisterhaft ist der Alexandriner behandelt. — Einen Frankfurter Dialektdichter führt Reuling[24a]) in Karl Malss, dem Direktor des Frankfurter Stadttheaters, vor. Besonders gelungen ist sein Lustspiel „Der alte Bürger-Kapitain oder die Entführung“ (1821). Eine Familiengeschichte, flüchtig an den „Richter von Zalamea“ erinnernd, wird mit politischen Zügen aus dem Jahre 1814 verwoben. —

Ein Berliner dramaturgisches Journal aus der Zeit der klassischen Litteratur hat L. Geiger[25]) analysiert. Es umfasst die Zeit vom 1. April 1797 bis 29. April 1798. Vff. sind Friedr. Schulz, der Autor von „Firlifimini“, und Nicolai Sohn. Als erstes eigentlich theaterkritisches Berliner Blatt ist es eine achtungswerte Leistung. Lessing steht im Vordergrunde, wenn auch „Emilia Galotti“ nach dem

16) P. Falck, J. Lenz' Reformatorische Bedeutung in d. Litt: DünaZg. N. 111 5. — 17) R. M. Werner, Zu Lenz' Hofmeister: ZVLR. NF. 4, S. 113 6. — 18) E. L., Familiennotiz über J. M. R. Lenz: DR. 67, S. 154 7. — 19) J. V. W[idmann], H. L. Wagners Kindermörderin: Bund N. 63 4. — 20) Froitzheim, Z. Jugendgesch. H. L. Wagners: StrassbPost N. 247. — 21) (IV 3 : 40.) — 22) F. Meyer v. Waldeck, In Klingers Bibliothek, s. o. IV 3 : 40a. — 23) × J. G. D. Arnold, D. Pfingstmontag. Lustspiel in Strassburg. Mundart: Elsäss. Volksschriften. Hft. 18. Strassburg, Heitz. XXI, 182 S. M. 0,80. — 24) E. Martin, Arnolds Pfingstmontag u. d. elsäss. Dialektpoesie. Vortr.: StrassbPost N. 331. — 24a) Reuling, Frankfurter Dialektdichtung: AZg. N. 91. — 25) L. Geiger, Berliner Dramaturgie 1797 8: VZg. N. 325. (Vgl. u. IV 5 : 72.) — 26) ×

Muster F. Schlegels scharf mitgenommen wird. Goethe und Schiller werden tendenziös ignoriert. Der echte Shakespeare wird gefordert, in Hinblick auf Schröders Hamletbearbeitung. Wiener Possendichter wie Perinet, Vielschreiber wie Lafontaine erfahren Zurückweisung, dagegen werden Lobeshymnen für Iffland und Kotzebue angestimmt. Während die darstellenden Künstler ausführlich besprochen werden, erscheinen dramaturgische Fragen selten erörtert. Die Vff. fordern Volksbühnen und möchten für sie unbesuchte Kirchen zur Umwandlung empfehlen. Einen stattlichen Raum nimmt die Polemik gegen Kritiker ein, besonders gegen jüdische, sowie gegen Böttiger und Tieck. — Unter den Artikeln der ADB.[26-30]) verdient besondere Erwähnung die Arbeit von Walzel[31]) über Christ. Wilh. v. Schütz (1776—1847). Sein rein formales Talent wird anerkannt. „Lacrimas" ist eine Nachahmung des „Alarcos", unter romantischem Einfluss schreibt er „Guiscardo und Gismunda". Schillers Nachahmer ist er in „Graf von Schwarzenberg" und „Karl der Kühne". — Im Anschluss an seine noch nicht vollendete Biographie hat Litzmann[32]) den Artikel über F. L. Schröder abgefasst. Er betont das Verdienst, das Susanne Mecour um seine Entwicklung hat. Bei allem Schlendrian bleibt er bei seiner Idee von der Grösse seiner Aufgabe. Als theatralischer Schriftsteller liefert er meist Bearbeitungen[33]), nicht ohne litterarisches Verdienst, doch nicht bedeutend: Iffland leistet da Besseres. — Schröders Bearbeitung des „Kaufmann von Venedig" hat Hauffen[34]) im 16. Band der „Theatralischen Sammlung" (Wien 1791) aufgefunden. Sie ist 1777 mit Beihilfe Gotters angefertigt worden. Auch sie charakterisiert das Herabziehen ins Alltägliche. Jessica und Lorenzo sind gestrichen, ihre Erlebnisse werden gelegentlich erzählt, die Handlung erscheint auf drei Tage eingeschränkt. Neue Motive treten auf: dem Antonio, der als Bruder Bassanios figuriert, geht ein Kassier durch. Schröder benutzt Eschenburg, Wieland und Fischer. Seine Bearbeitung zählt nur vier Akte, der fünfte ist einfach weggelassen und der Schluss gleich angeknüpft. — Hauffen[35]) hat auch eine Uebersicht der vorzüglichsten Bühnenpraktiker der Zeit mit passender Auswahl in Kürschners Nationallitteratur gegeben. Er charakterisiert in der Einleitung das „niedre" Schauspiel[35a]). Gegen diese Bezeichnung liessen sich ebensowohl Einwendungen erheben als auch gegen H.s Ansicht, Stücke Bretzners und Schröders wären noch auf der heutigen Bühne möglich. In der an O. Brahm angeschlossenen Darstellung des Ritterdramas wird Paul Weidmann mit Franz Carl Weidmann verwechselt. In richtiger Auslese unter den zahllosen Dramatikern giebt er Törrings „Agnes Bernauer", Babos „Otto von Wittelsbach", Henslers „Donauweibchen" (beide Teile) und Bretzners „Räuschchen". Bei Hensler (mit falschen Geburtsdaten, vgl. JBL. 1890 IV 4 : 99) wird ein hübscher Ueberblick über das Wiener Volksstück gegeben, die Bibliographie für Hensler (S. 186) ist unvollständig. Im zweiten Teile erscheint Gemmingens „Hausvater" (1782, 3. Fassung). In der Einleitung heisst Flaischlens Arbeit ein „Muster ihrer Gattung". Ferner Schröders „Portrait der Mutter", Ifflands „Jäger" und „Hagestolzen", Kotzebues[35b-d]) „Menschenhass und Reue", „Indianer in England", „Deutsche Kleinstädter". Den Beschluss macht Collins[36]) „Regulus"; warum er hier angereiht wurde, begreife ich nicht recht. — Die dramatische Litteratur des ausgehenden 18. Jh. hat auch im vierten Bande des Grundrisses von Goedeke[37]) zum Teil Aufnahme gefunden. Manche Artikel, wie der § 230 über Geniewesen, von Sauer ausgearbeitet, der § 215, der einige Wiener theatralische Sammlungen verzeichnet, sind geradezu neugeschaffen worden. Dagegen sind die Verzeichnisse der Wiener dramatischen Autoren, die Bibliographien der Stephanies, Weiskern (so zu lesen für Weisker), Laudes, Stranitzky, Prehauser recht dürftig ausgefallen. —

Aus Anlass des 100. Geburtstages Th. Körners ergoss sich eine wahre Sturmflut von Festartikeln, die sich nicht immer damit begnügten, den poetisch angelegten Jüngling, der das für seinen Nachruhm unschätzbare Glück hatte, den verklärten Heldentod zu sterben, und seine begeisterte und begeisternde Freiheitslyrik zu feiern, sondern auch dem kindlichen Dramatiker überflüssige Zukunftshoroskope zu stellen versuchten. Ich möchte sogar bezweifeln, dass er in Wien ein Bauernfeld geworden wäre, wie Schlenther[38]) in seinem ausgezeichnet ruhigen Aufsatze fragend vermutet. — Dem künstlichen Enthusiasmus trugen auch die verschiedensten deutschen Bühnen durch Aufführungen, vor-

---

Beneke, Heinr. Gottl. Schmieder: ADB. 32, S. 29—30. — 27) × F. Pfaff, Franz Jul. Borgias Schneller: ib. S. 165/7. — 28) × F. Kummer, Friedr. Aug. Schulze: ib. S. 768/9. — 29) × F. Brümmer, Gust. Ant. Frhr. v. Seckendorf: ib. 33, S. 517/8. — 30) × id., Karl Sigm. Frhr. v. Seckendorff: ib. S. 518. — 31) O. F. Walzel, Christ. Wilh. v. Schütz: ib. S. 134/6. — 32) B. Litzmann, Friedr. Ullr. Ludew. Schröder: ib. 32, S. 506/12. — 33) × J. Minor, Brauns, D. Schrödersche Bearbeitung d. Hamlet (vgl. JBL. 1890 IV 4 : 18 u. 1891 IV 7 : 39). ADA. 17, S. 175/6. — 34) A. Hauffen, Ueber d. Schrödersche Bearbeitung d. „Kaufmann v. Venedig". Vortr. in d. Gesellsch. f. dtsch. Litt. zu Berlin (Ref.): DLZ. 12, N. 19. (Vgl. BerlTBl. v. 19. Apr.) — 35) id., D. Drama d. klass. Periode: DNL. Bd. 138, 139, 1. 2. Stuttgart, Union. XXXIV, 395, 385, 396 S. je M. 2,50. — 35a) × J. Edgar, D. bürgerl. Schauspiel: DBühneng. 20, S. 125/6, 133/4. — 35b) × Wie Kotzebues Neigung für d. Schauspielkunst geweckt wurde: HambCorr. N. 240. — 35c) × Kotzebues Briefe: ib. N. 104. — 35d) × A. Kotzebue, Il casino di campagna. Comedi in un atto. Nuova riduzione. Firenze, Céchi. 16⁰. 23 S. L. 0,15. — 36) × A. J. Weltner, H. J. v. Collin. Z. 80. Todest. d. vaterländ. Dichters: FremdenBl. N. 206. — 37) K. Goedeke, Grundriss s. o. IV 1 : 1. — 38) P. S[chlenther], Theodor Körner (= ThK.): VZg[S]. N. 38. — 39) × K.-Feier im Hamb. Stadttheater: HambCorr.

nehmlich des „Zriny“ [39-41]), in dem Speidel [42]) das lokale und persönliche Element schön hervorhob, und durch Festspiele [43]) Rechnung. Der Jubel ist verrauscht, und übrig bleiben die Artikel, deren Masse wohl niemand vollständig überblicken kann [44-95]). — Auch neue Ausgaben wurden veranstaltet. Ad. Stern [96]) bringt im dritten Bande die Fragmente [97-99]) vervollständigt, so die Entwürfe: „Luther“, „Themistokles“, „Phrixus und Helle“. — Der verdienstvolle Peschel [100]) hat eine bibliographische Zusammenstellung der Körnerlitteratur geliefert. — Latendorf [101]) tritt, nicht zum ersten Male, der Glaubwürdigkeit F. Försters entgegen. Förster hat einen Brief Schleiermachers gefälscht, ein Gedicht in Goethes Werken ruhig belassen, seine Begegnung mit Goethe rhetorisch ausgeschmückt. Ebenso ausschmückend ist er mit Gedichten Körners hinsichtlich ihrer Datierung verfahren, auch mag ein oder der andere Brief durch Zusätze erweitert worden sein. Doch gewinne ich nirgends die Ueberzeugung, dass Förster als bewusster Fälscher zu brandmarken sei; auch ist des Vf. Ton allzu hitzig, und seine Schlüsse aus der Stimmung der Briefe oder aus der Kürze der Zeit haben selten volle Beweiskraft. Dass ein Deutscher Körner getötet hätte, wie der späte Bericht des Schullehrers Schönborn andeutet, lässt sich wohl sicher zurückweisen [102]). — Die wertvollste Gabe hat Brockhaus [103]) in seiner auch äusserlich formvollendeten Sammlung von Briefen von und an Th. Körner gebracht. Neben zahlreichen Familienbriefen und Jugendaufsätzen, kleinen Gedichten, finden sich auch litterarisch bemerkenswerte Stücke. Ueber die Aufführung der „Toni“ in Weimar 1812 schreibt Emma Körner: „Ich sehe Goethe ordentlich, wie er sich in den Verzierungen derselben [der Dekorationen] gefallen, und es muss Dir eine sehr angenehme Empfindung machen, dass ein Geist wie der seinige so warmes Interesse an Deinem Produkte genommen.“ Caroline Pichler spricht am 18. Nov. 1812 über seine „Rosamunde“. Von den zahlreichen Korrespondenten seien Castelli, L. F. Huber, Cotta hervorgehoben. In Minna Körners Stammbuch findet sich Bode, Bertuch, Herder, Elise v. d. Recke eingetragen. Die Anmerkungen orientieren zweckentsprechend. S. 177 wird der Nachweis geführt, dass Goetz in den „Geliebten Schatten“ in dem Briefe Schillers an Schwan vom 24. April 1785 aus Schwans Nachschrift den Satz: „Glücklich wäre Schiller mit meiner Tochter nicht gewesen“ einfach weggelassen hat. Im Anhange wird der Bericht, den Arneth in dem für Freunde gedruckten Buche über die Beziehungen der Antonie Adamberger zu Körner nach ihren Mitteilungen gegeben, dem grösseren Publikum zugänglich gemacht. Weisssteins An-

---

N. 672. — 40) × A. Müller-Guttenbrunn, ThK. in Wien: DeutschZg. N. 7083. — 41) × μ, D. K.feier im Hoftheater (München) u. Berichte aus anderen Städten: AZg. N. 266/7. — 42) L. Speidel, Burgtheater. Zriny: NFPr. N. 9729. — 43) × G. Burchard, Lützows wilde Jagd. E. dramat. Festsp. in 1 Aufz. Berlin, Fontane. 63 S. M. 1,00. |[Siegen: BLU. S. 745.]| — 44) × B., Wöbbelin: KZg. N. 771. — 45) × A. W. Ernst, ThK. Z. 100j. Geburtst. d. Dichters: Gegenw. 40, S. 180/1. — 46) × R. Fellner, D. Dichter v. Leyer u. Schwert: NationB. 8, S. 793/4. — 47) × P. Franke, ThK.: LZgB. N. 71. — 48) × R. George, ThK. e. dtsch. Dichterheld: Bär 17, S. 655/8, 672/4. — 49) × v. Hasenkamp, ThK.: KielZg. N. 14505. — 50) × A. Hauffen, ThK. (= Samml. gemeinnütz. Vortr. N. 159.) Prag, Haerpfer. 24 S. M. 0,30. |[J. Minor: ADA. 18, S. 382 folg.; ML. 60, S. 711/4.]| — 51) × Th. K., ThK: MagdebZg. N. 481. — 52) × K. Knebel, ThK. in Freiberg: MFreibergAV. 27, S. 75/102. — 53) × A. Kohut, ThK. Sein Leben u. seine Dichtungen. Berlin, Slottko. X, 310 S. M. 4,00. |[A. Schröter: BLU. S. 110]| — 54) × id., ThK. in Berlin: VolksZg[B]. v. 20. Sept. — 55) × id., D. K.-Museum in Dresden: Sammler 13, S. 136–40. — 56) × id., ThK.s Braut. E. Gedenkbl. z. ThKFeier: FremdenBl. N. 255. — 57) × E. Kreowski, ThK. Zu s. 100. Geburtst.: MünchNN. N. 427. — 58) × G. Kreyenberg, ThK. Festschrift z. 100j. Geburtst. Mit Bildn. u. Abbild. Dresden, Ehlermann.V, 71 S. M. 2,40. |[LZg. N. 215; DLZ. 12, N. 39.] — 59) × Kreyenberg, ThK.s Vater: Grenzb. 3, S. 557–68. — 60) × M. Landau, ThK. in Italien: AZg. N. 267. — 61) × E. Lehmann, Familie K. in Dresden. Z. Gedächtn. an ThK.s 100. Geburtst. Dresden, Rohler. 39 S. M. 0,50. — 62) × F. Lemmermayer, ThK.: WienLZg. N. 11. — 63) × F. Mauthner, Z. Körner-Tag: ML. 60, S. 618–20. — 64) × F. Muscogiuri, ThK. Nel I. Centenario della sua nascita. Firenze, Nicolai. |[M. Landau: AZg[B]. N. 267.]| — 65) × M. N(ecker), ThK.s Braut: Grenzb. III, S. 276–83. — 66) × K. Pröll, ThK.: KielZg. N. 14494. |[FränkKurier. N. 472a.]| — 67) × Rogge, Körner-Litt: LZg. N. 216. — 68) × W. Schimmelbusch, Körnertage: Didaskalia N. 222, 225, 227, 229, 231. — 69) × W. Schulze u. K. Wicklein, Z. 23. Sept. ThK. 15 Schulgesänge. Nebst e. Biogr. u. e. Ausw. d. Gedichte. Berlin, Oehmicke. 36 S. M. 0,25. — 70) × B. Seuffert, ThK.: GrazTBl. N. 23. — 71) × Ad. Stern, ThK. (z. 23. Sept.): FZg. N. 266. — 72) × E. Straeter, ThK. zu s. 100. Geburtst. v. 23. Sept.: Post v. 22. Sept. — 73) × tz., Körnerfeier in Zobten-Rogau: SchlesZg. N. 666. — 74) × A. V., ThK.: ib. N. 663. — 75) × T. V., Schiller u. Körner: AZg. N. 312/3. — 76) × W. Urban, ThK: VolksZg. N. 221. — 77) × van der Velde, ThK.: SchlesZg. N. 663. — 78) × R. W., Originalradierungen ThK.s: Sammler 13, S. 118. — 79) × v. W., E. Sänger u. e. Held (ThK.): SchwäbKron. v. 23. Sept. — 80) × K. Weinhold, Z. Erinn. an ThK.: AZg[B]. N. 222. — 81) × M. W[idmann], ThK.: Bund S. 262. — 82) × E. Wolff, Z. 100j. Geburtst. ThK.s: HambCorr. N. 669. — 83) (IV 1 : 30.) — 84) × ThK.: FZg. N. 190, 265, 266, 272. — 85) × Zu ThK.s Geburtst.: Grenzb. III, S. 622/4. — 86) × E. italienische Körnerbiographie: HambCorr. N. 792. — 87) × ThK.: DeutschZg. N. 7143. — 88) × Kranz-Spende auf ThK.s Grab: HambCorr. N. 637. — 89) × E. Ms. ThK.s: DDichtung 10, S. 294/7. — 90) × Zu ThK.s 100. Geburtst.: ib. S. 291/4. — 91) ThK. Zu s. 100. Geburtst.: FremdenBl. N. 250. — 92) × ThK. E Erinn. z. 100. Wiederkehr s. Geburtst.: NorddAZg[B]. N. 38. — 93) × Festschrift anlässlich d. K.-Kommerses d. dtsch.-nationalen Studentenschaft Prags am 17. Okt. Prag, Dominicus. 18 S. M. 0,60. — 94) × Vaterländische Erinn. ThK.: NorddAZg[B]. N. 38. — 95) × Zu K.s 100j. Geburtst.: StrassbPost N. 264. — 96) ThK. Werke, her. v. Ad. Stern: DNL. 146, 152 in 3 Tln. Stuttgart, Union. (1890.) XXXII, 383; X, 443; VI, 402 S. je M. 2,50. — 97) × ThK. Sämtl. Werke. Illustr. Prachtausg. Her. v. H. Laube. 36 Lief. Wien, Bensinger je M. 0,50. — 98) × ThK. Sämtl. Werke. 4 Bd. Stuttgart, Cotta. 211, 211, 252, 291 S. je M. 2,00. — 99) × ThK.s Werke. 2 Bde. Berlin, Friedberg u. Mode. VIII, 296; V, 530 S. M. 3,00. — 100) E. Peschel, K.-Bibliographie z. 23. Sept. zusammengest. Leipzig, Ramm u. Seemann. 53 S. M. 1,50. — 101) F. Latendorf, Friedr. Försters Urkundenfälschgen z. Gesch. d. J. 1813 mit besonderer Rücksicht auf ThK.s Leben u. Dichten. Poesneck, Latendorf. 39 S. M. 0,60. |[AZg[B]. N. 272; Grenzb. IV, S. 197/8; J. Minor: ADA. 18, S. 382]|. — 102) Schilderung v. ThK.s Tod, aus d. J. 1842: SchwäbMerkur v. 26. Sept. (Vgl. SchwäbKron. v. 7. Okt.) — 103) R. Brockhaus, ThK. Z.

zeige, die auf Anklänge eines Körnerbriefes an Goethes Ossianübersetzung aufmerksam macht, teilt auch ein Billet Antoniens an H. von Collin mit (6. Sept. 1808). — Straeter[104]) veröffentlicht Briefe Körners zumeist an seinen Freund Karl Schmid, aus Freiberg, Leipzig, Berlin usw., die meist im studentischen Tone gehalten sind. Er bittet wiederholt um Volkssagen; „Axel und Walburg" von Oehlenschläger ist ihm eine der schönsten Blüten neuerer Poesie. Aus Wien schreibt er am 4. Okt. 1811: „Fleissig bin ich gewesen. Mehrere Opern, Lustspiele und Gedichte sind meiner Feder entflohen. Ein Konradin von Schwaben soll mein erstes grosses Werk sein, auf das ich brav losstudiere." Von Wien ist er begeistert: „Fünf Theater sind hier, drei davon vortrefflich. Welche Gegend, welche Mädchen!" Enthusiastisch lauten die Briefe über seine Braut. „Goethe hat mir recht väterlich und freundlich über meine Arbeiten geschrieben und mir grosse Hoffnungen erregt." Er bricht ab: „Was soll das dumme schreiben, wenn die Herzen zusammenschlagen und ihren Donner durch das Weltall jauchzen!" (16. März 1812.) — An die Berliner Zeit und die Verbindung mit der Familie Parthey knüpfen vier Briefe aus den Jahren 1811 und 1812 an, die F. Jonas[105]) zum ersten Male vollständig publiziert. — Den „Zriny" untersucht Bischoff[106]) auf seine Quellen. Er macht die Berichte des Ortelius und Badena in erster Linie namhaft, auch Hormayrs Biographie Zrinys erscheint benutzt. Von früheren Bearbeitern hat Werthes (1790), besonders für die Frauengestalten und Liebesscenen, und Pyrker (1810) Einfluss gehabt. Bei hübsch beobachteten Einzelheiten fehlt B. jeder Ansatz zu allgemeinerer Betrachtung und Charakteristik; die Berührungen mit Schiller sind ganz unvollständig verzeichnet. Auch eine holländische Bearbeitung des Körnerschen Dramas wird erwähnt. Für Körners Lustspiele wäre wohl auch auf den Einfluss des beliebten Hutt hinzuweisen. S. 15 erhält Körners grosse Fruchtbarkeit Lobsprüche. Beachtenswert ist die Zusammenstellung des ungedruckten Nachlasses im Körner-Museum. — Dass die „Bergknappen" in Karlsbad 7.—10. Juli 1811 gedichtet sind, hat Peschel[107]) festgestellt. —

Eine Charakteristik H. von Kleists[108-112]) hat Gnad[113]) in populärer, wirksamer Darstellung entworfen. Sehr hübsch sucht er die Peitsche im „Käthchen" zu rechtfertigen, indem er in dem Aufbrausen des Gemütes eine Wallung sieht, die ebenso wie im „Prinzen von Homburg" plötzlich in den Vordergrund tritt. Die „Hermannsschlacht" macht ihm den ungetrübtesten Eindruck von Kleists Werken. — Aus der Dresdener Abendzeitung von 1823 citiert Klee[114]) eine äusserst unfreundliche Besprechung der Weimarer Aufführung des „Prinzen von Homburg" vom 4. Sept. 1823. — Eine Stellung zu seiner Zeit hatte Kleist, nach Rifferts[115]) Ansicht, überhaupt nicht, weil sie ihn nicht beachtete. Ich kann nicht finden, dass Goethes ungenaue Titelangabe „Der Wasserkrug" etwas Verächtliches in sich schliesse. — Elchmann[116]) versucht die Konjektur Sprengers „blosses Hemd" (JBL. 1890 IV 4 : 27) durch Hinweis auf v. 150 des „Guiscard" zu stützen, wo ebenfalls „blosses Hemd" steht, und bestätigt die Interpunktion in der „Hermannsschlacht" I, 3 v. 251. — Der Ausdruck „Helmsturz" im „Käthchen" I, 1 wird von Döhler[117]) richtig als „Visier des Helms" erklärt. — Sprenger[118]) entdeckt in der Sprache Kleists manche niederdeutsche Elemente. —

Unter den Dramatikern der Neuzeit[119-121a]) ist hier zuerst Holtei zu nennen; sein beliebtes Lustspiel „Sie schreibt an sich selbst" ist nach Mitteilung A. Rosens[122]) auf dem Wege über ein französisches Lustspiel aus dem polnischen Stücke des Grafen Fredro „Mädchengelübde" hervorgegangen, ähnlich wie das „Original-Lustspiel" der Hedwig Dohm „Vom Stamme der Asra" aus dem Stücke „Aus Liebe sterben" von Marie Saphir (Alexander Bergen) entstand, das wieder seinen Ursprung in einem englischen Drama hat. — Gutzkows „Uriel" ist von Back[123]) in seinen historischen Grundlagen gezeichnet worden. — Sein Drama „Werner oder Herz und Welt", verwandt

---

23. Sept. (Samml. v. Briefen v. u. an K.) Leipzig, Brockhaus. 4°. 198 S. M. 12,00. |[Chuquet: RCr. 32, S. 513/4; BLU. S. 588—90; C. Fr.: LZg[B]. N. 108; G. Weisstein: NZg. N. 525; J. Minor: ADA. 18, S. 381.]| — 104) E. Sträter, Freundesbriefe v. ThK. Neue ungedr. Briefe an Karl Schmid: Post v. 8. u. 10. März. — 105) F. Jonas, ThK.s Beziehungen zu Berlin: VZg[S]. N. 50. — 106) H. Bischoff, ThK.s „Zriny" nebst e. allgem. Uebersicht über ThK. als Dramatiker. Leipzig, Fock. 90 S. M. 1,50. |[ML. 60, S. 736; Grenzb. IV, S. 198; J. R.: LZg[B]. N. 116; J. Minor: ADA. 18, S. 383.]| — 107) E. Peschel: NFPr. v. 24. Apr. — 108) × H. v. Kleist. Ges. Schriften. Her. v. L. Tieck, rev., ergänzt u. mit Einl. vers. v. J. Schmidt. Neue Stereotyp-Ausg. 2 Bde. Berlin, Reimer. XVI, 433, 644 S. M. 3,00. — 109) × H. v. Kleist, Hermannsschlacht, her. v. K. Windel, s. o. I 7 : 41. (dürftig.) — 110) × R. Sprenger, Zu Kleists Prinzen v. Homburg: ZDU. 5, S. 133, 207. — 111) × R. Sprenger, Zu Windels Ausg. v. Kleists Hermannsschlacht: ZDU. 5, S. 483. — 112) × E. Billet H. v. Kleists: DDichtung 9, S. 253/4. — 113) E. Gnad, H. v. Kleist: Litt. Essays 2. verm. u. verb. Aufl. Wien, Konegen. VI, 375 S. 5,00 M. S. 301—35. |[O. F. Walzel: AZg[B]. N. 292.]| — 114) G. Klee, Urteile über d. Prinzen v. Homburg u. Grillparzers Sappho: ZDU. 5, S. 419—20. — 115) J. Riffert, H. v. Kleists zeitgenössische Stellung. E. Gedenkbl. zu d. Dichters Todest.: LZg[B]. N. 139. — 116) G. Elchmann, Zu Kleists Robert Guiscard. Zu Kleists Hermannsschlacht: ZDU. 5, S. 131. — 117) H. Döhler, Zu Kleists Käthchen I,1: ib. S. 60. — 118) R. Sprenger, Z. Sprache H. v. Kleists: ib. S. 133. — 119) × R. Benedix, Haustheater. Samml. kleiner Lustspiele für gesellige Kreise. Bd. 1. 10. Aufl. Leipzig, Weber. VIII, 572 S. M. 6,00. — 120) × A. E. Brachvogel, Narciss. E. Trauersp. 7. Aufl. Jena, Costenoble. XVI, 80 S. M. 1,20. — 121) × D. Kalisch, Doktor Peschke oder Kleine Leute. Posse mit Ges. in 1 Aufz. mit Benutz. d. Javetier: UB. N. 2838. Leipzig, Reclam. 40 S. M. 0,20. — 121a) × Dantons Tod v. G. Büchner: ML. 60, S. 134. (Notiz über Verurteilung d. Red. Köster wegen Abdrucks.) — 122) A. Rosen, Lustspiele u. ihre Schicksale: NFPr. N. 9607. — 123) S. Back, Elischa ben Abuja-Acher, quellenmäss. dargest. Frank-

der „Stella“, ist von Helbig[124]) in einer oberflächlichen Studie über das Problem des Grafen von Gleichen in der Litteratur erwähnt. — Die Mitteilungen, welche Rodenberg[125]) aus Dingelstedts Nachlasse machte, sind bereits (JBL. 1890 IV 14 : 53) gewürdigt worden. Freundestreue hat sich hier über das Grab hinaus bewährt. Der allzu liebevollen Charakteristik liessen sich, wie A. von Weilens Anzeige andeutet, wohl dunklere Lichter beimischen. Der Dramatiker Dingelstedt kommt wiederholt zu Worte, so schon in seinen Tagebuchnotizen von 1826: R. bespricht das verschollene Drama „Das Gespenst der Ehre“ (I, S. 155) mit Beifügung von eigenen Bemerkungen des Dichters, die Travestie der „Genoveva“ Tiecks vom Jahre 1846; II, S. 95 werden interessante dramatische Entwürfe Dingelstedts mit Randbemerkungen Ed. Devrients und Hackländers mitgeteilt; II, S. 194 der Prolog zur Bearbeitung des „Wintermärchens“. — Eine Biographie des talentvollen, aber zerfahrenen Rob. Giseke hat Gottschall[126]) gegeben. In allen seinen Dramen zeigt sich entschiedene Kraft. — Sein Drama „Johann Rathenow, der Bürgermeister von Berlin“ (1854), nach W. Alexis gearbeitet, fehlt in der fragwürdigen Studie Friedrichs[127]) über Hohenzollerndramen. Der Vf. meint, dass wir uns für Dramen des Mittelalters nicht erwärmen können; erst von 1492 ab können vaterländische Dramen stofflich fesseln. Im „Philotas“ „verewigte“ Lessing E. v. Kleist. Die Besprechung der Dramen Reinhards, Rambachs, Fouqués usw. ist höchst oberflächlich. An Kleists „Prinzen von Homburg“ wird getadelt, dass ein somnambuler Prinz statt eines verwegenen Reitergenerals erscheint. —

Die reichste Gabe des Berichtsjahres hat Ad. Stern[128]) im Verein mit Erich Schmidt durch die Gesamtausgabe Otto Ludwigs[128a]) dem deutschen Vaterlande beschert. Im ersten Bande entwirft Stern auf Grundlage sorgfältigster Studien ein lebensvolles biographisches Bild, das uns zum ersten Male die Entwicklung des zwischen Musik und Dichtung schwankenden Geistes wiedergiebt.[129]) Auszüge aus den Tagebüchern, persönliche Erinnerungen in reicher Zahl geben der Arbeit einen besonderen Wert. Für die ausgeführten Dramen im vierten Bande konnten die Hss., die jetzt die ihrer würdige Stätte im Goethe-Schillerarchiv gefunden haben, zum Teil verglichen werden. Vervollständigt werden die Mitteilungen aus den Vorarbeiten zu den „Makkabäern“. Zum ersten Male gedruckt erscheint „Hans Frei“, Ludwigs älteste dramatische Arbeit. So gut wie unbekannt geblieben war „Die Rechte des Herzens“. Den „Scherbenberg“, die dramatischen Fragmente im fünften Bande, hat Schmidt mit einer Einleitung begleitet, die einen Einblick in die Werkstatt des Dichters sowohl wie in die Mühen des Herausgebers bietet. Ein ruheloses Umschaffen tritt als das Merkmal Ludwigscher Arbeitsweise zu Tage. Aus den Tagebüchern lassen sich Pläne wie „Christus“ u. a. entnehmen. Abgedruckt ist das bekannte Vorspiel „Die Torgauer Heide“, ferner „Der Jacobsstab“, „Der Engel von Augsburg“, ergänzt durch das neuentdeckte Bruchstück von 1859, „Genoveva“, „Marino Falieri“, „Die Freunde von Imola“, „Die Kaufmannstochter von Messina“ und „Tiberius Gracchus“. Einen Beitrag dazu bietet der sechste Band mit Bemerkungen über dramatische Pläne, wie zum „Tollen Heinrich“ (S. 244), „Marino Falieri“ (S. 238), „Tiberius Gracchus“ (S. 244). Ludwigs Gespräche mit Lewinsky, zuerst in Edlingers Litteraturblatt abgedruckt, hier aber erweitert, sind eine ebenso willkommene Beigabe wie des Dichters Briefe an Ed. Devrient, Gutzkow, Julian Schmidt und Auerbach, welche zahlreiche Bemerkungen zu den dramatischen Werken enthalten. Das Verdienst Sterns, den fünften Band, die kritischen Schriften, in erster Linie die Shakespeare-Studien, sozusagen neu geschaffen zu haben, kann hier nur kurz hervorgehoben werden. Besonders seien auch auf einige interessante Besprechungen aufmerksam gemacht: Törrings „Agnes Bernauer“ (S. 342), „Waise von Lowood“ (S. 351), Wolfsohns „Zar und Bürger“ (S. 362 vgl. 6, S. 373) und besonders der Ebner „Maria von Schottland“ (S. 374). — Jedenfalls hat diese Meisterausgabe ein ganz anderes Verdienst um Ludwigs Andenken als zwei Versuche, die unabhängig von einander gemacht wurden, das „Fräulein von Scudéry“ für die Bühne zu gewinnen. Besonders verfehlt ist E. von Wildenbruchs[131]) Gedanke, den Goldschmied im dritten Akte plötzlich wieder aufleben zu lassen, während sich W. Buchholtz[132]) begnügt hat, den fünften Akt teilweise bei Seite zu schaffen. —

furt a. M., Kauffmann. 37 S. M. 1,00. — 124) F. Helbig, Z. Gesch. d. Problems d. Graf. v. Gleichen: ML. 60, S. 102/5, 120/2, 136/9. — 125) F. Dingelstedt, Blätter aus seinem Nachl. Mit Randbemerkungen v. J. Rodenberg. 2 Bde. Berlin, Gebr. Paetel. VII, 215 u. V, 242 S. M. 8,00. |[W. Br.: AZg[B]. N. 243; H. S.: BLU. S. 492; A. v. Weilen: DLZ. 13, N. 34.]| — 126) R. v. Gottschall, Robert Giseke: SchlesZg. N. 52. — 127) Friedrich, Über Hohenzollern-Dramen. Progr. d. Realgymn. Potsdam. 4⁰. 16 S. — 128) Otto Ludwig, Ges. Schriften. 6 Bde. (Her. v. Ad. Stern u. Erich Schmidt.) Leipzig, Grunow. 319, 322, 648, 768, 411, 549 u. 460 S. M. 28,00. |[G. E[llinger]: NZg. v. 21. März; HambNachr[B]. N. 5; Al. Reifferscheid: DWBl. 4, S. 252; SchwäbKron. v. 25. März u. 22. Aug.; DeutschZg. N. 7009; Bund N. 272/3; A. Sauer: DLZ. 14, N. 11.]| — 128a) × A. Goldschmidt, Otto Ludwig: Zeitgeist N. 11. — 129) × Ad. Stern, Otto Ludwig in Leipzig: Grenzb. I, S 31/8 u. 81-90. — 130) × E. Schmidt, Über Otto Ludwigs dramatische Entwürfe. Vortr. (Ref.): VZg. N. 195. (ML. 60, S. 259—62.) — 131) Otto Ludwig, D. Fräulein v. Scudéry. Schausp. in 4. Aufz. bearb. v. E. v. Wildenbruch. |[O. Brahm: FrB. 2, S. 71; L. Hevesy: FremdenBl. N. 6; Harden: Gegenw. 39, S. 61/3; FZg. N. 7; M. Kent: Nation[B]. 8, S. 269; M. Bernstein: MünchNN. 44, N. 17; L. Speidel: NFPr. N. 9475.]| — 132) D. Fräulein v. Scudéry. Schausp. in 4 Aufz.

Lassalle als Dramatiker ist ein Aufsatz E. Bernsteins[133]) gewidmet. In einem Briefe vom 6. März 1859 spricht er sich über seinen Plan „Franz von Sickingen" aus; es sei ein Stoff, der ihn bei der Lektüre Huttens mit unwiderstehlichem Zwange zur Bearbeitung hingerissen. Ein grösserer Aufsatz, nur für Freunde bestimmt, zeigt, wie unmittelbar er durch das Drama in die bewegenden Fragen der Zeit eingreifen wollte. Sickingen ist der scheinbar kluge Revolutionsführer, der die geistige Bewegung auszunutzen versteht und immer mit den vorhandenen Mitteln rechnet. So steht er Hutten im dritten Akte unendlich überlegen gegenüber; aber mit dieser Einschränkung hat er auch zugleich die Grösse der Idee aufgegeben und muss unterliegen. „Die meisten Revolutionen sind an dieser Klugheit gescheitert. Die grosse französische Revolution von 1792 siegte nur dadurch, dass sie verstand, den Verstand beiseite zu setzen." Eine solche Verschuldung des Helden, die zugleich sittlich und intellektuell ist, scheint bei Lassalle den tiefsten tragischen Konflikt zu bilden. Im fünften Akte erkennt Sickingen seinen Irrtum und schreitet zur sühnenden That. „Mit einem Fusstritte seine diplomatischen Bedenklichkeiten und Listen hinwegschleudernd, spielt er sich und das Land jetzt auf Schwertesspitze. Aber nun ist es zu spät und muss es, der tragischen Idee nach, zu spät sein." In der grossen Scene des fünften Aktes steht Balthasar dem Sickingen ebenso überlegen gegenüber, wie dieser im dritten Akte Hutten. — Geibel als Dramatiker findet in einer überaus sorgsamen, von reicher Litteraturkenntnis des Vf. zeugenden Studie Andraes[134]) über den Sophonisbestoff Erwähnung und besondere Anerkennung. — Hans Herrig[135]) hat einen orakelnden Apostel in Fokke[136]) erhalten. Für F. spiegelt sich in Herrig der ganze Geist der Zeit ab, der sich in der Versöhnung der uns aus der Vergangenheit überkommenen Gegensätze charakterisieren soll; Ibsen[137–138]) dagegen und seine Nachbeter treiben in Deutschland „Zolaismus". Der Vf. bespricht die Epen „Die Schweine" und „Der dicke König", die Dramen „Nero", „Jerusalem", „Der Kronprinz Alexander", die nationalen Stücke „Konradin", „Friedrich Barbarossa" und den „Columbus". — Ein neues Trauerspiel J. V. Widmanns analysirt H. Feuerbach[139]). Er bezeichnet die Verknüpfung der Philoktetsage mit der Oenonesage als freie Erfindung des Dichters; da ist ihm aber jedenfalls A. Frh. v. Berger in seinem einaktigen Drama „Oenone" schon längst vorausgegangen. — E. Wichert ist zu seinem 60. Geburtstage von vielen Seiten sympathisch begrüsst worden[140–143]). — Wildenbruchs[144]) „Neuer Herr" wurde von Tschirch[145]) und G. Winter[146]) auf seine historischen Grundlagen untersucht. — Aus den Artikeln der ADB., welche sich mit deutschen Dramatikern der Neuzeit beschäftigen[147–149]), ist rühmend die Biographie Ludwig Schneiders von Wippermann[150]) herauszuheben. —

Aus dem Kreise Bäuerles stammen einige von Schlossar[151–153]) behandelte österreichische Dramatiker: C. J. Schröckinger, den der Vf. in Uebereinstimmung mit Goedeke als höchst begabten Bühnendichter schildert, und Andreas Schumacher, dessen dramatische und besonders theaterkritische Thätigkeit noch eingehendere Beachtung verdienen würde. Dasselbe gilt auch von J. G. Seidl, der allerdings für das Theater eine geringe Bedeutung hat. Ein durch die politischen Verhältnisse unterdrücktes Talent ist Tobias Gottfried Schröer (Oeser), dessen grosse Begabung für das Lustspiel Brümmer[154]) hervorhebt. —

Zum Briefwechsel Halms und Enks von der Burg bieten die von Schachinger[155]) vorgelegten Briefe des letztgenannten an Ferd. Wolf eine willkommene Ergänzung. Enk urteilt über Halm: „Erst so lange ich an der Entschiedenheit seines Talents und Kunstberufs zweifelte, war er mir sehr gleichgültig. Später hat er sich mir als sehr zuverlässig gezeigt, ich habe jetzt eine Verpflichtung gegen ihn, und sein Talent ist entschieden. Eins braucht er noch, Sicherheit — und Reflexionstiefe eines grossen Schmerzes bedürfte er oder einer ernsten Leidenschaft. Und bald! Weiss Gott, ich würfe ihn der Kunst zuliebe hinein, bis nahe ans Aufhängen." Viel wird mit Wolf über die Lope-Studien verhandelt. —

---

v. O. Ludwig. Neu bearb. für d. Bühne v. W. Buchholz. |[M. Bernstein: MünchNN. N. 17; KZg. N. 30.]| — 133) E. Bernstein, Lassalle über d. Grundidee s. „Franz v. Sickingen": NZeit 9, II, S. 588—97. — 134) A. Andrae, Sophonisbe in d. franz. Litt. mit Berücksicht. d. Sophonisbe-Bearb. in anderen Litt.: ZFSL. Suppl.-Hft. 6. Berlin, Gronau. 114 S. M. 3,00. — 135) × H. Herrig, Ges. Schriften. Bd. 1. Luther. E. kirchl. Festp. 21. Aufl. Berlin, Luckhardt. XIV, 82 S. M. 1,80. — 136) A. Fokke, Über H. Herrig. Progr. Wilhelmshaven. Emden, Haynel. 40 S. M. 0,75. — 137) × ○ G. Brandes, H. Ibsen u. seine Schule in Deutschland: FZg. 1, 4, 10, 15. — 138) × Eugen Wolff, Sardou, Ibsen u. d. Zukunft d. dtsch. Dramas. (= Dtsch. Schriften für Litt. u. Kunst. Hft. 1.) Kiel, Lipsius & Tischer. 40 S. M. 1,00. |[BLU. S. 542.]| — 139) H. Feuerbach, E. neues Trauerspiel: AZg. N. 145. — 140) × E. Wichert als Theaterdichter: DBühneng. N. 11. — 141) × F. v. Zobeltitz, E. Wichert. Zu s. 60. Geburtst. 11. März: ML. 60, S. 164/5. — 142) × E. Rosenfeld, E. Wichert. E. Gedenkbl. zu seinem 60. Geb.: Didaskalia N. 58. — 143) × O. Neumann-Hofer, E. Wichert. E. Gruss zu seinem 60. Geb.: BerlTBl. v. 10. März. — 144) × Pahncke, Wildenbruch als Dramatiker: DEBll. 16, S. 113, 172. — 145) O. Tschirch, „D. neue Herr". E. hist. Studie: BerlTBl. v. 10. Apr. — 146) G. Winter, „D. neue Herr" auf seiner gesch. Grundlage: UZ. I, S. 227—38. — 147) × Häckermann, G. J. W. Schnitter: ADB. 32, S. 75. — 148) × F. Brümmer, Bernh. Scholz: ib. S. 227/8. — 149) × id., Wilh. Schumacher: ib. 33, S. 38/9. — 150) H. Wippermann, Ludw. Schneider: ib. 32, S. 134–42. — 151) A. Schlossar, C. J. Schröckinger: ib. S. 501/2. — 152) id., Andr. Schumacher: ib. 33, S. 29—30. — 153) id., Joh. Gab. Seidl: ib. S. 633/9. — 154) F. Brümmer, Tob. Gottfr. Schröer: ib. 32, S. 551/3. — 155) R. Schachinger, M. Enk v. d. Burg an Ferd. Wolf.

Die Veröffentlichung von Hebbels Briefwechsel hat noch andere Arbeiten nach sich gezogen [156–158]. G. Karpeles [159]) hat im Anschluss daran das Verhältnis Hebbels und Heines gezeichnet. Auch so grundverschiedene Naturen begegnen sich, besonders in der Auffassung der Judith, wie Heines Interpretation eines Gemäldes von Horace Vernet zeigt. Hebbels Freundschaft steigt und sinkt, je nach der Anerkennung, die ihm Heine zollt; sie vereinen sich im Hass gegen Gutzkow. K. hat eine Stelle aus einem Briefe Heines an A. Meissner in seiner Ausgabe des Heineschen Briefwechsels wegen eines allzu schroffen Urteils über Bamberg unterdrückt. Auch die Politik gewann für Hebbel eine poetische Seite, wie seine Artikel für die Augsburger Allgemeine Zeitung beweisen [160]). Er sollte Redacteur der Wiener Donauzeitung werden; er war der Sprecher der Deputation, die 1848 dem Kaiser in Innsbruck die Adresse der Stadt Wien überreichte. Immer schrieb er enthusiastisch für die Verbindung Oesterreichs und Deutschlands und trat den slavischen Sonderbestrebungen entgegen. — Einer neuen Ausgabe der Werke Hebbels durch Krumm [161]) weist R. M. Werner grobe Fehler in der Textgestaltung nach. — Eine persönliche Begegnung mit Hebbel schildert S. Schlesinger [162]) sehr anziehend, der als junger Bursche ein mit Nissel gemeinsam verfasstes Trauerspiel dem Dichter überreichte. Hebbel erklärt eine dramatische Compagniearbeit für ebenso unmöglich, wie dass sich zwei Männer zusammenthun könnten, um ein Kind in die Welt zu setzen. — Hier möge auch ein Aufsatz M. Burckhards [163]) über die modernen Bearbeitungen der Sigfriedsage Erwähnung finden, der Raupach, Geibel, Hebbel, Wilbrandt, Jordan und Wagner höchst oberflächlich im Gymnasiastenstile mit allerlei allgemeinen Moralisationen behandelt. —

Zwölf Bände Nestroy! [164-165]) Drei Bände Raimund! [166-168]) Schon diese Zusammenstellung lässt Bedenken gegen eine in diesem Masse durchgeführte Veröffentlichung der Nestroyschen Dramen natürlich erscheinen. Eine Volksausgabe konnte schon wegen des solchem Umfange entsprechenden Preises nicht geschaffen werden, und dem Kenner erwächst aus der von den Herausgebern allzu eilfertig unternommenen Arbeit nur die volle Ueberzeugung, dass die überwiegende Mehrzahl von Nestroys dramatischen Arbeiten Dutzendproduktionen sind; er wird der eintönig wiederholten Situationen, des aus der sichtbaren Ferne sich nähernden Wortwitzes herzlich müde. Einzelne zu ihrer Zeit ganz abgefallene Possen, von denen der Autor selbst nie mehr etwas wissen wollte, werden da vor den kritischen Richterstuhl der Nachwelt gestellt, während doch eine Reihe Nestroyscher Arbeiten in dieser „Gesamtausgabe" nicht zu finden sind. So z. B. der „Tod am Hochzeitstage", „Moppels Abenteuer"; andererseits ist die Zugehörigkeit eines Stückes wie „Der gemütliche Teufel" sehr zweifelhaft. Und wo bleibt die ausgezeichnete Tannhäuserparodie? Ein Prinzip für die Anordnung existiert nicht; bunt sind die Stücke durcheinander geworfen, sogar die Jahreszahlen sind nirgends beigesetzt. Eine Auswahl hätte hier bessere Dienste geleistet, so interessant und dankenswert auch manches erscheint. In letzter Stunde ist Necker eingetreten, um die versprochene Biographie für den zwölften Band zu liefern. Mit diesem Umstande muss man rechnen, um das Geleistete anzuerkennen. Dass N. untersuchen kann, zeigt die vortreffliche Besprechung des „Lumpaci", der ein Jahr vor dem „Verschwender" auf der Bühne erschien; so erledigen sich die Ansichten über seine angebliche parodistische Tendenz. Aus Nestroys Tagebüchern, aus Censurbemerkungen und Direktionsakten wird fleissig geschöpft. Ein volles Bild konnte nicht entstehen: es fehlt jeder Versuch einer Quellenuntersuchung, es fehlt vor allem der Unterbau, der nur auf der Geschichte der Wiener Posse aufzuführen wäre. Dass der Vf. sich vielfach auf Zeitungsberichte stützt, ist nicht zu beanstanden, wohl aber, dass die Bäuerlesche Theaterzeitung fast seine ausschliessliche Quelle ist und dass Zeitschriften wie der „Humorist" des Witzbolds Saphir, der auch als Seitenstück Nestroys im damaligen Wien für Nestroys litterarische Persönlichkeit wohl zu beachten wäre, unberücksichtigt bleiben. Auch in einzelnen Angaben fehlt es nicht an Irrtümern, die sich leicht weiterverpflanzen. „Die Gleichheit der Jahre" (S. 150) wurde nicht am 5. Dez. 1834, sondern am 8. Okt. zum ersten Male aufgeführt. Von „Zampa" fand die Erstaufführung am 22. Juni 1832 statt; die des

---

E. Beitr. z. Gesch. d. dtsch. Litt.: ZÖG. 42, S. 577—82. — **156**) × M. Koch, Hebbels Briefwechsel (JBL. 1890 IV 4 : 134): LCBl. N. 22. — **157**) × O. E. Hartleben, F. Hebbel u. Elise Lensing: Zeitgeist v. 26. Jan — **158**) × Fechner, Hebbels Leben u. Dichten: SchlZg. N. 229—82. — **159**) G. Karpeles, Hebbel u. Heine: FZg. N. 106/7. — **160**) F. Hebbel als Politiker: AZg^B. N. 292. — **161**) F. Hebbel, Sämtl. Werke (her. v. J. H. Krumm). Neue Ausg. in 12 Bd. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1 Hlbbd. 128 S. M. 0,50. |[J. R.: LZg^B. N. 116; F. Lemmermayer: BLU. S. 675; R. M. Werner: DLZ. 13, N. 28.]| — **162**) S. Schlesinger, Zwei Besuche bei F. Hebbel: Bohemia N. 83. (Auch in Wittmann u. Band, Wiener Künstlerdecamerone. Wien, Bergmann. 384 S. Fl. 3,00. S. 359—63.) — **163**) M. Burckhard, Moderne Bearbeitungen d. Sigfried-Sage: AZg^B. N. 227/8. — **164**) J. Nestroy, Ges. Werke, her. v. V. Chiavacci u. L. Ganghofer (vgl. 1890 IV 4 : 107). Bd. 6—12. Stuttgart, Bonz. 306, 298, 246, 287, 221, 258, 218 S. d. Bd. M. 3,00. |[F. Kummer: BLU. S. 102/3, 362.]| (Im Bd. 12. Biographie Nestroys v. M. Necker.) — **165**) × M. Necker, Nestroy-Studien: AZg^B. N. 216/7. — **166**) × F. Raimund, Dramat. Werke, her. v. C. Glossy u. A. Sauer. 2. Aufl. 3 Bde. Wien, Konegen. VII u. 380, III u. 380, III u. 324 S. M. 6,00. |[F. Mauthner: ML. 60, S. 380/2.]| — **167**) × A. Müller-Guttenbrunn, Raimunds Bauer als Millionär: DeutschZg. N. 7160. — **168**) × F. Vogel,

„Lumpacivagabundus“ am 11. April 1833, nicht 10. April. Das unmittelbare Vorbild dieses Stückes (vgl. S. 133, Anm.), „Schneider, Schlosser und Tischler“, ist von Gleich, Raimunds-Schwiegervater, verfasst, Nidezki ist nur Komponist. —

Persönliche Erinnerungen an Bauernfeld teilt Ad. Stern[169-170]) mit, charakteristisch ist des Dichters Missmut bei der Arbeit der Shakespeareübersetzung, die er als blosses Handwerk trieb. —

Der Ausgabe Anzengrubers[171-175]) hat Bettelheim[176]) die Biographie folgen lassen. So rasch sie entstanden ist, giebt sie doch ein treues Bild und macht dem Freund wie dem Schriftsteller Ehre. Aus persönlichem Verkehre und hs. Aufzeichnungen schöpfend giebt B. ein Lebensbild, das durch eine ausführliche Charakteristik des Vaters[177]) eingeleitet wird. Die bitteren Komödiantenjahre zeitigen doch eine Frucht wie die satirisch-politische Komödie „Mephisto“, von der Fragmente gebracht werden, und den parodistischen „Raub der Sabinerinnen“. Der erste Gedanke des „Pfarrer von Kirchfeld“ wird ihm durch seine Kollegen entgegengebracht; hübsch weist B. den Zusammenhang dieses Dramas mit der geistlichen Bewegung in Oesterreich nach. Aus der äusserlich ruhigen Wiener Zeit tritt ein Plan „Timon“ neu hervor. Eingestreut sind zahlreiche Briefe, die in ihren bald markigen, bald milden Tönen manchmal an Luther gemahnen. Wenn man ein Bedenken geltend machen darf, so richtet sich dies gegen die vom Vf. nach französischem Vorbilde durchgeführte Dreiteilung: „Der Mann — Sein Werk — Seine Weltanschauung“; es entstehen daraus kleine Unregelmässigkeiten wie in der Besprechung des „Pfarrer von Kirchfeld“. Die litterarische Charakteristik ist eine vortreffliche. Otto Ludwig wird oft herangezogen, das schauspielerische Moment nachdrücklich hervorgehoben. Ausgezeichnet ist auch der Ausblick auf die Geschichte der Wiener Volksbühne. Dass der Vf. sich sein ruhiges Urteil bewahrt hat, zeigen seine Aeusserungen über die nicht immer sichere Technik der Scenenführung und die Schwäche des Gegenspiels; auch fiel ja auf Anzengrubers glänzendes Können zuweilen der leichte Schatten einer gewissen Roheit, so z. B. in dem falschen Geständnis der Gattin in den „Kreuzelschreibern“, noch mehr aber in einer vor Jahren in einem Wiener Blatte veröffentlichten, geradezu brutalen Erzählung, in welcher der Gatte sein Weib verstösst, weil sie als Kind unschuldig das Opfer eines Wüstlings geworden. — Im Freundeskreise Anzengrubers tritt Rosegger[178]) besonders hervor; dieser hat auch selbst über seine persönlichen Beziehungen zu dem Wiener Dichter Mitteilungen gemacht[179]), die mit zahlreichen Stellen aus Briefen geschmückt sind. Auf den Vorwurf, seine Gestalten seien zu Anzengruberisch, erwidert Anzengruber einmal kurz: „Ich schaffe sie so, wie ich sie brauche!“ — Aus geschäftlicher Verbindung entwickelt sich ein inniger Verkehr mit dem Buchhändler Rosner[179]), der in seinen ‚Erinnerungen“ auch Manches über die Bühnenschicksale der Dramen beibringt, so z. B. (S. 38) den Rohstoff des „Vierten Gebots“. Anzengruber lehnt es ab, Korrekturen eines älteren Stückes für den Druck zu lesen: „Ich komme heraus, so bald ich eine ältere Melodie in meine neue spielen höre.“ — Für die Gedanken des „Vierten Gebots“ findet R. M. Werner[180]) Analogien bei Abraham a St. Clara. —

Nicht viel zu berichten ist über das Volksschauspiel[183-186a]); zu Worms wurde ein Festspiel von Henzen „Die heilige Elisabeth“ auf dreigeteilter Bühne aufgeführt[187-188]). — Die schauspielerische Thätigkeit der Laufner Schiffer hat R. M. Werner[189]) zum Gegenstand einer Untersuchung gewählt. Höchst interessant sind die Aktenauszüge, die sich kritisch über die wandernden Truppen und ihre Berechtigung äussern. Das Repertoir der Spieler umfasst neben neueren dramatischen Erzeugnissen auch Reste der Haupt- und Staatsaktion, wie der „Johann von Nepomuk“ zeigt, der

---

Raimund-Denkmal: KunstfAlle 6, S. 77. — **169**) Ad. Stern, E. v. Bauernfeld: WIDM. 70, S. 194–211. — **170**) × B. Stern, Erinn. an Bauernfeld: NorddAZg. N. 372/4. — **171**) × L. Anzengruber, D. vierte Gebot. Volksst. 2. Aufl. Stuttgart, Cotta. 104 S. M. 2,40. — **172**) × L. Anzengruber, D. Meineidbauer. Volksst. m. Gesang. 3. Aufl. ebda. 98 S. M. 3,00. — **173**) × P. Schlenther, Anzengrubers „Doppelselbstmord“: FrB. 2, S. 264/6. — **174**) × M. Necker, L. Anzengruber: Grenzb. II, S. 34–49. — **175**) × A. Bettelheim, Anzengruber u. d. Burgtheater: AZg. N. 177. — **176**) id., L. Anzengruber. (= Führende Geister. Her. v. A. Bettelheim. Bd. 3.) Dresden, Ehlermann. 245 S. M. 2,00. |[O. Brahm: FrB. 2, S. 41/4; A. Schlossar: BLU. S. 124; Erich Schmidt: DLZ. 12. N. 10.]| — **177**) × J. Anzengruber, Berthold Schwarz, Trauerspiel. (= Dtsch.-österr. Nat.-Bibl. 93/5.) 127 S M. 0.60). |[NationB. 8, S. 689.] — **178**) P. K. Rosegger, Erinn. an L. Anzengruber: ML. 60, S. 1-2 u. 117–20 (Vgl. BerlTBl. v. 6. Jan.) — **179**) L. Rosner, Erinn. an Anzengruber. Leipzig, Klinkhardt. 12⁰. 61 S. M. 1,20. |[Erich Schmidt: DLZ. 12. S. 349–52; Grenzb. I, S 480; A. Schlossar: BLU. S. 124.]| — **180**) R. M. Werner, Anzengruber u. d. Kanzel: ML. 60, S. 682/4. — **181**) × E. Madách, D. Tragödie d. Menschen, übers. v. Ludw. Dóczi. Stuttgart, Cotta. 200 S. M. 4,00. |[AZgB. N. 110; DBühneng N. 25.]| (Musterhaft.) — **182**) × Madách, D. Tragödie d. Menschen übers. v. A v. S[illegible]oner. Leipzig, Wigand. XXVI. 181 S. M. 3,00. |[J. Minor: DLZ. 12, N. 44. (Kurze Charakteristik.)]| — **183**) × A. R., „Gustav Adolf“ v. O. Devrient. Neues Volksschausp. in Jena: AZg. N. 212. — **184**) × F. Meyer, D. Stralauer Fischzug auf d. Berliner Opernbühne u. d. Dichter Jul. v. Voss: Bär 17, S. 607–10 u. 623/4. — **185**) × E. Schloz, D. Meistertrunk zu Rothenburg. E. Sang v. d. Tauber. Rothenburg, Trenkle. 12⁰. X, 52 S. M. 0,50. — **186**) × J. Stutz, D. Luftschlösser. Lustsp. in Zürcher Mundart. Neue Ausg. (= Schweizer Volksbühne N. 2.) St. Gallen. 28 S. M. 0,50. **186a**) (IV 5 : 28.) — **187**) × F. Soldau, D. Volksschauspiel in Worms: AZg. N. 133. — **188**) × S. C., D. heil. Elisabeth im Festspielhause zu Worms: HambNachrg. N. 46. (Vgl. DBühnengen. N. 24.) — **189**) R. M. Werner, D. Laufner Don Juan. S. o. III 4 : 32. |[E. Kilian: AZgB. N. 183; A. v. Weilen: DLZ. 13, N. 21; vgl. R. M. Werner: DLZ. 13, N. 30.]|

sich an den Weissschen Text anlehnt. Zur Bestimmung der aufgeführten Stücke hat Weilens Recension einiges beigebracht, Werner selbst hat nachträglich das Drama „Hunrich und Heinrich" als identisch mit dem „Rechtmässig gestraften Heinrich" erkannt, der im Nürnberger Repertoir 1710 erwähnt ist. Abgedruckt ist der „Don Juan". Nach W.s Erörterungen geht er auf die Wiener Haupt- und Staatsaktion zurück und bietet einen getreueren Text als die Puppenspiele. —

Einen Beitrag zur Dramaturgie der Oper [190-191]) liefert das encyklopädische Werk Neitzels [192]), das in den vorliegenden Teilen Gluck, Mozart, Beethoven, die musikalische Romantik, Kreutzer, Lortzing, Nicolai und Flotow umfasst. — Einen berühmten deutschen Musiker des 18. Jh., Anton Schweizer, den musikalischen Bearbeiter der Wielandschen „Alceste" hat Schletterer [193]) unter Beigabe eines Verzeichnisses seiner Werke behandelt. — Die Feier der hundertsten Wiederkehr von Mozarts Todestag fand ihr Echo in zahlreichen populären Aufsätzen und Brochüren [194-200]), unter denen wohl nur die Arbeiten von Marsop [201]) und Welti [202]) den Versuch machen, neue Gesichtspunkte in der Beurteilung des Künstlers zur Geltung zu bringen [203]). — Auf einem teilweise neuen Aktenmaterial fusst Engls [204]) Darstellung der Familiengeschichte und des Salzburger Aufenthaltes. — Für den berühmten Liebesbrief Beethovens [205]), der in neuerer Zeit vielfach umstritten war, hat A. C. Kalischer [206]) mit voller Berechtigung wieder die Gräfin Guiccardi als Adressatin namhaft gemacht und ihn in das Jahr 1801 oder 1802 verlegt. — Aus den Konversationsbüchern Beethovens hat Kalischer [207]) Unterredungen mit Gerhard von Breuning mitgeteilt, dem Beethoven die Spitznamen „Ariel" und „Hosenknopf" beilegte, um die Anhänglichkeit des Knaben zu kennzeichnen. Unter „Pischtien", das K. mit einem Fragezeichen versieht, ist jedenfalls das ungarische Bad Pisztyan gemeint. — Fortschritte hat die JBL. 1890 IV 4:139 gewürdigte Ausgabe von Operntextbüchern C. F. Wittmanns [208-210]) gemacht: er bringt in sorgfältig gereinigtem Texte Webers „Oberon", hier nach der Uebersetzung Hells kürzend und zusammenziehend, so dass eigentlich eine Bearbeitung entstanden ist. Der Textdichter Planché benutzt Wieland mit Zusatz Shakespearescher Elemente. Ferner die „Jüdin", wo der Text Scribes [211]) nach Lichtensteins und der Ellmenreich Uebersetzung wiedergegeben ist, und Lortzings [212]) „Wildschütz". Die letztgenannte Ausgabe bringt zum ersten Male eine nachkomponierte Arie des zweiten Aktes. — Meyerbeers Leben ist durch Kohut [213]) in populärer anekdotenhafter Darstellung erzählt worden; auch sonst wurde des Komponisten 100. Geburtstag zur Abfassung von Artikeln [214-216]) benutzt, in denen ebenfalls lediglich Anekdoten und die hergebrachten ästhetischen Schlagwörter zu finden sind. — Richard Wagner erhält naturgemäss den Hauptanteil [217 220a]). Mit grösster Freude ist es zu begrüssen, dass neben wüsten Ausgeburten [221-222]) kritikloser Schwärmerei auch eine auf echten litterarischen Studien begründete Biographie entstanden ist. Man mag mit dem Vf. Muncker [223-225]) über seine Ansichten rechten, dass Wagner das deutsche

---

— 190) × E. Krause, Abriss d. Entwicklungsgesch. d. Oper s. u. IV 5:74. — 191) × A. Huber, D. Behandl. d. Tonkunst am Ausg. d. 19. Jh. Erfurt, Bacmeister. 12⁰. 27 S. M. 0,50. — 192) O. Neitzel, D. Führer durch d. Oper d. Theaters d. Gegenw., Text, Musik u. Scene erl. 1. Bd. Dtsch. Opern Abt. 1. 2. Leipzig, Liebeskind. 1890. VI, 286, VI, 260 S. M. 8,00. |[H. Welti: DLZ. 12, N. 9.]| — 193) H. M. Schletterer, Ant. Schweizer: ADB. 33, S. 371/3. — 194) × M. Zenger, Mozart: AZg^B. N. 294/6. — 195) × Mozart: StrassbPost. N. 337. — 196) × L. d'Aarène, Mozart-Reminiscenzen: KielZg. N. 14452. — 197) × L. A. Frankl, Mozarts Manen. Zu Mozarts 100. Todestage. Wien, Daberkow. 16 S. M. 0,50. — 198) × A. Buff, E. Erlebnis d. Ahnen Mozarts: AZg. N. 194. — 199) × R. Hirschfeld, Festrede z. Mozart-Centenarfeier 1891 zu Salzburg. Salzburg, Kerber. 22 S. M. 0,70. — 200) × C. Krebs, Mozart: VZgg. N. 49. — 201) P. Marsop, Zu Mozarts Gedächtnis: Gegenw. 40, S. 357/9 u. 375/8. — 202) × H. Welti, Z. Mozartfeste: Nation_B. 9, S. 148–50. — 203) × F. Grandaur, D Text zu Mozarts Zauberflöte u. J. G. K. Giesecke: NZMusik 87, S. 526/8, 538/9, 551/2. — 204) J. E. Engl, D. Mozart-Centenarfeier in Salzburg am 15.—17. Juli. Salzburg. Dieter. 123 S. M. 2,00. — 205) × C. Gerhard, L v. Beethoven in seinen Beziehungen zu berühmten Musikern u. Dichtern. Dresden, Damm. 30 S. M. 0,80. — 206) A. C. Kalischer, D. unsterbliche Geliebte Beethovens Giulietta Giuccardi oder Therese Brunswick. Dresden, Bertling. IV, 67 S. M. 2,00. (Vgl. VZgs. N. 344, 355.) — 207) × id., Beethovens „Ariel" u. „Hosenknopf": VZg^B N. 259. — 208) C. M. v. Weber, Oberon, Romant. Oper in 3 A. Dichtung v. J. R. Planché (Th. Hell). Vollst. Buch, her. v. C. F. Wittmann. (= Opernbücher Bd. 14 = UB. N. 2774.) Leipzig, Reclam. 77 S. M. 0.20. — 209) J. F. Halévy, D. Jüdin. Oper in 5 A. Dichtung v. E. Scribe. Vollst. Buch. Her. v. C. F. Wittmann. (= Opernbücher 16. Bd. = UB. N. 2826.) ebda. 108 S. M. 0,20. — 210) A. Lortzing, D. Wildschütz Kom. Oper in 3 A. Vollst. Buch, her. v. C. F. Wittmann. (= Opernbücher 13. Bd. = UB. N. 2760.) ebda. 118 S. M. 0,20. — 211) × K. Frenzel, Zu Scribes Gedächtnis: KielZg. N. 14663; Didaskalia N. 301. — 212) × R. G. Kruse, Lortzings Erstlingsopern: DBühneng. N. 20. — 213) A. Kohut, Meyerbeer. (= Musiker-Biogr. Bd. 12. = UB. N. 2734.) Leipzig, Reclam. 95 S. M. 0,20. — 214) × G. A. Braggi, Meyerbeer: NAnt. 35, S. 337 ff. — 215) × H. Röckner, Z. Erinnerung an Meyerbeer: Gegenw. 40, S. 147-51. — 216) × M. Zenger, Z. Säkularfeier v. Meyerbeers Geburtstag: AZg^B. N. 207. — 217) × H. Ritter, R. Wagner als Erzieher. E. Volksbuch u. zugleich Begleiter zu d. Bayreuther Festspielen. Würzburg, Stahel. IV, 81 S. M. 1,50. — 218) × P. Marsop, Tannhäuser-Studien: AZg. N. 296, 299, 301/2. — 219) × H. Bulthaupt, Lohengrin u. d. Zeitgeist: WeserZg. N. 16088. — 219a) F. Muncker, D. Dichtung d. Lohengrin: ZGymn. NF. 25, S. 647/8. — 219b) A. Heintz, R. Wagners Opern. E. Abhandl. aus d. J. 1850 v. Uhlig: MhMusikG. 23, S. 388—91. — 219c) W. Golther, Ursprung u. Entwicklg. d. Sage v. Perceval u. v. Gral: BayreuthBll. 14, S. 201—18. — 220) × C. Ehrenfels, R. Wagner u. d. Naturalismus: FrB. 2, S. 337—41. — 220a) K. Landmann, R. Wagner als Nibelungendichter: ZDU. 5. S. 447—60. — 221) × C. Fr. Glasenapp, Wagner-Encyklopädie. Haupterscheinungen d. Kunst- u. Kulturgesch. im Lichte d. Anschauung R. Wagners. In wörtl. Anführungen aus seinen Schriften dargest. 2 Bde. Leipzig, Fritzsch. XXX, 502 u. 422 S. M. 15,00. — 222) × H. v. Wolzogen, Wagnerianer-Spiegel. E. Charakteristik d. wirkl. wagnerian. Geistesarbeit u. Weltanschauung, darg. st. durch 100 Aussprüche aus d. Schriften d. namhaftesten Wagnerianer Hannover, Oertel. VII 72 S. M. 1,50. — 223) F. Muncker, R. Wagner. E. Skizze seines Lebens u. Wirkens. Zeichnungen v. H. Nisle (= Bayr. Bibl

Drama geschaffen, nach dem ein Heinrich von Kleist vergebens gestrebt; man mag es bezweifeln, dass er die Entwicklung des Dramas abgeschlossen — der Litterarhistoriker M. hat sich meist ein ruhiges, klares Urteil bewahrt und die Gestalt des Meisters in seiner schriftstellerischen Entwicklung scharf erfasst. Der Einfluss der Romantik, E. T. A. Hoffmanns, Tiecks und Immermanns ist in der Jugend ein mächtiger. Für den „Holländer" wäre entschieden auf Marschners „Hans Heiling" hinzuweisen; speciell für die Mädchenfigur, welche zwischen einen überirdischen und einen menschlichen Freier gestellt wird. Die mittelalterlichen Dichtungen werden für die späteren Opern entsprechend herbeigezogen. Für den „Tannhäuser" gaben Heine, Hoffmann, Tieck Anregung. Die Verbindung mit dem Wartburgkriege wurde durch die Ausgabe des Liedes von Lucas geschaffen. Für den „Lohengrin" kommt auch „Euryanthe" in Betracht, sowie Immermanns „Merlin." Die germanistischen Studien spiegeln sich in den „Nibelungen" und in „Tristan", nach anderer Richtung in den „Meistersängern" wieder. Man wird die einzelnen Nachweise mit Vergnügen studieren, wenn man auch nicht wie der Vf. in der Sprache der Tetralogie alles von Wagner bis dahin Geleistete übertroffen sieht oder die „Meistersinger" ein „wirkliches Lustspiel von hinreissender Frische" nennt. Im „Parsifal" gehen die Blumenmädchen auf Lamprechts „Alexander" zurück. Alles in allem bleibt M.s Schrift ein Werk, das der Wagnerlitteratur bisher gefehlt hat. — Der Sammelfleiss Oesterleins[226]) hat einen umfangreichen dritten Katalogband des Wagnermuseums zu stande gebracht, ein wahres Nachschlagebuch der Wagnerlitteratur, das auch den Litterarhistoriker durch Mitteilungen aus Briefen interessiert. — Fast wie „Tischreden" muten die persönlichen Erinnerungen H. von Wolzogens[227]) an, die manch schönes Wort zu Tage fördern. Die mystische Richtung, die Wagner mit der litterarischen und musikalischen Romantik teilt, offenbart sich in seiner Auffassung des Christentums, das ihm fast zur „Vergottung" der Seele wird. Die klassische Walpurgisnacht im „Faust" ist ihm das künstlerisch Vollendetste, was Goethe geschrieben. Kaum hat je ein Musiker dramatischer gedacht als Wagner, der jeden Opernkomponisten erst nach seinem Libretto, dann erst nach der Partitur fragt: „daran erkenne ich, ob der Mensch Sinn für dramatische Poesie hat". Auch die musikalischen Urteile sind oft von schlagender Schärfe, z. B. wenn er im Hauptmotiv der Sommernachtstraum-Ouverture von Mendelssohn nicht Elfen, sondern Mücken tanzen hört. — Schuberts Opern fehlt nach Weltis[228]) Urteil teils die dramatische Schlagkraft, teils der entsprechende kongeniale Text. — Unter dem erstgenannten Mangel leidet auch Schumann, dessen Faustkomposition von Wasiliewski[229]) als krankhaft bezeichnet. — Nesslers letzte Oper, „Die Rose von Strassburg", knüpft an Fischarts „Glückhaft Schiff" an[230-231]). —

IV,5

Theatergeschichte.

Paul Schlenther. Heinrich Welti.

Dramatische Hilfskünste N. 1. — Geschäftliche Einrichtungen N. 2. — Theatergebäude und äussere Scene N. 4. — Repertoir und Publikum N. 14. — Praktische Reformversuche N. 23. — Laienbühnen N. 26. — Schauspielkunst N. 30. — Einzelne Schauspieler N. 36. — Theatergeschichte einzelner Städte: Wien N. 62; Weimar N. 63; Frankfurt N. 71; Berlin N. 72. — Theaterkritik N. 73. —

Lokalgeschichte der Opernaufführungen N. 74. — Bayreuther Bühnenfestspiele; „Lohengrin" in Paris N. 82. — Sänger und Sängerinnen N. 89. —

Im vorigen Bande der JBL. musste die Geschichte des Theaters als ein Anhang zur Geschichte des Dramas behandelt werden. Man kann zweifelhaft sein, ob dies nicht auch für die Zukunft das richtigere wäre; denn sofern die Theatergeschichte zur

---

her. v. K. v. Reinhardstöttner u. K. Trautmann. Bd. 26.) Bamberg, Buchner. VI, 130 S. M. 1,60. |[KZg. N. 519; E. Reichel: ML. 60, S. 623/4.]| — **224**) id, R. Wagner. A sketch of his life and works. Translated from the German by D. Landman. Illustrations by H. Nisle. ebda. 112 S. M. 2,00. — **225**) id, D. Dichtung d. Lohengrin u. ihre Quellen: AZg^B. N. 123. — **226**) N. Oesterlein, Beschreibendes Verzeichn. d. R. Wagner-Museums in Wien. E. bibliogr. Gesamtbild d. kulturgesch. Erscheinung R. Wagners. 3 Bde. Leipzig, Breitkopf. 1881—1891. XXX, 321, XXX, 352, XXI, 512 S. M. 35,00. — **227**) H. v. Wolzogen. Erinnerungen an R. Wagner. Neue . . . Ausgabe. (= UB. N. 2831.) Leipzig, Reclam. 77 S. M 0,20. — **228**) H. Welti, Franz Peter Schubert: ADB. 32, S. 614—28. — **229**) W. J. v. Wasielewski, Robert Schumann: ib. 33, S. 44—55. — **230**) Nesslers letzte Oper: D. Rose v. Strassburg: StrassbPost N. 67. — **231**) × Zu Victor Nesslers Gedächtn. am 50 Geb.: ib. N. 28. —

besonders in Berlin entscheide zum Nachteil der Kunst der Geldadel, die Klique, über deren Kreis auch die Bedeutung der Freien Bühne wenig hinausreiche. Die Berliner Verhältnisse, vor deren Einfluss er nachdrücklich warnt, kennt der Vf. allerdings weniger aus eigener Beobachtung als aus „Socialen Briefen" des Herrn von Leixner. Vermisst er für die höhere Kunst das rechte Publikum, so vermisst er für das niedere Publikum, wie es sich auf Volksfesten verlustieren will, die rechte Kunst. Er geht den Ringkämpfen und Tingeltangeln hart zu Leibe, die zur Verrohung der Menschen beitrügen und das Volk der schönen Kunst entfremdeten. L., der an eine Denkschrift der Münchener „Gesellschaft für modernes Leben" anknüpft, gelangt auf seinem idealistischen Wege zu der leider unbezweifelbaren Wahrheit eines neueren Berliner Coupletverses, der einem Matador des Ringkampfs gilt: „Bei Ibsen ist es leer, bei Absen ist es voll." Aber ob es nicht von jeher so war auf Jahrmärkten und in Schaubuden? Ob hier im Getriebe der Volksfeste der günstigste Boden ist, das Volk auf Höheres zu richten? — Von allen diesen unerspriesslichen Klagen unterscheidet sich vorteilhaft ein gedankenreicher und vortrefflich geschriebener Aufsatz von Ad. Voigt[19]), der nach dem Vorbild der Wagnergemeinde das Publikum[20]) organisieren möchte und der dem mit Unrecht verspotteten Wort „Wenn Sie wollen, so haben Sie eine Kunst" die rechte, auf das Allgemeine gerichtete Bedeutung giebt.[21]) — Gegen die Beschränkungen der Volksbühnen durch eine Censur wendet sich Lauenstein[22]). —

Unter den praktischen Versuchen, neue Formen für die dramatische Kunst zu gewinnen, haben nächst der Münchener Perfallbühne das Wormser Festspielhaus und trotz Lier und Leixner die Berliner Freie Bühne das weiteste Interesse gefunden. Mit Worms beschäftigt sich u. a. H. R. Fischer[23]), der allerdings im wesentlichen nur ein Fiasko zu bezeugen hat und es sich daraus erklärt, dass sich Dichter wie Wilhelm Henzen nicht entschliessen können, aus dem Mittelalter zu den socialen Fragen der Gegenwart heimzukehren. — Diesen socialen Fragen, soweit sie dramatisch behandelt worden sind, hat nun die Freie Bühne ihr besonderes Interesse gewidmet. Neben zahllosen leichten und seichten Ausfällen gegen sie fand sie eine eingehende Würdigung bei Röber[24]) und namentlich bei Hessen[25]), der sich durch einen vorurteilslosen Standpunkt und durch kluge Bemerkungen über die einzelnen auf der Freien Bühne versuchten Stücke auszeichnet. Er sieht die Freie Bühne an als das, was sie ist und stets nur sein wollte: als ein „ästhetisches Laboratorium". Wenn die Redaktion der „Preussischen Jahrbücher" in einem einschränkenden Nachwort von „leidenschaftlichen Angriffen" fabuliert, die sich die Leiter der Freien Bühne gegen die vorbildliche Geltung unserer Klassiker erlauben sollen, so genügt zur Entkräftung dieser Behauptungen der Hinweis auf die litterarhistorischen Arbeiten derselben Männer. —

Einerseits das von der Freien Bühne und ihren Dichtern ausgegangene Bestreben, den Stil der Schauspielkunst natürlicher zu gestalten, andererseits die Beachtung, die im Sommer 1890 Oberammergau gefunden hat, haben ein näheres Augenmerk auf die Laienbühnen der nordalpinen Dörfer und Marktflecken gerichtet. Panizza[26]) und O. J. Bierbaum[27]) schildern die Bauernbühne von Oberdorf im Allgäu, wo Andreas Hofer der dramatische Held ist und die B. scherzweise, weil sie sich dem freien Himmel öffnet, „die freieste aller freien Bühnen" nennt, während P. in ihr die beste Veranschaulichung der alten Mysterienbühne wiedererkennen will. — Keiter[28]) beschreibt das Mosesspiel in Erl bei Kufstein, und Schlenther[29]) knüpft an eine Darstellung des Ganghofer-Neuertschen „Herrgottschnitzers" durch Bürger von Tölz allerlei Bemerkungen über das Verhältnis von Kunst und Natur bei schauspielerischen Leistungen. —

Diese Dilettantenspiele, seit alter Zeit beliebt und besonders in kunstfremden volkstümlichen Kreisen gern gepflegt, bieten ein reiches Beobachtungsmaterial für Probleme der Schauspielkunst. Solche Probleme sind im Berichtsjahr wenig oder gar nicht berührt worden. Rullmann[30]) wärmt wieder die alte unfruchtbare Streitfrage auf, ob der Schauspieler empfinden solle, was er darstellt, oder ob er innerlich kühl über der Situation zu stehen habe. R. führt schauspielerische Selbstbekenntnisse für und wider das Mitempfinden an und lässt die Frage so ungelöst, wie sie war. — Auch was Neumann-Hofer[31]) von der Naturseite der Schauspielkunst sagt d. h. von der äusseren Persönlichkeit und den stimmlichen Mitteln der Darsteller, vor deren Uebernützung er mit Recht warnt, ist durchaus zutreffend, aber nicht neu. — Und vollends

---

Drama u. Publikum: ib. II, S. 426. — 19) Adolf Voigt, D. Organisation d. Publikums: Kw. 4, S. 225. — 20) × P. B., Theaterpublikum: Bär 17, S. 375. — 21) × F. Kummer, H. Kaatz, D. Frage d. Volksbühnen. 1890: BLU. S. 102. (Recens. auch Nationa. 8, S. 254; PrJbb. 67, S. 122.) — 22) A. Lauenstein, Tendenztheater: Gegenw. 40, S. 76/7. — 23) H. R. Fischer, D. städt. Spiel- u Festhaus in Worms: Gegenw. 40, S. 121/2. — 24) F. Roeber, D. Freie Bühne u. d. Naturalismus: Grenzb. III, S. 314—21. — 25) R. Hessen, D. Berliner Freie Bühne: PrJbb. 67, S. 14—29. — 26) O. Panizza, Andreas Hofer. E. schwäb Bauernspiel aus d. Allgäu: Gesellschaft 7, S. 885. — 27) O. J. Bierbaum, D. Bauernbühne v. Oberdorf: Didaskalia N. 192. — 28) E. Keiter, Tiroler Bauern als Komödianten: FremdenBl. N. 250. — 29) P. Schlenther, Tölzer Spiele: VZgS. N. 32. — 30) W. Rullmann, E. unlösbares Fragen: FränkCourier N. 519. (Auch MünchNN. N. 461.) — 31) O. Neumann-Hofer, D. „Naturseite" d. Schauspielkunst: DBühnGng. N 5. — 32 K. Biltz, Mime oder Schauspieler:

Biltz[32]) bleibt gänzlich unklar in seinen Bemerkungen über die Art, wie auf heutigen Bühnen Shakespeare gespielt wird. Seiner dunklen Meinung nach scheinen den Shakespeareschen Charakteren die Empfindungen des modernen Menschen nicht genügend angepasst zu werden. Gegenüber dem Grundsatz historischer Treue vertritt B. einen ganz wunderlichen Gegenwartsstandpunkt, der sich allerdings von den realistischen Bestrebungen der modernen Schauspielkunst sehr unterscheidet. — Diese Bestrebungen werden im Anschluss an ein Berliner Gastspiel Sonnenthals von Mauthner[33]) fein und richtig dargelegt und mit den modernen litterarischen Bewegungen in Zusammenhang gebracht: Ibsen fordere vom Schauspieler eine andere Kunst als die, in der Sonnenthal gross ist, dessen Leistungen Schlenther[34]) charakterisiert. — Dass dieser neuen Kunst ein Schauspieler wie E. Reicher entspricht, behauptet Bahr[35]) teils mit Recht, teils unter panegyrischen Uebertreibungen, durch die der Streitfall nicht klarer und schärfer beleuchtet wird. —

Weit ausgiebiger als die Schauspielkunst an sich sind die Entwicklungsgänge einzelner Schauspieler dargestellt worden. Wo es sich um selbstbeobachtete Genossen der Zeit handelt, sollte es aber nicht so flach und lobhudlerisch geschehen, wie es R. Löwenfeld[36]) bei Georg Engels oder gar A. M. Witte[37]) bei Marie Kahle und Anna Versing-Hauptmann[38]) bei ihrer früh verstorbenen Schülerin, der Prager Tragödin Helene Wewerka gethan haben. Einen Schauspieler, den man selbst oft gesehen hat und den man für bedeutend genug hält, um überhaupt von ihm zu reden, sollte man so scharf und treu wie möglich fixieren. Nur so kommt sein Künstlerbild einigermassen richtig auf die Nachwelt, nur so wird es späteren Generationen möglich, dies Bild historisch zu sichern. Es ist freilich ein überaus schwieriges und wenig dankbares Geschäft, das aber unternommen werden muss, wenn wirklich eine Geschichte der reinen Schauspielkunst entstehen soll. — Versuche nach dieser Richtung zu machen und Material für eine solche Geschichte zu liefern, dazu bietet die ADB. fortgesetzte Gelegenheit. So versuchte hier Schlenther[39-41]) von dem zwischen Neubers und Ackermanns vermittelnden Prinzipal Schönemann, von Sophie Schröder und von Anton Schwartz (Hamburg und Königsberg), dem Schüler F. L. Schröders, ein Bild zu geben. — Den grossen Schröder selbst behandelt auch hier Litzmann[42]), dessen ausgezeichnetes Werk über diesen ersten deutschen Schauspieler leider noch nicht vollendet ist; ausführlichere Besprechungen des ersten Bandes (JBL. 1890 IV 4 : 166) gaben Fellner[43]), Minor[44]), Schlenther[45]) und ein Recensent mit halbgeschlossenem Visier[46]). Letzterer ermahnt, die späteren Bände von gelehrter Zuthat zu Gunsten der theatergeschichtlichen Forschung zu entlasten und sich auf das Bedeutende zu beschränken; Litzmann wird sich hoffentlich nicht dadurch verleiten lassen, auf das gerade hier ausserordentlich interessante Detail zu verzichten, das den ganzen Menschen und seine Art und Kunst oft schlagender beleuchtet und oft mehr bedeutet als das sogenannte „Bedeutende". — Ueber den Wiener Komiker und Nestroygenossen Wenzel Scholz hat von Weilen[47]), über Louis Schneider Wippermann[48]), über F. K. J. Schütz, den Gatten der Hendel-Schütz, L. Fraenkel[49]) geschrieben. — Der Hendel-Schütz selbst widmet Holstein[50]) eine Betrachtung, welche namentlich die von Schütz 1819 herausgegebene Blumenlese aus dem Stammbuch der grossen Pantomimikerin benutzt, wo die hervorragendsten Männer der Zeit vertreten sind. — Ueber die Jugendjahre der Neuberin und ihre erste Liebschaft mit Zorn hielt Spindler[51]) einen Vortrag, der sich auf Prozessakten im Zwickauer Ratsarchiv stützt. — Ueber den starken Mann Eckenberg und besonders über seine Wirksamkeit in Schwaben, wo er neben dem alten wüsten Repertoir 1746 sehr eifrig auch die damalige Kunst Gottscheds und Gellerts pflegte, giebt Sittard[52]) neue Aufschlüsse. — Ein gereimtes Pamphlet über Döbbelins Bewerbung um die Berliner Konzession wird mitgeteilt[53]), ferner eine lahme Anekdote von Unzelmann erzählt[54]). — Mehr in neuere Zeit führt uns der sammelsuriale Kohut[55]), der aus dem Nachlass Karl Grunerts Briefe von Laube, Kotzebue, Raupach abdruckt. — Philipp Zöllner, ein deutsch-ungarischer Komiker aus der Mitte dieses Jh., wird bei Wurzbach[56]) behandelt. — Und wer über Julie Rettich mehr Lebensdaten als eine

---

Neue Beitrr. (I 3 : 130) S. 229–36. — **33)** F. Mauthner, Alte u. neue Schauspielkunst: ML. 60, S. 236/8. — **34)** P. Schlenther, Sonnenthal u. sein Berliner Gastspiel: VZg. N. 173. — **35)** H. Bahr, D. Entwicklg. d. modernen Schauspielkunst: ML. 60, S. 151/3. — **36)** R. Löwenfeld, Georg Engels: ZgutStunde 7, S. 819–24. — **37)** A. M. Witte, Marie Kahle-Kessler: Bär N. 30. — **38)** Anna Versing-Hauptmann, Etwas v. alten Niklastheater in Prag: Bohemia N. 174. — **39)** P. Schlenther, J. F. Schönemann: ADB. 32, S. 289–91. — **40)** id., Sophie Schröder: ib. S. 525. — **41)** id., Anton Schwartz: ib. 33, S. 226. — **42)** B. Litzmann, F. U. L. Schröder. S. o. IV 4 : 32. — **43)** R. Fellner, Litzmann, Schröder. I: NationB. 8, N. 7. — **44)** J. Minor, Litzmann, Schröder. I: ADA. 17, S. 232/5. — **45)** P. Schlenther, Litzmann, Schröder. I: VZgS. N. 24. — **46)** B. S[euffert ?], Litzmann, Schröder. I: DRs. 66, S. 474/5. |[vgl. Grenzb. I, S. 44/5.]| — **47)** A. v. Weilen Wenzel Scholz: ADB. 32, S. 230. — **48)** Wippermann, Ludwig Schneider: ib. S. 134–42. — **49)** L. Fraenkel, F. K. J. Schütz: vgl. IV 6 : 176. — **50)** H. Holstein, Aus d. Stammbuch d. Henriette Hendel-Schütz: MagdebZgB. N. 11/3. — **51)** Spindler: MAVZwickau 3, S. VIII. (Vortr. Ref.) — **52)** J. Sittard, Z. Gesch. d. Musik u. d. Theaters am Württemberg. Hofe. Stuttgart, Kohlhammer. 2 Bd. VIII, 220 S. M. 3,00 (Bes. S. 15–25.) — **53)** E. K[ilian ??]: Bär S. 530. — **54)** M. L.: ib. S. 558. — **55)** A. Kohut, Hinter d. Coulissen: DBühneng. N. 34/5. — **56)** C. Wurzbach, Ph. Zöllner: Biogr. Lexikon d. Kaisert. Oesterr. 60,

künstlerische Darstellung sucht, findet, was er braucht, bei Weltner[57]). — Aus den Tagebüchern Charlottens von Hagn macht L. Geiger[58]) einige Mitteilungen, die sich auf ihre Beziehungen zu Ludwig I. von Bayern und auf ihre Liebe zu einem Prinzen (August von Leuchtenberg?), auf Urteile über Raupach als Dichter und Menschen sowie auf ihren Konflikt mit den Damen Stich beziehen; den Kaiser Nikolaus von Russland bezeichnet ihr Kennerblick als den schönsten Mann der Welt. — Ihren im März 1838 mit Klara Stich ausgefochtenen Streit um die Gretchenrolle behandelt als Coulissenklatsch auch M. Frey[59]); und Kohut[60]) teilt aus dem Nachlass Gustav Kühnes zwei ungedruckte Briefe Charlottens mit sowie das Empfehlungsschreiben, das Karl Blum ihr 1837 an Kühne nach Leipzig mitgab. — Alle diese Veröffentlichungen aber an Feinheit der Form und Anschaulichkeit des Inhalts weit übertreffend, giebt F. Uhl[61]), neben Speidel und Valdek der scharfsichtigste Burgtheaterkritiker neuerer Zeiten, seine persönlichen Erinnerungen an Schauspieler, Direktoren und Dichter des Wiener Burgtheaters der vierziger, fünfziger, sechsziger Jahre zum besten. Hoffentlich wird aus diesen losen Zeitungsblättern ein Büchlein. —

Man wendet sich in Deutschland mit Vorliebe der Theatergeschichte einzelner Städte, einzelner Bühnen zu; zusammenfassende Monographien der Art aber hat das in jeder Hinsicht für uns dürftige Berichtsjahr nicht aufzuweisen. Es ist auch hier ein Haufe loser durch einander wirbelnder Blätter, der auf uns niedergeht. Sie sind zumeist in feuilletonistischer Absicht und an feuilletonistischem Platze entstanden und haben ihrem ursprünglichen Zweck genügend gedient, wenn sie dem grossen Publikum ein Weilchen angenehmer Belehrung verschafften. Dass in die Feuilletons der Tagesblätter und Wochenschriften nicht allzu schweres litterarhistorisches oder theatergeschichtliches Geschütz hineingefahren wird, ist begreiflich und gerade vom Standpunkt der Wissenschaft aus auch wünschenswert; denn nichts hat Vorurteile gegen die Litteraturgeschichte so sehr gefördert wie die Sucht gewisser Pedanten, für jeden Papierschnitzel das allgemeine Interesse des grossen Zeitungspublikums anzuschreien. Dieselben Pedanten sind es dann wieder, die jedes leicht und gefällig hingeworfene Theater- und Litteraturfeuilleton als unwissenschaftlich in Acht und Bann thun, als hätte es jemals andere als feuilletonistische Zwecke verfolgt. Allerdings, was es dem Zeitungsleser angenehm macht, macht es für die Wissenschaft und also auch für die JBL. zumeist wertlos. Dass sich freilich auch in feuilletonistische Formen ein reiches Material für die Theatergeschichte fassen lässt, hat in unvergleichlicher Weise Laube[62]) mit seiner jetzt neu aufgelegten Geschichte des Wiener Burgtheaters wahrhaft klassisch bewiesen: für den praktischen Dramaturgen wie für den Theaterhistoriker ist dies Buch eine unerschöpfliche Fundgrube an Belehrung und Anregung, und es bedeutet für die Schauspielkunst nicht viel weniger als Lessings „Dramaturgie“ für die dramatische Litteratur. Im grossen und ganzen ist es ein Rechenschaftsbericht über Laubes eigene viel zu früh abgebrochene Direktionsthätigkeit. Aber auch die vorangeschickten historischen Kapitel wiegen manchen dicken Leib theatergeschichtlicher Studien auf. —

Es ist eine Gerechtigkeit des Schicksals, dass die vornehmste deutsche Bühne auch die vornehmste und feinste Darstellung ihrer Vergangenheit gefunden hat. Im übrigen beschäftigte man sich diesmal am meisten mit Weimar, weil das 100j. Jubiläum des Hoftheaters die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese klassische Stätte lenkte. Alberti[63]), Art. Goldschmidt[64]), Schlenther[65]), L. Stettenheim[66]) u. a.[67]) haben mit mehr oder minder starker Polemik gegen Goethes Schauspielerregeln, mit mehr oder minder grosser Anerkennung für seine theatergeschichtliche Mission bekannte Thatsachen zusammengefasst. Auch diese Arbeiten haben mehr feuilletonistischen als wissenschaftlichen Wert, sofern sie überhaupt Wert haben. — Derselbe Jubiläumsanlass begünstigte die Publikation von C. A. H. Burkhardt[68]), der aus archivalischen Quellen das Repertoir des Weimarischen Theaters, so lange es unter Goethes Leitung stand, zuerst in chronologischer, dann in alphabetischer Reihenfolge der Stücke zusammengestellt hat. Abgesehen von dem gegen das heutige Weimar griesgrämig voreingenommenen Düntzer war leider auch A. Köster genötigt, den Registern den Vorwurf der Unzuverlässigkeit zu machen. — Das Werk erinnert übrigens in seinem statistischen

---

(s. o. I 1 : 55) S. 231/2. — 57) A. F. Weltner, E. Unsterblicher d. Burgtheaters: FremdenBl. N. 99. — 58) L. Geiger, Aus d. Blütezeit d. Charlotte v. Hagn: BerlTBl. N. 213. — 59) M. Frey, Zwei Rivalinnen: Bär S. 557/8. — 60) A. Kohut, Z. Erinnerg. an Charlotte v. Hagn: Gegenw. 39, S. 328/9. — 61) F. Uhl, Theatererinnerungen: FremdenBl. N. 265, 272, 276, 279, 283, 288. — 62) Heinr. Laube, D. Burgtheater. E. Beitr. z. dtsch. Theatergesch. 2. Aufl. Leipzig, Hässel. VI, 427 S. M. 4,00. — 63) C. Alberti, D. Weimarer Hoftheater: KielZg. N. 14271. (Auch SammlerA. N. 56.) — 64) Art. Goldschmidt, Weimars klassische Theaterzeit: ML. 60, N. 18. (Vf. heisst nicht Lothar Schmidt, wie im ML. irrtümlich steht.) — 65) P. Schlenther, D. Weimarer Hoftheater: VZgS. — 66) L. Stettenheim, Z. Weimarer Theaterjubiläum: VolksZgS. N. 18. — 67) D. Weimarer Festtage: FZg. N. 129. — 68) C. A. H. Burkhardt, D. Repertoir d. Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. (= Theatergeschichtliche Forschungen her. v. B. Litzmann. Bd. 1.) Hamburg. Voss. XI, 152 S. M. 3,50. |[H. Düntzer: Grenzb. II, S. 175—85; A. Köster: ADA. 17, S. 225/7; L. Lier: LZg.

Zweck an die heutigen Theaterchroniken, wie sie Richard[69]) für Meiningen veröffentlicht hat und wie sie die Souffleurs anderer Bühnen alljährlich bringen[70]). —

Nächst dem Weimarer Theater hat auch das Theater von Goethes Vaterstadt Beachtung gefunden. Elisabeth Mentzel[71]) hat sich um die Frankfurter Theatergeschichte dadurch ein neues Verdienst erworben, dass sie neben der dortigen Bühnengeschichte der Schillerschen Jugenddramen auch ein Charakterbild des einheimischen Theaterdichters H. W. Seyfried in ihrer knappen und anschaulichen Art entwirft. —

Zur Theatergeschichte Berlins lieferte L. Geiger[72]) einen Beitrag, indem er auf ein 1799 bei Nicolai dem Sohn erschienenes zweibändiges Buch hinwies, das Theaterkritiken über die Jahre 1797 und 1798 enthält. Die Recensenten sind Nicolai selbst und Friedrich Schulz, die nach Geigers Meinung dadurch die Berliner Kritik begründet haben. Echt nicolaitisch werden einerseits Lessing, andererseits Kotzebue gelobt, hingegen Goethe und Schiller, wo man sie nicht totschweigt, getadelt. G. zieht daraus folgende Nutzanwendung auf Gegenwart und Zukunft: „Wie viele Stücke, die damals mit lautem Jubel aufgenommen wurden, bestehen heute noch? Auch ihre Verfasser galten als Träger einer neuen Richtung, auch sie und ihre Bewunderer hielten das Vergangene für besiegt, das Gegenwärtige für allein herrschend, — nach kurzer Zeit mussten sie das Einstürzen ihrer für stark gehaltenen Hochburgen erkennen und den Sieg des ewig geltenden Schönen und Grossen mit ansehen, das sie erstorben gewähnt hatten.“ Das ist G.s Nutzanwendung. Die meinige ist genau entgegengesetzt. Was damals Lessing war, sind heute neben Lessing auch Goethe und Schiller. Was damals Kotzebue war, heisst heute Blumenthal und Eduard Jacobson. Und als Träger einer neuen Richtung konnten 1797 nur Schiller und Goethe gelten, denen gegenüber man Lessing in eine unwürdige Genossenschaft mit Kotzebue brachte, ganz ebenso wie die Nikolaiten von heute Schiller im Bunde mit Schönthan gegen Ibsen, Zola, Tolstoi, anpreisen. —

Wenn dies theaterkritische Buch von vor hundert Jahren in unseren Bericht hineingehört, so könnten mit ähnlichem Recht alle diejenigen mehr oder minder kritischen Urteile und Referate hier verzeichnet werden, die über schauspielerische Leistungen und theaterkritische Darstellungen der Neuzeit in Blättern und Blättchen stehen. Aber es ist so schwer, hier aus der Spreu die wenigen Weizenkörner zu sondern, dass wir dies Wagnis einer späteren Zeit überlassen müssen. Erwähnt seien hier nur noch die kurzen „Jahresberichte“, welche Ad. Rosenberg im Supplementbande zu Meyers Konversationslexikon über theatralische Ereignisse der Jahre 1883—90 giebt. Diese könnten als ein Vorläufer unseres eigenen Unternehmens gelten, wenn sie nicht doch zu kurz gefasst wären und wenn sie zuverlässiger wären; R. sagt den theatergeschichtlich ungemein aufschlussreichen Tagebüchern des alten, bereits 1837 verstorbenen Burgschauspielers Costenoble denselben feuilletonistischen Charakter nach wie einer Kompilation Kohuts und einer Tagesstreitschrift Müller-Guttenbrunns. —

Zur Geschichte der musikalisch-dramatischen Aufführungen in Deutschland sind im Berichtsjahr ebenfalls nur einzelne kleinere Beiträge erschienen, eine zusammenfassende Arbeit, wie sie die Bedeutung des Stoffes verlangt und wie sie den Anforderungen der Wissenschaft genügt, bleibt immer noch zu wünschen. Das einzige weiter angelegte Büchlein von Emil Krause[74]), der es versucht, einen Abriss der Entwicklungsgeschichte der Oper zu geben, kommt über die Anführung der landläufigsten Daten und über die Wiederholung der gewöhnlichsten Urteile und Redensarten nicht hinaus. — Dagegen haben wir für die Lokalgeschichte der Opernaufführungen in Stuttgart, Lübeck und Darmstadt aufschlussreichere Berichte erhalten. Sittard[75]) verfolgte die Geschichte der Musik und des Theaters am württembergischen Hofe in den Jahren 1458—1793 und förderte aus archivalischen Quellen manches Wissenswerte zu Tage, lässt aber bei der Nachlässigkeit seiner Darstellungsweise und der Unzuverlässigkeit seiner Angaben eine sorgfältige Nachprüfung wünschenswert erscheinen. Als Datum der ersten Stuttgarter Opernaufführung bezeichnet er das Jahr 1660, eine stehende Oper weist er von 1697 an nach. Den wertvollsten und zuverlässigsten Abschnitt des Buches bildet das Kapitel über Nicolo Jommelli und die Glanzzeit der italienischen Oper am schwäbischen Hofe (1753—1769), während über die Anfänge des deutschen Singspieles in Schwaben

---

N. 138; J. Edgar: DBühneng. 20, S. 113.]| (Vgl. u. IV 9a: 73.) — 69) Paul Richard, Chronik sämtl. Gastspiele d. herzogl. Sachs.-Meiningenschen Hoftheaters während d. J. 1874—90. Leipzig, Conrad. III, 164 S. M. 2,00. — 70) C. Baunholzer, J. Philippi, L. Männel, J. Braun, Jb. d. k. k. Hofburgtheaters für d. J. 1891. Wien, Selbstverlag. 4°. 52 S. M. 1,60. — 71) E. Mentzel, Schillers Jugenddramen zum ersten Male auf d. Frankfurter Bühne: AFrankfG. 3, S. 238—300. — 72) L. Geiger, Berliner Dramaturgie 1797/8: VZg. N. 325. — 73) (Ad. Rosenberg): MKL. 18, S. 206/7, 315/6, 915/8. — 74) Emil Krause, Abriss d. Entwicklungsgesch. d. Oper mit litt. Hinweisen. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. VIII, 130 S. M. 2,00. [H. Reimann: BLU. S. 423/4; AMusikZg. S. 183/4, 195/6; LCBl. N. 40.]| — 75) S. o. N. 52. — 76) C. Stiel, Musikgesch. d.

eingehendere und sicherere Angaben erwünscht wären. — Aus der kleinen Schrift von Stiel[76]) mag als einzig wichtiges Datum hervorgehoben werden, dass die erste Opernvorstellung in Lübeck am 5. Juni 1746 stattfand. — Weitaus am sorgfältigsten ist das umfängliche Werk von Knispel[77]), das die Schicksale des Grossherzoglichen Hoftheaters zu Darmstadt schildert. Der Vf. verzeichnet vollständig das Repertoir von 1810—1890 und leistet dadurch für die Operngeschichte mehr als alle schöngeistigen Betrachtungen. Als erste Oper führt er an ein „Triumphierendes Singspiel der wahren Liebe" von Wolfgang Carl Briegel (1626—1709) aus dem Jahre 1673. Von demselben Tonsetzer ist eine Komposition zu Andreas Gryphius' „Verliebtem Gespenst" in Darmstadt aufgeführt worden. — Eine mehr die Geschichte des Männergesanges betreffende Abhandlung von Paudler[78]) zeigt, wie rasch in der vormärzlichen Zeit die bürgerliche Lustspieloper Lortzings auch im nördlichen Böhmen[79-80]) Eingang fand. — Eine wichtige Episode deutscher Operngeschichte „Spontini in Berlin" hat Ph. Spitta[81]) nach archivalischen Quellen gründlich und vorurteilsfrei dargestellt. —

Ziemlich reich war natürlich die Litteratur über die Bayreuther Bühnenfestspiele[82-85]) und das wichtige Ereignis der Aufführung des „Lohengrin" in Paris[86-87]). — Eine gute Zusammenstellung der auf die Begründung der Festspiele bezüglichen Thatsachen gab C. Heckel[88]). —

Zum Kapitel der Geschichte von Sängern und Sängerinnen liefert den wichtigsten Beitrag das breit angelegte zweibändige Werk von H. S. Holland und W. S. Rockstro[89]) über die Bühnenlaufbahn der Jenny Lind (1820—51). Der deutschen Operngeschichte gehört dies erfolgreiche Künstlerleben 1844/7 an. Zur Kenntnis der Meyerbeerschen Opernepoche und des Leipziger Konzertlebens zu Mendelssohn Zeit spenden die Vff. schätzenswerte Beiträge. — Kürzere Lebensabrisse bieten die während des Berichtsjahres erschienenen Bände der ADB[90-93]). Allen diesen Arbeiten, auch den besseren, mangelt es an jener Lebensfülle und Anschaulichkeit, die allein durch eine möglichst vollständige Kenntnis des in Theaterarchiven und alten Zeitschriften vergrabenen Quellenmaterials erlangt werden kann. — Wir glauben diesen Bericht nicht besser schliessen zu können als mit dem Wunsche, die nächste Zeit möge uns recht sorgfältige Veröffentlichungen über die Spielverzeichnisse und das Personal der einzelnen Bühnen bringen. Das wäre die erste Vorbedingung zu einer wissenschaftlichen Begründung der Geschichte des recitierenden wie des musikalischen Dramas und ihres theatergeschichtlichen Teils. —

Stadt Lübeck nebst e. Anhange Gesch. d. Musik im Fürstentum Lübeck. Lübeck, Hartmann. 116, IV S. M. 2,00. — **77**) H. Knispel, D. Grossherzogl. Hoftheater zu Darmstadt v. 1810—90. Mit e. gesch. Rückblick auf d. dramat. Kunst zu Darmstadt v. 1567—1800. Darmstadt, Zernin XIV, 570 S. M. 14,00. — **78**) A. Paudler, Sängers Lust im Vormärz. E. Beitr. z. Gesch. d. Städte Leipa u. Haida: MNordböhmExkursionsClub 14, S. 1—11. — **79**) × Rud. Frhr. Prochazka, Musik u. Theater während d. Krönungstage in Prag vor 100 J.: Bohemia. N. 258. — **80**) × C. Teuber, D. Prag. Krönungsoper: ib. N. 246. — **81**) Ph. Spitta, Spontini in Berlin: DRs. 66, S. 353—79. — **82**) × H. Reimann, Nachkl. v. d. diesj. Festspielen in Bayreuth: ML. 60, S. 698—700. — **83**) × id., Kritisches u. Unkritisches über Bayreuth: UZ. II, S. 418—31. — **84**) × G. Horn, Bayreuth: WIDM. 71, S. 216—34. — **85**) × Bayreuth: Kw. 4, S. 353/4. — **86**) × Lohengrin in Paris: ML. 60, S. 620/2. — **87**) × R. Sternfeld, Lohengrin in Paris: DWBl. 4, S. 452. — **88**) × C. Heckel, D. Bühnenfestspiele in Bayreuth. Authent. Beitr. z. Gesch. ihrer Entstehg. u. Entwicklg. Leipzig, Fritzsch. V, 78 S. M. 1,50. (Vgl. Brief R. Wagners AMusikZg. 18, S. 423.) — **89**) H. S. Holland u. W. S. Rockstro, Jenny Lind, ihre Laufbahn als Künstlerin 1820—51. Aut. dtsch. Uebersetzung v. Hedwig J. Schoell. Brockhaus, Leipzig. XXII, 392, XIII, 418 S. M. 18,00. |[E. Hanslick: NFPr. N. 9607/8, 9611.]| — **90**) H. M. Schletterer, Corona Schröter: ADB. 32, S. 560. — **91**) id., Schröder-Devrient: ib. S. 534. — **92**) H. Welti, Caroline Seidler: ib. 33, S. 641. — **93**) id., Josephine Schulze: ib. S. 751. —

yer.

– **Didaktische Litteratur:** Haller N. 1a; Gellert
bel N. 16; Hieron. Lorm N. 18; Marie v. Ebner-Eschenbach
Hippel, Zschokke N. 28. — **Philosophie:** Allgemeines N. 35;
N. 48; Schopenhauer N. 51; Herbart N. 83; Feuerbach N. 87;
ermacher N. 107; K. Hase N. 113; Martensen N. 117; Döllinger
32; Duncker, Sybel N. 134; Riehl, Gregorovius N. 137. — **Philo-**
V. Hehn N. 145. — **Kunstlehre:** Kunsthistoriker N. 147; Maler
. 168. — **Journalisten** N. 175. — **Politiker:** Aufklärung, Re-
ierziger N. 189; Staatsmänner der neuesten Zeit N. 199; Bismarck
. — **Schulmänner und Pädagogen** N. 211. — **Volkserziehung**

die Unbestimmtheit der in den JBL. verwandten Rubrik
Indessen fasst dieser Ausdruck doch wohl mit genügender
erarischen Leistungen zusammen, bei denen nicht die
lche, sondern die Absicht belehrender Wirkung das Haupt-
.. Richtig ist ja, dass gerade für das pädagogische 18. Jh.
nschlingt, was allenfalls auch der Epik und Lyrik zugewiesen
istliche Ermahnungslieder); solche Kompetenzkonflikte sind
öllig zu vermeiden und lassen bei wichtigeren Werken durch
ung von verschiedenen Standpunkten sich vorteilhaft lösen. —
ischen Disposition meines Vorgängers will ich mit Rücksicht
achsene Material zu einer nach Fächern und Zeiten sondernden
.. Ich beginne mit der im eigentlichen Sinne didaktischen Litte-
Fabel, Satire. Von hier macht die Populärphilosophie den Uebergang
ten, die sie in pädagogischem Sinne auszubeuten strebt. Als die drei
der deutschen Volkspädagogik stelle ich Philosophie, Theologie und
, denen weiterhin, je nach dem Grad ihrer allgemein-didaktischen
ologie, Kunstlehre und Aesthetik, Naturwissenschaften folgen. Vom
n Theorie vermitteln dann Politik und Nationalökonomie den Uebergang
n Pädagogik: zur Volkserziehung durch die Staatsmänner und Politiker,
ehung in Universität und Schule (in welch letzterem Teil ich freilich zu
besonderen Berichterstatters [I,6] weichen muss), bis wir endlich, um
hsten Stufe der Didaxis zu schliessen, mit der über den nationalen Rahmen
fenden Zeitkritik „den Anfang mit dem Ende sich in Eins zusammenziehen"
. Den grössten Gewinn hat die didaktische Litteratur im allgemeinen aus
earbeitung von Goedekes [1]) Grundriss gezogen. Die §§ 204 (Haller, Hage-
Lehrdichter), 205 (Liscow, Rabener, Kästner und Satiriker), 207 (Gellert), 210
chter), 220 (Winckelmann), 222 (Populärphilosophen), 225 (Lichtenberg und
.sten), 228 (Hamann, Hippel, Jung-Stilling, F. H. Jacobi) haben an der reichen
von Nachträgen und Berichtigungen, die wir den Herausgebern und Bearbeitern
.weiten Auflage verdanken, ihren voll gemessenen Anteil. Man braucht nur ganz
rlich den Umfang der Artikel in der ersten und zweiten Bearbeitung zu vergleichen,
des starken Wachstums inne zu werden und damit des hingebenden Fleisses, dem
verdankt wird. So ist gleich in § 204 die Zahl der biographischen Arbeiten über
ller von eins zu sechs gestiegen, wozu noch mehrere Nummern über Tagebücher,
iefe, innere Entwicklung kommen. In jeder der bleibenden Nummern sind sodann
r Umfang, für die zweite Auflage der Schweizergeschichte die Besprechung in Gott-
scheds Beiträgen, und sonst mancherlei nachgetragen. Die Ersetzung der arabischen
Zahlen im Datum durch römische erhöht leider die Uebersichtlichkeit nicht. — Ungemein
hat die Bibliographie für Hagedorn, beträchtlich die der Fabeldichter, am stärksten die
Gellerts zugenommen. Für Gellert ist an Stelle der Daten Goedekes die berichtigte
Selbstbiographie eingerückt worden. Für Liscow konnte die Lebensbeschreibung wesentlich verbessert, für Trömer (in der ersten Auflage Trömel) und andere sehr bereichert werden. Einzelne Daten sind überall zugefügt. Neue Autorennamen sind vor allem in § 204 (Lehrdichter) und § 222 (Populärphilosophen) eingestellt, so dass namentlich dieser

1) (IV 1 : 1.) — 1a) G. Bondi, D. Verhältnis v. Hallers philos. Gedichten z. Philosophie seiner Zeit. Diss.

letztere sehr bedeutende Artikel ein ganz neues Ansehen gewonnen hat. Im übrigen versteht es sich von selbst, dass hinsichtlich der Disposition sowohl als auch der Auffassung die Bearbeiter sich durch Goedekes Grundlagen eingeengt fühlen mussten. Da nun seiner entschieden volkstümlich gerichteten Art gerade die hier behandelten Männer unendlich ferner standen als ein Hans Sachs oder gar ein Luther oder Schiller, da er gegen das philiströse Element in all diesen Aufklärern, Lehrern und Moralpredigern eine geheime Abneigung verspürte, so fehlt in der Charakteristik oft und in der Anordnung fast durchweg hier die glückliche Hand, die dem 16. Jh. so unvergleichliche Dienste leistete. Dabei musste es nun sein Bewenden haben, und Möser behält seine wenig geeignete Umgebung nach wie vor, Lichtenberg verliert sich unter den Kortum und Langbein, und für Abbt findet sich auch jetzt noch kein Wort, das die Eigenart unseres ersten mit Bewustsein und Absicht wieder „elegant“ schreibenden Prosaikers hervorhebt. Nur Winckelmann ist in eindringender Weise neu charakterisiert worden und zwar von seinem grössten Kenner, K. Justi. Die treffliche Bearbeitung des in seiner Art einzig dastehenden Werkes hat also an seiner Individualität nichts geändert: nach wie vor bleibt jeder einzelne Artikel für die Specialforschung unschätzbar, nach wie vor ist es unmöglich, aus Goedekes Kapiteln oder Charakteristiken allein von einer Richtung oder einer Persönlichkeit ein treffendes Bild zu gewinnen. —

Das Interesse an der didaktischen Litteratur erscheint sonst im Berichtsjahr auf den Namen Gellerts nahezu beschränkt. Vielleicht ist in der eigentümlichen Mischung von Frömmigkeit und Frivolität, die den Leipziger Klassiker charakterisiert, etwas, das die psychologische Gourmandise unserer Zeit reizt, wie ähnlich die Ironie der Romantiker wieder in Aufschwung kommt. Doch ist es mehr der traditionelle als der wirkliche Gellert, der zur Darstellung gelangt, und mehr der Form als dem Inhalt gilt die Teilnahme. Woran liegt es also, dass Haller und Hagedorn ganz hinter Gellert zurücktreten? Zwar über Haller handelt eine interessante Dissertation von Bondi[1a]). Im Gegensatz zu Frey und Hirzel sieht B. in Shaftesbury den eigentlichen philosophischen Inspirator der Lehrgedichte Hallers; und wenn auch nicht jede Einzelheit bestehen bleibt, in der B. Abhängigkeit des schweren, strengen Schweizers von seinem eleganten Vorbild annimmt, so ist doch der Beweis des in jenen Gedichten mächtig nachwirkenden Einflusses Shaftesburys unzweifelhaft geführt. Lehrreich ist besonders die Vergleichung der ältesten Texte mit den späteren Ausgaben, die Erörterungen über Begriffe wie „Natur“ und „Gott“. Wie viel Irrtümer der litterarischen Anschauung z. B. über Goethe beruhen lediglich auf Missverständnis individuell gebrauchter Termini solcher Art! (Vgl. auch S. 21 Anm. 2 über „Wahngespenst“). —

Auf eine Vergleichung der ersten Ausgabe mit den späteren beschränkt sich auch fast völlig die einzige wissenschaftlich fördernde Arbeit über Gellert. Im Anschluss an Erich Schmidts Behandlung von Gellerts Fabelstil (ADA. 2, S. 54 ff.) untersucht Handwerck[2]) 1) die Anlage im ganzen, 2) den Ausdruck im einzelnen, 3) die charakteristischen Erscheinungen des Satzbaues, 4) Färbung der Sprache usw., 5) stilistische Beeinflussung. Die sorgfältige Arbeit hat sich in die Ursachen der Verbesserungen verständnisvoll eingefühlt, obwohl gelegentlich vielleicht die führende Kraft der metrischen Aenderungen über inhaltlichen Motiven unterschätzt wird. Besonders mache ich auf die Beseitigung von zweigliedrigen Ausdrücken aufmerksam; ferner auf die Wiederaufnahme mit „dieser“ — fast eine Erneuerung altgermanischer Stilgewohnheiten — und den Gebrauch der Interjektionen. — Gellerts Dichtungen sind ferner vollständig[3]) und in Auswahl[4]) erschienen und ebenso ist sein Leben in freier Bearbeitung vorgeführt worden, teils in Auswahl[5]), teils vollständig, durch den litterarhistorischen Jugendroman von Stein-Nietschmann[6]), dem man entschiedenes Geschick nachrühmen muss; fasst man einmal Gellert als den christlichen Musterknaben, der er immer sein wollte, so kann man ihn kaum anschaulicher vor die Augen stellen, als hier geschieht. Von den inneren Kämpfen dieser von Begehrlichkeit zur Entsagung strebenden Seele erfährt man freilich hier so wenig wie sonst; wie der christliche Sokrates die Gefahren bedenklicher Neigungen überwand und doch nicht ganz überwand, wie der stete Konflikt von Sinnlichkeit und Tugend ihn zu einem Gegenbild der Helden Wielands macht, das wird verschwiegen und wäre in Geschichts- und Lebensbildern für die Jugend wohl auch nicht am Platze. Sehr gelungen ist die Zeichnung des Ehepaars Gottsched; anch gegen das Wort „Vogelscheuchenhaftigkeit“ (S. 30) haben wir nichts einzuwenden. Dagegen ist Rabeners gar nicht uninteressante Persönlichkeit zu konventionell gehalten, und auch die Audienz bei Friedrich dem Grossen kommt nicht zu ihrem Recht[6a]). —

Leipzig. 40 S. M. 0,75. — 2) H. Handwerck, Studien über Gellerts Fabelstil. Marburger Diss. Leipzig, Fock. 4°. 43 S. M. 1,00. — 3) Chr. F. Gellert, Dichtungen, kritisch durchgeseh. u. erläut. her. v. A. Schullerus. Leipzig, Bibliograph. Inst. VI, 28 u. 385 S. m. Bildnis u. Fksm. Geb. M. 2,00. — 4) id., Ausgew. Fabeln u. Erzählungen. Lahr, Schauenburg. 16°. 94 S. — 5) ○ P. Wurster, Segen d. Wohlthuns (Charakterzüge aus Gellerts Leben). Z. Aufführung hauptsächl. in Jünglings- u. a. christl. Vereinen. 2. Aufl. Heilbronn, Scheurlen. 27 S. M. 0,30. — 6) Armin Stein [H. Nietschmann], Chr. F. Gellert. (= Dtsch. Gesch.- u. Lebensbilder XVIII.) Halle, Waisenhaus. VII, 203 S. m. 1 Bild. M. 2,40. — 6a) × M. K.,

Rabener ist von R. Vetter [7]) behandelt worden. Für seine pädagogischen Grundsätze seien bezeichnend die Betonung des Deutschen, die Förderung des Nacheinander im Unterricht statt verwirrender Gleichzeitigkeit, die Hervorhebung der Geschichte, und neben diesen Ratschlägen für die Schule das nachdrückliche Verlangen nach Reform der Erziehung in der Familie. —

Für Pfeffel liegen neue Mitteilungen [8-9]) und, als Beweis seiner Popularität, ebenso wie von Gellerts ausgewählten Fabeln eine Miniaturausgabe als Reklame für Stollwercks Chokolade vor [10]). — Für Seb. Sailer ist von P. Beck [12]) die Bibliographie zusammengestellt worden. — Sein protestantischer Amtsgenosse als Geistlicher und Volksschriftsteller, Hebel [13-14]), sei hier nur erwähnt, da er an anderer Stelle (IV,3) besprochen wird. —

In die Epoche, in der die alte philanthropisch-erzieherische Litteratur von der individualistischen Selbsterziehung der Romantiker abgelöst wurde, führt uns Diederichs' [15]) Lebensbild der Sophie Schwarz, der Freundin der Elise von der Recke, die uns als Sophie Becker vielleicht besser bekannt ist. Ihr interessantes Reisetagebuch macht sie für die Litteraturgeschichte wichtiger als ihre Verse, für die nach D. Göckingk, Gleim und z. T. Klopstock Vorbilder sind. —

Von hier gelangen wir dann in das Fahrwasser des ausgeprägtesten Individualismus mit Hebbel, von dessen Sprüchen Emil Wolff [16]) eine hübsche und ganz geschickte Auswahl veranstaltet hat. — In Hebbels Umkreis führt Schlossars [17]) Biographie des Fürsten Friedrich Schwarzenberg, des als Vf. von originellen Aphorismen bekannten „Landsknechts". —

Ein anderer Wiener Schriftsteller von durchaus individualistisch-pädagogischer Richtung, Hieronymus Lorm, hat am 9. August 1891 seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert, bei welcher Gelegenheit die Deutschen auf ihre Dichter aufmerksam zu werden pflegen. Die verschiedenen dieser Feier geweihten Artikel [18-24]) bringen wenig Neues, sie gelten überwiegend mehr dem allerdings bewunderungswürdigen Heros des Duldens als dem philosophischen Lyriker, der doch manchen eigentümlichen Ton angeschlagen hat und neben den feuilletonistisch-bizarren Weltschmerzdichtern Heinescher Schule, Grisebach und Genossen, mit den einfachen rührenden, sich selbst singenden Tönen gewisser Klagelieder einsam dasteht, gleichsam ein Dichter atheistischer Kirchenlieder. Selbst Lorms [25-26]) Selbstbetrachtung zersplittert mehr in einzelne Bemerkungen über Naturalismus und Pessimismus, als dass sie in das Innerste des eigenen Wesens hineinstiege. Das freilich hebt Lorm selbst wie mehrere der Gratulanten hervor, wie der Weltschmerz gerade infolge seiner individuellen Verschärfung zum „grundlosen Optimismus" umschlug, zu einer Art Verzweiflungsoptimismus, der die Welt als schön gelten lässt, weil man all ihr Elend doch nicht erfassen könne. Der Versuch zu prüfen, wie weit die körperliche Organisation des seit langen Jahren blinden und tauben Dichters auf seine poetische Gestaltung eingewirkt hat, ist nirgends gemacht worden. —

Leichter als der Sprung von massloser Verzweiflung zum „unvernünftigen Sonnenglanz" ist die Verbindung von Humor und Verzweiflung. Deutschlands berühmtester Humorist ist unter die Didaktiker gegangen; doch besprechen wir sein Werk, als Fabel in aphoristischer Art schon hier zu erwähnen, besser unter dem Abschnitt „Zeitkritik" (S. u. N. 227). Als eine schöne Gabe der Didaktik ist aber hier die neue Ausgabe der „Aphorismen" von Marie von Ebner-Eschenbach [27]) anzuführen. Auch sie bewahrt durch pessimistische Tönung hindurch unbeirrt den Glauben an die Kraft des Guten. Es wäre schlimm, wenn auf den reichen Schatz kunstvoll geformter Weisheit, den diese Sprüche darstellen, mit weiterer Empfehlung erst noch verwiesen werden müsste. Es ist ein Werk, von dessen Kenntnis auch die genaueste Vertrautheit mit Skandinaviern und Russen keinen Deutschen dispensieren darf. —

Wenden alle diese Autoren sich an die litterarischen Kreise überhaupt, so setzt die Popularphilosophie immer schon einen esoterischen Kreis voraus. Direkt an Schüler wendet sich Wielands „Geschichte der Gelehrtheit" [28]), über die an anderer Stelle berichtet ist. — In unserer Zeit scheint den Popularphilosophen das Publikum gänzlich zu fehlen. Der bedeutendste von ihnen, Lichtenberg, ist immer noch ein vergessener

---

Chr. F. Gellert über d. Juden: AZgJudent. S. 588. — **7)** (I 6: 21. — **8)** ○ J. Rathgeber, 12 ungedr. Briefe v. Pfeffel: JbGElsLothr. 7, S. 128—40. — **9)** G. K. Pfeffels Fremdenbuch: AZg[B].N. 298. — **10)** G. K. Pfeffel, Biographie e. Pudels. Lahr, Schauenburg. 16⁰. 64 S. — **11-12)** P. Beck, Bibliographie zu Seb. Sailer: Alemannia 19, S. 36—42. — **13)** × P. Diehl, J. P. Hebel: EvMBl. 11, S. 161—71 (vgl. 273/4). — **14)** × Schlegel, Noch einmal Hebel: ib. S. 215. — **15)** Diederichs, Sophie Schwarz: ADB. 33, S. 249-51. — **16)** Emil Wolff, Sprüche v. F. Hebbel. Aus d. Tagebüchern u. Briefen ges.: HambCorr[B]. N. 11. — **17)** A. Schlossar, Fürst Friedr. Schwarzenberg: ADB. 33, S. 290/5. — **18)** H. Lorm: NFPr. v. 20. Aug. — **19)** R. L., H. Lorm: VolksZg. v. 9. Aug. — **20)** U. Frank, H. Lorm: BerlTBl. v. 8. Aug. — **21)** H. Ganz, H. Lorm: FZg. N. 220. — **22)** Kl. F-t., H. Lorm: ib. N. 227. — **23)** A. L. Wolf, H. Lorm: AZgJudent. S. 375/7. — **23a)** Ph. Stein, H. Lorm: Didaskalia v. 9. Aug. — **24)** id., H. Lorm: KielZg. N. 14429. — **25)** H. Lorm, Danksagung: FZg. N. 225. — **26)** id., E. Selbstbetrachtung: NFPr. v. 9. Aug. — **27)** Marie v. Ebner-Eschenbach, Aphorismen. 3. Aufl. Berlin, Paetel. 1890. 196 S. M. 5,00. |[C. L: DLZ. S. 1253.]| — **28)** (IV 3: 29.) — **29)** P. Diehl, Lesefrüchte aus Lichten-

Klassiker, aus dessen Schriften Lesefrüchte zurecht gemacht werden, so jetzt von Diehl [29]) und E. Reichel [30]), weil niemand das Original liest. — Für Lichtenbergs Freund Forster hat Leitzmann [31]) die Mitteilungen aus Briefen (1890 IV 6:43) fortgesetzt. Der Mitbegründer der Völkerpsychologie und wissenschaftlichen Ethnographie hat für uns noch ein besonderes Interesse, weil seine Berichte über englische Litteratur zu den klassischen Vorgängern unserer JBL. gehören. Aus Wilna hat er freilich über neuere Litteratur nichts zu melden; im Gegenteil verzweifelt er über die Schwierigkeit, mit der neueren Produktion sich in Verbindung zu halten (S. 165). Er spricht über Nicolais Wiener Aufenthalt (S. 131), über den Tod Friedrichs des Grossen (S. 179), teilt mit, dass er von Klopstocks Prosa nichts gelesen habe (S. 190), stichelt auf den Archimagus Wöllner (S. 207); aber diese vereinzelten Bemerkungen über litterarische Zeitgenossen verschwinden in der Flut der Klagen (besonders beweglich S. 174) und des Zorns über die polnische Wirtschaft (S. 136, 139). Noch mögen ein paar Worte über seine Familie (S. 212) herausgehoben werden. — Nur Miscellen betreffen Hippel [32]) und Zschokke [33]), soweit er hierher gehört, in dessen Freundeskreis Pagels [34]) Biographie des Arztes Schmutziger einführt. Zschokke hat ihm „Addrich im Moos" zugeschrieben und ihn auch sonst liebevoll erwähnt. —

In den rein wissenschaftlichen Betrieb der neueren Philosophie leitet Kuno Fischers [35]) bekanntes, in neuer Auflage erschienenes allgemeines Werk ein. — Ueber den gegenwärtigen Stand orientieren Falckenbergs Rede und Jodls Bericht. Um die Antrittsrede Falckenbergs [36]) zu würdigen, muss man wohl Fachmann sein; anderen scheint sie nur eine oberflächliche Klassifikation der bekanntesten Namen. Nietzsche wird natürlich ignoriert wie vormals Schopenhauer. Die Hauptaufgabe des Vortrags ist, die „Unaufgebbarkeit der Metaphysik" zu verkünden, wofür besonders Wundts Rückfall in die Bildung lückenloser Systeme beweisend sein soll. — Lehrreicher ist Jodls [73]) Referat, aus dem wenigstens über die grossen Stromrichtungen der gegenwärtigen deutschen Philosophie ein Bild zu gewinnen ist. Doch scheint dem energisch positivistischen Autor volle Unparteilichkeit für fremde Bestrebungen zu fehlen. Dazu kommt ein verdriesslicher Ton, der sich bis zu der Behauptung versteigt, nirgends in den grossen civilisierten Ländern habe wirkliches Freidenken so wenig Fuss gefasst wie in Deutschland (S. 272); vermutlich soll England das Musterland wahrer Aufklärung vorstellen. — Vom entgegengesetzten Standpunkt aus überschaut der Jesuit H. Gruber [38]) die neuere Entwicklung der Philosophie. Sein schwerfälliges Buch ist reich an Material; auch die Versuche zu praktischer Ausgestaltung philosophischer Forderungen im öffentlichen und privaten Leben zieht er heran. Im übrigen ist seine Methode die übliche, die Philosophen gegenseitig durch ihre Kritik aneinander aufzureiben. — Ueber den Begriff des Positivismus handelt mit unklarer Disposition und in ungelenker Sprache Schleimer [38a]). Er fasst den Positivismus als Philosophie des Socialismus und sucht ihm damit eine eigentümliche Stellung zu sichern, den Mangel einer selbständigen Ethik zu entschuldigen und Zweifel an der philosophischen Geltung des „Comtismus" zurückzuweisen. Indem er die Vermischung anderer Standpunkte mit dem eigentlich positivistischen abwehrt, kann er sich doch von beständiger Rücksicht auf dieselben nicht fernhalten. Schliesslich beruht seine Beweisführung doch eigentlich nur auf dem Zirkelschluss, dass das Kriterium des Positivismus (S. 24) erst aus Comte geholt und dann nirgends anders gefunden wird. — Den Versuch, eine positive Weltanschauung auf dem Materialismus aufzubauen, machte Strecker [38b]). — Im Gegensatz dazu haben mehrere Theologen wie Luthardt [38c]), Gottschick [38d]), Beyschlag [38e]) sich gegen die modernen Weltanschauungen und ihren Ausdruck im Staatsleben mehr oder minder polemisch gestellt. —

Einzeldarstellungen betreffen vorzugsweise Kants erste Anhänger und Gegner sowie seinen „Vollender" Schopenhauer. Abseits steht nur Mendelssohn, in dessen persönliche Verhältnisse zwei kleine Mitteilungen einführen: in seine Jugend die von D. Kaufmann [38f]) gegebene Biographie eines Mitschülers seiner

---

bergs vermischten Schriften: EvMBl. 11, S. 232/8. — **30)** Eug. Reichel, Lichtenbergs polit. Meinungen: Zeitgeist v. 6. Juli. — **31)** A. Leitzmann, Beitr. z. Kenntnis G. Forsters aus ungedr. Quellen III.: ASNS. 87, S. 129—216. — **32)** E. V. Zencker, Hippel u. d. Frauenfrage: AZg[B]. N. 26. — **33)** ○ E. Satire auf Zschokkes Stunden d. Andacht: PastoralBlRottenburg 9, S. 40. — **34)** Pagel, H. Schmutziger: ADB. 32, S. 65. — **35)** ○ Kuno Fischer, Philos. Schriften I. Einl. in d. Gesch. d. neueren Philos. 4. Aufl. Heidelberg, Winter. IV, 153 S. M. 4,00. — **36)** R. Falckenberg, Ueber d. gegenwärtige Lage d. dtsch. Philos. Akadem. Antrittsrede. Leipzig, Veit & Co. 1890. 30 S. M. 0,60. |[M. Kronenberg: Nation[B]. v. 3. Sept.]| — **37)** F. Jodl, German Philosophy in the 19 century: The Monist. Chicago. 1, S. 263—77. — **38)** Herm. Gruber S. J., D. Positivismus v. Tode Comtes bis auf unsere Tage (1857—91). (= Ergänzungshefte zu StML. N. 52.) Freiburg i. B., Herder. VII, 194 S. M. 3,25. |[D: LCBl. S. 1485; K. Hermann: BLU. S. 635/6; O. Neumann-Hofer: Gegenw. 39, S. 134/6.]| — **38a)** A. Schleimer, D. Positivismus. E. krit. Studie. Diss. Leipzig, Fock. 31 S. M. 0,80. — **38b)** W. Strecker, Welt u. Menschheit v. Standpunkte d. Materialismus. Nebst e. Einführung v. L. Büchner. Leipzig, Spohr. XV, 243. M. 3,00. — **38c)** C. E. Luthardt, D. modernen Weltanschauungen u. ihre prakt. Konsequenzen. Vortr. über Fragen d. Gegenw. (= Apologie d. Christentums. 4. Tl., 3. Aufl.) Leipzig, Dörffling & Francke. XII, 286 S. M. 6,00. — **38d)** (I 5:456.) — **38e)** W. Beyschlag, Welche Entwicklung hat d. Verhältnis v. Staat u. Kirche in Preussen im 19. Jh. genommen u. welcher Verbesserungen ist es fähig u. bedürftig? Ref. Halle, Strien. 25 S. M. 0,40. — **38f)** D. Kaufmann, Aus M. Mendels-

jüdischen Lehrer, in sein Alter ein von Kayserling[38g]) veröffentlichter Brief seiner Witwe. — Maimon wird von C. A. Fischer[39]) und Platner von Wreschner[40]) und P. Bergemann[41]) behandelt; Liebmann[42]) brachte die Lebensgeschichte eines eifrigen Anhängers, des Philosophen Schultz, und Pagel[43]) die eines entschiedenen Gegners von Kant, des berühmten Arztes Selle, ferner Kühnemann[44]) die von Aenesidemus-Schulze, der als Lehrer Schopenhauers noch eine besondere Bedeutung beansprucht. Er hat auch in der Dissertation Wreschners eine besondere Berücksichtigung gefunden. —

Von Fichte werden ungedruckte Briefe an den Theologen Schmidt in Giessen durch Alfr. Bock[45]) veröffentlicht. Zum Teil betreffen sie den Atheismus-Streit. Notiert werden mag Fichtes Erklärung: Fichtianer kenne er nicht; sie würden ihm aber noch mehr als die Kantianer zuwider sein. — In neuer Auflage erschien A. Baiers[46]) Denkrede auf Fichte. — Aus Krauses unerschöpflichem Nachlass wurden durch Hohlfeld und Wünsche[47]) wieder zwei Bände herausgegeben, den rührenden Enthusiasmus des Uebermenschen-Predigers wie seine Verworrenheit und Unzugänglichkeit von neuem illustrierend. —

Ueber Schelling nach der Schlacht bei Jena werden ein paar schon bekannte Briefstellen zusammengetragen[48]); sein Briefwechsel mit König Maximilian von Baiern (JBL. 1890 IV 6:63) fand zahlreiche Besprechungen, förderlich besonders durch Heigel[49]). — Sein Schüler, der Naturphilosoph G. H. v. Schubert, ist von Hess[50]) charakterisiert worden. —

Derjenige Philosoph, der am meisten von allen der eigentlichen Litteratur angehört: Schopenhauer, hat mehr Behandlung gefunden als die übrigen zusammen. Für die ADB. hat Liepmann[51]) ein Lebensbild verfasst, klar und verständig, fern von der mystischen Verzückung der Anbeter des „modernen Buddha". Nur den Ausdruck, der ewig Grämliche habe ein „heiteres Alter" gehabt, möchten wir beanstanden. Klar ist auch die Darstellung des Systems, zu nüchtern vielleicht: die orientalisierenden, mystischen Züge treten zu stark zurück. Für die Gesamtbeurteilung des Philosophen stellt L. gewiss mit Recht seinen Mangel an jeglicher Erziehung in den Vordergrund; sie zeigt sich auch in dem eigensinnigen Abweisen alles zu vorgefassten Meinungen nicht passenden Lernens, die kaum ein Philosoph in so starkem Grad wie Schopenhauer zeigt. — In die Verhältnisse seiner Jugend leuchten auch Kummers[52]) und Brümmers[53]) Biographien seiner Mutter und seiner Schwester herein, der Freundin Goethes und der Freundin Annettens von Droste. — An ein paar Einzelfragen behandelnde Aufsätze[54-56]), von denen wir Rud. Lehmanns[57-58]) Vortrag über die litterarhistorische Stellung Schopenhauers hervorheben, schliesst sich die Fülle der Ausgaben: Gesamtausgaben von Frauenstädt[59]) und M. Brasch[60]), vor denen Grisebachs[61]) sich auszeichnet, Auswahl aus sämtlichen Werken[62]), Ausgaben einzelner Werke[63-68b]). Besonders beliebt ist aber in unserer für Extrakte schwärmenden Zeit die Form des philosophischen Mosaikspiels. Was Schopenhauer über einen bestimmten Punkt gesagt hat, wird nebeneinander gesetzt, nicht etwa — was sehr dankenswert wäre — in Form einer dokumentierten

---

sohns Frühzeit: AZgJudent. S. 476/8. — **38g)** M. Kayserling, E. ungedr. Brief Fromet Mendelssohns: ib. S. 106. — **39)** (I 5:308; S. 61—72.) — **40)** A. Wreschner, E. Platners u. Kants Erkenntnistheorie m. bes. Berücksichtigung von Tetens u. Aenesidemus. Diss. Berlin. 25 S. M. 0,60. — **41)** P. Bergemann, Ernst Platner als Moralphilosoph u. sein Verhältnis z. Kantschen Ethik. Hallenser Diss. Leipzig, Fock. 56 S. M. 1,00. — **42)** Liebmann, Joh. Schultz: ADB. 32, S. 716/7. — **43)** Pagel, Chr. G. Selle: ib. 33, S. 682/4. — **44)** E. Kühnemann, G. E. Schulze: ib. 32, S. 776-80. — **45)** Alfr. Bock, Ungedr. Briefe an Fichte: DDichtung 10, S. 203/4. — **46)** A. Baier, J. G. Fichte. Akadem. Festrede. = Aus d. Vergangenheit [I 3:7—8] S. 93—129. — **47)** K. C. F. Krause, Anschauungen oder Lehren u. Entwürfe z. Höherbildung d. Menschheitlebens. Aus d. hs. Nachl. d. Vf. her. v. P. Hohlfeld u. A. Wünsche. 2. Bd. Leipzig, O. Schulze. VIII, 220 S. u. IV, 389 S. M. 8,50. Bd. 1 u. 2 M. 13,00. |[—ss—: LCBl. S. 1778.]| — **48)** F. G., Schelling nach d. Schlacht bei Jena: WürttStaatsanzB. S. 158. — **49)** Maximilian II. v. Bayern u. Schelling. Briefwechsel. |[VZg[s]. N. 169; J. Kreyenbühl: NZürchZg. S. 169—71; H. Porges: MünchNN. N. 18 u. 22; Heigel: HZ. 67, S. 102—10; Heigel: DLZ. 12, S. 131; D.: LCBl. S. 36.]| — **50)** W. Hess, Gotthilf Heinr. v. Schubert: ADB. 32, S. 631/5. — **51)** H. Liepmann, Schopenhauer: ib. S. 333-46. — **52)** (IV 3:84.) — **53)** F. Brümmer, Adele Schopenhauer: ADB. 32, S. 332/3. — **54)** A. Schopenhauer u. sein Denkmal: FZg. N. 56. — **55)** L. Hofner, A. Schopenhauer u. d. Kunst: WIDM. 71, S. 140/3. — **56)** E. B. Richard Müller: Balth. Gracian u. Schopenhauer: VZgs. N. 20/1. — **57)** Rud. Lehmann, D. litterarhist. Stellung Schopenhauers. Vortr.: VZg. N. 115. — **58)** E. Ms. Schopenhauers: NFPr. v. 24. März. — **59)** Schopenhauer, Sämtliche Werke her. v. J. Frauenstädt. 2. Aufl. Neue Titel-Ausg. 6 Bde. Leipzig, Brockhaus. M. 18,00. — **60)** id., Werke. Mit Einl., Anm. u. Charakteristik in Ausw. her. v. M. Brasch. 2 Bde. Leipzig, Fock. XXXII, 740 u. VI, 781 S. M. 10,00. — **61)** id., Sämtliche Werke her. v. E. Grisebach. Leipzig, Reclam. |[DDichtung v. 24. Febr.; Eh.: LCBl. S. 1036; Rud. Lehmann: DLZ. 12, S. 843.]| — **62)** id., Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit e. Biogr. u. Charakteristik v. J. Frauenstädt. 7. Aufl. Leipzig, Brockhaus. 12°. XXIII, 232 S. M. 3,00. — **63)** id., D. Welt als Wille u. Vorstellung. 8. Aufl. Her. v. J. Frauenstädt. 2 Bde. ebda. XXXVI, 633 u. VI, 743 S. M. 6,00. — **64)** id., Parerga u. Paralipomena. 7. Aufl., 2 Bde. ebda. XV, 532 u. VI, 696 S. M. 6,00. — **65)** id., D. beiden Grundprobleme d. Ethik. 4. Aufl. ebda. XLII, 276 S. M. 2,00. — **66)** id., Ueber d. vierfache Wurzel d. Satzes v. zureichenden Grunde. 5. Aufl. Her. v. J. Frauenstädt. ebda. V, 160 S. M. 1,50. — **67)** id., Ueber d. Willen in d. Natur. 5. Aufl. Her. v. J. Frauenstädt. ebda. XXXII, 147 S. M. 1,50. — **68)** id., Parerga u. Paralipomena, B. 2, mit Einl. u. Anm. her. v. R. v. Koeber. Berlin, M. Boas. VI u. 664 S. M. 7,20. |[NZg. v. 7. Okt.]| — **68a)** id., Aphorismen z. Lebensweisheit. (= Meyers Volksbücher 845/8.) Leipzig, Bibliogr. Inst. 16°. 255 S. M. 0,40. — **68b)** id., Parerga u. Paralipomena III. Aphorismen z. Lebensweisheit. (= Bibl. d. Gesamtlit. N. 469—70.) Halle, Hendel. 476 S. M. 0,50. —

Entwicklungsgeschichte seiner Meinungen, sondern lediglich in halb lexikalischer Form[69-73]). Der „konzentrisch-schaligen Natur der Schopenhauerschen Schriftstellerei" entspricht das wohl weniger als dem Bedürfnis unfleissiger Schopenhauerianer, die nun bloss nachzuschlagen brauchen, um zu wissen, auf welches Wort des Meisters sie zu schwören haben. — Die Ausgabe von Brasch[74-78]) hält zwischen einer kommentierten Neuausgabe und einer durch inhaltliche Gesichtspunkte bestimmten Neuordnung die Mitte. Die Erläuterungen sind auf den Mindestfordernden berechnet; für die litterarische Urteilsfähigkeit des Kommentators stehe die Probe, dass er Samuel Smiles neben La Rochefoucauld stellt. — Eine dritte Sammlung von Schopenhauer-Heften hat erst begonnen[79]). — Wie diese Hochflut der seit 1890 aus Brockhaus' Verlegermonopol entlassenen Schriften wirken wird, steht dahin[80-82]); für die Art, wie wir unsere berühmten Autoren behandeln, liefert ihre Gesamterscheinung jedenfalls kein glänzendes Zeugnis. —

Die streng wissenschaftliche grosse Ausgabe der Werke Herbarts von Kehrbach[83]) schreitet fort. — Sein Gedenktag ist mehrfach gefeiert worden; uns sind zwei Aufsätze zugegangen: eine meisterhafte Charakteristik von seiten seines berühmten Schülers Steinthal[84]) und ein populärer Zeitungsartikel[85]). — Ausserdem ist auch seine Aesthetik von Hostinsky[86]) auf dem eben charakterisierten Wege des Mosaiks aus Sätzchen und grösseren Abschnitten hergerichtet und mit einer knappen Einleitung versehen worden. —

Viel bedeutender ist das Werk, das Bolin[87]) über Feuerbach geschrieben hat. Aber den enthusiastischen Urteilen der meisten Recensenten vermag ich mich auch hier nicht anzuschliessen. Wenn statt eines geschlossenen Werkes über den merkwürdigen Mann nur eine Reihe einzelner Kapitel gegeben werden, die streifenförmig nebeneinander hängen, so erklärt man: der Autor habe eben nicht mehr geben wollen. Aber ein gewollter Kunstfehler bleibt ein Kunstfehler, und wie das Werk nun vorliegt, berechtigt es das Urteil Barbey d'Aurévillys, statt Bücher zu geben, gäben die Deutschen nur Vorbereitungen zu Büchern. Wenn die von Feuerbachs Tochter dem nordischen Gelehrten zur Verfügung gestellten, höchst interessanten Papiere des Philosophen zu einer partiellen Verarbeitung reizen konnten, warum konnte der Herausgeber nicht auch den letzten Schritt thun und alle Materialien zusammennehmen, um endlich die wahrhaftige Gesamterscheinung Feuerbachs zu zeichnen? Aber auch hier bleibt es bei mühsamem Mosaik, das, durch keine geistige Bindung zusammengehalten, für den Leser in lose Steine auseinanderfällt. Oder soll man das ein geistiges Band nennen, dass diesem tapferen Bilderstürmer ein Götzendienst geweiht wird, der ihn als den Gott ohne Fehl, jeden Andersgläubigen als verstockten Sünder erscheinen lässt? Man braucht wirklich weder fromm noch reaktionär zu sein, um diese Art pfäffisch zu finden, pfäffisch wie nur irgend eine der von B. verketzerten Gegenschriften es gewesen sein kann. D. F. Strauss, den ich wahrlich nicht liebe, dem aber doch wohl jeder Parteigänger der religiösen Aufklärung Achtung schuldet, tritt völlig zurück hinter Sternen sechszehnten und siebzehnten Ranges, die wegen ihrer Bekenntnistreue zu Sonnen erhoben werden. Ingersoll wird uns angepriesen, dieser Klassiker der Platitude, der in dicken Büchern mit etwas Witz und viel Behagen beweist, Moses habe es versäumt, bei Lyell und Darwin in die Schule zu gehen. Aber er hat an Feuerbachs Tochter geschrieben, er verehre ihren Vater. Man kann ja die persönliche Tapferkeit eines Bradlaugh und Foote loben; aber Fanatismus gehört dazu, in diesen Männern Vertreter philosophischen Fortschrittes zu sehen. Und gar Schüler Feuerbachs, Vollender seiner Lehre! Gerade der Kern von Feuerbachs Lehre fehlt ihnen ja: die Erkenntnis der psychologischen Genesis des Christentums; ihnen ist die Religion nichts als ein ungeheurer vom Himmel geschneiter Irrtum. Ich wäre auf diesen Punkt des vielgelobten Buches nicht so ausführlich eingegangen, wenn er nicht bewiese, wie B. innerlich zu seinem Helden steht. Für das Positive in ihm hat er nicht das mindeste Verständnis. Da er ihn aus allen Zusammenhängen herausreisst, ist Feuerbach ihm nur — der

---

69) id., Ueber Religion u. Schicksal. Leipzig, Brockhaus. 12°. VII, 171 S. M. 2,00. |[D.: LCBl. S. 1036.]| — 70) id., Ueber d. Geistersehen. ebda. 12°. VII, 127 S. M. 2,00. |[D.: LCBl. S. 1035.]| — 71) id., Philosophie d. Kunst. 2 Bdchen. ebda. 12°. VII, 168 u. V, 253 S. M. je 2,00. |[D.: LCBl. S. 1035.]| — 72) id., Ueber Genie, grosse Geister u. ihre Zeitgenossen. E. Samml. v. Stellen aus s. Werken. ebda. 12°. VII, 151 S. M. 2,00. — 73) id., Ueber Urteil, Kritik, Beifall, Ruhm, Wahrheit u. Irrtum. E. Samml. v. Stellen aus s. Werken. ebda. 12°. VII, 151 S. M. 2,00. — 74) id., Z. Lebensweisheit. Abhandlgn. Her. m. Einl. v. M. Brasch. 2. Aufl. Leipzig, Fock. IV, 96 S. M. 1,00. — 75) id., Ueber Religion. Her. v. M. Brasch. 2. Aufl. ebda. 35 S. M. 0,50. — 76) id., Z. Aesthetik d. Poesie, Musik u. d. bild. Künste. Her. v. M. Brasch. 2. Aufl. ebda 43 S. M. 0,50. — 77) id., Genie u. Wahnsinn. Her. u. erl. v. M. Brasch. 2. Aufl. ebda. 30 S. M. 0,50. — 78) id., Kleinere Aufs. vermischten Inhalts. Her. m. Einl. v. M. Brasch. 2. Aufl. ebda. IV, 107 S. M. 1,00. — 79) id., Z. Metaphysik d. Geschlechtsliebe. (= Samml. Fried. Bd. 4). Berlin, Fried & Co. 157 S. M. 1,00. — 80) M. Kronenberg, Neue Schopenhauer Ausgaben: Nation[B]. 8, S. 563/4. — 81) W. Gwinner, Schopenhauers Werke in neuer Gestalt: AZg[B]. N. 142. — 82) Schopenhauerus redivivus: Grenzb. II, S. 22-33. — 83) (I 6 : 33). — 84) H. Steinthal, D. Philosoph J. F. Herbart: Zeitgeist v. 17. Aug. — 85) F. W., J. F. Herbart: KielZg. N. 14453. — 86) (I 3 : 12.) — 87) W. Bolin, L. Feuerbach, sein Wirken u. s. Zeitgenossen. Mit Benutzung ungedr. Materials dargest. Stuttgart, Cotta. X, 353 S. M. 6,00. |[L. Weis: BLU. S. 711/3; Ch. S.: SchwäbKronik N. 179; Th. Ziegler: Nation[B]. 9, S. 22; F. Jodl: DLZ. 12, S. 1700.]| —

Bekämpfer seiner Gegner. Aber Feuerbach ist positiv wie nur Einer. Theolog ist er von Haus aus, religiöser Reformator. Jene gewaltige Bewegung trägt ihn, die das müde offizielle Christentum zu verjüngen strebte. Wie Kierkegaard in ethischer, La Mennais in socialer Hinsicht, so geht er in philosophischer Weise auf die Grundlagen des Christentums aus. Luther war bis zu den Schriften gegangen; er geht bis zu der Grundlage der Schriften, zu dem Menschen selbst. Auch hierin steht er nicht allein. Lichtenberg hatte schon jenes Wort gesprochen, das die Wendung der Theologie zur Anthropologie bedeutet: der Mensch habe Gott nach seinem Bilde geschaffen; Goethe hatte nicht nur gesagt, wie einer sei, so sei sein Gott, sondern er hatte schon 1781 an Lavater die Grundformel des „Feuerbachianismus" geschrieben: „Wohl saget ihr, dass der Mensch Gott und Satan, Himmel und Erde, alles in einem sei; denn was sind diese Begriffe anders als die Concepte, die der Mensch von seiner eigenen Natur hat" (Briefe Weimarer Ausgabe 5, S. 108). Alles das wird verschwiegen. Ja, als wenn B. jedes tiefere Urteil über seinen Heros prinzipiell scheuen wollte, wird unter den vielen „Anhängern" weder Dühring mit seiner meisterhaften Charakteristik noch Brandes mit seinem glänzenden Hymnus erwähnt, die Feuerbach doch näher stehen als viele dort genannte; auch auf die Dichter wird keinerlei Rücksicht genommen und weder Herweghs begeisterte Zustimmung noch Gottfr. Kellers witzige Ablehnung erwähnt. — Zwei kürzere Aufsätze, der eine ebenfalls von Bolin[88]), der andere von Th. Ziegler[89]), entwerfen von dem Philosophen von Bruckberg jedenfalls ein zutreffenderes Bild als der breite Panegyrikus. — Beide aber scheint mir ein gegen Bolin polemisierender Artikel von Valbert (d. i. Cherbuliez)[90]) zu übertreffen, der auf das Dichterische in Feuerbach verweist und des Philosophen Hass gegen platten Rationalismus seinen diese Wege einschlagenden Verehrern vorhält. Es ist überhaupt nicht selten in neuerer Zeit, dass die vielberufene Gründlichkeit auf französischer Seite mehr zu finden ist als auf deutscher. In psychologischer Hinsicht meine ich; in bibliographischer übertrifft uns niemand. — Anekdoten über unseren Denker bringt ein anonymer Zeitungsartikel[91]). — Als ein Zeichen, dass für die Bewegungen der vierziger Jahre sich erneutes Interesse zu regen beginnt, sei der Neudruck der bekannten Agitationsschrift von Weitling[92]) genannt, die etwa La Mennais' Anschauungen zum Ausdruck brachte. — Der akademische Optimismus Carrières[93-93a]) hat eine neue Auflage erlebt[94]). — Grosses Interesse erregte Hamerlings autodidaktische Philosophie[95]), wie zahlreiche meist mehr das dilettantische als das poetische Element betonende Recensionen bezeugen. —

Ueber einen grösseren Einsamen unter den Philosophen hat aus eingehender persönlicher und litterarischer Kenntnis Lou Andreas-Salomé[96-97]) gehandelt, ohne doch dem künstlerischen Schaffenstrieb Nietzsches, seinem Verlangen nach unablässiger Gedankenproduktion, nach unaufhörlichem Umformen des eigenen Geistes gerecht zu werden. — Lorm[98]) hat ihn als einen Pfuscher abgekanzelt; die alte Geschichte: Prusias hält dem Hannibal einen Vortrag über Strategie[98a]). — Mehr als Historiker der Philosophie denn als Philosoph hat Schwegler Bedeutung, dem der grösste Teil der studierenden Jugend Deutschlands alles verdankt, was er von Philosophie weiss. Sein Lebensbild von Teuffel[99]) zeigt einen in Theologie, Geschichte und Philosophie rastlos sich bemühenden Mann, der sich früh zu Tode gearbeitet hat. —

So wären wir bei der Theologie schon angelangt[100]). Es sind vorzugsweise Vertreter der liberalen Theologie zum Gegenstand der Untersuchung gemacht worden. Semler ist von Tschackert[101]) dargestellt. — Mehrfach wurde das Bindeglied zwischen Broad Church und High Church der klassischen Periode behandelt: Lavater. Funck[101a]) erzählt in glatter Form Lavaters Verhältnis zum Markgrafen Karl Friedrich von Baden grossenteils auf Grund ungedruckter Quellen; für die theologische Thätigkeit des „Propheten" ist dies Verhältnis sehr lehrreich; auch seine „faustische" Stellung zu weisser und schwarzer Magie erfährt neue Beleuchtung[102]). — Wichtiger als die an drei Stellen, dreimal zu oft, abgedruckte Skizze des unheimlichen Vielschreibers

---

88) id., Z. Ehrengedächtnis L. Feuerbachs: NationB. 8, S. 545/7. — **89)** Theob. Ziegler, Ludw. Feuerbach: ib. 9, S. 22/5. — **90)** G. Valbert, L. Feuerbach: RDM. 107, S. 215—26. — **91)** Dr. B.. Erinnerungen an L. Feuerbach: NFPr. 29. April. — **92)** W. Weitling, D. Evangelium e. armen Sünders. Köln, Teubner, 133 S. M. 3,60. — **93)** ○ M. Carrière, D. sittl. Weltordnung. 2. erweit. Aufl. Leipzig, Brockhaus. XIV, 468 S. M 8 00. |[R. Eucken: DLZ. 12, S. 809.]| — **93a)** Ad. Lasson, M. Carrières „Sittliche Weltordnung": NatZg. N. 266. — **94)** L. Büchner, Antwort an Herrn M. Carrière: DR. 16, I, S. 245—50. — **95)** (IV 3 : 176.) |[E. v. Hartmann: Gegenw. 39, S. 5-8; Ed. Graf Lamezan: N&S. 59, S. 212—25; B. Münz: UZ. 2, S. 59-68; Grenzb. II, S. 470-+0; K. Lasswitz: DLZ. S. 1371; Eh.: LCBl. S. 1069; cs. KZg. N. 18.]| — **96)** L. Andreas-Salomé, F. Nietzsche: VZg[S]. N. 2-4. — **97)** id., Z. Bilde F. Nietzsche. E. psychologische Studie. I-III: FrB. 2, S. 64/8, 88—81, 109—12. — **98)** H. Lorm, Nachträgl. über F. Nietzsche: Gegenw. 39, S. 409—11. — **98a)** × Georg Adler, F. Nietzsche, d. Sozial-Philosoph d. Aristokratie: N&S. 56, S. 224—40. — **99)** W. S. Teuffel, Alb. Schwegler: ADB. 33, S. 327/8. — **100)** ○ Paszkowski, D. Bedeutung d. theolog. Vorstellung für d. Ethik. Berlin, Mayer & Müller VIII, 92 S. M. 2,20. |[M.: LCBl. S. 1577.]| — **101)** P. Tschackert, Joh. Sal. Semler: ADB. 33, S. 698-704. - **101a)** Heinr. Funck, J. K. Lavater u. d. Markgraf Karl Friedr. v. Baden. Freiburg i. B., Mohr. VI, 58 S. M. 1,00. |[AZgB. N. 342; Ed. H.: HZ. 68, S. 120/1; NZg. 1892, N. 269; LCBl. S. 1366.]| — **102)** Ed. Haug, E. Beitrag zur Biogrophie J. K. Lavaters: AZgB. N. 289. —

Kohut[103-5]) ist die von dem bekannten Jesuiten Baumgartner[106]) gegebene Würdigung, die durchaus massvoll und überwiegend sympathisch die Unklarheiten in Lavaters Wesen zeigt, ohne ihm übrigens eigentliche moralische Schwächen zur Schuld zu legen. —

Schleiermachers christliche Sittenlehre hat einen neuen Abdruck erfahren[107]). Nur mit einer kurz gehaltenen Vorbemerkung, ohne jede Einleitung, ohne jedes herzliche Begleitwort wird der Text hingeschoben; die unfreundliche Art thut uns gleichsam in die Seele des Mannes hinein weh, der für des Lebens schmückende Kleinigkeiten einen so warmen Sinn hatte.[107a]) — Alfr. Bock[108]) veröffentlicht drei Briefe Schleiermachers an denselben Professor Schmidt, der auch die von ihm mitgeteilten Briefe Fichtes erhielt; sie malen Schleiermachers Interesse für die neue Universität Berlin, aber auch seine Vereinsamung unter den ersten Amtsgenossen.[109-110]) — Mit kräftiger Hand zeichnet G. Frank[111]) das charakteristische Bild des „Zopf-Schulz", des „Aufklärungsdragoners" von Gielsdorf. — Recht im Gegensatz zu diesem streitbaren, hartnäckigen Kämpfer steht ein späterer Vertreter der liberalen Theologie, der sanfte, von Sander[112]) geschilderte Lücke, als Freund der Brüder Grimms schon aus seinem Briefwechsel mit ihnen bekannt. —

Von dem anerkannten Haupt des liberalen Protestantismus, Karl Hase[113-114]), erschienen posthum zwei weitere biographisch wertvolle Bände der Gesamtausgabe. — Ihm reiht der Verfechter derselben Richtung, K. Schwarz, sich an, dessen Lebensbild Tschackert[115]) zeichnete. —

Links von diesen Theologen, die er die „Halben" schalt, steht Strauss[116]), rechts Martensen[117]), der in die deutsche Theologie kräftig herüberwirkte. Seine in neuer Auflage erschienene Selbstbiographie ist als Ganzes wertvoll durch ihr Zeugnis von der damals fast unbedingten Abhängigkeit des Nordens von der deutschen Theologie und Philosophie; im einzelnen führt sie zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten in interessanter Schilderung vor: Daub und Marheineke, Tieck und Baader; Schleiermacher sehen wir unter seinen dänischen Verehrern, Schelling im Kolleg, die beiden alten Poeten Tiedge und Eberhardt auf ihrem Altensitze. Mit Lenau war M. eng befreundet und vergleicht seinen „Faust" vom specifisch christlichen Standpunkt mit dem Goethes. Doch kennt er auch Goethe gut (eine kleine Verwechselung in dem Citat S. 68) und ist überhaupt ein charakteristischer Vertreter des in deutscher Bildung sich erhebenden Dänenthums. — Noch weiter rechts stehen Delitzsch und v. Hofmann, deren Briefwechel Volck[118]) herausgab. —

Auf die Grenzscheide zwischen Protestantismus und Katholizismus führen uns D. A. Rosenthals[119]) katholische Konvertitenbilder; aber auch die von D. Erdmann[120]) entworfene Biographie des ersten seit der Reformation zum evangelischen Glauben übergetretenen katholischen Bischofs, etwas zu ausführlich geraten. — Leicht kommen wir von da zu dem ehrwürdigen Bilde Döllingers, von dessen Akademischen Vorträgen der letzte Band[121]) erschienen ist, klar und gelehrt, aber auch etwas kühl und nüchtern wie die vorigen. Von litterarhistorischem Interesse ist speciell der Aufsatz über die Litteratur Nordamerikas. — Luise von Kobell[122]) schildert den Greis aus persönlicher Kenntnis in einem liebenswürdigen, mehr den Menschen als den Gelehrten uns vor Augen führenden Büchlein, aus dem Heigel[123]) geschickt das Wichtigste aushebt.[123a-c]) — Um endlich einen Theologen auch aus dem Lager des Alten Testaments anzuführen, verweise ich auf das im tiefsten Sinn fromme, gehaltreiche Werk Steinthals[124]), das ich seines auch in den nicht biblischen Vorträgen immer zur Bibel in engen Beziehungen stehenden Inhalts wegen an dieser Stelle aufführe. — Als wilde

---

103) A. Kohut, J. C. Lavater: BerlNN. v. 15. Nov. — **104)** id., J. C. Lavater: SammlerA. N. 137. — **105)** id., J. C. Lavater: Didaskalia v. 15. Nov. — **106)** A. Baumgartner, J. C. Lavater: Welzer u. Weltes Kirchenlexikon 7, S. 1550/4. — **107)** F. Schleiermacher, Christl. Sittenlehre in Vorlesungen (Wint.-Sem. 1822/3) aus Nachschr., her. v. L. Jonas 1843. (= Bibl. theolog. Klassiker Bd. 37/8.) Gotha, Perthes. 265 u. 264 S. Je M. 2,40. — **107a)** id., Ueber d. Religion. (= Meyers Volksbücher 877—81.) Leipzig, Bibliogr. Inst. 16⁰. 375 S. M. 0,50. — **108)** Alfr. Bock, 3 ungedr. Briefe Schleiermachers: Zeitgeist 30. Nov. — **109)** ◯ v. Bergen, Aphorismen aus Schleiermachers Lehre v. d. Taufe: ThZSchw. 8, S. 50. — **110)** ◯ M. Maass, Wie dachte F. Schleiermacher über d. Fortdauer nach d. Tode: JPTh. 17, S. 40. — **111)** G. Frank, Joh. Heinr. Schulz: ADB. 32, S. 745/7. — **112)** ◯ (I 2 : 7) |[βς: LCBl. S. 809; K. Benrath: DLZ. 12, S. 1048; K. Sallmann: BLU. S. 10/2.]| — **113)** Karl v. Hase, Ges. Werke 22. Halbbd. (= Annalen meines Lebens). Her. v. K. A. v. Hase. Leipzig, Breitkopf & Härtel. VIII, 356 S. mit Bildn. M. 6,00. — **114)** id., Ges. Werke 23. Halbbd. (= Vaterländ. Reden u. Denkschriften 1. Abt.) ebda. IX, 317 S. M. 5,00. — **115)** P. Tschackert, K. Schwarz: ADB. 33, S. 242/6. — **116)** O. Moldenhauer, Begegnungen mit D. Fr. Strauss: DR. 16, I, S. 65/8. — **117)** H. Martensen, Aus meinem Leben. Deutsche v. Vf. selbst her. 2. verb. Aufl. Berlin, Reuther. VIII, 396 S. M. 4,00. |[G. Heinrici: DLZ. 12, S. 180.]| — **118)** ◯ W. Volck, Theolog. Briefe d. Prof. Delitzsch u. v. Hofmann. Her., bevorwort. u. mit Register vers. XIII, 233 S. M. 5,60. |[βς: LCBl. S. 1265.]| — **119)** Dav. Aug. Rosenthal, Konvertitenbilder aus d. 19. Jh. 1. Bd. 2. Abt. Deutschland II. 3. Aufl. Regensburg, Verlagsanstalt. VIII. 610 S. M. 6,30. — **120)** D. Erdmann, Graf L. Sedlnitzky: ADB. 33, S. 531-53. — **121)** J. J. J. v. Döllinger, Akademische Vortrr. Bd. 3. München, Beck. X. 353 S. M. 6,00. |[LCBl. S. 1186; AZgB. N. 235.]|. — **122)** Luise v. Kobell, Ignaz v. Döllinger Erinnerungen. München, Beck. IV, 140 S. m. Heliograv. M. 2,80. |[M. Bernstein: ML. 60, S. 575/6; DLZ. 12, N. 51; AZgB. N. 143; R.: DR. 16, IV, S. 126.]| — **123)** K. Th. Heigel, Z. Erinnerung an Döllinger: MünchNN. N. 258. — **123a)** E. Michael, Döllinger: ZKTh. 15, S. 401 ff., 577 ff. — **123b)** id., Aus Döllingers Korrespondenz: ib. S. 753 ff. — **123c)** M. Necker, J. v. Döllinger: Grenzb. III, 163/9. — **123d)** R—r., Neues v. u. über Dollinger: NFPr. N. 9632. — **124)** H. Steinthal, Zu Bibel u. Re-

Nebenschösslinge der Theologie gliedere ich zwei Wunderthäter an, halb Theosophen und halb Charlatans (wenn Schrepfer nicht das letzere ganz war): Christoph Kaufmann[124a]) und Schrepfer[124b]), den schweizerischen Satyros und den Leipziger Cagliostro. —

Zahlreich und lehrreich sind die litterarhistorischen Arbeiten zur Geschichte in unserem Berichtsjahr. Im Gegensatz zu den unter „Philosophie“ zu verzeichnenden Schriften liegen hier in grösserer Zahl auch abgerundete, in sich litterarisch wertvolle Werke von zum Teil grosser Bedeutung vor. Wenn Bodmer mehr in gesunden Plänen und zum Teil sehr verständiger Kritik als in eigener Geschichtsschreibung sich auszeichnet[125]), so treffen wir in seinem Landsmann Joh. von Müller den ersten Historiker, der die deutsche Geschichtsschreibung wieder auf litterarische Höhe hob. Den Briefwechsel mit seinem Bruder, Herders Hausfreund, beginnt Haug[126]) herauszugeben. — Als ein Pionier wenigstens für bessere Darstellung der Geschichte muss der von Wegele[127]) mit einer Skizze bedachte Michael Ignaz Schmidt genannt werden, der lange schlechtweg „der Geschichtsschreiber der Teutschen“ hiess. — Archenholz, der „Geschichtsschreiber von Friedrichs Ruhm“, verdiente wohl wieder weiteren Kreisen näher gebracht zu werden; sein interessantes „Gemälde der preussischen Armee“ ist in einem billigen Neudruck erschienen[127a]), der durch einige, leicht zu gewinnende, sachliche Berichtigungen im Wert noch gestiegen wäre. — Auch der Vater der neueren wissenschaftlichen Kirchengeschichte, J. M. Schröckh, hat seine Biographie durch G. Frank[128]) erhalten.[129-130]) — In Schoepflin, den Wiegand[131]) behandelte, verehren wir den ersten schulbildenden Lehrmeister, gleichzeitig auch den Begründer einer an berühmten, wenn auch nicht immer gesegneten Schülern (wie Montgelas, Cobenzl, Metternich: S. 365) reichen Diplomatenschule. —

Kein Historiker aber kann an Wirksamkeit sich dem Altmeister Ranke vergleichen. Die von Dove[132]) herausgegebenen Briefe, Notizen, Abhandlungen „Zur eigenen Lebensgeschichte“ bilden einen kostbaren Besitz nicht bloss der Wissenschaft, sondern der deutschen Nation. Auch über Zeitgenossen wie Gentz und Bunsen bringt das Buch Urteile des feinsinnigsten Psychologen unter den Historikern. Mit einer gewissen inneren Opposition steht er Goethe gegenüber (S. 573). Seine tiefsten Anschauungen giebt das „Bekenntnis“ (S. 639), auch in der Form eine Perle deutscher Prosa. — Manche Nachträge sind von Freunden und Mitarbeitern an dem grossen Werk geliefert worden[132a-c]); wichtig und lehrreich sind besonders Wiedemanns[132d]) Mitteilungen aus Rankes Werkstatt. — Rankes Verhältnis zu Gentz, den er so merkwüdig milde beurteilte, bespricht Guglia[132e]). — Wie wir hier den konservativen Politiker durch den Historiker durchfühlen, so zeigt sich sonst oft der fromme Protestant in dem Forscher[132f]). All das hat in den Lebenserinnerungen neue anschauliche Lebendigkeit erlangt: all die Unterströmungen dieses in majestätischer Ruhe dahinfliessenden Stromes werden sichtbar. — Diesen Schatz hat O. Lorenz[133]) gleichsam in Bewegung zu setzen versucht. Indem er einige Worte, in denen Ranke von Generationen spricht, mit seiner eigenen Theorie von den jedesmal zu einer Einheit sich zusammenschliessenden drei Generationen gleichstellt, bringt er sich in die Lage, für seine eigenen Meinungen den Geist des Meisters ins Feld zu führen. Wird aber diese seltsame und gefährliche Theorie auch nicht viel Anhänger finden, so bliebe doch die ungemein anregende Kritik des historischen, und auch des philologischen, Betriebes unserer Zeit ein Ferment von grosser Kraft. Insofern L. — wie Goethe — das Recht der künstlerischen Gestaltung in der Historik bis zur Kanonisierung von Legenden, wie der Tellsage, führt, greift er in eine eminent litterarische Frage ein und zeigt aufs neue, wie unentbehrlich uns Philologen die Kenntnis der Nachbarn ist. —

Meisterhaft wurde das Leben eines zu Ranke in bestimmtem Gegensatz stehenden Historikers, Max Duncker, von Haym[134]) beschrieben. — Historiker und Politiker wie er ist Sybel, dessen, mir nur aus einem Referat bekannte, Familiengeschichte[135]) Mitteilungen über das Urbild von Immermanns Hofschulzen enthält. — In

---

ligionsphilosophie. Vortr. u. Abhandlgn. Berlin, Reimer. 1890. IV, 237 S. M. 4,50. |[—ss—: LCBl. S. 1778.]| — **124a)** ○ Noch Einiges v. u. über d. Apostel d Geniezeit Christoph Kaufmann v. Winterthur: ZürchTb. NF. 14, S. 148-74. — **124b)** G. Wustmann, Georg Schrepfer: ADB. 32, S. 490,1. — **125)** (III 5 : 19.) — **126)** ○ Ed. Haug, Briefwechsel d. Brüder J. H. Müller u. J. v. Müller 1789—1809. 1 Halbbd.: 1789—99. Frauenfeld, Huber. XII, 218 u. 57 S. M. 5,00. |[LCBl. S. 1389; G Tobler: DLZ. 12, S. 991.]| — **127)** Wegele, M. J. Schmidt: ADB. 32, S. 6-8. — **127a)** J. W. v. Archenholz, Gemälde d. preuss. Armee vor u. in d. 7j. Kriege. (= Meyers Volksbücher N. 480.) Leipzig, Bibliogr. Inst. 16°. 32 S. M. 0,10. — **128)** G. Frank, Joh. Matth. Schröckh: ADB. 32, S. 498-501 — **129)** Otto F. Müller, D. Henneberger Geschichtsschreiber J. A. v. Schulthess: NBGHenneberg. Lief. 9. 41 S. mit Portr. — **130)** M. Stöger, D. fränk. Geschichtsschreiber P. Ignaz Gropp. JB. d. Realschule. Bad Kissingen, Schachenmayer. 36,21 S. m. 4 Beil. — **131)** W. Wiegand, J. D. Schoepflin: ADB. 32, S. 359-68. — **132)** L. v. Ranke, Z. eigenen Lebensgesch. Her. v. A. Dove. Leipzig, Duncker & Humblot. 1890. XII, 731 S. M. 15,00. — **132a)** E. Guglia, Aus Rankes Jugendzeit: FZg. 5.-6. März — **132b)** ○ L. Geiger, Zu Rankes Selbstbiogr.: MünchNN. N. 85, 91. — **132c)** Fr., Erinnerung an L. v. Ranke: SchlesZg. N 247, 250. — **132d)** Th. Wiedemann, 16 Jahre in d. Werkstatt L. v. Rankes: DR. 16, IV, S. 164—79, 322—39. — **132e)** E. Guglia, Ranke u. Gentz: Grenzb. 50, I, S. 409-17. — **132f)** E. protestant. Urteil über Ranke als Hist.: HPBll. 107, S. 398—400. — **133)** (I 1 : 27.) — **134)** R. Haym, D. Leben Max Dunckers. Berlin, Gärtner. VIII, 470 S. m Portr. M. 10,00. |[LCBl. S. 1355; Baumgarten: DLZ. 12. S. 1025.]| — **135)** ○ F. L. K. v. Sybel,

die Kreise Rohmers und der „Titanen von 1840“ führt E. Rohmers[136]) Biographie von H. Schulthess, dem Begründer des Geschichtskalenders. —

Charakterköpfe aus seinem eigenen Umkreis zeichnet der Kulturhistoriker Riehl[137]), der ja schon als Novellist selbst der Litteraturgeschichte verfallen ist; ich hebe vom speciellen Standpunkt der JBL. aus hervor „Ein vormärzlicher Redakteur“ und „Eine Rheinfahrt mit V. Scheffel“. Andere Aufsätze beschreiben jenen berühmten Münchener Kreis, in dem Heyse, Geibel, Bodenstedt neben Liebig und Windscheid, Cornelius und Klenze glänzten. — Eine eigenartige Stellung nimmt unter den Historikern ein anderer „Neu-Münchener“ ein: Ferdinand Gregorovius, der seine Lebenstage der Stadt Rom, den Abend eines arbeitsvollen Lebens München gewidmet hat. Der Tod des grossen Künstlers auf dem Gebiet des litterarischen Historienbildes hat zahlreiche Nachrufe von Berufenen[137a-c]) und Unberufenen[137d-g]) veranlasst, unter denen jedoch eigentlich nur die Aufsätze von S. Münz[137h-i]) zur Charakteristik des merkwürdigen Mannes Neues bringen. Im allgemeinen wird aber nur der Historiker gewürdigt; die interessante litterarhistorische Stellung des Schriftstellers empfängt bloss karge Seitenblicke. Und doch ist ein lebendiges Stück Litteraturgeschte im grossen Stil mit dem letzten Meister der in unserer Prosa nicht stark, aber glorreich vertretenen Psychologie der Landschaft ausgelöscht, der sogar mit seiner Vorliebe für die Inseln in ihrer einsamen Individualität (Capri, Corfu, Corsika) ein Erbe der Otahaitischwärmerei Forsters und Chamissos war und der zugleich als einer der letzten direkten Schüler Goethes von dem „Wilhelm Meister“ seine litterarische Laufbahn begann, um dann die „Wanderjahre“ in Italien nachzuschreiten und schliesslich in „Athenais“ und der „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter“ dem dritten Akt des zweiten „Faust“ eine historische Untermauerung zu geben. —

Die Philologen, für die Litteraturgeschichte doppelt wichtig als berufene Hüter des Stils und der sprachlichen Kultur, sind durch ein paar charakteristische Gestalten vertreten: Lessings Freund Reiske, dem Rich. Förster[138]) einen an anderer Stelle besprochenen Aufsatz widmete, dann drei verschiedene Typen des klassischen Philologen im 19. Jh., die uns aus drei Beiträgen von Baumeister[139-140]) und Schöll[141]) zur ADB. entgegentreten, Schneidewin, in stiller Zurückgezogenheit, gegen das öffentliche Leben verbittert, nur seinen Büchern lebend: Schoemann, ein Vertreter der priesterlichen Auffassung unserer Wissenschaft, überall dem religiösen Kern zugewandt, an der Prometheusfrage innerlichst mitarbeitend; endlich G. A. Schoell[141]), einer der Wenigen, denen das öfters missbrauchte schöne Wort „goethereif“ in seiner vollen Geltung zuerkannt werden darf. Mit rastlosem Eifer schreitet der Philologe allen Interessen Goethes nach, sucht aus allen Dichtern Goethe und aus Goethe alle Kunst in ihrem Wesen zu erfassen, formt in seiner Schule seinen Stil und bleibt nur die grosse Biographie seines grossen Meisters der Nachwelt schuldig. Wie der erste den philologischen Stoff als solchen, der zweite seine tiefere Deutung, der dritte seine Genesis zu begreifen sucht, vertreten sie drei Stadien in der Geschichte aller Philologie und aller Litteraturgeschichte insbesondere. —

Ein Mann von kaum minder grosser Vielseitigkeit, Regis, ist uns Deutschen der berufene Uebersetzer der grossen Satiriker Rabelais und Swift geworden[142]). — An seinen Namen knüpfen wir eine tiefgreifende Untersuchung über die für alle Philologie und Litteraturgeschichte fundamental bedeutsame Frage: „Was heisst übersetzen?“ U. von Wilamowitz-Möllendorff[143]) hat seine Uebersetzung von Euripides' „Hippolytos“ mit der Beantwortung dieser Frage eingeleitet. Seine Urteile über die deutsche Uebersetzungskunst sind weder von Härte noch von Willkür frei: die Leistung des vossischen Homer wird entschieden unterschätzt, und ich mindestens kann nicht finden, dass Heyses Giusti in höherem Grad italienisch ist als Mörikes und Geibels Uebersetzungen antik sind. Was aber prinzipiell über die Wiedergabe fremder Dichtungen, z. T. im Anschluss an M. Haupt vorgetragen wird, das scheint so klar gesagt wie inhaltlich unangreifbar. Auf die innere Form soll man das Hauptgewicht legen, nicht auf die äussere: wo dieselbe metrische Form in verschiedenen Sprachen ein verschiedenes Ethos hat, da wird die äussere Treue zur Preisgebung der inneren Wahrheit. Dieser Satz, der sich z. B. auch an den verschiedenen Uebersetzungen Molières trefflich illustrieren lasst, wird von W. mit eigenem Beispiel erhärtet, indem er Lachmanns

Nachr. über d. Soester Familie Sybel 1423–1890. München, Oldenbourg. 1890. IV, 139 S. m. Tab. M. 3,00. [NZg. v. 6. Feb.] — 136) E. K[illegible]: H. Schulthess: ADB. 32, S. [illegible]. — 137) [illegible] — 137a) F. K[illegible], F. Gregorovius. [illegible]-Rede geh. in d. Kgl. [illegible] zu Königsberg. Königsberg, Hartung. [illegible] — 137b) [illegible] Krumbacher, F. Gregorovius [illegible] S. 3[illegible]-72. — 137c) C. M[illegible], F. Gregorovius [illegible] N. 1[illegible] — 137d) F. Gregorovius [illegible] N. [illegible] — 137e) [illegible] F. Gregorovius: ML. 60, S. 3[illegible] — 137f) F. Gregorovius [illegible] Dilettant N. [illegible] — 137g) A. [illegible], Gregorovius letzte Schrift: Gegenw. N. 22. — 137h) S. Münz, F. Gregorovius: Nation. S. [illegible] — 137i) [illegible] Erinnerungen an F. Gregorovius: NFPr. N. [illegible] — 138) [illegible] — 139) A. Baumeister, F. W. Schneidewin: ADB. 32, S. [illegible] — 140) [illegible] Schoemann: ib. [illegible] — 141) [illegible] — 142) [illegible] — 143) [illegible]

Wiedergabe eines Stücks der Ilias in mittelhochdeutschen Versen mit dem Gegenstück einer homerischen Wiedergabe von Nibelungenstrophen versieht, besonders aber, indem er mit virtuoser Gewandtheit Goethes „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" in zwei verschiedenen Stilformen wiedergiebt. Eine höchst interessante, obwohl gelegentlich etwas zu energische Beleuchtung deutscher Dichtungen nach ihrer inneren Form schliesst sich an: „Es ist für den, der die Griechen kennt, belehrender als die modernen Poetiken, wenn man sich die Analogien überlegt. Man sieht, wie alle die Grenzen der Gattungen, selbst die von Prosa und Poesie, in der Luft stehen. Der Gang nach dem Eisenhammer wird ein Epyllion in alexandrinischem Stile: das muss aber die Hochzeit des Mönchs auch werden. Die Braut von Korinth zu übersetzen, müsste man Rhadina und Eriphanis lesen können. Pater Brey wird ein Mimos, Minna von Barnhelm muss sich in Trimeter kleiden, während für den Nathan der Sokratische Dialog besser passt. Wahrhaft erschreckend ist, auf wie viel sog. Poesie die Rhetorik ihre Hand legt. Heines Nordseebilder und Gellerts Kirchenlieder, den ganzen Scheffel und den ganzen Scherenberg holt die zweite Sophistik, die Aristides und Lukian, die Philostratos und Longos. Und belehrend ist doch auch, dass die stilisierte Stillosigkeit, die menippische Satire, ein weites Reich erhält: Jean Paul z. B. verfällt ihr rettungslos." Man wird nicht all diese Urteile unterschreiben; wichtig für die litterarhistorische Würdigung der besprochenen Dichtungen sind sie ausnahmslos. — Bei den nahen Beziehungen zwischen Litteraturgeschichte und Sprachwissenschaft muss man hier auch wohl anführen, dass für die letztere G. von der Gabelentz [144]) ein neues, grosses und wohl für längere Zeit abschliessendes Lehrbuch verfasst hat. (Ueber W. v. Humboldt S. 28; über Sprachdarstellung S. 81; Sprachschilderung S. 457.) Das Problem, die Sprache eines einzelnen Autors aus der seiner Zeit und seiner Vorgänger abzuleiten, das für den Litterarhistoriker (z. B. bei Würdigung der Neologismen von „Sturm und Drang") so oft wichtig wird, ist ja im Grund ein rein linguistisches. —

Ein Meister der philologischen Methode, Pfadfinder in einer neuen Anwendung derselben, ein ausgezeichneter Stilist, ein Kritiker von Bedeutung, steht V. Hehn vor uns, auch er, wie Schoell, ein Philolog, dem Goethe zum Leitstern ward auf allen Wegen, dabei nicht ohne romantische Neigungen, Verehrer Schellings, für Italien in Eichendorffscher Art schwärmend, ein wütender Feind aller Philister. O. Schraders [145-146]) Lebensbild ist mehr durch Mitteilungen aus unbekannten Jugendschriften als durch Eigenes wichtig. (Ueber Goethe, Hegel und Schelling S. 8; Hehns Verhältnis zu Vischer S. 10, 41; Berliner Umgang S. 64 f.). —

Greift die Philologie mehr in die Litteraturgeschichte ein, so sind dafür die Beziehungen der Kunstlehre zur Litteratur selbst um so enger. Persönlich waren diese Beziehungen bei einem Kunthistoriker wie L. v. Schorn, dem H. Holland [147]) sich zuwandte, loser als bei Schnaase, dessen Bild von Donop [148]) lieferte: er gehörte nicht bloss dem Düsseldorfer Kreise der Immermann und Uechtritz an, sondern er musste auch einmal in das Leben eines Lyrikers „mit rauher Hand" eingreifen: als Oberprokurator leitete er die Verfolgung Freiligraths wegen des Gedichtes „Die Toten an die Lebenden", und seine Freisprechung hatte dann Schnaases Fortgang von Düsseldorf zur Folge. D. brauchte das nicht so ängstlich zu umschreiben. — Springer, der glänzendste Redner unter unseren Kunsthistorikern, wird im nächsten Jahrgang ausführlicher zu behandeln sein [149-149a]). — Als einen interessanten Beweis, wie die Nachbarwissenschaften selbst in ihren Verirrungen sich ähneln, erwähne ich hier das berüchtigte Buch von Lautner [150]), in welchem eine Shakespeare-Bacon-Frage für die Kunstgeschichte insceniert wurde. —

Verschiedene Maler sind als Didaktiker zu nennen. Moriz von Schwind, den der unermüdliche Biograph Münchener Kunst, Holland [151]) für die ADB. zeichnete, hat zwar nur gelegentlich, etwa im Briefwechsel mit Mörike, sich über Kunstfragen schriftlich geäussert; doch ist er hier schon wegen des Planes, Goethes Philistratische Gemäldegalerie auszuführen (S. 458), zu erwähnen. — Aber Schnorr v. Carolsfeld [152]) hat mehrfache kunsttheoretische Aeusserungen hinterlassen (S. 189), und Adolph Schrödter, den M. G. Zimmermann [153]) behandelt, hat nicht nur an einer berühmten politischen Satire Anteil genommen, nicht nur mit seinen unsterblichen „Trauernden Lohgerbern" einen wirkungsvollen „Triumph der Empfindsamkeit" geliefert, nicht nur die volkstümlichsten Gestalten der Weltlitteratur als Zeichner populär gemacht, sondern auch gut Goethisch

---

dtsch. Berlin, Weidmann. 244 S. M. 8,00. — 144) G. v. d. Gabelentz, D. Sprachwissenschaft. Leipzig, Weigel Nachf. XX, 502 S. M. 14,00. |[G. M.: LCBl. S. 1728.]| — 145/6) O. Schrader, Victor Hehn. E. Bild s. Lebens u. s. Werke: S.-A. aus Jw. v. Müllers Biograph. Jb. f. Altertumskunde. Berlin, Calvary. 76 S. M. 3,00. |[W. Streitberg: IndogForsch. Anz. 1, S. 87; O. Seeck: DLZ. 13, N. 10.]| — 147) H. Holland, L. v. Schorn: ADB. 32, S. 379-82. — 148) v. Donop, K. Schnaase: ib. S. 66-73. — 149) Anton Springer: WeserZg. v. 12 Juni. — 149a) Anton Springer: FZg. v. 3. Juni. — 150) M. Lautner, Wer ist Rembrandt? Breslau, Kern. VIII, 470 S. mit 7 Tafeln. M. 11,00. |[W. Bode: DLZ. 12, S. 1504/5.]| — 151) H. Holland, Moriz v. Schwind: ADB. 33, S. 449-69. — 152) F. Schnorr v. Carolsfeld, J. Schnorr v. Carolsfeld: ib. 32, S. 182/9. — 153) M. G.

über „das Zeichnen als ästhetisches Bildungsmittel“ geschrieben. — Anselm Feuerbach, als hervorragender Schriftsteller längst durch sein „Vermächtnis“ bekannt, wird von Speidel[154]) als Humorist geschildert; wir gestehen, in der mitgeteilten Rede über Makart von Humor wenig zu finden, viel aber von packendem Pathos. — Endlich ein Mann, der vom bildenden Künstler zum Lehrer grössten Stils ward, Semper[155]) hat längst auch auf die Litteraturgeschichte mit der Tiefe seiner Auffassung gewirkt. — Sehr lehrreich ist ein Schriftchen von Laban[156]), welches an einem einzelnen Beispiel zeigt, wie sehr die Beurteilung der Kunstwerke von der allgemeinen Zeitstimmung abhängig ist. Die Analogie z. B. auf die verschiedenen Auffassungen des Hamlet, des Faust liegt auf der Hand. —

Damit sind wir schon bei der Kritik angelangt. Die litterarische Kritik sehen wir in einer Reihe charakteristischer Gestalten sich vor unseren Augen entwickeln. Von J. J. Schwabe, dem Schildknappen Gottscheds, den Waniek[157]) etwas sehr gründlich behandelt, und von Gottscheds siegreichem Gegner Bodmer, dessen kritische Zeitschrift Th. Vetter[157a]) sorgfältig herausgegeben und dessen in beständigem Wechsel altdeutsche Arbeiten und Bodmersche Poesie verzeichnendes Tagebuch Bächtold[157b]) veröffentlicht hat, kommen wir zur lessingianischen Kritik Gerstenbergs[158]); Schütz, den Hoche[159]) besprach, begründet die Recensieranstalt der klassischen Periode, während gleichzeitig auch Stephan Schütze in Weimar, dessen Biographie Pröhle[160]) verfasste, die Kritik vertritt. — In zwei Stadien stellen Schubarth[161]) und Grillparzer die auf Goethe gegründete Litteraturkritik dar. Foglars[162]) Mitteilungen enthalten manches interessante Urteil Grillparzers, besonders über Theater und Drama (Hebbel S. 35, Th. Körner „besass das gewisse Schwunghafte“ S. 37; Raimund S. 41; Halm S. 42, 66; Kotzebue S. 46; ferner Herder S. 30; Lenau S. 43). — Die Kritik der Bildungsaristokratie finden wir in den Briefen der Familie Mendelssohn[163-163a]), die wieder in neuen Ausgaben erschienen. — Wir schliessen zwei Musikkritiker an, die von Wasiliewski[164]) und L. A. Frankl[165]) würdigten: Robert Schumann, als Schriftsteller ein talentvoller Schüler von Jean Paul und E. Th. A. Hoffmann, und Becher, der als Opfer der Revolution von 1848 gefallen ist. — Wesentlich auf die Weltanschauung des Politikers ist die Kritik Ludwig Pfaus begründet. Der siebzigste Geburtstag des trefflichen Lyrikers und originellen Kritikers hat neben dem unbedeutenden Artikel von Saul[165a]) den vortrefflichen von Hörth[165b]) gezeitigt, der von dem geistigen wie von dem allgemein menschlichen Habitus dieses echten Landsmanns der Uhland und Vischer ein anschauliches Bild entwirft. Mich wundert nur, dass beide Aufsätze dieselben beiden Gedichte Pfaus bringen, die mir doch weder besonders schön noch besonders charakteristisch scheinen wollen. Ich weine der Zeit, in der die Anthologien blühten, sonst keine Thräne nach, aber eine gewisse Sicherheit im Herausstechen guter Proben brachte sie doch zuwege, und gar Sammlungen wie Storms „Hausbuch“ oder Scherrs „Bildersaal“ können darin immer noch gute Dienste leisten. Pfaus Wirkung blieb fast ganz auf Süddeutschland beschränkt; einen Dienst aber hat er der Lesewelt, soweit die deutsche Zunge klingt, geleistet, der seine geistreichen Kritiken gewiss und seine sinnigen Gedichte wahrscheinlich überleben wird: er hat uns Claude Tilliers „Onkel Benjamin“ geschenkt, diesen prächtigen Franzosen, den er fast zum deutschen Klassiker gemacht hat. Und er hat auch zuerst Millets „Angelus“ nach seinem Werte gepriesen: wie viel Kritiker können sich zweier solcher Funde rühmen?[165c]) — Allgemeine Erörterungen über die neuere Kritik bringt Clemen[166]); er analysiert besonders einige jungnordische Kritiker.[167]) —

Aus den anderen Disciplinen heben wir nur den berühmten Anatomen Henle hervor, dem Merkel[169]) eine grosse Darstellung widmete. Er gehört der Litteratur in doppeltem Sinn an; einmal aktiv durch seine vortrefflichen „Anthropologischen Vorträge“, die zu dem Besten gehören, was wir an populärwissenschaftlichen Schriften besitzen, wenn sie auch von einer in Carus Sterne schwelgenden Zeit vergessen sind; dann aber passiv, zwar nicht durch die mit Unrecht auf seine Liebesgeschichte zurückgeführte „Frau Professorin“ Auerbachs, wohl aber durch G. Kellers prächtige Schil-

Zimmermann, Adolph Schrödter: ib. S. 545/8. — 154) L. Sp[eidel], Maler Feuerbach als Humorist: NFPr. v. 3. Mai. — 155) H. S., Gottfried Semper: ADB. 33, S. 706-17. — 156) F. Laban. D. Gemütsausdruck d. Antinous, e. Jh. angewandter Psychologie auf d. Gebiete d. antiken Plastik. Berlin, Spemann. 92 S. M. 3,00. [T. S : LCBl. S. 1432.] — 157) (I 3 : 5.) — 157a) (III 5 : 18.) — 157b) J. Bächtold, Bodmers Tagebuch (1752—1782): Turicensia S. 190—216. — 158) H. W. v. Gerstenberg, Briefe über Merkwürdigkeiten d. Litt., ed. Weilen.: F. Speyer: ASNS. 86, S. 315/7; WIDM. 69, S. 291/2; Grenzb. II S. 492; Fr: ML. 60, S. 175. — 159) R. Hoche, Chr. G. Schütz: ADB. 33, S. 111/5. — 160) H. Pröhle, Stephan Schütze: ib. S. 14·/7. — 161) (I 3 : 15.) — 162) Ad. Foglar, Grillparzers Ansichten über Litt., Bühne u. Leben aus Unterredungen. 2. verm. Aufl. Stuttgart, Göschen. VI, 71 S. M. 2,00. — 163) S. Hensel, D. Familie Mendelssohn. Berlin, Behr. XV, 383 u. V, 400 S. M. 12,00. — 163a) F. Mendelssohn-Bartholdy, Reisebriefe aus d. J. 1830/2. (= Meyers Volksbücher 882/5.) Leipzig, Bibliogr. Inst. 16⁰. 259 S. M. 0,40. — 164) v. Wasiliewsky, Rob. Schumann: ADB. 33, S. 44. — 165) (IV 1 : 62). — 165a) D. Saul Ludwig Pfau. Zu s. 70. Geb.: FZg. N. 237. — 165b) O. Hörth, L. Pfau. Zu s. 70. Geb.: NFPr. N. 9696. — 165c) ○ Kl. Fltn, Ehrungen L. Pfaus: FZg. N. 239. — 166) P. Clemen, Z. Gesch. d. modernen Kritik: Gegenw. 40, S. 60/2. — 167) ○ × M. G. Conrad, Gelüftete Masken. Leipzig, Friedrich. 1890. V, 312 S. M. 5,00. — 168) A. v. Humboldt, Ansichten d. Natur. (= Meyers Volksbücher 834/9). Leipzig, Bibliogr. Inst. 16⁰. 435 S. M. 0,60. — 169) F. Merkel,

derung im „Grünen Heinrich“. [170]) — Ganz eigentlich zur Litteratur ist auch Fechner zu rechnen, der geistvolle Humorist und Schüler Jean Pauls: ihn behandelt Achelis [171]). — Seinen Arbeitsgenossen W. E. Weber schildert E. Krause [172]). — Er hat ferner von dem grössten Physiker der Gegenwart ein Bild entworfen [173]), dessen siebzigsten Geburtstag auch sonst mancher Zeitungsartikel nach Gebühr feierte [174]). Alle diese Artikel treten zurück vor der ebenso einfachen als sicheren Selbstcharakteristik, die bei der Feier im November 1891 der grosse Gelehrte — uns ja schon wegen seines Anteils an der Goetheforschung wert — gab, und die wir erst im nächsten Jahrgang analysieren dürfen. —

Ein paar Journalisten leiten zur Politik über: Schubart, dem es so schlecht bekam, zu den Vätern der politischen Journalistik in Deutschland zu gehören, und dessen von Wohlwill [175]) gezeichnetes Lebensbild allzu sehr die charakteristischen Züge schwäbisch-biedermännischer Derbheit verwischt; F. K. J. Schütz, der Sohn des Begründers der Litteraturzeitung, Gatte der Hendel-Schütz, Vielschreiber und Journalist, von L. Fränkel [176]) behandelt; endlich, damit wir in der absteigenden Klimax journalistischer Ehrenhaftigkeit die tiefste Stufe erreichen können, Saphir [177]), die greuliche Verkörperung seelenloser Witzelei, dessen „Werke“ zur Unehre des deutschen Publikums in einer neuen „Klassiker-Original-Ausgabe“ erscheinen können. —

Eine Anzahl von Artikeln der ADB. schildern hervorragende Politiker und Staatsmänner aus der Zeit der Aufklärung in Preussen [178-181]) und Süddeutschland [182-183]). Hervorzuheben sind H. Th. von Schön, den Maurenbrecher [178]) behandelt, auch als einflussreicher Staatsschriftsteller, und Schuckmann, von Wippermann [181]) dargestellt, jener an der Einrichtung der Berliner Universität beteiligte Minister, um dessen politische Mitarbeit ein Goethe und ein Humboldt warben. [184]) — Von dem Hintergrund der Mainzer Revolutionstage, in die Forster und Caroline sich verwickelten, hebt sich die düstere Gestalt des Eulogius Schneider [185]). — Die Reaktionszeit der Heiligen Allianz schildert in ihrem berüchtigten „Schutzengel“, Juliane von Krüdener, der wohlwollende Artikel Strebers [185a]). — Die Restauration verkörpert der durch seine Censurmassregeln von denen Ilwof [186]) ergötzliche Proben mitteilt, berühmte österreichische Polizeiminister Sedlnitzky. —

Von hier schreiten die frommen Publizisten der vormärzlichen Zeit vor: der Katholik W. v. Schütz, den Walzel [187]) zeichnete; der Protestant Bunsen, neben Radowitz schriftstellerisch der hervorragendste Vertreter der entschieden christlichen Politik. Bunsens hundertster Geburtstag hat eine Reihe von Besprechungen veranlasst, die in erfreulicher Weise zeigen, wie die Gerechtigkeit dem einst viel verspotteten „Gesandten für Jerusalem“ gegenüber sich gehoben hat. An einer einzelnen Episode beleuchtet G. von Bunsen [188]) die politische Stellung seines Vaters, besonders sein Verhältnis zu Russland. — Auch Wald. Horn [188a]) und von Hohenthal [188b]) schildern vorzugsweise seine politische Laufbahn, während B. Münz [188c]) das Bild des ganzen Menschen zu geben sucht. [188d-e]) — Merkwürdig tritt der eigentümliche Mann in seiner Individualität da hervor, wo er, in einem Aufsatz von T. von Bunsen [188f]), neben einer vielfach ihm verwandten Natur, Arndt, erscheint. —

Bedeutend ist die Gruppe der Achtundvierziger. Mit dem eigenartigsten unter ihnen, Lothar Bucher, ist der deutschen Litteratur ein verlorener Schriftsteller von nicht geringer Bedeutung durch von Poschinger [189]) wiedergeschenkt worden. Jene Mosaikmethode, die wir bei den Philosophen nicht loben konnten, ist hier berechtigt. Denn die einzelnen Schriften und Aufsätze sind nirgends aufzufinden, zu einer neuen Gesamtausgabe aber ist entschieden ein Bedürfnis nicht vorhanden. So lernen wir in P.s geschickter Auswahl und gewandter, wenn auch zuweilen etwas tendenziöser Darstellung eine durchaus originelle Persönlichkeit kennen. Bucher, von Haus aus eine zarte, „einsame“ Natur, ist ein Nachkomme der grossen Individualisten unserer klassischen Epoche. Wie Herder, wie Görres, wie E. Th. A. Hoffmann hasst er mit ganz persönlichem Hass die ungeheure, aller Eigenart feindliche Maschinerie des Staates.

J. Henle. Braunschweig, Vieweg. XII, 410 S. M. 10,00. [[Wiedersheim: DLZ. 12, S. 1916/7.]] — 170) ○ Gedenkbl. z. Kerner-Feier (Anton Kerner, Ritter v. Marilaun) am 12 Nov., her. vom Comité. Wien, Deuticke. 25 S. M. 0,60. — 171) Achelis, G. Th. Fechner: N&S., März. — 172) ○ E. Krause, Wilh. Ed. Weber: WeserZg. N. 16004. — 173) ○ id., H. v. Helmholtz: ib. N. 16068. — 174) Helmholtz: VZg. N. 35. — 175) Ad. Wohlwill, Chr. Schubart: ADB. 32, S. 588-99. — 176) L. Fränkel, F. K. J. Schütz: ib. 33, S. 117-20. — 177) M. G. Saphir, Schriften. Klassiker-Orig.-Ausg. Brünn, Karafiat. 85 Liefgen. je 56 S. M. 25,00. — 178) W. Maurenbrecher, H. Th. v. Schön: ADB. 32, S. 781-92. — 179) G. Krause, F. L. v. Schroetter: ib. S. 579-82. — 180) id., K. W. Frhr. v. Schroetter: ib. S. 583/5. — 181) Wippermann, K. F. v. Schuckmann: ib. S. 647-50. — 182) Henner, F. K. v. Schönborn: ib. S. 268-74. — 183) id., Joh. Phil. F. v. Schönborn: ib. S. 277-80. — 184) ○ J. Gebele, Peter v. Osterwald .... E. Beitr. z. Gesch. d. Aufklärung in Bayern. München, Kellerer. V, 136 S. mit 1 Bilde. M. 1,50. — 185) (I 3 : 11) — 185a) Streber, Juliane v. Krüdener: Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon 7, S. 1229—31. — 186) Ilwof, J. Graf Sedlnitzky: ADB, 33, S. 528 ff. — 187) O. F. Walzel, W. v. Schütz: ib. S. 134/6. — 188) G. v. Bunsen, Christian C. J. Bunsen, geb. 25. Aug. 1791: Nation^B. S. 725/7. — 188a) Wald. Horn, Josias v. Bunsen. Z. Erinnerung an seinen 100. Geb.: Didaskalia N. 198. — 188b) F. von Hohenthal, Ritter Bunsen. E. Säkular-Erinnerung: KielZg. v. 20. Aug. — 188c) B. Münz, Christian C. J. Bunsen: VZg^S. N. 34/5. — 188d) Chr. K. J. v. Bunsen: FränkMerkur N. 433. — 188e) Kohlschmidt, Zu Bunsens Gedächtnis: PKZ. N. 38. — 188f) T. v. Bunsen, Arndt u. Bunsen: DR. S. 44—58, 169—82. — 189) H. v. Poschinger,

Zuerst tritt ihm diese in der Bureaukratie der Restaurationszeit entgegen. Natürlich ist sein Platz unter den Liberalen und kraftvoll hält er Reden, die, wenn endlich einmal in Deutschland auch die mündliche Beredsamkeit litterarhistorische Beachtung finden wird, ihm einen hervorragenden Platz in ihrer Geschichte sichern. Von der Reaktion vertrieben, geht er nach England, das damals vielfach den Liberalen als Musterland galt. Aber wie der moderne Geist des uniformierenden Mechanismus ihn vorher in der preussischen Staatsverwaltung erschreckt hatte, grinst er ihn nun aus der philiströsen „öffentlichen Meinung" Englands an. Krämergeist, religiöse Heuchelei, gelehrte Unehrlichkeit verletzen ihn. Er wird bitter, ungerecht gegen England, dem er schliesslich nur eine Tugend zuerkennt: Reinlichkeit; und die sollen sie von den Indern gelernt haben! Faraday habe nie selbst etwas geleistet, wie die englischen Gelehrten überhaupt von deutschen Gedanken lebten. Die Türken mit ihrer Langsamkeit, ihrem eigenartigen Kunstgewerbe, der Orient überhaupt zieht ihn mehr an als alle Kultur Englands: am Ganges nur giebts Menschen! Nun kehrt er zurück, eine gewaltige Individualität tritt ihm entgegen, und der Steuerverweigerer von 1848 wird Bismarcks rechte Hand. Aber das selbständige Leben des geistreichen Journalisten hat damit ein Ende. Bucher schreibt nicht frei von Affektation; er hat mehr als gut von Börne gelernt. Man lese z. B. die Schilderung der englischen Dame beim Essen 1, S. 244. Seine Beschreibungen sind zu witzig, um anschaulich zu sein; der Markt von Aylesbury 1, S. 275, auch die von P. gerühmte Schilderung der Küste von Sandgate 2, S. 93 macht keine Ausnahme. Aber er ist ein Meister des Bonmots, ein Virtuos in packenden Sentenzen und ein ganz vortrefflicher Psycholog, der Leben und Zeiten mit wenigen Worten zu charakterisieren versteht, oft ungerecht, aber immer wirksam. Goethe steht dieser durchaus auf politische Wirkung gerichtete Mann fremd gegenüber; für Schiller schwärmt er (2, S. 122, 202). Begeistert spricht er vom „Tell". Seine Jugendgeschichte, in Märchenform erzählt (2, S. 217), ist für die Mischung von Romantik und scharfem Wirklichkeitsgefühl besonders bezeichnend; und gerade dies mag ihm auch Lessings einziges halbromantisches Produkt, die „Erziehung des Menschengeschlechts", besondert wert gemacht haben (2, S. 174). — Ein anderer politischer Journalist, bei dem die Entwicklung vom „roten Demokraten" zum gouvernementalen Offiziösen selbst in der Darstellung seines Sohnes nicht gerade so „organisch" scheint wie bei Bucher, ist R. Schramm [190]), der an Buchers Wiederanstellung im Staatsdienst lebhaften Anteil nahm. Seine feurigen Reden in der Nationalversammlung gehören zu den wenigen, die im Ohr des Lesers bleiben; seine litterarische Thätigkeit war weniger bedeutend. — Schulze-Delitzsch, von Eheberg [191]) behandelt, interessiert uns schon als angeblicher Autor der „Hussiten vor Naumburg", Schwetschke [192]) als vielseitiger origineller Satiriker und Lobsinger des Fürsten Bismarck. [193]) —

Mehrere Staatsmänner der neuesten Zeit nach 1848 haben wohl als Redner, aber nicht als Schriftsteller Bedeutung [194-196]), doch ist Al. v. Hübner [197]), der ultramontane Diplomat, schon als geschmackvoller Reiseschilderer bekannt. — Während Segesser, von Meyer von Knonau [198]) besprochen, der Schöpfer der ultramontanen Partei in der Schweiz, in Agitationsschriften ein reges Treiben entfaltete, verbarg in Berlin Louis Schneider, den Wippermann [199]) schildert, seinen, wie vielfach behauptet wird, nicht geringen politischen Einfluss und trat nach dem Konflikt, in dem er zum Teil die schriftstellerische Hand König Wilhelms gewesen war, nur noch mit mancherlei dankenswerten historischen Gaben an die Oeffentlichkeit. Seine „Erinnerungen aus dem Leben Kaiser Wilhelms" sind an charakteristischen Zügen reich und für das Verständnis des Gründers unseres Reiches so unentbehrlich wie für das seines Vaters das Buch des Bischofs Eylert. [199a]) —

Den grössten Staatsmann der neueren Zeit endlich haben nach seiner rhetorischen Erscheinung zwei Schriften behandelt. Während Blümner [200]) mit philologischer Gründlichkeit nur über den bildlichen Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck handelt, fasst das ganz ausgezeichnete Schriftchen von Gerlach [201]) alle Eigenheiten des gewaltigen Redners in knapper Charakteristik und vorzüglich gewählten Beispielen zusammen. — Bismarck nimmt mit vollem Recht auch in der Auswahl rednerischer Prosa eine Centralstellung ein, die Wychgram [202]) zum erstenmal für Schulzwecke hergerichtet hat. Die Auswahl ist vielleicht etwas zu modern ausgefallen: nur Goethe und Schleiermacher vertreten die ältere Zeit, während Schelling und Fichte, Uhland und J. Grimm ganz fehlen.

E. Achtundvierziger, L. Buchers Leben u. Werke. Berlin, Hennig. 1890/1. VIII, 308, 302 S. je M. 3,00. — **190**) Rud. Schramm, Rud. Schramm: ADB. 32, S. 446-50. — **191**) K. Th. Eheberg, H. Schulze-Delitzsch: ib. 33, S. 18-29. — **192**) (IV 3 : 106/7). — **193**) X v. Eisenhart, Wilh. Schulz-Bodmer: ADB. 32, S. 752/3. — **194**) H. Granier, Graf Schwerin-Putzar: ib. 33, S. 429. — **195**) v. Zeissberg, Fürst Felix Schwarzenberg: ib. S. 266-90. — **196**) K. v. Heigel, K. Frhr. v. Schrenck: ib. 32, S. 485. — **197**) (IV 1 : 173; F.: LCBl. S. 1308; O. Lorenz: DLZ. 12, S. 1648/9.) — **198**) Meyer v. Knonau, Segesser: ADB. 33, S. 594-605. — **199**) Wippermann, Ludwig Schneider: ib. 32, S. 134-45. — **199a**) X J. v. Schwarze, Fr. v. Schwarze: ib. 33, S. 253/6. — **200**) (IV. 1 : 117.) — **201**) (IV 1 : 116.) — **202**) (I 7 : 36). — **203**) Ferd. Lassalle, Tagebuch. Her. u. mit e. Einl. vers. v. P. Lindau.

Auch ist die Predigt zu stark berücksichtigt; es hätten aus der parlamentarischen Beredtsamkeit wohl einige politisch in jeder Hinsicht ungefährliche Meisterstücke etwa von Bennigsen den Reden von Bismarck und Moltke beigefügt werden können, während das gänzliche Fehlen der forensischen Beredtsamkeit durch deren Stand in Deutschland sich zur Genüge erklärt. Dagegen hätte die bei uns blühende Kunst der Vereins- und Weihreden wohl durch irgend eine glückliche Probe gekennzeichnet sein können: Schülern steht gerade diese Art der Beredtsamkeit am nächsten. Im übrigen ist die schwierige Auswahl mit Geschick getroffen. Natürlich hätte jeder sie anders gemacht (ich hätte z. B. statt Goethes Rede auf Anna Amalia lieber die auf Wieland gedruckt); aber ein triftiger Grund, eine der gewählten Reden fortzuwünschen, liegt nicht vor. Geschickt hat W. gerade solche Stücke gewählt, die besonderer Kommentare nicht bedürfen, wenigstens schriftlicher: mündlich wird der Lehrer wohl doch nachhelfen müssen. —

Eine Beredtsamkeit ganz anderer Art, prickelnd, aufreizend, nicht die Beredtsamkeit des Staatsmannes, sondern des Agitators ist Bismarcks berühmtem „Nachbarn" Lassalle eigen. Das Tagebuch des Knaben, von P. Lindau[203]) mit unmotivierter Ehrfurcht behandelt, zeigt in dem unausstehlichsten aller vorlauten Schuljungen doch schon die selbstbewusste Kraft, zu imponieren, zu verachten und zu hassen. Instruktiver ist selten ein „document humain" gewesen; unerfreulicher auch. Die Partei wird an dem grossen Agitator deshalb nicht minder festhalten[204-5a]). — Ein ganz lesbares, übrigends nirgends neue Gedanken oder Thatsachen bietendes Lebensbild Lassalles gab Kätzler[205b]). — Einen socialdemokratischen Führer von sehr viel liebenswürdigerer Art, freilich auch von sehr viel geringerer Bedeutung schildert das hübsche Buch von Theodora Wedde[205c]). Johannes Wedde, ihr Bruder, ist merkwürdig durch den ausgesprochen nationalen Charakter seiner politischen Entwicklung: für die Socialdemokratie wird er nicht, wie fast alle anderen, durch die Macht internationaler Propaganda oder zeitloser Abstraktion gewonnen, sondern aus einer leidenschaftlichen Verehrung altgermanischen Wesens erwächst ihm der Hass gegen all die Gewalten, die dies zu verdunkeln und zu hemmen scheinen. So erklärt sich das Wunder, dass ein als socialistischer Agitator ausgewiesener Mann in seinen Schilderungen altsächsischen Bauernwesens an Möser erinnert, dass der Bekämpfer der Reaktion wie ein Romantiker der Restaurationszeit für die alte Mythologie schwärmt und sogar mühevoll in mittelhochdeutschen Strophenformen dichtet. Eine in harter Schule des Lebens und Leidens gestählte Individualität tritt überall hervor, die über dem Kämpfen das Lieben nicht verlernt hat, die selbst in dem grössten Gegner die Grösse zu ehren weiss, wie Weddes Urteile über Bismarck zeigen, und die von dem traditionellen Bild des Berufsagitators jedenfalls weit genug abliegt, um schon deshalb Beachtung zu fordern. Für den Litterarhistoriker ist die geistige Nahrung eines solchen Mannes merkwürdig. Dass er Schiller verehrt, ist wie bei jedem idealistisch gesinnten Politiker, wie bei Bucher oder F. A. Lange so bei Wedde selbstverständlich. Aber eine tiefe Versenkung in den Geist Eckarts, eine Empfänglichkeit für alle religiöse Vertiefung des germanischen Geistes, eine begeisterte Nachfolge Goethes (S. 66) würde man nicht von vornherein erwarten. Dass ein aus all diesen Quellen genährter Geist mit seinen klar und still geschriebenen Aufsätzen sich die dankbare Verehrung weiter Kreise erwerben konnte, bleibt jedenfalls ein schöner Beweis dafür, wie gründlich die flache Volksrednerei (in allen Parteien) das Bildungs- und Begeisterungsbedürfnis gerade der niederen Volksklassen unterschätzt. Dadurch wird das Buch für den Litterarhistoriker ein unverächtlicher Beitrag zur „Lehre vom Publikum". — Grubers[206]) grosser Artikel über den Liberalismus bietet für die politische Litteratur der neueren Zeit reichhaltiges, nicht ungeschickt geordnetes Material. Sonst bringt er wenig Neues; dass der Liberalismus zwar die Hauptirrlehre unserer Zeit ist, aber bereits vom Sündenfall datiert, ist schon längst bekannt. —

Drei hervorragende Universitätskuratoren führen von den Staatsmännern zu den Pädagogen über: W. von Humboldt, von dem Carrière[207]) einen Brief mitteilt und dessen Ruhestätte J. Löwenberg[208]) schildert, Johannes Schulze[209]), der berühmte „Minister der Hegelschen Angelegenheiten", lange Jahre geradezu der Regent der preussischen Universitäten, und Seebeck[210]), der gefeierte Kurator von Jena. —

Wir kommen zu den Schulmännern und Pädagogen. Zwei Berichte über die Prüfung auf dem Philanthropin wurden neugedruckt[211-13]), mit ausreichenden An-

---

Breslau, Schles. Verlagsanst. 259 S. mit 1 Bild. M. 3,00. — **204**) × id., Reden u. Schriften. Neue Gesamtausg. Her. im Auftr. d. Vorstandes d. socialdemokrat. Partei Deutschlands v. Ed. Bernstein. Berlin, Verlag d. „Vorwärts". 1 Lief. 48 S. M. 0,20. — **205**) ○ ×× id., Ausgew. Reden u. Schriften. (In 20—25 Lfgn.) 1 Lfg. Leipzig, Pfau. 64 S. M. 0,40. — **205a**) ○ A. Kennard, F. Lassalle: 19th Century 30, S. 361 ff. — **205b**) G. Kätzler, F. Lassalle: VZgs. N. 34/5. — **205c**) Theodora Wedde, Joh. Wedde. Gedenkbll. v. s. Schwester. Mit 2 Lichtdruckbildern. Hamburg, Grüning. IV, 188 S. M. 1,20. — **206**) H. Gruber, Liberalismus: Wetzer & Weltes Kirchenlexikon 7, S. 1898—1944. — **207**) M. Carrière, E. Brief W. v. Humboldts über Geschichtsschreibung: AZg[B]. N. 242. — **208**) J. Loewenberg, D. Campo Santo im Schlosspark zu Tegel: VZg. v. 7. Juli. — **209**) (I 6 : 105.) — **210**) (I 6 : 77.) — **211/3**) (I 6 : 24.) — **214**) M. Hippe, J. G. Schummel: ADB. 33

merkungen; der Vf. des zweiten, Schummel, der bekannte Vielschreiber, ist von Hippe[214] behandelt worden. — F. Jonas[215]) hat einen seiner Vorläufer ins Licht gerückt, Christoph Semler, den Begründer der ersten Realschule. — Wie die pädagogischen Grundsätze der klassischen Periode praktisch galten, sucht an einem geeigneten Beispiel, Vater und Sohn Körner, G. Kreyenberg[216]) zu zeigen; viel Eigenartiges kommt eben nicht zum Vorschein. — Pestalozzi ist in Weiss'[217]) Weltgeschichte verhältnismässig breit geschildert.[218]) — Sein Gönner Schulthess hat in Hunziker[219]) einen Biographen gefunden. — Hunziker[219a]) hat auch Pestalozzis erstes Bild veröffentlicht sowie die Briefe seines Jugendfreundes Blunschli, die in ihrer Begeisterung für Rousseau und Entrüstung über Wieland (S. 129), in der naiven Zudringlichkeit pädagogischen Freundschaftseifers und in ihrem zürcherischen Lokalpatriotismus sehr charakteristisch sind. — Knecht[220]) giebt eine Geschichte und Kritik der Kindergärten, die das Spielerige und Pedantische in Fröbel scharf hervorhebt, das Sinnige und Gesunde übersieht. — Als trefflicher Pädagog tritt G. Schwab in Herm. Fischers[221]) liebevoll anschaulicher Schilderung hervor. — Und ein Pädagog besonderer Art darf nicht vergessen werden: Schreber, der im gesunden Körper den gesunden Geist aufbauend die „Erziehung zur Schönheit" predigte und mit seinen ärztlich-pädagogischen Schriften weiten Kreisen, besonders des „zu sesshaften Gelehrtentums" ein wirklicher Wohlthäter geworden ist. Sein Leben und Wirken hat Brümmer[222]) beschrieben. —

Indem wir nun endlich letztens zu den Versuchen kommen, der ganzen Richtung und Strömung der Zeit entgegenzuarbeiten, die Volksseele in ihren entschiedensten Trieben zu erziehen, müssen wir auch an diesem Ort des grössten Meisters der Volkserziehung und Zeitkritik gedenken. Als Volkspädagogen und Zeitpädagogen im grössten Stile kann man Goethe erst beurteilen, seit W. von Biedermanns[223]) Sammlung seiner Gespräche abgeschlossen vorliegt — ein Unternehmen, das statt nationaler Dankbarkeit nur lauem Lobe begegnet ist. Gewiss könnte manches anders gemacht sein, und vor allem brauchten die Erläuterungen nicht gar so dürftig auszufallen. Aber es ist doch weiten Kreisen ganz neu die Möglichkeit geschenkt worden, über Goethes mündliche Urteile sich zu befragen; prachtvolle Unterredungen, die unzugänglich waren, die mit Luden z. B., sind jetzt jedem Zuhörer geöffnet; charakteristische Begegnungen, wie mit Mickiewicz, mit dem Ritter v. Lang, mit Victor Cousin, kann jedermann jetzt beobachten. Als der unvergleichliche Lehrer und „Befreier" steht der Olympier vor uns und macht Geibels schönes Wort von Platen zur Wahrheit: Ich deutete mit jeder leisen Wendung, Ein Fackelträger, nach dem Reich des Schönen. — Von Goethes Mitarbeitern haben wir Humboldt schon erwähnt. Zum zweiten Mal müssen wir auch Hase[224]) nennen, dessen höchst charakteristische Reden mit ihrem Kultus der frommen Vernunft, mit ihrem warmen Patriotismus und ihrem Schwung die Schule Fichtes deutlich verraten. — Ein Volkserzieher in grossem Stil — darin lässt am besten sich auch die Charakteristik F. A. Langes zusammenfassen. Eine Prachtnatur, antik im höchsten Sinne mit seiner Vereinigung von Philosophie und Politik, Turnlehrer und socialer Agitator zugleich, ein vortrefflicher Geschäftsmann, dabei erfüllt von tiefer Ehrfurcht vor dem Schönen, wie Lothar Bucher auch er ein begeisterter Verehrer Schillers und auch selbst Dichter. Für den Litterarhistoriker bietet Langes Leben noch ein specielles Interesse, insofern er während seines Züricher Aufenthalts der politische Antagonist G. Kellers wurde; denn der Staatsschreiber von Zürich war ein überzeugter Anhänger jenes Alfred Escher von der Linth, den Lange so heftig bekämpft hat, und jene „Verleumdungsseuche", die Keller in wuchtigen Liedern angegriffen hat und die er durch das Oelweiblein im „Verlorenen Lachen" parodierte, fand Mitarbeiter bis in die nächste Umgebung Langes hinein. Davon erfährt man aber nichts bei Ellissen[225]); er bringt für die lockende Aufgabe dieser Lebensbeschreibung nichts mit als warmen Eifer. So ungeschickt wird der Stoff disponiert, dass dies höchst interessante Leben in der Biographie zuweilen langweilig wird. Während jeder Brief Langes ein stilistisches Denkmal ist, kommt bei E. das Buch als Ganzes nicht über die lockerste Form hinaus. Dazu zeigt er sich in den Materien, die Lange bearbeitet, so wenig zu Hause, dass er für die Philosophie auf jedes eigene Urteil überhaupt verzichtet. Karl Matthys Leben von G. Freytag hätte hier ein prächtiges Pendant finden können: statt dessen müssen wir das Buch mit Bolins Feuerbach vergleichen, das es zwar durch Höhe der Anschauung übertrifft, von dem es aber in schriftstellerischer Kunst weit über-

S. 59-61. — 215) F. Jonas, Chr. Semler: ib. S. 694 8. — 216) G. Kreyenberg, D. Pädagogik in d. Körnerschen Familie: RhBllEU. 65, S. 481—501. — 217) J. B. v. Weiss, Lehrb. d. Weltgesch. Bd. 9. 2 Hälfte. Graz, Styria. VI, 1508 S. M. 10,00. Hier vgl. S. 1103—16. — 218) (Pestalozzi u. d. Beichte: PastoralblRottenburg 9. S. 52 ff. — 219) (I 6 : 28. — 219a) O. Hunziker, Beitr. d. Pestalozzistudiums in Zürich: Turicensia S. 164—89. — 220) Knecht, Kindergärten: Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon 7, S. 462—71. — 221) Herm. Fischer, Gust. Schwab: ADB. 33, S. 152 5. — 222) F. Brümmer, D. G. M. Schreber: ib. 32, S. 461 5. — 223) Goethes Gespräche, her. von W. v. Biedermann. 9. Bd., 1. u. 2. Hälfte Register u. Erläuterungen v. O. Lyon. Leipzig, v. Biedermann. 124, 260 S. M. 6,85. — 224) (I 5 : 98.) — 225) O. A. Ellissen, F. A. Lange. E. Lebensbeschreib.

troffen wird.[225a-b]) — Auch Wustmann[226]) versucht Volkserzieher zu sein; die Sprachdummheiten sind ihm nur Exponenten tiefer liegender Zeitfehler. Darin dürfte er recht haben, weniger schon in dem übertriebenen Anteil, den er dem Journalismus schuld giebt. Unsere Zeitungen schreiben im ganzen jetzt besser als vor dreissig Jahren; und dass man mit solch einem „Stil", wie ihn Gutzkow aufweist, heut Klassiker wird, scheint gerade durch die weiter verbreitete Strenge undenkbar. Ganz und gar nicht vermögen wir mit dem neuen Gottsched zu gehen, wo er diktatorisch Abhilfe schaffen will: gerade weil die Sprachdummheiten nur ein Symptom sind, ein Symptom der allgemeinen Formlosigkeit, der Nachlässigkeit, der geschäftlichen Nüchternheit — gerade deshalb wird von diesem Buche, so anregend und überwiegend heilsam es auch einen Augenblick gewirkt hat, eine dauernde Besserung nicht zu erhoffen sein. Denn wie soll man von einem selbst formlosen Lehrer Form, von einem oft so willkürlichen Gesetzgeber innere Gesetzmässigkeit, von einem sich als alleinige Autorität aufspielenden Meister Ehrfurcht vor den höchsten Mustern lernen? — Der Zeitkritik hat auch W. Busch[227]) ein seltsames, nachdenkliches Büchlein gewidmet, von Witz und Menschenkenntnis voll, ziellos über alle Fragen dahinfahrend, den Geschäftsgeist der Zeit, den Socialismus, den medizinischen Unfehlbarkeitsdünkel und tausend andere Dinge streifend. Hat man alles gelesen, so bleibt es immer — ein Traum. Immerhin hätte das geistreiche Werkchen wohl mehr Beachtung verdient. Litterarhistorisch haben wir es in das Gefolge der zeitkritischen Dichtungen einzureihen, wie besonders Voltaire sie kultiviert hat; auch das jetzt so beliebte Mittel, in Märchenform lehrhaft zu sein, verdient Beachtung. Und so knüpfen wir an den Anfang mit dem Ende an, indem wir aus den mannichfachen didaktischen Anregungen der Gegenwart zurückdeuten auf die grosse Zeit der Lehrdichtung im Zeitalter der Voltaire, Pope und Haller. —

IV,7

Lessing. 1890, 1891.

Erich Schmidt.

Ausgaben N. 1. — Briefe N. 10. — Leben N. 13. — Bilder N. 25. — Werke: Allgemeines: „Leszings Plagiate" (Kleinigkeiten — Sara) N. 27. — Theater N. 28. — Einzelnes: Sinngedichte, Tarantula N. 33. — Henzi, Sara N. 35. — Thomson, Shakespeare N. 38. — Fabel N. 40. — Minna v. Barnhelm N. 44. — Faust N. 50. — Laokoon, Archaeologie N. 51. — Hamburgische Dramaturgie N. 58. — Emilia Galotti N. 62. — Wolfenbütteler Beiträge N. 68. — Nathan N. 73. — Philosophie N. 76. —

Lessing eröffnet die Reihe der Klassiker, die Jahr für Jahr eine neue papierene Mauer umschliesst. Diese Menge zeigt freilich, wie unnütz immer wieder in Artikeln und Programmen dasselbe Stroh gedroschen wird, und der Bericht muss gerade hier energisch bei Seite schieben, was durch kein Ergebnis, keinen Gedanken, keinen Reiz der Form ausgezeichnet ist. So mancher trägt Beobachtungen, Zweifel, Einfälle ohne Rücksicht auf die zugänglichste Litteratur vor. Zahlreiche Schulausgaben werden mit ganz unselbständiger Büchermacherei, pädagogisch und litterarhistorisch gleich unfruchtbar, an der Hand landläufiger „Erläuterungen", d. h. öder Paraphrasen des Dichterwortes mit ärmlichen Fussnoten, hergestellt und oft von ernsteren Arbeiten Frankreichs, Englands, Amerikas beschämt. Demgegenüber hat der Referent die Pflicht des Schweigens nach dem Martyrium des Lesens. —

Ausgaben. Von Munckers[1]) sorgsam revidiertem und vermehrtem Neudruck des Lachmannschen Lessing sind drei weitere Bände erschienen. Der 5. hatte die Vorrede zur Voltaireübersetzung nachzutragen und gemäss dem Vorgange B. A. Wagners und Boxbergers die Tageskritiken seit 1752 reichlicher auszubreiten, wobei denn zweifelhafte Stücke lieber gebucht als weggelassen wurden: Naumanns Nimrod, Börners Wurmsamen, Acoluthus' Heinrich VII., Chariton, Gesners Chrestomathie, Anatomisch-

---

Leipzig, Baedeker. VI, 271 S. M. 4,50. |[LCBl. S. 1748; F. J. Schmidt: Gegenw. 40, 246/8, 264/6.]| — 225a) XX P. de Lagarde, Deutsche Schriften Gesamtausg. letzter Hand. 2. Abdr. Göttingen, Dieterich. 420 S. M. 4,00. — 225b) XX C. Gurlitt, P. de Lagardes. Dtsch. Schriften: Gegenw. 40, S. 386/9. — 226) (I 8 : 59). — 227) W. Busch, Eduards Traum. München, Bassermann. 85 S. M. 2,00. —

1) G. E. Lessings sämtl. Schriften. Her. v. K. Lachmann. 3., aufs neue durchges. u. vermehrte Aufl. Her. v. F. Muncker. Bd. 5-7. Stuttgart, Göschen. XIX, 456 S., IX, 445 S., XV, 479 S. je M. 4,50. |[Erich Schmidt: ADA. 17,

chirurgisches Lexikon, Crusius' geistliche Abhandlungen, Darnmanns Judenpredigt, d'Argens' Philosophie du bon-sens, Abels Halberstadt u. a. Wir billigen die Weitherzigkeit, während im 6. Bande (Theatralische Bibliothek, Vorrede zu Mylius, Pope ein Metaphysiker) sich starke Bedenken gegen den von Lachmann über bloss verdeutschte Abschnitte, sowie über Auszüge aus Riccoboni und Dubos verhängten Bann erheben und M. die mehrmals verlassenen Schranken des Meisters freier hätte sprengen sollen, statt die verspätete Erkenntnis, die abgedruckte Analyse der Montianoschen Virginia sei wirklich bloss dem Hermilly entlehnt, zu bedauern. Nur äussere Gründe können die Uebersetzungen Lessings insgesamt ausschliessen. Dass offenbare Nicolaische Arbeit keinen Eingang finden darf, ist klar. Leichthin hat M. sich nirgends entschieden und in der Textbehandlung auch da nur in ein paar Kleinigkeiten geirrt, wo Lachmann recht eilig verfahren war. Beträchtlich vermehrt erscheint der 7. Band. Ob es nun die Vossischen „Knaben alle" sind, wird auf dem unsicheren Boden kaum endgiltig festzustellen, aber mit scharfer Stilkritik zu fördern sein, unter Beachtung des richtigen Winkes, dass der führende Berliner Journalist Schule machte. Bei der Nicolaischen „Bibliothek" rechnet M. vorsichtig mit den Kriterien Danzels und Redlichs, dessen Sorgfalt weiterhin dem Logau frommt wie Proschs rühmliche Ausgabe den Fabelabhandlungen am Schlusse. Das Vorwort giebt zwar die von Redlich erhärtete Unechtheit des Sinngedichts 1,49 (Leyding) zu, sucht aber diesen Verlust durch den Gewinn zweier kleiner Prosanummern aus denselben Sammlungen Gleimscher Kriegslieder wettzumachen: 7, 114—116, unglücklich, wie Schüddekopf des nähern beweisen wird; denn die Uebereinstimmung mit Lessing entspringt Plagiaten des Nachdruckers. Sonst zeigt gerade dieser Band den erheblichen Vorsprung. — Daneben laufen, sauber gedruckt, die für ein grösseres Publikum bestimmten Göschenschen [2-5]) und Cottaschen [6]) Ausgaben fort. — An die ersten sechs Bände Munckers hat Erich Schmidt, zugleich auf Sauers gehaltvolle Anzeige ZÖG. 39, S. 36 ff. verweisend, allgemeine und specielle Bemerkungen geknüpft, den Mangel genauer Beschreibung der Hss. und knapper Anführung der Quellen bloss eingedeutschter Nummern betont, Kompositionen verzeichnet, die Bedeutung der Voltaireübersetzung hervorgehoben und die Lachmannsche Methode, nur eine Auswahl hs. Varianten mitzuteilen, bekämpft, auch nach einem Hinblick auf die „Emilia" die Mss. der „Matrone" und besonders des Nathanentwurfs nachverglichen. — Muncker [7]) selbst giebt, leider ohne nähere Beschreibung der Blätter und ohne erschöpfen zu wollen, hs. Lesarten zu den Prosaoden an Mäcen, Orpheus, Gleim, Kleist; soweit ich die teilweise schwer lesbaren Breslauer Papiere kenne, mit scharfem Auge. — Haltlos ist Distels [8]) Versuch, noch ein Meissner Gelegenheitsgedicht auszugraben und das von den adeligen Inspektoren nach einem Sturm gegen den Oekonomen Walter (22. Sept. 1743) eingesandte Gnadengesuch an den König (12. Nov.): „Wie? dürfen wohl vor Dich auch freche Kinder treten", dem Sekundaner Lessing zuzuschreiben, der laut Untersuchungsbericht im Dresdener Archiv zu der Katzenmusik mitgelaufen war, aber nicht geschrieen und bombardiert hatte. — Boxberger [9]) hat die „Collectaneen", den philologischen Nachlass, das italienische Tagebuch, das Projekt „Leben und leben lassen", die „Selbstbetrachtungen" usw. mit knappen Fussnoten ausgestattet und vor der Biographie (s. u. N. 13) Berichtigungen zu den früheren Bänden geliefert, darunter auch ein Fabelregister und eine Anekdote („Lossii narrationes jocosae") aus den Breslauer Papieren. Wozu S. 439 ein Dillersches Apokryphum? —

Zu den Briefen sind gekommen: durch Redlich [10]), aus Maltzahns dunklem Nachlass in C. R. Lessings Besitz übergegangen, die Korrespondenz mit Jacobi revidiert und um drei Schreiben Friedrich Heinrichs (1. Aug., 23. Juli, 28. Nov. 1780) vermehrt nebst genauen Erläuterungen, ferner ein bescheidener Brief v. Breitenbauchs (Bucha 10. März 1764) über seine poetischen „conatus", mit knapper Skizze des Lebens und Dichtens und Abdruck einiger Verse auf Lessing aus den „Bukolischen Erzählungen"; durch Erich Schmidt [11]): Lessings Bücherbestellung an J. A. H. Reimarus 22. Aug. 1769, Gleim an Lessing 28. Dez. 1777 mit Auszügen aus anderen Gleimbriefen, auf Lessing bezügliche Blätter Leisters, Kästners, Jerusalems, ein interessantes Schreiben Goezes über sein Theaterbuch; durch F. Wilhelm [12]): Ebert an Lessing 15. Dez. 1770 (Bodes Verlangen nach Beiträgen zum „Wandsbecker Bothen"; über Ramler, dem Lessing deshalb den Brief schickte). —

S. 136—46.]| — 2) id., Werke mit e. Auswahl aus s. Briefen u. e. Skizze s. Lebens. Her. v. Goedeke-Muncker. 12 Bde. Stuttgart, Göschen. geb. M. 26,00. — 3) id., Werke ges. in 6 Bdn. ebda. M. 6,00. — 4) id., Ausgew. Werke. 2 Tle. in 1 Bd. ebda. M. 1,80. — 5) id., Poetische Schriften. 2 Bde. ebda. M. 2,80. — 6) id., Ausgew. Werke in 6 Bde. 2-3. = Cottasche Volksbibl. 15 u. 24. Stuttgart, Cotta Nachf. 255, 194 S. je M. 0,80. — 7) F. Muncker, Lessingische Odenentwürfe in d. hs. Ueberlieferung: Romanische Forschungen 5. Bd. Festschrift für Konrad Hofmann z. 70. Geburtstage. S. 280/4. — 8) Th. Distel, Gedicht aus Lessings Sekundanerzeit. E. Gedenkblatt z. Wiederkehr d. 150. Jahrestages s. Eintritts in d. Fürstenschule zu Meissen 21. Juni 1741. Pirna, Eberlein. 4⁰. 4 S. — 9) R. Boxberger, Lessings Werke. 14. Tl. Lessings Nachl. 2. Tl. Stuttgart, Union. 572 S. M. 2,50. — 10) C. Redlich, Briefe v. u. an Lessing aus W. Maltzahns Nachlass: VZg^{S}. N. 273. — 11) E. Schmidt, Lessingiana; VLG. 4. S. 263—81. — 12) Friedr. Wilhelm, Briefe an K. W. Ramler: VLG. 4, S. 226—263.

Leben. Boxbergers[13]) Biographie, z. T. in engem Anschluss an die von ihm besorgte zweite Auflage des Danzelschen Werkes, mit einem seitenlangen Vergleich zwischen Lessing und Sokrates eröffnet, strebt nicht nach neuen Gesichtspunkten und geht von sachlichen Daten und Auszügen zu gern in begeisterte Deklamation über, die z. B. den Berliner Lessing zum deutschnationalen Franzosenfeind macht und die Bedeutung Voltaires ganz in den Wind schlägt. F. H. Jacobi von einem unermüdlichen Litterarhistoriker S. 455 zu den „untergeordneten Geistern" gerechnet zu sehen, muss ebenso befremden, wie dass Moses ohne Lessing eine Null (S. 522) geblieben wäre, der „allein poetisch ebenbürtige" Kleist aber mit Lessing „sein Jahrhundert in die Schranken gefordert" hätte (S. 544). Der Zeit bis 1755 sind einige 60, den Jahren 1755—1781 nur 40 Seiten gewidmet. Ausser Portraitholzschnitten ist ein Faksimile des Briefes an Eschenburg vom 31. Dez. 1778 beigegeben. — Hoogstraten[14]) als holländischer Parteigänger der Haffner und Baumgartner protestiert gegen Opzoomers Aufschrift „Lessing, de Vriend der Waarheid" und will sich, „om Lessing onpartijdig te beoordeelen, op een zeer hoog standpunt plaatsen: Dat standpunt is alleen te vinden in de katholische kerk", wonach denn L., der Schüler Bayles und Voltaires, im Gegensatz zu Leibniz als Revolutionär und Freibeuter, als Trinker „uit den giftbeker des ongeloofs", der „Nathan" als Freimaureridol erscheint und die bewundernden Analysen des „Laokoon", der „Dramaturgie" doch in eine Verdammung des Glaubenslosen umgebogen werden: „de positieve godsdienstleer des christendoms was hem een dwaasheid", deshalb war sein Schönheitsideal eitel, seine Aesthetik ohne „herscheppende kracht". — In der neuen Auflage von Goedekes[15]) Grundriss ist die Lessinglitteratur ungemein vermehrt worden; man spürt überall den kundigen Revisor, dessen Anordnung freilich manchmal etwas Zufälliges hat und die Benutzung, abgesehen von unvermeidlichen Lücken oder ein paar überflüssigen Nummern, erschwert. — Den Vater will van Hoffs[16]) auf Grund kleiner Danzelscher Citate zum Sprachreiniger stempeln. — Einen die grosse Reise betreffenden Brief von Mylius an Haller (Berlin 26. Sept. 1752) teilt L. Geiger[17]) mit. — Auf des jungen Wieland Verhältnis zu Lessing wirft Hirzel[18]) neue Streiflichter: S. 38, 132, 141 Litteraturbriefe und Philotas, S. 74 „Grandison in Görlitz" von Bodmer (vgl. überhaupt Bächtolds Schweizerische Litteraturgeschichte), S. 108 ff., 201 ff. die Berliner Preisaufgabe über Pope: Künzli bewirbt sich vergebens, Reinhard siegt; Bericht über den ganzen Verlauf. — Rahbeks Anekdote von Klingers Zusammentreffen mit Lessing in Wolfenbüttel wiederholt Minor[19]). — Den Bibliothekar K. v. Cichin und seine Geldnöte zeichnet O. v. Heinemann[20]). — Gegen eine Stelle dieser Abhandlung beweist Riegel[21]), dass durch Lessing, dem Heinemann einen Verstoss gegen seine Amtspflicht aufgebürdet habe, Stiche und Handzeichnungen nicht eigenwillig, sondern auf herzoglichen Befehl nach Braunschweig ausgeliefert worden seien. — Darauf stellt von Heinemann[22]) sein Urteil klar und zeigt die Unvereinbarkeit des Befehls mit Bestimmungen im Testament Augusts d. J. — Des kurpfälzischen Kabinetsekretärs v. Stengel Bericht über Lessing in Mannheim und Heidelberg, über Hompesch (Maler Müller, Morgenblatt 1820, N. 48—50), über Pater Franks Wühlerei gegen den hochfahrenden Eindringling, über freie Station und Reise, Geldgeschenk, Goldmedaillen hat Heigel[23]) nach dem ersten Abdruck in der Zeitschrift für allgemeine Geschichte 1887, Nr. 6 f. wiederholt (E. Schmidt 2, S. 803). — Hübsche Mitteilungen v. Dörings an Gökingk über den Verkehr mit Lessing, die Arbeit am „Nathan", die Andeutung eines mit Goeze verwandten Patriarchen, die Krankheit beschert L. Geiger[24]). —

Zu den Bildern kam eine Silhouette, im Stammbuch M. L. Rodowés unter Terenzversen (Leipzig 20. Febr. 1775) nachgetragen: sie wurde 1890 von Herrn Kil. Steiner in Stuttgart erworben. — Das Marmordenkmal von dem Urgrossneffen Otto Lessing mit bronzenen Genien, den Medaillons Kleists, Mendelssohns, Nicolais, wurde im Berliner Tiergarten am 14. October 1890 eingeweiht und gab zu zahlreichen Artikeln Anlass[25]). Die Festrede hielt Erich Schmidt[26]). —

Werke. Allgemeines: Lessing als dem Meisterdieb und Erzplagiarius aller Zeiten ein Schandmal zu errichten, unternahm der Anatom Prof. Dr. med. et phil. Albrecht[27]) in einem riesig angelegten aber schon 1891 abgebrochenen, sehr spendid

---

(Darin Brief an Lessing S. 260/3.) — 13) (S. o. N. 9.) — 14) P. F. Th. van Hogstraaten, Ord. Praed., Studien en Kritiken. Eerste Deel. Nijmegen, Malmbug. („Lessing" S. 188—276.) — 15) (IV 1:1, S. 129—54.) — 16) F. van Hoffs: ZADSprV. 5, S. 129. — 17) (II 5:21.) — 18) (IV 3:30.) — 19) J. Minor: Aus d. Schillerarchiv (1890 IV 12:2, S. 36). — 20) O. v. Heinemann, Lessings Amtsgenosse in Wolfenbüttel: Grenzb. 49,II, S. 252—67. — 21) H. Riegel, Lessing, die Wolfenbüttler Bibliothek u. d. Museum in Braunschweig: VZg[S]. 1890, N. 42. — 22) O. v. Heinemann: ib. N. 45. — 23) K. Th. Heigel, Quellen u. Abhandlungen z. neueren Gesch. Bayerns, NF. München, Rieger. 1890. 424 S. M. 10,00. (S. 341 f.) — 24) L. Geiger, E. Wolfenbüttler Genosse Lessings: FZg. 1890, N. 324. — 25) Ueber d. Denkmal: L. Pietsch: VZg. 14. Okt. 1890; AZg. N. 288; C. Gurlitt: Gegenw. N. 43; IllZg. N. 2470; ÜL&M. 65, N. 6; P. Schlenther: VZg. N. 41; C. Rössler: Post N. 283 f.; F. Mauthner: Deutschland 2, S. 55; Grenzb. 49, IV; FrB. 1, S. 1017. — 26) E. Schmidt, Festrede z. Enthüllung d. Lessingdenkmals zu Berlin: VZg. u. NZg. 14. Okt. 1890. (Auch separat 4 S.) — 27) P. Albrecht, Leszings Plagiate. Selbstverlag Hamburg u. Leipzig. 1890 f. I—VI 1[1]: S. 144—2494 (fehlt Vorwort u. Heft IV 3[2]), jedes

gedruckten Werk, das links mit ungeheuren Spatien die Plagiate, rechts die Plagiomena und ihre Sippen (auch Faksimiles — wozu S. 192 aus B. Mencke?) vorführt; die unerhörte Ausgeburt einer erstaunlich belesenen, schwer gelehrten Monomanie. Die Forschung soll weder lachen noch zürnen, sondern den Wust siebend von dem furchtbaren Lessingomastix zu lernen suchen. Es wäre auch trotz alledem schade, wenn die übrigen Sammelhaufen für immer unterdrückt blieben und keine Hand Spreu und Körner darin sonderte. A., an dessen wunderliche Griechheit man sich gewöhnen muss, scheidet zwar Orthoplagiat, Stenoplagiat, dikrenisches Plagiat, Euryplagiat usw., macht aber nicht den geringsten Unterschied zwischen Gleichheit, freier Anlehnung, blossem Anklang, zwischen bewusster und unbewusster Erinnerung. Ihm ist Motivgeschichte, zu der Lessings oft musivische Arbeitsweise auffordert, nur ein Arsenal gegen den aller „autokephalen“ Gedanken baren Stehler, den Slaven und Juden (S. 567), den Bestochenen der Amsterdamer Hebräer. Er fragt sich nicht, welch ein Meister der Kombination der sein müsste, der aus ein paar hundert verschiedenartigster Fetzen und Fäden ein Gewand wie „Minna von Barnhelm“ weben könnte, sondern berechnet im Prospekte, dass „Minna“ aus 319, „Sara“ aus 436, „Emilia“ aus 499, „Nathan“ aus 340 Diebstählen zusammengestoppelt sei. Der „Furtimagister“ war nach ihm Weisse, beutete aber als der Langsame den gemeinsamen Hamsterbau, das μυοξένιον später aus. Der Rest des Leipziger Diebsmagazins liege in den, allerdings durchweg geborgten, „Comischen Einfälle nund Zügen“ vor. Die Einleitung ist nicht erschienen. So muss der Leser zunächst selbst prüfen, wieviel für die naturgemäss ergiebigsten Epigramme Haug und Genossen vorgearbeitet haben. Die Ueberfülle der Parallelen bestätigt nur, dass die antike Erbschaft und die ihrerseits sehr abhängige Produktion seit der Renaissance ein Gemeingut war und dass bei Lessing alle Grade der Aneignung vom treuen Dolmetschen bis zur freiesten, oft geistreichen Fortbildung vertreten sind. A., den wir für die Dramen genauer ausbeuten wollen, hat nichts von Haug unbesehen angenommen: z. B. nicht Jacob, sondern Stephanus Paschasius (Pasquier) ist der Gewährsmann des „Avar“. Zum „Fell“ citiert er die grichische Anthologie, 12 Neulateiner, 2 Franzosen; zu „Im Essen bist du schnell“ die Anthologie, 10 Lateiner, 1 Franzosen; zur „Galathee“ die Anthologie und 10 Lateiner. Epigrammatiker wie N. Grudius treten hervor. Die Menagiana werden ausgebeutet. Plutarch und J. B. Rousseau, Shakespeare (so früh gewiss unmöglich) und Haller (S. 133 „Alexander“), die Bibel — der hebräische Text, die Septuaginta, die Vulgata und Luther werden nacheinander citiert — und Hagedorn müssen herhalten. A. verschmäht das formal und inhaltlich Entfernteste nicht, wie z. B. das Plagiomenon zur „Beate“ oder gar S. 371 die Devise „Tout perdu fors l'honneur“ als im „Verlust“ bestohlen lehrt. Zum „Taback“ 8 beliebige Tabackcarmina; zu den 8 Zeilen „Paradies“ 6 Seiten du Cerceau und 5 Seiten Hagedorn ohne jede nähere Beziehung; zum „Niklas“ ausser den paar von M. Bernays als unmittelbare Quelle entdeckten französischen Reimen 3 Seiten H. Bebel, H. Sachs, Frey, wie denn die Frage, was das eigentliche Plagiomenon sei, trotz der Leidenschaft für Stammbäume oft gar nicht gestellt wird. Das Lied „Phillis“ (im Drama „Vor diesem“ auch bei Weisse) ist wörtlich der Mlle. Bernard entlehnt. A. macht Lessings Vertrautheit mit Vergiers „Parodies Bachiques“ wahrscheinlich. Wer zum übersetzten „Orpheus“ 7 S. fremde Texte zuviel findet, wird sich die 15 zu „Dem über uns“ als Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte eher gefallen lassen und gern Lessings Schwänke bequem neben Poggio, H. Bebel, N. Frischlin, Kirchhof lesen; so zum „Eremiten“ — der „Messferkelei“! — Poggio (schon von R. M. Meyer nachgewiesen) und d'Argens (bereits bei Danzel), zur „Brille“ einen Scherz der Menagiana. — Die Prosafabeln wuchern mit altüberliefertem Pfunde; wie geistreich, manchmal wie innig, das müssen wir uns selbst sagen. A. behandelt nur eine Auswahl und stellt etwa zu den „Furien“ ausser dem Lemma des Suidas eine schwerlich irgendwie benutzte Stelle der „Foire St. Germain“ des Théâtre italien. — Unergiebig ist die Musterung der Lehrgedichte, denn die langen Stellen der „Religion“ L. Racines liefern nur leise Anklänge, und bei ähnlichem Aufbau ist der Rückblick auf die Kindheit, die Selbstprüfung ganz anders behandelt. — S. 582 beginnt mit dem „Jungen Gelehrten“ die Zerfaserung der Dramen gemäss dem Leitfaden der Werke, so dass „Damon“, „Die alte Jungfer“, die Bruchstücke fehlen. Voran immer ein oder mehrere Plagiatschemata. Einen Teil der krausen Terminologie (Erodramen mit heterosexuellem Hauptpaar usw.) muss man sich einprägen: Egli (Prinz), Ella (Emilia), Paregli (Appiani), Parella (Orsina), Hypegli (Werner), Hypella (Franziska). Auf Titelplagiat und Personenplagiate — die genealogische Wichtigkeit der Lessingschen Namen ist ja seit Danzel geläufig — folgen die Textplagiate, wobei dem Dieb auch ein „Hören Sie“ oder ein „Exit“ nicht geschenkt wird. A. ignoriert, ob L. dies oder das überhaupt kennen konnte, z. B. Marlowes Faustus (S. 675 mit einem Seitenblick auf „von Goethes“ Diebstahl und der, nicht ganz neuen, Etymologie μεφιτεόφιλος: Freund des SO2-Schwefligsäureanhydringottes). Es giebt keinen Unterschied zwischen Dieberei und behender Nachbildung französischer Gesprächs-

technik; ja die flüchtigste Analogie, das gemeinste „Theatroktema", der Anklang 1,1 an eine physiologische Bemerkung von Mylius wird ebenso streng gebucht wie das aus Holbergs Betrogenem alten Freyer übernommene Latein, die wörtliche Uebersetzung 3,15 zweier Sätze des Destouches in einer überhaupt dem Envieux nachgeahmten Scene. Unbestreitbar gehört A., der seinen Lessing auswendig weiss, das Verdienst, den Irrésolu, Envieux, auch Ingrat, den Erasmus Montanus u. a., dazu Plautinisches, einiges bei Molière und im Théâtre italien als vorbildlich oder verwandt erwiesen und schlagende Parallelen (z. B. S. 719 zur Wahl: Mönch oder Ehemann) beigebracht zu haben. S. 589—655 ein langer, nicht unfruchtbarer Excurs über Holbergs „Plagiate", wobei auch für Weisse einiges abfällt. In den „Juden", einem „ßdißtrihypomimischen Erodrama", sollen Gandinis „Bohémiens" geplündert sein, die, wenn damals zugänglich nur eine leichte Anregung liefern konnten. In dies „Generalplagium" seien Einzelmotive eingeschmuggelt, von denen nur folgende beachtenswert scheinen: das Gaunerpaar in Holbergs „Arabischem Pulver"; die Dialogtechnik oder Redefigur Sc. 2, vgl. „Bourgeois gentilhomme" 3,19; das Epigramm Sc. 10 „Lustspiele zum Weinen, Trauerspiele zum Lachen" nach Regnard und J. B. Rousseau; der Spass Sc. 11 vom Fechten mit silbernen Dosen, vgl. Mostellaria 3,1. — „Der Misogyne" sei plagiiert aus La Motte: L'amante difficile, St. Foix: La Veuve à la mode, Molières Avare, Misantrope, Malade imaginaire, Regnards Vendanges, Schlegels „Geheimnisvollem" und „Triumph" (daher — der Chronologie zum Trotz — Hilaria in Mannskleidern; aber „unter dem Namen Lelio" aus Le prince travesti von Marivaux). 1,2 „eine Frau . . . ein nothwendiges Uebel" aus Menander; 1,5 die Geschwister sind nur nach der Tracht unterscheidbar, vgl. die „Calandra"; 2,5 Solbists Steckenbleiben, vgl. Diafoirus im Malade imaginaire 2,7. S. 984 ff. (dazu S. 993 Citat aus der Mégère amoureuse) findet man Abbildungen aus neuen illustrierten Ausgaben und dagegen aus dem Théâtre italien zum Beweis, dass der „Hermaphroditoid" 3,9 auf der einen Seite männlich, der anderen weiblich gekleidet sein müsse, nicht mit einem Mischkostüm. — „Der Freygeist": 2,1 und 5,4 Beide Teile haben Recht, vgl. Poggio 110 (Bourgeois gentilhomme 1,2, Der politische Kannegiesser 5,3); 2,4 Bedienten die Affen der Herren, vgl. Schlegels „Geheimnisvollen" 2,2, darunter zu dummen Worten Martins 2,5 über höllische Atheisten ein langes Dantecitat! aber S. 1053 findet Martins Bild vom Wechselbalg eine frappante Parallele bei Tertullian De haereticis — deshalb müsse Lessings Uebersetzung vor 1755 entstanden sein; 2,5 Bekkers Bezauberte Welt, vgl. nicht eine, sondern 2 Stellen Holbergs bezw. 4, da A. stets den Urtext und die alte Uebersetzung zitiert; 5,6 Geständnis der Mittellosigkeit, vgl. du Fpreny Le faux sincère 4,2. — „Der Schatz": nicht einmal, wo er nur Bearbeiter sein will, darf Lessing für etwas anderes gelten als einen „fur" und „trifur" am Plautus. Immerhin ist der Paralleldruck bequem und Irrtümliches bisheriger Forschung verbessert, Lückenhaftes ergänzt worden; mindestens zu erwägen, was A. für die von Lessing geleugnete Vertrautheit mit Destouches' Trésor caché vorbringt, und unter den schwachen Argumenten für die „Dote" des Cecchi der Name Camilla zu beachten. Sc. 11 Rips Raps, vgl. Diederich Menschenschröck 7 (Weisses „Projektmacher"; „Wo Lessing stiehlt, stiehlt auch Weisse": „par nobile furum"); Sc. 9 vgl. Lessings Excerpt „Octave-Peter" aus dem Théâtre italien in den „Comischen Einfällen"; Sc. 15 f. vgl. Fourberies de Scapin 3,11 und Holbergs „Masqueraden" 3,3 u. 18 (12); Sc. 17 zur komischen Retardation vgl. auch L'amour médecin 1,6. S. 1229 wird ein Fehler in der aus dem „Arlequin misantrope" übersetzten Nummer der „Comischen Einfälle" III angemerkt. — Zur „Minna von Barnhelm" sei aus den ungeheuren Anklageakten, ohne Rücksicht auf die haarsträubende Verknüpfung der Namen mit den englischen Orten Barn-Elms (einem „Hurenwinkel") und Telham, ohne Rücksicht auch auf allerlei gewiss rein zufällige, doch fesselnde Aehnlichkeiten, folgendes als neuer, mindestens diskutabler Ertrag verzeichnet: (S. 1273 über K. G. Lessings „Wildfang"); S. 1278 ff. die scenische Einrichtung der „Écossaise" Voltaires (so sei „Emilia Galotti" nur Diebsvariante des „Droit du seigneur"); Liebesprobe durch Vorspiegelung von Enterbung (S. 1633) und Armut (S. 1640) und eine Ringchicane" (S. 1717 und 1758) vgl. La Motte L'amante difficile (S. 1725 Weisse, Grossmuth für Grossmuth); eine Liste komischer Spieler S. 1285 und die Bildung des offenbar nur angemassten Adelsprädikates nach Crispin de la Crispinière, Arlequin Seigneur de l'Arlequinière im „Trésor" des Destouches; S. 1318 ff. Data für den von Haus aus adeligen, 1750 als österreichischer Rittmeister in preussische Dienste übergetretenen Paul v. Werner, mit Portrait; zur Marloffscene vgl. Gellerts Armen Schiffer (Löwen, Ich habe es beschlossen 3,3) und das Zerreissen des Wechsels in der Schwedischen Gräfin 4, S. 385; 1,8 „für seinen Herrn betteln und stehlen" vgl. Wycherley Plaindealer 3,1 „for at worst, I could beg or steal for you" in ganz ähnlicher Situation; nach S. 1427 hatte auch Kleist „eine chronische traumatische Parese des rechten Armes" (Minnas Scherz über die Blessur soll auf des N. Ragot de Grandval zotige „Agate" zielen!); 1,12 „vertrinken, verspielen, ver—" vgl. Quistorp Der Hypochondrist 5,3,

Lessing an Ebert 7. Mai 1770; 1,12 „Packknecht . . nicht Soldat“ vgl. Xenophon Kyropädie IV 2,25 ὡς δ' τοῦτο ποιῶν οὐκέτ' ἀνήρ ἐστιν, ἀλλὰ σκευοφόρος; 2,2 zur Ringgeschichte vgl. auch Regnard Joueur 5,6; 2,6 und 3,1 f. „Schwester“ vgl. das Spiel mit „cousin“ in Farquhars Constant couple II. V., aus dem viel von früheren Forschern Verglichenes gleich Scenen Goldonis, Regnards umständlich abgedruckt ist; 2,9 „Ich wüsste auch nicht, was mir an einem Soldaten nach dem Prahlen weniger gefiele als das Klagen“ vgl. Otway The soldier's fortune 4,1 „I would as soon choose to hear a soldier brag, as complain“; 3,2 die Anrede „Jungfer“ vgl. Lazarillo de Tormes 2, Kap. 9, Holbergs Bramarbas 3,10; — S. 1648—1711 betreffen nur die Riccautscene und geben Brauchbares für die allgemeine Geschichte der Motive, aber u. a. ellenlange Citate aus Trömer; „sang royal“ vgl. Mrs. Centlivre The gamester 3,1 „Royal blood“ (ebenda IV „I must home for Recruits too“); Diderot Les bijoux indiscrets 1, Kap. 6 „J'ai joué d'un guignon qui n'a point d'exemple“; Franziskas Vorwürfe nach dem Abgang Riccauts vgl. Lesage, Turcaret 1,2 f.; — S. 1737 über den Dragonermajor Anton Rudolf Marschall von Bieberstein (Citat aus Neumanns Geschichte Lübbens 1,143); 4,6 „Ich liebte Sie um dieser That willen . . . Mohr von Venedig“ vgl. Othello 1,3. — Vom Heft IV 3 fehlt der Mitteltheil, der die Einleitung zur „Miss Sara Sampson“ bringen soll. Wir müssen uns mit S. 1871—2494 begnügen! Kein Wunder, da alle erreichbaren älteren Medeastücke eingeschlachtet sind. Gar manches in diesen Excerpten ist anregend, wenn auch nicht für „Leszings Plagiate“; bequem die freilich masslosen Abdrücke aus den von Danzel und mir gemusterten Engländern und darüber hinaus. A. zeigt, dass nicht bloss die Namen Norton, Betty, Arabella usw., sondern auch Belford, 4,8 Dorkas, Moor von Richardson stammen. 1,2 der zweideutige Wirt will sein Haus nicht „in einen übeln Ruf bringen“ lassen, vgl. die Sinclair und die Rowlands in der Clarissa (den Triks in Weisses Amalia); 1,5 „die erste Thräne“ vgl. Zaïre 5,8; 1,5 „Verzögerung einer Ceremonie“ vgl. Clarissa Letter III 56 „postpones that ceremony“; 1,7 Traum vgl. Clarissa II 39 (Crisp, Virginia S. 26); 1,7 Reflexionen über die Ehe vgl. Clarissa VI 11, 55, 57, 82 u. ö.; 1,9 vgl. Congreve The way of the world 4,15 „the superscription is like a woman's hand . . . By heaven! Mrs. Marwood's“; 2,1 vgl. Medea 776 μολόντι δ' αὐτῷ μαλθακοὺς λέξω λόγους; 2,3 „das schöne Landmädchen“ vgl. die häufige Bezeichnung „country girl“ dgl. bei Richardson; 2,3 „Ich will Sie an den ersten Tag“ . . . vgl. The way of the world 4,12; 2,6 „die Schande ihres Geschlechts“ vgl. Lillo IV „the scandal of her own sex“; 2,7 keine Erinnerung mehr an Unschuld vgl. Beaumont und Fletcher The maid in the mill 5,2, Steele The funeral 5,1; 2,7 der Teufel als Verführer und Ankläger vgl. Hill The fatal extravagance 1, S. 303, Lillo IV „The worst“ etc.; 2,7 „Ich will es nicht gestorben sehen; sterben will ich es sehen“ vgl. Seneca, Thyestes V 907 miserum videre nolo, sed dum fit miser (Theatral. Bibl.); 2,7 „jeden ähnlichen Zug“ vgl. Corneille Médée 3,3, Ch. Johnson Medaea 4,1; 2,7 zu der Rachevision wird ausser gleichgiltigen Flüchen bei Otway und Banks gut die Hamburgische Dramaturgie Stück 46 citiert; 2,7 Entwaffnung vgl. Lillo IV Millwoods Pistole, Grandison IV 24 Olivias Dolch; 2,8 und 4,6 Abreise am nächsten Morgen vgl. Euripides 338 ff. Seneca 285 ff. u. a.; 2,8 (4,6) Verwandtenbesuch vgl. Lovelace, der frühere Maitressen als Tante und Base einführen will, Clarissa Letter V 30 VI 45 f.; 2,8 „dass unsere Kräfte nicht so gross sind, als unsere Wut“ vgl. Scarron, Jodelet duelliste 1,3 „que n'ay-je de la force au gré de ma furie; 3,3 vgl. Ch. Johnson, Caelia 3,1; 4,3 Furcht, Abreise der Feindin vgl. Corneille, Médée 4,2; 4,4 „anständiges Auskommen“ vgl. Euripides 461 f.; 4,8 Marwoods Erzählung über Mellefont vor Sara vgl. Mrs. Termagants Erzählung über Belfond vor Isabella: Shadwell The squire of Alsatia 4,1; 4,8 Vogelfang vgl. Clarissa L. III 56 IV 4; 4,8 „verdriesslich . . . verstanden“ vgl. Pamela „as the Poet (wer?) says, They blush, because they understand; 4,8 über Freundschaft mit Untugendhaften vgl. Clarissa VIII 48; 4,9 Schmeicheleien Gift für Frauen vgl. Clarissa I 72 „complimental nonsense, the poison of female minds“; 5,5 „Plagio-plagiomenon: Racheschrei des Egli gegen die Parella“ vgl. Euripides 1316, Seneca 979, 996, Corneille 5,6, Johnson 5,1; 5,8 nicht mit des Vaters Fluch sterben . . . vgl. Clarissa VII 8 „my father has withdrawn that heavy malediction , . . what child could die in peace under a parent's curse; 5,9 Vater, Tochter, Diener vgl. das Wiedersehen zwischen Tochter Caelia, Vater Lovemore, Diener Meanwell in Ch. Johnsons Caelia V, auch Grandison Letter VII 38. —

„Lessings Theater“ behandelt R. M. Meyer[28]). Lessing erkenne nur die Behandlung des Themas als litterarisches Eigentum an, modernisiere alte Stoffe von innen und aussen und mache sie zum Vehikel gegenwärtiger, persönlicher Interessen. Er übertrage die festen Rollenfächer der Komödie auf die Tragödie. „Die Juden“ gelten als erstes Beispiel der Verjüngung: Parabel vom Samariter? Philotas, Tellheim, Tempelherr eine Trias waffenloser Offiziere; Tellheim eine Hypostase des Philoktet? Lisette-

Heft M. 2,00. — 28) R. M. Meyer, Lessings Theater: VLG. 3, S. 298—323. — 29) K. Heinemann, Vorhang u. Drama:

Franziska sei nach einem Winke Gellerts (Pro comoedia commovente, Lachmann-Maltzahn 4, S. 152) idealisiert. M. verfolgt die steigende moderne Charakteristik bis zu Virginius-Odoardo, wo der Wandel der von der Staatsumwälzung losgelösten Figur alle anderen Gestalten und Motive bestimme. Er vergleicht die egoistische Opferung der Tochter durch Jephthah und Agamemnon. Marinellis Zudringlichkeit gegen Appiani erinnere an Klotz. Die Verschmelzung der Ringparabel mit Lessings altem Thema der Religionsvergleichung sei durch den Handel Lavater-Mendelssohn gegeben, primär nur die beiden Charaktere der Parabelscene, alle übrigen zu ihrer Exposition geschaffen, das Stück ausgestaltet unter dem Einfluss der in Lessings Kunstlehre und Philosophie mächtigen Lieblingsidee von der Verwandlung willkürlicher in notwendige, künstlicher in natürliche Mittel: hier die psychologische Erklärung der Kraft des Rings, die Blutsverwandtschaft. — Leichter ist es, die in K. Heinemanns[29]) für das deutsche Theater des 17. und 18. Jahrhunderts wichtigen Aufsätzen nach langer historischer Einleitung speciell auf Lessing zielenden Beobachtungen knapp zu formulieren: 1. auch für Lessing war noch Entfernung aller Personen am Aktschluss Erfordernis (vgl. Hamb. Dramat. S. 13); er endigt keinen Aufzug bei voller Bühne, doch ohne stets eine innerliche Begründung des Aufbruchs und des beliebten „Komm" zu finden; 2. er begründet gern, aber nicht ausschliesslich das Auftreten im neuen Akt und lässt das inzwischen Vorgefallene erzählen; 3. er verändert den Schauplatz in der „Sara" und dem „Nathan" auch innerhalb des Aktes. Sein Verfahren ist französisch und stammt wesentlich aus einer Zeit ohne Zwischenvorhang (aber mit Mittelgardine). Den grossen Gegensatz zeigen Schillers weder verklingende noch anstückelnde, sondern stark accentuierte Schlüsse. —

Ueber den geistigen „libérateur" und die Litteratur ist Lévy-Bruhl[30]) orientiert, bringt aber in dem citatenreichen Abschnitt nichts Neues. — Frenzel[31]) wiederholt seinen Aufsatz „Zu Lessings Gedächtnis". — Veraltetes der Sprache zählt Lodeman[32]) auf. —

Einzelnes. Ein vermeintes Sinngedicht Lessings citiert, nach einer Mitteilung Frensdorffs[33]), Werlhof an Haller 18. Aug. 1765 „I remember an epigram of Lessing, I think. Virgil hats längst gesagt, dem niemand widerspricht „Wer Bodmers Noah liebt, hasst Naumanns Nimrod nicht". — L. H. Fischers[34]) Aufsatz über Marpurg streift auch die „Tarantula" gegen Agricola und wiederholt Spaziers Mitteilung, dass der muntere Greis von „Lessings Gemeinschaft an seinen Streifereien ins Gebiet des Jocus und der Venus Vulgivaga sehr gern und viel erzählte". —

Zu den historischen Grundlagen des „Samuel Henzi" bringt Maag[35]) neues bei. — Mittelbar für die „Sara" zu beachten ist Brandls[36]) Studie über Lillos Merchant usw. und H. W. Singers[37]) streng chronologisch vorschreitende Arbeit über die bürgerlichen Tragödien Englands, die Bibliographisches und Inhaltsangaben verbindet: S. 85 A. Hill, S. 89 Lillo, S. 103 Moore. —

Wegen Lessings Thätigkeit für Thomson sei G. Wenzels[38]) Abhandlung erwähnt. — Ins Blaue wurde von Brauns[39]) geraten, Lessing habe 1776 für Schröder Shakespeares Monolog „To be or not to be" übersetzt. —

Die Theorie der Fabel legt Edler[40]) eilig, Alb. Fischer[41]) ausführlich und in manchen Punkten fördernd dar; weiter führen die reichen selbständigen Beigaben von Prosch[42]) zu seiner korrekten Ausgabe, der 1887 ein guter Druck der Abhandlungen mit Anhängen aus Phädrus, La Fontaine, Lessing zu Schulzwecken vorausgegangen ist. P. giebt einen trefflichen Abriss der ganzen Fabeldichtung, eine klare Analyse der Lessingschen Theorie und der ihr gewidmeten Kritiken, mit Baumgart auf Hamann eingehend, und hinter dem Text nach gut gewählten Proben anderer Theoretiker und Fabulisten drei Abhandlungen Herders, endlich Textkritisches und reiche Anmerkungen. Sein Buch wird die Grundlage weiterer Forschung sein.[43]) —

Von der „Minna von Barnhelm" wurde am Tage der Enthüllung des Berliner Denkmals ein stilvoller, mit Eilers' Stich des Graffschen Portraits und einem Faksimile der Hs. (Riccautscene) gezierter Prachtdruck vom Geh. Justizrat C. R. Lessing[44]) verschenkt. —

Grenzb. 49, I, S. 459—68 u. 520/7. — 30) L. Lévy-Bruhl, L'Allemagne depuis Leibniz. (1890 IV 1: 22). S. 136—50. — 31) K. Frenzel, Erinnerungen u. Strömungen. = Ges. Werke I. Leipzig, Friedrich. 1890. S. 258 ff. — 32) ○ × A. Lodeman. Forms and phrases now obsolete from Lessing: MLN. 5, N. 7. — 33) F. Frensdorff, Briefe zweier hannoverscher Aerzte an Albrecht v. Haller: ZHVNiedersachsen S. 103—198. (Hierfür vgl. S. 153.) — 34) L. H. Fischer, Aus Berlins Vergangenheit. S. 82—91. Berlin, Oehmigke. 205 S. M. 2,00. — 35) A. Maag, Z. Henziverschwörung in Bern 1749: ASchwG. 21, S. 85 ff. — 36) A. Brandl, Zu Lillos Kaufmann von London: VLG. 3, S. 47—62. — 37) H. W. Singer, D. bürgerliche Trauerspiel in England (bis z. J. 1800). Diss. Leipzig, O. Schmidt. 130 S. — 38) G. Wenzel, Kritisch-ästhetische Studien über James Thomsons Tragödien: ASNS. 84, S. 25—70. — 39) C. W. E Brauns, D. Schrödersche Bearbeitung d. „Hamlet" u. e. vermutlich in ihr enthaltenes Fragment Lessings. Breslau, Freund. 1890. 35 S. M. 1,00. |[L. G(eiger): AZg[B]. 1890 N. 158; J. Minor: ADA. 17, S. 175/6.]| — 40) (1890 I 3 : 10; 1891 I 3 : 10.) — 41) Alb. Fischer, Kritische Darstellung d. Lessingschen Lehre v. d. Fabel. Hallenser Diss. Berlin, Haack. 47 S. — 42) F. Prosch, G. E. Lessing, Abhandlungen über d. Fabel. Mit Einl., Anm. u. Textbeil. her. Wien, Gräser. 1890. LVII, 224 S. Fl. 1,50. — 43) ○ × Lessing, Choix de fables, contenant des notes grammaticales et littéraires . . . par A. Kirsch. Paris, Belin. 1890. II, 86 S. — 44) G. E. Lessing, Minna von Barnhelm oder d. Soldatenglück.

Düntzers[45]) Kommentar erfreut sich der fünften Auflage, worin neuere Nachweise z.T. benutzt erscheinen, doch kann die genaue Kollation dieser Hefte niemand zugemutet werden. Klägliche Lehrer, die solche Hilfsmittel in Schwung bringen, arme Schüler, die derlei gar aus zweiter Hand empfangen! — Während das Drama auch in Frankreich [46]) und Amerika [47]) eifrig gepflegt wird, sucht R. Buchholz [48]) seinen Knaben den Zugang in Dichters Lande durch platte moralisch-politische Anklagen gegen die falsche Ehre Tellheims, die Unzartheit Minnas, die schlechte Komposition und Motivierung zu sperren, will aber selbst bis zum Erscheinen des zweiten Teils geschont sein. In den Dornenkranz sind lyrische Blütchen und antiquarische Strohblumen eingeflochten. Keineswegs gemeint, einem gedankenlosen Götzendienst das Wort zu reden, halten wir derartige Schulprogramme gerade in Zeiten des Niedergangs ästhetischer Bildung für höchst unpädagogisch, ganz abgesehen von der Unfähigkeit dieses Richters, mit künstlerischen Massstaben zu hantieren. — Nicolai [49]) an Gerstenberg, 21. März 1767, kündigt die „Minna" an. —

Zum Vorspiel des „Faust" verweist Holthausen [50]) auch auf Honorius' „Speculum ecclesiae". —

Cosacks [51]) sorgfältige Ausgabe des „Laokoon" behauptet sich in vierter Auflage neben der grossen Blümerschen. — Eine Olla potrida tischt P. Cassel [52]) auf; das von Lessing in Bezug auf Winckelmann gebrauchte Wort „Krokylegmus" bestimmt endlich Blümner [53]): Schmeichelei durch Aufmutzen eines winzigen Fehlers. — Zur weiteren Archäologie: Lipperts Biographie giebt Loose [54]); Gerstenberg [55]), an Nicolai 27. April 1768, schilt Klotzen einen „gul" (Tropf), einen „petit maitrisch frisirten Scioppius"; dem Versuch von Weilens [56]), eine grosse Hamburgische Recension gegen die Reformationsgeschichte des Klotzianers Hausen Lessing zuzuschreiben, hat Erich Schmidt [57]) eine Abwehr unmittelbar nachgeschickt (Leister?). —

Für die Hamburgische Dramaturgie ist in Cosacks [58]) vermehrter zweiter Auflage die wissenschaftliche Litteratur nicht hinlänglich berücksichtigt worden, und es wird dabei bleiben, dass Inhaltsangaben ungekannter Dramen zu lesen viel weniger fruchtet als die Prüfung Lessingscher Urteile an einzelnen französischen Werken selbst. — Den Unterschied der auf poetische Wahrheit zielenden, im Gegenstande gesuchten Naturgesetze und der Goetheschen Kunstregeln für Schauspieler legt Schlenther [59]) scharf und beredt dar. — A. C. Kalischer [60]) hat ältere Aufsätze über Lessings Verhältnis zur Musik in einem willkommenen Heft zusammengefasst. Für die Meropekritik kommt Schlössers bei Gotter zu besprechende Abhandlung in Betracht. — Die Gelehrigkeit des Juliendichters Heufeld zeigt L. Geiger [61]) an einer späteren Ausgabe. —

L. Volkmann [62]) will, die Schuldtheorie von der „Theatralischen Bibliothek" bis zur „Dramaturgie" skizzierend, auf sehr abstraktem Wege, der nie zu künstlerischen Thaten führt, darthun, dass Lessings aristotelische Ansicht ein schuldloses Leiden, sein modernes Bewusstsein aber ein schuldiges verlangte und er diesen Zwiespalt sophistisch durch Verwandlung schuldloser Hamartia in schuldiges Hamartema zu überwinden suchte; fiat applicatio auf die Emilia: sie schweigt schuldlos, empfindet jedoch diesen Schritt „nach geschehenem Unglück als Verführung von Seiten ihrer Mutter" und glaubt nun der Verführung überhaupt nicht mehr gewachsen zu sein.[63]) — Unbefangen erörtert S. Schott [64]) das nachgebende Wesen Emilias dem Prinzen gegenüber in einem gut geschriebenen Aufsatz, freilich mit dem falschen Schein, als spreche er das erste lösende Wort; er zieht auch Seckendorffs ödes Orsinastück heran und lässt sich zum Ueberfluss von O. v. Heinemann bestätigen, dass die Branconi Lessing nicht vorschwebte; wertvoll sind zwei Zeugnisse, worin P. Heyse und G. Keller übereintreffend Emilias so oft verkannte Stimmung charakterisieren, Keller mit dem Zusatz: Shakespeare oder Schiller würde das durchsichtiger dargestellt haben. Die von Bertling 1888 mit Beispielen für „Die Unwahrheit in Lessings Schriften" vorgetragene Meinung, Emilia sage eine edle Lüge vor ihrem Vater, hatte Jeep 1889 triftig abgelehnt, wogegen Bertlings [65]) morali-

---

1890. 4°. VIII, 264 S. — 45) H. Düntzer, Erläuterungen zu d. deutschen Klassikern. 32 Bdchen. Leipzig, Wartig. 1890. 171 S. M. 1,00. — 46) × G. E. Lessing, Minna v. Barnhelm, publieé avec une notice, un argument analytique et des notes en français, par B. Lévy. Paris, Hachette. 16°. VIII, 151 S. — 47) × id., Minna v. Barnhelm ... with an introduction and notes by S. Primer. Boston, Health. 12°. 245 S. — 48) R. Buchholz, Bedenken über d. Führung d. Handlung in Lessings Lustspiel Minna v. Barnhelm. 1. T.: D. Exposition u. d. Haupthandlung. Gymn.-Progr. Rössel, Kruttke. 4°. 24 S. — 49) R. M. Werner, Gerstenbergs Briefe an Nicolai nebst e. Antwort Nicolais: ZDPh. 23, S. 43—67. (Vgl. hierfür S. 52.) — 50) F. Holthausen, Zu Lessings Faustvorspiel: VLG. 4, S. 167. — 51) W. Cosack, Lessings Laokoon für d. weiteren Kreis d. Gebildeten u. d. oberste Stufe höherer Lehranstalten bearb. u. erl. Berlin, Haude & Spener. 1890. XXIV, 212 S. M. 2,00. — 52) P. Cassel, Laokoon in Mythe u. Kunst. Berlin, Bibliogr. Bureau. 1890. 20 S. M. 0,30. — 53) H. Blümner, Zu Lessings Laokoon (Krokylegmos): VLG. 4, S. 358—60. — 54) W. Loose, Lebensläufe Meissner Künstler: MVGMeissen. 2, S. 202/3. — 55) (N. 40.) Hierfür vgl. S. 61. — 56) A. v. Weilen, Lessings Beziehungen z. Hamburgischen Neuen Zeitung: VLG. 3, S. 398—412. — 57) E. Schmidt, Beilage (Lessing u. d. Hamburgische Neue Zeitung): ib. S. 412/6. — 58) W. Cosack, Materialien zu G. E. Lessings Hamburgischer Dramaturgie. Paderborn, Schöningh. V, 458 S. M. 4,80. — 59) P. Schlenther, Lessing u. Goethe über Schauspielkunst: VZg[B]. 1890, N. 13. — 60) A. C. Kalischer, G. E. Lessing als Musikästhetiker. Dresden, Oehlmann. 1889. 42 S. M. 0,90. — 61) L. Geiger, Wirkung e. Lessingschen Korrektur: VLG. 3, S 502/3. — 62) L. Volkmann, D. tragische Hamartia bei Lessing. Festschrift z. Feier d. 25j. Bestehens d. Gymnasiums. S 35—52. Jauer, Guercke. — 63) ○ × Studien zu Emilia Galotti: DBühnengenossenschaft N. 49 f — 64) S. Schott, Studien z. Emilia Galotti: AZg[B]. 1890. N. 42, 44. — 65) Bertling, Ueberredet Emilia Galotti ihren Vater durch Wahrheit oder durch eine

sierende Duplik nicht aufkommt. — Verschollene phrasenhafte Urteile in den „Billetten der Madame F. und Madame R. über die Schuchische Schaubühne“ 2. Aufl. Danzig 1775 macht Schlenther[66]) wieder zugänglich. (Ueber das Lachen in Aufführungen der „Emilia“ Stolberg an Voss 18. Juni 1785.) — Nachgetragen sei, obwohl nicht in unseren Zeitraum fallend, die vom Erbprinzen Bernhard von Meiningen[67]) mit feinem Stilgefühl (soweit wir ein Urteil wagen dürfen) vollzogene Uebersetzung ins Neugriechische, die den iambischen Nathanübersetzungen von Rangabé und Vlachos folgt; doch hat der athenische Korrektor Fehler nachgetragen „und namentlich die charakteristische Sprache der Orsina, die ihm zu vulgär erschien, verwässert und verschlimmbessert“ (vorausgegangen war von demselben Vf. die Uebertragung des „Fiesko“); nur die niedern Personen reden die lebendige Umgangssprache, alle andern die übliche Büchersprache. —

Dass die vielberufenen Worte über Mikrologie im „Zweyten Beytrag aus der Wolfenbütteler Bibliothek“ 1773 (Hirschau) den Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1773, N. 15 heimleuchten, bemerkte O. Hoffmann[68]); diese Recension Bahrdts trug Erich Schmidt[69]) nach. —

„Nathan“. Eine langatmige Kapuzinade Brunners[70]), der gegen Strauss, Düntzer, „Erich“, gegen Juden und Judengenossen wettert und den ganzen Lessing in die Pfanne haut, macht den Eindruck, als ob der joviale Alte es gar nicht so bös meine; das Ergebnis ist in jedem Sinne null, eine Diskussion ganz unfruchtbar. — Letzteres gilt auch von dem Geschling P. Cassels[71]) der u. a. „Lessing“ von „lass“ ableitet, nach Bemerkungen über das Rauchen Ringsymbolik treibt, „Saladin und Sittah und Hassan“ für verkleidete Christen, das Stück für durchaus christlich erklärt. — Während der verstorbene Pfarrer Langhans[72]) ganz mit dem landläufigen Liberalismus segelt und endlich das Drama der Schule empfiehlt, wohin es nicht gehört, zeichnen sich einige vom positiv-christlichen Standpunkt geschriebene Aufsätze Portigs[73]) durch Form und Gedanken, auch durch feine Beobachtung alttestamentlicher Züge und ihres Widerspiels aus, obgleich die Tendenz des Vf. die Tendenzen Lessings, namentlich der Parabelscene, gewaltsam umbiegt. — Die Wahl eines jüdischen Helden nennt Litzmann[74]) einen aus hochentwickeltem Gerechtigkeitsgefühl erklärlichen entschiedenen Missgriff; die Ringparabel sei keineswegs Lessings religiöses Bekenntnis. — Schillers Theaterbearbeitung hat A. Köster[75]) eindringlich und übersichtlich geprüft mit stilistischen und metrischen Beobachtungen: äussere Gründe der Entbehrlichkeit (5,1 f.), der Länge und Wiederholung, der Unverständlichkeit; innere der Abneigung gegen zu viel Raisonnement (Klosterbruder, unglückliche Ersatzverse für Al Hafi), wodurch Recha die Philosophie einbüsst und die Schwärmerei behält; etwas mehr „Würde“; Verdeutlichung des Anschlags vor der Parabelscene. — Wir wollen nicht mit Besprechung vorläufig in Zeitungen abgedruckter Stücke aus Büchern K. Werders und Erich Schmidts dem nächstjährigen Bericht vorgreifen. —

Philosophie. Welche Autorität Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ fortbehauptet, lehren ohne näheres Ergebnis für die inhaltschweren Paragraphen selbst die von der Leipziger Jennystiftung gekrönten Preisschriften von W. Friedrich[76]) und von Hauffe[77]), der im Verlauf seiner Darstellung auch eine Fülle von Citaten aus Dichtern und Denkern bringt. — Hoops[78]) erweckt erst durch eine anfechtbare Darlegung, Lessing sei schon 1753, ja von Leipzig her mit dem Spinozismus bekannt gekannt gewesen, den Schein, als wolle er die oft hin und her behandelte, schwierige und überhaupt nicht so blank zu beantwortende Frage kräftiger bejahen, kommt aber weiterhin zu dem Resultat, dass Lessing sich zunächst mit Spinoza nur im Gedanken der Einheit von Gott und Welt berühre, erst in der Breslauer Zeit ihn richtig erfasse und mit genialer Neubegründung der christlichen Theologie und des Leibnizianismus auf spinozistisch-pantheistischer Grundlage endgiltig Stellung zum Spinozismus nehme, aber gegen die eine absolute Substanz die Selbständigkeit der Individuen wahre. Lessing, kein spinozistischer Determinist, glaube an eine sehr beschränkte Selbstbestimmung, und die vervollkommnende Seelenwanderung zeige die Kluft zwischen Lessing und Spinoza. Jacobis Bericht scheint zu skeptisch beurteilt, der abschliessende Hinweis auf die persönliche Verschiedenheit Lessings und Spinozas unerheblich. —

Unwahrheit?: NJbbPh. 142, S. 523/8. — 66) P. Schlenther: VZg[S]. N. 33. — 67) *Βερναρδος Πρίγκηψ διάδοχος τῆς Σαξωνίας-Μάϊνιγγεν, Γοδοφρέδου Ἐφραΐμ Λέσσιγγ Αιμυλιά Γαλόττι τραγῳδία εἰς πράξεις πέντε γραφεῖσα ἐν ἔτει 1772 μεταφρασθεῖσα ἐκ τῆς Γερμανικῆς εἰς τὴν Ἑλληνικὴν γλῶσσαν.* Athen, Hestia. 1889. 124 S. — 68) O. Hoffmann, Notiz zu Lessing: VLG. 3, S. 199. — 69) (N. 7.) — 70) S. Brunner, Lessingiasis u. Nathanologie. E. Religionsstörung im Lessing- u. Nathan-Kultus. Paderborn, Schöningh. 1890. VIII, 370 S. M. 3,60. — 71) P. Cassel, Nathan d. Weise. Litt. Skizze in e. Vortr. v. 21. Febr. 1890. Guben (Berlin, Haack). 12°. 15 S. M. 0,50. — 72) Ed. Langhaus e. Zeuge d. Geistesfreiheit. Aufsätze, Vorträge, Reisebriefe. Bern, Schmid, Francke & Co. XLII, 358 S. M. 3,20. S. 1—13.— 73) G. Portig: LZg[B]. 1890. N. 111, 124, 126, 140. — 74) B. Litzmann, G. E. Lessing. Vortr. im Gewerbeverein: JenaZg. 1890. N. 300/2. — 75) A. Köster, Schiller als Dramaturg (IV 10:17), S. 129, 308. — 76) W. Friedrich, Ueber Lessings Lehre v. d. Seelenwanderung. Leipzig, Mutze. 1890. II, 114 S. M. 2,00. — 77) G. Hauffe, D. Wiedergeburt d. Menschen. Abhdlg. über d. 7 letzten Paragraphen v. Lessings Erziehung d. Menschengeschlechts. Borna-Leipzig, Jahnke. o. J. 300 S. M. 3,00. — 78) J. Hoops, Lessings Verhältnis zu Spinoza: ASNS. 86, S. 1—28. —

IV,8

Herder.

Ernst Naumann.

Eine zusammenfassende allgemeine Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Herderforschung verdanken wir Suphans und Redlichs unermüdlichem Fleisse. Suphan [1]) verfolgt in einer knapp und klar gehaltenen Darlegung die litterarischen Fäden, welche sich durch Herders Leben hindurch ziehen, und stellt dabei jedes einzelne Werk an den Ort, den es im Zusammenhange der schriftstellerischen Entwicklung seines Verfassers einnimmt; Redlich [2]) schliesst daran eine Bibliographie der Werke und aller auf Herder bezüglichen Forschungen, ein Verzeichnis von einer Vollständigkeit und Zuverlässigkeit, wie es bis jetzt über Herder noch nirgends vorlag. —

Eine Reihe von Briefen ergänzt das Material, aus dem wir Herders Lebensbild [3]) schöpfen. Diederichs [4]) giebt uns den in den „Erinnerungen“ als vermisst bezeichneten, in den Rigaer Politischen Blättern von 1811 allerdings mehr vergrabenen als veröffentlichten Brief vom 9. Mai 1767, durch den Kant seine Beziehungen zu Herder neu knüpft. Die Urschrift findet sich in einem Manuskriptenbande der Morgensternschen Bibliothek, jetzt zu Dorpat. Aus derselben Quelle stammen zwei kleine Zettel von Herders Hand aus Riga, der eine mit Notizen über seinen Lebensgang; zwei irrtümliche Angaben sind daraus in das Tagebuch des Oberpastors von Essen übergegangen; der andere enthält einige litterarische Bemerkungen. Auch die Briefe Weisses an Herder werden durch zwei vermehrt. — Vier Biefe an Lavater, aus denen Bruchstücke schon hier und da mitgeteilt sind, veröffentlicht H. Funck [5]) vollständig, drei aus Bückeburg voll begeisterter Teilnahme für die „Aussichten in die Ewigkeit“ und mit Seitenblicken auf die „Greuel unserer Zeiten“, aber auch mit dringender Bitte, aus seinen Briefen nichts mitzuteilen; über Lavaters „Abraham“; der vierte stammt aus Weimar und enthält unter anderem eine kurze Schilderung des dortigen Kreises. — Ein Briefchen an Jean Paul giebt J. Elias [6]) bekannt, er datiert es vom 10. Dez. 1798. —

Ueber Herders Leben und Werke gewährt R. Franz [7]) auf Grund der vorhandenen Forschungen einen knappen Ueberblick, welcher der vielseitigen litterarischen Thätigkeit Herders durch sorgfältige Aufzählung seiner Schriften und durch Inhaltsangabe der Hauptwerke gerecht wird. Kurzgefasste Uebersichten über den Lebensgang bieten auch die unten zu erwähnenden Sonderausgaben einzelner Werke. —

Ueber Herders nationale Bedeutung spricht Kieser [8]) in einem Vortrag. Er geht sein Leben durch und sucht aus einer Reihe von Werken nachzuweisen, dass in Herder der lebendigste Volksgeist eines seiner höchsten Werkzeuge, ja einen bis dahin unübertroffenen Typus seines Wesens geschaffen. Das grosse, frei angelegte Ideal der Humanität nimmt K. als einen Bestandteil des deutschen Nationalcharakters in Anspruch; zu diesem Ideale habe in Herder auch Griechenland beigetragen, aber seine höchste Ausbildung habe es erhalten durch das Vorbild des Menschensohnes. Als Theolog habe Herder seine eigenen Kunstanschauungen gehabt, aber er habe sich bekannt zum Prinzip der Reformation; in ihm habe, wenn auch sein Standpunkt nicht frei von Einseitigkeit gewesen sei, der Geist der Freiheit den gewaltigsten Zeugen gefunden. —

Die Sprache Herders, als eine Seite seiner geistigen Entwicklung, hat Längin [9]) aus den Jugendwerken bis 1769 zum Gegenstand seiner Forschung gemacht. Wie der Inhalt der Schriften, so könne auch die äussere Form derselben, die Sprache, die vielseitigen Beziehungen der Verfasser widerspiegeln. Es komme dazu das besondere sprachliche Interesse für die Entwicklung unserer Schriftsprache; so entwickele sich ein neues Bild, eine neue Aufnahme von der Persönlichkeit der Schriftsteller. Bei dem sprachlich so feinfühlenden Herder müsse eine ausgedehnte Behandlung der Sprache besonders fruchtbar sein; vorliegende Arbeit soll zu diesem Gebäude der Sprache einen kleinen Beitrag liefern, sie soll die Stellung Herders in der Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache darlegen. Stil und Syntax bleiben dabei ausgeschlossen, dagegen wird Bezug genommen auf den Sprachgebrauch der Zeitgenossen. Der Stoff ist

1) K. Goedeke, Grundriss z. Gesch. d. dtsch. Dichtung (vgl. IV 1 : 1) S. 274—82. — 2) ib. S. 282—299. — 3) × HambCorr. N. 814; FZg. N. 323, 329. (Herders Geburtshaus sollte am 21. Jan. 1892 gerichtlich versteigert werden.) — 4) V. Diederichs, Zu Herders Briefwechsel. S.-A.: AltprMschr. 28, Heft 3—4. 16 S. — 5) H. Funck, Briefe Herders an Lavater: AZg_B. N. 264/5. — 6) J. Elias, E. Schreiben Herders an Jean Paul Fr. Richter: VLG. 4, S. 167/8. — 7) (I 7 : 35.) — 8) H. Kieser, Ueber Herders nationale Bedeutung. Vortr.: DEBll. 16, S. 789—810. — 9) Th. Längin, D. Sprache d. jungen

nach sprachwissenschaftlichen Grundsätzen behandelt, die einzelnen Erscheinungen sind mit zahlreichen Beispielen belegt; allgemeine Folgerungen, die nach den einleitenden Worten erwartet werden durften, sind nicht gezogen. —

Von Herders Werken fanden zunächst diejenigen Gedichte Beachtung, in denen sich seine philosophischen Anschauungen widerspiegeln. Sie sind in der Form weniger vollendet als die rein lyrischen, besonders die dem Altertum nachgebildeten, aber dem Inhalte nach bedeutender. Kronenberg[10]) unterscheidet nach Anleitung der letzteren drei Entwicklungsstufen, eine Sturm- und Drangzeit, in der Herder den Menschen der Natur besingt in dem Gedicht „Der Mensch“; eine kurze Periode der Mystik, in der die Welt als eine Form des Daseins erscheint, in welcher Gott am meisten gegenwärtig ist, vgl. „Die Schöpfung, ein Morgengesang“; und schliesslich eine Periode der Reife, eine Zeit, in der ihm nicht mehr das eigene Ich im Mittelpunkt der Schöpfung zu stehen scheint: das Ich erstirbt, es wird aufgegeben zu Gunsten der gesetzmässigen Einheit der Natur, ohne dass jedoch die Persönlichkeit verloren geht. Die Gedichte „Das Ich“ und „Das Selbst“ ziehen diese Summe am kürzesten und schärfsten. —

Von den Weimarer Schulreden legt E. Niemeyer[11]) die beiden lateinisch geschriebenen „Ueber die verkehrte Gewohnheit, die Schule vor der Zeit zu verlassen“, gehalten beim Examen 1778, und „Ueber die Würde, den Nutzen und die Heiligkeit des Schulamts“, gehalten bei der Einführung des Konrektors Schwabe am 20. Febr. 1786, in deutscher Uebersetzung vor. —

Zu der Erneuerung von Herders Werken steuert Suphans[12]) monumentale Gesamtausgabe den lange erwarteten fünften Band bei. Eine inhaltsreiche Gabe! Aus den schriftstellerisch so ertragreichen Jahren 1770—75 gesellen sich hier die historisch-philosophischen Schriften zu den schon früher, Bd. 6 und 7, veröffentlichten Werken theologischen Inhalts. Die Abhandlung über den Ursprung der Sprache, die „fliegenden Blätter“ von deutscher Art und Kunst, Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, Ursachen des gesunkenen Geschmacks, Wie die Alten den Tod gebildet, und einige kleinere Abhandlungen erhalten wir in einer von allem Staube der Zeit gereinigten Gestalt wieder. Die in den Anhängen zu einzelnen veröffentlichten Proben aus vorausliegenden Bearbeitungen geben einen klaren Einblick in das allmähliche Ausreifen der letzten Fassung; besonders dankbar müssen wir dem Herausgeber sein für die ausführlichen Mitteilungen aus den älteren Gestalten der Ossianbriefe und des Shakespeareaufsatzes. Letzterer ist im ersten und zweiten Entwurfe aufgenommen und durch wertvolle Bruchstücke aus einer Shakespeareübersetzung vermehrt, welche wiederum ältere Gestalten der unter die „Volkslieder“ aufgenommenen Stellen bilden. Den mittleren Teil des Bandes nehmen die Recensionen ein; zu den 22 Nummern aus Nicolais „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ fügt der Anhang einen Entwurf der „Bardenrecension“ sowie drei nicht zum Abdruck gelangte andere hinzu; von den Recensionen aus den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ sind nur diejenigen aufgenommen, die nachweislich Herders Eigentum sind; die Beweisführung ist schwierig, da äussere Anhaltspunkte fehlen, an handschriftlichem Material hat sich nichts erhalten; die Rechtfertigung der Auswahl wird in einem besonderen Aufsatze verheissen. Eine Recension im „Wandsbecker Boten“ war zweifellos von Herder. Es ist bekannt, dass der Herausgeber bei Mitteilungen von Ungedrucktem äusserst vorsichtig verfährt und nur das Notwendigste zulässt: dieser Band enthält in der Abhandlung „Caroli M. progenies, principes ceterum belli gloriaeque cupidi, quare solio Regio citius deiecti, quam, quae Clodovaeum sequebatur, ignaua imbellisque familia?“ ein bisher unbekanntes Dokument für Herders Geschichtsbetrachtung. Es ist ein Aufsatz, deutsch in Gedanken und Darstellungsform, mit der vorangehenden Darlegung, „Wie die deutschen Bischöfe Landstände wurden“, stofflich verwandt; das lateinische Gewand steht nicht überall gut, ist dem Vf. aber nirgends zu eng geworden und zeugt von ausreichender Herrschaft über die fremde Sprache. Beide Abhandlungen dienten auch an ihrem Teile Herder als Studium über die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. —

Unter den Sonderausgaben ist diejenige des Werks „Vom Geist der Ebräischen Poesie“ zuerst zu erwähnen. Fr. Hoffmann[13]) bietet damit den nur in der Rechtschreibung veränderten Text der Suphanschen Ausgabe mit Kürzungen in den Anmerkungen; die Einleitung berichtet über Herders Leben und Schriften, besonders über die theologischen. —

Mehrfach ist der „Cid“ herausgegeben worden, jedesmal mit bedeutenden Kürzungen. Holdermann[14]) lässt, abgesehen von gelegentlichen Streichungen, die

---

Herder in ihrem Verhältnis z. Schriftsprache. Freiburger Diss. Tauberbischofsheim, Lang. 108 S. M. 1,50 (vgl. v I 8: 26). — 10) M. Kronenberg, Herders philosoph. Gedichte. NationB. 8, S. 327—30. — 11) E. Niemeyer, D. Weimarer Schulreden Herders: COIRW. 19, S. 274—87. — 12) B. Suphan, Herders sämtl. Werke. Bd 5. Berlin, Weidmann. XXXI, 732 S. M. 9,00. — 13) J. G. Herder, V. Geist d. Ebräischen Poesie, I—II, her. v. Fr. Hoffmann. (= Bibl. theolog. Klassik. Bd. 30/1). Gotha, Perthes. 1890. 295

Romanzen 39—47, 57—61 ganz fort, Hamann[15]) tilgt nur etwa 40 Verse, behandelt aber den Text ohne Sorgfalt, so dass sich sogar metrische Verstösse eingeschlichen haben. — Mit grösserer Genauigkeit in dieser Hinsicht geht E. Groth[16]) zu Werke, er bietet indessen einen sehr lückenhaften Text; abgesehen von zahlreichen kleineren Versgruppen, lässt er umfangreiche Stellen in Romanze 16, 41, 43, 45 und 54 und die Romanzen 12/3, 19, 20, 33/6, 47, 53, 55—61, 64/6 und 68 fort, teils aus Rücksicht auf Mädchenschulen, teils um überhaupt zu kürzen. Wie weit jene Kürzungen vom pädagogischen Standpunkte aus bei der Keuschheit Herderscher Darstellung gerechtfertigt erscheinen, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; eine vollständige Kenntnis von Herders Cidromanzen lässt sich aus den genannten Ausgaben nicht gewinnen. Alle drei enthalten in der Einleitung geschichtliche Vorbemerkungen, in der letzten findet sich am Schluss Gelegenheit, auch einiges aus Herders Vorlagen anzuführen. —

IV, 9

Goethe.

a) Allgemeines.

Veit Valentin.

Bilder N. 1. — Denkmäler N. 4. — Erinnerungsstätten N. 11. — Vereine N. 22. — Feiern N. 28. — Einwirkung auf Zeitgenossen N. 34. — Aeusserungen und Urteile über Goethe N. 60. — Briefe N. 66. — Theater N. 73. — Bildende Kunst N. 79. — Musik N. 93. — Religion N. 100. — Philosophie N. 104. — Naturwissenschaft N. 107. — Sprache N. 115. — Werke Ausgaben N. 119; Darstellungen N. 122. — Stellung zur Weltlitteratur N. 126. — Goethe als Uebersetzer N. 136. — Goetheforscher N. 138. —

So wie Goethe seine Mitwelt durch die Erscheinung seiner Persönlichkeit bezauberte, so möchte sich auch die Nachwelt diesen Eindruck erhalten. Mit unermüdlichem Eifer werden daher zur Festhaltung und Wiederherstellung dieser äusseren Erscheinung ihre Nachbildungen aufgesucht und veröffentlicht. So bringt K. Heinemann[1]) das seit vielen Jahren für verschollen gehaltene Bild des Knaben Goethe, wie er auf dem von J. C. Seekatz 1762 gemalten Familienbild erscheint. Dieses Bild ist beim Tode der Frau Rat Eigentum Bettinas geworden und befindet sich jetzt im Besitze Herman Grimms. Es stellt Herrn und Frau Rat in Schäfertracht in idealer Landschaft dar: neben ihnen ist der Sohn beschäftigt, einem Lamm ein rotes Band umzulegen, während Cornelia dabeisteht. — Aus dem Jahre 1776 bringt das von L. Geiger[2]) herausgegebene Goethe-Jahrbuch als Titelbild die Nachbildung einer dem Goethe-National-Museum aus dem Nachlass der Schwester Joh. Jacobys geschenkten Bleistiftzeichnung, die G. M. Kraus als Vorlage zu Chodowieckis Stich im 29. Band der Nicolaischen „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ anfertigte. — Aus viel späterer Zeit stammt die Zeichnung von Delacroix, nach der im Anschluss an einen Vortrag Aldenhovens[3]) eine Nachbildung veröffentlicht wurde. Im Besitze des Freien Deutschen Hochstiftes befindet sich das von J. J. Schmeller 1826/7 gemalte Bild von „Goethe in der Laube“, ein Kniestück in Lebensgrösse. Für den Verleger der Stapferschen Uebersetzung des „Faust“ (1828) liess Goethe von Schmeller eine Kopie des Bildes skizzieren. Delacroix zeichnete sie auf Stein, ohne eine gegenseitige Zeichnung zu machen: so giebt die Lithographie das Spiegelbild von Schmellers Skizze. In der vorliegenden Nachbildung ist die ursprüngliche Ansicht wiederhergestellt, die die Uebereinstimmung mit dem Oelbild nun deutlicher erkennen lässt, zugleich aber auch Zarnckes Urteil, die Schmellersche Zeichnung sei durch Delacroix ins Wilde umgeschaffen worden, auf das richtige Mass zurückführt: in dem Blicke tritt eine grosse Energie hervor, von Wildheit ist aber nichts zu spüren. —

---

310 S. je M. 2,40. — 14) (I 7 : 57.) — 15) (I 7 : 29.) — 16) D. Cid. Nach span. Romanzen besungen v. J. G. Herder, her. v. E. Groth. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing. X, 97 S. M. 0,50 —

1) K. Heinemann, Goethes Mutter. S. u. IV 9b : 63. |[LZg. N. 76.]| — 2) Goethe-Jahrbuch. Bd. 12. Her. v. L. Geiger. Frankfurt a. M., Litt Anstalt. IV, 359 S. M. 10,00. |[P. Schlenther: VZgS. N. 22; G. Phulstan: Didaskalia N. 142; F. M[authner]: ML. 60, S. 368; W. Buchner: BLU. S. 436—40; M. Koch: BFDH. 7, S. 426f.; B.: NederlandSpectator S. 323f.]| — 3) C. Aldenhoven, Eugène Delacroix: BFDH. NF. 7, S. 65/9. (Hiernach d. Notiz

nach sprachwissenschaftlichen Grundsätzen behandelt, die einzelnen Erscheinungen sind mit zahlreichen Beispielen belegt; allgemeine Folgerungen, die nach den einleitenden Worten erwartet werden durften, sind nicht gezogen. —

Von Herders Werken fanden zunächst diejenigen Gedichte Beachtung, in denen sich seine philosophischen Anschauungen widerspiegeln. Sie sind in der Form weniger vollendet als die rein lyrischen, besonders die dem Altertum nachgebildeten, aber dem Inhalte nach bedeutender. Kronenberg[10]) unterscheidet nach Anleitung der letzteren drei Entwicklungsstufen, eine Sturm- und Drangzeit, in der Herder den Menschen der Natur besingt in dem Gedicht „Der Mensch“; eine kurze Periode der Mystik, in der die Welt als eine Form des Daseins erscheint, in welcher Gott am meisten gegenwärtig ist, vgl. „Die Schöpfung, ein Morgengesang“; und schliesslich eine Periode der Reife, eine Zeit, in der ihm nicht mehr das eigene Ich im Mittelpunkt der Schöpfung zu stehen scheint: das Ich erstirbt, es wird aufgegeben zu Gunsten der gesetzmässigen Einheit der Natur, ohne dass jedoch die Persönlichkeit verloren geht. Die Gedichte „Das Ich“ und „Das Selbst“ ziehen diese Summe am kürzesten und schärfsten. —

Von den Weimarer Schulreden legt E. Niemeyer[11]) die beiden lateinisch geschriebenen „Ueber die verkehrte Gewohnheit, die Schule vor der Zeit zu verlassen“, gehalten beim Examen 1778, und „Ueber die Würde, den Nutzen und die Heiligkeit des Schulamts“, gehalten bei der Einführung des Konrektors Schwabe am 20. Febr. 1786, in deutscher Uebersetzung vor. —

Zu der Erneuerung von Herders Werken steuert Suphans[12]) monumentale Gesamtausgabe den lange erwarteten fünften Band bei. Eine inhaltsreiche Gabe! Aus den schriftstellerisch so ertragreichen Jahren 1770—75 gesellen sich hier die historisch-philosophischen Schriften zu den schon früher, Bd. 6 und 7, veröffentlichten Werken theologischen Inhalts. Die Abhandlung über den Ursprung der Sprache, die „fliegenden Blätter“ von deutscher Art und Kunst, Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, Ursachen des gesunkenen Geschmacks, Wie die Alten den Tod gebildet, und einige kleinere Abhandlungen erhalten wir in einer von allem Staube der Zeit gereinigten Gestalt wieder. Die in den Anhängen zu einzelnen veröffentlichten Proben aus vorausliegenden Bearbeitungen geben einen klaren Einblick in das allmähliche Ausreifen der letzten Fassung; besonders dankbar müssen wir dem Herausgeber sein für die ausführlichen Mitteilungen aus den älteren Gestalten der Ossianbriefe und des Shakespeareaufsatzes. Letzterer ist im ersten und zweiten Entwurfe aufgenommen und durch wertvolle Bruchstücke aus einer Shakespeareübersetzung vermehrt, welche wiederum ältere Gestalten der unter die „Volkslieder“ aufgenommenen Stellen bilden. Den mittleren Teil des Bandes nehmen die Recensionen ein; zu den 22 Nummern aus Nicolais „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ fügt der Anhang einen Entwurf der „Bardenrecension“ sowie drei nicht zum Abdruck gelangte andere hinzu; von den Recensionen aus den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ sind nur diejenigen aufgenommen, die nachweislich Herders Eigentum sind; die Beweisführung ist schwierig, da äussere Anhaltspunkte fehlen, an handschriftlichem Material hat sich nichts erhalten; die Rechtfertigung der Auswahl wird in einem besonderen Aufsatze verheissen. Eine Recension im „Wandsbecker Boten“ war zweifellos von Herder. Es ist bekannt, dass der Herausgeber bei Mitteilungen von Ungedrucktem äusserst vorsichtig verfährt und nur das Notwendigste zulässt: dieser Band enthält in der Abhandlung „Caroli M. progenies, principes ceterum belli gloriaeque cupidi, quare solio Regio citius deiecti, quam, quae Clodovaeum sequebatur, ignaua imbellisque familia?“ ein bisher unbekanntes Dokument für Herders Geschichtsbetrachtung. Es ist ein Aufsatz, deutsch in Gedanken und Darstellungsform, mit der vorangehenden Darlegung, „Wie die deutschen Bischöfe Landstände wurden“, stofflich verwandt; das lateinische Gewand steht nicht überall gut, ist dem Vf. aber nirgends zu eng geworden und zeugt von ausreichender Herrschaft über die fremde Sprache. Beide Abhandlungen dienten auch an ihrem Teile Herder als Studium über die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. —

Unter den Sonderausgaben ist diejenige des Werks „Vom Geist der Ebräischen Poesie“ zuerst zu erwähnen. Fr. Hoffmann[13]) bietet damit den nur in der Rechtschreibung veränderten Text der Suphanschen Ausgabe mit Kürzungen in den Anmerkungen; die Einleitung berichtet über Herders Leben und Schriften, besonders über die theologischen. —

Mehrfach ist der „Cid“ herausgegeben worden, jedesmal mit bedeutenden Kürzungen. Holdermann[14]) lässt, abgesehen von gelegentlichen Streichungen, die

Herder in ihrem Verhältnis z. Schriftsprache. Freiburger Diss. Tauberbischofsheim, Lang. 108 S. M. 1,50 (vgl. v I 8: 26). — 10) M. Kronenberg, Herders philosoph. Gedichte. NationB. 8, S. 327—30. — 11) E. Niemeyer, D. Weimarer Schulreden Herders: COIRW. 19, S. 274—87. — 12) B. Suphan, Herders sämtl. Werke. Bd 5. Berlin, Weidmann. XXXI, 732 S. M. 9,00. — 13) J. G. Herder, V. Geist d. Ebräischen Poesie, I—II, her. v. Fr. Hoffmann. (= Bibl. theolog. Klassik. Bd. 30/1). Gotha, Perthes. 1890. 295

der im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst (7, S. 55 ff.) die Frage behandelt hat, warum man Goethe nicht zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt mache, schliesst er sich an eine „kleine Darstellung“ des Rates Fritz Schlosser an, der selbst den Austritt Goethes aus dem Frankfurter Bürgerrecht schwer empfand. Mit sprechenden Zahlen beweist er, wie schwer auf Goethe die Geldopfer mitlasteten, die seit der französischen Revolution das Frankfurter Gemeinwesen zu tragen hatte. Den ersten Schritt, die drückende Last abzuschütteln, unternahm er 1812, wohl auf des haushälterischen Sohnes Veranlassung. Der Grossherzog von Frankfurt, Karl von Dalberg, wollte die sehr hohen Abzugsgelder aus eigener Tasche zahlen und auf Goethe eine Medaille schlagen lassen. Ehe er dazu kam, hörte das Grossherzogtum auf, und Goethe musste für 1813 und 1814 wieder 750 Gulden hergeben. Nach Einführung der Freizügigkeit ohne Abzugsgelder that Goethe den entscheidenden Schritt, und die Entlassung erfolgte „in kaltverständiger, formenhafter Weise“. Dagegen ernannte die Polytechnische Gesellschaft Goethe 1817 zu ihrem ersten Ehrenmitglied; der 70. und der 80. Geburtstag wurden festlich begangen, und der immer lebendiger werdende Wunsch, das Versäumte nachzuholen, fand in der Anfrage Mariannens v. Willemer ihren Ausdruck; Goethe wies die Auszeichnung als verspätet zurück. Um so pietätvoller ehrte und ehrt man das Gedächtnis des Toten. — Ein Badearzt in Marienbad[17]) berichtet über das ehemals „Zur goldenen Traube“, jetzt Goethehaus genannte Gebäude in Marienbad, das der Dichter 1821/3 bewohnt hat. In einem alten Hausbuch findet sich unter den Wohnparteien verzeichnet: „1. Juli bis 20. August Herr Johann Wolfgang von Goethe, Staatsminister aus Weimar.“ Der Berichterstatter giebt Notizen über die Wohnung, ihren Preis, sowie über andere Bewohner des Hauses. — Das Goethehaus zu Weimar, das „Goethe-National-Museum“, hat, wie Ruland[18]) hervorhebt, durch die Ausdehnung der ständig zugänglichen Ausstellung auf die Räume des Dachstocks, wo die Porträte der Zeitgenossen, Handzeichnungen, Stiche aufgestellt sind, erhöhtes Interesse für die Besucher erhalten. Von den reichen Schenkungen seien neben zwei Junkerschen Kopien der Bilder von Goethes Eltern (vgl. o. N. 13) erwähnt das Porträt Goethes von G. M. Kraus (vgl. o. N. 2), eine von Junker früher verfertigte Kopie des jetzt verschollenen, von Julius von Egloffstein gemalten Porträts Augusts von Goethe, das einzige in Bronze gegossene Exemplar der von Schadow über Leben geformten Maske Goethes, ein Faksimile des von Schmeller 1829 gezeichneten Goethebildnisses, das wahrscheinlich von H. Lips gezeichnete Bildnis der „Euphrosyne“ Christiane Becker. — Ferner meldet Ruland[19]), dass ein von Moritz von Bethmann dem Grossherzog Karl Friedrich überreichter Bronzeabguss des Schwanthalerschen Medaillons des Goethedenkmals zu Frankfurt jetzt dem Goethe-National-Museum überwiesen worden ist. — Eine Schilderung der Kunstschätze des Goethe-National-Museums entwarfen Helferich[20]) und eingehend W. Lübke[21]). —

Weit mehr noch als die Persönlichkeit Goethes selbst ist das, was wir ihrer Eigenart an Schöpfungen verdanken, Gegenstand unablässiger Behandlung und Erfahrung. Ihr haben sich Stiftungen und Vereine gewidmet, von denen als älteste das Freie Deutsche Hochstift zu Frankfurt a. M. seine Gründung am 10. Nov. 1859 gehabt hat. Seine Aufgaben sind zwar sehr umfassender Art und durchaus nicht auf das ausschliessliche Ziel der Goetheforschung beschränkt: wohl aber bildet diese einen sehr beträchtlichen Teil seiner Thätigkeit. Ueber diese giebt der, der wissenschaftlichen Seite des Hochstifts vorstehende Akademische Gesamtausschuss jährlich in vier Heften einen Bericht[22]) heraus: die seit der Neugestaltung des Hochstiftes 1885 erscheinenden Berichte bilden deren „Neue Folge“. In ihrem ersten Teile geben sie, meist dem Wortlaute nach, die in den satzungsgemäss zu Goethes und Schillers Geburtstagen veranstalteten Gesamtsitzungen gehaltenen Vorträge. Der zweite Teil bringt die Berichte aus den „Fachabteilungen“, der dritte „Litterarische Mitteilungen“, darunter auch den berichtenden Abschnitt über „Neuere Goethe- und Schillerlitteratur“ von Max Koch[23]). Daran schliessen sich geschäftliche Notizen und ein ausführliches Register. Fast zu jedem Bande werden Kunstbeilagen gegeben, so diesmal ausser Goethes Porträt (s. o. N. 3) Schattenrisse von Klinger, Kaiser und Agnes Klinger. Die Münchener „Zweigstiftung“ des Hochstiftes steht mit dem Hochstifte zu Frankfurt nur in losem äusserem Zusammenhang und bethätigt sich unter eigener Verantwortlichkeit. — Ausschliesslich auf Goethe lenkt ihre Thätigkeit die Goethe-Gesellschaft, die ihren von Ruland[24]) erstatteten Jahresbericht dem Goethe-Jahrbuch anfügt. Dieser beleuchtet den Verlauf der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft am 31. Mai 1890, die geschäft-

---

S. 136—41. — 17) KZg. N. 559. — 18) C. Ruland, 6. JB. d Goethe-Ges.: GJb. 12, Anhang S. 12/4. — 19) id., Aus d. Goethe-National-Museum zu Weimar: WeimarZg. 1890, 27. Dez. (Vgl. Didaskalia N. 13; FZg. N. 15.) — 20) H. Helferich, D. Museum in Weimar: Kw. S. 123/4. — 21) W. Lübke, Altes u. Neues. Studien u. Kritiken. Breslau, Schles. Verlagsanst. VII, 522 S. M. 8,00. S. 1—29. — 22) Berichte d. Fr. Dtsch. Hochstifts zu Frankfurt a. M. Bd. 7. Frankfurt, Gebr. Knauer. VII, 75*, 487 S. M. 6,00. — 23) M. Koch, Neuere Goethe- u. Schillerlitt.: BFDH. 7, S. 161 ff., 395 ff. — 24) C. Ruland, 6. JB.

lichen Verhältnisse, die Beziehungen zur Englischen Goethe-Gesellschaft sowie die günstige finanzielle Lage und die ansehnliche Erweiterung der Bibliothek durch Kauf und Schenkung. — Daran schliessen sich, von Suphan[25]) mitgeteilt, die Nachrichten des Goethe-Schillerarchivs an, das sich immer mehr zu einer umfassenden Sammlung des Nachlasses deutscher Dichter und dadurch zu einer künftigen Centralstätte der wissenschaftlichen Bearbeitung der neueren deutschen Litteratur erweitert. Statt wie früher auf der Grossherzoglichen Bibliothek sind jetzt im Archiv auch zu finden der Nachlass von Heinrich Meyer mit 476 Briefen Goethes an Meyer, ferner F. W. Jacobis Nachlass in Abschrift. Die Briefsammlung ist durch 13 Briefe Goethes an Oeser, Friederike Oeser und durch Stücke des Briefwechsels mit Schiller bereichert worden. Sodann sind Schiller, Herder, Wieland, v. Einsiedel, Lenz, Winckelmann und in hervorragendem Masse Knebel vertreten. Aus einer Reihe bedeutsamer Schenkungen von Handschriften stellt die Tendenz einer Ausdehnung auf die gesamte neuere Litteratur besonders die Gabe Julius Rodenbergs dar: sie umfasst die Hss. der letzten grossen Arbeiten von Gottfried Keller, sowie Briefe von ihm, ferner Manuskripte von B. Auerbach, Geibel, Anastasius Grün, Heyse, Storm. Auch Bücher und Drucke wurden in stattlicher Zahl dem Archiv geschenkt. Das Schillerarchiv sowie die Sammlung der Hss. Wielands stehen der wissenschaftlichen Forschung frei: einschränkende Bestimmungen bestehen nur für die Benutzung des Goethearchivs im Interesse der Arbeiten für die Goetheausgabe. Der Plan für die zunächst erscheinenden Bände wird in dem Berichte mitgeteilt. — Ausserhalb Deutschlands, aber auf deutschem Boden, bethätigt sich der Wiener Goethe-Verein, dessen Chronik von K. J. Schröer[26]) herausgegeben wird. Der Jahresbericht legt besonders von den Bemühungen des Vereins um die Herstellung des beabsichtigten Goethedenkmals in Wien Rechenschaft ab und berichtet sodann über die „Goethe-Abende", die Entwicklung der Chronik, der Bibliothek sowie über die geschäftlichen Verhältnisse. — In nichtdeutschem Lande hatte die englische Goethe-Gesellschaft (The English Goethe-Society) zu Anfang des Berichtsjahres mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen: es wurde sogar der Antrag auf Auflösung der Gesellschaft gestellt: in Deutschland verbreitete sich schon die Nachricht, die Gesellschaft habe sich aufgelöst (vgl. JBL. 1890 IV 11a: 50). Der Antrag wurde jedoch nicht angenommen. Es fand vielmehr durch die eifrige Thätigkeit eines Zwischenausschusses eine Neugestaltung der Gesellschaft statt, durch die der Zweck der Vereinigung in einer für das Fortbestehen in einem fremden Lande jedenfalls sehr günstigen und vernünftigen Weise erweitert wurde. Nachdem sie 1886 „for the purpose of promoting the study of Goethes work and thought" gegründet worden war, ist jetzt ihr Ziel dahin gerichtet „that, while always keeping Goethe as the central figure, the attention of the members might also be directed to other fields of German literature art and science". Die Gesellschaft verfolgt dieses Ziel „by means of meetings, discussions, the publication of transactions, and any other mode which may from time to time seeme advisable to the governing body". Von Juli bis Dezember wurden vier Sitzungen gehalten, in denen Goethe in folgenden Vorträgen behandelt wurde: Dr. Lange, On Goethe and Kosegarten, introducing original unpublished letters of Goethe; Mrs. Coupland, On Goethe and Jena; R. G. Alford, On English Criticism of Goethe. Abhandlungen über Goethe bringen die von Oswald[27]) herausgegebenen „Publications", im Bande des Berichtsjahres: H. Schütz-Wilson, The second part of „Faust"; F. F. Cornish, „Der junge Goethe"; Tomlinson, A critical examination of Goethe's Tasso; C. H. Herford, Goethe's Epic Poetry; R. G. Alford, Englishmen at Weimar. —

Eine Persönlichkeit wie die Goethes regt naturgemäss dazu an, sie zu feiern, zumal an Tagen, die für sie wichtig waren und für die Erinnerung an sie bedeutungsvoll sind. Ein recht altes Beispiel solcher Feiern erwähnt K. J. Schröer[28]). Sie fand in Tivoli in der Villa d'Este statt: unter den grossen Cypressen las Herder der Herzogin Amalie und ihrem Hofstaate Scenen aus „Tasso" vor. Diesen Augenblick hat Georg Schütz in einem die einzelnen Teilnehmer porträtmässig wiedergebenden Bilde vereinigt, von dem S. dem Wiener Goethe-Verein eine Photographie vorlegte. — Mit Vorliebe veranstaltete man von jeher die Feier des Geburtstages: eine stattliche Sammlung von Gedichten, Reden u. ä., die zu solchen Festlichkeiten verfasst und gedruckt wurden, hat Renner[29]) der Goethebibliothek des Frankfurter Hochstiftes geschenkt. — Goethes Todestag wird vom Wiener Goethe-Verein gefeiert: die Festrede hielt diesmal Frhr. von Berger[30]) über eine juridische Frage aus Goethes Faust. — Die Goethe-

---

d. Goethe-Ges.: GJb. 12, Anhang S. 1-7. — 25) B. Suphan, Bericht d. Goethe-Schiller-Archives Ihrer K. H. d. Frau Grossherzogin v. Sachsen: ib. 19, Anhang S. 8—12. — 26) Chronik d. Wiener Goethe-Vereins. Im Auftr. d. Wiener Goethe-Vereins. hrsg. v. K. J. Schröer. Jahrg. 6. N. 1—12: 46 S. 4°. — 27) Publications of the English Goethe-Society ed. by E. Oswald. Bd. 6, 1890/1. 134 S. 12 sh. 6 d. (Postfrei erhältlich von Mr. A. Nutt, Assistant Secretary of the English Goethe-Society London, 270, Strand, W.C.) — 28) K. J. Schröer, Unter d. Cypressen d. Villa d'Este: ChWGV. 6, S. 39. — 29) J. F. Ch. Renner, Sammlung v. Festgedichten u. Festreden zu Goethes Geburtsfeiern: BFDH. NF. 7, S. 73. — 30) A. von Berger, E. jurid.

Gesellschaft verbindet ihre Feier mit ihrer Generalversammlung: am 7. Mai sprach Valentin[31]) über die Einheit der Goetheschen Faustdichtung und ihren Schlüssel, die klassische Walpurgisnacht; die Namenzusammenstimmung brachte ein Witzblatt[32]) zu der Frage, ob „Valentin" sich von einer gewissen Animosität Faust gegenüber freihalten könne; sicherlich habe er über den Verkehr im Schwertleinschen Hause manches Neue und für Goetheforscher sehr Interessante beigebracht. — Das Freie Deutsche Hochstift feierte den Geburtstag: die Festrede hielt Siebeck[33]) über die Grundzüge zu Goethes Lebensphilosophie. —

Besonders erfolgreich ist das Bestreben, Goethes unmittelbare Einwirkung auf Zeitgenossen in der Sammlung seiner Gespräche zu erhalten. Sie unermüdlich aufgespürt und ganz vortrefflich zusammengestellt zu haben ist das hohe Verdienst W. von Biedermanns[34]), dessen ebenso mühevolles wie schön gelungenes Werk nun abgeschlossen vorliegt und sich ungeteilten Beifalls erfreuen darf. O. Lyon weist in seinen „Erläuterungen" darauf hin, wie alle Aeusserungen Goethes nur im Zusammenhange mit seiner ganzen Person und seinem ganzen Wesen, niemals vereinzelt und aus ihrem Zusammenhang herausgerissen zu betrachten sind. „Viele seiner Aussprüche stellen nur einen Durchgangspunkt seiner Entwicklung dar, alle sind nichts Anderes, als aus dem jeweiligen Zustande seiner lebendigen Persönlichkeit herausgewachsene Gedanken und Erfahrungen." — Wie Goethe auf die Entwicklung bedeutenderer Zeitgenossen eingewirkt oder gar massgebend in sie eingegriffen hat, zeigt ein Blick auf die Lebensabrisse, wie sie in den beiden dem Berichtsjahre angehörenden Bänden der Allgemeinen Deutschen Biographie vorliegen. Muncker[35]) berichtet über die Beziehungen F. Schlegels zu Goethe; von Waldberg[36]) erzählt von F. W. V. Schmidt, wie er den Plan einer umfassenden beurteilenden Geschichte der romantischen Poesie mit Dante und Shakespeare als Mittelpunkt gehabt habe: bedeutende Anregungen gingen ihm für diesen Plan von Goethes „Propyläen" zu. Wenn auch dieses Werk nicht zustande kam, so tritt der Einfluss jener Studien doch bedeutungsvoll in anderen Schriften Schmidts hervor. — Pröhle[37]) beschreibt eingehend Leben und Werke des märkischen Naturschilderers Schmidt von Werneuchen: „eine Kritik Tiecks über den „Almanach der Musen und Grazien in der Mark" scheint Goethes Spottgedicht auf Schmidt veranlasst zu haben". — G. A. Schöll findet durch R. Schöll[38]) eingehende Behandlung: seine grosse Bedeutung für die Goethelitteratur ist nur Eine Seite seines reichen geistigen Lebens, das allein die ihm eigentümliche Behandlungsweise litterarischer Denkmäler durch die überall vorhandene Verschmelzung historischer und ästhetischer Betrachtung ermöglichte: in ihr vollstes Licht traten diese Vorzüge in seinen Arbeiten über die neuere deutsche Litteratur, unter denen die über Goethe obenan stehen: „Goethes Briefe an Frau von Stein" und „Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens", 1882 kurz vor seinem Tode erschienen. — M. Koch[39]) berichtet über G. F. E. Schönborn, der, mit Klopstock, Gerstenberg, H. P. Sturz, den Brüdern Stolberg befreundet, dem nordischen Litteraturkreis angehörte: ihn sowie Gerstenberg und Goethe versprach Klopstock 1774 dem Haine zu verbinden. Zu seiner Beurteilung sind wir auf seine Freunde, darunter auch Goethe, angewiesen, die alle sowohl seinem Charakter wie seinen Fähigkeiten hohes Lob zollen. — F. Kummer[40]) schildert die persönlichen Beziehungen von Johanna Schopenhauer zu Goethe: eine Beschreibung der Gemälde Goethes, Schillers, Herders und Wielands von Kügelgen war ihre erste litterarische Arbeit. K. teilt Goethes Urteil über ihren berühmtesten Roman: „Gabriele" mit. — Ihres grösseren Sohnes Beziehungen zu Goethe behandelt H. Liepmann[41]): als Frucht des persönlichen Verkehrs verfasst Schopenhauer seine Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben", in der er für Goethe gegen Newton eintrat. — Der Astronom H. L. F. Schrön beschäftigte sich, wie S. Günther[42]) erwähnt, auf die Anregung seines Gönners Goethe, an der Sternwarte zu Jena mit Meteorologie: „der grosse Dichter rühmte mehrmals die ungemeine Schärfe der Wolkenbeobachtung des jungen Gelehrten". Die älteren Jahrgänge seiner mit höchstem Fleisse angestellten Witterungsbeobachtungen vermochte Schrön nur dadurch zu veröffentlichen, dass Goethe die Regierung veranlasste, die Druckkosten zu übernehmen. — Schletterer[43]) giebt ein eingehendes Bild des Lebens der Corona Schröter und ihrer Beziehungen zu Goethe. In

---

Frage aus Goethes „Faust": ChWGV. 6, S. 17/8. (Vgl. u. IV 9e: 117). — 31) V. Valentin, D. Einheit d. Goetheschen Faustdichtung: DDichtung 10, S. 126/8, 143/7, 175/7. (Vgl. u. IV 9e: 84.). — 32) Kladderadatsch 44, N. 20. — 33) H. Siebeck, Grundzüge zu Goethes Lebensphilos. |[FZg. N. 243.]| — 34) W. v. Biedermann, Goethes Gespräche. S. u. IV 9b: 22. |[W. Buchner: BLU. S. 1/2; S. 739—40; W. K[awerau]: MagdebZg. N. 554; H. C. Kellner: LZg^B. N. 23 u. 135; O. Lyon: ZDU. S. 588—607.]| — 35) F. Muncker, F. Schlegel: ADB. 33, S. 737—52. (Vgl. u IV 11.) — 36) M. v. Waldberg, F. W. V. Schmidt: ib. 32, S. 14/6. — 37) H. Pröhle, F. W. A. Schmidt gen. Schmidt v. Werneuchen: ib. S. 24/6. — 38) R. Schöll, G. A. Schöll: ib. S. 218—24. — 39) M. Koch, G. F. E. Schönborn: ib. S. 260/1. — 40) F. Kummer, Johanna Schopenhauer: ib. S. 346/9. — 41) H. Liepmann, Arthur Schopenhauer: ib. S. 333—46. — 42) S. Günther, L. F. Schrön: ib. S. 555/6. — 43) Schletterer, Corona Schröter: s. o. IV 5: 90. — 44) D. Jacoby, K. E. Schubarth: ib. S. 606—12. — 45) F. Brümmer,

der Beurteilung von Goethes Heirat steht er noch auf dem Standpunkt A. Stahrs; so sympathisch uns auch die edle Gestalt Coronas erscheint, so berechtigt sie doch nicht zu einer solchen Verdammung Christianens, über die das Urteil doch allmählich ein recht anderes geworden ist. — D. Jacoby[44]) schildert den philosophischen und ästhetischen Schriftsteller K. E. Schubarth, der „durch Goethes Teilnahme der Vergessenheit für immer entrissen" worden ist. Durch eine kleine Schrift „Zu Goethes Beurteilung", die späterhin zu einem zweibändigen Werk erweitert wurde: „Zur Beurteilung Goethes, mit Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunst", trat Schubarth dem Dichter nahe, der von nun an nicht müde wurde, für ihn zu sorgen: er erlebte noch die Freude, ihn „in das bürgerliche Tagesleben eingeführt zu sehen", als Schubarth 1830 an das Gymnasium zu Hirschberg kam. Der letzte Brief Goethes an ihn ist fünf Wochen vor des Dichters Tode geschrieben. „Kaum begegnet man einmal Schubarths Namen bei den Goetheerklärern . . . Goethes Persönlichkeit mit ihrer vollendeten Harmonie zwischen Geist und Natur, mit ihrer Geschlossenheit und Ganzheit war sein Vorbild geworden . . . Indem er den Zusammenhang in Goethes Werken nachwies . . . indem er besonders ein richtigeres Verständnis des „Faust", vor allem der Gestalt Mephistos zu verbreiten suchte, ward Goethe ihm, nach seinen eigenen Worten, gleichsam das Symbol des Wahren und Falschen, das er an der modernen Natur anerkennen oder ablehnen musste." — F. Brümmer[45]) hebt den Einfluss Goethes auf die Dichtungen von August Schumacher hervor; L. Fränkel[46]) berichtet ausführlich über den Vf. von „Goethes Philosophie" und anderen Arbeiten über Goethe, F. K. J. Schütz; Pröhle[47]) erzählt von dem Weimarer Original, Dr. Stephan Schütze, der mit Goethe im Hause der Schopenhauer verkehrte, aber Goethes Haus selbst nicht besuchen wollte. Schütze lernt Goethe dort 1806 kennen und gewinnt seine Gunst durch ein Gespräch über das Erscheinen Klärchens am Schlusse des „Egmont". Seiner Begeisterung für Goethe pflegte er an den Geburtstagen durch ein Carmen Ausdruck zu geben; dennoch scheint er an Goethes höherer Richtung keinen sehr lebhaften Anteil genommen zu haben. — R. Jung[48]) schildert den geistreichen Erklärer von Werken Goethes, Konrad Schwenck, Th. Schön[49]) den durch seinen Verkehr mit Goethe, Schiller, Herder zu einer Uebersetzung der „Blüten griechischer Dichter" angeregten Freiherrn Leo von Seckendorff. — D. Jacoby[50]) weist darauf hin, wie Friedrich v. Sallet seine Zeit genau kennt und scharf beurteilt: die Poesie sei die Verkündigung der echten, d. h. geistig verklärten Wirklichkeit. Goethe, „der einzige, der es in Deutschland gewusst und durch die That gezeigt hat, ist vielfach pfäffisch verketzert und unrein verehrt worden". — H. A. Lier[51]) giebt über die Heldin des Goetheschen Gedichtes „Johanna Sebus" Mitteilungen. —) R. Keil[52]) verwendet eine Reihe von Gedichten, um an sie biographische Erläuterungen über Goethes Beziehungen zu Käthchen Schönkopf, Friederike, Lili, Frau von Stein, Corona Schröter und die schöne Mailänderin zu knüpfen. K. hebt das Bestehen eines Liebesverhältnisses Goethes zu Corona Schröter hervor, das von 1776—81 gewährt habe. Die heftige Eifersucht der Frau von Stein, die den harmonischen Abschluss jenes innigen Verhältnisses zu verhindern wusste, hätte dann die endliche Entscheidung der Beziehungen Goethes zu ihr hervorgebracht: „Als der Frau von Stein im Jahre 1781 Goethes Neigung zu Corona Schröter der Verlust des Geliebten drohte, verlor ihr Liebesverhältnis zu ihm den früheren platonischen Charakter." Hieraus würde sich dann weiter Goethes Bestreben, diesem ungesunden und auf die Dauer unmöglichen Verhältnisse zu entgehen, begreifen lassen: seine Flucht nach Italien wäre nur die äussere Ausführung einer wohl schon längst im stillen sich vorbereitenden Zurückziehung, aus der die Eifersuchtsausbrüche der Frau von Stein zu verstehen wären. Goethes Reise sei nicht nur eine Bildungsreise, sondern eine Befreiungsreise gewesen zur „Befreiung aus dem Hofdienst, aus der Enge des deutschen Kleinstaates und dem wesenlos gewordenen Verhältnis zu Frau von Stein". So wird er in Italien für die Reize der schönen Mailänderin empfänglich, durch die ihn ein wertherähnliches Schicksal traf: sie war bereits Braut. — K. J. Schröer[53]) erzählt von dem Zusammentreffen des Dänen Oehlenschläger mit Goethe 1806: er fand die beste Aufnahme, und Goethe beabsichtigte, Dramen von Oehlenschläger aufzuführen, was durch die kriegerischen Ereignisse unmöglich wurde. Bei einem zweiten Besuche 1809 fühlt sich Oehlenschläger durch die Zurücksendung eines unleserlichen Manuskriptes, die Goethe mit dem Wunsche begleitete, die Handschrift bald gedruckt zu sehen, so gekränkt, dass er von Goethe mit Eklat Abschied nahm. S. veröffentlicht aus der ersten Zeit ein Briefchen Oehlenschlägers an

---

Aug. Schumacher: ib. 33, S. 30/1. — 46) L. Fränkel, F. K. J. Schütz: ib. S. 117-20. — 47) H. Pröhle, Stephan Schütze ib. S. 146/7. — 48) R. Jung, K. Schwenck: ib. S. 377. — 49) Th. Schön, Fr. K. Leopold Frhr. v. Seckendorff: ib. S. 519. — 50) D. Jacoby, F. v. Sallet: ib. S. 717–27. — 51) H. A. Lier, Johanna Sebus: ib. S. 510/1. — 52) R. Keil, E. Goethe-Strauss. Jugendgedichte Goethes nach d. Hs. d. Dichters v. 1788 biogr. erl. Stuttgart, Dtsch. Verlagsanst. 196 S. M. 5,00 (Mit 10 Illustr. u. e. farbigen Lichtdruck: D. schöne Mailänderin. Vgl. u. IV 9c : 12). — 53) K. J. Schröer, Goethe u.

Riemer, worin die Begeisterung sich kräftig ausdrückt. — Schröer[54]) berichtet ferner von einem Besuche, den der Komponist und Sänger Johann Carl Gottfried Loewe als Student bei Goethe in Halle 1820 machte[55]). — Bei Gelegenheit der Grillparzerfeier schildert K. J. Schröer[56]) in einem Vortrage ausführlich die Beziehungen Grillparzers zu Goethe im Anschluss an die in Grillparzers Selbstbiographie gegebene Erzählung. — Den Brief, in dem Grillparzer über diesen Besuch an Katharina Fröhlich geschrieben hat, veröffentlicht das Grillparzer-Jahrbuch[57]), während Max Koch[58]) Grillparzers Beziehungen zu Goethe vom litterarhistorischen Standpunkt im Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung des österreichischen Dichters betrachtet[59]). —

Aus unmittelbaren persönlichen Beziehungen hervorgegangene Aeusserungen und Urteile über Goethe finden sich in Briefen von Zeitgenossen. Wieland warnt am 22. Juli 1776 in einem durch Linckelmann[60]) mitgeteilten Schreiben den Leibmedikus Zimmermann: „Glauben Sie nicht leicht, wenn Sie was absurdes und schlechtes von Weimar hören. Ich bin zwar blosser Spectator von allem, was passiert: aber Sie können mir glauben, es geht so gut als möglich." Er beruft sich darauf, dass Zimmermann ihn „und Goethen und die Höfe und die Höflinge und die dethronisierten Hofmeisters und die Menschen überhaupt" kenne. — Friedrich Leopold von Stolberg, dessen Briefe an Voss Hellinghaus[61]) vorlegt, giebt 1784 eine warm gehaltene Charakteristik von Goethe, „der die Wahrheit selber ist", und betont dessen Verehrung für Lavater. — J. G. Müller tadelt an einer Stelle seines durch Haug[62]) veröffentlichten Briefwechsels mit Joh. Müller Goethe wegen der „Xenien": „Wir sind berufen aufzubauen, nicht zu zerstören." — Auch Gräfin Schimmelmann will, wie wir durch Bobé[63]) hören, von den „Xenien" nichts wissen und freut sich, dass Schiller ihr schreibt, man brauche solche Waffen nur einmal, um sie dann für immer niederzulegen; im übrigen ist sie für Schiller wegen seines Verkehrs mit Goethe besorgt, wie sie denn besonders Misstrauen hegt gegen „dies Weib, welches die Mutter seines Sohnes ist": sie freut sich jedoch, dass dieser Sohn gut erzogen wird, und erkennt an, dass Goethe in dem jungen von Stein das Muster eines Jünglings erzogen hat. — Weit schärfer urteilt Stapfer, der Vater des Faustübersetzers, in einem durch Luginbühl[64]) bekannt gemachten Schreiben über Goethe, durch dessen Einwirkung die deutsche Litteratur zwar noch nicht im Verfall, wohl aber im Delirium sei. Er, die Schlegel, andererseits die Ultrakantianer, hätten die Sprache zur Entartung gebracht und die Geister auf eine falsche Bahn gelenkt. — Am schlimmsten erscheint aber Goethe in der Schilderung eines „Denkers" unserer Tage, namens Mügge[65]), der sein Elaborat schon mit einem aufregenden Titel ausstattet. Das Problem von Goethes Geist ist „von jetzt ab ein für alle Mal gelöst", „wenn wir den Schlüssel seiner geistigen Welt in der Sinnenwelt suchen". „Goethe war gar kein Poet. Das, was man gewöhnlich für Naivität zu halten pflegte, war raffinierte Schamlosigkeit, und sein letztes Atom Naivität bewusste Heuchelei." Sie erscheint besonders in Tasso, der „höchsten Gattung der treulos-polygamisch-sinnlichen Poesie". Von einem Gedankengang ist bei M. keine Rede, eine Variation des Grundthemas löst die andere ab. Im zweiten Teile wird der verderbliche Einfluss Goethes auf Schiller dargethan. Der Vf. erzählt, dass eine vorhergehende Arbeit, der der halbe Grimmpreis der Berliner Universität zu teil wurde, „auch nach ihrer totalen Umarbeitung von dem Herrn Geheimrat (Herman Grimm)" für den Druck abgelehnt wurde: M. darf sehr bedauern, dass eine so wohlthätige Hand nicht auch über dieser zweiten Arbeit gewaltet hat. —

Den unmittelbarsten schriftlichen Ausdruck der Persönlichkeit geben die Briefe. Eine möglichst vollständige Sammlung der Briefe Goethes giebt die Weimarer Ausgabe seiner Werke. Von E. von der Hellen[66]) herausgegeben, ist der siebente Band erschienen: er enthält die Briefe vom 1. Jan. 1785 bis zum 24. Juli 1786. Bei diesem wichtigen Abschnitt, dem Tage der Abreise nach Italien, halten die Herausgeber zunächst ein, um die ganze erste siebenbändige Sammlung mit einem umfassenden Register auszustatten sowie Nachträge und Berichtigungen zu geben. Der Band bringt fünfzehn bisher ungedruckte Briefe (2067, 2102, 2126, 2198, 2200, 2228, 2260, 2275

Öhlenschläger: ChWGV. 6, S. 14, 25/6. — 54) id., Loewe bei Goethe: ib. S. 43/4. — 55) × F. C. Arnold: Neue Cristoterpe S. 138-76. — 56) K. J. Schröer, Grillparzer bei Goethe: ChWGV. 6, S. 4-8. — 57) JbGrillparzerG. 1, S. 106/7. — 58) Max Koch, F. Grillparzer. E. Charakteristik. (= Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes.) Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 40 S. M. 1,00. (Vgl. u. IV 13.) — 59) (IV 9b : 72—114.) — 60) Dr. Linckelmann, Aus d. Briefwechsel d. Leibmedicus J. G. Zimmermann in Hannover: AZg[B]. N. 128. — 61) Briefe F. L. Grafen zu Stolberg u. d. Seinigen an J. H. Voss. Nach d. Orig. d. Münchener Hof- u. Staatsbibl. mit Einl., Beil. u. Anm. her. v. O. Hellinghaus. Münster i. W., Aschendorff. LV, 524 S. M. 8,00. — 62) D. Briefwechsel d. Brüder J. Georg Müller u. Joh. Müller 1789—1809, her. v. E. Haug. 1. Halbbd. 1789—99. Frauenfeld, Huber. XII, 218, 57 S. M. 5,00. — 63) L. Bobé, Ernst u. Charlotte Schimmelmann in ihrem Verh. zu Schiller: Nation[B]. 8, S. 575/8. (Vgl. u. IV 10.) — 64) Aus Ph. A. Stapfers Briefwechsel. Her. v. R. Luginbühl. 2 Bde. (= Quellen z. Schweizer Gesch. 11/2.) Basel, Geering. V, CXLII, 400, 522 S. M. 20,00. — 65) R. Mügge, D. Brandmal d. Seele oder Schiller u. Goethe. Bromberg, Gruenauersche Buchdr. 64 S. M. 71,00. (6 Exemplare M. 300,00 —; unbemittelten Künstern, Jungfrauen, Studenten u. Schülern gratis gegen Vergütigung von 20 Pf. Wert in Briefmarken v. Vf.) |[Gesellsch. II, S. 1687/8]|. — 66) Goethes Werke. IV, 7 her. v. E. v. d. Hellen. S. u. IV 9a : 2. — 67) Goethes Werke. Her. im Auf-

teilweise, 2350, 2358, 215a, 345a, 481a, 808a, 2039a). Die mit Sicherheit datierten Briefe gehen bis 2347. An sie schliesst sich als besondere Gruppe eine Anzahl von undatierten Briefen, die jedoch alle in die Zeit vor der italienischen Reise fallen (2348 bis 2489). Auf den kritischen Apparat folgt ein Anhang, der für alle sieben Bände Nachträge sowie Berichtigungen zu Text und Lesarten bietet. Das Personen- und Ortsregister enthält sämtliche Namen mit Nachweis aller Stellen und durch besondere Schrift angedeutet die Nummern der Briefe sowohl bei den Namen der Empfänger wie bei den Namen der Orte, von wo aus sie gegeben sind. — Gleichfalls von E. von der Hellen[67]) herausgegeben ist noch ein zweiter Band Briefe erschienen, der neunte in der Gesamtfolge. Er umfasst die Nummern 2657—2928 und damit die Zeit vom 18. Juni 1788 bis zum 8. Aug. 1792. Bisher ungedruckte Briefe enthält er zwanzig (2658, 2687, 2707, 2746, 2767, 2789, 2808, 2811, 2827, 2838, 2847, 2852, 2855, 2871, 2883, 2884, 2899, 2921, 2922). Mit 2756 hören die Briefe an Charlotte von Stein auf; neue Beziehungen, teils künstlerischer, teils wissenschaftlicher Art, knüpfen sich an. Den Lesarten sind noch die „Postrechnungen" angefügt, wie sie sich in zeitlicher Folge aus einer Zusammenfügung der vierteljährigen Abrechnungen des Kaiserlichen und des sächsischen Postamtes sowie der Notizen der Ausgabebücher Goethes und seiner Dienerschaft ergeben. Den Abschluss macht für die Jahre 1790 und 1791 ein grösstenteils eigenhändig von Goethe geführtes „Briefverzeichnis", zum Teil mit kurzer Inhaltsangabe. — Eine bedeutsame Vermehrung der Briefe Goethes bringt Steig[68]) durch Veröffentlichung der nach Umfang und Gegenstand der Behandlung ein in sich geschlossenes Ganzes bildenden Korrespondenz zwischen Therese v. Jakob (Talvj) und Goethe über die Uebersetzung, Druckfertigstellung und Drucklegung der serbischen Volkslieder. Dieser wertvolle Beitrag entstammt dem Goethe- und Schiller-Archiv: Suphan hat den Text für die Herausgabe hergerichtet und zu den Goethebriefen meist auch die textkritischen Noten angefügt. Der Herausgeber hat den ganzen Briefwechsel mit erläuternden Anmerkungen versehen. Besonders bemerkenswert ist der Plan der Reihenfolge der Dichtungen, durch den Goethe Talvjs Absicht einer rein zeitlichen Folge ersetzt hat (vgl. Brief 10): er ist besonders lehrreich für die Frage, wie Goethe eine solche Aufgabe betrachtete, und gestattet Rückschlüsse auf sein Verfahren bei seinen eigenen Gedichtsammlungen. — K. J. Schröer[69]) veröffentlicht unter Darlegung der Beziehungen Goethes zu dem Altgrafen Hugo Franz zu Salm das Antwortschreiben Goethes auf seine von diesem bedeutenden Mann unterzeichnete Ernennung zum Ehrenmitgliede der kaiserlich-königlichen mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues: Goethes Schreiben ist vom 20. Juli 1817 datiert und erwähnt die ihm jetzt gegönnte „Absonderung und Musse", womit seine Zurückziehung von der Theaterverwaltung angedeutet ist. S. schliesst die Veröffentlichung eines bisher unbekannten Briefes Carl Augusts an, der vielleicht an Goethe gerichtet ist. — Heuer[70]) benutzt bisher unbekannte, im Besitze eines Enkels von Kaysers Schwester Christine, Herrn B. Reges zu Frankfurt a. M., befindliche Briefe: ausser zahlreichen Schreiben Kaysers an die Seinigen sind zwei bisher unbekannte Briefe Goethes, einer der Grafen Stolberg, mehrere von Klinger sowie viele Schreiben der Barbara Schulthess dort erhalten. Die Briefe Goethes, der Stolberg sowie ein Brief Philipp Seidels und verschiedene Briefe Klingers sind abgedruckt. — Ruland[71]) veröffentlicht Goethes Antwort auf den gleichfalls abgedruckten Brief Seebecks über Farbenphänomene und weist auf zwei weitere Schreiben Goethes an Professor Schweigger wegen der entoptischen Farben hin. Diese Briefe sollen in der Weimarischen Ausgabe veröffentlicht werden[72]). —

In unmittelbare Berührung mit der Litteratur tritt Goethes persönliche Thätigkeit durch seine Uebernahme der Leitung des Weimarischen Theaters im Jahre 1791. Zur Jubelfeier dieses Ereignisses schildert C. A. H. Burkhardt[73]) das Repertoir des Theaters unter Goethes Leitung bis 1817. Er legt die Hauptzüge der Geschichte dieser Leitung mit besonderer Berücksichtigung der materiellen Seite dar und giebt eine Uebersicht über die Filialen des Theaters, durch die die materielle Existenz des Haupttheaters lange Zeit hindurch erst ermöglicht wurde: die Gesamtgastspiele wurden auf Lauchstädt, Rudolstadt, Erfurt, Halle und Leipzig ausgedehnt. B. hat mit grosser Mühe und Sorgfalt ein genaues Verzeichnis aller sowohl in Weimar wie in den übrigen Städten aufgeführten Dramen hergestellt und diesem chronologischen Verzeichnis ein alphabetisches beigefügt, das zugleich die Aufführungstage angiebt: ein sehr wertvolles Material für

---

trage der Grossherzogin Sophie v. Sachsen. IV, 9 (v. E. v. d. Hellen.) Weimar, Böhlau. XII, 397 S. M. 4,20. — 68) R. Steig, Briefwechsel zwischen Goethe u. Therese v. Jakob. S. u. IV 9b : 4. |[M. Koch: BFDH. 7, S. 428 f.]|. — 69) K. J. Schröer, Altgraf Hugo Franz zu Salm u. Goethe. S. u. IV 9b : 13. — 70) O. Heuer, Ph. Chr. Kayser, Goethe u. Klinger. S. u. IV 9b : 7. — 71) C. Ruland, Zu Goethes naturwissenschaftlichen Forschungen. S. u. IV 9b : 5. — 72) V. Valentin: BFDH. 7, S. 206/7. — 73) C. A. H. Burkhardt, D. Repertoir d. Weimar. Theaters. S. o. IV 5 : 68. |[M. Koch: BFDH. 7, S. 439; R. Genée: NZg. N. 169; E. Kilian: AZg^B. N. 102; Didaskalia N. 109; A. v. Weilen: DLZ. 12, S. 1682; PrJbb. 67, S. 714/5; DR. 16, 3, S. 128; M. Roediger: ASNS. 87, S. 55; HambCorr. N. 331; HambNachr^S. N. 10; J. Minor

litterarhistorische und ästhetische Forschung. Zunächst fällt die Vorurteilslosigkeit auf, mit der Goethe den Bedürfnissen des Publikums durch Vorführung der Tageswerke entgegenkommt, um dadurch freiere Bewegung für die Erreichung seiner ästhetischen Ziele zu gewinnen. — Auf der so geschaffenen Grundlage lassen sich fortführende Einzeluntersuchungen weiterbauen. So hat C. Heine[74]) die in Weimar aufgeführten ausländischen Dramen zusammengestellt und mit dem Anteile des Auslandes am Berliner Spielplane verglichen.[75]) — W. von Biedermann[76]) weist darauf hin, dass „eine gründliche Darlegung von Goethes Wirksamkeit als Bühnenleiter eine noch zu lösende würdige Aufgabe" ist. Er giebt die Quellen zu einer solchen Arbeit an und vermehrt sie durch einen bisher ungedruckten Brief Goethes an Kirms, teilt sodann einige Ergebnisse einer Nachprüfung des Burkhardtschen Buches und seiner Quellen mit und bietet schliesslich zur „Feier des Jubeltages" „ein paar ungedruckte Aktenstücke". Sie beziehen sich auf den in Weimar zuerst aufgetretenen Sohn der Schauspielerin Unzelmann, wobei Goethes Verhältnis zu der herzoglichen Kommission klar gestellt wird, sowie auf den Eintritt der Frau Genoveva Weber, der Mutter Carl Marias, in das Hoftheater zu Weimar.[77]) — Einen Ueberblick auf Grund des bis dahin vorliegenden Materiales giebt Wahle[78]) in seiner dem Hoftheater zum 7. Mai 1891 gewidmeten Festschrift. Er geht von den Zuständen der deutschen Bühne im 18. Jh. aus und stellt dem gegenüber die Bedeutung der Gründung des Hamburger Nationaltheaters und der weimarischen Hofbühne. Hatte jenes das Verdienst, eine Reform der Theaterzustände angebahnt zu haben, so nahm von Weimar aus das neue Ideal des Dramas und das neue Ideal der Schauspielkunst seinen Ausgang. Nach einer Schilderung der theatralischen Vergangenheit Weimars zeigt W. besonders das Verdienst der Herzogin Anna Amalia um die Förderung des Theaters bis zum Schlossbrand 1774. Da ist es dann Goethe, mit dessen Eintritt in die Weimarer Kreise das Interesse an der Bühne neue Nahrung erhält: er ist die Seele des Liebhabertheaters, das auf ihn selbst einen bedeutenden Einfluss ausübte: sein bisher mehr allgemein-ästhetisches und dichterisches Interesse am Theater erhielt die entschiedene Richtung aufs Praktische. Nachdem inzwischen auf Antrieb der Herzogin Anna Amalia ein neues grosses Haus gebaut worden war, wo die Bellomosche Gesellschaft bis 1791 spielte, übernahm nun Goethe selbst die Leitung des Theaters: „Der 7. Mai, an dem das weimarische Hoftheater eröffnet wurde, ist epochemachend in der Geschichte des Theaters sowohl als in der Geschichte unserer Litteratur." W. stellt in grossen Zügen dar, was Goethe im Vereine mit Schiller diesem Theater und damit zugleich dem ganzen deutschen Theater geworden ist. Beigegeben sind Abbildungen Carl Augusts, Goethes, Schillers, der Christiane Neumann, der Jagemann, Graffs und Pius Alexander Wolffs, endlich die Ansichten des alten Theaters (1779—1825) und des neuen Theaters sowie eine Nachbildung des Zettels vom 7. Mai 1791 („Die Jäger" von Iffland). — Den Einfluss der griechischen Bühnendichter auf Goethes eigene Bühnendichtung stellt Morsch[78a]) dar. Der Zweck seiner Arbeit ist „zunächst weiter nichts als eine möglichst vollständige Zusammenstellung alles dessen, was Goethes Verhältnis zu den griechischen Dramatikern erläutert: Stellen aus Goethes Werken, Briefen, Unterredungen usw., welche seine eigenen Studien, Urteile, wie mitunter die seiner nächsten auf ihn einwirkenden Umgebung enthalten, dann natürlich Verse, Scenen aus seinen antikisierenden Dramen, verglichen mit solchen der alten Dichter." M. begleitet Goethes dichterische Entwicklung unter diesem Gesichtspunkt von seiner frühesten Bekanntschaft mit der griechischen Dichtkunst bis zu der am 3. März 1832 gethanen Aeusserung Goethes, er wolle sich noch einmal an den „Phaethon" des Euripides machen. Beachtenswert für den Charakter der Arbeit ist der Gesichtspunkt, unter dem M. die angeführten Parallelstellen betrachtet: „mit ihrer Anführung soll nicht etwa gesagt sein, dass Goethe jede einzelne Stelle vor Augen gehabt hat, vielmehr soll nur gezeigt werden, wie er, grösstenteils unbewusst, den richtigen Ton zu treffen versuchte." —

Unter den reichen Beziehungen, die Goethes umfassende Persönlichkeit zu besonderen Lebensrichtungen unterhalten hat, steht die zu Kunst und Künstlern obenan; in erster Linie kommt die bildende Kunst in Betracht. In seine früheste Zeit geht das Verhältnis zu J. K. Seekatz, dem Maler in Goethes Vaterhaus, zurück: ihm widmet Katzenstein[79]) eine Lebensübersicht, bei der das Verhältnis zu dem Goetheschen Hause indessen nur sehr spärlich erörtert wird. Für das Kunstinteresse des Studenten Goethe legt der Eintrag Zeugnis ab, den in Verbindung mit „Dr. Schlosser aus Frankfurt am Mayn" „Goethe aus Frankfurt am Mayn" in dem Fremdenbuch des Richterschen

GGA. S. 682/4; NationB. 8, S. 608; Grenzboten II, S. 346/7.]| — 74) C. Heine, D. ausländ. Dramen im Spielplan d. Weimar. Theaters: ZVLR. NF. 4, S. 319 ff. — 75) × Lina Schneider, Goethe als Tooneeldirecteur: NederlSpectator S. 188—90. — 76) W. v. Biedermann, Am 7. Mai 1791. S. u. IV 9b : 8. — 77) ×× Goethe als Theaterdirektor: SammlerA. N. 58. (Bericht über Suphans Vortr. [1892 gedruckt]) — 78) J. Wahle, D. Weimar Hoftheater unter Goethes Leitung. Z. Feier d. 100. Jahrestages s. Gründung Braunschweig, Westermann 4⁰. 29 S. M. 1,50. |[PrJbb. 67, S. 715/6.]| (S.-A. aus WIDM. 70, S. 390—415.) — 78a) H. Morsch, Goethe u. d. griech. Bühnendichter. Leipzig, Fock. 1890. 4⁰. 53 S. M. 2,50. — 79) L.

Kabinettes gemacht hat: J. Vogel[80]) theilt in seiner Beschreibung der Leipziger Kunstsammlungen ein Faksimile davon mit. Der in „Dichtung und Wahrheit" bei der Stelle „Einer Stadt kann kein grösseres Glück begegnen . . . " (W. A. 27, S. 162) erwähnte Kunstfreund F. W. Kreuchauff, der Vf. des Katalogs der Winklerschen Sammlung, „das geistige Oberhaupt der ganzen Kunstgemeinde, ihr Berater und sachverständiger Lenker" wird dabei ausführlich geschildert. V. weist darauf hin, dass der von Goethe dort gebrauchte Ausdruck „Kunstsocietät" keineswegs ein allgemeiner Begriff ist, dass vielmehr die „Errichtung einer Societät von Gelehrten, schönen Geistern, Künstlern und Kunstbeförderern" ausdrücklich bezeugt wird. Diese von Richter begründete Gesellschaft hielt regelmässige, vielseitig anregende Zusammenkünfte ab, durch die auch angehenden Künstlern die weitest reichende Unterstützung ihrer Studien zu teil wurde. — Ueber J. G. Schütz, ein Mitglied der Frankfurter Künstlerfamilie, den Goethe in Rom kennen lernte, berichtet Stricker[81]); den in Rom 1786 ermordeten Medailleur und Siegelstecher Josef Schwendimann, dessen mitten in aufstrebender Thätigkeit jäh hereingebrochenen Tod Goethe tief beklagte, schildert Th. von Liebenau[82]). — Massgebend eingegriffen hat Goethe in die Entwicklung der Malerin Luise Seidler, deren Leben und Schaffen H. A. Lier[83]) erzählt, während H. Holland[84]) in seiner ausführlichen Schilderung des Lebens und Schaffens von Moritz von Schwind auf die „wahre dithyrambische Anerkennung" hinweist, mit der Goethe den jungen Künstler begrüsste. — Besondere Seiten solcher Beziehungen hebt Bechstein[85]) im Anschluss an Harnacks „Nachgeschichte der italienischen Reise" hervor: er giebt einzelne Berichtigungen und Erläuterungen und spricht ausführlich über das dem Baroccio zugeschriebene Bild. — Noll[85a]) weist in seiner verdienstlichen Arbeit über Hundeshagen, der „in der verhältnismässig kurzen Zeit, die zwischen seinem Dasein (1784—1858) und heute verstrichen ist, fast ganz der Vergangenheit anheimgefallen", darauf hin, dass Goethe in dem regen Verkehr mit ihm und Sulpiz Boisserée in Wiesbaden 1815 eine günstigere Ansicht über die altdeutsche Kunst gewonnen hat: er nimmt einen Teil des Verdienstes, Goethes Anschauungen speciell zu Gunsten unserer mittelalterlichen Baukunst modifiziert zu haben, für Hundeshagen in Anspruch: Goethe gedenkt selbst rühmend der Verdienste Hundeshagens um den Palast Friedrichs I. zu Gelnhausen. — J. Bayer[86]) will nachweisen, „dass das künstlerisch fachmännische Verhältnis Schinkels zur Gotik im allgemeinen und ganz speciell znr Dombaufrage in Köln ein ähnliches war wie das nur beurteilende und beschauende Verhältnis Goethes in derselben Angelegenheit". Zu diesem Zweck wirft er einen Blick auf Goethes Beziehungen zur Gotik in seiner Strassburger Jugendzeit[87]) und dann wieder, nach der Anregung durch die Brüder Boisserée, in späterem Alter. Schinkel und Goethe hielten sich gleichmässig fern von der „patriotisch-religiösen Erregung der Gemüter" und vermengten die künstlerische Bedeutung des Stiles nicht mit der kirchlich-symbolischen. Beide standen daher einem Weiterbau des Kölner Domes kühl gegenüber und erklärten sich für Erhaltung des Bestehenden. Ganz besonders aber war die Verpflanzung der Gotik in die Gegenwart, der gotische Neubau, durchaus nicht im Sinne Goethes. — Noch vollendeter ist die Uebereinstimmung Goethes mit Schinkel zum Ausdruck gekommen, wo beide auf dem ihrer innersten Natur am meisten zusagenden Gebiete, dem Anschluss an die Antike, zumal in Griechenland, sich begegnen. Eingehend und treffend schildert Dobbert[88]) dies Verhältnis. Von einem Gegensatze zwischen Schadow und Goethe ausgehend, der durch ein Urteil Goethes über die Berliner Kunst veranlasst war, legt D. den allmählich eingetretenen Ausgleich zwischen dem Kritiker und dem Künstler dar und zeigt sodann, wie ein schönes persönliches Verhältnis, veranlasst durch die unter Goethes Oberleitung ausgeführte Arbeit an dem Blücherdenkmal für Rostock, sich gestaltete und seit 1806, als Schadow nach Weimar kam, sich befestigte. Damals modellierte Schadow des Dichters Profil in Wachs, eine Arbeit, die später einer Medaille zu Grunde gelegt wurde; auch Goethes Gesicht wurde abgeformt: darnach schuf sodann Schadow die Marmorbüste, die jetzt in der Nationalgalerie sich befindet. Die Uebereinstimmung des Bildkünstlers und des Dichters ist jetzt so gross, dass die von Schadow für das Blücherdenkmal gewählte antikisierende „heroisch-dichterische Bekleidung" nicht dem Bildkünstler von dem Dichter aufgezwungen ist, sondern von ihm selbst herrührt: nur die symbolisch-allegorischen Motive der Sockelreliefs sind auf Goethe zurückzuführen. Die Zusammenkunft beider im J. 1820 wurde durch die Teilnahme Rauchs, F. Tiecks

---

Katzenstein, J. K. Seekatz: ADB. 33, S. 574/5. — **80)** J. Vogel, Leipziger Kunstsammlungen d. vor. Jh. **Mit Abbild.**: ZBK. NF. 2, S. 123/7; 145/9. — **81)** W. Stricker, J. G. Schütz. ADB. 33, S. 108. — **82)** Th. v. Liebenau, J. Schwendimann: ib. S. 401/3. — **83)** H. A. Lier, Luise Seidler: ib. S. 642/5. — **84)** H. Holland, Moritz von Schwind: ib. S. 449—69. — **85)** B[echstei]n: RostockZg N. 15. — **85a)** J. Noll, H. B. Hundeshagen u. seine Stellung z. Romantik, nebst zwei Beil. (Briefen J. Grimms). Programm N. 378. Frankfurt a. M., Enz u. Rudolph. 4°. 45 S. — **86)** J. Bayer, Goethe, Schinkel u. d. Gothik: NZg. 44, N. 226, 229. — **87)** × T. V., Z. inneren Gesch. d. „gotischen Tendenzen" d. jungen Goethe: HambNachrs. N. 24/5. — **88)** E. Dobbert, Goethe u. d. Berliner Kunst. Rede geh. am Geburtstage S. M. d. Kaisers in d.

und des Staatsrats Schultz verschönert. Die bedeutsamen, von Goethe gewonnenen Anregungen ermutigten Schinkel, auf seinem Wege weiterzugehen: entsprach doch die Art, wie Schinkel bei seiner ersten, seinem Genius angemessenen architektonischen Aufgabe, der Schaffung des Berliner Schauspielhauses, die von ihm in ihrer feineren Eigentümlichkeit erkannten Formen griechischer Baukunst den modernen Bedürfnissen anzupassen wusste, so ganz Goethes Kunstidealen. Aber auch zu Rauch[89]) wurden die persönlichen Beziehungen zugleich mit der Uebereinstimmung auf dem Kunstgebiete immer engere. So war es Goethes Wunsch, sein in Frankfurt schon seit 1819 geplantes Denkmal möchte von Rauch ausgeführt werden. Allein weder der Entwurf zu einer Kolossalbüste gelangte zur Verwirklichung, noch der von Goethe günstig beurteilte Entwurf zu einer Statue. Von der herzlichen Freundschaft zeugt der Briefwechsel, besonders der Brief Goethes von 1827, den A. v. Humboldt als einen der schönsten Briefe bezeichnete, die er je gelesen habe. In diesem Zusammenleben zeigt sich, wie sich das Urteil Goethes über Berlin allmählich umgewandelt hat: hatte er früher die Musen und Grazien in der Mark verspottet, dann die Engherzigkeit des künstlerischen Schaffens getadelt, so erkennt er jetzt die Bedeutung Berlins für Kunst und Wissenschaft im höchsten Grade an und sagt: „ich lebte dort mehr als ich sagen kann.“. — Ein jüngerer berühmter Bildhauer steht zu Goethe dadurch in Beziehung, dass er ein Goethedenkmal geschaffen hat: es ist Schwanthaler, dessen Leben und Schaffen H. Holland[90]) eingehend schildert. — Die Geschichte der Entstehung des Frankfurter Goethedenkmals erzählt R. Jung[91]). Schwanthaler hatte die Ausführung des Modells unentgeltlich übernommen und den grossen Teil einer Ehrengabe den Stadtarmen geschenkt: da ernannte ihn der Senat zum Ehrenbürger. — Ein anderes besonderes Gebiet behandelt A. Heusler[92]). Er verfolgt Goethes Beziehungen zur italienischen Kunst von den ersten, durch den Vater vermittelten Jugendeindrücken an und zeigt die Entwicklung dieser Beziehungen, indem er zunächst auf Oesers bedeutsamen Einfluss hinweist, der einen Bruch mit dem herrschenden Kunstgeschmack, der Freude am Rokoko und am Zopfstil, herbeiführte. Im Sinne Winckelmanns verweist Oeser auf das Altertum und lässt von neueren Meistern nur die gelten, in denen das ihm als das charakteristischste Merkmal des Altertums Erscheinende, die „edle Einfalt“, die sich hier als Grazie und Glätte der Form äusserte, am meisten hervortrat: die Eklektiker von Bologna. Goethes gesunde Natur verhinderte ihn aber nicht, in Dresden Gefallen an den Niederländern zu finden, in denen er die ihm bekannte Natur wiedererkannte, und ebenso versteht er die Grossartigkeit des Strassburger Münsters nachzuempfinden. Aber diese Begeisterung für die Gotik ist nur ein Intermezzo. Er wendet sich in Weimar den Studien der Renaissancebaukunst zu, liest mit Frau v. Stein R. Mengs und kommt so nach Italien, das er nicht mehr in fieberhaftem Schwelgen, sondern ruhig und sicher beurteilt. Seinem Volkmann und den von diesem vertretenen Zeitgeschmack gegenüber macht er sich frei, ohne von dessen Führung unbeeinflusst zu bleiben. Goethes Interesse wendet sich der antiken Baukunst zu: der modernen nur, insoweit sie denselben Gesetzen folgt wie diese. In der Malerei teilt Goethe die Vorliebe seiner Zeit für die Eklektiker, gewinnt sich aber ein eigenes freies Urteil über Michelangelo und Raffael. Die moderne italienische Skulptur, die gar nichts Antikes bietet, übergeht er mit Schweigen. Bedeutsam ist sein treffendes Urteil über Mantegna. Dennoch bleibt der Einfluss der italienischen Kunst auf Goethe so beschränkt, dass „neben der Bedeutung, welche die antike Kunst als Ausdruck antiker Lebensstimmung für Goethes Denken und Dichten gewann, sich von einem „Einfluss“ der italienischen Kunst kaum sprechen lässt“. Was ihn von der Kunst selbst eines Michelangelo und Raffael trennte, war „ihr specifisch christlicher Inhalt“. Er findet überall „immer Leiden der Helden, nie Handlung“: der rein menschliche Gehalt kann ihn freilich hier und da über diesen Mangel hinaussetzen. Goethe hat sich selbst als Kunstforscher bewährt: im „Cellini“, in der „Reise am Rhein“ und in anderen Aufsätzen über Kunst. Aber jetzt erscheint er nicht mehr als einer, der kennen lernt und in eigener Person urteilt: er lässt eigene Vorliebe, eigene Abneigung nicht mehr hervortreten. — Von Goethes eigener bildnerischer Thätigkeit liegen unveröffentlichte Zeugnisse vor. Heuer[92a]) teilt die Nachbildung von drei Silhouetten mit, die aus der Kayserschen Familie stammen. In ganzer Figur erscheint Kayser selbst, von Klinger dagegen und seiner Schwester Agnes nur die Köpfe. Auf der Rückseite dieser letzten Silhouette steht von einer Frauenhand des vorigen Jh. der Vermerk: „A. Klinger, nachherige verehelichte Anthäus, von Wolfgang Göthe gefertigt.“ Die beiden anderen Silhouetten nennen ihre Urheber nicht: Kayser hat die seinige mit seiner eigenhändigen Unterschrift versehen. — R. Keil[92b]) veröffentlicht das

---

Akad. d. Künste am 27. Jan.: NZg. 44, N. 69, 71. — **89)** × W. Lübke, Altes u. Neues. S. o. N. 16. S. 397–407. — **90)** H. Holland, F. Schwanthaler: ADB. 33, S. 191–204. — **91)** R. Jung, D. Ehrenbürger d. Stadt Frankfurt. S. o. N. 16. — **92)** A. Heusler, Goethe u. d. ital. Kunst. Basel, Reich. 41 S. M. 1,00. |[Kw. S. 204 f.]| — **92a)** S. o. N. 70. — **92b)** S. o. N. 52. — **93)** H.

von Goethe selbst ausgeführte Bild der schönen Mailänderin, Signora Pa . . . S . . . z: F. Preller rühmte davon, dass jeder noch so bedeutende Künstler sich die Arbeit zur Ehre rechnen könnte. Goethe hatte das Aquarell mit anderen italienischen Zeichnungen und Aquarellen in ein besonderes Paket gelegt, wo sie alle siebenunddreissig Jahre ruhten. Als sein ehemaliger Privatsekretär, der Bibliothekar Rat Kräuter, ihn früh morgens am 28. Aug. 1825 beglückwünschte, machte er das Paket „seinem ersten Gratulanten" zum Geschenk. Durch Erbschaft ist das Bild der schönen Mailänderin in den Besitz K.s gekommen, der es nun in erfreulicher Weise allgemein bekannt gemacht hat. —

Goethes Beziehungen zu einer anderen Kunst, zu der Musik, werden mehrfach erwähnt. Welti [93]) schildert Goethes Einfluss auf Schubert: „Der Wecker dieses Liebesfrühlings war Goethe." — Schletterer [94]) giebt Nachricht von Anton Schweizer (Schweitzer), dem Komponisten von „Erwin und Elmire". — Wasielewski [95]) berichtet über Schumanns Kompositionen Goethescher Dichtungen [96]). — Max Friedländer [97]) veröffentlicht unter Beigabe treffender Erläuterungen eine Reihe von Musikerbriefen, die teils an Goethe gerichtet sind, teils zu der Autographensammlung Goethes gehören. Die erste Reihe bilden neun Briefe von Felix Mendelssohn an Goethe von 1822 bis 1831, die drei letzten von grossem Umfang und besonderem Interesse; sodann ein Brief Schuberts, der von Goethe freilich nicht beantwortet wurde, ein Schicksal, das er mit dem weiterhin veröffentlichten Briefe von Berlioz teilt: die von beiden Künstlern übersandten Kompositionen konnten dem Geschmacke Goethes in der Musik nicht zusagen. Hieran schliessen sich aus der Handschriftensammlung Goethes zwei Briefe Mozarts, ein deutsch und ein italienisch geschriebener. [98-99]) —

Goethes Stellung zur Religion ist in einigen wenig erquicklichen Arbeiten erörtert worden. J. Friedrich [100]) reiht an Auszüge aus Vilmar und Lewes Auszüge aus Goethes Werken selbst, die bekanntesten Stellen, die irgend welche Beziehung zum Christentum haben. Nicht einmal ein Schlusswort wird gegeben, das etwa das Ergebnis im Zusammenhange darstellte, so dass zur Kundgebung der Wertlosigkeit des Schriftchens für die Wissenschaft nichts fehlt. — Julia H. Gulliver [101]) untersucht vom Standpunkt des gläubigen Christentums, ob Goethe an einen persönlichen Gott geglaubt habe oder nicht. Sie verwirft die Auffassung, dass Goethe kein Christ gewesen sei und hält an Goethes Auffassung von der Gottheit als einem individuellen Wesen fest. Sie giebt jedoch zu, dass Goethes „teaching on this point is shadowy, vague, unsatisfactory", entschuldigt dies aber damit, dass Goethe mehr dem 18. als dem 19. Jh. angehöre: Goethe konnte das Wunder noch als „a blasphemy against the great God and his revelation in Nature" halten: „to regard miracles as violations of inviolable law is to-day an inexcusable anachronism." Dieser Anschauung gemäss trägt die Abhandlung den Charakter einer frommen Betrachtung, nicht einer wissenschaftlichen Untersuchung, die für die Weiterforschung in Betracht käme [102-102a]). — Ein ungenannter Verfasser [103]) stellt dagegen Goethe dar als eine Hauptquelle des „significant and widely-extended movement in our time, which has been called te New-Paganism". Er geht von der grossen geistigen Bewegung des 18. Jh. aus, in dem der Prophet der Gottheit Jean Jacques gewesen sei. Drei Pilgrime ziehen nach Rom, um mit Hilfe von Statuen, Gemälden, Ruinen die Vision der längst vergangenen Zeit wachzurufen: Winckelmann, Lessing, den der Vf. seinen „Laokoon" schreiben lässt, nachdem er dort „Laocoon face to face" gesehen hatte, und Goethe. An sie schloss sich eine Fülle von „Humanisten", aber keiner „will compare, in breadth of influence or large achievement, with Goethe". Im Anschluss an Spinoza lernte Goethe „to diride between light and dark": aber er wie Schiller wendet sich der Lichtseite als Künstler zu: „the immortality in which they believe is a visible endurance of the form of things . . . not a second world to restore the balance of the first". Goethe hat sich zwar anerkennend über das Christentum ausgesprochen, aber seiner Toleranz ist es doch nur „a form of art": „Religion itself is but a dialect; and the Christian hero-worship a variety of that dialect". In Goethes Ueberzeugung „it was a principle that ‚Humanity' atones for all sins"; die Folge ist, dass „the heart of existence for man is man himself". —

Eine ganz andere Beleuchtung der Frage nach Goethes religiösen Ueberzeugungen giebt eine Veröffentlichung, die Goethes Verhältnis zur Philosophie klärt und fördert:

Welti, Schubert. S o. IV 4 : 228. — **94)** Schletterer, Anton Schweizer: ADB. 33, S. 371/3. — **95)** Wasielewski, Schumann. S. o. IV 4 : 229. — **96)** × ChWGV. 5, S. 43. (Vortrag Loewescher Kompositionen an e. Goetheabend.) — **97)** M. Friedländer, Musikerbriefe. S. u. IV 9b : 23. [M. Koch: BFDH. 7, S. 428.] | — **98)** × H. Helferich, Goethe u. Mozart: Kw. S. 124. — **99)** × A. Heinz, Einige Aussprüche Goethes z. Rechtfertigung d. Oper als Kunstwerk: AMusikZg. 18, S. 7. — **100)** J. Friedrich, D. Glaube Goethes u. Schillers. Halle, Kaemmerer. 87 S. M. 2,00. — **101)** Julia H. Gulliver, What value has Goethe's thougt of God for us?: Andover Review 16, S. 133—45. — **102)** × v. W., Goethe u. d. Bibel: HambCorr. N. 590. - **102a)** × Max Müller, Phisical Religion: Nation[B]. 9, S. 59—60. — **103)** Neo-Paganism (Goethe: Sämmtliche Werke. Berlin, 1873. F. Schiller: Briefwechsel mit Goethe. Stuttgart, 1881, u. a.):

vorgehoben ist. — Einen Ueberblick über die Arbeiten, die Goethe nach irgendeiner Seite hin zum Gegenstande haben, giebt L. Geiger[124-125]: da im diesjährigen Bande des Goethejahrbuchs der Raum für die vollständige Wiedergabe des reichlichen Materiales gefehlt hat, so ist die Goethebibliographie in vollständiger Fassung besonders ausgegeben. Sie gliedert sich in drei Hauptabteilungen: Schriften, Biographisches, Verschiedenes, deren jede wieder eine Reihe von Unterabteilungen hat, so dass sich eine leicht erkennbare Uebersicht ergiebt. In sehr vielen Fällen sind Inhaltsangaben, zum Teil recht ausführliche, geboten. — Der Bibliographie des Goethejahrbuchs ist als Anhang eine „Englisch-Amerikanische Bibliographie" von H. S. White[125a]) mitgegeben: sie lässt einen Blick in die Bedeutung thun, die Goethe auch für das geistige Leben anderer Völker erlangt hat. —

Goethes Stellung zur Weltlitteratur wird auch durch einige Arbeiten des Berichtsjahrs angedeutet, zn denen noch die in den folgenden Kapiteln genannten Uebersetzungen Goethescher Werke gestellt werden müssten. Ueber Goethe in England liegen ausser den oben (N. 27) genannten Studien eine Reihe von Schriften[126-132]) vor, die freilich für England grössere Wichtigkeit haben als für Deutschland: sie vermitteln in dankenswerter Weise die Ergebnisse deutscher Forschung den englischen Freunden Goethes und der deutschen Litteratur. — Ueber Goethe in Italien hat Locella[133]) bei der vorjährigen Goethefeier im Freien Deutschen Hochstift gesprochen. Er geht von dem Drange aus, der Goethe nach Italien treibt. Goethe sieht dort die Natur und die Antike. Die damalige italienische Dichtung lässt Goethen unberührt, ebenso noch die Gelehrtenwelt trotz bedeutender Männer, die sie in sich schloss. L. giebt einen Ueberblick über die Entwicklung der italienischen Litteratur von 1575—1750 und schildert den Beginn der Romantik mit Ugo Foscolo und Manzoni. Trotz Goethes Verkehr mit Monti werden erst seine Beziehungen zu Foscolo und Manzoni von grosser Bedeutung: einerseits treibt Goethes Anteil an Manzoni das Studium der neueren italienischen Litteratur in Deutschland an, andererseits beginnt auch Italien mit Goethe sich zu beschäftigen; in besonderem Masse ist dies seit Italiens politischer Wiedergeburt der Fall. So hat Goethe für Italien dauernde Bedeutung „als einer der wichtigsten, gewiss der berühmteste Vermittler italienischen Geistes in Deutschland", und es gebührt ihm die dankbare Erinnerung der heutigen Italiener. — Wie andererseits Goethe selbst in seiner Dichtung von der Weltlitteratur beeinflusst gewesen sei, will Pniower[134]) durch den Einfluss des Hohen Liedes auf Ausdruck und Einzelheiten bei Goethe nachweisen. — Einen eingehenden Bericht über die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Goethelitteratur des Inlandes und des Auslandes liefert Max Koch[135]): in ruhig abwägender Weise will er nicht nur über den Inhalt der Arbeiten berichten, sondern auch über ihren Wert ein begründetes Urteil geben. —

Wie Goethe selbst zu der Weltlitteratur in Beziehung trat, zeigen seine Uebersetzungen: eine bis jetzt noch unbekannte, Bruchstück gebliebene Uebersetzung, veröffentlicht Suphan[136]) aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. Es handelt sich um ein englisches Trauerspiel „Bertram" von Maturin. Eine Uebersetzung und der Originaltext war Goethe von dem Uebersetzer Iken zugeschickt worden. Goethe antwortete nur indirekt, schrieb aber eine Anzeige des Trauerspiels und übersetzte selbst einige Stellen. Anzeige wie Verdeutschungsproben blieben ungedruckt. S. teilt ausser der Korrespondenz den Inhalt des Dramas mit und veröffentlicht und kommentiert sodann Goethes Aufsatz und seine Uebersetzungsproben. Das Drama selbst ist schwach, aber „wie Lessing findet Goethe es als verdienstlich, das Beste aus schlechten Büchern zu geben". — Ueber Goethes Uebersetzungskunst teilt K. J. Schröer[137]) die Titel einiger früher erschienenen Schriften mit, die in Jahresberichten österreichischer Schulen enthalten sind. —

Wir können diesen Bericht nicht schliessen, ohne mit einem Worte der Klage des Mannes zu gedenken, der im Berichtsjahre dem Kreise der Goetheforscher in unerwarteter Weise entrissen worden ist: Gustav von Loeper ist am 13. Dez. 1891

---

u. d. junge Goethe. = Z. Goetheforschung (s. N. 123) S. 380—436. — 124) L. Geiger, Bibliographie: GJb. 12, S. 275—328. — 125) id., Bibliographie d. Goethe-Litt. für 1890. Mit e. Beitr. G. v. Loepers u. Mitt. v. Fachgenossen. Erweit. Abdr. aus GJb. 12. Frankfurt a. M., Litt. Anst. 80 S. M. 1,20. — 125) H. S. White, Englisch-Amerikanische Bibliogr.: GJb. 12, S. 327/8. — 126) × A. W. Ward, Goethe and Bürger. Essay read before the Manchester Goethe-Society: Ac. 39, S. 18. — 127) × id., Goethe's Egmont. Address before the Manchester Goethe-Society: ib. S. 191. — 128) × F. F. Cornish, Goethe and Frau von Stein: ib. S. 238. — 129) × James Tait, The Literary Influence of Goethe's Faust in England 1832—52 with special reference to Mr. P. J. Baileys Festus: ib. S. 398. — 130) × R. G. Alford, English Critics of Goethe. Essay before the Manchester Goethe-Society: ib. 40, S. 411. — 131) × F. F. Cornish, Torquato Tasso in its relations to Goethe's early life at Weimar and his Italian journey: ib. S. 507. — 132) × M. Kaufmann, Faust and modern thought: ScottishReview 18, S. 143—74. — 133) G. Locella, Goethe u. Italien: BFDH. NF. 7, S. 28*—46*. — 134) O. Pniower, Einfl. d. hoh. Liedes auf Goethe. Vortrag in d. Ges. für dtsch. Litt. (Ref.): BerlTbl. v. 3. Juni. — 135) S. o. N. 23. S. 161—99, 395—442. — 136) B. Suphan. Anzeige d. Trauerspiels „Bertram" nebst Proben e. Uebers. (= Mitteilungen aus d. Goethe- u. Schiller-Archiv B.): GJb. 12, S. 12—32. — 137) K. J. Schröer: ChWGV. 5, S. 37. — 138) Gustav v. Loeper: MagdebZg$_B$. N. 52. — 139) (I 2:43.) —

faltigsten sind. — Den Einfluss und die Bedeutung, die Goethe selbst der Sprache und der Litteratur zuschrieb, betont M. Koch[117]), wenn er hervorhebt, wie Goethe daran gedacht hat, dem Fürstenkongress zu Erfurt eine Versammlung deutscher Männer entgegenzusetzen., um die Bande der Kultur fester zusammenzuziehen. Zu demselben Zweck plante Goethe durch Schaffung eines historisch-religiösen Liederbuches für das Volk den Deutschen einen geistigen Nationalbesitz in die Hand zu geben. —

In der Herausgabe der gesammelten Werke Goethes schreitet die Weimarer Ausgabe rüstig fort. Mit den bereits erwähnten Bänden (vgl. N. 68, 69, 110) sind im Berichtsjahr acht Bände erschienen[118]), über die im einzelnen anderweitig berichtet wird. Die Kürschnersche Sammlung hat zwei von Witkowski[119]) bearbeitete Bände gebracht: sie enthalten Aufsätze zur Litteratur und zwar in streng chronologischer Anordnung und mit zahlreichen Anmerkungen versehen. Der erste Band umfasst die Zeit von 1776—1821, der zweite 1822—1831. Dieser zweite Band giebt zum Schluss ein systematisches Verzeichnis der Aufsätze.[120-121]) —

Von darstellenden Arbeiten über Goethes Werke kann, da sie bei der Einzelbetrachtung zur Erwähnung kommen, hier nur Einzelnes behandelt werden, soweit es allgemeineren Charakter hat. Grisebach[122]) will das „Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung" zeichnen. Nach ihm hat Herder „die von Lessing im Laokoon entwickelte Kunstansicht so gründlich widerlegt, dass von dem stolzen Gebäude auch nicht ein Stein auf dem andern blieb"; desgleichen hat er seine anfängliche Begeisterung für Klopstock so überwunden, dass sowohl die „Odenseuche Klopstocks" wie der „Messias" für ihn nicht mehr vorhanden sind. Dennoch war er für den wahren Messias nur der Johannes. Als Goethe bald nach dem 12. Sept. 1770 Herder in Strassburg kennen lernte, begann die neue Epoche, die mit der Entwicklung Preussens in innigem Zusammenhange steht, „denn die vollen Wirkungen der nationalen Grossthaten Friedrichs auf die Litteratur vermochten erst nach Beendigung des 7j. Krieges hervorzutreten". Lessing und Klopstock gehörten zu der von Friedrich freilich allein ins Auge gefassten absterbenden Epoche und haben „die in den ersten siebziger Jahren anhebende neue Epoche" absolut nicht eingeleitet: sie stehen ihr feindlich gegenüber. Andererseits hat Goethes eigene epische wie lyrische Dichtung nicht das geringste gemein mit Klopstock: ihm hat er so wenig zu verdanken wie Lessing, obgleich Goethe selbst in der von G. angeführten Stelle aus den Gesprächen mit Eckermann seine Verpflichtung ausdrücklich hervorhebt. Aber auch Herder hat nur die Anregung gegeben: in seiner weiteren Entwicklung stellte er sich Goethes Werken feindlich gegenüber. Nichtsdestoweniger „bleibt er der alleinige Grund- und Eckstein, auf welchem sich der Bau der neuen Litteratur erhebt, und wenn das Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung mit dem Jahre 1770 anhebt, so ist es, weil in dieses Jahr Herders persönliche Einwirkung auf den jungen Goethe fällt". In diesem Zeitalter treten nach G.s individueller Auffassung die Dichter der sinnlichen und der phantastisch-schwärmerischen Richtung in den Vordergrund. Schiller muss von den ihm gewidmeten dreizehn Seiten noch recht viel nicht nur an Goethe, sondern auch an seine Nachfolger abtreten: die eigentlichen Helden sind Bürger, Heinse, Blumauer, Brentano, Heine. Das Schlussergebnis ist, dass das Goethesche Zeitalter noch nicht abgeschlossen „und noch kein Anfangspunkt einer neuen, nach einem grösseren Nachfolger zu taufenden Epoche auch nur von fern sichtbar geworden ist". — In scharfem Gegensatze zu Grisebach möchte Düntzer[123-123a]) „die unglaubliche Abhängigkeit, in die man neuerdings den jungen Goethe von Herder zu setzen sich nicht gescheut hat", die „verwirrende Vorstellung von dem übermächtigen Einfluss Herders auf den genialen jungen Dichter bei seiner Auffassung des grossen britischen Dramatikers" bekämpfen. Der Fülle von Ergebnissen der Einzelforschung kann und braucht hier nicht nachgefolgt werden, nachdem der Hauptgesichtspunkt her-

---

Nationalität u. Nationallitt. S. o. I 1: 61. — 118) Goethes Werke. Her. im Auftrage d. Grossherzogin Sophie v. Sachsen. Weimar, Böhlau. I. Abt., 4. Bd. Gedichte, 4. Teil, her. v. G. v. Loeper, XX, 370 S. M. 3,00. Ohne Lesarten u. Paralipomena; 9. Bd. „Laune d. Verliebten", her. v. G. Roethe; D. Mitschuldigen, her. v. F. Schnorr v. Carolsfeld; D. Geschwister, her. v. K. J. Schröer; D. Wette, Romeo u. Julie, her. v. J. Wahle; Mahomet, Tancred, her. v. O. Hoffmann. III, 523 S. M. 4,00; 29. Bd. Dichtung u. Wahrheit, 4. Teil, her. v. J. Baechtold. III, 255 S. M. 2,00; 46. Bd. Winckelmann, her. v. A. Michaelis; Philipp Hackert, her. v. O. Harnack. III, 414 S. M. 3,20; III. Abt., 4. Bd. Tagebücher s. u. IV 9b: 1. |[H. Düntzer: ZDPh. 23, S. 294—349. (über I. Abt., Bd. 1, 2, 6, 7, 14, 15, 1 u. 2; III. Abt. 1, 2; IV. Abt., 1—3; Nachschrift: 1. Abt., 8, 10, 26, 27; III. Abt., 3, 4, 5).]| — 119) Goethes Werke. Her. v. G. Witkowski. (= Dtsch. Nationallitt. Her. v. J. Kürschner.) Stuttgart, Union. Bd. 31 XIX, 393 S. mit 2 Abbild.; Bd. 32: 421 S. je M. 2,50. — 120) × Goethes Werke. Her. v. L. Geiger. Neue Ausgabe. 5. Aufl. Berlin, Grote. 1. Bd.: CXVII, 565; 2. Bd.: XXX, 634; 3. Bd.: XXXII, 486; 4. Bd.: LXXIII, 544; 5. Bd.: LXX, 602; 6. Bd.: XXXI, 582; 7. Bd.: XL, 576; 8. Bd.: XVI, 618; 9. Bd.: XXXVIII, 461; 10. Bd: XIII, 510 S. — 121) × Goethes ausgew. Werke in 12 Bdn. (= Cottasche Volksbibl. 29, 31, 33, 35, 36, 38.) Stuttgart, Cotta. 12°. 208, 208, 260, 200, 298, 236, 203, 220, 267, 268, 192, 268 S. mit 1 Bildnis. Geb. in 6 Bdn. M. 6,00. — 122) E. Grisebach, D. Goethesche Zeitalter d. dtsch. Dichtung. S. o. IV 1: 3. |[M. Koch: BFDH. 7, S. 183 f; K. J. Schröer: ChWGV. S. 33 f.]| — 123) H. Düntzer, Herder u. d. junge Goethe in Strassburg. = Z. Goetheforschung. Neue Beitr. Stuttgart, Dtsch. Verlagsanst. VII, 436 S. M. 6,00. |[L. Geiger: NationB. 9, S. 165 f.; TglRs. N. 275.]| S. 77—142. — 123a) id., Shakespeare

Gräfin von Brühl, liebenswürdige, vorzugsweise französisch abgefasste Plauderbriefe, die hübsche Beiträge zur Selbstcharakteristik des Schreibenden enthalten. Auch die Briefe, die früher schon bekannt waren, z. B. an Karl August, Knebel, den Komponisten Kayser enthalten anziehende Zusätze, wenn auch die Aenderungen und Berichtigungen der Briefe an den Herzog nicht so einschneidend sind, wie man früher gelegentlich vermutet hatte. Sehr interessant ist die an Knebel gesandte, bis ins einzelste ausgeführte Reiseroute für die Schweiz. Die Anmerkungen, welche ungedruckte Briefe an Goethe, besonders auch die amtlichen Akten der Grossherzoglich Weimarischen Archive und endlich Knebels Tagebücher benutzen, enthalten ausser den eigentlichen Lesarten Begründung der Datierung, wichtige Sacherklärungen und biographische Notizen über die erwähnten Personen. — Briefe Goethes aus dem Schiller-Goethe-Archiv wurden auch im Goethe-Jahrbuch gedruckt. Der eine, an J. H. Menken gerichtet (1817), betrifft dessen Zeichnungen zu Casti und Ikens Uebersetzung von Maturins „Bertram", dem Goethe dann auch seinerseits seine Uebersetzerthätigkeit zuwandte; ihn hat Suphan [3]) mit Stücken eines Briefes von C. J. L. Iken an Goethe und reichhaltigen erklärenden Bemerkungen abgedruckt. — Sieben Briefe (1824) an Therese Jacob, nebst zehn Schreiben der Adressatin durch Steig [4]) vorgelegt, beziehen sich auf die von ihr herrührenden Uebersetzungen serbischer Lieder, machen Vorschläge über deren Anordnung und Ausgabe, äussern einzelne Anmerkungen und Bedenken, und weisen auf ähnliche Erscheinungen hin. — Aus dem Goethe-National-Museum steuerte Ruland [5]) einen Brief an Seebeck (v. 23. Febr. 1815) bei, die Antwort auf ein gleichfalls mitgeteiltes, sehr ausführliches Schreiben, das Seebecks Arbeit über Spiegelung und Brechung des Lichts erläutert und ergänzt und Goethe als Beitrag zu seiner Farbenlehre höchst willkommen war; dazu je einen dieselbe Angelegenheit berührenden Brief von Hegel und Schweigger. — Endlich druckte F. Arnheim [6]) aus des Schweden J. J. Björnståhl 1782 erschienenem Tagebuch ein französisches Billet Goethes (9. April 1774) ab, in dem Goethe sich erbietet, dem Schweden die Frankfurter Bibliothek zu zeigen. — Von Heuer [7]) wurde ein Brief an Kayser (1784) veröffentlicht; er bezieht sich auf gemeinschaftliche Arbeit; ferner ein Brief an Kaysers Schwester (1788), wo über des Bruders Befinden gesprochen wird. — W. von Biedermann [8-9]) druckte neben Notizen und kritischen Bemerkungen zur Weimarer Theatergeschichte einen Kontrakt mit der Schauspielerin Weber (1794) und zwei Briefe an Kirms (9. Aug. 1808 und 20. Mai 1815) ab, von denen der eine die Effekten des Theaterschneiders Eimann, der andere das ungebührliche Fortbleiben des Schauspielers Unzelmann betrifft; ausserdem ein Billet Goethes an Frau v. Brösigke (1. Juni 1822), die Ankündigung seines Besuchs enthaltend, und Notizen der Herzogin von Kurland (18., 23. Mai 1820) über Goethes Aufenthalt in Karlsbad. — Ein Brief an Friederike Unzelmann (11. Juli 1804) wurde von Franzos [10]) den früher veröffentlichten hinzugefügt; Briefe der Schauspielerin (1804—1813) enthalten ausser persönlichen und Familiennachrichten interessante Notizen über Berliner und litterarische Angelegenheiten. — Gaedertz [11-12]) gab als Ergänzung zu seinem früher erschienenen Büchlein über den Maler Kolbe einen Brief (1804) an diesen, in welchem Goethe den von dem Maler erlangten Preis übersandte und um Nachrichten über Düsseldorfer Künstler bat; er teilte ferner sechs Briefe (1801 bis 1817) an Voigt, Lorsbach (nicht Diez, wie G. vermutet), von Münchow (den Namen des Adressaten wusste G. nicht anzugeben), Eichhorn und Witzleben mit: Danksagungen für Mineralien, Begleitworte zu litterarischen Sendungen, einzelne amtliche und persönliche Meldungen. — K. J. Schröer [13]) publizierte ein Schreiben Goethes an H. F. zu Salm (1817), worin Goethe sich für die Ehrenmitgliedschaft einer mährisch-schlesischen Gesellschaft bedankt, Valentin [14]) das Fragment eines höflichen Briefes an einen Unbekannten (30. Aug. 1785). — Dass Brief 175 der Weimarer Ausgabe an Kestner nicht im Oktober, sondern am 25. Dez. 1773 geschrieben ist, wies Goetze [15]) nach. — Nur ganz beiläufig darf angeführt werden, dass in den meisten Autographenkatalogen Stücke gedruckter und ungedruckter Briefe Goethes zum Abdruck gelangten. Auch darauf sei nur kurz hingewiesen, dass die dem Umfange und Inhalte nach vielleicht

---

7. Bd. Briefe. 1. Jan. 1785 bis 24. Juli 1786 (her. v. E. v. d. Hellen.) Ebda. 478 S. M. 4,50. — 3) B. Suphan, Anzeige d. Trauerspiels „Bertram" nebst Proben e. Uebersetzung. (= Mitt. aus d. Goethe- und Schillerarchiv B.): GJb. 12, S. 12—32. (Goethes Brief S. 16/7.) — 4) R. Steig, Briefwechsel zw. Goethe u. Therese v. Jakob. (Mitt. aus d. Goethe- u. Schillerarchiv C.): ib. S. 33—77. — 5) C. Ruland, Zu Goethes naturwiss. Forschungen: ib. S. 152—74. — 6) F. Arnheim, Goethe u. Björnståhl 1774: ib. S. 266/7. — 7) O. Heuer, Ph. Chr. Kayser, Goethe u. Klinger: BFDH. NF. 7, S. 443—59. (D. Brief S. 448/9.) — 8) W. Frhr v. Biedermann, Am 7. Mai 1791: LZg^{B}. N. 54. — 9) id., Zu Goethe in Böhmen: LJbCOINordböhmen 2, S. 132/5. — 10) K. E. Franzos, Aus Goethes Briefwechsel mit Friederike Unzelmann-Bethmann: DDichtung 9, S. 254—60. — 11) K. Th. Gaedertz, Goethe u. Maler Kolbe: AZg. N. 158. — 12) id., E. kleiner Goethefund in d. Kgl. Bibliothek zu Berlin.: ML. 60, S. 561/3. (D. im Text erwähnten Berichtigungen sind mir v. W. v. Biedermann mitgeteilt.) — 13) K. J. Schröer, Altgraf Hugo Franz zu Salm u. Goethe: ChWGV. 5, S. 29—31. (D. Ehrenmitglied-Diplom d. k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft d. Ackerbaues abgedruckt S. 36.) — 14) V. Valentin, Eigenhändiger Brief Goethes: BFDH. NF. 7, S. 206/8. — 15) Edm. Goetze, Zu Goethes Briefen: VLG. 4, S. 511/2. — 16) X Goethes Briefe an

gestorben[138-139]). Von der frühesten Jugend an mit leidenschaftlicher Neigung den Goethestudien ergeben, ist er einer der hervorragendsten Kenner und Förderer der Werke Goethes durch Kritik und Erläuterung geworden. So hat er schliesslich eine hervorragende Stellung als stellvertretender Vorsitzender der Goethegesellschaft, als Mitherausgeber und Redaktor der Weimarer Goetheausgabe eingenommen. Auch diese Berichte sollten sich mit seinem Namen und seiner Thätigkeit schmücken dürfen — nun bleibt ihnen nur übrig, ihm das treue Angedenken wahren zu helfen, das ihm seine eigene Trefflichkeit bereits gesichert hat. —

---

b. Leben.

Ludwig Geiger.

Quellen: Tagebücher N. 1. — Briefe von Goethe N. 2. — Gespräche N. 21. — Briefe an Goethe N. 23. — Dichtung und Wahrheit N. 28. — Darstellungen: Allgemeines N. 33. — Einzelheiten N. 40. — Vorfahren und Nachkommen N. 50. — Beziehungen zu anderen Personen: Napoleon N. 72; Herder N. 86; Klinger N. 88; Lenz N. 90; Wagner N. 97; sonstige Beziehungen N. 98. —

Die wichtigsten Quellen zu Goethes Leben sind diejenigen, die er selbst hinterlassen hat: Tagebücher, Briefe, autobiographische Schriften, sodann auch die Briefe, die er empfing. Der jetzt veröffentlichte, hauptsächlich von Wahle [1]) besorgte vierte Band der Tagebücher, der die Jahre 1809—12 umfasst, bleibt dem Charakter der Vorgänger treu. Er liefert Notizen über Besuche, Briefe, gelesene Bücher, nennt die Themata der Gespräche, ohne sie auszuführen, giebt die wichtigsten Daten über die Arbeit an einzelnen Gedichten und grösseren Werken. Politisches, Naturwissenschaftliches wird gestreift, Vorfälle in der eigenen Familie sind berührt. Unter den Werken, die damals entstanden, sind die „Wahlverwandtschaften“, Stücke der „Wanderjahre“ und die ersten Bände der Autobiographie die wichtigsten; für sie und andere kleinere Arbeiten, z. B. das Lustspiel „Die Wette“, erhält man genaue Zeitangaben, durch die man die allmähliche Entstehung leicht erkennen kann. Aus ihnen ergiebt sich z. B., dass das Gedicht „Das Tagebuch“, das man bisher nach Riemers Zeugnis dem Jahre 1810 zuwies, dem Jahre 1808 zugeschrieben werden muss. Allgemeine Sentenzen sind verhältnismässig selten, sie sowie die kurz angeführten Gegenstände der mit den verschiedensten Personen gepflogenen Unterhaltungen beweisen aufs neue die Vielseitigkeit von Goethes Interesse. W.s Anmerkungen sind, wie durchaus zu billigen ist, reichlicher als die zu den früheren Bänden: die Tagebücher in ihrer aphoristischen Form, in ihren Andeutungen und kurzen Hinweisen würden sonst wenig geniessbar und schwer benutzbar sein. So wird unter Zugrundelegung der Schätze des Goethe-Schiller-Archivs manche Erklärung gespendet: der Hinweis auf den im Auftrag des Sous-Präfekten von Keverberg gemachten Bericht der Frau von Vernijoul über die That Schön Suschens, die Goethe auf Bitte der Berichterstatterin zum Gegenstand einer Ballade machte. Einzelne Briefe an Goethe, z. B. von v. d. Hagen, Steffens, Niebuhr, Klinger, Trebra, werden bruchstückweise gedruckt; die Ausleihebücher der Grossherzoglichen Bibliothek gaben die Möglichkeit zur sicheren Feststellung von Goethes Lektüre; die Karlsbader Kurliste lieferte Material zur genaueren Bezeichnung einzelner nur kurz genannten Persönlichkeiten. Aus Kalendern und Notizbüchern werden gelegentliche Bereicherungen zum Inhalt der Tagebücher geboten. —

Für das innerliche Leben bedeutender als die Tagebücher sind Goethes Briefe. Der die Jahre 1785/6 umfassende Band der Weimarer Ausgabe ist von E. von der Hellen [2]) mit grosser Sorgfalt bearbeitet. Er unterscheidet sich von den früheren zunächst dadurch, dass er ein auf sie alle bezügliches zweiteiliges Register, das eine über Personen und Orte, das andere über Goethes Schriften enthält, sodann dadurch, dass er einen Anhang der während des Drucks der bisherigen Bände zugänglich gewordenen ungedruckten Briefe mitteilt. In diesem Anhang und in dem Korpus des vorliegenden Briefbandes werden im Ganzen 28 bisher nicht veröffentlichte Briefe geboten, von denen die an den Minister von Fritsch Hervorhebung verdienen, meist amtliche Schreiben; an Graf und

---

1) J. W. v. Goethe, Werke her. im Auftr. d. Grossherzogin v. Sachsen. III. Tagebücher. 4. Bd. 1809—12 (her. v. J. Wahle.) Weimar, Böhlau. IV, 431 S. M. 4,40. |[L. G[eiger]: AZg$_B$. N. 233.]| — 2) J. W. v. Goethe, wie N. 1; IV,

biographischen Werkes kritisch zu untersuchen, betrachtete Gilow[32]) das Ganze als ein Kunstwerk und führte aus, dass Goethe die Charakteristiken der von ihm hervorgehobenen Personen nicht nach einem trockenen Schema gab, sondern die Kontrastwirkung liebte, also die entgegengesetzten Eigenschaften eines Charakters einander gegenüberstellte oder auch Charaktere nach einander behandelte, die im vollsten Gegensatz standen, z. B. den ernsten Thoranc und den heiteren Gevatter; dass er die Schilderung anderer entwarf nach der Folge der Eindrücke, die sie hervorriefen; dass er wieder andere historisch aus einem leitenden Gesichtspunkte darstellte, z. B. seine Schwester Cornelie aus einer verborgenen Quelle; dass er bei seinen Charakteristiken fast immer mit dem Aeussern begann auf Grund seines Ausspruchs: „das Auge war das Organ, mit dem ich die Welt fasste", eine Gewohnheit, die in gewisser Weise eine freundschaftliche Auszeichnung der geschilderten Person bedeutete, aber auch den Einfluss von Lavaters Physiognomik verriet. —

Diese eigenen Beiträge Goethes werden für jede neue Darstellung zu den vornehmsten Quellen gehören. Ob aber eine solche allgemeine Darstellung jetzt angebracht ist? A. Bettelheim[33]) hat einen Preis ausgeschrieben für die beste Goethebiographie, die in der von ihm herausgegebenen Sammlung „Führende Geister" Platz finden soll. Das gegen diesen Plan gelegentlich lautgewordene Bedenken, ob gerade die in Fluss befindliche Veröffentlichung von Material und die jetzt besonders lebhafte kritische Durcharbeitung der Werke eine solche Arbeit begünstige, bekämpfte B. mit dem Hinweis darauf, dass eine für das grössere Publikum bestimmte Darstellung von der kritischen Kleinarbeit unabhängig sei und dass die Grundlinien von Goethes Wesen zu fest stehen, um durch neue Funde eine vollständige Veränderung zu erfahren. — Die ältere Biographie von Lewes[34]) wurde neu aufgelegt, wobei aber auch an dieser Stelle bemerkt werden soll, dass die 16. Auflage, die auch meinen Namen trägt, nichts anderes sein kann (gesehen habe ich sie nicht) als ein von mir nicht durchgesehener Abdruck der allerdings durch mich bearbeiteten 15. Auflage. — Muncker[35]) gab mit seiner gewohnten Gewissenhaftigkeit eine praktische Zusammenstellung der wichtigsten Lebensdaten. — Eine allgemein gehaltene, brauchbare, zunächst für Franzosen bestimmte Darstellung lieferte Bossert[36]), der zu jenem Häuflein unterichteter und im ganzen vorurteilsloser Franzosen gehört, die den Eifer für unsere Studien im Nachbarlande fördern. Seine Darstellung, durch Analysen der Hauptwerke und Mitteilung von Proben aus diesen, natürlich in französischer Uebersetzung, unterstützt, beweist reiche Kenntnis und atmet wohlthuende Wärme, ohne jemals in übertriebenen Panegyrismus zu verfallen.[37]) — Seb. Brunners[38]) zuerst 1887 erschienenes, jetzt neu aufgelegtes Buch zählt zu jener schlimmen Gattung ultramontaner Schriften, die unter dem Scheine der Wissenschaftlichkeit geradezu Unwahres zusammentragen oder das Wahre, das sie etwa enthalten, durch Gruppierung und Darstellung zu ihren Tendenzen, d. h. zum Kampf gegen alles Nichtultramontane benutzen. Solchen Schriften pflegt man insbesondere im protestantischen Norddeutschland mit vornehm-kühler Verachtung aus dem Wege zu gehen oder meint sie durch leichten Spott abthun zu können. Das Eine ist aber so falsch wie das Andere: der Eindruck, den solche Schriften auf die grosse Masse der katholischen Leser und Käufer macht (derartige Bücher werden nämlich auch gekauft), ist bedeutend und verhängnisvoll, und es wird nichts Anderes übrig bleiben als offenes Auftreten wider diese Hetzarbeit, allerdings erst, nachdem ihre Gefährlichkeit auch denen erkennbar geworden ist, die jetzt absichtlich ihre Augen schliessen. — Die Hauptaufgabe der Wissenschaft bleibt freilich das Aufbauen. Als wichtige Grundlage zum Aufbau der Litteraturgeschichte gilt mit Recht Goedekes[39]) Grundriss; der Goethe betreffende Teil wurde von M. Koch neu bearbeitet. Dabei wurde das eigentlich Biographische, soweit es anging, wörtlich beibehalten — der Umfang beider Bearbeitungen ist so gut wie gleich. Aber K.s Verdienst besteht darin, die neuere Forschung umfassend benutzt und dadurch viele einzelne Irrtümer berichtigt zu haben. Weniger verdienstlich ist, dass er die Analysen der Goetheschen Werke gestrichen hat, obwohl sie Würdigung und Beurteilung der Werke erleichtern. Sonst hätte K. im Streichen dreister sein können z. B. in Bezug auf S. 439—41, den Abschnitt über die deutschen Höfe, der doch nur dann eine Berechtigung hätte, wenn gleiche Darlegungen über die geistige Physiognomie Frankfurts, Leipzigs, Strassburgs sich fänden. Die Beibehaltung

---

german by John Oxenford. London u. New-York, G. P. Putnams Sons. 16⁰. 2 Bde. 401 S. je M. 5,00. — 32) H. Gilow, D. Kunst u. Technik d. Charakterschilderung in Goethes Dichtung u. Wahrheit: GJb. 12, S. 228—44. — 33) A. Bettelheim, D. Unmöglichkeit e. Goethe-Biographie: AZg^{B}. N. 212. — 34) G. H. Lewes, Goethes Leben u. Werke. Uebers. v. J. Frese. 16. Aufl. Durchgesehen v. L. Geiger. Stuttgart, Krabbe. 2 Tle. in 1 Bd. XXIV, 288, II, 380 S. M. 7,00. — 35) F. Muncker, Goethe: PiererKL. 6, S. 906—21. — 36) A. Bossert, Histoire abrégée etc. S. o. I 1 : 36. S. 276—327. — 37) ○ O. Browning, Goethe his life and writings. London, Sonnenschein & Co. — 38) Seb. Brunner, D. Hofschranzen d. Dichterfürsten. D. Goethekult u. dessen Tempeldiener. E. unentbehrl. Handbuch z. Verständnis v. Goethes Charakter, Geistesrichtung u. Schriften. 2. Aufl. Wien, Woerl. VIII, 560 S. M. 5,00. — 39) K. Goedeke, Grundriss s. o. IV 1 : 1.

einzelner Anschauungen, z. B. über den ungünstigen Einfluss des Aufenthalts in Weimar auf Goethes geistige Entwicklung, ist nicht zu billigen; einzelne Zusätze, z. B. (S. 436) „Wer den Prolog im Himmel gelesen und bedacht hat, bedarf keines Faustkommentars", sind recht bedenklich. Gewisse Auslassungen sind sonderbar, z. B. der Worte in der Charakteristik Kaufmanns „ein schöner, sehr kräftiger Mann", die gar nicht unwichtig sind, um den Eindruck anzudeuten, den dieser seltsame Apostel auf die Zeitgenossen übte. Sollte es vielleicht beabsichtigte Deutschtümelei sein, dass K. statt der Goedekeschen Worte „dabei spekulierte er allerlei über Farben" setzt: „dabei legte er sich allerlei Gedanken über Farben zurecht", so wäre dies recht verkehrt, da die Goedekeschen Worte offenbar die Goethes wiedergeben. Fraglich erscheint die Richtigkeit folgender Aenderung. In dem Goedekeschen Satz, der die Schilderung der italienischen Reise beschliesst: „Moritz, Meyer und die Mailänderin mögen, so meinte er, die drei Personen sein, die mein Abschied aus Rom innigst betrübt", setzt K. statt der Mailänderin den Maler Bury; ich weiss nicht aus welchem Grunde, da ich den betreffeuden Satz weder in der italienischen Reise noch in den Briefen jener Zeit finden konnte. Das Hauptverdienst der K.schen Arbeit bezieht sich aber nicht auf den biographischen, sondern auf den bibliographischen Teil, in dem die umsichtige, überaus fleissige Benutzung eines weitschichtigen, oft schwer zugänglichen Materials alles Lob verdient; allerdings müssen die Bedenken, die Strauch gegen gewisse Punkte der Anordnung erhob, völlig geteilt werden. —

Biographische Einzelheiten wurden nicht viel besprochen. Hallberg[40]) stellte nicht einmal unter Benutzung der seit einigen Jahren allbekannten Leipziger Briefe die erste Jugendzeit dar. — Meist mit Zugrundelegung von Goethes eigenem Berichte, aber auch mit Heranziehung anderen Materials und selbständiger Anschauungen wurden die künstlerischen Anregungen der Frankfurter Jugendzeit aufgezeigt[41]) und dabei dargethan, dass einerseits Goethe die Kunst an der Natur mass, andererseits, durch die Maler, unter denen er lebte, bestimmt, mit den Augen eines Schülers der Niederländer, vor allem den malerischen Effekt, nicht die Formen sah. — In einem grösseren Reisewerk über die Vogesen, das vorzugsweise zur anregenden Unterhaltung von Engländern bestimmt ist, kam H. W. Wolff[42]) auch auf Goethes Elsasser Aufenthalt zu sprechen und deutete Goethes Leben in Strassburg und Sesenheim durchaus nach des Dichters eigener Erzählung an, ohne Goethes Enthusiasmus zu teilen. — In selbständiger, gut geschriebener Schilderung sprach Herzfelder[43-44]) von Goethes Schweizerreisen, nachdem er von dieser Studie schon vorher einen Abschnitt hatte drucken lassen. Er schilderte ausführlich die vier Reisen 1775, 1779, 1788 (bei der Rückkehr aus Italien) und 1797, erzählte alle einzelnen Vorgänge, nannte und charakterisierte die Personen, mit denen Goethe zusammentraf, und besprach die in jenen Zeiten entstandenen Werke. Die Darstellung des Vf. verdient vollständige Billigung; auch sein Urteil wird meist Zustimmung finden, freilich nicht die übermässige Hervorhebung der Schweizer Briefe von 1779 und ebensowenig die Herabsetzung von „Jeri und Bätely". Anderen kritischen Ausführungen aber wird man durchaus beistimmen: der scharfsinnigen Benutzung des Schweizer Tagebuchs aus der Weimarer Ausgabe, den aus Briefen und Romanen gewonnenen Ergebnissen über die Rückfahrt aus Italien, der Leugnung eines Aufenthalts in Ulm 1775, trotz Schubarts Zeugnis, der Zusammenstellung einer Strophe des Gedichtes „Kennst du das Land", dessen Ausführung erst dem Anfange des neunten Jahrzehnts angehört, mit einer Stelle des Tagebuchs von 1775. — Die Reise nach Italien gab Baron Locella[45]) Anlass zu einer stimmungsvollen Betrachtung, in der die damalige Litteratur Italiens und im wesentlichen die Beziehungen zwischen Goethe und Monti, Ugo Foscolo, Manzoni ohne unbekanntes Material und auch ohne neue Gedanken dargelegt werden. — Goethes Aufenthalt in Lauchstädt, der Weimarischen Filialbühne, wurde von A. von Hahn[46]) gestreift. — Ueber Goethes Tod und Bestattung veröffentlichte Wahle[47]) einen bisher unbekannten Bericht[48]), den F. J. Frommann im Auftrage der Ottilie von Goethe wahrscheinlich an eine Frankfurterin gerichtet hat. Er giebt authentische Mitteilungen über die letzten Tage, über die grosse Teilnahme der Weimarer Bevölkerung bei dem tragischen Ereignis. Goethes letztes Wort soll die zu Ottilien gethane Aeusserung „Gieb mir Dein Pfötchen" gewesen sein, während Jenny

---

S. 419—756; 766/7. — 40) Hallberg, La première jeunesse de Goethe; son séjour à Leipzig, d'après sa correspondence: MAcToulouse IX. sér. II tome. S. 107—26. — 41) T. V., D. künstler. Anregungen d. Frankfurter Jugendjahre Goethes: Hamb. NachrS. N. 35/7. — 42) H. W. Wolff, The Country of the Vosges. London, Longman. XIII, 368 S. M. 16,00. — 43) J. Herzfelder, Goethe in d. Schweiz. E. Studie zu Goethes Leben. Leipzig, Hirzel. 221 S. M. 3,60. |[E. Petzet: FZg. N. 162; L. Geiger: AZg. N. 164; J. V. Widmann: Bund N. 104; W. Buchner: BLU. S. 259—61; Gegenw. 39, S. 339; S. M. Prem: ÖLBl. 1892, S. 320/1.]| — 44) id., Goethe u. d. Zürchersee: ÜL&M. 33, N. 44. — 45) G. Baron Locella, Goethe in Italien: BFDH. NF. 7, S. 28*—46*. — 46) Alban v. Hahn, Lauchstädt, d. Pyrmont Sachsens im vor. Jh.: LZgB. N. 53. — 47) J. Wahle, Goethes Tod u. Bestattung. E. Brief v. F. J. Frommann. 27. März 1832: GJb. 12, S. 133/8. — 48) X Goethes Tod u. Bestattung: DBühnenG. N. 26. (Wohl nur Abdr. v. N. 47.) — 49) Lily v. Kretschman, Erinne-

von Pappenheim nach Lily von Kretschmans[49]) Mitteilung poetischer will, Goethe habe gesagt: „Nun kommt die Wandelung zu höheren Wandelungen.“ —

Ausser Goethe selbst fanden seine Vorfahren und Nachkommen Beachtung. Aufzeichnungen von Goethes mütterlichem Grossvater J. W. Textor werden von Heuer[50]) gewürdigt: sie enthalten über Goethes Vater die eine Angabe, dass er bei Ueberreichung seiner Dissertation vom Rat das „gewöhnliche honorarium“ bekam, sonst meist städtische, juristische, persönliche Notizen, daneben eine religiöse Bemerkung, die den toleranten Sinn des von Goethe gewiss richtig beurteilten, von J. Ch. Senkenberg aus persönlichen Motiven verunglimpften Stadtschultheissen bekundet[51]). — Ihm widmet Heuer[52]) auch ein anziehendes Lebensbild. — Ist Textor an und für sich eine nicht uninteressante Persönlichkeit, so gewinnt er ein besonderes Interesse dadurch, dass er der Vater von Goethes Mutter war. Ihr wurde im Berichtsjahr wiederholte Aufmerksamkeit geschenkt. Zunächst gab Ph. Stein[54]) einen Abdruck ihrer Briefe an Sohn, Schwiegertochter, Enkel, getreu nach der 4. Schrift der Goethegesellschaft, und machte dadurch die bisher einem ausgewählten Kreise angehörige Sammlung zum Gemeingut. Dass er die ursprüngliche Orthographie dieser Briefe beibehielt, ist sehr zu billigen; nur hätte er noch mehr Anmerkungen hinzufügen sollen. — Diese Sammlung gab dann erneute Gelegenheit[55]), das Wesen der Frau zu charakterisieren, besonders ihre Bibelfestigkeit hervorzuheben. Aber auch Einzelheiten aus den Briefen, über ein Frankfurter Nationalgebäck[56]) und über ihre Einquartierung[57]), wurden gesondert mitgeteilt. — Das grosse Interesse, das jeder Aeusserung dieser wunderbaren Frau entgegengebracht wird, bekundete sich darin, dass ein bisher unbekannter, durch Linckelmann[58]) vorgelegter Brief an J. G. Zimmermann, ein neuer prächtiger Beweis ihrer Kunst im Briefschreiben, an drei verschiedenen Orten wiederholt wurde[59-61]); es ist ein Brief, der über die Beziehung der Schreiberin zum Adressaten, über Frankfurter Verhältnisse Licht verbreitet und auch eine interessante Notiz über Goethes Weimarer Anfänge enthält. — Ein zwar nicht von ihr geschriebenes aber ihr gehöriges Dokument, ihr Stammbuch, behandelt Ruland[62]) — sie benutzte dazu, nach der Sitte ihrer Zeitgenossen, ein gedrucktes Buch, das „Güldene Schatzkästlein der Kinder Gottes“ 1745 — und teilte daraus die Eintragungeu des Fräulein von Klettenberg und der Ihrigen, ferner die von Fresenius, Griesbach und ein geistliches Gedicht des Sohnes (1765) mit, das unter Goethes Poesien freilich keinen hohen Rang einnimmt. — K. Heinemanns[63]) Versuch einer Biographie der Frau Rat musste, da neue Quellen sich ihm nicht erschlossen, in erster Linie aus diesen Briefen schöpfen. Dies geschieht aber für eine Biographie, die eine selbständige Bearbeitung eines Lebensgangs sein soll, in zu starkem Masse. Bei dem ganz eigenartigen Charakter der Briefe hätte auch die Orthographie, die ihnen ihr Gepräge verleiht, nicht modernisiert werden sollen. Ein drittes Gebrechen ist, dass in dem Buche ziemlich viel von Dingen die Rede ist, die streng genommen nicht in eine Biographie gehören, z. B. von Goethes Jugendleben, und nicht genug von solchen, die gerade ein Biograph behandeln müsste: von Frankfurts geistiger Atmosphäre und den gesellschaftlichen Kreisen, in denen Frau Rat lebte. Doch gerade was als Fehler in wissenschaftlicher Beziehung erscheint, kommt dem Erfolg des Buches zu gute: das Publikum liest Briefe nur dann gern, wenn sie ihm in der nötigen Umrahmung dargeboten werden, es verlangt mühelosen Genuss und wünscht am liebsten von solchen Personen unterhalten zu werden, über die es schon etwas weiss; dazu kommt, dass H. gewandt schreibt, ohne Künstelei, freilich auch ohne hervorragende stilistische Begabung, und dass er es verstanden hat, seinem Buche einen gut ausgewählten, technisch wohlgeratenen Schmuck durch Porträts und Landschaftsbilder zu verleihen. Durch solche inneren und äusseren Vorzüge hat das tüchtige Buch einen Erfolg errungen (vier Auflagen in etwa anderthalb Jahren), der sonst wissenschaftlichen Büchern in Deutschland überaus selten zu teil wird. — Der Mutter unähnlich war die Schwester Cornelie; die Erinnerung an sie rief L. Geiger[64]) wach, hauptsächlich mit Zugrundelegung von Goethes Leiziger Briefen; er suchte darzuthun, dass neben ihrem unglücklichen Tempe-

---

rungen v. u. an Jenny v. Pappenheim: GJb. 12, S. 181/9. — 50) O. Heuer, D. Aufzeichnungen d. Stadtschultheissen Joh. Wolfg. Textor: BFDH. NF. 7, S. 199—206. — 51) X Goethes Grossvater: NFPr. N. 9515. — 52) O. Heuer, D. Familie Textor in Frankfurt. Vortrag geh. im Verein f. Gesch. u. Altertumsk. Frankfurt. Ausführl. Referat v. E. G.: Didaskalia N. 75. — 53) D. Familie d. Mutter Goethes: NFPr. N. 9549. — 54) Briefe v. Goethes Mutter. Mit e. Einl.: Christiane v. Goethe, neu her. v. Ph. Stein: UB. N. 2786/8. 16°. 295 S. M. 0,60. |[ML. 60, S. 592.]| — 55) Goethes Mutter in ihren Briefen: LZgB. N. 103. — 56) Wie macht man Frankfurter Braten (Goethes Mutter): FZg. N. 31. — 57) Frau Rat Goethe über ihre hess. u. französ. Einquartierung: Hessenland 5, S. 29—30. — 58) W. Linckelmann, Brief d. Mutter Goethes an J. G. Zimmermann: AZg. N. 128B. (Auch abgedr. GJb. 13, S. 118—20.) — 59) Schreiben d. Frau Rat an d. Leibmedikus J. G. Zimmermann: TglRs. N. 132. — 60) E. Brief d. Frau Rat an d. Leibmedikus J. G. Zimmermann: FZg. N. 158. — 61) E. Brief d. Frau Rat: HambCorr. N. 397. — 62) C. Ruland, D. Stammbuch d. Frau Rat. S. o. IV 1 : 28. — 63) K. Heinemann, Goethes Mutter. E. Lebensbild nach d. Quellen. Mit Abbild. u. 2 Heliograv. Leipzig, A. Seemann. XII, 368 S. M. 6,50. |[W. Buchner: BLU. S. 787/9; L. Geiger: FZg. N. 304; P. M.: HambNachrS. N. 50; W. Kawerau: MagdebZg. N. 563; P. Seliger: NZg. N. 733; NFPr. N. 9753 (daraus KielZg. v. 23. Okt.]| (D. 2—4. Aufl. sind nicht mehr im Berichtsjahre erschienen.) — 64) L.

rament, das ihr niemals volle Befriedigung gewährt hätte, ihr pedantischer, dem Genialen durchaus abgewendeter Gatte, der ihr das ehemals Genossene doppelt herrlich erscheinen liess, Schuld an ihrem Lebensunmut war. — Während über Goethes Schwester kaum neues Material zu erwarten ist, strömt seit einigen Jahren vieles zusammen, um uns Goethes Gattin richtiger kennen zu lehren. Ihre vor bald vier Jahrzehnten zum ersten Male veröffentlichten, vor einigen Jahren neu, z. T. in Faksimiledruck hergestellten Briefe an Nikolaus Meyer, den Hausfreund Goethes, der Arzt, Dichter und nebenbei Vermittler von allerlei Gutem für Küche und Haus war, regten J. Loew [65]) zu einer neuen Betrachtung an, die freilich ganz allgemein gehalten ist und nur zum geringsten Teil jener Korrespondenz gilt. — Zur Wertschätzung der vielverleumdeten Frau trug die Art bei, in der Frau Rat gleich von vornherein die Genossin ihres Sohnes, die Mutter ihres Enkels aufnahm, die Herzlichkeit und Freundschaft, die sie ihr persönlich und in ihren Briefen bezeugte; der Herausgeber dieser schon erwähnten Briefe, Ph. Stein [66]), setzte daher seiner Ausgabe eine Betrachtung voran, in der er nach Zurückweisung ungünstiger Charakteristiken von Zeitgenossen und Späteren aus Goethes Zeugnissen und den Briefen der Frau Rath ein zutreffendes Bild Christianens entwarf. — Aber weder er noch K. Heinemann [67]), der auf Grund desselben Materials ein Gleiches versuchte und mit der schon früher an ihm gerühmten Gewandtheit ausführte, konnten zu einer vollständigen und ganz richtigen Würdigung gelangen, weil ihnen die wichtigste Quelle zur Erkenntnis des Verhältnisses von Goethe und seiner Frau fehlten, nämlich die erst nach dem Berichtsjahre in der Weimarer Ausgabe gedruckten Briefe des Ersteren an die Letztere. — August von Goethe, über den die Akten ebensowenig geschlossen sind wie über seine Mutter, dessen Stellung zum Vater und dessen amtlich-geschäftliche Thätigkeit noch sehr der Aufklärung harrt, besass, nach der Sitte seiner Zeit, ein Album, dessen Inhalt Vulpius [68]) mit allzugrosser Freigebigkeit mitteilte. Unter den vielen längeren Inschriften in Prosa und Vers (auch von Herder, Schiller, Wieland; die oft gedruckten Verse Goethes tragen hier das Datum: 22. Nov. 1801) ist allerdings manches inhaltlich Vollwichtige, vieles, was uns den Weimarer Kreis kennen lehrt, der wie den Vater so den Sohn umgab; die JBL. gehen an anderer Stelle darauf ein. — Den hier Angedichteten und ebenso seine Gattin liess Lily von Kretschman [69]) als Dichter auftreten. Die Gedichte, die äusserlich Vorbild und Einfluss der väterlichen nicht verleugnen, verraten statt der Weltfreudigkeit jener einen schwermütigen Ernst; ganz besonders trübe ist das ernste und vorwurfsvolle Gedicht „Abschied", das, nach einer Vermutung der Herausgeberin, vor Antritt der verhängnisvollen Reise nach Italien an Ottilie gerichtet wurde. — Aus derselben Quelle, dem Nachlasse und den Erinnerungen der Frau Jenny von Gustedt geb. von Pappenheim, schöpfte Lily von Kretschman [70]) eine Schilderung Ottiliens und ihrer Söhne, die sehr viel Neues und sehr viel Anmutiges enthält. Die Berichterstatterin war in den letzten Jahren von Frau Ottiliens Ehe und in den ersten ihrer Wittwenschaft ein sehr vertrauter, fast täglicher Gast im Goetheschen Hause, und wie sie den alten Herrn in der Intimität des Hauskleids sah und darstellte, so wusste sie in allerliebstem, natürlichem Unterhaltungston, der keine schriftstellerischen Prätentionen macht und doch Zeugnis von einer grossen Begabung ablegt, die Umgebung zu erkennen und zu charakterisieren, die Mischung von Genialität und Leichtsinn, hausfräulicher Sorge und wilder Unordnung, wie sie im Wesen Ottiliens lag, darzustellen. Auch mit den Enkeln, besonders mit Wolfgang, stand Jenny von Gustedt Jahre lang in vertrautem Verkehr, und nirgends erscheinen jene mit ihrer Mutter so anmutig und liebenswürdig wie in dieser Schilderung. — Gegen eine solche kann Schwalbes [71]) Versuch nicht aufkommen. —

Unter Goethes Beziehungen zu anderen Personen wurden die zu Napoleon am meisten besprochen. Der Herzog von Broglie verlas nämlich in einer Sitzung der französischen Akademie den Abschnitt aus Talleyrands Memoiren, der den Fürstenkongress von Erfurt und die bei dieser Veranlassung erfolgte Unterredung Napoleons mit Goethe und Wieland behandelt. Diese Memoiren wurden von dem Genannten in ihrer Originalform herausgegeben und alsbald von Ebeling [72]) ins Deutsche übertragen. Teils nach dieser Uebersetzung, teils nach dem Akademiebericht wurde in deutschen Zeitungen die Unterredung einfach mitgeteilt [73-77]), manchmal mit

Geiger, Goethes Schwester: WIDM. 69, S. 41—53. — 65) J. Loew, Goethes Frau: StrassbPost N. 60. — 66) S. o. N. 54, S. 1—40. — 67) K. Heinemann, Frau Christiane v. Goethe geb. Vulpius: WIDM. 69, S. 803—16. — 68) W. Vulpius, D. Stammbuch v. A. v. Goethe. S. o. IV 1 : 29. — 69) Lily v. Kretschman, Dichtungen v. August u. Ottilie v. Goethe: DDichtung 10, S. 249—52. — 70) id., Ottilie v. Goethe u. ihre Söhne. Aus d. Erinnerungen e. Zeitgenossin: WIDM. 70, S. 97—109. — 71) J. Schwalbe, Goethes Enkel: DR. 16, S. 339—46. — 72) Memoiren d. Fürsten Talleyrand, her. mit e. Einl. u. Anm. v. Herzog v. Broglie. Dtsch. Originalausg. v. Ad. Ebeling. 3 Bde. Köln, Ahn. M. 18,00. |[BLU. S. 791/2; UZ. S 501/6.]| — 73) D. Kaisertage v. Erfurt. Nach d. Memoiren Talleyrands: FZg. v. 30 Jan. — 74) (Mitteil. d. Unterredung zw. Goethe u. Napoleon in Erfurt, aus Talleyrands Mémoiren): TglRs. N. 26. — 75) Goethe u. Napoleon: SchwäbMerkur v. 2. Febr. — 76) Goethe and Napoleon, (Talleyrand): NYCritic. 18, S. 75/6. — 77) Goethe u. Napoleon: NFPr. N. 9499. — 77a)

ein paar Bemerkungen verbrämt, welche die Bedeutung des Zusammentreffens darlegen und auf den Inhalt der Unterredung hinweisen sollten, ohne, wie Sittard[77a]) und M. Goldstein[78]), die Bedeutung, den kritischen Wert der neuen Nachrichten zu untersuchen[78a-79]). — Sehr ausführlich, auch mit Berücksichtigung Wielands und unter wörtlicher Mitteilung der von Talleyrand überlieferten Gespräche ging Menge[80]) auf den Gegenstand ein. — Der Widerspruch zwischen dem Berichte Goethes und Talleyrands wurde mehrfach hervorgehoben, teils mit der Absicht, die Widersprüche unbedeutender erscheinen zu lassen, als sie wirklich sind, oder gar Talleyrand als den zuverlässigeren wahrheitsgemässeren Berichterstatter zu bezeichnen[81-83]), teils mit der stark ausgesprochenen Tendenz, wie bei O. von Leixner[84]), den gallischen Lügner zu brandmarken. — Eine kritische Vergleichung beider Berichte, des Talleyrandschen und des von Goethe in den „Biographischen Einzelheiten" gegebenen, mit Hinweis auf die unmittelbar nach dem Ereignisse niedergeschriebenen Zeugnisse von Zeitgenossen versuchte L. Geiger[85]) und kam zu dem, übrigens durch neuere Forschungen französischer und deutscher Gelehrten ausser jeden Zweifel gesetzten Ergebnis, dass Talleyrands Mitteilung unauthentisch sei. Ist der betreffende Abschnitt wirklich von ihm so, wie er nun veröffentlicht wurde, geschrieben, so geschah es, da Talleyrand nicht bei der Unterredung zugegen war und keineswegs, wie er flunkerte, von Goethe unmittelbar Mitteilungen erhielt, aus trüber Erinnerung, vielleicht auch nach bestimmten Tendenzen, die jetzt nicht mehr zu erkennen sind. Er lässt Goethe über Kotzebue und den Weimarischen Hof in einer Weise reden, die Goethes Wesen und seinem ausdrücklichen Zeugnisse widerspricht, er lässt die allbekannten Worte Napoleons über den „Werther" aus. Er begeht historische Fehler, lässt die „Iphigenie" in Erfurt aufführen, während eine solche Aufführung nicht stattfand, lässt Goethe sagen, er habe keine seiner Schriften einer fürstlichen Person gewidmet, während dies mehrfach geschah, ihn behaupten, er kenne den Kaiser von Russland nicht, während er ihn in Weimar kennen gelernt hatte. Die einzelnen Widersprüche zwischen dem Goetheschen nicht zur Veröffentlichung, sondern nur zur eigenen Information bestimmten Bericht und dem Talleyrandschen, in der Art der Begrüssung, der Verabschiedung, dem Wesen und Inhalt der ganzen Unterredung sind so schlagend, die inneren und äusseren Gründe für die völlige Glaubwürdigkeit der Fassung Goethes so zahlreich und unanfechtbar, dass Talleyrands Mitteilung durchaus in das Reich der Erfindungen, um nicht zu sagen der Fälschungen verwiesen werden muss. Die ausserordentliche Verbreitung dieses Berichts in deutschen Zeitungen und Zeitschriften ist nur ein neuer Beleg dafür, mit welcher Gier das aus der Fremde Stammende bei uns ergriffen und mit welcher Unwissenheit und Kritiklosigkeit es aufgenommen und gepriesen wird. —

Den vielbesprochenen Beziehungen Herders zu Goethe widmete Düntzer[86]) eine neue Betrachtung. Sie richtet sich im wesentlichen gegen ältere Behauptungen von Minor, Scherer, Suphan, die alle als unbegründet dargethan werden sollen: D. leugnet Herders übermässigen Einfluss auf Goethe in der Strassburger Zeit. In diesem Leugnen geht er ganz gewiss zu weit, zumal Herders Einfluss in der Weise, in der er von den Neueren behauptet wird, schon in „Dichtung und Wahrheit" festgestellt ist; zugegeben mag allerdings werden, dass man neuerdings viel zu weit gegangen ist in dem Streben, Herders Wesen und Worte in einzelnen Stellen späterer Goethescher Dramen dargestellt und wiedergegeben zu sehen. Doch gehört dieser Punkt, die Benutzung von Persönlichkeiten für die Dramen in ein anderes Kapitel der JBL. — Aus denselben Gründen kann eine andere Abhandlung Düntzers[87]) über den Einfluss Shakespeares auf den jungen Goethe, vornehmlich in und unmittelbar nach der Strassburger Zeit, hier nur genannt werden, da es sich ausser der sog. Shakespeare-Rede ausschliesslich um Dramen handelt. Genannt wird sie an dieser Stelle, weil sie wiederum an jene vorgebliche Ueberschätzung Herderscher Einflüsse anknüpft. Es versteht sich von selbst, dass D. hier wie sonst, im Namen der Wahrheit, die er ganz allein kennt, gegen alle Behauptungen jüngerer Forscher Front macht, die in seinen Augen nichts als Wahrheitsverdreher sind, sobald sie nämlich seine Behauptungen nicht annehmen und dass er unter diesen mit höhnischen Ausdrücken besonders die „Schüler Scherers" verfolgt, die nach seiner Meinung an allem Unglück auf dem Gebiete der Goethe-

---

J. Sittard, Napoleon u. Goethe: HambCorr. N. 77. — 78) M. Goldstein, Napoleon u Goethe: Gesellsch. 1, S. 325/9. — 78a) Napoleons Zusammenkunft mit Goethe während d. Erfurter Kongresses: VZg. N. 48. — 79) H. W—nn, Goethe u. Napoleon. Nach d. Memoiren d. Fürsten Talleyrand: NFPr. N. 9564. — 80) K. Menge, Goethe u. Wieland vor Napoleon in Erfurt u. Weimar, nach Talleyrands Memoiren: ZDU. 5, S. 321-34. — 81) X R. George, Napoleon u. seine Beziehungen zu Goethe u. Wieland: LMerkur. N. 18/9. — 82) Bojanowski, Goethes Gespräch mit Napoleon: SchlesZg. N. 83. (Weimarer Korresp. v. 31. Jan.) — 83) R., Napoleon, Goethe u. Wieland: NZg. 22. u. 24. Febr. — 84) O. v. Leixner, E. Lügner übers Grab hinaus: DRomanZg. — 85) L. Geiger, Napoleon u. Goethe. Kritisches zu Talleyrands Memoiren: Nation[B]. 8, S. 500/2. — 86) H. Düntzer, Herder u. d. junge Goethe in Strassburg. = Zur Goetheforschung. Neue Beitrr. S. 76—140. Stuttgart, Dtsch Verlagsanst. VI, 436 S. M. 6,00. |[NZg. v. 24. Okt.; L. Geiger: Nation[B]. S. 335/6]|. — 87) id., Shakespeare u. d. junge Goethe: ib.

forschung schuld sind. Glücklicherweise haben nun andere dafür gesorgt, in den Zornausbrüchen des alten Löwen die erste Stelle einzunehmen. —

Um Goethes Verhältnis zu Klinger handelt es sich in einer Untersuchung Düntzers[88]), welche den von L. Geiger veröffentlichten „Auszug einer Stelle aus einem Briefe des Herrn Klinger aus Giessen eines gebohrnen Frankfurters an Lenzen" als eine Fälschung Lenzens erweisen soll. Bei einer derartigen Fälschung müsste irgend welcher Grund ersichtlich sein; bei diesem Schriftstück, einem Goethes Güte und liebevolle Sorge für andere neu bezeugenden Dokumente, das Lenz Frau von Stein übergab, liegt gar kein Grund vor. Welches Interesse sollte Frau von Stein haben, ein neues Zeugnis für Goethes Menschenfreundlichkeit zu verlangen, welches Interesse Lenz, den man gern als einen darstellt, der Goethes Stellung bei Charlotte untergrub, dieses zu befestigen? Gewiss war Lenz unwahrhaftig; aber jedes von ihm herrührende Zeugnis als verdächtig anzusehen, ist Hyperkritik. Auch die von Düntzer aus dem Briefe selbst gewonnenen Stützen für seinen Beweis sind unhaltbar. Die Ausdrucksweise hat allerdings manche Aehnlichkeit mit der Lenzschen, aber die Sprache aller der jungen Stürmer hat so viel Verwandtes, dass man aus einzelnen Uebereinstimmungen keinen Schluss ziehen darf (warum soll z. B. das Wort „Informator" nicht von Klinger gebraucht worden sein?); übrigens ist ja auch denkbar, dass Lenz bei seiner Flüchtigkeit und Willkür den ihm vorliegenden Brief ungenau abschrieb. Der Brief enthält ferner kleine Irrtümer und Widersprüche in Bezug auf Klingers Kindheit und auf die Geschichte seiner Eltern. Aber erstens sind diese Abweichungen so geringfügig, dass man sie auch recht wohl Klinger zuschreiben darf; zweitens wollte Klinger gar keine dokumentierte Geschichte, sondern eine allgemeine Uebersicht seines Lebensganges geben, sogar mit einer gewissen Tendenz, seine Dürftigkeit grösser darzustellen, als sie wirklich war; drittens widersprechen einige Behauptungen des Briefes gar nicht wirklich beglaubigten Thatsachen, sondern nur den Ueberlieferungen, an denen Klingers Kindheitsgeschichte reich ist. Die D. hauptsächlich verdächtige Stelle lautet: „Nun wollte ich auf Akademieen gehen, hatte keine 100 Fl. Ich ward mit Goethe bekannt. Das war die erste frohe Stunde meiner Jugend. Er bot mir seine Hilfe an . . . Die 100 Fl. waren bald all. Der grosse Goethe drang in mich, machte mir Vorwürfe, und nun leb' ich schon ein ganzes Jahr von seiner Güte." Da Klinger, wie D. nachweist, nicht vor dem 13. März 1776 mit Lenz bekannt wurde, so musste die Unterstützung im Laufe des Jahres 1775 erfolgt sein. Nun war Goethe damals allerdings mit Geld recht knapp, aber er hatte für andere stets mehr als für sich. Eine unbestrittene Thatsache ist ferner, dass Goethe schon 1774 den Ertrag kleiner litterarischer Arbeiten Klinger zuwies; es wäre möglich, dass er beträchtlich war und lange vorhielt. Mit Unrecht nimmt D. ferner daran Anstoss, dass Klinger erst im Frühjahr 1774, zur Zeit seines Abgangs auf die Universität, Goethes Bekanntschaft gemacht haben will, und vermutet, Klinger werde schon vorher gesucht haben, an den berühmten Landsmann heranzukommen; auch einer, der wie Klinger kein Musterschüler war, hat in den letzten Monaten des Schulbesuchs wohl anderes zu thun, als Mitglied litterarischer Zirkel zu werden. So viel wird man aus den Untersuchungen D.s folgern dürfen, dass Klinger und Lenz, jener im Niederschreiben seiner Aufzeichnungen, dieser in deren Wiedergabe nicht urkundliche Treue bewahrten; die thatkräftige Unterstützung Klingers durch Goethe, zu deren Erfindung seitens Lenz' auch nicht der Schatten eines Beweises beigebracht wird, bleibt durchaus bestehen. — Ueber Klinger und einen andern Frankfurter Freund Goethes, den Musiker Ph. Chr. Kayser wurde von Heuer[89]) neues Material dargeboten. Hier werden die Beziehungen Kaysers zu den Brüdern Stolberg beleuchtet; einzelnes über die gemeinschaftliche Arbeit Kaysers und Goethes an Opern und Operetten wird erwiesen. Auch ein Zeugnis von Ph. Seidel, Goethes Getreuen, über Kayser und die grosse Bedeutung der italienischen Reise für Goethe findet sich; Kayser verlor wohl Goethes Unterstützung und musste sich auch von der Herzogin Anna Amalia trennen, weil er nach des Dichters Worten zu denen gehörte, „die auf ihrem Wege schlendern und irren". Ueber einen Versuch Klingers, Kayser 1792 nach Petersburg zu ziehen, wird ein interessanter Brief des ersteren mitgeteilt; dazu kommen einzelne andere Klingersche Schriftstücke aus späterer Zeit. Von Beziehungen Goethes zu einem der Genannten ist freilich in ihnen nicht die Rede. —

Die hyperkritische Weise, mit der Froitzheim[90]) das Verhältnis Goethes zu Lenz darzulegen suchte, dem ersteren alle Schuld aufbürdend, den letzteren entlastend, wird an anderer Stelle der JBL. gewürdigt. — Von mehreren Seiten wurde die Aufsehen erregende Schrift besprochen. J. Loew[91]) stellte sich ganz auf Seite Froitzheims[92]) und glaubte mit diesem an ein von verschiedenen mit Goethes Beteiligung ge-

S. 380—436. — 88) id., Goethes Unterstützung d. jungen Klinger: ib. S. 53—76. — 89) S. o. N. 7. — 90) J. Froitzheim, Lenz u. Goethe, s. o. IV 4 : 15. — 91) J. Loew, Aus d. Tagen d. Sturm- u. Drangperiode: StrassbPost N. 122. — 92) (IV

schmiedetes Komplott, den unglücklichen Dichter aus Strassburg fortzuziehen.[93]) Während unter Anknüpfung an das Froitzheimsche Buch, aber ohne innere Beziehung, dagegen mit besonderer Berücksichtigung des Goetheschen Briefwechsels sein Verhältnis zu Lenz neu dargelegt wurde[94]), wendete sich W. von Biedermann[95]) mit starken Ausdrücken gegen Froitzheim, sprach von seiner „Taschenspielerei, durch willkürliche Auslegung Goethescher Erklärungen etwas darthun zu wollen", und erklärte namentlich auch jene obenerwähnte Komplottgeschichte für „ganz aus der Luft gegriffen". Auch die weitere Behauptung, dass Lenz' Roman „Der Waldbruder" der eigentliche Anlass zur Entfernung des Dichters aus Weimar gewesen sei, wurde zurückgewiesen. Es ist gut, an solche kräftige Abwehr zu erinnern. Denn der „imaginäre Hass gegen Goethe", der in früheren Froitzheimschen Schriften unter dem Anscheine der Wissenschaftlichkeit hervortrat, hat sich üppig weiter entwickelt, während leider die energische Abwehr solcher Versuche nicht immer gleich stark und konsequent geblieben ist. — Ueber die folgenden drei Jahre aus Lenz' Leben 1776—1779 stellte Grottewitz[96]) die zerstreuten Nachrichten zusammen, ohne viel Neues herauszubringen und ohne manche Dunkelheiten erhellen zu können. —

Im Gegensatze zu Froitzheims unerquicklicher Gabe darf einer gehaltvollen Untersuchung Pniowers[97]) gedacht werden, die H. L. Wagner zum Gegenstande hat und sich mit der Abwehr Froitzheimscher Vorwürfe beschäftigt. In Betreff auch dieses Goetheschen Jugendgenossen hatte der genannte Forscher Goethe der Unwahrheit geziehen; seine Behauptungen sind JBL. 1890 IV 11b : 8 auseinandergesetzt. Nicht alles, was P. dagegen vorbrachte, ist stichhaltig; warum soll Wagner, dessen unrege Phantasie sich an Wirkliches anklammerte, nicht eine Episode aus einem Vorfall, von dem er Kunde hatte, entnommen, und nicht den letzten Anlass zu seinem Drama durch ein vielbesprochenes Strassburger Lokalereignis erhalten haben, während er die ursprüngliche Idee längst Goethe abgelauscht hatte? Aber darin hat P. gewiss Recht, dass nicht, wie Froitzheim will, nun umgekehrt Wagner oder die auch von Wagner benutzten Strassburger Vorkommnisse Quellen für Goethe gewesen sein können. Ganz abgesehen von Goethes Behauptung muss die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit betont werden, dass der in Frankfurt Weilende Ereignisse einer fremden Stadt gekannt haben soll. Wenn dann Froitzheim den Ohnmachtsanfall der Heldin in der Kirche, durch den ihre Schuld an den Tag gekommen sein soll, als Wirkung einer in französischen Kirchen üblichen Vorlesung eines Edikts gegen verhehlte Schwangerschaft darstellte und gar Goethe auch hier als Plagiator Wagners bezeichnete, so bekämpft P. diese an und für sich recht thörichte Vermutung mit dem Hinweis darauf, dass die Entstehung der Domscene und damit auch des „Ohnmachtsmotivs" (eine abscheuliche Bezeichnung, deren Verschwinden aus litteraturgeschichtlichen Betrachtungen freudig zu begrüssen wäre) wegen ihrer Anklänge an einzelne Stellen aus dem „Satyros" wohl schon in den Herbst 1774 zu verlegen ist. —

Von Goethes sonstigen persönlichen Beziehungen soll hier in alphabetischer Reihenfolge die Rede sein. Eine ältere Arbeit Reinhold Köhlers[98]), des Unvergessenen, dessen stillhingebende, sorgsame Unterstützung mancher unter uns schmerzlich vermisst, eine gelehrte Untersuchung über Goethes Verhältnis zu D. Batacchi, die auch einiges neue Material brachte, wurde ins Italienische übersetzt. — Die in Goethes letzten Lebensjahren unter seinen Augen zum Teil durch ihn selbst redigierte Zeitschrift „Das Chaos" fand in Lily von Kretschman[99]) eine durch ihre Vorstudien mit der Weimarer Gesellschaft vertraute Bearbeiterin, die auch in diesem Artikel in erster Linie die Aufzeichnungen ihrer Grossmutter, der Frau Baronin von Gustedt (Jenny von Pappenheim) als Quelle benutzte. Was Goethe speciell angeht, so wurden, nebst einigen Proben seiner Redaktionsführung, die mannigfachen auf ihn bezüglichen Verse abgedruckt, darunter auch die schon in der Hempelschen Ausgabe befindlichen Gedichte „An Ihn", die eine Erwiderung der bekannten Verse „Goethe an Sie" gebildet hatten. Unbekannt war bisher die gleichfalls mitgeteilte Uebersetzung einzelner seiner prosaischen und poetischen Beiträge, neu wohl die Aufstellung, dass die Verse „Mit einem buntgestickten Kissen" an Auguste Gräfin Egloffstein gerichtet sind: Th. Creizenach und Loeper (Weim. Ausg. 4, S. 275) weisen sie Marianne Willemer zu. — Eine andere aus der ebengenannten verzweigten Familie, Henriette, erschien in einem von Wahle[100]) veröffentlichten Stück ihrer Memoiren als Berichterstatterin über Weimarer Zustände, freilich über eine Zeit, in der Goethe gerade in Italien war. Trotzdem verdient dieser Bericht eine Erwähnung, weil in ihm von einer mit den Weimarer Ver-

---

4 : 16) — 93) ○ Lenz u. Goethe: HambNachr[S]. N. 2. — 94) × H. R., Lenz u. Goethe: HambCorrs. N. 16. — 95) W. Frhr. v. Biedermann, Imaginärer Hass gegen Goethe: LZg[B]. N. 30. — 96) C. Grottewitz, D. Dichter J. R. Lenz s. o. IV 4 : 14. — 97) O. Pniower, Goethe u. H. L. Wagner: VZg[S]. N. 15. — 98) Reinhold Köhler, Goethe e il poeta Domenico Batacchi: ASTP. 20, S. 21/7. — 99) Lily v. Kretschman, Weimars Gesellsch. u. d. Chaos: WIDM. 70, S. 285—64. (Mit Ansichten v. Tiefurt, Ettersberg u. Portr. mancher Weimar. Persönlichkeiten.) — 100) J. Wahle, Aus

hältnissen, besonders denen des Hofes, wohlvertrauten Zeugin Schilderungen einiger Personen, mit denen Goethe verbunden war, gegeben werden, z. B. des Herzogs Karl August und seiner Mutter. — Stahrs[101]) Buch, das ausser den in Goethes Dichtung geschilderten Frauen auch manche vorführt, mit denen er Umgang pflog, wurde zum achten Male aufgelegt, ein deutliches und durchaus nicht unerfreuliches Zeugnis dafür, dass die geschmackvollen Darstellungen dieses belesenen und unterrichteten Autors, über dessen Auffassung sich freilich manchmal streiten und dessen Kritik sich oft anfechten lässt, noch mehr als zwei Jahrzehnte nach seinem Tode ohne jede Veränderung und Umarbeitung als ein gern gesehenes Lesebuch wiedererscheinen.[102]) — Wenig erfreuliches lässt sich von einem Aufsatze Malkowskys[103]) über Angelika Kauffmann sagen, einem jener Wanderartikel, dem man häufiger begegnet und dem man lieber gar nicht begegnen möchte, der nicht das geringste Neue und auch das Alte, Längstbekannte in keiner originellen Form behandelte. Originell dürfte nur sein, dass der Artikel aus Anlass des 150. Geburtstags der guten wackeren Frau geschrieben ist: wen in aller Welt, ausser dem Feuilletonschreiber, könnte dieser Tag interessieren? — Neues über Susanne von Klettenberg teilte R. Jung[104]) mit: es handelt sich um ihr Testament, um das nach ihrem Tode im Beisein Goethes aufgenommene Inventar, aus dem das Verzeichnis der Gemälde und Bücher gedruckt wird. Theologische und philosophische Werke waren hauptsächlich vertreten; von Goethe befand sich nichts darunter. Von einem Päckchen „Diverse Briefe . . von Herrn D. Gothe“ war nur der Umschlag erhalten, doch fanden sich ein paar Zettelchen Goethes, nicht bedeutenden Inhalts neben einigen an Fräulein von Klettenberg gerichteten Briefen. — Goethes ältester Weimarer Freund K. L. v. Knebel war von einem seiner Verwandten Hugo Knebel-Döberitz im vorigen Berichtsjahr zu panegyrisch dargestellt worden[105]); mit Anknüpfung an dies Buch gab L. Geiger[106]) ein Charakterbild von Goethes Urfreund, in dem mehr das Schwächliche, Launische, Halbe in seinem Wesen, seine satanische Freude an den Thorheiten anderer hervorgehoben werden, Eigenschaften, denen weder Lust noch Kraft gegenüberstand, selbst etwas Gutes und Verständiges zu schaffen. — Biltz[107]) gab nicht, wie der Titel seiner Arbeit vermuten liess, eine Kritik des Knebel-Döberitzschen Buches, sondern eine breite Wiedergabe seines Inhalts, mit wörtlichem Abdruck mancher Schriftstücke, ohne Neues zu bringen und ohne eine selbständige Beurteilung zu versuchen, in einem burschikosen Ton, der sich für solche Darlegungen nicht schickt; eine Aeusserung, wie er sie bei Erwähnung der Thatsache, dass Knebel im 69. Lebensjahre einen Sohn bekam, vorbringt: „und da spricht man noch von der Unproduktivität Knebels“, sollte in einem wissenschaftlichen Vortrage nicht gethan werden.[108]) — Die hundertste Wiederkehr von Mercks Todestag — „Hundertjahrestag seines Todes“ ist doch ein gar zu abscheulicher Ausdruck — gab Ph. Stein[109]) Anlass zu einer Betrachtung, in der besonders Mercks Einfluss auf Goethe mehr behauptet als nachgewiesen und Merck gegen einige Anschuldigungen in „Dichtung und Wahrheit“ in Schutz genommen wurde. Ein Satz wie der folgende: „Die Eigenart und die grosse Wirkung, die Merck als Kritiker ausgeübt hat, erklären sich aus seiner Selbstlosigkeit“, ist entweder völlige Phrase oder, wenn er ernst gemeint ist, recht verkehrt. — Ausführlicher wurde derselbe einflussreiche Ratgeber Goethes von R. Proelss[110]) behandelt, der das gesamte Leben und Wirken Mercks darstellte und dabei auch auf seine übrigen Lebensbeziehungen und schriftstellerischen Arbeiten einging, besonders bemüht, die einseitige Auffassung zu entkräften, Merck sei bloss als Kritiker thätig gewesen. Dagegen wird man freilich sagen müssen, dass seine sonstige schriftstellerische Thätigkeit nicht viel bedeutete und dass er nur seinen kritischen Arbeiten und dem durch sie geübten Einfluss sein Fortleben in der Litteratur verdankt. — Fallen die Beziehungen zu Merck in Goethes Frühzeit, so gehören die zu Jenny von Pappenheim in die spätesten Tage des Dichters. Was über sie Lily von Kretschman[111]) aus den Aufzeichnungen ihrer oft genannten Grossmutter mitteilte, gehört zu dem Liebenswürdigsten, was man von dem Alternden weiss. Nicht als strengwaltender Olympier und nicht als weltabgewandter Greis erscheint er hier, sondern als freundlicher, mitten im Leben stehender, an Spielen und Scherzen der Jugend teilnehmender, für die Reize jugendlicher Enthusiastinnen empfänglicher Alter. In diesem Bericht fand manch hübsches Wort und manche artige Anekdote Platz,

---

Henriettens v. Egloffstein Memoiren. Weimar: GJb. 12, S. 139–50. — **101)** Ad. Stahr, Goethes Frauengestalten. Mit 2 Bildn. sowie Faksim. 8. Aufl. Berlin, Brachvogel & Ranft. VII, 260 u. 292. M. 6,00. — **102)** (IV 9a: 56/8.) — **103)** G. Malkowsky, Angelika Kauffmann. Z. 150. Wiederkehr ihres Geb. (30. Okt. 1741): KielZg. N. 14569. (Auch Didaskalia v. 1. Nov. D. Artikel entstammt d. „Berliner Feuilleton-Correspondenz“.) — **104)** R. Jung, Aus d. Nachlasse d. Fräuleins Sus. Katharina v. Klettenberg: BFDH. NF. 7, S. 57–68. — **105)** × W. Buchner, v. Knebel-Doeberitz, Knebel (JBL. 1890 IV 11b: 110): BLU. N. 3. — **106)** L. Geiger, K. L. v. Knebel: MünchNN. N. 26. — **107)** K. Biltz, D. neueste Biographie Knebels = Neue Beiträge z. Gesch. d. dtsch. Sprache u. Litt. Berlin, Stargardt. S. 193–219. — **108)** (IV 9a: 54.) — **109)** Ph. Stein, Joh. Heinr. Merck. Z. Hundertjahrestage seines Todes (27. Juni): KielZg. N. 14355. (Auch Didaskalia N. 147.) — **110)** Rob. Prölss, Joh. Heinr. Merck: LZg^{B}. N. 79. — **111)** S. o. N. 49. — **112)** × F. F. Cornish, Goethe and Frau von

die als authentisch gelten können, obwohl man im Auge behalten muss, dass die Aufzeichnungen nicht gleichzeitig gemacht, sondern, wenngleich auf Grund eines treuen Gedächtnisses, Jahrzehnte nach den Ereignissen niedergeschrieben wurden. — Der Verkehr der Letztgenannten mit Goethe war für ihn eine Episode, für sie ein Lebensereignis; der Verkehr mit Charlotte von Stein ist unter die epochemachenden Abschnitte des Lebens zu rechnen, über die zu grübeln man nicht aufhören wird.[112-113] Nur müsste dies freilich, wenn es etwas nützen soll, in ganz anderer Weise erfolgen, als es in drei Artikeln eines Ungenannten[114] geschehen ist. Zum Verständnis der Goetheschen Briefe, dem sie dienen wollen, bringen diese schlechtgewählten Auszüge und nichtssagenden Betrachtungen gar nichts bei. Was sollen Behauptungen wie die, dass Auguste v. Kalb sich zuerst „der Galanterien des bewunderten Mannes zu rühmen hatte“ und dass Goethe dann „Seladon“ der Amalie von Kotzebue war. Woraus entnimmt der Vf. das Recht zu der Behauptung, Goethe habe von Frau von Stein die Scheidung „von ihrem Manne verlangt und dafür versprochen, Rang und Stellung am Hofe aufzugeben“? Wie kann jemand, dem man doch zumuten sollte, er habe die vor einigen Jahren veröffentlichten Briefe aus Italien gelesen, niederschreiben: „dort sank die Flamme seiner Liebe zu Charlotten, weil sie keine Nahrung mehr in deren Nähe fand, in Asche zusammen“! Für das Verständnis des wunderbaren Verhältnisses zeigt sich in diesen seltsamen Aeusserungen und den langen, sie begleitenden Auseinandersetzungen nicht der geringste Anhalt; viel eher sind derlei breite Bettelsuppen völlig geeignet, den Geschmack an der kräftigen Nahrung zu verderben, welche Goethes Briefe bieten sollen. —

---

c. Lyrik.

Otto Pniower.

Funde N. 1. — **Ausgaben** N. 7. — **Allgemeine Charakteristik** N. 13. — **Einzelne Schöpfungen** Strassburger Zeit: Friederikenlieder N. 19; Heidenröslein N. 22. — Frankfurter Zeit: An Schwager Kronos N. 24; Herbstgefühl N. 25. — Weimarer Zeit: Hans Sachsens poetische Sendung N. 27; Grenzen der Menschheit N. 28; Wer nie sein Brod mit Thränen ass N. 29; Venetianische Epigramme N. 30; Sonette N. 31; Verschiedenes N. 32. —

Auch für dieses Berichtsjahr gilt, dass die litterarische Thätigkeit auf dem Gebiete der Goetheschen Lyrik weder eine sehr reichhaltige noch ergiebige war. Nur in wenigen Fällen ward ein Blick auf das Gesamtgebiet gewagt, und selbst in der Einzelforschung bewegte sich die Betrachtungsweise nach wie vor in den ausgefahrenen Geleisen. Chronologie oder Einwirkung, das sind die Fragen, auf die die Aufmerksamkeit gerichtet blieb. Jenen Wegen und Zielen zuzuschreiten, die Wilhelm Scherer vor langer Zeit und ten Brink im Berichtsjahr (I 1 : 20) der Behandlung der Lyrik vorgezeichnet haben, macht man keine Miene. Und doch wäre es hier, wo das biographische, überhaupt das erklärende Material so reichlich vorhanden ist wie nirgends sonst, am leichtesten und zugleich am lohnendsten, jenen Fragen nach der inneren Redeform, nach dem Verhältnis des Dichters zu seinem Stoff, nach der rhetorischen Syntax im ganzen wie nach der Wirkung des einzelnen Wortes, nach dem Verhältnis des Rhythmus zum Stoff und ähnlichen Dingen ernsthaft nachzugehen und so die Lösung des Problems über das Geheimnis der dichterischen Wirkung vorzubereiten. An **Funden** bisher unveröffentlichter Gedichte ergab aber das Jahr mancherlei. Ruland [1] teilt aus dem Stammbuch der Frau Rat eine poetische Umschreibung der Abendmahlsworte mit, die der jugendliche Goethe am 30. Sept. 1765, am Vorabend oder am Tage selbst, da er nach Leipzig aufbrach, in das Erbauungsbuch seiner Mutter eintrug. — Von den Gedichten Goethes, die uns ein Aufsatz von W. Vulpius [2] vorführt, ist freilich keines bisher ungedruckt, aber für die zwei Distichen (S. 80), mit denen der Dichter dem Stammbuch, das er seinem Sohne schenkte, die Weihe gab, ist hier wenigstens die authentische Datierung (22. Nov. 1801) geliefert. Ein anderes, das Distichon vom 12. Juli 1805 (S. 247),

---

Stein. Essay read before the Manchester Goethe-Society: Ac. 39, S. 238/9. — 113) × T. Hitchcock, Unhappy loves of men of genius. New-York, Harper. II, 212 S. M. 5,00. |[NYCritic 16, N. 51; Literary World (Boston) 22, N. 25.]| (Auch über Goethe u. Frau v. Stein.) — 114) Charlotte v. Stein. Z. Verständn. d. Goetheschen Briefe an sie: NorddAZg. N. 364. 366. 368. —

1) (IV 1 : 28.) — 2) (IV 1 : 29.) — 3) (IV 9b : 49.) — 4) (IV 9b : 104; vgl D. Sanders: ZDS. 4, S. 193 f.) —

mit dem Goethe ein zweites Stammbuch seines Sohnes schmückte, ist in wenig veränderter Gestalt in seine Werke übergegangen. Zwei weitere Gedichte, die der Vf. anführt, kennt die Weimarer Ausgabe schon. — Lily von Kretschman [3]) teilt ein Gelegenheitsgedichtchen mit, das Goethe am 16. Jan. 1832 für Jenny v. Pappenheim verfasste. Es ist wohl eines seiner letzten poetischen Produkte. — Zwei Findlinge erweisen sich bei näherer Betrachtung als nicht Goethesch. Den einen bilden die aus dem Nachlasse des Frl. von Klettenberg von R. Jung [4]) mitgeteilten, von Goethes Hand geschriebenen Verse, die GJb. 12, S 282 noch einmal abgedruckt sind. Sie sind, wie mich A. Fresenius belehrt, ein Citat aus dem zweiten Buch von Wielands „Musarion". — Den zweiten veröffentlicht Gartz [5]). Zu den Sonetten, die Bettina in dem „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" als an sie gerichtet in Anspruch nimmt, gehört auch das fünfte, „Wachstum" überschrieben. G. ist der Ansicht, die er auch schon früher entwickelt hat, dass das Sonett nicht Bettinen, sondern Wilhelmine Herzlieb gilt. Weil aber Bettina ausdrücklich bemerkt, dass das Sonett auf einem Blättchen stand, das einem Briefe Goethes an seine Mutter eingelegt gewesen sei, und weil dieses Blättchens auch in einem Schreiben des Dichters an das „Kind" Erwähnung geschieht, meint G. wohl (er spricht sich darüber nur sehr kurz und unklar aus), dass eine reine Fiktion nicht vorliegen könne und dass sich auf jenem Blättchen, wenn auch nicht das Sonett „Wachsthum", so doch ein anderes Gedicht befunden haben müsse. Und dieses glaubt er in drei Strophen von je vier Versen entdeckt zu haben, von denen eine „Goethe" unterzeichnete Abschrift sich im Besitze des Frl. Cäcilie Wattenbach befindet. Ich vermag dieser Hypothese jedoch nicht die geringste Glaubwürdigkeit beizumessen. Dass das Gedicht Goethesch sein könnte, will ich nicht leugnen, wenn ich auch die Meinung Düntzers, auf die G. sich beruft, dass sein Ton durchaus den Sonetten von 1807 zu entsprechen scheint, nicht durchaus teilen kann. Aber es ist mit der Ueberlieferung so bestellt, dass nicht einmal eine Beziehung des Gedichtes zu Bettina durch sie beglaubigt ist und dass G. nur auf Grund ganz vager Indicien vermutet, es stamme aus ihrem Besitze. Auch seine Behauptung, dass die Verse ihrem Sinn und Inhalte nach sich mit von ihm angeführten Prosazeilen Goethes an Bettina decken, trifft nicht zu. — Eher wird Goetheschen Ursprungs ein aus zwei vierzeiligen Strophen bestehendes Gedicht auf den Carlsbader Sprudel sein, das Lily von Kretschman [6]) aus dem „Chaos" mitteilt. Die Weimarer Ausgabe hat es auch aufgenommen: Bd. 4, S. 282. —

An Ausgaben der Gedichte liegt uns ausser solchen, die engeren Zwecken dienen [7-8]), der vierte, von G. von Loeper [9]) besorgte Band der Weimarer Edition vor. Er enthält vom vierten Bande der Ausgabe letzter Hand die Gruppe: Inschriften, Denk- und Sendeblätter, dann was dort teils keine Aufnahme gefunden hat, teils, weil es erst später entstanden ist, keine hat finden können. Diese Gedichte „Aus dem Nachlass" sind nach Goetheschen Rubriken („Vermischte Gedichte", „Antiker Form sich nähernd" usw.) geordnet. Zuletzt folgen solche, von denen der Goethesche Ursprung nicht völlig sicher bezeugt ist. Da Lesarten und kritischer Apparat erst nachgebracht werden sollen, so muss eine nähere Besprechung des Bandes aufgespart bleiben. Dagegen haben wir an dieser Stelle auf die früher erschienenen Bände der Ausgabe zurückzukommen, soweit sie die Gedichte enthalten. Es sind dies die Bände 1—3 und 6—7 („West-östlicher Divan"). Sie haben in dem Berichtsjahr eine lebhafte Kritik von Düntzer [10]) erfahren, auf die G. von Loeper [11]) in einer Gegenkritik geantwortet hat. D. verbreitet sich eingehend über die Handhabung der Orthographie und Interpunktion. Er hält sich dabei nicht frei von Kleinlichkeit, Rechthaberei und jener an ihm bekannten Art, den Dichter selbst zu meistern. Er verschmäht es nicht, auch auf ganz belanglose Inkonsequenzen aufmerksam zu machen und die Fälle zu notieren, wo Anführungsstriche ausgelassen sind, wo statt eines Punktes ein Gedankenstrich steht u. dgl. Die einzelnen Ausgaben der Goetheschen Werke findet er unglücklich bezeichnet. Auch rügt er, dass eine Charakteristik von ihnen fehle, sowie eine zusammenfassende Auseinandersetzung über ihr gegenseitiges Verhältnis. Man kann ihm darin nur soweit Recht geben, dass diese Arbeit natürlich gemacht sein muss, bevor man an die endgültige Feststellung des Textes geht. Ob aber eine Darstellung, wie sie ihm vorschwebt, in eine Ausgabe von dem Charakter der Weimarer gehört, ist doch wohl eine Frage, die man nicht ohne weiteres wird bejahen können. Aber auch die Anführung der Lesarten findet D. unzulänglich. Freilich haut er bei dem Versuch, dies nachzuweisen, wiederum über die Schnur, indem er auch ganz unwesentliche Mängel hervorhebt. Ebenso rügt er ihre Unübersichtlichkeit. Prinzipiell meint er, hätten die Redaktoren von der Ausgabe letzter Hand eine viel zu günstige

5) K. Th. Gaedertz, E. unbekanntes Gedicht v. Goethe: Gegenw. 39, S. 68/9. — 6) (IV 9b : 99.) — 7) × Gedichte v. Goethe. Auswahl, her. v. R. Franz. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. o. J. 191 S. M. 0,75. — 8) × Goethes Gedichte. Für d. Frauenwelt ausgew. v. Clara Braun. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. XI, 368 S. M. 3,50. — 9) (IV 9a : 118) — 10) H. Düntzer, Ueber Goethes Werke: ZDPh. 23, S. 294—349. — 11) (IV 9a : 125; S. 5—16.) — 12) R. Keil, E. Goethe-

Vorstellung. Nach seiner Ansicht hätte man Göttlingsche Aenderungen, selbst wenn sie Goethe Billigung fanden, zu prüfen und gegebenen Falles rückgängig zu machen. Auch wendet er sich gegen die Beibehaltung der Anordnung der Gedichte, wie sie die Ausgabe letzter Hand darbietet, weil dafür vielfach rein äusserliche Momente massgebend waren. Kurz, er lässt so zu sagen kein gutes Haar an der in diesen Bänden niedergelegten Arbeit. Man wird eine kritische Erörterung des D.schen Standpunktes oder gar der Fülle diskutierbarer Einzelheiten, die in der sehr ausführlichen Recension zur Behandlung kommen, hier nicht erwarten. Wir müssen uns begnügen, auf die wichtigeren Punkte hinzuweisen und eine Aufzählung derjenigen Stellen der Gedichte zu geben, die bei ihm eine eingehendere Besprechung finden. Dabei verzichten wir, weil auch das zu weit führen würde, in den meisten Fällen, unsere eigene Auffassung kund zu thun. S. 311 giebt er eine sehr dankenswerte Zusammenstellung der Gedichte, die in jener mit H^{3} bezeichneten Sammlung enthalten waren, die „die Quelle der meisten bisher bekannt gewesenen Gedichtsabschriften Herders und der Frau von Stein ist". S. 312 f. bespricht er das im ersten Band der Ausgabe S. 365 f. abgedruckte Gedichteverzeichnis der Bäbe Schulthess. Unter den S. 318 f. aufgezählten Druckfehlern sind bemerkenswert die, die beim ersten Druck entstanden und nun unbemerkt in allen Ausgaben sich erhielten; dabei werden allerdings auch Lesungen erwähnt, bei denen an Fehler nicht zu denken ist. Dazwischen wird die Frage des so häufigen Wechsels der Tempora bei Goethe, namentlich des Praesens und Praeteritum erörtert. S. 323 f. bespricht D. die Datierung des Gedichts „Der Müllerin Reue", womit aber L. S. 12 zu vergleichen ist. Zu V. 23 von „Gewohnt, gethan", sucht D. (S. 296) vergeblich seine Lesart „Jungen" zu retten. Das gelingt ihm auch nicht in Bezug auf V. 12 des Liedes „Epiphaniasfest" (S. 319). Dagegen hat er wohl Recht, dass im dritten Vers des „Frühzeitigen Frühlings" das Komma nach Sonne vom Uebel ist (S. 322). S. 297 wird V. 204 der elften Römischen Elegie erörtert und V. 231 der zwölften. Vom zweiten Band wird S. 319 ff. V. 16 des Gedichtes „An die Cicade" besprochen, S. 322 die schwierige Stelle V. 119 des Gedichtes „Ilmenau". S. 13 seiner Entgegnung beweist L. aber die Richtigkeit der von ihm gewählten Lesart. Genau dasselbe Verhältnis zeigt sich in Bezug auf den letzten Vers des Gedichtes „Kommt Zeit, kommt Rat" (D.: S. 322 f.; L.: S. 13). Dagegen wird D.s Vorschlag im V. 12 von „Künstlers Abendlied" statt „nur" „nun" zu lesen (S. 319) von L. (S. 14) beachtenswert gefunden. Andererseits erhält D.s Ansicht in Bezug auf die Lesung der V. 12/6 des Gedichtes „Juni" (S. 323) L.s Billigung mit Recht nicht (S. 14). Eine eingehende Kritik hat D. auch dem „Divan" gewidmet. S. 326 f. wird die erste noch vor dem Wiesbadener Register liegende Sammlung besprochen und dann dieses selbst, wobei die Datierung von Gedichten wie „An Schach Sedschan und Seinesgleichen" und „Berechtigte Männer" erörtert wird. Aus den „Entwürfen zu Divangedichten" werden N. 5, 7 und 9 behandelt. An einzelnen Stellen werden folgende betrachtet: S. 329: V. 32 des Gedichtes „Segenspfänder", wo eine ganz verfehlte Erklärung geboten wird; V. 20 des Gedichtes „An Hafis"; V. 13 des Gedichtes „Geheimstes"; S. 297: V. 15 des Spruches aus dem „Buch der Betrachtungen" „Haben sie von deinen Fehlen." S. 328: V. 13 des Gedichtes „Hab ich euch denn je geraten"; S. 330: der Spruch „Die Flut der Leidenschaft, sie stürmt vergebens", zusammen mit dem „Dunkel ist die Nacht"; V. 10 f. des Liedes „An Suleika". S. 297 geht D. bei der Besprechung der V. 29 f. des dialogischen Gedichtes „Wie des Goldschmieds Bazarlädchen" von einer ganz falschen Lesung aus; S. 331 bestreitet er die Interpungierung, die L. dem V. 2 des Gedichtes „Nachklang" zu teil werden liess. Seinen Standpunkt all diesen Einwänden gegenüber spricht L. in seiner Entgegnung, in der er D.s Streben nach Ebenmässigkeit und Gleichheitsmacherei mit Glück entgegentritt, mit den Worten aus: „Was D. Sorgfalt nennt, heisst uns Korruption, Uebermalung". S. 11 berichtigt er einen von ihm in der Interpungierung der 16. Römischen Elegie V. 358 f. begangenen Irrtum. — Als eine Ausgabe mit Kommentar ist auch ein kleines Büchlein R. Keils [12]) anzusehen, das sich zur Aufgabe stellt, eine Auswahl von 20 Jugendgedichten, die der Zeit von 1767—87 angehören, eingehend zu charakterisieren. Der Vf. ist mit Erfolg bemüht, in liebevoller, geschmückter Darstellung die äusseren wie inneren Umstände, unter denen ein jedes der besprochenen Gedichte entstanden ist, zu schildern, und thut dies mit unleugbarer Kenntnis. Aber von einer Interpretation im wissenschaftlichen Sinne ist er noch recht weit entfernt. In Auffassung und Deutung schliesst er sich stark an Loeper (Hempel[2]) an, ohne ihn irgend zu übertreffen. Da, wo er einmal von ihm abweicht, in der Deutung der letzten Strophe der Ode „Gränzen der Menschheit", verfällt er in Irrtümer. Dankenswert ist auf S. 10 ff. das Verzeichnis der Gedichte, die uns in den beiden hs. in der Weimarer Ausgabe mit H^{3} und H^{4} bezeichneten Samm-

Strauss. S. o. IV, 9a: 52a. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. |[PrJbb. 67, S. 228/9; BLU. S. 68; Kw. 4, S. 236/7; HambCorr g. N. 15.]| — 13) E. Gnad, Ueber Goethes Lyrik. Litt. Essays. 2. verm. u. verb. Aufl. Wien, Konegen.

lungen überliefert sind. Ihren Bestand konnte man bisher nur aus den verzettelten, bei den einzelnen Gedichten gemachten Angaben der Weimarer Ausgabe zusammenrechnen.

Den Versuch einer allgemeinen Charakteristik der Goetheschen Lyrik macht Gnad [13]) in einem schon 1868 geschriebenen Aufsatz. Er will Andeutungen darüber geben, worin der eigentümliche Vorzug dieser Lyrik liegt, und nimmt den Anlauf, zu erörtern, warum die Gedichte uns gefallen. Aber allzurasch verfällt er der Resignation, indem er bekennt, dass es vergebliche Mühe sei, „aus den einzelnen Ausdrücken, aus Reim und Vers die Wirkung herausziffern zu wollen". So begnügt er sich denn mit einer höchst unvollständigen Erklärung des Problems und kommt über ganz allgemeine Beobachtungen und die sattsam bekannten Momente wie „Selbsterlebtes und -empfundenes", „Naturlaute des Herzens", „Unmittelbarkeit und Wahrheit des Gefühls" usw. nicht hinaus. — Viel weiter dringt und mehr Aufklärung bietet G. Brandes [14]), obgleich er Goethes Lyrik nur im Vergleich zur Heineschen betrachtet. Den Wert, den die Vergleichung für die Erkenntnis hat, erkennt man hier schlagend. B. stellt hin und wieder Inkommensurables einander gegenüber, so dass die Parallelisierung schief erscheint; auch wird das Urteil gelegentlich dadurch getrübt, dass in Bezug auf Goethe der Blick zu sehr auf das einzelne Gedicht geheftet bleibt und sich nicht zu den Stücken verwandten Inhalts erhebt, so dass vorschnelle Schlüsse und Verallgemeinerungen nicht vermieden werden; im ganzen aber gewährt B. eine Fülle ebenso geistreicher wie fruchtbarer Beobachtungen. S. 156 f. ein rascher belehrender Blick historischer Art über Goethes Verhältnis zur Natur. S. 160 wird Goethes ursprüngliche Bildlichkeit im Gegensatz zur Heineschen Bildermanier besprochen. S. 162 wird an einem Beispiel der Ausdruck für verwandte Stimmungen oder Gefühle bei beiden Dichtern verglichen. S. 178 ein kurzer Vergleich von Goethes „Fischer" und Heines „Loreley". S. 181 f. bemerkt B., wie verschieden die beiden Dichter das Thema der Liebe behandeln, wie anders sie die Begierde, dann die reine Liebessehnsucht darstellen. S. 186 f. handelt er ein wenig flüchtig über Bitterkeiten, Cynismen und Blasphemien bei Heine und Goethe. S. 187 f. weist er darauf hin, wie beide Dichter das Gefühl der Selbstermannung darstellen. S. 189 wird die Behandlung des gleichen Stoffes (der heiligen drei Könige) verglichen. S. 190 f. einige kurze Bemerkungen über die Art, wie Heine und Goethe Begriffe personifizieren. — Von durchgehenden stilistischen Formen, die der Goetheschen Lyrik eigentümlich sind, erörtert W. von Biedermann [15]) nicht sehr tief eindringend die verschiedene Anwendung der Figur der Wiederholung. — Unter den Gedichten, die auf derselben metrischen Form ruhen, behandelt zusammenfassend Goldbeck-Loewe [16]) die in freien Versen, indem er sie an dem Klopstockschen Vorbilde misst. Er giebt eine chronologische Uebersicht über sie und weist, freilich nicht eindringlich genug, auf die Entwicklung der von jenem Dichter empfangenen Impulse hin, wie sich Goethe von dem Einflusse Klopstocks mehr und mehr befreit und demjenigen Pindars erliegt, wie er im Gegensatz zu Klopstock nach Gesetzmässigkeit strebt und mehr als jener einem bestimmten Rhythmus folgt, überhaupt in der Anwendung der Form Mass zu halten weiss. Man mag es bei einer Dissertation entschuldigen, dass die Betrachtungsweise des Vf. zu mechanisch ist und sich zu sehr auf die Hervorhebung weniger und dazu äusserlicher Merkmale beschränkt. In das Verhältnis des Rhythmus zum Stoff versucht er nicht einzudringen. Die notwendig zu stellenden Fragen, welche Stoffe sind in freien Versen behandelt und warum gerade diese, wirft er nicht auf. Der Einfluss Klopstocks auf Goethe hätte viel schärfer gezeigt werden können. So sind z. B. die Figur der Wiederholung und die Bevorzugung langtönender Kompositia nicht erwähnt. — Von Gedichten derselben Art handelt zusammenfassend über Goethes Balladen Chevalier [17]), oder vielmehr er streift sie in einem historischen Ueberblick über die Entwicklung dieser Dichtform. Doch bietet seine, zwar auf einem reichen Material ruhende, aber ungeordnete und der Straffheit gar zu sehr ermangelnde Darstellung in Bezug auf unseren Dichter nur wenig Greifbares, und dieses wenige ist nicht neu. — Der Schrift Herzfelders [18]) muss an dieser Stelle gedacht werden, weil Gedichte in ihr zur Sprache kommen, die sich über einen grossen Zeitraum der Goetheschen Produktion erstrecken, nämlich alle die, die auf den drei Schweizer Reisen entstanden sind oder auf ihnen empfangene Eindrücke verwerten. Bei jenen ist es hauptsächlich die genauere Datierung, die den Vf. beschäftigt, wobei er in zwei Fällen zu neuen Ergebnissen gelangt. So verlegt er (S. 6) den bekannten Stammbucheintrag an Lenz: „Zur Erinnerung guter Stunden", auf den 5. Juni 1775, freilich ohne für seine Behauptung einen Beweis anzutreten. Und S. 45 stellt er in Bezug auf das „Schweizerlied" die Ansicht auf, dass es Goethe auf seiner letzten Reise im Jahre 1797 aus dem Volksschatz gehoben habe, wenn es für uns auch erst 1811 zum Vorschein kommt. Aber auch hier harren wir des Beweises. In Bezug

375 S. M. 5,00. S. 3—35. — 14) G. Brandes, D. Litt. d. 19. Jh. in ihren Hauptströmungen. Bd. 6, S. JBL. 1890 IV 14:1. — 15) (IV 9a : 116). — 16) (I 9 : 18.) — 17) (I 3 : 132; S. 20/6.) — 18) (IV 9b : 43 — 19) A. Bielschowsky, Über Echt-

auf die Chronologie zweier anderer Gedichte steht H. auf dem Loeperschen Standpunkt. Auch er nimmt von der Elegie „Euphrosyne“, von der er eine nichtssagende Charakteristik giebt, an (S. 179), sie sei im ersten Entwurf schon auf der Schweizer Reise in Stäfa niedergeschrieben. Im folgenden Jahre sei sie dann nicht eigentlich „ausgearbeitet“, sondern nur vollendet worden. Von der Ballade der „Müllerin Verrat“ meint er (S. 187 f.) gleich Loeper, Goethe habe schon am 5. Nov. 1797 daran gedichtet (vgl. Hempel 126, 160 f.). Nachwirkung von Reiseeindrücken vermutet der Vf. sehr beachtenswert in der dritten Strophe von Mignons Lied „Kennst Du das Land“ (S. 29 f.), vermeidet aber mit Recht Schlussfolgerungen auf gleichzeitige Abfassung. Auch v. 7 f. der Elegie „Amyntas“ beruhen nach H. (S. 155) auf Eindrücken, die der Anblick des eben beobachteten Rheinfalls bei Schaffhausen in Goethe hinterlassen hatte. —

Was nun die einzelnen Schöpfungen betrifft, so haben die Lieder der Strassburger Zeit wieder das lebhafteste Interesse erweckt. Die Friederikenlieder insgesamt behandelt ein eingehender Aufsatz von Bielschowsky[19]), der an die zuerst von Heinrich Kruse, dann im Hirzelschen „Jungen Goethe (1, S. 261—70) herausgegebenen Gedichte die kritische Sonde legt. In der Frage, in welcher Weise sich Goethe und Lenz in die Autorschaft dieses Liederbestandes teilen, kommt B. zu dem Ergebnis, dass fünf der Gedichte (bei Hirzel N. 4, 5, 3, 1, 8) nicht Goethe, sondern Lenz zum Vf. haben. Den Beweis für diese Behauptung sucht er mit allen Mitteln philologischer Kritik zu erbringen. Eine Fülle sprachlicher, stilistischer und metrischer Beobachtungen häuft er; selbst die Statistik wird zu Hilfe gerufen. Besonders reichhaltig ist die Behandlung des vierten Gedichtes. Um dessen stilistischen Charakter festzustellen, wird eine sehr gründliche und eindringende Heerschau über Lenzsche Eigentümlichkeiten abgehalten, dabei freilich im Heranziehen von Parallelen ein äusserliches und unkritisches Verfahren eingeschlagen. Allen diesen Bemühungen zum Trotz scheint uns durch den Vf. die Frage über den bisherigen Stand, wonach nur N. 4 und 5 Lenzschen Ursprungs sind, nicht wesentlich hinausgekommen zu sein. Dieser Stand wird durch die Loepersche Auffassung dargestellt, die auch Weinhold[19]) in seiner Ausgabe der Gedichte Lenzens teilt. Am meisten möchte man noch mit B. geneigt sein, N. 8 Lenz zuzuweisen und zwar wegen des recht matten Schlusses; aber auch dem stellt sich v. 6 entgegen: „Wenn sie meine Lieder sang.“ Denn dass Friederike Lenzsche Lieder gesungen hat, wissen wir nicht, wohl aber überliefert es uns Goethe von sich. Und ganz gewiss ist N. 3 Goethesch und vor allem, wie uns scheint, unlenzisch. Auch bei N. 1 hat uns der grosse vom Vf. aufgebotene Apparat nicht bewegen können, es für ein Produkt Lenzens zu halten. Unleugbar hat das Lied Schwächen, und es ist, von Uebertreibungen und Missverständnissen abgesehen, ein Verdienst B.s, sie ins Licht gesetzt zu haben. Aber man darf nicht ausser Acht lassen, dass das Gedicht eine vielfach noch im Stile der Anakreontik befangene, rasche Improvisation ist. Dazu kommt, dass gerade dieses Gedicht bis jetzt das einzige ist, auf das jene Bemerkung Goethes in „Dichtung und Wahrheit“ passt, er habe für Friederike manchen Liedern bekannte Melodien untergelegt (vgl. Erich Schmidt: ZDA. 21, S. 306). Glücklicher ist der Vf. in der Bestimmung der Chronologie. Hier kann man seinem Nachweis, dass die Lieder in der Reihenfolge: N. 2 (Herbst 1770), N. 6 (Weihnachten 1770), N. 10 (30. März 1771), N. 7 (zwischen Ostern und Pfingsten 1771), N. 11 (Frühling oder Sommer), N. 9 (schon in Frankfurt im Herbst) entstanden seien, im allgemeinen folgen. — Im allgemeinen, denn für das Lied „Willkommen und Abschied“ (N. 10) hat inzwischen L. Blume[20]), wie uns scheint, mit Erfolg, ein früheres Datum geltend zu machen gesucht. Nach seiner Ansicht gehört das Lied nicht, wie man seit Loepers Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit“ gemeinhin annimmt, in den Frühling 1771, sondern in den Herbst des vorhergehenden Jahres. Von seinen Gründen scheint mir der durchschlagendste der, dass die in den Eingangsstrophen des Gedichtes herrschende Stimmung besser für eine früh hereinbrechende Herbstnacht als für eine Frühlingsnacht passt. Aber auch in den anderen Erwägungen wie in der, dass das Lied eine eben erst geknüpfte Bekanntschaft voraussetze, dass die Darstellung in „Dichtung und Wahrheit“ kritisch betrachtet gegen einen dem ersten Besuch rasch folgenden zweiten, wie ihn diese Annahme allerdings erheische, nicht spreche, muss man dem Vf. beistimmen. B. geht noch weiter und sucht den Titel, unter dem das Lied in dem Verzeichnis von Bäbe Schulthess angeführt ist: „den XXX. Abend“ mit seiner Aufstellung in Einklang zu bringen, indem er ihn als XX. X. d. h. 20. Oktober deutet, während Bielschowsky die römische Zahl als 30. März nimmt. Der Einfall des Vf. scheint, so fein er ist, ein wenig zu geistreich, um wahr zu sein. Da indessen alle Umstände, wenn nicht für diesen Tag, so doch für diese Zeit sprechen, so wird man auch daran keinen Anstoss nehmen. — Anders deutet Düntzer[20a]) die rätselhafte

heit u. Chronologie d. Sesenheimer Lieder: GJb. 12, S. 211—27. — 19a) J. M. R. Lenz, Gedichte. Mit Benutzung des Nachlasses W. v. Maltzahn. Her. v. K. Weinhold. Berlin, Hertz. XXII. 328 S. M. 5,00. — 20) L. Blume, Zu Goethes Gedicht „Willkommen u. Abschied“: ChWGV. 5, S. 26/8. — 20a) S. o. N. 10; vgl. N. 11, S. 10 f. — 21) H. Düntzer, Goethes

Zahl. Er sieht in ihr (S. 313 f.) eine Bezeichnung der — Christnacht und kommt so notwendig zu der Folgerung, dass mit ihr ein anderes Gedicht bezeichnet sei als „Willkommen und Abschied", dessen Titel zufällig mit der Zahl zu Einer Ueberschrift zusammengeschmolzen sei. Doch ist seine ganze Argumentation willkürlich und falsch. — Ein unermüdlicher Kämpfer für seine Meinungen, wie er ist, wendet sich Düntzer[21]) in einem besonderen Aufsatz auch gegen Bielschowskys Aufstellungen. Er richtet seinen Angriff ausschliesslich gegen seine Auffassung der Ueberlieferung. Namentlich erregt Bielschowskys Zweifel, ob Kruse, als er bei Sophie Brion die Lieder abschrieb, in der That Goethesche Originale vorlagen, und seine Meinung, dass, was er vor sich hatte, wohl Abschriften von Lenzens Hand gewesen seien, seinen ganzen Zorn. Die letztere Annahme hat Bielschowsky wohl nicht bis zur Wahrscheinlichkeit geführt, andererseits aber hat D. weder seinen Zweifel, noch seine Hypothese widerlegt trotz allem Aufwand an starken und leidenschaftlichen Worten. Im übrigen scheint uns ein Streit über diese „äusseren Kriterien" völlig unfruchtbar: so wie die Sache liegt, kann aus der Ueberlieferung kein Argument für oder gegen die Autorschaft Goethes oder Lenzens geschöpft werden. —

Die eifrige Teilnahme, die die von Rudolf Hildebrand und Minor von neuem zur Erörterung gebrachte Autorschaftsfrage in Bezug auf das „Heidenröslein" im vorigen Berichtsjahre hervorrief, wirkte in diesem noch nach. Erich Schmidt[22]) stellte für eine Besprechung in der Berliner Gesellschaft für deutsche Litteratur die ganze für das Problem in Betracht kommende Litteratur in prägnanter Kürze zusammen und knüpfte daran vier Thesen, die in der Sitzung eine lebhafte Diskussion hervorriefen und im wesentlichen Beistimmung fanden. S. stellt einen Zusammenhang fest zwischen dem in den „Blättern von Deutscher Art und Kunst" von Herder mitgeteilten „Fabelliedchen" und dem bekannten Aelstschen Volksliede. Er bestreitet, dass Herder das Gedicht, das er dem Publikum vorlegte, aus dem Volksmunde aufgefangen habe und erklärt Goethe für seinen Verfasser, während das im „silbernen Buch" überlieferte „Kinderlied" eine Herdersche Kontrafaktur des Goetheschen Gedichtes ist. Man wird die Richtigkeit dieser Thesen nicht zu bestreiten vermögen. Doch erschöpfen sie das Problem nicht. Es bleibt (vgl. JBL. 1890) ein Rest, der noch der Lösung harrt. — Dieser bringen uns die Erörterungen W. von Biedermanns[23]) nicht näher. Er verficht anknüpfend an die Ausführungen Hildebrands und Dungers (JBL. 1890 IV 11c:11/2) noch einmal seinen in den „Goetheforschungen" eingenommenen Standpunkt. Danach hielt Herder das „Heidenröslein" allerdings für ein im Volke lebendes, „ihm aus dem Munde genommenes" Volkslied. In Wahrheit aber war es von Goethe verfasst. Herders Meinung ist nur die Folge einer scherzhaften Mystifikation, die sich der jugendliche Dichter seinem Freunde gegenüber erlaubte. Weiterhin sucht er etwas kleinlich Dungersche Auffassungen eigener Worte zu rektifizieren, um sich schliesslich über die Art auszusprechen, in der Goethe Dichtungen anderer zu eigenen Schöpfungen verwertete. Dabei erörtert er von neuem das von ihm für das Verfahren des Dichters gewählte Schlagwort „produktive Kritik", wählt aber als Beispiel Verse, deren Goethescher Ursprung noch erst zu erweisen ist (vgl. Goethejahrbuch 11, S. 189 f.). —

Für die ältere Fassung der Schlussstrophe des schon in die Frankfurter Zeit gehörigen Gedichtes „An Schwager Kronos" sucht O. Erdmann[24]) Einwirkung einer Stelle aus dem „Messias" wahrscheinlich zu machen. Der Nachweis, dass den Dichter bei der Produktion, natürlich unbewusst, Worte aus dem Jesaias leiteten (JBL. 1890 IV 11c:17), schliesst nicht aus, dass zugleich auch die Lektüre des „Messias" nachwirkte, zumal der Wortlaut der Dichterstellen sich ziemlich nahe kommt. Aber den sicheren Beweis zu erbringen, dürfte gerade in diesem Falle überaus schwierig sein. Jedenfalls ist die Uebereinstimmung mit der Bibel charakteristischer, weil sie sich nicht auf den Gleichklang der Worte beschränkt, sondern ein poetisches Bild umfasst. —

Zum Gedicht „Herbstgefühl" liefert Heuwes[25]) ein Beiträglein, indem er mit Loeper „Zwillingsbeeren" richtig als Einem Stiel entwachsene Beeren deutet, und Sprenger[26]), der vielgewandte, beeilt sich, dazu seine Zustimmung auszudrücken. Was er freilich zur weiteren Begründung der Auffassung beibringt, der Hinweis auf die im ersten Abdruck des Liedes erscheinende Singularform „Zwillingsbeere" ist gänzlich verunglückt. Es handelt sich hier lediglich um einen Druckfehler. —

Zu dem Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung", das uns in die Weimarer Zeit hinüberführt, weist D. Jacoby[27]) darauf hin, dass für die Schlusswendung des Poems „In Froschpfuhl all das Volk verbannt", zwei im März 1775 er-

Sesenheimer Lieder: AZgB. N. 252. — 22) Erich Schmidt, Heidenröslein. Gedr. zu e. Bespr. chung in d. Gesellschaft für dtsche Litt. zu Berlin. 4 S. (Vgl. den Bericht über die Sitzung: DLZ. 12, N. 30.) — 23) W. Frhr. v. Biedermann, Heidenröslein: ZDU. 5, S. 334/9. — 24) O. Erdmann, Z. Einfluss Klopstocks auf Goethe: ZDPh. 23, S. 108/9. — 25) Heuwes, Zu Goethes „Herbstgefühl": ZDU. 5, S. 649–50. — 26) R. Sprenger, Zu Goethes Herbstgefühl: ib. S. 782. — 27) D. Jacoby, Hans Sachsens poetische Sendung: VLG. 4, S. 622. — 27a) Erich Schmidt, ib. S. 522. — 28) H.

schienene Recensionen Schubarts, die Nicolais „Freuden des jungen Werthers“ und Wagners „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten“ zum Gegenstande haben, Parallelen bieten. Da Schubart sich ganz im Sinne des jungen Goethe äussert, so läge die Annahme einer Nachwirkung im Bereiche der Möglichkeit. — In einer Anmerkung zu der Notiz weist Erich Schmidt[27a]) auf verwandte Wendungen in Klingers „Simsone Grisaldo (1776) hin. —

Für die noch immer nicht chronologisch fixierte Ode „Gränzen der Menschheit“ sucht H. Herzog[28]) eine Zeitbestimmung zu gewinnen. Indem er in den ihrem Gedankengang nach zusammengehörenden Gedichten „Prometheus“, „Das Göttliche“ und der vorliegenden Ode mit feinem Gefühl eine Antiklimax aufzeigt, in der wir das stufenmässige Herabsinken des Titanentrotzes zur völligen Anerkennung der menschlichen Ohnmacht beobachten, kommt er zu dem Schluss, dass sie auch in dieser Reihenfolge entstanden sein müssen, dass also die „Gränzen der Menschheit“ erst nach der Ode „Das Göttliche“ verfasst seien. Diese gehört aber, wie wir sicher wissen, in den Herbst des Jahres 1783. Folglich sind alle Ansätze, nach denen jenes Gedicht aus den Jahren 1775 oder 1779 usw. herrühren soll, falsch. In dieser Argumentation findet sich H. dadurch bestärkt, dass er in der Vorstellung (N. 2): „Hebt er sich aufwärts Und berührt mit dem Scheitel die Sterne, Nirgends haften dann Die unsicheren Sohlen, Und mit ihm spielen Wolken und Winde“ einen Reflex der im Jahre 1783 unternommenen ersten Versuche mit dem Luftballon erblickt, für die Goethe und nicht bloss er (vgl. Sprüche 1039) bekanntlich ein lebhaftes Interesse zeigte. Die Kombination scheint uns in dem Wortlaut keine genügende Bestätigung zu finden. Auch der nur schüchtern gewagte Versuch H.s, die Entstehung des Gedichtes mit einer Stelle aus einem Brief an Frau v. Stein vom Juni 1784 in Verbindung zu bringen, findet in den herangezogenen Worten selbst keine genügende Stütze. Bleibt also nur jene aus dem logischen Verhältnis der Gedichte zu einander geschöpfte Vermutung, die doch auch nur dann Bestand haben kann, wenn wir eine ideal konsequente, durch keinen Stimmungswechsel, keine Laune gestörte Entwicklung der Gedanken Goethes über das Verhältnis des Menschen zu Gott und dem Schicksal vorauszusetzen den Mut haben. Nun entspricht aber ausserdem die Gruppierung, in der die drei zusammengehörenden Gedichte seit 1789 in den Ausgaben erscheinen, nicht einmal der vom Vf. herausgefundenen Antiklimax. Goethe war sich ihrer also später wenigstens nicht mehr bewusst. Unter so bewandten Umständen kann man die Frage nicht als vom Vf. gelöst betrachten. —

Zum Harfnerlied: „Wer nie sein Brod mit Thränen ass“ hat Julius Schneider[29]) eine immerhin beachtenswerte Parallele aus Racines „Thebaide“ III, 2 beigebracht. Dieselbe furchtbare Anklage gegen die Götter hier wie dort. Sie werden als diejenigen hingestellt, die den Menschen fehlen lassen, für sein Sündigen aber keine Entschuldigung haben. —

D. Sanders[30]) nimmt an der hergebrachten Lesung der ersten Verse des 14. Venetianischen Epigramms Anstoss und schlägt Aenderungen vor, die allerdings die leichtere Verständlichkeit der Stelle für sich hätten, aber nicht im Sinne des Dichters wären. Ein Blick in den Lesartenapparat der Weimarer Ausgabe zeigt, dass Goethe hier schwankte und dass die ersten Niederschriften sowie der erste Druck die zweite von S. empfohlene Lesung boten. Der Dichter hat also die ursprüngliche Form bewusst geopfert, und so ist es verfehlt, an der mit Bedacht vorgenommenen Aenderung zu rütteln. Das verstandesmässig Klare ist nicht immer das Poetische. —

Ueber Goethes Sonette handelt eine Vorlesung des Engländers Tomlinson[31]). Nach einer Charakteristik des englischen, dann des italienischen Sonetts kommt er zu Goethe. Richtig hat er den Unterschied seiner in dieser Form abgefassten Gedichte von denen seiner Vorgänger und Zeitgenossen erkannt, aber er schiesst in ihrer Beurteilung über das Ziel hinaus. Goethe verwendet die Form des Sonetts auf eine ganz individuelle und neue Weise. War es, namentlich für die Schlegels und Genossen, das beliebte Gefäss für didaktisch-philosophische Stoffe, diente es der Reflektionspoesie, so gewann es Goethe, nachdem er die Scheu vor seiner Verwendung überwunden hatte, vor allem für die Lyrik und zwar für seine eigene, auf Handlung, Begebenheit gestellte Lyrik. T. aber schliesst aus der Geringschätzung, die Goethe der Form zunächst entgegenbrachte, sowie aus dem Gegensatz, in den er zu ihren gleichsam berufsmässigen Handhabern, den Romantikern trat, auf einen durchgehenden satirischen, überlegen ironischen Gehalt der Sonette, von dem in Wahrheit die 17, den zweiten Band der Gedichte eröffnenden nur gelegentlich einen ganz leisen Hauch verspüren lassen. Diese falsche Auffassung hat dann auch zur Folge, dass T. die Rolle des Liebenden verkennt, die Goethe in dem Cyclus spielt. Nach der allgemeinen Erörterung nimmt der Vf. die

---

Herzog, Goethe, Grenzen d. Menschheit: ZÖG. 42, S. 1068–70. — 29) Julius Schneider, Z. Gedicht „Wer nie sein Brod mit Thränen ass“: GJb. 12, S. 258. — 30) D. Sanders, Z. 14. Venetian. Epigramm Goethes: ZDS. 4, S. 104. — 31)

Gedichte einzeln durch und fügt eine meist gute Uebersetzung zu. Auch diese Darlegungen sind nicht frei von Missverständnissen. So ist dem zehnten Sonett fälschlich ein satirischer Charakter beigelegt, die Terzette des zwölften sind verkannt u. ä. Wäre der Vf. in die wahren Absichten Goethes eingedrungen, dann hätte er am Schluss das absprechende Urteil über ihn als Sonettendichter schwerlich gefällt. —

Endlich verschiedene ganz kleine Bemerkungen. Zu den Versen des Liedes Trost in Thränen: „Die Sterne, die begehrt man nicht . . . ." bringt Sprenger[32]) eine Parallele aus John Lillys „Campaspe". — Sprenger[33]) wiederholt ferner (vgl. JBL. 1890 IV 11c:26) die Ansicht, dass Goethe das Schweizerlied aus dem Volksmund geschöpft, und spitzt sie zu der Behauptung zu, dass „er es ganz entlehnt und sich hier dieselbe Freiheit wie beim Heidenröslein genommen habe". Zum Beweise führt er an, dass wenigstens die erste Strophe in einer verwandten Fassung in „Des Knaben Wunderhorn" vorliege, ohne zu sehen, dass Biedermann, Düntzer und Loeper dies längst bemerkt und sich damit auseinander gesetzt haben. — Für den „Divan" liegen nur zwei kleine Beiträge von C. Siegfried[34]) zu den Noten und Abhandlungen vor. Zu S. 81 der Weimarer Ausgabe wird die inkorrekte Bezeichnung eines arabischen Monats Demazsul Sani erläutert, dann der S. 84 a. a. O. von Goethe gebrauchte Ausdruck „Ku - tu" erklärt. —

d. Epos.

Ludwig Geiger.

Epen in Versen: Hermann und Dorothea: Ausgaben und Uebersetzungen N. 1; Einzeluntersuchungen N. 9. — Achilleis N. 12. — Ewige Jude N. 13. — Prosaerzählungen: Werther N. 14. — Wilhelm Meister N. 18. — Novelle N. 22. — Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter N. 23. — Wahlverwandtschaften N. 25. —

Von Goethes Epen in Versen das wirklich, um nicht zu sagen einzig gelesene ist und bleibt „Hermann und Dorothea". Es bildet einen wesentlichen Teil der Schullektüre, ja vertritt wohl in den Schulen, in denen die peinlichsten sittlichen Bedenken vorwalten und in denen man aus irgend welchen Gründen der gemeinschaftlichen Durchnahme von Dramen abgeneigt ist, ausschliesslich Goethes Dichtung. Aus diesem Grunde erklären sich die massenhaften Ausgaben des genannten Epos, die auch im Berichtsjahr einen Zuwachs erhielten[1-4]). Sie einzeln durchzunehmen wäre Zeit- und Raumverschwendung. Manchmal sind es unbedeutende Versuche eines Lehrers, der sich auch einmal gedruckt sehen will und unfähig ist, etwas Eigenes zu produzieren, manchmal Spekulationen eines Verlegers, der in seiner Sammlung der kommentierten Schriftsteller unserer Klassiker das vielbegehrte Buch nicht missen will, seltener pädagogische Untersuchungen eines Schulmanns, der den rein menschlich vielfach anregenden Inhalt des Gedichtes Jüngeren klarlegen und lieb machen will. Höchstens für diese pädagogische Seite, die an dieser Stelle nicht zu berühren ist, kommen die meisten Ausgaben des Epos in Betracht; für die sogenannte Goethephilologie, für die wissenschaftliche Erklärung des Textes, für die ästhetische, geschichtliche Würdigung des Werkes, für die Quellen, aus denen der Dichter schöpfte, die Personen, die er schilderte, bedeuten sie keinen Fortschritt. — Auch für eine neue illustrierte Ausgabe[5]) und je eine französische[6]) und italienische[7]) Uebersetzung genügt der einfache Hinweis. — Eine specielle Erwähnung dagegen verdient W. T. Hewetts[8]) Ausgabe, nicht bloss weil sie den löblichen Eifer bekundet, der in Amerika unseren Studien entgegengebracht wird,

---

Charles Tomlinson, A critical examination of Goethes Sonnets. A lecture. London, D. Nutt. 1890. 16 S. — 32) R. Sprenger, Z. Trost in Thränen: ZDU. 5, S. 782/3. — 33) id., Zu Gedichten Goethes. 1. Z. Schweizerlied: ib.: S. 781/2. — 34) C. Siegfried, Zu Goethes Divan: GJb. 12, S. 259. —

1) Goethes Hermann u. Dorothea. Her. u. bearb. v. G. Hofmeister. (= Sammlung dtsch. Dicht- u. Schriftwerke für höhere Töchterschulen. 15. Bändch.) Leipzig, Teubner. XIV, 68 S. M. 0,60. — 2) Goethe, Hermann u. Dorothea. Mit ausführl. Erörterungen für d. Schulgebrauch u. d. Privatstudium v. A. Funke. 6. Aufl. Paderborn, Schöningh. 147 S. M. 1,00. — 3) Goethe, Hermann u. Dorothea. Schulausgabe, bearb. v. L. Sevin. 2. Aufl. Berlin, Reuther. 64 S. — 4) Goethes Hermann u. Dorothea, erläutert in 100 Dispositionen v. J. Schrammen. (= Erläuterungen zu deutschen Klassikern. 1. Heft.) 64 S. M. 0,60. — 5) Goethe, Hermann u. Dorothea. Mit 45 Illustr. v. H. Looschen. (= Illustr. Klassiker-Bibliothek. 2. Bd.) Berlin, Bong & Cie. 123 S. M. 2,50. — 6) Goethe, Hermann et Dorothée. Traduction française par B. Lévy ancien inspecteur général de l'instruction publique. Avec le texte allemand et des notes. Paris, Hachette. 16⁰. IV u. 187 S. Fr. 1,50. — 7) Shakespeare, Otello, La tempesta e Goethe, Arminio e Dorotea, trad. d. A. Maffei. Firenze, Succ. le Monier. L. 4,00. — 8) J. W. v. Goethe, Hermann u. Dorothea, ed. with introduction and notes, by W. T. Hewett. (JBL. 1890 11d:15) Boston, Heath. L, 243 S.

sondern weil sie sich durch volle Beherrschung des Materials auszeichnet. Bei dem Texte wurde die Ausgabe letzter Hand zu Grunde gelegt, doch über Interpunktion und Orthographie freier geschaltet. In Einleitungen und Anmerkungen, die den Text um das Doppelte überragen, werden sowohl Schreyers Textuntersuchungen verwertet als nach den erst in den letzten Jahren erschienenen Briefen und Tagebüchern die Entstehung des Werkes schrittweise verfolgt und die allmähliche Textgestaltung aufgezeigt. Alles, was von einer derartigen Ausgabe zu fordern ist: Darlegung der Quellen, Bibliographie, Wortverzeichnis wird in erwünschter Art geboten. Auch die eigentlichen Anmerkungen, die für den Lehrer und den Gelehrten bestimmt sind, enthalten in reicher Fülle sprachliche, geschichtliche Erklärungen, auch viele Parallelstellen aus Schriften Goethes und aus älteren und neueren Autoren, nicht alles gerade zum Verständnis notwendig aber willkommen, das Ganze weniger ein Zeugnis von Scharfsinn und Selbständigkeit des Herausgebers, als von seiner grossen, keineswegs aufdringlichen Belesenheit. —

Auch Einzeluntersuchungen über die Dichtung wurden angestellt. Während Draheim[10]) ziemlich überflüssiger Weise den Pfarrer der Dichtung charakterisierte und darthat, dass in ihm die Bedeutung des geistlichen Berufs gewürdigt werden sollte, zeigte Löbell[11]) recht ansprechend, dass Goethe, der ja Einzelheiten zur Ausstaffierung seiner Helden von den verschiedensten Seiten zu nehmen sich nicht scheute, gar manche in der Charakteristik Hermanns vorkommende Züge, wie seine Neigung zum Landbau, auch einzelne Erlebnisse, z. B. seine Kränkung im Hause des Kaufmannes aus J. H. Mercks „Geschichte des Herrn Oheim" entlehnt habe. —

Nur mittelbar wurde ein anderes Epos, die „Achilleis", gestreift. Schreyer[12]) nämlich, der das Bedürfnis fühlt, neben seinen Untersuchungen Goethescher Dichtungen, auch die in ihnen, namentlich in den nur fragmentarisch erhaltenen Stücken behandelten Stoffe nach- und auszudichten, liess seiner früher veröffentlichten und mehrfach mit Erfolg aufgeführten „Nausikaa" ein Drama folgen, das einem Abschnitte aus dem Leben des Achilles gewidmet ist. Bei dieser Gelegenheit lag es ihm nahe, die verschiedene Art zu beleuchten, in der Achilles bei Homer und bei Goethe erscheint. Doch sind die Bemerkungen über die „Achilleis" etwas kahl: eine Analyse des ersten Gesangs, keine Würdigung; nur ein kurzer Hinweis auf die damals bekannte Notiz (Goethejahrbuch 8, S. 269) über das im Goethe- und Schiller-Archiv erhaltene Schema. —

Paul Hoffmanns[13]) Untersuchungen über den „Ewigen Juden" betreffen ein wenig berührtes Gebiet. H. zeigt, dass der in „Dichtung und Wahrheit" mitgeteilte Entwurf (1814) des Gedichts in seinen drei Teilen als hauptsächlichste, ja fast ausschliessliche Quelle das deutsche Volksbuch benutzt, ausgenommen natürlich für die Wanderungen des Juden, z. B. das Zusammentreffen mit Spinoza, dass für einige Einzelheiten vielleicht die in Frankfurt lebendigen Traditionen, für die Charakteristik des Schusters Goethes Erlebnisse bei dem Dresdener Schuster einflussreich gewesen sein mögen. H. will ferner darthun, dass das erhaltene Fragment im wesentlichen jenem Entwurf entspreche, die „hervorstechenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte" darzustellen. Zu diesem Zwecke deutet er sehr geistreich die Fragmente 2—6 auf Chiliasten, Ketzer, das kleine Fragment „O, Freund, der Mensch ist nur ein Thor, Stellt er sich Gott als seines Gleichen vor" auf Jung-Stilling. Doch vermag die Beweisführung nicht völlig zu überzeugen: es scheint fast unmöglich, dass ein 1774 gefasster und rasch, wenn auch nur fragmentarisch ausgeführter Plan dem Dichter noch 1814 deutlich vorgeschwebt haben soll, um so weniger, als die Briefe Goethes auf den Plan gar nicht eingehen: ein Zeugnis dafür, dass die Sache für ihn nur ein flüchtiger Einfall war, ihn aber nicht dauernd und innerlich beschäftigte, als ferner die beiden anderen Erwähnungen des Plans 1788 (Italienische Reise) und 1830 („Annalen") wesentlich davon abweichen. Als Entstehungszeit des Fragments wird gegen frühere Annahmen, die Lavater (also vor 23. Juni 1774) bei seinem Besuche in Frankfurt zum Leser des Stücks machen wollten, das spätere Frühjahr (etwa Mai) 1775 erwiesen, während der Plan in die Zeit der Trennung von der Brüdergemeinde ins Jahr 1774 falle. Den Grund für die Unterbrechung der Arbeit sieht H. mit Recht darin, dass die krankhafte Stimmung, aus der das Gedicht entstand, mit der Uebersiedlung nach Weimar gewichen war. H.s Untersuchung ist geistreich und gewährt schöne Aufschlüsse; zu vollkommen gesicherten Ergebnissen wird man bei diesen abgerissenen Fetzen, die meist aus sich selbst erklärt sein wollen, schwerlich gelangen. —

M. 4,00. |[NYCritic 16, S. 366; A. Ch[uquet]: RCr. 32, S. 463.]| — 9) × R. Kade, Linsenbarth, D. Örtlichkeit in Goethes Hermann u. Dorothea: ib., u. Th. Werther, Z. Entstehung v. Goethes Hermann u. Dorothea: ZDU. 5. — 10) H. Draheim, Zu Goethe u. Schiller: ib. S. 557—60. — 11) R. Löbell, Z. Kapitel: Goethe e. grosser Nehmer, Goethe u. J. H. Merck: ib. S. 770/5. — 12) H. Schreyer, D. Hochzeit d. Achilleus. Drama. Nebst e. Anhang: Achilleus bei Homer u. Goethe. Gütersloh, Bertelsmann. 160 S. M. 1,60. |[F. Kummer: BLU. S. 708/9.]| (D. Anhang v. S. 127—47; v. S. 149 an •obende Recensionen frühererWerke!!) — 13) Paul Hoffmann, Untersuchungen über Goethes ewigen Juden: VLG. 4, S. 116—52.

Unter den Prosaerzählungen bleiben „Werthers Leiden" die, welche am meisten besprochen wird. Das Berichtsjahr lieferte freilich nicht viel Erhebliches. Der früher schon erwähnte Roman von Oskar Klein wurde wegen seiner bis ins Einzelste gehenden Nachahmung des Goetheschen Romans als „ein der Komik nicht entbehrendes Muster von Nachempfindung" bezeichnet[14-15]. — Eine ältere, den Roman behandelnde Arbeit von Gnad[16]) wurde mit anderen Goetheaufsätzen desselben Vf. neu aufgelegt. — Die vollständige Abhängigkeit der „Letzten Briefen des Jacopo Ortis" Ugo Foscolos von Goethes Roman wurde von Marcus Landau[17]) auf Grund seiner früheren Untersuchung als völlig erwiesen behauptet gegen Th. Tiemann, der nur von einem merkwürdigen Zusammentreffen beider Dichter gesprochen hatte. —

Die bekannte englische Uebersetzung „Wilhelm Meisters", die Th. Carlyle[18-19]) vor mehreren Jahrzehnten lieferte, wurde in zwei verschiedenen Ausgaben neugedruckt, die eine mit einer Einleitung des geistvollen und kenntnisreichen E. Dowden, dem Neudruck einer 1885 erschienenen und deswegen hier nicht zu beurteilenden Arbeit. — Einzelne Urteile des freilich sehr jugendlichen Lassalle in dessen von P. Lindau[20]) mitgeteiltem Tagebuch sind deswegen interessant, weil sie die wunderbare Frühreife des dem Knabenalter kaum Entwachsenen bekunden, der sich „bis auf einige Abweichungen" im „Meister" geschildert sah, wie jener vor dem Scheidewege stand, die Kunst lassen und sich ein Gewerbe wählen musste. — Die Studie Prodniggs[21]) gehört nur mittelbar in diesen Zusammenhang, da sie nur im Anschluss an den Goetheschen Roman Schlegels Romantheorie und die Definition der romantischen Poesie in den Fragmenten des „Athenäums" behandelt. Da sich in einem der folgenden Bände der JBL. Gelegenheit finden wird, ausführlicher über den Einfluss des „Wilhelm Meister" auf die Romane und Romantheorie der Romantiker überhaupt zu handeln, so sei hier nur auf die zwei Hauptsätze der Schrift hingewiesen: 1) Der „Meister" sollte der Vorbote und das Gesetzbuch für eine neue Art von Poesie sein; 2) Die in Jena vereinten Angehörigen der neuen litterarischen Schule fanden in dem genannten Romane ihre Welt wieder. —

Der Neudruck von Goethes „Novelle"[22]) verdient höchstens deshalb eine Erwähnung, weil er zeigt, dass unsere Industriellen bestrebt sind, den Benutzern der Automaten ausser Schokolade und gebrannten Mandeln für zehn Pfennige auch eine gesunde geistige Nahrung darzubieten. —

Mit den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" beschäftigten sich Meyer von Waldeck[23]) und R. Steiner[24]). Jener ging wieder auf die bekannte Abhängigkeit der dritten und vierten Novelle von Bassompierres Memoiren ein, wollte aber die früher geäusserte Bemerkung nicht gelten lassen, dass es sich dabei um eine wörtliche Uebersetzung handle, sondern wies für einzelne Stellen nur eine geschmackvolle Benutzung nach. Dieser versuchte eine neue Deutung des oft genug schon unglücklich behandelten Rätsels. Seine Formulierung geht dahin, das Rätsel wolle das Problem lösen, dem Schiller in den „Briefen über ästhetische Erziehung" sich zu nähern versuche, nämlich die Frage: „Wie kommt der von Gesetzen der Natur und des sinnlichen Daseins beherrschte Mensch zu jenem höchsten Zustande, wo er der vollen uneingeschränkten Freiheit teilhaftig sein kann." —

Ueber die „Wahlverwandtschaften" gab D. Sanders[25]) eine Fortsetzung seiner JBL. 1890 IV 11 d : 24 charakterisierten Anmerkungen: auch diese neuen Beiträge sind nur grammatische Fingerzeige eines sehr belesenen Fachmannes. —

— 14-15) Oscar Klein, Schmerzliche Wonnen (1890 IV 11d : 16): KZg. v. 3. Jan. — 16) × E. Gnad, Litterarische Essays. 2. verm. u. verb. Aufl. Wien, Konegen. IV, 375 S. M. 5,00. (S. 1—176 enthalten fünf Goethe-Aufsätze über Lyrik, „Tasso", „Egmont", „Faust" nebst d. hierher gehörigen „Briefe an Lotte u. Werthers Leiden".) — 17) Marcus Landau, Th. Thiemann, Dtsch. Kult. u. Litt. im Lichte d. zeitgen. ital. Kritik (1888): ZVLR. NF. 4, S. 254/5 — 18) × J. W. v. Goethe, Wilhelm Meisters Apprenticeship and Travels. Trans. by Thomas Carlyle. Chicago, Clary & Co. M. 6,00. — 19) Goethes Wilhelm Meisters Apprenticeship and Travels. Transl. by Thomas Carlyle. With critical introduction by Edward Dowden. Edited with notes by Clement King Shorter. London, Stott. 2 Bde. 12⁰. 860 S. Sh. 5,20. (Dowdens Studie erschien ursprünglich in d. Quartnightly Review 1885, Juni.) — 20) F. Lassalle, Tagebuch, her. v. Paul Lindau: N&S, Mai, S. 184-211. (Vgl. o. IV 1. Enthält auch einzelne Urteile über „Clavigo" u. „Wahlverwandtschaften".) — 21) H. Prodnigg, Goethes Wilhelm Meister u. d. ästhetische Doctrin d. älteren Romantik. (= XL. Jahresber. d. steierm. Landesoberrealschule. Graz.) (Vgl. u. IV 11 : 4) — 22) Novelle v. J. W. Goethe. Lahr, Schauenburg. 64⁰. 63 S. M. 0,10. (Nach d. Novelle folgen noch: Erlkönig, D. getreue Eckardt, Zauberlehrling.) — 23) F. Meyer von Waldeck, D. Memoiren d. Marschalls v. Bassompierre u. Goethes Unterhaltungen dtsch. Ausgewanderten: ASNS. 87, S. 252/5. — 24) R. Steiner, Geheimnis in Goethes Rätselmärchen in d. Unterhaltungen dtsch. Ausgewanderten: ChWGV. S. 44. — 25) D. Sanders, Sprachliche Anmerkungen zu d. 2. Teil v. Goethes „Wahlverwandtschaften" bis z. Novelle. 40bänd. Ausg. 15, S. 151—242: ZDS. S. 389—93, 429—34, 445/8. —

e) Drama.

Georg Witkowski.

Gesamtdarstellungen und Ausgaben N. 1. — Die Laune des Verliebten und Die Mitschuldigen N. 11. — Götz N. 16. — Satyros N. 25. — Clavigo N. 26. — Stella N. 28. — Die Geschwister N. 31. — Der Triumph der Empfindsamkeit N. 32. — Singspiele N. 34. — Elpenor N. 38. — Egmont N. 40. — Iphigenie N. 46. — Tasso N. 59b. — Der befreite Prometheus N. 69. — Mahomet, Tankred N. 70. — Die natürliche Tochter N. 72. — Romeo und Julia N. 73. — Die Wette N. 74. — Faust: Allgemeines N. 75; Quellen N. 107; Urfaust N. 109; Erster Teil N. 115; Zweiter Teil N. 122. —

Goethes dramatische Thätigkeit hat noch keine Gesamtdarstellung gefunden; es liegen bisher nur dürftige Versuche von Düntzer und Hasper [1]) über diesen Gegenstand vor. Um so zahlreicher und in fast bedenklichem Masse anwachsend ist freilich die Litteratur, die sich mit den einzelnen dramatischen Werken Goethes beschäftigt, insbesondere mit dem „Faust". Neue Anregung erhalten diese Studien wie alle Goethe betreffenden durch die Weimarer Ausgabe, die im Berichtsjahr uns wieder einen Dramenband [2]) gebracht hat. Der Grundsatz, die Anordnung der Ausgabe letzter Hand beizubehalten, zeigt hier seine bedenklichen Konsequenzen. Denn es sind in diesem Bande wie im siebenten der Vorlage eine Reihe sehr verschiedenartiger Bühnenstücke vereinigt: die beiden frühesten Lustspiele (1768/9), die „Geschwister" (1776), die „Wette" (1812), die Bühnenbearbeitung von „Romeo und Julia" (1812), „Mahomet" (1800) und „Tankred" (1801). Die „Wette" und „Romeo und Julia" sind zu dem alten Bestande neu hinzugekommen. — Unmittelbar durch die neu erschlossenen Schätze des Goethearchivs angeregt ist eine umfangreiche Schrift Düntzers [3]). Seinen Standpunkt gegenüber dem „nicht immer geistreichen Spiel" der sog. Goethephilologie bezeichnet er als den der besonnenen, nüchtern-klaren, auf lebendigem innern Verständnis beruhenden Untersuchung, was man mit Ausnahme der zuletzt genannten Eigenschaft wohl als richtig anerkennen kann. — Für die Sprachtechnik Goethes, soweit sie von antiken Mustern beeinflusst ist, hat Olbrich [4]) gutes Material zusammengetragen, ohne den tieferen Gründen der Erscheinungen nachzugehen. Woher kommt es z. B., dass der griechische Einfluss fast nur in der dramatischen und epischen Dichtung hervortritt, in der Sprache der Lyrik aber gar nicht, abgesehen von den frühen, Klopstock und Pindar nachahmenden freien Rhythmen? — Die merkwürdigen Aeusserungen Grillparzers über das Historische im „Egmont" (S. 4,6), über den Schluss des „Tasso", der ihm zu epigrammatisch erschien (S. 22) macht Foglar [5]) von neuem bekannt. [6]) — Für die Wirkungen der Goetheschen Stücke auf der Bühne bietet das an anderen Stellen der JBL. allgemeiner besprochene Buch C. A. H. Burkhardts [7]) wichtige Belege. Es wurden unter Goethes Direktion in Weimar 22 (nicht 20) seiner Stücke in 246 Aufführungen gegeben und zwar „Claudine von Villa Bella" (in Vulpius' Umarbeitung 1795, einmal), „Clavigo" (1792—1809, neunmal), der „Bürgergeneral" (1793—1805, 16mal), der „Gross-Cophta" (1791/2, viermal), die „Geschwister" (1792 6, neunmal), die „Laune des Verliebten" (1805—10, neunmal), die „Mitschuldigen" (1805—16, 28mal), die „Natürliche Tochter" (1803/7, siebenmal), „Egmont" (1796—1816, 21mal), des „Epimenides Erwachen" (1816, dreimal), „Götz von Berlichingen" (1804—13, 15mal), „Jery und Bätely" (1804—16, 25mal), „Iphigenie" (1802—15, 22mal), „Mahomet" (1800—17, 13mal), „Paläophron und Neoterpe" (1803, einmal), „Proserpina" (1815, viermal), „Romeo und Julia" (1812/6, neunmal), „Stella" (1806—15, 14mal), „Tankred" (1801—14, 16mal), „Torquato Tasso" (1807—13, 14mal), „Was wir bringen" (1802, viermal, 1814, zweimal). — Das Deutsche Theater in Berlin veranstaltete im November einen Goethecyclus, der zweimal wiederholt wurde. Er umfasste in acht Abenden „Stella", die „Mitschuldigen", „Götz", „Geschwister", „Clavigo", „Tasso", „Egmont", „Iphigenie", „Faust I und II" [8-9]). Die Kritik tadelte die Auslassung der „Natürlichen Tochter", des „Bürgergenerals" und des „Jahrmarktfest zu Plundersweilern" und die Unzulänglichkeit des Personals für die Darstellung einer Anzahl von Hauptrollen. In der „Stella" wurden schlimme Lücken im Text bemerkt. Stellas nächtlicher Monolog war verstümmelt, das wiederkehrende Motiv

---

1) L. Hasper, Goethe als Dramatiker, 1889: DDichtung 10, S. 79. — 2) Goethes Werke. 9. Band. Weimar, Böhlau. IV, 521 S. M. 4,00 [|BLU. 1892, S. 755; M. Koch: BFDH. NF. 8, S. 288.]| (Vgl. d. Bemerkgn. d. Herausgeber GJb. 13, S. 262/7.) — 3) H. Düntzer, Z. Goetheforschung. Neue Beitrr. (s. o. IV 9b : 86) S. 1—25 Goethes „Befreiter Prometheus; S. 143—52 Zu Goethes „Natürlicher Tochter"; S. 153—98 D. Göchhausensche Abschrift v. Goethes „Faust"; S. 246—313 D. Entstehung d. beiden ersten Akte d. 2. Teiles d. „Faust" bis z. „Klass. Walpurgisnacht"; S. 314—79 D. Entstehung d. beiden letzten Akte d. 2. Teiles d. „Faust". — 4) (I 8 : 27 = IV 9a : 115.) — 5) A. Foglar, Grillparzers Ansichten über Litt., Bühne u. Leben. 2. u. verm. Aufl. Stuttgart, Göschen. VI, 71 S. M. 1,80. — 6) × H. Unbescheid, Beitr. z. dramatischen Lektüre. S. o. I 7 : 14. |[M. Koch: BFDH. NF. 7, S. 498.]| (Zergliederung v. „Clavigo", „Egmont", „Tasso", „Iphigenie".) — 7) (IV 5 : 68 = IV 9a : 73.) — 8) M. H[arden], Stella. D. Mitschuldigen (Deutsches Theater):

des Fernandobildes ausgetilgt. Das Trauerspiel von 1805, nicht das „Schauspiel für Liebende“ wurde gegeben.[10]) —

Für die „Laune des Verliebten“ konnte der Bearbeiter, Roethe[11]), die einzige vorhandene Hs. benutzen, die jedenfalls vor dem 6. März 1805 entstanden ist. Ihre wichtigste Abweichung von dem früheren Text besteht in vier bisher unbekannten Versen nach v. 425, die später gestrichen wurden, weil sie der dargestellten Situation durchaus nicht angemessen sind. Ausserdem wäre nur noch eine scenische Bemerkung vor v. 424 als Vermehrung des Textes hervorzuheben. — Für die „Mitschuldigen“ verwertete F. Schnorr von Carolsfeld[12]) zum ersten Male die früher im Besitz des Dresdener Regierungsrats Wenzel befindliche Hs., von der man bereits durch Erich Schmidts Nachrichten einige Kenntnis hatte. Sie trägt die Jahreszahl 1769 und umfasst nur den II. und III. Aufzug der späteren Bearbeitungen, zusammengezogen in einen Akt, der 15 Auftritte zählt. Diese entsprechen den sechs Auftritten des zweiten und den zehn des dritten Aufzugs der Hirzelschen Hs. mit der Abweichung, dass III, 1-2 nur eine Scene bilden, weil der Eingangsmonolog des Wirts auf wenige Verse beschränkt ist. Die Abweichungen des Textes sind nicht so erheblich, wie man früher wohl annehmen mochte. Das Wichtigste hat Erich Schmidt schon mitgeteilt; hinzuzufügen wäre nur noch, dass in v. 537 ff. Russen und Türken später die Rollen getauscht haben und dass v. 676 auf den Grafen von Traventhal angespielt wird: so nannte sich Christian VII. von Dänemark auf seiner Reise 1768. Ganz anders gefasst sind die Versreihen 348—56, 359—69, 379—81, 383/6, 539—59, 571/2, 593/8, 859—61, 907—33, 965—70, und zwar durchweg wesentlich kürzer. Eine weitere interessante Hs. des Stückes, die hier ebenfalls zum ersten Male verglichen wurde, ist das Manuskript von 1783(?), das eine grosse Reihe von Korrekturen Herders zeigt. Aus ihnen geht hervor, mit welcher Sorgfalt er sich der Vorbereitung der „Schriften“ annahm; zugleich erkennt man, dass Goethe Herders Aenderungen teils beibehalten, teils in demselben Sinne weitergeführt hat. — Nachträglich hat Suphan[13]) noch weiteres Material zur Textgeschichte aus Bemerkungen beigebracht, die Goethe eigenhändig in ein Exemplar von S eingetragen hat. Sie waren zum Teil bestimmt, dem Stücke 1805 bei der Aufführung erhöhte Aktualität zu verleihen. — M. M. A. Schröer[14]) hebt gelegentlich einer Vergleichung Marlowes und Shakespeares (S. 98. 103) hervor, dass wie bei diesem ebenso auch bei Goethe, schon in den „Mitschuldigen“, die dichterischen Gestalten keine abstrakten Typen, sondern wirkliche Menschen seien, dass ein leitender Zug beider in der Toleranz und in der Vorstellung von der Unklarheit der Grenze zwischen gut und böse bestehe. — Max Koch[15]) möchte die Hirzelsche Hs. später als 1769 ansetzen, da er die Anspielung auf den Kometen von diesem Jahre nicht für beweisend hält. Indessen sind doch mit Rücksicht auf Goethes dramatische Entwicklung in der unmittelbar folgenden Zeit und auf die Herkunft der Hs. aus dem Besitz der Friederike Brion die ersten Strassburger Monate als Entstehungsgrenze festzuhalten. —

F. Winter und E. Kilian[16]) bringen Neues, aber nicht sehr Förderndes zur Bühnengeschichte des „Götz“. W. behandelt die erste Aufführung in Hamburg. Er wiederholt im Eingang die bekanntesten Thatsachen aus der Geschichte des Dramas und druckt dann eine Reihe von gleichzeitigen Zeugnissen ab: die Recensionen aus dem „Wandsbecker Boten“ (vom 2. und 3. Juli 1773; die eigentliche Besprechung ist schon bei Redlich, Claudius-Nachlese S. 28 f. wiederholt), dem „Hamburgischen Correspondenten“ vom 21. Juli, der „Hamburgischen Neuen Zeitung“ vom 20. August, dann die Ankündigung, die zwei Tage vor der ersten Aufführung in der „Hamburgischen Neuen Zeitung“ erschien, schliesslich das Scenarium Schroeders, das 20 Seiten umfasst. Recht äusserlich wird die Hamburger Bearbeitung mit dem Original verglichen, für weitere Parallelen wird der Leser auf die allbekannte Litteratur verwiesen. Den Schluss bildet der unnötig vollständige Abdruck von zwei Recensionen und die kurze Erzählung der weiteren Schicksale des „Götz“ in Hamburg nach Schütze, Meyer und Uhde. Verdienstvoller ist K.s Arbeit. Die erste Aufführung des „Götz“ in Wien fand am 13. März 1810 im „Theater an der Wien“ statt, vierzehn Tage nachdem das „Käthchen von Heilbronn“ an derselben Stelle zuerst auf der Bühne erschienen war. Das Burgtheater brachte den „Götz“ erst am 11. März 1830 in Schreyvogels Bearbeitung, die im ganzen fünfmal bis zum 6. Jan. 1833 gegeben wurde. Sie ist auf Grund der ersten Ausgabe (1773) selbständig von Schreyvogel verfasst: der Bearbeiter billigte also wohl Goethes eigene Bühneneinrichtung nicht. K. giebt ein genaues Scenarium des Wiener Textes

Gegenw. 40, S. 331. — 9) M. Kent, Deutsches Theater: Stella. D. Mitschuldigen: NationB. 9, S. 105/7. — 10) × G. Carel, Friedwagner, Goethe als Corneille-Übersetzer (1890 IV 11e : 3): ZFSL. 2, S. 58. — 11) S. o. N. 2. — 12) S. o. N. 2. — 13) B Suphan, d. Mitschuldigen: GJb. 13, S. 262/3. — 14) M. M. A. Schröer, Über Titus Andronicus. Z. Kritik d. neuesten Shakespeareforschung. Marburg, Elwert. VI, 140 S. M. 3,20. — 15) M. Koch: BFDH. NF. 8, S. 288. — 16) F. Winter u. E. Kilian, Z. Bühnengesch. d. Götz v. Berlichingen. (= Theatergesch. Forschungen her. v. B. Litzmann 2.) Hamburg u. Leipzig, Voss. 99 S. M. 2,40. |[W. Bn.: AZ^B. N. 192; M. Koch: BFDH. NF. 8, S. 287; A. v. Weilen: DLZ. 13, S. 697/9.]|

mit Anführung aller Zusätze. Die Reihenfolge der Scenen ist gegenüber B verschoben, textliche Aenderungen und Striche, abgesehen von Kürzungen aus praktischen Gründen, sind ausschliesslich durch den Druck der Wiener Censur veranlasst. Schreyvogel hat sich nach Kräften eigener Zuthaten enthalten und keinen Eingriff in die Handlung und die Oekonomie des Stückes versucht. Die 50, richtiger 56, Verwandlungen sind auf siebzehn herabgemindert. K. giebt den Theaterzettel der ersten Aufführung, den hübschen Prolog Schreyvogels und eine Gelegenheitseinlage bei. — Ueber eine weitere Hs. des Stückes die sich in Karlsruhe befindet, liefert ebenfalls Kilian[17]) Nachricht Sie ist eine stark gekürzte Abschrift der Mannheimer Regie-Hs., die bis 1849 in Karlsruhe in Geltung blieb. — Sprenger[18]) führt die glückliche Deutung des in die Herde einfallenden Wolfes (I, 3) auf alten und noch bestehenden Aberglauben zurück. — Bender[19]) erklärt in II, 9 die Stelle „Ihr besitzt sie ohne Recht, ich schenkte sie einem Andern auf Lebenslang" (Weim. Ausg. 8, S. 74, 14 f.) richtig dahin, dass der „Andere" das Idealbild sei, das sich Adelheid von Weisslingen gebildet hatte. — Heuwes[20]) stellt V, 14 „Die Welt ist ein Gefängnis" zusammen mit Hamlet II, 2: „Dänemark ist ein Gefängnis . . . So ist die Welt auch eins". — F. Winter[21]) macht es wahrscheinlich, dass die Auskunft auf die Frage: „Welche Hand Götzens v. Berlichingen eisern gewesen?" (im „Wandsbecker Boten" vom 14. Jan. 1774) von Goethe verfasst sei[22]). — Vor dem Gebrauch der Schulausgabe des „Götz" von Uellner[23]) müssen wir ernstlich warnen, da die Zuthaten des Herausgebers ebenso unzuverlässig wie ärmlich sind. Es ist kaum zu begreifen, dass jemand die Verwegenheit haben kann, Schülern höherer Lehranstalten eine Tabelle über Goethes Leben darzubieten, wie sie hier auf den letzten zwei Seiten enthalten ist.[24]) —

M. M. A. Schröer[25]) glaubt, die Annahme, dass Herder zu der Gestalt des Satyros Modell gesessen habe, sei nicht mehr zu bestreiten. Das gewaltige, offenbarende Prophetentum Herders konnte für Goethe, der für die Behandlung eines falschen Prophetentums prädisponiert war, in dieser Richtung fruchtbar werden. Ausser Herder hätte die Vorstellung anderer Persönlichkeiten, namentlich Basedows, mitgewirkt. —

Auch „Clavigo" wird von Ch. Semler[26]) mit einem seiner phrasenhaften Aufsätze bedacht, deren gemeinsames Attribut das Wort „Weltanschauung" in der Ueberschrift ist. Als Goethes Ziel bezeichnet es S., „seine Zeitgenossen der krankhaft gewordenen Innerlichkeit und der formlosen Kleinbürgerei zu entreissen und sie dem äusseren Leben (!) zu gewinnen". Als Beweis dafür betrachtet er „das kleine Trauerspiel" Clavigo. Carlos ist ihm „wohl der am meisten dramatische Charakter, welchen Goethe geschaffen", der wahre Mensch, Faust und Mephisto in einer Person. In Bismarck ward Fleisch und Blut das willenstarke Denken, wie es Carlos beseelt. — Magnussens[27]) dänische Uebersetzung des „Clavigo" ist getreu bis auf die Unterdrückung einiger zu starker Stellen mit Rücksicht auf die Bühne. —

Helbig[28]) verfolgt kurz die historische Ueberlieferung des Stella-Problems in der Gleichensage bei Sagittarius, Peccenstein, Melisantes, Olearius, in der Thüringer Chronik von 1741. Die Uebertragung des Problems ins Leben findet sich zuerst bei Swift. „Stella" ist noch mehr als durch diesen durch F. Jacobis Beziehungen zu Johanna Fahlmer beeinflusst, die im Anschluss an Urlichs dargelegt werden. Lewes' schiefes Urteil über den ersten Schluss wird wiederholt. Als Gegenstück zu „Stella" ist Jacobis „Woldemar" entstanden. Goethe hat später selbst die Rolle des Grafen von Gleichen zwischen Frau v. Stein und Christiane gespielt. — Cornish[29]) behauptet fälschlich auf Grund der Notiz Tagebücher I, S. 11, dass Stellas Monolog in Leipzig am 25. März 1776 geschrieben sei. — Eine bei Braun fehlende Recension der „Stella", verfasst von Westenrieder nach der Aufführung in München, druckt Max Koch[30]) (S. 42/3) ab. Westenrieder nennt das Stück einen poetischen Beweis, dass die Vielweiberei des Herzens möglich sei. Er könne, so erklärt er, es nie ohne Schauder sehen, es besitze aber auf der poetischen Seite grosse Verdienste: In München habe man einmal die Stella sterben lassen (also Goethes späteren Schluss schon vorweggenommen); später musste sie in ein Kloster gehen. Die Philosophie der Bühne fordere die Aufopferung der Leidenschaften für das Wohl und Wehe der Gesellschaft. Westenrieders Recension des „Clavigo" wird von K. nur erwähnt (S. 23), obwohl sie ebenfalls bei Braun fehlt. —

Den Text der „Geschwister" hat M. M. A. Schröer[31]) auf Grund der zur Ver-

— 17) E. Kilian, E. Karlsruher Hs. d. ersten Goetheschen Bühnenbearbeitung d. Götz: AZG[B]. N. 211. — 18) R. Sprenger, Zu Götz v. Berlichingen: ZDU. 5, S. 55. (Vgl. JBL. 1890 IV 11e : 11.) — 19) F. Bender, Zu Goethes Götz v. Berlichingen: ib. S. 136/8. — 20) Heuwes, E. Reihe ähnlich lautender Versstellen: ib. S. 647/9. — 21) F. Winter, Goethes Anteil am Wandsbecker Boten: VLG. 4, S. 513–28. — 22) × F. Kummer, O. Devrient, Goethes Gottfried v. Berlichingen: BLU. S. 102. („Kathedereinfall".) — 23) (I 7 : 60.) — 24) × Bindewald, Goethes Götz, her. v. Heuwes (1890 I 7 : 71): COIR. S. 151. — 25) S. o. N. 14, S. 100/3. — 26) C. Semler, Carlos in Goethes Clavigo u. d. Weltanschauung d. Neuzeit: ZDU. 5, S. 817–22. — 27) Goethe, Clavigo. Oversat af Joh. Magnussen. Kopenhagen, Schou. 70 S. — 28) (IV 4 : 124.) — 29) F. F. Cornish, D. junge Goethe: PublEnglGoetheSoc. 6, S. 22–51. — 30) M. Koch, Über L. v. Westenrieders schönwissenschaftl. Thätigkeit. S. JBL. 1890 IV 6 : 19. — 31) S. o. N. 2. — 32) A. Dieterich, Schlafscenen auf d. attischen Bühne:

fügung stehenden drei Hss. wesentlich verbessert und vermehrt. Die genaue Zusammenstellung seiner Aenderungen ist im Goethejahrbuch 13, S. 263 zu finden. Besondere Erwähnung verdient der eigentümliche alte Ausdruck aller Hs. „wenns an (ans) Bundriemen kam“, der sonst bei Goethe und seinen Zeitgenossen nicht nachgewiesen ist und in den Drucken durch einen moderneren ersetzt wurde. —

A. Dieterich[32]) fand zufällig, dass im „Triumph der Empfindsamkeit“ die Verse, die Merkulo im 2. Akt gegen den Schluss singt: „Du gedrechselte Laterne — mildesten Glanz“ aus Aristophanes, Ekklesiazusen v. 1 ff. übersetzt sind. In dem folgenden Dialog ist aber, was D. nicht erwähnt, ausdrücklich bemerkt, dass die Verse aus dem Griechischen stammen. — A. Köster[33]) weist auf „Proserpina“, die Kerkerscene im „Egmont“, Orests Tartarusvision als Beispiele für die Verbindung von Musik und gesprochenem Text hin. —

Auch den Singspielen gelten einige Mitteilungen. Wichmann[34]) giebt ein anregendes geselliges Gespräch über Goethes Operntexte mit Anführung von Goethes Urteilen über fremde Arbeiten wieder; u. a. hat er das Sujet des „Freischütz“ gelobt. — Eine gründliche Arbeit über „Claudine von Villa Bella“ hat Kippenberg[35]) geliefert. Er setzt die erste Bearbeitung mit Strehlke bis in den Oktober 1773 hinauf und stützt sich dabei auf die frühere falsche Datierung des an Kestner gerichteten Briefes von Weihnachten 1773 (s. VLG. 4, S. 511), der sich nur auf „Claudine“, nicht auf „Erwin“ beziehen lasse. Auch die Bekanntschaft mit André 1773 wird für die Entstehungszeit des Werkes angeführt. Die Quelle, jedenfalls ursprünglich spanisch, ist nicht nachzuweisen. Der Stoff ist Goethe durch französische Vermittlung als Novelle oder als Operette zugekommen. Der Zusammenhang mit der Don Juan-Sage (Wilmanns) wird abgelehnt, höchstens könnte die Fassung bei Goldoni „Don Giovanni, ossia il dissoluto punito“ in Betracht kommen, weil hier in einer Scene Don Juan einer Geliebten den Dolch auf die Brust setzt, eine andere Geliebte ihm in Männertracht folgt, zweimal mit ihm ficht und weil Don Juan während des zweiten Duells von einer Wache umzingelt wird, um gefangen genommen zu werden. Auch Räuber verwendet Goldoni, allerdings hinter der Scene. Indessen sind das alles Züge, die sich bei vielen Spaniern finden, eine Entlehnung von Seiten Goethes ist nicht anzunehmen, ebensowenig aber eine selbsterfundene Handlung mit spanischem Kolorit im Anschluss an spanische Quellen. Die Scene auf der Gartenterrasse ist nur die poetische Darstellung eines Landschaftsbildes in Offenbach, wie K. überzeugend nachweist. Wilmanns' symbolische Auffassung des ganzen Werkes verwirft K. wohl zu unbedingt. Auch von einer Neigung Claudinens zu Crugantino will er nichts wissen. Die lyrischen Stellen enthalten nach K.s Urteil gut gefühlte Natur, die Sprache des prosaischen Dialogs ist wenig gefeilt und durchgeistigt, aber kraftvoll, bestimmt und warm. K. weist darauf hin, dass schon in dem Briefe an Carl August vom 23./6. Dez. 1775 die Form „Rugantino“ steht. Für die Umarbeitung existiert ein nicht ausgeführter, vom späteren wesentlich abweichender Plan vom 23. Jan. 1786 (an Kayser). Beide Bearbeitungen werden nach Zahl, Bezeichnung, Verteilung der Personen und Scenen verglichen. Die Opera buffa forderte drei Akte, daher die grössere Breite am Schluss in B. Der idealistischen Behandlung widerstrebte der Stoff, Rugantino besonders hat viel verloren. Als Gewinn erscheint nur, dass durch die Einführung der Lucinde auch für ihn eine befriedigende Lösung herbeigeführt wird. Die Handlung ist in B nicht mehr so einheitlich wie früher, der Zufall spielt eine grössere Rolle. Das jüngere Stück hat den Vorzug der schönen Sprache und des reichen Wechsels der Handlung, seine Mängel sind auf die Erfüllung der Bedingungen des Singspiels zurückzuführen. Schon die erste Bearbeitung besitzt reich ausgestattete musikalische Teile, grosse Finales. In der zweiten ist der Dialog als Secco-Recitativ gedacht, wofür allerdings die durchgehenden fünffüssigen Jamben, vielleicht eine Konzession an die Leser, nicht geeignet sind. Für diese Behauptung möchte K. aber doch die Beweise schuldig bleiben. Goethe wollte ja allerdings die Opera buffa auf die deutsche Bühne bringen, aber er und Kayser werden sich wohl darüber klar gewesen sein, dass eine mechanische Nachahmung aller Aeusserlichkeiten unmöglich war. Am Ende liefert K. eine Aufzählung der Kompositionen und eine genaue Uebersicht von A und B. — Gelegentlich einer Dilettantenaufführung von „Jery und Bätely“[36]) giebt H. Bodmer in der Einleitung zu dem Text der Gesänge eine gute kurze Uebersicht der Erlebnisse, die zur Abfassung des kleinen Stückes geführt haben, der ersten Bearbeituug und der Kompositionen. — Heuer[37]) teilt den ersten der auf „Scherz, List und Rache“

RhMusPh. 46, S. 25—46. (S. 36 Anm. 3. Vgl. ZVLR. NF. 4, S. 407.) — **33**) (IV 4 : 7.) — **34**) H. Wichmann, Ges. Aufsätze. Bd. 3. Florenz, Loescher & Seeber. VIII, 291 S. M. 2,00. (S. 158—60.) — **35**) K. Kippenberg, Über Goethes „Claudina von Villa Bella“. Progr. d. Altstädt. Realschule. Bremen, Guthe. 4⁰. 27 S. — **36**) Goethe, Jery u. Bätely. Musik v. H. Stiehl. Aufgeführt am Kränzchen d. Lesezirkels Hottingen, 14. März 1891 im Pfauentheater. 18 S. (Nicht im Handel.) — **37**) (IV 9b : 7 = IV 9a : 70.) — **37a**) Goethes Briefe (S. o. IV 9b : 2) 7, S. 150/1; 181/2. — **38**) G. Kettner,

bezüglichen Briefe Goethes an Kayser mit (Herbst 1784). Goethe hat die Operette angefangen, um den deutschen Komponisten der italienischen Manier näher zu bringen. Am 13. Nov. 1787 meldet Seidel an Dorothea Kayser, dass der letzte Transport der Operette angekommen ist. — In einem Briefe[37a]) an Kayser vom 28. Dez. 1785 spricht Goethe ein günstiges Urteil über die Musik zu den ersten zwei Akten aus. Die Arie „Arm und Elend“ (v. 67 ff.) rücke auch zu, was hier nur bedeuten kann, die Ausführung der Kayserschen Komposition werde deutlicher. Herder gewährt dazu seinen Beirat. Am 19. Febr. 1786 schreibt Goethe an Christine Gräfin Brühl, er erwarte mit Ungeduld die Komposition des dritten Aktes, dessen erste Hälfte schon angekommen sein sollte. —

Die vielumstrittene Frage der Bedeutung und der Fortsetzung des Fragments „Elpenor“ brachte Kettner[38]) durch eine sorgfältige Untersuchung, die alle in Betracht kommenden Verhältnisse berücksichtigte und erwog, zu einem gewissen Abschluss. Wie Zarncke führt auch er Entstehung und Namen des Stückes auf die vergebliche Hoffnung (1781) und die endliche Erfüllung des Wunsches nach einem Erbprinzen (1783) zurück. K.s Vermutung, dass die Bezeichnung „ein Trauerspiel“ von Riemer willkürlich hinzugefügt sei, wird durch die Weimarer Ausgabe bestätigt. Die Quellen hätten nur die äusserlichste Anregung gegeben, die Dichtung sei im wesentlichen frei erfunden. Elpenor ist der Sohn der Antiope. Wie die Vertauschung der Knaben vor sich gegangen ist, bleibt dunkel, auch Polymetis weiss nichts davon. Durch das Auftreten des totgeglaubten angeblichen Sohnes der Antiope, in Wahrheit des Lykos, soll ein Streit der Neigung für ihn und Elpenor in Antiope entstehen, der noch verschärft wird, weil der neue Ankömmling roh, ungeschlacht, verwildert ist. Evadne soll nicht nur als Confidente die Exposition erleichtern, sondern wird auch für den Verlauf bedeutsam: sie kennt das Geheimnis der Geburt Elpenors und soll ihm als eine Art Schutzengel zur Seite stehen. Polymetis wird nach dem Hervortreten des Nebenbuhlers in Elpenor die Herrschbegierde anfachen. Elpenor ist in dem Vorhandenen noch wesentlich passiv; in ihm verkörperten sich vielleicht Eigenschaften des jugendlichen Carl August. Von einer Entwicklung seines Charakters ist im Verlaufe der zwei Akte nichts zu spüren. Ihr Stil entspricht wie der der „Iphigenie“ dem französisch-klassischen Drama, die Charaktere sind mehr typisch als individuell, auch die Einheit des Orts und der Handlung ist sichtlich angestrebt. Wie in der „Iphigenie“ muss Goethe das ähnliche dramatische Problem, die Sühnung einer alten Blutschuld, versöhnend gelöst haben, denn er kann nicht nach so kurzer Zeit zu der überwundenen Form der Tragik zurückgekehrt sein; die Versöhnung sollte gewiss durch ethische Lösung des Konflikts herbeigeführt werden. So ergiebt sich folgender Plan der Fortsetzung: Elpenor ist vom Felsen hinabgestürzt, durch den Sohn des Lykos gerettet worden, kehrt zurück und erscheint vor Lykos und Antiope. Der Sohn des Lykos wird zuerst an der Aehnlichkeit, dann an der Halskette mit dem Bilde der Sonne erkannt; weitere Enthüllungen giebt Polymetis. Elpenor erkennt, dass sein vermeintlicher Vater der Mörder ist, dem er Rache geschworen; er soll nun dem besten Teile seiner Herrschaft zu Gunsten eines Nebenbuhlers entsagen. Nach innerem Kampfe bleibt er in beiden Konflikten Sieger: er tritt dem Nebenbuhler den rechtmässigen Anteil an der Herrschaft ab und erkennt ihn als den Sohn Antiopes an. Damit erlischt die Verpflichtung zur Rache an dem Mörder. Lykos dagegen sucht den plötzlich hervorgetretenen Sohn der Antiope zu ermorden. Entweder es gelingt ihm, er erkennt zu spät, dass es der eigene Sohn war, und giebt sich selbst den Tod, oder, wahrscheinlicher: Elpenor wendet, von Evadne unterrichtet, im letzten Moment das Schicksal von dem Vetter ab, und nun kehrt Lykos das Schwert gegen sich selbst. Am Schluss kann Antiopes Sohn den Thron besteigen. K. spricht den richtigen Grundsatz aus, dass nebensächliche Züge nicht für eine weitere Bestimmung der Einzelheiten des Dramas zu verwenden seien. Die Handlung leidet an einer Ueberfülle der Motive, an komplizierten Voraussetzungen, an zu starkem Einfluss des Zufalls; sie wurzelt zu wenig in eigenen Erlebnissen und Empfindungen des Dichters. — Aus der Verwandtschaft des „Elpenor“ mit Gotters „Merope“ folgert B. Seuffert[39]), dass ebenso wie Aegisth auch Elpenor am Leben bleiben und einen Jüngling erschlagen sollte. Die Vossische Homerübersetzung von 1781 mag auf die Hervorhebung des Bogens eingewirkt haben und der Polymetis vom πολύμητις Ὀδυσσεύς beeinflusst sein. Der Stil im „Elpenor“ ist durch die Einwirkung der „Merope“ etwas weniger antik als der der „Iphigenie“. —

Gnad[40]) wendet sich in einem ziemlich wertlosen Essay hauptsächlich gegen die Egmont-Kritik Schillers, der Egmont und Clärchen nicht habe verstehen können. Egmont ist ihm eine wahrhaft tragische Gestalt, auch der Tadel des opernhaften Schlusses wird zurückgewiesen. — D. Jacoby[41]) nimmt mit W. v. Biedermann an,

Goethes Elpenor: PrJbb. 67, S. 149—72. — 39) B. Seuffert, Merope u. Elpenor: VLG. 4, S. 115/6. — 40) E. Gnad, Litter. Essais. 2. verm. u. verb. Aufl. Wien, Konegen. VI, 375 S. M. 5,00. |[M. Koch: BFDH. NF. 7, S. 256.]| (S. 73—106 „Egmont“, S. 109—36 „Tasso“, S. 139—74 „Faust“.) — 41) D. Jacoby, Zu Goethes Egmont. 1. Egmont u. Shakespeares Julius Cäsar.

dass das stärkere Interesse am „Egmont“ der Grund zum Aufgeben des Cäsarplanes war. Egmonts Charakter ist ähnlich dem des beabsichtigten Cäsar, es ergeben sich die Parallelen Alba-Egmont, Sulla-Cäsar. Einwirkung von Shakespeares „Julius Cäsar“ auf „Egmont“ findet J. in den Volksscenen, in Brackenburgs Monolog am Schluss des ersten Aufzugs, in Vansens Berufung auf das Buch der Privilegien, in Egmonts darauf folgenden Fragen an die einzelnen Bürger über ihr Gewerbe, und endlich in Clärchens Rede an die Bürger V,1. Das realistischere Gepräge des „Wallenstein“ gegenüber allen früheren Dramen Schillers (?) wird von J. auf den Einfluss des „Egmont“ zurückgeführt. Egmonts Stellung zu den Bürgern entspreche der des Wallenstein zu seinen Soldaten. Die Thaten beider werden vor ihrem Auftreten gerühmt. Die poetische Stimmung des Vorspiels soll beeinflusst sein durch Egmonts Worte V,2 (Weim. Ausg. S. 281, 19 ff.). Eine Anzahl weiterer Zusammenstellungen dieser Art, die ebensowenig eine Abhängigkeit Schillers beweisen können, folgen. Batraneks Buch „Goethes Egmont und Schillers Wallenstein“ (Stuttgart 1862) scheint J. nicht zu kennen.[42-43]) — Schillers Bühnenbearbeitung bespricht A. Köster[44]) mit feinem und massvollem Urteil. — Sie ist von de Vos[45]), Regisseur am Theater zu Gent, ins Holländische übersetzt worden, um Goethes Werk der niederländischen Bühne zu gewinnen. V. deutet deshalb die in Deutschland üblichen Striche an und giebt eine Anzahl bühnentechnische Anmerkungen, in denen er u. a. die Darstellung des Vermummten durch Alba abweist. — Buchheims[45a]) Egmont-Ausgabe, der erste Band seiner bekannten und oft gewürdigten „German Classics“, ist in vierter Ausgabe erschienen. Die Vorzüge dieser Bearbeitungen praktische Einrichtung für den englischen Schulgebrauch, reichliche und den Bedürfnissen des Ausländers entsprechende Anmerkungen, treten auch hier wieder hervor; doch darf nicht verschwiegen werden, dass B.s Beigaben nicht ganz den Ansprüchen genügen, die wir jetzt an Arbeiten dieser Art stellen. Besonders in der kurzen Skizze von Goethes Leben, die er dem „Egmont“ vorausschickt, fallen eine Reihe von thatsächlichen Unrichtigkeiten unangenehm auf. Er setzt die zweite Bearbeitung des „Götz“ in den Herbst 1772, den Beginn der Arbeit am „Faust“ ins Jahr 1774, er citiert: „Sieh! Dir winkt sein Geist aus der Höhle“. —

Von positiv christlichem Standpunkte aus beleuchtet Heinzelmann[46]) die „Iphigenie“ in einem gut durchdachten, von selbständigem Urteil zeugenden Vortrag. Goethe hat in dem Drama die Härten der antik religiösen Weltbetrachtung gemildert durch seine eigene religiöse und sittliche Lebensanschauung, durch die demütige Anbetung der Macht des Göttlichen, zu der er in den Jahren 1779—84 gelangt ist. Der Fluch, der auf den Tantaliden ruht, wird gelöst durch die leibhaftige Verkörperung der himmlischen Milde und Güte, der gottgeborenen Humanität in Iphigenie. Mit Recht vermeidet H. es, den künstlichen Begriff des stellvertretenden Leidens einzuführen. Das „weibliche Heldentum“ Iphigeniens, wie H. es glücklich nennt, liegt in der sittlichen Bewährung, zugleich im Religiösen, in der „gewissen Zuversicht“, nicht, wie K. Fischer will, in der himmlischen Gelassenheit. Die Frage, ob „Iphigenie“ christlich sei, beantwortet H. dahin, dass zwar ein streng positiv biblisches Christentum in ihr als weltlicher Dichtung nicht zu finden sei; wohl aber nennt er das Werk in Bezug auf die religiösen und sittlichen Ideen durch und durch protestantisch christlich, weil es den Sieg des Theismus über den heidnischen Irrglauben vorführt. Dadurch, dass dies ohne polemische Tendenz geschieht, unterscheidet sich die „Iphigenie“ vorteilhaft von dem ihr verwandten „Nathan“. — Gründlich belehrend handelt Morsch[47]) über die Vorgeschichte des Goetheschen Dramas. Das Vorbild der deutschen „Iphigenie“ war Lagranges „Oreste et Pilade ou Iphigénie en Tauride“ (1699): von ihr gehen J. E. Schlegels „Geschwister auf Taurien“ (1737) und Derschaus „Orest und Pylades“ (1747) aus. Latouche löst 1757 auf der französischen Bühne Lagrange mit seiner „Iphigénie en Tauride“ ab, auf ihm beruht Glucks Text von 1779. Ausserdem kommen noch in Betracht Crébillons „Electra“ (1708), Voltaires „Oreste“ (1750) und Gotters „Orest und Elektra“ und „Merope“, 1772/3 in Weimar aufgeführt, 1774 gedruckt. Die Parallelen zwischen diesen Dramen und dem Goethes werden von M. im einzelnen mit etwas zuviel Spüreifer aufgesucht. Man kann doch kaum glauben, dass Goethe die schwächlichen Erzeugnisse der Schlegel und Derschau oder gar Lagrange und Latouche so genau im Gedächtnis hatte, dass er sich in Einzelheiten des Planes nach ihnen richtete und sogar ganz nahe liegende Ausdrücke von ihnen entlehnte, oder dass er nötig gehabt hätte,

---

2. Egmont u. Schillers Wallenstein: GJb. 12, S. 247—56. |[M. Koch: BFDH. NF. 7, S. 433.]| — 42) × R., D. Stimmungsmalerei in Beethovens Musik zu Goethes „Egmont“: LZg^B. N. 38. — 43) × H. Düntzer, Goethes Egmont erläutert. 4. neu durchges. Aufl. (= Erl. zu d. dtsch. Klassikern. 12. Bdchen.) Leipzig, Wartig. VI, 162 S. M. 1,00. — 44) A. Köster, Schiller als Dramaturg. Berlin, Hertz. VII, 343 S. (S. u. IV 10 : 117.) — 45) Goethe-Schiller, Egmont. Vor het Nederlandsch tooneel bewerkt door Jac. de Vos. Zaandijk, Heijnis. o. J. 108 S. — 45a) Goethe, Egmont, ed. with engl. notes etc. by C. A. Buchheim. 4. ed. (= German Classics 1.) Oxford, Clarendon. XLVIII, 204 S. M. 3,00. — 46) W. Heinzelmann, Goethes Iphigenie. E. Vortrag. Erfurt, Neumann. V, 38 S. M. 0,60. |[M. Koch: BFDH. NF. 8, S. 267.]| — 47) H. Morsch, Aus d. Vorgesch.

für die Gräuel im Hause der Tantaliden von Crébillon, Voltaire und Gotter seine Kenntnis antiker Sagen zu beziehen. Die Goethesche Wahnsinnscene ist von der Gotterschen grundverschieden, und so wird man wohl auch die Anknüpfung im Detail leugnen und hier eher ein Zusammentreffen auf dem Boden der Tradition annehmen dürfen. Weit wichtiger als die Auffindung dieser Aehnlichkeiten ist der Vergleich mit den Vorgängern, der die Weiterbildung der Sage und die Vertiefung des Seelenlebens als Goethes Verdienst ergiebt. Vor allem erscheint bei ihm eine neue sittliche Weltanschauung, von deren Grösse die früheren kaum eine Spur zeigen. Lehrreich ist eine Zusammenstellung (S. 108f.), in der M. den Einfluss der französischen Bühnensprache auf die Goethes festzustellen sucht. Gotters „Merope" soll vor allem anregend und vorbildlich für Goethes „Iphigenie" gewesen sein. Die Beweise dafür aber scheinen wieder entweder durch den Zufall dargeboten, z. B. die nicht einmal wörtliche Uebereinstimmung eines Verses der „Merope" mit einem des „Elpenor", oder auf gemeinsame antike Muster zurückzuführen. Die metrische Form der „Merope", die M. als Zeugnis anführt, spricht dagegen, denn weshalb hätte der Dichter, wenn er sich an sie anlehnte, die Prosa gewählt? Wenn M. schliesslich betont, dass Goethe im Gegensatz zu den früheren Dramatikern wieder zu den Griechen hinaufstieg, so bringt er dadurch selbst den bei weitem grössten Teil seiner Darlegungen um die überzeugende Wirkung auf seine Leser[48]). — Auch Gloede[49]) erklärt „unwillig" v. 636 als „indignatus" mit Berufung auf Aen. XI, 828 und XII, 951, sowie Met. VII, 377. Zu v. 899 erinnert er an Caesars Verhüllen des Hauptes beim Nahen des Brutus und deutet es: ohne Gegenwehr (wehrlos), also auf schmachvolle Weise.[50-51a]) — Dass „Iphigenie" noch immer als Schulbuch bei uns wie im Auslande die erste Stelle unter allen Goetheschen Dramen einnimmt, bezeugt die grosse Anzahl von neu erscheinenden und neu aufgelegten Ausgaben[52-55]) und Uebersetzungen[56-58]), unter denen sich auch eine ungarische[59]), unseres Wissens die erste, befindet. — Die englische Schulausgabe der „Iphigenie" von Buchheim[59a]) ist neu aufgelegt worden. Auch von ihr gilt das oben (N. 45a) über den „Egmont" desselben Herausgebers Gesagte; kleinere und grössere Versehen sind nicht selten, z. B. dass Goethe die erste Bearbeitung beschleunigt habe, um das Stück zur Feier des Geburtstags der Herzogin Luise am 6. April aufführen zu können.

In dem zum ersten Mal gedruckten Briefe[59b]) an Knebel vom 8. Mai 1789 äussert Goethe: „An Tasso muss ich nun, es koste was es wolle." — W. Buchner[60]) giebt richtige, wenn auch nicht sehr tiefe Bemerkungen über das dichterische Schaffen im allgemeinen, vergleicht die Charaktere mit den historischen Gestalten und zieht massvolle Parallelen mit den Goethe nahestehenden Persönlichkeiten. Für die Gräfin wird die Marquise Branconi (nach Düntzer, nicht ohne berechtigten Zweifel), daneben eine ganze Reihe anderer Frauen genannt, für Antonio auf den Grafen Goertz, Geheimrat von Edelsheim, v. Fritsch verwiesen. Merck und Herder werden abgelehnt. In der Antonio-Frage schliesst sich B. an K. Fischer an. Der glückliche Tasso ist Goethe, der unglückliche neben Lenz, Plessing, Kraft, Herder, Knebel, für den gut auf Karl Augusts Brief an ihn vom 4. Okt. 1781 hingedeutet wird, vor allem der historische und sagenhafte Tasso selbst. — Ganz wertlos ist die Arbeit von Cornish[61]), der auch über die bekanntesten Thatsachen nicht im klaren ist. Der Einfluss von F. A. Wolfs Ideen soll für Goethe die italienische Reise so fruchtbar gemacht haben, der „Tasso" sei während des letzten Teils derselben vollendet worden. — Auf ebenso niedriger Stufe steht eine zweite englische Arbeit von Tomlinson[62]), die dasselbe Drama behandelt. — Gnad[63])

---

v. Goethes Iphigenie: VLG. 4, S. 80—115. — **48)** ○ × D. Halpert, Antikes Element in Goethes Iphigenie. (= Non multa. Litterarische Streiflichter.) Breslau, Zimmer. |[MagdebZg. N. 24]| — **49)** P. Glöde, Zu Goethes Iphigenie: ZDU. 5, S. 53/4. (S. JBL. 1890 IV 11e : 26/7.) — **50)** ×× E. Schunck, Goethes „Iphigenie auf Tauris" u. d. gleichnamige Euripideische Stück. Programm d. Gymnasium Theodorianum in Paderborn. Gymn.-Progr. Paderborn, Junfermann. 4⁰. 28 S. — **51)** × K. Engelen, Iphigenie auf Tauris. Trier, Stephanus. 1890. |[Sühlen: COIR. S. 571.]| — **51a)** ○ Gust. Schlosser, Goethe Iphigenie" nach ihrem religiös-sittl. Gehalte. (= Vorträge. Gütersloh. Bertelsmann. III, 432 S. M. 5.00. — **52)** × Goethe, Iphigenie auf Tauris. Für d. Zwecke d. Schule erl. u. methodisch bearb. von H. Vockeradt. Paderborn, Schöningh. VIII, 174 S. M. 1,35. — **53)** × Goethe, Iphigenie auf Tauris. Schulausg. bearb. von L. Sevin. Mit Anhang „Iphigenie bei d. Tauriern" von Euripides. 2. Aufl. Berlin, Reuther. 78 S. M. 0,70 — **54)** Goethes Iphigenie auf Tauris. Her. u. bearb. von G. Hofmeister. (= Teubners Sammlung dtsch. Dicht- u. Schriftwerke f. höh. Töchterschulen. 18. Bdchen.) Leipzig, Teubner. X, 67 S. M. 0,60. — **55)** × J. Schrammen, Goethes Iphigenie auf Tauris erl. in 106 Dispositionen, verwendbar zu Vorträgen u. Aufsätzen. (= Erl. zu dtsch. Klassikern 2. Bdchen.) Köln u. Leipzig, Ahn. VIII, 89 S. M. 0,60. — **56)** × Goethe, Iphigénie en Tauride. Texte allemand, publié avec une notice, un argument analytique et des notes en français par B. Lévy. Nouv. éd. Paris, Hachette. 16⁰. 135 S. — **57)** ×× Goethe Iphigénie en Tauride, drame en cinq actes. Avec une introduction et des notes par E. Riquiez. Paris, Garnier frères. 12⁰. VIII, 101 S. — **58)** ×× Goethe, Iphigenia in Tauride, trad. di A. Maffei. Firenze, Le Monier Succ. — **59)** Goethe, Iphigenia Tauriban forditotta Csengeri János. Budapest, Franklin-Gesellschaft. 1890. 86 S. — **59a)** Goethe, Iphigenie auf Tauris, ed. with engl. notes by C. A. Buchheim. New. ed. (= German Classics 5.) Oxford, Clarendon Press. 1890. XXXV, 168. M. 3,00. — **59b)** Goethes Briefe. Bd. 9 (s. o. IV 9a: 67) S. 111. — **60)** W. Buchner, Beitrr. z. Erl. v. Goethes Tasso. JB. d. höh. Mädchenschule. Crefeld, Kühler. 38 S. |[M. Koch: BFDH. NF. 8, S. 255.]| — **61)** Cornish, Torquato Tasso in its relations to Goethe's Early Life at Weimar and his Italian Journey, read in the Manchester Goethe-Society the 25. November: Ac. 40, S. 507. — **62)** C. Tomlinson, A Critical examination of Goethes Tasso: PublEnglGoethe-Soc. 6, S. 68—93. |[M. Koch: BFDH. NF. 8, S. 256.]| — **63)** S. o. N. 40. — **64)** G. A. Hench, Kuno Fischer, Goethes

erklärt den fragmentarischen Abschluss aus der Entstehungsgeschichte. In Italien soll der Gegensatz von Weltmann und Dichter verschwunden sein, an die Stelle der Verherrlichung des träumerischen Idealismus trat die sittliche Besonnenheit und Selbstbeschränkung. Auch G. findet in seiner, zuerst 1885 erschienenen Arbeit die von K. Fischer behauptete Antinomie der ersten beiden und der letzten Akte; dagegen weiss er nichts von einer späteren Einführung des Antonio. — K. Fischers neue Aufstellungen haben neben vielfacher Anerkennung[64]) auch Widerspruch erfahren. Kern[65]) findet den Hauptfehler Fischers in der verkehrten Vorstellung vom Bau des Dramas. Kleine Unklarheiten und Verschiebungen in der Inhaltsangabe werden stark aufgebauscht, K. spricht Fischer sogar die genaue Kenntnis der Dichtung ab. Die dramatische Antinomie leugnet er, hält die dafür angeführten Stellen nicht für beweisend und citiert für das Gegenteil v. 767—75, 1250/6 und besonders 941/4. Die Worte „den ich gleichsam jetzt zum ersten mal erblicke“ (v. 1196/7) legt K. dahin aus, dass Tasso jetzt erst Antonio im rechten Lichte, nämlich mit den Augen der Prinzessin sehe. Ueber die stark für Fischers Ansicht sprechenden Verse 1220/2 derselben Scene setzt sich K. etwas zu leicht hinweg. Aus den drei letzten Akten nennt er zur Unterstützung seiner Meinung v. 1986—93, 2307—17, 2349—51, 2650/1, 2723, 3419—20 und die Schlussworte. K. lässt weder die alte Gegnerschaft Tassos und Antonios, noch Fischers Zweifel an der Möglichkeit gelten, die Freundschaft der beiden Leonoren mit dem Charakter der Prinzessin zu vereinen. Die einzige vorhandene Unklarheit habe Fischer gerade übersehen, dass nämlich jede Andeutung über die Beweggründe der Prinzessin zur schnelleren Rückkehr nach Ferrara fehle. K. führt die Schwierigkeit auf ein Versehen des Dichters zurück, was ihm dadurch noch wahrscheinlicher wird, dass die letzten vierzehn Verse von V,1 auf einem besonderen Blatte nachträglich hinzugefügt wurden, um die ursprünglich unerklärt gebliebene veränderte Situation aufzuhellen. Dass hier der Herzog dem Antonio, den er dringend in Ferrara braucht, die Sorge für Tasso überträgt, ist von seinem Standpunkte unbegreiflich, nur von dem des dramatischen Dichters zu erklären, der die Schlussscene ermöglichen wollte. — E. Reichel[66]) besitzt nicht die Fähigkeit, sich in die hohe Gefühls- und Denkweise des Dramas zu versetzen. Was er bietet, ist neu nur, weil kein Früherer das Drama unter einem so niedrigen Gesichtspunkt betrachtet hat. — Ueber die erste Tasso-Aufführung in Berlin am 25. Nov. 1811 berichtet nach Franzos'[67-68]) Mitteilung Friederike Bethmann in einem Briefe vom nächsten Tage an Goethe. Sie charakterisiert die einzelnen Darsteller und giebt eine ausführliche Beschreibung ihrer Kostüme. Die Beifallsbezeugungen sind häufig gewesen. —

Düntzer[69]) behandelt ausführlich die von Zarncke im 9. Band des Goethejahrbuchs veröffentlichten Fragmente des „Befreiten Prometheus“ und vertritt gegen Zarncke den Satz, dass Goethe schon vor der Bekanntschaft mit W. v. Humboldt eine eingehendere Kenntnis der griechischen Tragiker besessen habe; sorgfältig stellt er die Nachrichten über Goethes Beschäftigung mit ihnen und die Anfänge des Dramas im Stile des Aeschylus zusammen, das von Zarncke bereits mit genügender Vollständigkeit Angeführte genauer belegend. Nach D. beginnt der Chor das Stück. In v. 2 vermutet er „umflutet“ statt „umflossen“, in v. 7 recht müssig „Tiefinn“. Scharfsinnig bestimmt er Tageszeit und Lokalität des Stückes, künstlich erklärt er die Erwähnung des „Ades“; seine Annahme, dass Prometheus nach dem Chorlied mit dem ungeheuren Felsen, an den er geschmiedet ist, aus dem Boden steige, ist für ein griechisches Theater, das Goethe hier sicher vorschwebte, unmöglich. Mit Recht weist D. die letzten Verse dem Hermes, nicht wie Zarncke dem Apollon, zu. Den weiteren Verlauf des Stückes skizziert er auf Grund des „Gefesselten Prometheus“; es fehlt aber jedes sichere Zeugnis, dass Goethe wirklich eine solche Fortsetzung geplant hat. Endlich bekämpft er Roberts Hinweis auf Hygin als Goethes Quelle. —

„Mahomet“ und „Tankred“ sind von Otto Hoffmann[70]) herausgegeben worden. Ueber die geringfügigen Verbesserungen auf Grund der früheren Drucke und des französischen Originals (Hss. sind nicht vorhanden) hat H. selbst Goethejahrbuch 13, S. 264 berichtet. — A. Köster[71]) stellt Gotters „Merope“ als Vorbild von Goethes Uebersetzungen französischer Dramen hin. Sie sind veranlasst durch die Vorliebe des Weimarer Hofes für die französische Dichtung, direkt angeregt durch Humboldts Brief vom August 1799. Wie bei Gotter sind auch bei Goethe die Alexandriner durch fünffüssige Jamben wiedergegeben, unter die sich aber besonders im Anfang hier und da sechsfüssige mischen. Der Parallellismus der Alexandrinerhälften wird oft glücklich nachgeahmt, bald mit Hilfe der klingenden Cäsur, bald durch Zerlegung in zwei Fünffüssler.

Tasso: MLN. 6, S. 116/9. — 65) F. Kern, Goethes Tasso u. Kuno Fischer: VZgs. N. 40/1. (S. JBL. 1890 IV 11e : 28a.) — 66) E. Reichel, Neue Gesichtspunkte für d. Beurteilung d. Torquato Tasso: HambNachrB. N. 47/8. (N. 48 ○.) — 67/8) (IV 9b : 10.) — 69) S. o. N. 3. — 70) S. o. N. 2. — 71) S. o. N. 44 (S. 237 ff.) — 72) S. o. N. 3. — 73) S. o. N. 2. —

Das Pathetische ist vermindert, die Sprache vereinfacht, die Wärme des Ausdrucks und die Lebendigkeit des Dialogs erhöht. Am meisten verbessert ist die Ermordungsscene im „Mahomet" (IV, 4), in der K. Einflüsse von „Macbeth" und Goethes eigener „Iphigenie" nachweist. Aber trotzdem ist Goethe immer in den Grenzen des Uebersetzens geblieben, nirgends, wie Schiller vorschlug, zu einer freien Bearbeitung fortgeschritten. Nur in der Charakteristik der Personen hat er dem deutschen Gefühl und dem Ton der deutschen Bühne Zugeständnisse gemacht. Mit etwas grösserer Freiheit als bei „Mahomet" verfuhr Goethe bei „Tankred". Seine Absicht, die einzelnen Akte durch Chöre zu verbinden, konnte er aus Mangel an Zeit nicht ausführen. —

Für die „Natürliche Tochter" weist Düntzer [72]) darauf hin, aus der Bezeichnung „Zimmer des ersten Aktes" (S. 445, 15) gehe hervor, dass ursprünglich wenigstens ein Teil des ersten Akts im königlichen Schlosse spielte, und vermutet, dass der jetzige Anfang des Stückes erst später hinzugefügt sei. Alles der Entführung Vorausgehende musste nach dem frühesten Plan in den ersten Akt fallen. In dem ausgeführten Schema ist die V (von S. 449, 100 an) von Goethe irrtümlich statt IV geschrieben. Im fünften Aufzug wäre wohl bei der Ausführung kaum das Gefängnis beibehalten worden. Ohne genügende Begründung nimmt D. an, dass den Schluss der Sieg des Königtums und die Lossagung Stephanies von ihrem Gatten bilden sollte. Ebensowenig haltbar ist die Vermutung, dass den vorhandenen Scenarien der Gedanke an eine Fortsetzung in zwei Stücken von je zwei und drei Aufzügen zu Grunde liege. Abgesehen von dem unschönen Eindruck, den ein so ungleicher Umfang der drei Stücke der Trilogie hervorbringen müsste, ist gar nicht einzusehen, weshalb Goethe, wenn mit fünf weiteren Aufzügen auszukommen war, diese auf zwei Stücke hätte verteilen sollen. Vielmehr muss man bei der Meinung der Weimarer Ausgabe stehen bleiben, dass diese Entwürfe einem früheren Stadium der Ausgestaltung angehören, als dasjenige ist, welches in den Annalen 1803 beschrieben wurde. Wie vorher aus dem ursprünglichen ersten und zweiten Aufzug ein ganzes Drama gestaltet wurde, so konnte Goethe, wollte er die breite Behandlungsart des Anfangs beibehalten, nicht die Fülle der weiteren Ereignisse in drei Akte zusammendrängen. Die notwendige Aenderung der Herausgeber in v. 2831 greift D. an, ohne zu berücksichtigen, dass der Geist doch nicht als König und als Vater bezeichnet werden kann. —

„Romeo und Julia" erscheint zum erstenmal in Goethes Werken, von Wahle [73]) bearbeitet. Die Anregung zu Goethes Arbeit ging von P. A. Wolf aus, wie ein Brief desselben an Rühle von Lilienkron beweist. Eine Reihe von Zeugnissen thut dar, dass die Bearbeitung in der Hauptsache von Goethe stammt; später hat Riemer Nachträge und Zusätze in der Hs. bewirkt, die in den Text der Ausgabe aufgenommen worden sind. Goethe war anfangs gegen den Druck (an Cotta 21. Dez. 1812), scheint aber nachher seine Ansicht geändert zu haben. —

„Die Wette" hat ebenfalls Wahle [74]) herausgegeben. Er konnte auf Grund der von Goethe durchkorrigierten Originalhs. einige Versehen des bisher üblichen Textes verbessern. —

Höchst unerfreulich ist der Eindruck, den der grösste Teil der Faust-Litteratur hervorruft; denn neben dem Bedauern über nutzlose Verschwendung geistiger Kraft regt sich der Unwille, wenn man sieht, wie unsere grösste Dichtung zu müssigem Spiel flacher Spekulation und philologischen Sports missbraucht wird. Dankbar ist auch die kleinste Gabe zu begrüssen, durch die unsere Erkenntnis der grossen rätselreichen Dichtung und ihrer Geschichte vermehrt wird: aber wie selten entdeckt man unter der Menge des Nichtigen etwas wirklich Förderndes. Auf der einen Seite wird mit unvermindertem Eifer trotz Goethes ausdrücklicher Ablehnung das Suchen nach der „Idee" des Werkes fortgesetzt, auf der andern übt sich der Scharfsinn an der Zerlegung des Ganzen in kleine Teilchen, gestützt auf das blinde Vertrauen zu einer alleinseligmachenden Methode. Der Grund aller dieser vergeblichen Anstrengungen liegt in der Unklarheit, die noch bei so vielen über die Aufgaben und die Wege der Faustforschung im allgemeinen waltet. Man möchte allen, die über den „Faust" arbeiten, Erich Schmidts [75]) vortreffliche Rede über dieses Thema in die Hand geben, und es ist nur zu bedauern, dass die tiefen und feinen Gedanken, die sie ausspricht, mit Rücksicht auf die gelehrte Versammlung, vor der sie gehalten wurde, in einer Form dargeboten werden, die sie den meisten schwer zugänglich macht. Nach einer kurzen Uebersicht über die früheren Versuche, das Werk philosophisch und philologisch zu erklären, bezeichnet S. als die Aufgabe der Faustforschung: von der Ueberlieferung ausgehend Werden, Inhalt, Form, Absicht und Gestaltung der Dichtung zu erfassen. Die Bezeichnung „Faustphilologie" weist nicht auf einseitiges Kleben am Worte und Kleinkrämerei hin, sie schliesst die

---

74) S. o. N. 2. — 75) Erich Schmidt, Aufgaben u. Wege d. „Faust-Philogie". Vortr., geh. am 20. Mai in der Vers. dtsch. Philologen u. Schulmänner zu München: AZgB. N. 119, S. 1-6. |[Hammer: ZGymn. NF. 25, S. 585/8.]| (Auch in d.

philosophische Betrachtungsweise nicht aus. Die Lachmannsche Methode hat, auf den „Faust“ mit kritischen Mitteln angewandt, nicht zu so gesicherten Ergebnissen geführt, wie man wohl glaubt. Die „nesciendi ars et scientia“ muss dem Fragmentarischen gegenüber geübt werden, damit man nicht die eigene Einbildung dem Dichter unterschiebe. Eine völlige Einheit des Gedichts ist nicht zu konstruieren, sie liegt nur in der Einheit des Dichters. Man soll das Einigende statt der Widersprüche aufzudecken suchen; aber statt dessen ist eine jugendlich genial geschaffene Skizze allmälig zu einem Mosaik aus Stiftchen verschiedener Zeit und verschiedenen Schliffs gemacht worden. Die Parallelstellen beruhen oft auf rein zufälligem Zusammentreffen, bestimmte Urquellen (Bibel, „Hamlet“, Swedenborg) fliessen durch Goethes ganzes Leben und Dichten; Gedanken und Motive können in verschiedenen Epochen wiederkehren. Analoge Situationen geben analoge Wendungen an die Hand. Goethes Gedächtnis ist kein „weitlöcheriges Sieb“ gewesen, er braucht z. B. für den Spaziergang vor dem Thore nicht erst seine Erinnerung an die Umgegend der Vaterstadt 1797 aufgefrischt zu haben. Am bedenklichsten sind die Versuche, für ganze Scenen bestimmte Quellen nachzuweisen, die Stimmung der Zeit im allgemeinen ist da zu befragen. Die Stilkritik ist das Werkzeug der Chronologie; aber man darf dem Dichter damit nicht Gewalt anthun, wie Scherer in seiner Analyse des ersten Monologs. Warum sollte Goethe nicht zwei Gefühls- und Stilwelten an einem Tage umfasst haben? Um Kriterien des Sprachgebrauchs und der Metrik richtig zu verwenden, fehlt es uns für das 18. Jh. an Hilfsmitteln. Es wird allzu schroff periodisiert. Weder kann der Jugendstil für das Jahr 1800 ausgeschlossen, noch eine Scheidung der Jahre 1773, 1774 und 1775 vorgenommen werden. Die Hypothese des Prosa-Faust ist eingeschlummert (auch Minor[76]) spricht jetzt von dem „leidigen Prosa-Faust“). Der Urfaust stammt aus der vorweimarischen Zeit, ist nicht aus der für die Herzogin-Mutter angelegten Sammlung hervorgegangen, die nur vorweimarische Werke enthält. Zuzugeben ist, dass der Göchhausen nicht alles vorhandene Material vorgelegen hat und dass selbstverständlich die Verbindung mit Mephisto und der Zweikampf mit Valentin mindestens in Gedanken entworfen war, aber fertige und halbfertige Scenen müssten doch in der Kopie zu finden sein. Die Folge der Gretchen-Scenen greift wie die Glieder einer Kette in einander, das späteste sind jedoch die lyrischen Monologe Gretchens. Für ihre Chronologie helfen mehr als die exakten Daten aus Goethes Leben die Werther-Stimmung und die Episode des armen Mädchens (in dem Briefe vom 12. Aug. 1771). In Rom sind „Hexenküche“ und der Monolog „Erhabener Geist“ hinzugekommen, beide aus Goethes italienischen Erfahrungen hervorgegangen: im ersten das Motiv der Verjüngung, Helena im Zauberspiegel, im zweiten die beruhigte Erkenntnis. Die Prosa „Grosser herrlicher Geist“ sollte getilgt werden. Mit den Worten „Nach jenem schönen Bild“ ist die Hexenküche gemeint, auf die der Monolog ursprünglich folgen sollte, noch ohne Gretchen. Der folgende Dialog ist im Anschluss daran in Weimar gedichtet. Darin beziehen sich V. 3294/6 auf die Prüderie, die sich neuerdings gegen Egmonts Clärchen Luft gemacht hatte. Später hat Goethe den Plan geändert, Einfügung in die Gretchen-Scenen beschlossen und sehr kühn den Dialog Mephisto-Faust (ursprünglich nach dem Monolog Valentins) durch ein neues Mittelstück damit verbunden. 1790 erscheint diese disparate Masse nach der Brunnenscene (da ist aber Mephistos Kuppelei überflüssig), 1808 vor „Meine Ruh' ist hin“ wegen der von Mephisto bereits umschriebenen Stimmung, aber es sind doch Widersprüche geblieben. — Auf die Ankündigung von Schmidts Vortrag hin wurde das praktisch erfundene Wort „Faustphilologie“ mit absichtlicher Missdeutung ins Anmassende im üblichen Grenzbotenstil verspottet[77]). — Mustern wir nun zuerst die Schar der „Sinnhuber“. Gnad[78]) identifiziert Gretchen äusserlich unmittelbar mit der Frankfurter Jugendliebe, innerlich vor allem mit Friederike. Der Antrieb zur Faustdichtung lag in der Unzugänglichkeit (?) alles menschlichen Wissens und Strebens. Die bekannte letzte Aeusserung zu W. von Humboldt über das Alter der Conception führt G. auf unklare Erinnerung des Greises zurück; denn Goethe hätte die Gretchenepisode nicht zur selbständigen Tragödie heranwachsen lassen, wenn er schon mehr als eine dunkle Ahnung gehabt hätte, dass er in die Faustsage den ganzen Inhalt seines inneren und äusseren Lebens für die Nachwelt niederlegen werde! Von Anfang an musste dem Dichter nur klar sein, dass Faust nicht in der Hölle enden konnte. Das Faustproblem war nicht zu lösen, weil Goethe die Lösung aus seinem eigenen Bildungsgange zu finden suchte. Falsch ist G.s Ansicht, dass Goethe beim ersten Teil unzweifelhaft praktische Bühneneffekte im Auge gehabt habe. — Andrews[79]) glaubt den Schlüssel, den die gelehrten Kommentare, ausgehend von der Legende des fünfzehnten (!) Jh. nicht hätten finden können, in Goethes Leben und Denken und den Beziehungen der Dichtung dazu ent-

Berichten d. 41. Philologenversamml. S. 11—22.) — 76) J. Minor, Erläuterungsschriften zu d. dtsch. Klassikern: ZÖG. 42, S. 218—28. (Bes. S. 220.) — 77) Z. neuen Faustphilologie: Grenzb. 50, II, S. 234/8. — 78) S. o. N. 40. — 79) W. P. An-

deckt zu haben. Die Faust-Legende ist nach A. Goethe nur das, was dem Maler die Palette, dem Bildhauer der Stein ist. Das Thema des Stückes kann die Jagd nach dem Glück genannt werden, das in Wahrheit im Leben, nicht im Empfangen, besteht, in „schaffender Freude“. Das Vorspiel auf dem Theater stellt das Ziel der Dichtung fest, der Prolog im Himmel zeigt als eigentlichen Helden den Herrn, der als Erschaffender gefeiert wird wie im „Mahomet“. Im Gesang der Erzengel wird als Gegenstand des Dramas der Kampf von Licht und Finsternis angekündigt. Dieses Drama lässt der Poet, vom Direktor gezwungen, sich abspielen als ein gewöhnliches Melodrama, die Geschichte eines unmöglichen Zauberers und eines harmlosen Mädchens, während der wahre Held der Schaffensdrang, die wahre Heldin die unschuldige Liebe im höchsten Sinne ist. Trotzdem zeigt auch dieser etwas getrübte Spiegel des ersten Teils die befreiende Macht des Ewig-Weiblichen, durch das der Schaffensdrang in uns geweckt wird. Die Parallelen mit Goethes Leben und seinen übrigen Aeusserungen werden mit guter Kenntnis der Werke, besonders des „Meister“ und der „Sprüche in Prosa“ durch den ganzen „Faust“ verfolgt, indessen läuft dabei manches durchaus Falsche mit unter. Ueberall spürt A. tiefere Beziehungen auf, im Refrain des Rattenliedes z. B. hat er entdeckt, dass darin die erste Andeutung der herannahenden Tragödie, ein Hinweis auf die grauenvolle Heiterkeit der schwatzenden Mädchen am Brunnen zu finden sei! Der Kaiser im Flammengaukelspiel wird gedeutet als die Autorität, die sich gegen die Mächte des Aufruhrs behauptet, — man sieht, wir haben hier einen englischen, etwas zahmeren Louvier. — Ebenso „tiefsinnig“ ist eine andere englische Fausterklärung von M. Kaufmann[80]), der die Dichtung als die dramatische Darstellung der Anschauungen des 19. Jh. ansieht. Zu dem Grundgedanken der individuellen Freiheit, den schon das alte Faustbuch als Ausdruck des Protestantismus zeigt, hat Goethes Dichtung neu die evolutionistische Entwicklung des Charakters durch den Naturprozess der Selbstbildung hinzugefügt. K. vergleicht Faust mit Hiob, Prometheus, der „Göttlichen Komödie“, „Hamlet“ (Polonius-Mephisto, Ophelia-Gretchen, Horatio-Valentin!). — Nicht weniger absurd als diese beiden Ausländer geberdet sich ein neuer deutscher Erklärer unter dem Pseudonym Humanus[81]). Auch er will die ganze Dichtung symbolisch-allegorisch auffassen. Mephisto entspricht nach ihm nicht dem Teufel der Sage, in der überhaupt nicht die Wurzeln von Goethes Dichtung zu suchen sein sollen: sie liegen vielmehr in Shakespeares „Sturm“ und „Hamlet“. Faust geht von dem Punkte aus, an dem Hamlet stehen blieb. In der Entwicklung des Menschengeistes stellt die griechische Tragödie die erste Hauptphase dar: Natur schlechthin; Shakespeares Dichtung die zweite: Abfall von der Natur (!); Goethes „Faust“ die dritte: Rückkehr zur Natur. Die Faustdichtung ist eine Darlegung der bewussten psychischen Entwicklung, des geistigen Werdens des Menschen auf Grund des eigenen Lebens des Dichters, und diese geistige Entwicklung stellt H. nun im Anschluss an den „einzigen wahren Philosophen der Neuzeit“, A. Spir, dar. Sie vollzieht sich nach dem Schema Hingabe, Verinnerung und Verleiblichung, und zwar im „Faust“ sechsmal. Die beiden Seelen erklärt H. als den Verstand und das Gefühl, zugleich bedeutet auch der Pudel und schliesslich Mephisto den Verstand. Die Hexenküche ist das Geistige im Menschen, der Spiegel die Vorstellung, der Trank die Poesie, die Hexe das Wissen und Schauen. Der Sumpf im fünften Akt des zweiten Teils weist auf das Innere des Menschen hin, der faule Pfuhl ist der Egoismus, aber das Höchste, wie er abzuziehen sei, enthüllt uns die Dichtung nicht. Das sind nur einige Proben des hier entwickelten Unsinns. — Von erquickender Freude am eigenen Beruf durchweht ist die Festrede G. Haucks[82]). Goethe lässt seinen Faust schliesslich Ingenieur werden, stellt also den Technikerberuf als den schönsten dar. Faust frevelt, da er die Gottähnlichkeit in der Erkenntnis beansprucht, er vermag jedoch sich zur göttlichen Schöpferkraft aufzuschwingen kraft der von Gott stammenden Willenskraft und Willensfreiheit. Der Idealismus der Gegenwart ist der Idealismus der That; seine Verkündigung ist der „Faust“. Dem Helden ist allerdings die volle Schönheit des Ingenieurberufs nicht aufgegangen, weil er das Geleistete der Geisterhilfe, nicht der eigenen Kraft verdankt. — W. Kühn[83]) glaubt eine neue vierte Erklärungsart neben den drei angeblich vorhandenen gefunden zu haben, dass nämlich die Dichtung weiter nichts darstellt, als das Leben Goethes selbst. So bedeutet ihm der erste Monolog Fausts die Zeit der Krönung Josephs II. und Goethes damaligen Seelenzustand; der Erdgeist die beim Eintreten der Pubertät

---

drews, Goethes Key to Faust: Atlantic Monthly 67, S. 538—46, 676—87, 820—38. — **80**) M. Kaufmann, Goethes Faust and modern thought: Scottish Review 18, S. 143—74. — **81**) Humanus, D. naturgemässe Entwicklung d. Menschen u. Goethes Faust. E. neue Würdigung d. Faustdichtung. Leipzig, Findel. 140 S. M. 2,00. |[W. v.] B[ie]d[e]r[man]n: LZg^B. S. 537; A. D.: ML. 60, S. 320; L. Fränkel: BLU. S. 315; M. Koch: BFDH. NF. 8, S. 258.| — **82**) G. Hauck, Technikers Faust-Erklärung. Festrede geh. bei d. Schinkelfeier d. Architekten-Vereins in Berlin am 13. März 1891. S.-A. aus d. CBl. d. Bauverwaltung. Berlin, Ernst & Sohn. 14 S. M. 0,50. |[BLU. S. 601 2.| — **83**) W. Kühn, Goethes Leben u. sein Faust. E. Untersuchung. Berlin, Mayer & Müller. 32 S. M. 0,80. |[H. S.: Gesellschaft S. 579 (günstig); LZg^B. S. 116; H. Löbner: BLU.

sich zeigenden Erscheinungen; Wagner Goethes späteren Hofmeister; die Walpurgisnacht entspricht der Zeit des echten Sturmes und Dranges usw. Was sich nicht dieser Ausdeutung fügen will, wie die ganze Gretchentragödie, wird durch das dramatische Bedürfniss oder dadurch erklärt, dass der Dichter sich von dem Stoffe habe fortreissen lassen. An den zweiten Teil geht K. nur, um „die meist recht schalen Allegorien in ihrer ganzen Nacktheit zu zeigen“. Mutig führt er seine Parallelen fort: Vorspiel = Schweizerreise; Kaiser = Karl August, Baccalaureus = derselbe; Chiron = Tischbein; Manto = Angelika Kaufmann; Helena = Schiller. So fügt sich bis auf Philemon und Baucis alles aufs beste. Als Zugabe versucht K. noch eine Erklärung des „Wilhelm Meister“ nach derselben Methode. — Hoch über den bisher besprochenen Versuchen steht eine Arbeit Valentins [84]), der ebenfalls eine Gesamterklärung der Dichtung liefern will. Seit den neunziger Jahren wird der „Faust“ für Goethe das Mittel, das im „Wilhelm Meister“ bereits dichterisch behandelte Problem der Erziehung des Menschen nun in einem höheren, Schillerschen Sinne zu behandeln. Im Urfaust standen zwei Motive unverbunden nebeneinander: Sehnsucht nach der Natur und ihrer Erkenntnis und das tragische Schicksal Gretchens. Darin findet nun Goethe die Elemente für die Lösung der neuen Aufgabe und in der Wette den „poetischen Reif“, der die Masse zusammenhält. Die Einheit des Kunstwerks, in dem notwendigen inneren Zusammenhang aller einzelnen Teile beruhend, ist trotz der scheinbaren Widersprüche zu erkennen. Besonders schwierig ist die Bedeutung der „klassischen Walpurgisnacht“ für das Ganze zu bestimmen. Die Triebkraft des dramatischen Fortgangs im „Faust“ besteht in dem Suchen nach völliger Befriedigung auf allen Seiten der Materie. Mephisto und Faust unternehmen dies ihren Charakteren gemäss in durchaus verschiedener Weise, und es entsteht das Problem, welcher von beiden den andern in seine Wege zwingen werde. Bis zum Kaiserhofe hat Mephisto die Führung, von da an wird er zum untergeordneten Helfer. Er weiss kein neues Gebiet mehr für seine Versuche, aber es bleibt die Frage, ob Faust nicht in einer früheren Epoche die gesuchte völlige Befriedigung hätte finden können. So greift Goethe die Zeit und das Land heraus, das am ersten volles Genügen gewähren möchte, das klassische Griechentum. Helena soll mit Faust körperlich vereinigt werden; um sie wieder entstehen zu lassen, wird der Homunculus, ein neutraler Lebenskeim, geschaffen, der, nachdem er in der klassischen Walpurgisnacht bewusst sein Ziel, real zu werden, gesucht hat, im Wasser den Urbeginn des Daseins erkennt und sich ins Meer ergiesst, um dort den Ausgangspunkt für ein wirkliches Dasein zu finden. Die Wirkung davon zeigt die Erscheinung Helenas im dritten Akt. Auch in der Verbindung mit ihr findet Faust die völlige Befriedigung nicht, Vergangenheit und Gegenwart haben sie also nicht geboten, sie ist in der Zukunft zu suchen. Auch das letzte Bemühen, eine ganz neue Welt zu gewinnen, misslingt, weil die Magie ihre Hilfe dazu leiht, und Faust kehrt zur Natur, zur reinen Menschheit zurück, indem die Sorge sich zu ihm gesellt. In diesem Stadium sieht er den Zustand der Befriedigung ahnend vor sich; diese Ahnung hat er durch eigene Kraft und eigene Phantasie gewonnen. Um sie zu verwirklichen, muss die Dichtung im Jenseits fortgesetzt werden. Mephisto hat seine Wette verloren, weil selbst der nur in der Vorahnung genossene Augenblick höchster Befriedigung nicht sein, sondern Fausts eigenes Werk war. Dennoch kann Fausts Seele nur gerettet werden, wenn das weibliche Prinzip in Gott, die Gnade, das männliche, die Gerechtigkeit, überwindet. Faust steht am Schluss, nicht auf dem Wege zu endlicher Vollkommenheit, sondern in dem endlosen Zustande wirklich erreichter Vollkommenheit. Als Rahmen der Dichtung erscheint die Hingebung an die Magie nnd die Lossagung von ihr und, ausserhalb des Dramas selbst, die beiden Scenen im Himmel. Von der Wette weiss Faust nichts, er glaubt Mephisto vom Erdgeist gesendet, und wenn er diesen später erwähnt, so zeugt das nicht für die unpassende Verbindung zweier ursprünglich inkongruenter Dichtungen, sondern dafür, dass Goethe seinen Faust als in der Sache stehender echter Dichter behandelt hat. Faust glaubt sich noch, echt tragisch, in der schützenden Obhut des Erdgeistes und ist thatsächlich den Angriffen des Teufels schutzlos preisgegeben, der ihm sein wahres Wesen nicht enthüllt. — Biese [85]) vergleicht die Sagengestalten des Hiob, Herakles und Faust als Typen des altjüdischen, des antiken und modernen Geistes und findet, dass Faust dem Herakles, zumal wie ihn v. Wilamowitz-Möllendorf aus der Verhüllung der späteren Mythen herausgelöst hat, näher steht als dem Hiob.[86]) — Für die philologische Betrachtung des „Faust“ hat die Weimarer Ausgabe eine Fülle von neuem Material und Anregungen geliefert. In seiner umfangreichen Besprechung hat Düntzer [87]) den „Faust“ besonders ausführlich behandelt, selbstverständlich auch hier

S. 378/9; NorddAZgB. N. 47; M. Koch: BFDH. NF. 8, S. 258; DDichtung S. 31/2.]| — 84) V. Valentin, D. Einheit d. Goetheschen Faustdichtung: DDichtung 10, S. 126/8, 143/7, 175/7. |[M. Koch: BFDH. NF. 7, S. 440.]| — 85) A. Biese, Hiob, Herakles u. Faust: ZVLR. NF. 4, S. 287—302. — 86) ○ × A. Frauzem, D. leitende Idee in Goethes Faust: ElsLothrSchulBl. 21, S. 113—22. — 87) H. Düntzer, Goethes Werke (Weimarer Ausg.). I, 1, 2, 6, 7, 14, 15: ZDPh. 23, S. 294—349. — 88) O.

das von anderen Geleistete zum grössten Teil ablehnend. Er erörtert breit unwichtige Dinge, wie die Priorität von B oder E [2], tadelt die Interpunktion als inkonsequent, findet im Text als den schlimmsten Fehler „Leid“ statt „Lied“, womit er die notwendige Besserung „Dich“ statt „doch“ v. 2348 ganz mit Unrecht in Parallele stellt. Beizustimmen ist D. darin, dass v. 279 das frühere „Sonn“ zu erhalten, 238 „Thier“ zu setzen gewesen wäre. Vor v. 4339 betont er „Fidéler“. Paral. 40 v. 9 f. bezieht er auf Hennings „Genius der Zeit“, N. 35 soll auf die Kritiker im allgemeinen gehen (?), N. 36 7 scheinen ihm irrig auf den Blocksberg bezogen und wohl ursprünglich an Stelle von v. 286 ff. für den „Prolog im Himmel“ bestimmt gewesen zu sein; der Grund ist nicht einzusehen. Im zweiten Teil tadelt D. im allgemeinen die nicht durchgeführte Ausstossung von i und e, wo sie metrisch störend sind. Die Konjektur „in“ statt „ein“ v. 5592 wird verworfen, dagegen werden die Aenderungen Eckermanns, die Erich Schmidt beseitigen musste, durchgängig anerkannt. Von einem „völligen Missverstehen“ der Stelle v. 9307 ff., das sich in der Wiedereinsetzung von „Nun“ für „Nur“ aussprechen soll, wird wohl nur D. reden, der in seiner Ansicht befangen, übersieht, dass auch H diese Lesart hat, und nicht empfindet, dass der Pleonasmus „nur allein“ stört. Mit Recht tadelt D. die Zeichensetzung in v. 10280 f. Unnötig bekämpft er das gut belegte Bessere in v. 11160. Was in v. 11703 durch die Trennung des Wortes am Sinne geändert werden soll, ist nicht klar. v. 5685 dürfte auf Grund der Entwürfe mit D. „heben“ statt „haben“ anzunehmen sein. N. 156 ist kein Paralipomenon, sondern ein Entwurf der Verse der Sphinx v. 7209 ff., aber nicht der Sirenen: so sagt nämlich D. und zeigt dadurch, dass auch er sich irren kann. — Mit Verwertung der neuen Materialien liefert Stiller [88]) eine Skizze der verschiedenen Stadien der Dichtung. Er nimmt drei Pläne an, indem er alles nach 1797 Entstandene auf dem damals entworfenen Schema beruhen lässt. Jede der drei Fassungen ist ihm das Ergebnis einer besonderen Schaffensperiode. Die erste ist entworfen in Anlehnung an die überlieferte Faustsage (vgl. U 194/5), Mephisto ist hier wie im Volksbuch nur ein Geschöpf Lucifers (vgl. U 526/9 und 443/5). Dieser ist mit seinen Scharen dem Erdgeist untergeben. Faust ist (wegen U 111/4!) ein heissblütiger Jüngling, der für die Wissenschaft noch nicht reif ist, sondern geniessen will, für den das Professorentum nur ein äusseres Gewand bildet. Er erscheint in U schliesslich reif, der Hölle überliefert zu werden. Als Goethe in Italien den zweiten Plan fasste, musste er den ernsten Gelehrten mehr hervortreten lassen und für ihn neue Züge erfinden. Derartiges in F: die Betonung von Fausts Alter v. 2555—60, 2341/2, sein Benehmen in Auerbachs Keller und in der Hexenküche, der hochfliegende Geist v. 658/9. Mephistopheles ist jetzt der Vertreter der nüchternen Kritik, er wird der Führende, und seine Aufgabe ist dem ernsten Forscher gegenüber eine schwierige: v. 2052, er muss ihn durch den Zaubertrank verjüngen, durch das Bild im Spiegel seine Sinnlichkeit erregen. Die dritte Bearbeitung, die fertige Dichtung, unterscheidet sich von F vor allem durch die neue, unbefriedigende Einordnung von „Wald und Höhle“. Faust ist der in seinem Glauben erschütterte, in allen seinen Hoffnungen getäuschte Mensch, der doch nicht auf das Streben nach dem Idealen verzichten kann. Er erkennt „Im Anfang war die That“, aber ehe er ein Leben der That beginnen kann, tritt ihm der Versucher entgegen. In der Wette wird das Thema des neuen Planes aufgestellt: der ungestüme Drang nach rastloser Bewegung. Es kann sich dabei nur darum handeln, ob in Fausts Seele der erschlaffende Genusstrieb oder der dunkle Drang nach dem Idealen die Oberhand behalten werde. Nach den Worten des Herrn v. 327/9 ist der Ausgang nicht zweifelhaft. Auch das Böse muss der göttlichen Weltordnung dienen. Es handelt sich nur um das rastlose Streben, das auch durch Alter und Blindheit nicht gebrochen wird, nicht um die Erfüllung eines ethischen Ideals. Sicher ist für S., dass Goethe von vornherein an eine Fortsetzung über Gretchens Ende hinaus und an eine Darstellung von Fausts Zusammenleben mit Helena dachte. In Par. 63 steht nichts über Fausts Ende, weil dies erst um die Wende des Jh. entworfen wurde. Der Urfaust sollte nicht Darstellung einer bestimmten Idee, sondern Ausdruck der Unbefriedigung, der Auflehnung sein, welcher der Untergang folgte wie im „Prometheus“. Ebenso wenig lag dem Fragment eine Idee zu Grunde, aber jetzt sollte Faust sicher nicht mehr zur Hölle fahren. — Zwei Hilfsmittel für das Studium der ganzen Dichtung von verschiedenem Wert hat Strehlke [89-90]) geliefert. Das erste bietet einerseits weniger, andererseits mehr, als der Titel besagt. Es ist nicht ein vollständiges Wörterbuch, sondern nur eine Zusammenstellung der Eigennamen und der in Form und Bedeutung nicht gewöhnlichen Worte. Ausserdem

---

Stiller, Goethes Entwürfe z. Faust. Progr. d. Gymn. z. Grauen Kloster. Berlin, Gärtner. 4°. 43 S. M. 1,00. |[L. Fränkel: BLU. S. 599; M. Koch: BFDH. NF. 8, S. 264.]| — 89) F. Strehlke, Wörterbuch zu Goethes Faust. Stuttgart, Dtsch. Verl.-Anst. VIII, 157 S. M. 3,00. |[O. Pniower: DLZ. 13, S. 1894 ff; W. v. Biedermann: LZg[B]. S. 537; F. Mauthner: ML. 60, S. 752; BLU. S. 600; M. Koch: BFDH. NF. 8, S. 262; Gesellschaft S. 1689.]| — 90) id., Paralipomena zu Goethes Faust. Entwürfe, Skizzen, Vorarbeiten, Fragmente geordnet u. erl. ebda. XV, 151 S. M. 3,00. (Recens. s. N. 89.) —

aber giebt S. eine Reihe vortrefflicher Sammelartikel über grammatikalische und stilistische Eigentümlichkeiten der Dichtung, sowie längere Exkurse über einzelne Punkte wie das Bild in der Hexenküche, das er auf Helena deutet, den Erdgeist, den Homunculus, der nach S. der Mensch selbst ist, anfangs nur nach der geistigen Seite hin, wie er alles Wissen und Können umfasst, zuletzt nach der leiblichen, deren thatsächliche Verbindung mit der geistigen nur in der Idee, nicht in der Wirklichkeit liegt. Von Einzelheiten wäre zu bemerken, dass die Erklärung von v. 1710 und 7866 sicher fehlgeht, dass die Deutung von „da“ v. 268 gesucht ist, dass die „Latschen“ Par. 27,2 wohl richtiger als „Krummholz“ zu erklären sind: endlich ist zu „bekleiben“ U v. 316 nicht gesagt, dass erst die Negation die hier entwickelte Bedeutung ergiebt. — Einem entschiedenen Bedürfnis entspricht die zweite Schrift. Denn da die Paralipomena bisher nur in der Weimarer Ausgabe vollständig enthalten sind, ergiebt sich die Notwendigkeit eines Sonderabdrucks von selbst. Indessen lässt sich leider nicht sagen, dass S.s Arbeit billigen Anforderungen genügte. Einer Anzahl von Zusätzen, wie den von Luden angeführten, improvisierten Mephistopheles-Versen, Matthissons Bericht von der neuen Walpurgisnachtscene 1815, Falks Worten über den ersten Akt des zweiten Teils, stehen Lücken gegenüber: so fehlt besonders U und die Helena von 1800. Par. 150, Zeile 147 ist ausgelassen. Die Interpunktion und Schreibung entbehrt fester Grundsätze, der Wechsel lateinischer und deutscher Schrift wird nicht genau wiedergegeben, Aenderungen, Durchstrichenes, Spatien, Zusätze am Rande sind selten und ohne erkennbares Prinzip berücksichtigt. Die Prüderie gegenüber den Derbheiten der Walpurgisnacht geht noch weiter als in der Weimarer Ausgabe. Beim zweiten Teil ist die älteste Phase von den jüngeren nicht geschieden, hier wie überall die Anordnung, meist nicht zum Vorteil, völlig geändert. So ergiebt sich z. B. für den ersten Akt des zweiten Teils folgende Reihenfolge: Par. 64; 63; 100/2; 104; 105; 103; 106; 107; 123, 1 Z. 48—63; 65; 67; 68; 81; 110 v. 2—6; 113; 116; 117; Skizze zu 6097—6106 ohne v. 3—5 (aus den Lesarten); 119; 121; 120; 118; 66; 76; 122. Dann ohne sicheren Anschluss: 80; 79; 110 v. 1; 128; 74; 71/3; 75; 132; 127. Im Anhang sind Stücke als nicht bestimmbar bezeichnet, die schon von Erich Schmidt richtig eingeordnet wurden. Unbrauchbar für jeden wissenschaftlichen Gebrauch wird S.s Arbeit, abgesehen von den bereits erwähnten Mängeln vor allem dadurch, dass mannigfache Stellen, infolge von falscher Lesung oder Flüchtigkeit einen unrichtigen Text bieten. Nur selten erweisen sich die Abweichungen von der Weimarer Ausgabe als Verbesserungen, wie ein Vergleich der Hss. im Goethearchiv ergeben hat. So Par. 27 Z. 15 Tauft; Par. 104 Z. 9 nimmt (mit?); Par. 142 v. 1 kost (?); Par. 149 v. 1 thust; Par. 142 Z. 4 Anmuth pp.; Par. 169 Z. 2 Ufer. Plätze Den. Lesarten 15, 2, 48 zu 7271: gebildeteres — Erinnerung an den Traum. Die gesamten übrigen sehr zahlreichen Aenderungen S.s sind falsch. — Die Chronologie einiger Paralipomena hat O. Harnack [91]) erörtert. Richtig hat er beobachtet, dass der Inhalt von Par. 1 U entspricht, nur ist dann nicht einzusehen, warum man es nicht weit früher als 1788 ansetzen soll. Dass der Student hier schon Schüler heisst, kann doch dafür nicht massgebend sein. Wäre Par. 1 eine Rekapitulation des Vorhandenen und eine vorläufige Andeutung des weiteren Planes bei Wiederaufnahme der Arbeit, so hätte die Skizzierung des Folgenden doch wohl genauer ausfallen müssen. Für Par. 22 scheint H. die Entstehungszeit dadurch gegeben, dass Faust hier die Vorteile der Roheit und Abgeschmacktheit entwickelt, was nur durch die Rolle, die ihm U. in Auerbachs Keller zuweist, zu erklären ist, und dass andererseits schon von dem Trank die Rede ist. H. setzt also Par. 22 etwa gleichzeitig mit 1 an. Par. 27—50 (zur Walpurgisnacht) weisen auf einen ganz anderen, oder besser umfangreicheren, Plan hin, als den später ausgeführten. Sie können, so meint H., nicht viel früher entstanden sein, da Par. 48 erst im Dez. 1797 geschrieben sei, womit zugleich die Entstehungszeit von Par. 24—31 (auf demselben Blatte) entschieden wird. Auch für alle anderen ergiebt sich etwa dieselbe Zeit mit Ausnahme von Par. 41/3 und Par. 50 (nicht 51), die aber nicht früher als 48 fallen könne. — Das wichtige Par. 1 hat Düntzer [92]) in einem besonderen Artikel behandelt, den er mit einer Polemik gegen Erich Schmidt, Strehlke und O. Harnack eröffnet. Er leugnet dann überhaupt die Auffassung des Blattes als Faustplan und sieht darin nur allgemeine Gedanken in der Art der „Sprüche in Prosa“, für die nur im zweiten Teil des Par. Personen aus dem „Faust“ als Beispiele herangezogen würden. Die letzten Worte deutet er als einen seltsamen augenblicklichen Einfall Goethes. Auch für Par. 2 verneint D. die Zugehörigkeit zum „Faust“. [93-95]) — Die Einwirkung von Goethes „Faust“ auf England behandelt Tait [96]) in einem kurzen

91) O. Harnack, Beitrr. z. Chronologie d. Faustparalipomena: VLG. 4, S. 169—73. — 92) H. Düntzer, E. neues rätselhaftes Blatt Goethes über seinen „Faust“: BLU. S. 609—13. — 93) ○ ×× F. Salten, Mephistopheles: ModRs. Heft 2. — 94) ×× Goethe, Faust. Illustr. v. ersten dtsch. Künstlern. Stuttgart, Dtsch. Verl.-Anst. 4⁰. 183 S. M. 12,00. [[LZg. N. 284.]] — 95) × G., Über Goethes Faust auf d. Bühne: FränkKur. N. 431. — 96) J. Tait, The Literary Influence of Goethes Faust

Vortrag. Bis zu Goethes Tode hat in England im allgemeinen Misstrauen und Verachtung gegen seine Schöpfungen geherrscht, aber sein Hinscheiden hat eine Fülle von Lobeserhebungen und Uebersetzungen hervorgerufen. Damit hat auch der Einfluss von Goethes „Faust" auf die Werke der jüngeren englischen Dichter begonnen, besonders auf Brownings „Paracelsus" (1835) und noch mehr auf Baileys „Festus", der in seinen fünfzehntausend Versen eigentlich nur eine Faustparodie darstellt. — Weitere Zeugnisse für die vom Faust ausgehende Wirkung haben L. Geiger [97]) und die Herausgeber von Faustspielen K. Engel [98]), Tille [99]) und Kolmann [100]) beigebracht. — Neue Uebersetzungen und Auflagen älterer sind mehrfach erschienen [101-105]). — Als Kuriosum sei die Fausttragödie von Schilf [106]) erwähnt, die zu den höchsten Leistungen unfreiwilliger Komik gerechnet werden darf. —

Wenig ist über die Quellen des Dramas gearbeitet worden. Edw. Schröder [107]) erinnert daran, dass im Spiel von Frau Jutten eine Scene äussere Aehnlichkeit mit der Schülerscene zeigt. Goethe hat das Stück gewiss aus Gottscheds „Nöthigem Vorrath" gekannt. Es ist darin auch ein Pakt mit dem Teufel, in Jutta eine gewisse Verwandtschaft mit Gretchen, und in der Schlussscene wird ein Weib aus der tiefsten Schmach zu den Himmlischen emporgehoben. Auch hier mag ein Keim der Tragödie Goethes liegen [108]). —

Die Göchhausensche Abschrift des Urfaust führt Düntzer [109]) irrtümlich auf die Sammlung von Goethes Schriften für die Herzogin Anna Amalia zurück. Er betont mit Recht die Unmöglichkeit, aus der abweichenden Fassung des „Königs von Thule" weitere Aenderungen in U zu erschliessen, und die Einheitlichkeit des ersten Wurfes der Dichtung. Am Schlusse angefügte Einzelheiten, Einschiebsel und Veränderungen beim häufigen Vorlesen will er daneben als möglich annehmen. In der grossen Lücke ist in U nichts Vorhandenes fortgelassen. Die Scene auf der Landstrasse kann nicht zu den ursprünglich gedichteten Hauptscenen gehört haben, Goethe hat ihre weitere Ausführung beabsichtigt, was aus der Ortsangabe hervorgehen soll, und sogar den Inhalt dieser Fortsetzung weiss D. anzugeben! Von einer Verschiebung der Reihenfolge oder von Auslassungen in U will er nichts hören und weist Pniowers und Kögels Begründung ab. Sonderbar setzt er die Scene „Trüber Tag. Feld" unter die spätesten des Jahres 1775, der neue Plan von 1787 soll an sie angeknüpft sein. — Ein Musterprodukt der „höheren Kritik" liefert Pniower [110]) für die Schülerscene. Er geht von dem Grundsatze aus; Wiederholungen auf engem Raume beweisen verschiedene Entstehungszeiten. Beim Wiederaufnehmen der Dichtung nach längerer Zeit lehnt sich der Dichter an das bereits Vorhandene unwillkürlich oder absichtlich aus Bequemlichkeit an. In der Schülerscene sollen die Verse 1990—2000 aus U 383 geflossen sein. Eine Wiederholung finde sich v. 1954 f. und v. 1908 f., die in U fehlen. Sie sind eingeschoben, um nach der allgemeiner gefassten Rede des Schülers und dessen Wunsch nach Zerstreuung den Gegensatz stärker hervorzuheben. Die Stelle U 339 ff. scheint P. nicht in Ordnung, was vor allem durch die Anrede v. 341 bewiesen werde. Die beiden ersten Verse der Rede sind erst nachträglich vorgeschoben, um zwei zu verschiedenen Zeiten gedichtete Stücke zusammenzuflicken. Wir hätten also in der Scene zwei verschiedene Partien a und b. In a handelt es sich um materielle Dinge, in b um die geistige Seite des Studiums, in a fehlt der „Professor Ton", von dem b spricht, a ist übertreibend parodistisch, b überlegend satirisch, a zeigt mangelhafte Ausdrucksfähigkeit, b ausserordentliche Gewandheit und Glätte der Sprache. Auch durch eine statistische Zusammenstellung stilistischer und metrischer Eigenheiten glaubt P. das bestätigen zu können. Anklänge aus a in b werden nicht ohne Zwang konstatiert: „irrlichteliren" z. B. soll in demselben Geiste wie „vertripplistreicheln" gebildet sein. Dürfte man, wenn das als beweisend anerkannt wird, nicht eher daraus auf Gleichzeitigkeit beider Partien schliessen? a soll einer Periode engsten Anschlusses an die alte Form angehören und am nächsten dem „Pater Brey" verwandt sein, den P. ins Jahr 1772 setzt. b dagegen gesellt sich metrisch zur ersten Gartenscene, ist mit mit ihr erst 1775 verfasst. Wann endlich die beiden verbindenden Verse 339 f. gedichtet sind, ist schwer zu ermitteln; P. meint, sie seien vielleicht in Weimar zur Vorlesung

---

in England 1832—1852, read in the Manchester Goethe Society the 15. April 1891: Ac. 39, S. 398. — 97) L. Geiger, Faustdichtungen d. 19. Jh. (Vortr. Ref.): FZg. N. 49. — 98-99) × A. v. Weilen, Engel, Volksschausp. v. Dr. Faust (1890 III 4 : 26); Tille, Dr. Faust (ib. 27): DLZ. 12, S. 338/9. (Ergänzung durch d. Scenen, wo Fausts Vater erscheint. Einfluss Goethes sichtbar im Anbohren d. Tisches.) — 100) (III 4 : 28, S. 99—100. Einfluss v. Goethes Dichtung auf d. Puppenspiele d. Gegenw.) 101) E. K., Hansens Faustübersetzung: ML. 60, S. 160. — 102) × J. W. v. Goethe, Faust: a tragedy; translated into English verse with notes and preliminary remarks by J. S. Blackie. New-York, Macmillan. 12°. 77, 296 S. M. 7,00. (2. rev. edition.) — 103) ×× Goethes Faust; from the German by J. Anster. New-York, Stokes. 1890. — 104) × Goethe, Faust trad. da G. Scalvini e G. Gazzino 2. ed coll' aggiunto della leggende del Widmann. Firenze, Le Monnier Succ. M. 3,20. — 105) Goethuv Faust. Prelozil Jaroslav Vrchlicky. Prag, Simacek. 208, XVII, 328 S. M. 2,40. — 106) H. Schilf, Faust. Tragödie in fünf Akten. Petersburg, Schmitzdorff. 128 S. M. 2,00. |[F. Kummer: BLU. 1892, S. 363.]| — 107) Edw. Schröder, Goethes Faust u. d. Spiel v. Frau Jutten: VLG. 4, S. 336/9. — 108) (III 3 : 5.) — 109) S. o. N. 3. — 110) O. Pniower, D. Schülerscene im „Urfaust": VLG. 4, S. 317—35. — 111) B. Seuffert, D. älteste Scene im Faust: ib.

am Hofe hinzugefügt. Wozu dient dieser Aufwand von minutiösen Beobachtungen, statistischen Tabellen, scharfsinnigen Kombinationen? Das kleine und unsichere Ergebnis steht in keinem Verhältnis zu der aufgewandten Mühe. — Dieselbe Scene wie Pniower behandelt B. Seuffert [111]) und kommt dabei zu ganz anderen Ergebnissen. Er giebt seine frühere Annahme auf, dass „Auerbachs Keller" noch in Leipzig verfasst sei, glaubt aber die Schülerscene dorthin verlegen zu sollen. Der erste Teil, den er dem Strassburger Goethe nicht mehr zuzuschreiben vermag, soll in F gestrichen worden sein, weil Ton und Inhalt dem später entstandenen zweiten widersprächen. Die Perrücke Mephistos soll an die Gottscheds erinnern. Vielleicht haben wir hier eine Karikatur von Clodius vor uns; die Scene hält S. für einen ähnlichen Scherz wie den gegen ihn gerichteten (s. Werke 27, S. 141) mit Lokalanspielungen für den Leipziger Kreis und möglicherweise für den Urfaust umgebildet. S. lässt das Neue bei v. 395 einsetzen wegen der Häufigkeit der Reimverschränkung und der Veränderung von Metrum und Stil. Auch v. 331—40 möchten später eingeschoben sein, ebenso 354 f. Das ältere Stück ist der jedenfalls erst später concipierten Faustdichtung wohl eingefügt worden, weil es den Namen des Mephistopheles trug. Aber wie kam Goethe denn in Leipzig dazu, seine Satire dem Mephistopheles in den Mund zu legen? und ferner: wo haben wir sonst bei ihm ein Beispiel, dass er eine Dichtung aus älterer Zeit, die er selbst schon missbilligte, in ein neues Werk einschob, noch dazu in eines, das ihm sicher von vornherein den Gipfel seiner Kunst bedeuten sollte? — Bronner [112]) leugnet es, dass „Auerbachs Keller" am 17. Sept. 1775 entstanden sei und vermutet, gestützt auf den Brief an Auguste Stolberg von demselben Tage (Weim. Ausg. S. 292 f.), in dem Monolog „Meine Ruh' ist hin" die an diesem Tage gedichtete Scene: ein unnützes Herumraten. — Pniower [113]) setzt die Domscene mit Scherer in die älteste Zeit der Dichtung, weil darin das „Dies irae" verwertet sei, das auch dem Chorlied des „Satyros" (vor dem Nov. 1774) zu Grunde liegt, weil dieser Chor ebenfalls in vierfüssigen Jamben abgefasst ist, in einem Tempel erklingt und weil der Schluss einer Strophe lautet: „Schrecklich nahet sein Gericht". Zudem erklärt Goethe an Zelter (11. Mai 1820), dass der „Satyros" in die gleiche Zeit mit einem wichtigen Teile des „Faust" falle. Wir glauben kaum, dass jemand diese Gründe für überzeugend halten wird. — Sprenger [114]) erklärt eine Anzahl Stellen in U; so S. 28 Z. 176 „sie sind nun eingeschifft" = sie sind nun schon im besten Zechen, v. 1326 „Brandschande" = Brandmal und „Malgeburt" aus dem Volksglauben, nach dem uneheliche Kinder ein Muttermal tragen. —

Speciell in des Dramas ersten Teil führt zunächst die vielfach erörterte Frage nach dem Verhältnis von Erdgeist und Mephistopheles; sie behandelt Graffunder [115]) von neuem kenntnisreich, vorsichtig und gründlich. Er weist die von Hegel ausgehende Deutung des Erdgeistes zurück. Der Makrokosmus ist nicht einheitlich, sondern wird in den alchimistischen Werken allgemein als dreiteilig angenommen. Zu Grunde liegt die Anschauung von der durch das Universum gehenden Wechselwirkung der Kräfte. Zu v. 447—53 verweist G. auf eine Stelle bei F. M. van Helmont, die den Gedanken in ähnlicher Einkleidung enthält. Auch der Erdgeist stammt aus derselben Quelle. Er bedeutet den alten Kabbalisten und Mystikern die in allen Dingen waltende Lebenskraft. Bei Goethe stellt er die ewig schaffende Kraft der Natur dar, aber ausserdem den Geist der That, der Geschichte. In Par. 1 reflektiert Goethe über das Fragment von 1790, G. setzt es ins Jahr 1797, in die Zeit der Erörterungen mit Schiller. Wenn Mephistopheles von diesem Natur- und Thaten-Genius dem Faust als Genosse beigegeben wird, so muss er seiner teuflischen Natur entkleidet werden. In U ist er aber durchaus der mittelalterliche Teufel, der die Seele des Menschen zu gewinnen sucht, und diese hat ihm Faust, wie G. nachweist, nach dem ursprünglichen Plane verschrieben. Als Sendling Lucifers kann er nicht ein Untergebener des Erdgeistes sein. Dieser arbeitet durch die reinigende Macht der Natureindrücke dem Mephistopheles gerade entgegen. Die bekannten Stellen in „Wald und Höhle" und der Prosascene, die dagegen zu sprechen scheinen, will G. so erklären, dass Faust bei der hohen Stellung, die er dem Erdgeist als mittelbarer Kundgebung Gottes auf Erden zuschreibt, annehme, dieser habe auch über Mephistopheles Macht. In U sollte Faust nach der Beschwörung des Erdgeistes hinaus ins weite Land fliehen und dort mit Hilfe des Buches von Nostradamus den niedern Geist Mephistopheles beschwören (für diese Stelle wären ursprünglich die v. 33—74 bestimmt gewesen), der ihm zuerst in Hundsgestalt erschien. Auch das Motiv des Spaziergangs glaubt G. schon in der Frankfurter Zeit erfunden und teilweise ausgeführt. Die Grundstimmung Fausts gleicht der Goethes nach der Rückkehr aus der Schweiz 1775, wie sie in dem Briefe an Auguste Stolberg vom 3. August ausgedrückt ist, das Bruchstück vom Sonnenuntergang muss deshalb bald nach diesem Briefe enstanden sein,

S. 339—42. — 112) F. Bronner, Zu Goethes Faust: ZDPh. 23, S. 290/2. — 113) (IV 9b : 97.) — 114) R. Sprenger, Z. Urfaust: ZDU. 5, S. 349—52. — 115) P. Graffunder, D. Erdgeist u. Mephistopheles in Goethes Faust: PrJbb. S. 700—25. [M. Koch:

die nächtliche Besshwörungsscene ist die Fortsetzung des Spaziergangs gewesen; ebenso soll auch die Evangelienübersetzung wegen der angeblichen Entlehnung der Bedeutungen des λόγος derselben Zeit angehören. Auch das Motiv des Selbstmords kann, so meint G., in U nicht gefehlt haben. Gestützt auf Par. 56 nimmt er endlich für die grosse Lücke in U noch eine Scene an, in der Mephisto Faust durch Erregung der Sinnlichkeit vom Wissensdrange abzuleiten sucht, deren zweiter Teil in F mit den Worten beginnt: „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist". Im Originalcodex, aus dem die Göchhausensche Abschrift geflossen ist, haben sich G.s Ansicht nach keine vollendeten Scenen ausser den dort mitgeteilten befunden. „Trüber Tag. Feld" gehört nicht einer älteren Schicht an, die vor der Entstehung von U liegt, vielmehr bilden alle Teile von U eine zusammenhängende Fassung der Dichtung, und wenn dem so ist, kann auch Mephisto nach dem ursprünglichen Plane nicht vom Erdgeiste ausgehen. — Cornish [116]) sieht in der Scene vor dem Thor Erinnerung an die Leipziger Eindrücke, wie sie in dem Briefe an Karl August vom 25. März 1776 geschildert sind. In dem Briefe an Behrisch vom 7. Nov. 1767 findet er Keime der Gretchentragödie. — In einem Vortrag hat A. Frhr. von Berger [117]) den Vertrag vom juristischen Standpunkte aus behandelt. Zwei Auffassungen sind möglich, entweder als Dienstmietvertrag auf Fausts Lebensdauer, oder, die Ansicht, der sich B. anschliesst, als Glücksvertrag oder Wette. Wird diese von Faust gewonnen, so ist ihm der Teufel Zeit seines Lebens dienstbar (?), er erhält daher den Preis der Wette schon im voraus ausbezahlt. Gewinnt der Teufel die Wette, so verfällt ihm die Seele Fausts. Mephistopheles verliert die Wette wegen der hypothetischen, erst auf die Zukunft bezüglichen Form des entscheidenden Ausspruchs an Fausts Lebensende. Man kann, so glaubt B., aus diesen Umständen einen Schluss auf Goethes Meinung vom Wesen der Menschen ziehen. Jeder lässt sich mit den höllischen Mächten ein, weil er weiss, dass er ihnen doch nicht gehört, wenn er sich auch ihnen verschreibt, um sich ihrer zu bedienen, in dem dunklen Gefühl: wenn ich auch oft das Böse thue, böse bin ich doch nicht. Aus diesem uralten Menschengefühl ist der Teufelsbund hervorgegangen. — Mit der ihm eigenen Tiefe und Wärme behandelt R. Hildebrand [118]) Fausts Glaubensbekenntnis. Goethe spricht hier seinen eigenen Standpunkt aus, im Geiste der Sturm- und Drangzeit. Durch das Ablehnen des Gottesnamens wird nicht Gott selbst abgelehnt, sondern er soll hoch über das unzureichende, abgenutzte Alltagswort hinaus erhöht werden. Wer sein Wesen in Worte fassen will, wird zum Spotte. Die Frage an Priester und Weise bezieht sich nicht nur darauf, ob sie an Gott glauben, sondern bedeutet mehr, was sie von Gott glauben oder denken und wissen. Mit dem Bekenntnis des blossen Namens ist nichts bekannt; wer aber darüber hinaus das Wesen Gottes in sich empfindet, der kann das Bekenntnis nicht versagen. Das folgende ist ein Versuch, die Empfindung des Göttlichen wachzurufen, die dem Menschen nur durch das Gefühl zugänglich ist. Zum Vergleiche werden ein Gespräch mit Eckermann (Biedermann 3, S. 22), Sprüche in Prosa N. 569 und „Trilogie der Leidenschaft" herbeigezogen. Ueberall ist an einen Gott in pantheistischer Fassung zu denken. Am Schlusse weist H. noch hin auf Klopstocks Aufsatz „Von der besten Art über Gott zu denken", der Goethe wohl durch Herders „Fragmente" nahe gebracht war, auf die Ode „Dem Allgegenwärtigen" und auf die gleiche Anschauung bei den Mystikern. — Lyon [119]) widerspricht der Annahme Kreyssigs, dass der Fall Gretchens zwischen die erste Gartenscene und „Wald und Höhle" zu setzen sei. — W. von Biedermann [120]) wiederholt seinen Widerspruch gegen die Identität des „erhabenen Geistes" mit dem Erdgeist sowie gegen alle daraus gezogenen Folgerungen. Er weist ausserdem hin auf den in den Annalen genannten „Mundus anthropodemus plutonicus" von Joh. Praetorius (1666), der Blocksbergscenen zur Anschauung bringt, und auf ein Kunstblatt ähnlichen Gegenstandes von Michael Hertz. Auch er entscheidet sich für die Betonung „fidéler". — Eine grössere Anzahl von Stellen des ganzen Dramas hat Sprenger [121]) erläutert. Manchem wäre wohl zu widersprechen, doch ist hier zur Polemik über solche Einzelheiten nicht der Ort. —

Ohne Kenntnis der neuen Veröffentlichungen, aber mit warmem Gefühl und im ganzen richtigem Verständnis behandelt der Italiener Cesari [122]) vornehmlich den zweiten Teil. Das Fragment von 1790, der übrige erste Teil und der zweite Teil stellen drei Perioden der moralischen und der intellektuellen Entwicklung Goethes dar: die erste romantisch, die zweite klassisch im edelsten Sinne der Uebereinstimmung von Gedanken und Bild, von Form und Inhalt, die dritte eklektisch, Poesie und Wissen-

BFDH. NF. 8, S. 261.]| — 116) S. o. N. 29. — 117) (IV 9a : 30.) |[FremdenBl. N. 79; DBühneng. 20, S. 126/7; TglRs. N. 100.]| — 118) R. Hildebrand, Zu Fausts Glaubensbekenntnis, dabei v. e. bedeutsamen Eigenheit in Goethes Denk- u. Sprachweise: ZDU. 5, S. 369—76. — 119) O. Lyon, F. Kreyssig, Vorles. über Goethes Faust, her. v. F. Kern (1890 IV 11e : 37): ZDU. 5, S. 73. — 120) [W. Frhr. v.] B[ie]d[e]rm[a]nn, Faustisches: LZg^B. N. 135. — 121) R. Sprenger, Zu Goethes Faust. Erl. Bemerk. im Anschluss an Schröers erklär. Ausgabe, 2. Aufl.: ZDPh. 23, S. 451/7. — 122) A. Cesari, Goethe e la seconda parte del „Faust". Fiorenzuola d'Arda, Pennaroli. 1890. 30 S. (Nicht im Handel. Spanische Übersetzung von Rubens Dario:

schaft, modernen und antiken Geist vereinend. Aus der Tragödie des Gefühlsüberschwangs wird die Epopöe der Läuterung durch vervielfältigte Thätigkeit für die Zukunft. Das dramatische Interesse verschwindet vor dem philosophischen. Faust erreicht, nachdem er sich in Helenas Armen, an der Antike, neu gestärkt hat, das Ziel der menschlichen Vollkommenheit in dem Gleichgewicht der physischen Kraft mit der moralischen und intellektuellen, der Verbindung von Idealismus und fruchtbarer Thätigkeit. Goethe schloss den „Faust“ nicht tragisch, weil ihm am Ende seines Lebens die Bedingungen der dramatischen Produktion im höchsten Stil mangelten. Er betrachtete ruhig die Menschheit, und der frühere Skeptiker Faust fand, gestützt auf die Geschichte, die Hoffnung auf ihre Zukunft wieder. — Unzureichend in jeder Beziehung ist der Aufsatz von Schütz-Wilson[123]), der den ganzen zweiten Teil für eine lange dunkle Allegorie erklärt, die nirgends das Herz rühren könne. — An drei verschiedenen Stellen hat Düntzer[124-126]) die Genesis des ganzen zweiten Teils vorgeführt. Zuerst behandelt er die ersten beiden Akte. Er verlegt den Anfang ins Jahr 1776 und sieht als ersten Entwurf Par. 65 an. Eckermanns Angabe, die Terzinen des Vorspiels entstammten den schweizer Eindrücken, hält er für ungenau. Par. 100 wird vor dem Juli 1827 angesetzt. Er stellt alle Daten für die weitere Arbeit genau zusammen mit zuweilen willkürlichen Bestimmungen der Entstehungszeit einzelner Teile und giebt dann einen klaren Abriss beider Akte mit steter Hinzuziehung der früheren Entwürfe, selbstverständlich nicht ohne polemisches Beiwerk. Die Vermutung Erich Schmidts, „Phallus“ für „Phillus“ (zu v. 5192/5) findet er „entsetzlich“ und schlägt statt dessen „Niklas“ vor. Warum nicht sonst irgend einen beliebigen Namen? Par. 105 Z. 11 vermutet er „Elemente“ statt „Stände“. Zu H^{23} (15, 2, 21) schlägt D. statt „alle singt“ vor „alles eint“; woher weiss er aber, ob dieses „offenbar Sinnlose“ der Angabe Schmidts nicht auf durchaus sicherer Lesung beruht, und welche Gründe hat er gerade für seine eigene Fassung, da sie doch graphisch jener nicht näher steht als viele andere, die ebensowenig innere Beziehung zu der Stelle haben? So kann man auch bei den meisten anderen Vermutungen D.s fragen. Par. 127 wird willkürlich zu „Finstere Gallerie“ gezogen, v. 6403—14 für einen späteren ungehörigen Zusatz erklärt. Besonders beachtenswert ist, was D. zur Schöpfung des Baccalaureus und der neuen Gestalt Wagners beibringt. Mit Recht erklärt er die Einordnung von Par. 128/9 und 130/1 für bedenklich. Aufs ernsteste ist es zu rügen, dass er gegen den Schluss, noch dazu bei Gelegenheit einer ganz gleichgültigen Quisquilie, einen durchaus unparlamentarischen Ausdruck gegen den Forscher gebraucht, dem er wie alle anderen, überhaupt erst die Möglichkeit einer solchen Untersuchung, wie er sie anstellt, verdankt. In derselben Weise und dem gleichen Tone bespricht D. die „Klassische Walpurgisnacht“. Er bemängelt in seinem, viele Einzelheiten fördernden Aufsatz die Weimarer Ausgabe, ohne zu sagen, wie denn die ungeheure Menge übersichtlicher vorzulegen war, fordert Faksimiles — d. h. einen riesigen Atlas der unleserlichen Stellen, zu denen er scharfsinnige Vermutungen beibringt, stattet auch die sicher gelesenen sehr zuversichtlich mit zahlreichen Konjekturen aus, verlangt fortwährend Anmerkungen, die im Plane der Ausgabe nicht möglich sind, und nimmt an, dass der Herausgeber alles nicht weiss, was er nicht sagt. D. geht zunächst die ältesten Helenapartien durch, emendiert kühn Par. 84, 14 O . . . in „El[ysium]“, verweist Par. 85 in die zwanziger Jahre, da die älteste Phase keine Trimeter und keine Phorkyas kenne, wiederholt die Entstehungsdaten von 1800, um dann „Abschied“ und „Abkündigung“ ausführlich zu besprechen: die Annahme, sie möchten vielleicht schon 1797 entstanden sein, heisst „kaum begreiflich“, richtig scheint ihm vielmehr 1802; die Lesart „ähnliches“ (dem „Faust“ ähnliches!), blosser Hörfehler statt „episches,“ ist „reiner Unsinn“, und so wird alles polemisch gefasst. Er nimmt die Chronologie wieder auf, bezieht Par. 115 nicht auf den Mummenschanz, sondern giebt es dem Euphorion, 119 dem beschwörenden Faust, geht dann die Schemata der „Klassischen Walpurgisnacht“ von 1826 und 1830 langsam nacherzählend und Kleines einordnend durch und erörtert lehrreich Verschiebungen in Skizzen und Ausführung. Er korrigiert den Lapsus (wohl verstanden: in der chaotischen Masse der einzige Lapsus dieser Art) beim Par. 156, das der Sphinx gehört und worin der „Grossen Chöre“ in „der grosse Chiron“ zu ändern ist. N. 153 teilt er dem Chiron zu, N. 142, das der Herausgeber übrigens nicht „dem Seismos giebt“, bezieht er auf Pluto und knüpft an die selbstverständliche Belehrung über trochäische und jambische Varianten in N. 133 weiteres über Pluto als ursprünglichen Ersatzmann des Seismos. Zu N. 137 wird „Reich“ in das graphisch ferne „gleich“ geändert „ohne Zweifel“, in N. 135 „mir“ in „nun“, N. 141 der Oreas und N. 140 der Dryas gegeben, N. 143/6

Revista de Artes y Letras di Santiago 7, S. 142 ff.) — 123) H. Schütz-Wilson, The second part of Faust: PublEnglGoethe Soc. 6, S. 1—21. |[M. Koch. BFDH. NF. 8, S. 260.]| — 124) S. o. N. 3. — 125) H. Düntzer, D. Entstehung d. 2. Teiles v. Goethes „Faust“, insbes. d. klass. Walpurgisnacht, nach d. neuesten Mitteilungen: ZDPh. 23, S. 67—104. |[M. Koch: BFDH. NF. 8, S. 265.]| — 126) S. o. N. 3. — 127) O. Cl., Homunkulus: LZg^B. N. 69. — 128) (IV 9b : 100.) — 129) C. Nohle, Zu

unserem Gedicht abgesprochen. Die Dichtung sei wohl im März 1830 bis zur Verwandlung des Mephisto in eine Phorkyade abgeschlossen gewesen. D. geht dann den Rest durch: bei den Schemaworten „Corybanten von Cor." ist ihm „E. Schmidts allen kritischen Grundsätzen widerstrebendes Verfahren unbegreiflich", weil der Herausgeber (doch wohl nach einer Quelle Goethes!) das Cor. „zu Corybissa" ergänzt habe, statt „Cr[eta]" zu lesen oder zu emendieren. Par. 149 soll dem Proteus gehören, N. 151, sehr korrupt, giebt zwei Versuche zum Sirenenlied v. 8034 ff. Ueber D.s Behandlung der beiden letzten Akte können wir uns etwas kürzer fassen. Das Wenige, was aus dem ältesten Stadium der Arbeit hier erhalten ist, kommentiert D. in einer Weise, dass man sich fragen muss, an welche Art von Lesern er überhaupt gedacht haben mag, nebenbei aber trübt er, besonders zu Par. 94, 3—5, den leichtverständlichen Sinn. Er setzt die Stelle nur wegen der Uebereinstimmung mit dem „Prolog im Himmel" ins Jahr 1797. Alle bekannten Daten zur Entstehungsgeschichte stellt er gewissenhaft zusammen, erörtert die Reihenfolge der Schemata und erläutert sie, wobei hier und da wieder gesuchte Parallelen auffallen (wie zu Par. 178, 27 f. die Erinnerung an den Siegesjubel, den Goethe 1792 (!) im österreichischen Lager gehört hat). Die wichtigen, ja für das Ganze unentbehrlichen Stellen v. 11403—18 und 11433—52 nennt er eine „nicht besonders glückliche" Anknüpfung an den ersten Teil, während wir gerade diese Partien ihrem ganzen Tone und der Beschaffenheit der Hss. nach (siehe 15,2 S. 147 zu H^9 und S. 150 zu v. 11043 bis 11419) für älter als das Uebrige halten möchten. Dagegen erhält die Annahme, dass der Schluss des vierten Aktes das zuletzt Gedichtete sei, eine weitere Stütze durch D.s Mitteilung, dass Goethe am 14. Juli 1831 Olenschlagers Erläuterung der goldenen Bulle von der Bibliothek entliehen hat. In der Betrachtung beider Akte deutet D. treffend manchen Punkt in den Skizzen, die der Ausführung vorangingen, bei anderen erzielt seine unwiderstehliche Neigung zum Besserwissen gewagte Behauptungen. So in Par. 179, wo er für das angeblich „unsinnige" Paralogus „Prologus" verlangt, während doch in der Hs. das Wort höchst deutlich ist und auch einen guten Sinn als „Nebenrede, Betrachtung" ergiebt. Den Knoten Par. 179, 3 f. löst er gewaltsam durch Annahme eines Schreibfehlers und macht es Schmidt zum Vorwurf, dass er den Text ohne jede Hinweisung auf die von Goethe „offenbar beabsichtigte" (aber nicht vorhandene!) Fassung gegeben habe. D.s Behauptung, dass Z. 7 ff. nicht Fortsetzung des Entwurfs, sondern weitere Ausführung des Schlusses seien und dass Z. 10 ein neues Schema beginne, erscheint begründet. In den Versen am Schlusse von Par. 179 will er statt „Thyrsus" — „Kürass" lesen, Par. 185 löst er in Prosa auf und teilt es durch Punkt (mit welchem Recht?); Par. 181, 8 soll es statt „bewährt" jedenfalls „gewährt" heissen. Par. 199, 3 ist „Griechin" eine gute Konjektur. Den vorsichtigen Versuch, N. 204 einzureihen, brauchte er nicht mit dem feinen Ausdruck „geradezu abgeschmackt" zu verwerfen. Auch die Zugehörigkeit von N. 190 und 198 zum „Faust" lehnt er ab. N. 195, 8 vermutet er Christus und dessen Mutter. V. 11934—65 (so ist wohl statt 56 zu lesen) glaubt er als später gedichtet ausscheiden und 11966—80 den das Unsterbliche Fausts tragenden Engeln zuweisen zu müssen. Eine neue Deutung des Homunculus [127]) erklärt ihn für das Symbol einer nach dem Leben ringenden Idee, der Idee der Schönheit. Fausts Traum im Studierzimmer zeige das Entstehen der Schönheit, den Hinweis auf Griechenland, um sich dort das Ideal anzueignen, das ihm bis jetzt in unerreichbarer Ferne vorschwebte. Dieser Prozess wird durch die Einführung des Homunculus vor Augen gestellt, der dann überflüssig ist, als Faust das Schöne (Helena) erlangt hat. — Eine anmutige Erklärung des Euphorion teilt Wahle [128]) mit. — In v. 10067 erklärt Nohle [129]) das „endlich" aus dem ungeduldigen Charakter des Mephistopheles. — Irmisch [130]) erläutert auf Louviers dunklen Pfaden schreitend v. 8994 bis 9041. Die Farben im letzten Verse sind ihm die des Buchdruckerwappens, die Wappen die Drucker- und Verlegermarken, der muntere, kecke, wohlgebildete Mann (v. 9011 f.) ist Cotta, das Thalgebirg die Litteratur, der Bach Eurotas die Bücher usw. — Ströhl [131]) hat sich die unnötige Mühe genommen, dem zu widersprechen. —

Goethes Faust: ZDU. 5, S. 60/1. — 130). L. Irmisch, D. Buchgewerbe in Goethes Faust: ZDBuchdrucker 3, S. 143/4. — 31) H. Ströhl, D. Buchgewerbe in Goethes Faust. (Entgegnung): ib. S. 163.

IV,10.

Schiller.

Albert Köster.

Biographisches: Vollständige Biographien N. 1. — Einzelbeiträge N. 8: Frühzeit N. 9; Dresden und Rudolstadt N. 14; Totenfeier N. 18; Verkehr mit Zeitgenossen N. 19. — **Briefwechsel** N. 28. — **Werke** N. 32: Prosaschriften N. 33. — Gedichte: Allgemeines N. 41; Einzelnes: Glocke, Kampf mit dem Drachen, Ritter des Spitals zu Jerusalem, Stammbuchvers N. 49. — Dramen N. 58: Allgemeines N. 63; Räuber N. 65; Kabale und Liebe N. 70; Don Carlos N. 72; Wallenstein N. 78; Maria Stuart N. 90; Jungfrau von Orleans N. 95; Braut von Messina N. 109; Tell N. 110; Uebersetzungen und Bühnenbearbeitungen N. 116; Nachlass N. 123. — **Verschiedenes** N. 130. —

Die Zahl der vollständigen Biographien Schillers [1-6]) ist im Berichtsjahre nicht vermehrt worden, denn die 13. Auflage von Palleskes [7]) Schillerbiographie ist ein unveränderter Abdruck der 12., die auf dem Titel den Zusatz hatte: „bearbeitet von Hermann Fischer.“ Selbst der Druckfehler „Wilhelm von Hoven“ statt „Friedrich von Hoven“ ist 1, S. 56 stehen geblieben. —

Aber einen wichtigen Einzelbeitrag zu einer Schillerbiographie bildet die zweite Auflage von Kuno Fischers [8]) Schrift „Die Selbstbekenntnisse Schillers“ (erste Auflage 1858). Man darf freilich kaum von einer zweiten Auflage, sondern muss fast von einem neuen Werke reden, das denn auch seinem erweiterten Inhalt entsprechend den Titel trägt: „Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen.“ Den ursprünglichen Charakter eines gesprochenen Vortrags hat der Vf. nur in den einleitenden Sätzen festgehalten, im weiteren Verlauf jedoch und besonders in allen neuen Zusätzen aufgegeben. Die Grundauffassung von Schillers Charakter und Entwicklung ist die gleiche geblieben; aber überall ist der Text durch Einschaltungen bereichert, nicht immer zum Vorteil des Ganzen. So soll gleich im Beginn die in der ersten Auflage stetig fortschreitende Darlegung, wie in Schiller der Dichter, dessen Phantasie ins Unbegrenzte hinausstrebt, mit dem Künstler, der an geschlossene Formen gebunden ist, streitet, durch eine Reihe von Lebensdaten erläutert werden, die aber an dieser Stelle nur den Zusammenhang unterbrechen. Ganz wie in der ersten Auflage setzt dann die Betrachtung mit Rousseaus Natur- und Freundschaftskultus ein; aber sehr reizvoll ist es, zu beobachten, mit wie viel grösserer Souveränität F. jetzt den Stoff behandelt. Wohl lässt er der Darstellung den bisweilen rhythmischen Schwung, aber er befreit sie von allem entbehrlichen Detail und schaltet ferner zwischen Rousseau und Schiller eine neue Mittelsperson ein: H. P. Sturz. Dabei geht er allerdings in der Aufdeckung von Einflüssen des dänisch-deutschen Schriftstellers etwas zu weit. Es liegt kein zwingender Grund vor, in ihm das Urbild des „reisenden Dänen“, der den Mannheimer Antikensaal besucht, zu sehen; J. Minor hat vielmehr mit grösserem Recht auf K. L. Rahbeck hingewiesen (Aus dem Schiller-Archiv S. 36). Und das Motiv von der Kindesmörderin war in den siebenziger und achtziger Jahren zu verbreitet, als dass hier die Schriften von H. P. Sturz die alleinige Anregung gegeben haben sollten. Von den ersten Erörterungen über die Seelenstimmungen, die Schiller mit Rousseau teilte, ging nun der zu Grunde liegende Vortrag F.s gleich auf die dramatischen Dichtungen über, beutete also Schillers Selbstbekenntnisse in der „Anthologie“ bei weitem nicht aus. Das holt die zweite Auflage nach; mehr als 100 Seiten widmet F. jetzt diesem Nachtrag. Nach einer Würdigung der Freundschaftsode werden vier ganz neue Abschnitte eingereiht: Die Lauralieder, Der Streit in der Seele des Dichters, Die Bilder des Todes, Der Herzog Karl und Schiller. Die gleiche gegenstandslose Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe, die auch Rousseau beseelt hatte, hat die Freundschaftsode und die Lauralieder hervorgerufen. F. erklärt die Frage, ob an diesen Liebesphantasien die Witwe Vischer oder ihre Nichte Wilhelmine Andreä irgend welchen realen Anteil gehabt haben, mit Recht für gleichgiltig. Ihm liegt daran, zu zeigen, wie Schiller bei seiner Freundschafts- und

---

1) × Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben. Leipzig, Bibliograph. Inst. o. J. 338 S. M. 0,50. (Textabdruck.) — 2) × J. Minor, Schiller. Bd. 1 u. 2 (vgl. JBL. 1890 IV 12): P. Weizsäcker: KBlGRW. 38, S. 169—72; O. Hellinghaus: LRs. 17, S. 21: Veyssier: RCr. 25, S. 4; Nation^B. S. 317/8; K. Francke: MLN. 6, S. 413/7; E. Sträter: Post N. 22; O. Seliger: Gegenw. 39, S. 136/8; Q.: DR. 16, I, S. 126. — 3) × Weltrich, Schiller: H. Falkenheim: Nation^B. S. 317/8; E. Sträter: Post N. 22; A. Köster: HZ. 67, S. 96. — 4) × E. Sträter, O. Brahm, Schiller: Post N. 22. — 5) × K. B., Rec. v. Schillers Leben u. Wirken. In zwanglos gebundener Rede dargest. v. e. Ungenannten, aber doch Bekannten. Stuttgart 1888: DDichtung 10, S. 299. — 6) ×× O. Brahm, Aus Schillers Leben. I—III (Schluss): FZg. N. 267, 269, 271. (Bruchstücke aus B.s Schillerbiographie.) — 7) E. Palleske, Schillers Leben u. Werke. 13. Aufl. 2 Tle. in 1 Bd. Stuttgart, Krabbe. XVI, 368 u. XII, 432 S. M. 5,00. — 8) Kuno Fischer, Schillers Jugend- u. Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. 2. neubearb. u. verm. Aufl. [v. „Schillers Selbstbekenntnissen“. (= Schillerschriften. Erste Reihe. 1.) Heidelberg, Winter. 262 S. D. erste Reihe M. 6,00. [F. Meyer v. Waldeck: AZg^B. (1890) N. 361 (304) u. (1891) N. 41; SchwäbKron. 25. März; ML. 60, S. 400; BLU. S. 129—30,

Liebessehnsucht Genüge fand in der Betrachtung jener grossen Weltharmonie, die in der Körperwelt herrscht wie in der Welt der Geister, dort als Gravitation, hier als Anziehung der Seelen. Eine lichtvolle Deutung der rätselhaften Schlussstrophen des „Geheimnisses der Reminiscenz“ trägt F. auf S. 61 vor. Vergleicht man unter den Lauraoden die erste mit der letzten, die „Phantasie“ mit der „Melancholie“, so erkennt man zwei polar entgegengesetzte Lebensanschauungen, die in dem jungen Schiller zu seiner eigenen Qual sich bekämpften: neben den freudig optimistischen Vorstellungen seiner Theosophie wohnt ein pessimistisch gefärbter Materialismus. Sie ringen mit einander um die Oberherrschaft wie in dem Gespräch „Der Spaziergang unter den Linden“. Dass dieser Widerstreit auf litterarische Einflüsse zurückgeht und zwar hauptsächlich auf „Hamlet“ und die „Nouvelle Héloise“, ist richtig; doch wären hier auch noch andere Faktoren zu nennen. Mit Recht aber leitet F. aus diesem „Streit in der Seele des Dichters“ zum guten Teil die Bestimmung Schillers zum tragischen Dichter ab. Er erkennt denn auch die tragische Grundstimmung schon in manchen Jugendgedichten, besonders in den auffallend zahlreichen „Bildern des Todes“. Des Dichters eigene Todessehnsucht ist nun freilich nicht allein aus widrigen äusseren Umständen zu erklären. Schiller teilt sie vielmehr mit vielen reich begabten Menschen, denen zeitweilig die Welt zu eng erschien, um Grosses zu leisten, und darum der Tod als „ein Ziel aufs innigste zu wünschen“. Hier hätte also manches psychologisch tiefer gedeutet werden müssen. Aber alle weiteren Erörterungen, die F. an die „Bilder des Todes“ knüpft, sind ausserordentlich gelungen: die Konsequenzen aus der vorherigen Auseinandersetzung über den seelischen Zwiespalt Schillers ergeben sich ungezwungen, und vieles deutet schon in diesen unreifen Jugendschöpfungen auf den künftigen grossen Tragödiendichter. Die „Schlimmen Monarchen“ und die „Todtenfeyer am Grabe Riegers“ leiten sodann zu dem folgenden Abschnitt hinüber: Der Herzog Karl und Schiller. F. urteilt ungerecht, wenn er sich als den ersten hinstellt, der Karl Eugen nach seinem wahren Werte würdigt. Es ist wahr, man hat sich meistens damit begnügt, diesen Fürsten nach Möglichkeit zu entschuldigen; ihn zu rühmen, gelingt auch F. nicht. Auf die unausgeglichenen Gegensätze in den Erziehungsplänen des Herzogs hat Schiller selbst hingewiesen und jeder Biograph daraus die Konsequenzen für die Entwicklung des Dichters gezogen. Was aber mit solcher Eindringlichkeit nie vorgetragen und deshalb neu bei F. ist, das ist die grosse Wirkung, die Karl Eugen und sein Hof auf die dichterische Phantasie des jungen Militärschülers ausgeübt hat. Kein Dichter hat so wie Schiller fürstliches Wesen in den mannigfachsten Abstufungen zu schildern vermocht; es ist daher mit Sicherheit anzunehmen, dass diese Fähigkeit aus Jugenderinnerungen entsprang, die unbewusst in ihm fortwirkten. Ueberzeugend ist der Nachweis solcher Erinnerungen im „Geisterseher“. Mit dem achten Abschnitt, der von den dramatischen Selbstschilderungen handelt, lenkt F. wieder in die Bahnen der ursprünglichen Untersuchung ein. Doch finden wir auch hier beinahe auf jeder Seite Erweiterungen, die aus den Resultaten der vier erwähnten grossen Zusatzkapitel hergeleitet sind. Wie es das Thema verlangt, betrachtet F. die vier Jugenddramen nicht in ihrem ganzen Umfang, sondern fasst nur die Personen ins Auge, die uns Spiegelbilder des jungen Schiller geben: Karl Moor, Fiesco, Ferdinand von Walter, Don Carlos, Posa. Sich selbst getreu, dabei aber von Jahr zu Jahr reifend, beichtet der Dichter seine Lebensanschauungen, am umfassendsten und reinsten als Marquis Posa, weil hier kein Zweifel, keine Leidenschaft, kein Egoismus die reine Begeisterung trübt und weil, als Schiller den grossen Forderungen dieses Freiheitsapostels Worte verlieh, der „Streit in seiner Seele“ ausgekämpft war. Wie das geschehen, wann der Dichter Frieden gefunden hat, verraten die „lyrischen Selbstbekenntnisse“. Auch hier erweitert und ergänzt F. das Gesamtbild durch Heranziehung der „Freigeisterei der Leidenschaft“, der „Resignation“ und des „Liedes an die Freude“. Es zeigt sich, wie der Dichter in hartem Kampfe die düsteren, trostlosen Elemente in seiner Lebensanschauung bezwingt, wie die Verbitterung sich mildert zur Klage, wie er seines Künstlerberufes nach und nach inne wird. Zu weit geht F. mit der Leugnung jedes Einflusses von Charlotte von Kalb auf die „Freigeisterei“; es steckt doch ein weit stärkeres persönliches Element in diesem Gedicht als in den Lauraoden. Die Abhandlung schliesst wie einst der Rosen-Vortrag mit der Erläuterung der „Götter Griechenlands“ als Elegie, nicht als Hymnus und mit einem Ausblick von den „Künstlern“ zur „Huldigung der Künste“. Die Schrift zeigt alle Vorzüge und Nachteile der Werke F.s. Kein Schriftsteller schickt seiner Darstellung eine so eingehende Disposition vorauf, keiner teilt seinen Stoff in so viele Abteilungen und Unterabteilungen ein. Gedankenklar begrenzt, vereinfacht und isoliert F. seine Probleme und schreibt im durchsichtigsten Stil. Das wirkt natürlich bestechend, denn regelmässig geht seine Rechnung völlig glatt auf, ohne dass

---

337/8; NZg. N. 127; HambCorr[B]. N. 1; HambNachr[S]. N. 11.]| — 9) × V. Marbacher Schillerhaus; FZg. N. 260. — 10) ×

ein Rest oder ein Bruch bleibt. Nun liegt jedoch, nach einem Goetheschen Faustparalipomenon, ein grosses Geheimnis gerade in den Brüchen. Und menschliche Verhältnisse sind meistens so kompliziert, dass das Exempel nicht rein zu lösen ist. Je reicher ein Mensch veranlagt ist, desto tiefere Rätsel giebt er auf. Nach F.s Darstellung aber muss man glauben, er habe Schiller auf den Grund der Seele gesehen; hier gäbe es keine Rätsel mehr. Wir schöpfen reiche Belehrung aus dem Buche, dürfen aber nicht vergessen, dass jenseits dieser Darlegung noch neue Rätsel der Lösung warten. —

Ueber Schillers Frühzeit[9-10]) haben wir einige neue Beiträge erhalten aus dem Nachlass des ehemaligen Karlschülers Petersen.[11]) Sie gewähren neben ein paar unbedeutenden Notizen (Schillers Vorliebe für Schinken, ergebnisloser Besuch bei dem Göttinger Historiker Spittler, der in Stuttgart anwesend war, und Schillers Aeusseres in den Jahren 1781 und 1782) einen interessanten Beleg für den brieflichen Verkehr mit Wieland. Dieser schreibt am 6. März 1782 an Herrn H. W. in Stuttgart viel Rührendes über den Menschen Schiller, kann aber des Verfassers der „Räuber" nur mit einem „Leider!" gedenken. — Unter Zugrundelegung des bekannten Berichtes über die „Graubündener Händel" im Schwäbischen Museum 1785 erörtert Hummel[12]) noch einmal die Gründe und den Zeitpunkt der Denunciation, die Schiller bei dem Herzog durch den Garteninspektor Walter[13]) erfuhr, auch diesmal ohne dass die unbekannten Beweggründe zu dem niedrigen Vorgehen klar würden. —

Eine Reihe kleiner Publikationen führt uns an die Stätten, wo Schiller vorübergehend gelebt hat[14]). Nestlers[15]) Schrift über das ehemalige Körnersche Besitztum in Loschwitz bei Dresden fusst in ihren biographischen Partien nur auf den gangbaren Darstellungen, bringt aber manche schätzbare Einzelheiten über das äussere Schicksal des Körnerschen Weinberges, Besitzwechsel usw. Das Bemühen, die Vergangenheit möglichst anschaulich zu machen, giebt sich in der Beigabe zweier Ansichten von Loschwitz und Blasewitz aus dem Jahre 1790 kund, die aber sehr dürftig ausgefallen sind. Was uns Lewinsky[16]) über die Schiller-Erinnerungen in Rudolstadt[17]) mitteilt, ist so sehr mit unverbürgten Anekdoten und geschmacklosen Anmerkungen durchsetzt, dass es auf Beachtung keinen Anspruch hat. Erwähnt sei nur, dass dort ausser Schiller und Lotte auch ihre älteste Tochter Karoline, die Frau des Bergrats Junot, die eine Erziehungsanstalt leitete, im Andenken der Nachwelt fortlebt. —

Sonst haben wir von Beiträgen zu Schillers Biographie nur noch eine Musterung der Totenfeiern[18]) zu verzeichnen, die bald nach des Dichters Ende auf den deutschen Bühnen veranstaltet wurden. Ausser Ifflands Bericht über die Berliner Festvorstellung vom 9. Mai 1806 wird ein Artikel aus dem „Freimüthigen" reproduciert, der die Stuttgarter Aufführung vom 10. November 1805 beschreibt. Das für diesen Tag gedichtete Festspiel des Epigrammatikers Haug ist bis heute verschollen; nach den Proben, die der „Freimüthige" mitteilt, lässt sich dieser Verlust aber verschmerzen. —

Ueber Schillers Verkehr mit Zeitgenossen[19-21]) ist mancher neue Beitrag veröffentlicht worden. E. Schneider[22]) brachte einen Lebensabriss des ersten Intendanten der Militärakademie auf der Solitüde, Dionys von Seeger, der es mit bewundernswerter Schnelligkeit vom Standartenjunker und Gouverneur der Garten- und Stuccaturknaben zu den höchsten militärischen Ehrenstellen gebracht hat. Mit Recht wird neben der oft übertriebenen Strenge dieses pflichttreuen Mannes seine grosse Begabung und Thatkraft hervorgehoben. Der Vf. der kurzen Lebensskizze kennt die Frhrl. Seegerschen Familienpapiere, hat sie aber sicherlich für diesen Abriss nicht ausbeuten können. — Die Gebeine von Schillers Jugendfreund Andreas Streicher[23]) († 25. Mai 1833), seiner Frau Nanette († 18. Jan. 1833) und seinem Sohne Johann Baptist († 28. März 1871) sind 1891 auf dem Wiener Centralfriedhof beigesetzt worden. — In der ADB. hat durch Schott[24]) auch der berüchtigte Schwäbische Räuber Schwan, der „Sonnenwirthle",

---

Schiller auf d. Karlsschule. Bär 17, S. 461. (Unverbürgte Anekdote v. e. ungeschickten Ausrede Schillers auf d. Militärakademie.) — 11) J. H., Zu Schillers Leben: BBSW. S. 31/2. — 12) F. H[ummel], Zu Schillers Flucht aus Württemberg: ib. S. 33–41. — 13) × A. v. Schlossberger, Akten über d. Denunzianten Schillers, Garten-Inspektor Walter, † zu Ludwigsburg 1787. Nachtr. zu d. Aufsatze „Zu Schillers Flucht" (ib. N. 3): ib. S. 118/5. — 14) × F. Lampadius, D. Geburtsstätte d. Liedes an d. Freude. Das Schillerhaus in Gohlis (mit Bild). Leipzig, Weber. 16 S. M. 0,50. — 15) M. J. Nestler, Körnerberg u. Schillerhaus in Loschwitz bei Dresden. Chronikartig geschild. u. als Beitr. z. Lokalgesch. d. unmittelbaren Umgebung v. Dresden her. Dresden, Goldstein. 42 S. M. 1,00. — 16) J. Lewinsky, Auf Schillers Spuren in Rudolstadt u. Volkstedt: Didaskalia N. 43/4. — 17) × W. Henzen, Schiller u. Lotte. Lustspiel in 4 Aufz. (= UB. N. 2766.) Leipzig, Reclam. o. J. 72 S. M. 0,20. (Goethes Konzeption d. „Wahlverwandtschaften", d. auf offener Scene 1789 in Rudolstadt vor sich geht, ist v. grosser ungewollter Komik.) — 18) E. M., Zu Schillers Gedächtnis am 10. Nov.: SchwäbKron. N. 266. — 19) × D. Philosoph v. Gravenstein: HambCorr. N. 310, 313. (Beschäftigt sich mit d. Herzog v. Augustenburg, d. mit Schiller im Briefwechsel stand.) — 20) × E. Dowden, Schillers Friendship with Goethe: FortnR. 56, S. 163–75. (Auch: Eclectic Magazine 117, S. 498 u. Littels Living Age 190, S. 771 [Boston.]) — 21) × F. Hummel, D. erstmalige Begegnung Schellings mit Schiller: BBSW. S. 191/2. (Bespricht d. Brief Schellings an s. Eltern v. 29. Apr. 1796.) — 22) E. Schneider, Christ. Dionys. Freih. v. Seeger: ADB. 33, S. 570/2. — 23) D. Freund Friedrich Schillers: HambFremdenbl. N. 239 (auch FZg. N. 283). — 24) (I 5 : 402c.) — 25) E. Hermann, Christ. Friedr. Schwan: ADB. 33, S. 176/7. — 26) L. Bobé, Ernst

eine Stelle gefunden, weil er als Hauptperson in Schillers „Verbrecher aus verlorner Ehre“ und H. Kurz' „Sonnenwirth“ das Interesse in Anspruch nimmt. S. hat für diese Biographie noch neues hs. Material benutzen können. — Des Räubers Namensvetter, den Mannheimer Buchhändler Schwan, behandelt E. Hermann[25]. Er legt mit Recht in der kurzen Skizze dieses wechselvollen Lebens den Hauptnachdruck auf die Beziehungen zu Schiller und knüpft bei dieser Gelegenheit ein paar Daten über die älteste Tochter, Margarethe Schwan, an, um deren Hand Schiller im Jahre 1785 ohne Erfolg geworben hatte. — Die kleine lebensvolle Biographie, die Bobé[26] unter Benutzung ungedruckter Briefe von dem Grafen Schimmelmann und seiner zweiten Frau entwirft, erweckt von neuem das Bedauern, dass durch die rohe Vernichtung des gräflichen Archivs in Kopenhagen die Zeugnisse für den reichen Ideenaustausch mit Schiller unwiederbringlich verloren sind. Einen kleinen Ersatz können nach Andeutungen B.s einzelne Stellen aus dem Briefwechsel zwischen der Gräfin Schimmelmann und Luise Stolberg, der Gattin des Grafen Christian Stolberg, bieten. Denn die Gräfin Charlotte hat der Freundin wiederholt Schillersche Aeusserungen mitgeteilt. Solch einen Wiederhall vernehmen wir aus einer Briefstelle, die B. abdruckt. Schiller hat über sein Verhältnis zu Goethe gesprochen, hat die „Xenien“ verteidigt, hat (ohne Zweifel auf eine Anfrage der Gräfin) sich über Christiane Vulpius geäussert und einige Bemerkungen über Fritz von Stein angeknüpft. Sollte sich in dem Briefwechsel der beiden Frauen, der von der gräflich Reventlowschen Familie bewahrt wird, noch mehr solcher Stellen finden, so würde sich die Veröffentlichung ausgewählter Partien in einer Zeitschrift lohnen[27]. —

Der gedruckte Briefwechsel Schillers ist im Jahre 1891 nicht erheblich vermehrt worden. Die neue Gesamtausgabe von F. Jonas[28] hat ihren ersten Band im Jahre 1892 abgeschlossen und kann deshalb erst im dritten Jahrgang der JBL. zur Besprechung gelangen. — Einen neuen Brief von Schiller veröffentlicht Minor[29], ein liebenswürdiges, herzliches Schreiben vom 17. Juni 1802 (ohne Zweifel) an den Schauspieler Heinr. Beck, den Mannheimer Jugendfreund, mit dem Schiller erst seit kurzem wieder in brieflichen Verkehr getreten war. Er sichert ihm Abschriften der „Maria Stuart“, der „Jungfrau von Orleans“ und der jüngst vollendeten „Turandot“ zu und erbittet dafür die Unterstützung des jungen Höltzlin (Hölzel), der am Mannheimer Theater beschäftigt ist und dessen Eltern einst Schiller in Mannheim so uneigennützig Hülfe geleistet hatten. Für seine „Turandot“ hofft der Dichter bei jedem „fröhlichen, sinnlichen Publikum“ das Beste. Mit grosser Nachsicht urteilt er über Iffland und Charlotte von Kalb und giebt schliesslich seiner plötzlich erwachten Reiselust Ausdruck: nicht nur Mannheim, auch Schwaben und die Schweiz hofft er im nächsten Frühjahr besuchen zu können. M. schliesst noch einen Brief von Charlotte von Schiller an einen Freund (d. i. wahrscheinlich jener Schulz, bei dem Lottens Sohn sonst die Weihnachtsferien zubrachte) an: 15. Jänner 1813. Der Schmerz über den unersetzlichen Verlust ihres Gatten bleibt ihr immer gleich fühlbar. Nach einigen Mitteilungen über ihren Neffen Adolf von Wolzogen und ihren Sohn Ernst streift sie die wichtigsten Ereignisse der jüngsten Vergangenheit: das Gastspiel Ifflands und die letzte Krankheit Wielands. — Die Hamburger Nachrichten, gestützt auf die litterarische Beilage des „Staatsanzeigers für Württemberg“, drucken schon wieder einmal den allzu bekannten Brief Schillers an Christophine vom 6. Nov. 1782 (nicht 1787) ab[30], durch dessen von Weimar aus weit verbreitetes Faksimile nun schon so mancher heitere Irrtum veranlasst wurde. — Zwei Briefe an Schiller von Ludwig Schubart, die Ad. Wohlwill[31] mitteilt, zeigen ähnlich wie der bei Urlichs abgedruckte, mit welcher landsmännischen Kollegialität sich der Schreiber seinem berühmten ehemaligen Akademiegenossen näherte. —

Unter den Werken[32] Schillers wenden wir uns zunächst den Prosaschriften[33-38] zu. Die Anekdote „Herzog Alba bey einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt. Im Jahre 1547“, die Schiller nach eigener Angabe aus Söffings „Res in Ecclesia et Politica Christiana gestae“ geschöpft hat, weist O. Walther[39] in einer

---

u. Charlotte Schimmelmann in ihrem Verhältnis zu Schiller: Nation^B. 8, S. 575/8. — 27) × J. W. Braun, Ernst v. Schiller. Geb. am 11. Juli 1796 zu Jena, gest. am 19. Mai 1841. E. Lebensbild v. Schillers jüngstem Sohne: TglRs^B. N. 113. — 28) Schillerbriefe: LMerkur 11, N. 49. (Vgl. HambCorr. N. 791.) — 29) J. Minor, Z. Geburtstage Schillers. (Briefe v. Schiller u. seiner Witwe): NFPr. N. 9773. (Auch Didaskalia N. 270.) — 30) E. bisher ungedr. Brief Friedr. Schillers: HambNachr. 29. Juli u. 27. Okt. (Vgl. HambCorr. N. 758.) — 31) A. Wohlwill, Briefe v. Ludw. Schubart an Schiller: ASNS. 87, S. 28—32. — 32) × Schillers Werke. Her. v. R. Boxberger. Neue illustr. Ausg. 6 Bde. 3. Aufl. Berlin, Grote. M. 18,00. — 33) × id., D. Geisterseher. 1. Buch. Edited with introduction and notes by Edw. S. Joynes, M. A. Boston, Heath. VIII, 118 S. D. 0,25. (D. Noten geben Anweisungen für d. Übersetzung ins Englische.) — 34) ×× O. Brahm, Schillers Geschichtschreibung: Nation^B 8, S. 682/4, 698—700. (Bruchstücke aus Brahms Schillerbiographie.) — 35) × Schiller, Storia della Rivoluzione dei Paesi Bassi. Milano, Battezzati Succ. 16⁰. L. 2,50. — 36) Kühnemann, d. Kantischen Studien Schillers u. d. Komposition d. Wallenstein. 1889: C. Drescher: AZg^B. N. 203; A. Köster: ADA. 17, S. 149—54. — 37) × M. Groeben (= M. Kronenberg), Philippson, die ästhetische Erziehung. 1890: BLU. S. 449—50. — 38) × Fr. v. Schiller, V. Erhabenen. E. Ergänzung zu d. gangbaren Schiller-Ausgaben. Mit e. Einl. v. S. Sänger (= UB. N. 2731.) Leipzig, Reclam. o. J. 74 S. M. 0,20. (Text nach d. 10. Bd. d. hist.-krit. Ausg.) — 39) O. Walther, Beitr. z. Lebensgesch. d. Gräfin Katharina d.

originaleren Fassung im „Adelsspiegel“ des Cyriacus Spangenberg, T. I. 1591, Buch 13, Cap. 32, S. 455b—456 nach. Spangenberg giebt in seiner „Hennebergischen Chronik“ dazu die Versicherung, dass er die Erzählung aus dem eigenen Munde der Gräfin Katharina zu Schwarzburg am 24. Mai 1552 erfahren habe, und W. druckt sie S. 415/9 getreu ab. Sie ist wortreicher als die bekannte Fassung, weicht aber inhaltlich nicht wesentlich von dem Bericht bei Söffing und Schiller ab.[39a]) — Die wenigen Seiten, auf denen R. Sommer[40]) von Schillers Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ handelt, bilden einen kleinen Bruchtheil von der Schrift des Vf. „Grundzüge einer Geschichte der Psychologie und Aesthetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller“. Aus dem Zusammenhang gerissen hätte man diese aphoristischen Bemerkungen nicht veröffentlichen sollen; so wie sie da liegen, sind sie schlechterdings nicht zu verstehen und fördern gar nicht. —

Jetzt zu den Gedichten![41-45]) Es war uns leider unmöglich, den Fortschritt, den Düntzer[46]) in der dritten Auflage seiner allgemeinen Erläuterungen gemacht hat, festzustellen, da uns, soweit wir Umfrage gehalten haben, keine private und öffentliche Bibliothek, auch der Verleger nicht, ein Exemplar der zweiten Auflage zur Verfügung stellen konnte. Soweit zufällige Nachprüfung reichte, hat D. die seit 1875 erschienene Litteratur benutzt und also ohne Zweifel sein Buch an manchen Stellen wesentlich erweitert. — Da wir im 1. Band der JBL. die Unvorsichtigkeit begangen haben, den ersten Teil von Neides[47]) Programm gesondert zu besprechen, so müssen wir damit fortfahren, obwohl die Abhandlung auch in dem zweiten Programm noch nicht zu Ende geführt wird. N. behandelt diesmal die „Ideale“ und „Ideal und Leben“, leider mit der alten Weitschweifigkeit. Die bekanntesten Stellen aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt werden nicht etwa im Wortlaut, sondern in einer erweiternden Umschreibung mitgeteilt; dazu kommen einige wenige Zusätze des Vf. selbst. Wenn nun das dritte Programm nicht den Einfluss Humboldts von einem höheren Gesichtspunkt aus betrachtet und die Nachwirkungen seiner Kritik berücksichtigt, so sagt uns die ganze lange Untersuchung nichts Neues. — Gegen Draheims[48]) Aufsatz über „schwebende Betonung“ bei Schiller ist einzuwenden, dass man dergleichen metrische Freiheiten nicht alle übereins beurteilen, sondern lieber einzeln betrachten muss; man kann sie auch in vielen Fällen aus dem Inhalt erläutern. —

Die einzelnen Gedichte ordnen wir wieder alphabetisch. Einen originellen Gedanken hat der Techniker Uellner[49]) gehabt. Er betont mit Recht, dass zum vollen Verständnis von Schillers „Glocke“[50]) die Kenntnis des Verfahrens beim Glockenguss nötig ist. Deshalb hat er von dem Gedicht nur die Partien abgedruckt, die sich auf den Vorgang des Giessens beziehen. Zur Erläuterung schickt er zwei gemein fassliche Abhandlungen voraus: Das Formen der Glocke, Der Schmelzofen. Und schliesslich verweisen Buchstaben vom Text auf eine farbig ausgeführte Wandtafel, die den ganzen Vorgang zu einem Bilde zusammenfasst. Die Tafel wird ohne Zweifel für den Unterricht brauchbar sein.[51-53]) — Unser Urteil über Seilers Programm „Die Behandlung des sittlichen Problems in Schillers Kampf mit dem Drachen usw.“ (JBL. 1890 IV 12 : 79) wird jetzt durch R. Reichel[54]) erhärtet.[55]) — Köster[56]) weist nach, wie Schiller eine Stelle aus Vertots „Histoire des chevaliers hospitaliers de S. Jean de Jérusalem“, an der von den Samariterdiensten der Johanniter die Rede ist, zunächst in einem Passus seiner Vorrede zu Niethammers Uebersetzung des Vertotschen Buches erweitert hat und wie dann das gleiche Bild der dienenden Brüder ausgestaltet ist in

---

Heldenmütigen zu Schwarzburg, geb. Fürstin zu Henneberg-Schleusingen, unter erstmaliger Verwertung d. Reise-Tagebuchs ihres Eidams, des Grafen Wolrad II. zu Waldeck v. Jahre 1548. Zunächst e. wichtiges Supplement zu Schillers „Herzog v. Alba bei e. Frühstück auf d. Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547“: ZVThürG. NF. 7, S. 407—43. — **39a)** × Schillers hist. Skizzen: Egmonts Leben u. Tod, Belagerung v. Antwerpen edited with English notes etc. by C. A. Buchheim. Fifth, revised edition, with a map. (= Clarendon Press Series. German classics. 4.) Oxford, Clarendon Press. XX, 162 S. 2 s. 6 d. (D. 5. Aufl. d. geschätzten Schulausg. ist e. sorgfältiger Neudr. d. dritten.) — **40)** R. Sommer, D. psycholog. Grundlage v. Schillers Briefen „Ueber d. ästhetische Erziehung d. Menschen“: BayreuthBll. 14, S. 333—41. — **41)** × Schillers Gedichte. Illustr. v. ersten dtsch. Künstlern. Mit e. Lichtdruckbild, 87 Text-Illustr. u. 20 Tonbild.) Stuttgart, Dtsch. Verlags-Anst. 4°. 198 S. Geb. M. 12. — **42)** × id., Le liriche. Firenze, Le Monnier Succ. L. 12,00. — **43)** × id., I due sessi, poesia tradotta da E. Castelnuovo. Venezia, Visentini. 7 S. (Per le nozze Morpurgo-Levi.) — **44)** × (I 7 : 62.) (Hinzugekommen sind d. „Ideale“ u. d. „Flüchtling“.) — **45)** × W. Koenig, Inhalt u. Darstellung d. Schillerschen Balladen: MschrKathLehrerinnen 4, S 268—70. — **46)** H. Düntzer, Schillers lyr. Gedichte 4 u. 8 erl. 3 neu durchges. Aufl. (= Erläuterungen zu d. dtsch. Klassikern. 30. u. 43. Bdchen.) Leipzig, Wartig. 146, 143 S. Zus. M. 2,00. — **47)** S. Neide Wilh. v. Humboldt als Richter u. Ratgeber bei Schillers lyr. Gedichten 1. (Schluss) u. 2. Progr. d. Gymn. u. Realgymn. Landsberg a. W. Frankfurt a. O., Trowitzsch, 4°. 23 S. — **48)** (I 9 : 16.) — **49)** (I 7 : 67) |[L(udwi)g: COIRW. 19, S. 497.]| — **50)** × Wie viele „E“ sind in Schillers Glocke? (Anekdote): HambCorr. N. 404. — **51)** × Schillers „Handschuh“ im Spanischen: SchwäbMerkur N. 172. (Längst bekannt gemacht, zuletzt 1881 in d. Schalk-Bibliothek, Heft 5, S. 82) — **52)** × Jellinek, Hero u. Leander (JBL. 1890 IV 12 : 77): LBGRPh. 12, S. 27; DLZ. 12, S. 920. — **53)** × A. Frank, D. Ideal u. d. Leben v. Schiller. Versuch e. Erklärung d. Gedichtes. JB. d. k. k. Staatsmittelschule. Reichenberg, Selbstverl. d. k. k. Staatsmittelschule. 1890. 17 S. — **54)** R. Reichel, Zu Schillers Kampf mit d. Drachen: ZDU. 5, S. 567—70. — **55)** × Was e. alter Grabstein erzählt: HambNachr[S]. N. 30. (Parallele z. Erzählg. v. d. Kranichen d. Ibykus.) — **56)** A. Köster, Schillers Handbibliothek: HambCorr. N. 419. — **57)** F. Servaes, Gesellschaft f. dtsch. Litt.:

dem kleinen Gedicht „Die Ritter des Spitals zu Jerusalem“. Angeknüpft ist diese Mitteilung an ein Feuilleton über Schillers Handbibliothek. Sie befindet sich zur Hälfte auf der Hamburger Stadtbibliothek und kann durch ihre Lesespuren, Randbemerkungen usw., die sich in einzelnen Bänden befinden, bei systematischer Durchforschung vielleicht noch manches Resultat gewähren. — Auch um ein bisher unbekanntes Stück ist die Sammlung von Schillers Gedichten vermehrt worden. In der Gesellschaft für deutsche Litteratur zu Berlin hat O. Harnack [57]) einen Stammbuchvers mitgeteilt, den Schiller unter dem Datum 28. März 1790 in das Album des livländischen Malers und Dichters Karl Grass (vgl. Charlotte von Schiller und ihre Freunde 3, S. 130—65) eingetragen hat. Das Gedicht hat 17 Zeilen und beginnt: „Die Kunst lehrt die geadelte Natur. In Menschentönen zu uns reden; In todte, seelenlose Oeden Verbreitet sie der Seele Spur.“ Diese und die vier folgenden Zeilen waren voraussichtlich ganz neu gedichtet. Die neun letzten Zeilen dagegen haben, wie sich aus dem Briefwechsel mit Körner ergiebt, in einer nur wenig abweichenden Fassung ursprünglich in den „Künstlern“ gestanden, wurden aber dann wegen ihres zu allgemeinen Inhalts entfernt. Schiller hat sie bei dieser Gelegenheit wieder verwertet. —

Auffallend zahlreich war im Jahre 1891 die Litteratur über Schillers Dramen [58-62]). Wir stellen zwei allgemeine Abhandlungen voran, die uns die beiden Seiten des Dramatikers, den tragischen nnd den komischen Dichter zeigen. Deike [63]) präzisiert nach einer kurzen Erörterung der Stellung der Kunst in der modernen Welt und im Altertum klar die wichtigsten Punkte in Schillers ästhetischer Lehre: die Idee des Schönen und Erhabenen, die Absonderung des Individuums und seines Innenlebens von der Aussenwelt, die Schicksalsidee, die Auflösung furchtbarer Eindrücke in erhabene Rührung. Dann tritt D. in den Vergleich von Aristoteles' und Schillers Ansichten über die Tragödie ein und findet bei der Frage über die Erregung von Furcht und Mitleid den Unterschied, dass Aristoteles hier von Furcht des Zuschauers vor dem Walten des Schicksals in allen menschlichen Beziehungen spreche, während Schiller die Furcht vor dem einen unglücklichen Ereignis meine, das den Personen der Tragödie zustossen wird. Die Furcht ist also bei Schiller fast eins mit dem Mitleid, d. h. nicht dem gemeinen, sondern dem ästhetischen, tragischen Mitleid. Bei der Definition der Katharsis wird hervorgehoben, dass sie in Schillers Ideenbau keinen Platz habe. Tragische Rührung ist stets sein Ziel; deshalb erläutert D. diesen Begriff eingehend. Mit der nachdrücklichen Hervorhebung der künstlerischen Form der dramatischen Dichtung steht Schiller auf dem Standpunkt des Aristoteles, nur dass hier Schiller die specifisch dramatische Form ganz aus dem Wesen des Dramas ableitet, also fest gegen das Epos und andere Gattungen abgrenzt, was Aristoteles nicht mit gleicher Konsequenz thut. Uebereinstimmung herrscht jedoch in dem Betonen der Handlung vor den Charakteren, in der Bevorzugung einer tragischen Katastrophe und der Forderung einer geschlossenen einfachen Fabel. — In erster Linie mit Schiller als Dramatiker beschäftigt sich auch die zweite Auflage von Kuno Fischers [64]) Aufsatz „Schiller als Komiker“, der zuerst als Vortrag in Frankfurt a. M. 1861 erschien. Der Grundgedanke und der Gang der Untersuchung ist der alte geblieben, aber die Zahl der betrachteten Schillerschen Dichtungen hat sich vergrössert. Gleich in dem einleitenden Abschnitt sind die Gedichte „Hugo Sanherib“ und „Bittschrift“, sowie „Körners Vormittag“, in dem Kapitel über die Anthologie „Kastraten und Männer“, „Die Journalisten und Minos“ und mehrere Epigramme eingefügt worden. Aber auch die Erläuterung der schon früher aufgenommenen Gedichte hat gelegentlich Erweiterungen erfahren (vgl. das Epigramm auf Lavater). Ueberhaupt ist es lehrreich, den ursprünglichen Vortrag neben die um ein Menschenalter jüngere Fassung zu legen, aus der jetzt alle aufdringliche Lehrhaftigkeit verschwunden ist und die durch die freie Beherrschung des Stoffes erfreut. Auch bezieht sich die Umarbeitung an mehreren Stellen auf den Aufsatz über Schillers Selbstbekenntnisse. In der grösseren zweiten Hälfte, die von Schillers Dramen handelt, ist wenig geändert worden: die Abschnitte über Spiegelberg und den Musikus Miller sind um einige Belegstellen bereichert, die Kapuzinerrede hat F. in engere Beziehung zu Abraham a Sancta Clara als Vorbild gesetzt. —

Aus den „Räubern“ [65-66]) und den übrigen Jugenddramen Schillers hat Paul

---

BerlTBl. N. 273. — 58) × Schiller, Il Teatro. 3 vol. Firenze, Le Monnier Succ. L. 50,00. — 59) × id., Teatro completo, interamente tradotto da A. Maffei e Carlo Rusconi, con cenni biografici. Napoli, Bideri. VIII, 451 S. L. 8,00. — 60) × id., Teatro Tragico, trad. d. A. Maffei. 4 voll. Firenze, Le Monnier Succ L. 16,00. — 61) × Schillerdramen in Wien: DBühnenG. 20, S. 453. — 62) × L. Bobé, Dtsch. Dramen auf d. Kopenhagener Theater: NationB. S. 548. (Erwähnt Aufführungen v. d. „Räubern“ u. „Kabale u. Liebe“.) — 63) W. Deike, Schillers Ansichten über d. tragische Kunst verglichen mit denen d. Aristoteles. Jenenser Diss. u. Progr. d. Herzogl. Gymn. Helmstedt, Schmidt; Rudolstadt, Dabis. 4°. 34 S. M. 1,60. — 64) Kuno Fischer, Schiller als Komiker. 2. neubearb. u. verm. Aufl. (= Schillerschriften. 1. Reihe. 2. S. 263—377.) Heidelberg, Winter. 115 S. D. 1. Reihe M. 6,00. (Vgl. N. 8.) — 65) × H. Herzog, Z. Erzählung Kosinskys in Schillers Räubern: ZÖG. 42, S. 394/6. — 66) × E. amüsanter „Räuber“-Theaterzettel: HambFremdenBl. N. 254. (Ankündi-

Hoffmann [67]) lehrreiche Zusammenstellungen gemacht; sie verdienen fortgesetzt zu werden. H. weist nämlich unter den Mitteln, durch die der junge Dichter seiner Prosa Erhabenheit verlieh, die Einmischung einer ganzen Reihe vollständiger und fragmentarischer Hexameter nach. Offenbar hat also Schiller sein Pathos an Klopstockschen Rhythmen erhitzt. — Elisabeth Mentzel [68]), die Verfasserin der vortrefflichen Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M., veröffentlicht zur Ergänzung ihres Hauptwerkes eine Reihe von umfänglichen Aufsätzen, deren erster die Frankfurter Aufführungen der „Räuber" behandelt. Nicht erst 1788, wie noch Minor, Schiller 1, S. 409, angiebt, sondern schon am 19. Nov. 1782 wurde das Stück in Frankfurt gespielt und zwar von der Truppe des Theaterdirektors Böhm, dessen Fähigkeiten M. rühmend hervorhebt. Eine zweite Aufführung fand am 30. Jan. 1783 statt. Leider sind die Theaterzettel verloren; aber nach der Besetzung anderer Stücke lässt sich die Rollenverteilung mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit herstellen, auch ist zu vermuten, dass in Anlehnung an das Mannheimer Beispiel im Kostüm der Ritterzeit gespielt wurde. Eingehend beleuchtet dann M. die Frankfurter Räuber-Aufführungen von 1785, bei der Herr Böck, der erste Karl Moor, als Gast auftrat, und die beiden Darstellungen von 1788. Ueber die erste dieser beiden existiert noch ein zeitgenössischer Bericht von W. A. Schreiber, den M. abdruckt; die zweite erhielt dadurch besondere Bedeutung, dass Iffland den Franz spielte. Um diese Aufführungen im Rahmen des ganzen Frankfurter Bühnenwesens zu zeigen, teilt M. im Anhang wichtige Repertoirnotizen und Theaterzettel mit und geht in ihrer Darstellung besonders auf die Bemühungen der Grossmannschen Truppe und auf das Leben des Schauspielers Heinrich Wilhelm Seyfried (1755—1800) ein, der ein geborener Frankfurter war. Sie hält diesen Mann, der sich auch der Jugendfreundschaft mit Goethe rühmte, für den Verfasser der Erwiderung auf Schillers Selbstrecension der „Räuber". — Die Ausgabe der „Räuber" von Spengler [69]) bringt in ihrer Einleitung das wichtigste aus den litterarhistorischen Voraussetzungen und beschränkt sich in den Anmerkungen fast ganz auf Worterklärung (dabei manche Irrtümer) und Erläuterungen von Realien. In den Gang der Handlung jedoch, in die Charakteristik usw. will sie den Leser nicht einführen. Was aber die Ausgabe ganz wertlos macht, ist, dass der Text aus verwerflicher Prüderie beschnitten oder in usum Delphini verändert worden ist. Taugen unsere Klassiker für die Schullektüre nicht so, wie sie sind, so lasse man sie den Erwachsenen. Sie in beliebiger Weise zu verstümmeln, dazu sind sie zu gut. —

Aus ganz demselben Grunde ist zu warnen vor der schlechten Ausgabe von „Kabale und Liebe" von K. A. Schmidt [70]). Sonst sind gerade hier die eigenen Zuthaten des Herausgebers zu loben. Denn die Einleitung, die auf Minor fusst, unterrichtet kurz und nicht ungeschickt über Entstehung des Dramas, Stoff und Charakteristik; und die Anmerkungen nehmen sogar Ansätze, die Beziehungen des Dramas zu verwandten Erzeugnissen der gleichzeitigen Litteratur aufzudecken. [71]) —

Wie weit die „Nouvelle historique et galante" von St.-Réal und Schillers „Don Carlos" von der historischen Wahrheit abweichen, war lange bekannt [72]). Das Urteil von Gachard, Maurenbrecher u. a. ist jüngst von Büdinger [73]) bestärkt und in wichtigen Punkten ergänzt worden. Es wird aus seinem Buche unwiderleglich klar, dass König Philipp die gewichtigsten persönlichen und politischen Gründe gehabt hat, seinen schwachsinnigen, unberechenbaren Sohn gefangen zu setzen, und dass Don Carlos einer Krankheit, die längst an ihm zehrte und die er durch die unsinnigsten Diätfehler verschlimmerte, erlegen ist. Es ist deshalb nur das tiefste Mitleid am Platz für den unglücklichen Monarchen und Vater, der lange genug vor den äussersten Massregeln zurückgescheut war. — Wie aber dennoch unmittelbar nach der Katastrophe sich in Madrid der Stadtklatsch an diese betrübenden Ereignisse anheftete, beweist ein kürzlich veröffentlichtes Dokument. Im Archiv der Herzöge von Alba nämlich in Madrid hat sich im Lauf der Jahrhunderte, trotzdem Brandschaden, Veruntreuung und brutale Vernichtung den Besitzstand wiederholt geschmälert haben, ein ungeahnter Reichtum von historischen Dokumenten angesammelt, ungeahnt deshalb, weil diese Schätze ungeordnet dalagen und sich daher der wissenschaftlichen Verwertung entzogen. Jetzt hat die Herzogin von Berwick und Alba, die selbst eine umfassende gelehrte Bildung besitzt, das Archiv ordnen lassen und einen stattlichen Band der wichtigsten Briefe und Aktenstücke herausgegeben. Es befindet sich darin ein Bericht über die letzten Monate des Don Carlos, Fragmente einer für deutsche Leser bestimmten Zeitung, in denen sich schon die Ansätze finden zu der Legende von dem tyrannisierten Sohn

---

gung v. Director Wohler in Bopfingen, 21. Apr. 1861.) — 67) (I 9 : 15.) — 68) (IV 5 : 71; vgl. FZg. N. 118.) — 69) (I 7 : 50.) — 70) (I 7 : 46.) — 71) XX E. Müller, Schillers Kabale u. Liebe: KBlGRW. 38, S. 1—33, 271—98, 459—73. — 72) X G. Valbert (= Cherbuliez), Don Carlos dans la poésie et dans l'histoire: RDM. 108, S. 672—83. — 73) M. Büdinger, Don Carlos' Haft u. Tod insbes. nach d. Auffassungen seiner Familie. Mit Don Carlos' Portr. Wien u. Leipzig, Braumüller. VI,

Carlos und seinem fühllos grausamen Vater Philipp II [74-75]). Von diesen Gerüchten führt eine direkte Strasse zu St.-Réals Novelle. — Ergänzend zu dieser und anderen Schriften, die Schiller benutzt hat, möchte L. Geiger [76]) die Diderotsche Skizze „Don Carlos, tragédie du marquis de Chimenès 1759“ hinzufügen. Man müsste dann annehmen, dass Schiller sie im Ms. gekannt habe. Denn gedruckt wurde sie erst 1818. Die Hypothese ist äusserst schwach gestützt. — Vom „Don Carlos“ geht auch Grundig [77]) in seiner Abhandlung aus. Er untersucht, indem er das Drama kurz analysiert und dabei auch die Mängel der Komposition erklärt, die Ideen von sittlicher Freiheit, die der Marquis Posa verkörpert, und verfolgt dann diese Ideen durch andere Schillersche Werke hindurch, bis er in der Schauspielhandlung des „Tell“ die Vollendung dessen erblickt, was in dem tragischen Konflikte des „Don Carlos“ hatte scheitern müssen. —

Bei jedem der historischen Dramen Schillers drängt sich natürlich die Frage nach dem Verhältnis der Dichtung zur Geschichte auf. Es kann aber nicht aus diesem Grunde die ganze einschlägige historische Litteratur in den JBL. verzeichnet werden. Ausschlaggebend ist in jedem einzelnen Falle die Frage, ob die betreffende Schrift mit Schillers Drama zusammenhänge, es erläutere oder von ihm erläutert werde. Wo dieser Zusammenhang fehlt, endet auch unsere Berichterstattung. — Wallensteins [78]) Charakterbild schwankt noch wie vor hundert Jahren in der Geschichte. Zu Rankes besonnenem Urteil bekennt sich heute noch mancher Forscher. Nach zwei Richtungen ist man aber auch über ihn hinausgegangen. Auf protestantischer Seite ist man vielfach bereit, den Feldherrn völlig rein zu waschen und geht da bis zur Vergötterung vor; auf katholischer Seite spricht man gern von Wallensteins Schuld und formuliert sie annähernd so, wie es Schiller aus dramatischen Rücksichten gethan hat. Jüngst begegnet man aber auf katholischer Seite auch dem Bemühen, alle Historiker, die über Wallenstein geschrieben haben, als Gefolgsmannen einiger katholischer Schriftsteller (Hurter u. a.) zu charakterisieren [79-80]). — Bei Schillers „Wallenstein“ [81-86]) ist zum ersten Male der zweite (Schluss-) Band von L. Bellermanns [87]) Werk über Schillers Dramen zu nennen. Er besteht wie der erste aus einer Reihe selbständiger Aufsätze. Wir ordnen die einzelnen Abschnitte, die uns vom „Wallenstein“ zum „Tell“ führen, an den entsprechenden Stellen ein. In der Vorrede fixiert B. nochmals, besonders polemisch gegen Otto Brahm, seinen Standpunkt und macht mit Recht geltend, dass neben einer rein historischen Betrachtung der Kunstwerke auch eine Würdigung der abgeschlossenen Dichtungen ohne Rücksicht auf ihre Entstehung am Platz sei. Und so giebt B. getreu dem Programm seines ersten Bandes nicht so sehr eine Einführung in Schillers Dramen als vielmehr Essays, die sich am besten erst an die Lektüre der Werke anschliessen. Ihre klare Form und behagliche Ausführlichkeit auch in Dingen, über die es keine Kontroversen giebt, machen sie zur Lektüre für weite Kreise geeignet; doch gewähren kritische Erörterungen auch dem Fachmann gelegentlich neue Anregung. Eine kleine Dosis Pedanterie erhöht die Liebenswürdigkeit des Buches. Im allgemeinen gliedern sich die Aufsätze so, dass nach sorgfältigen Erörterungen über Gang, Einheit, Verknüpfung der Handlung und Charakteristik eine Reihe von Erläuterungen einzelner schwieriger Stellen den Schluss bildet. Wir beginnen mit dem „Wallenstein“. Nach der Analyse, die die historische Persönlichkeit des Feldherrn nur flüchtig streift, handelt B. von der Verteilung der Jahres- und Tageszeiten der Handlung auf die einzelnen Akte des Stückes. So kleinlich dieses Nachrechnen erscheinen mag, es ist bei einem so sorgsam erwägenden Dichter wie Schiller doch am Platz. Die Liebe von Max und Thekla wird als integrierender Teil der Handlung, nicht als blosse Episode aufgefasst. Indem ferner B. in der Scene „Wallensteins Tod“ I, 7 den Angelpunkt des ganzen Dramas erkennt, muss er gegen K. Werder Front machen, der nicht den Verrat Wallensteins am Kaiser, sondern sein Vergehen gegen die ganze Menschheit für den Anlass seines Sturzes hält. Besonders energisch tritt B. für die Einheit des „Wallenstein“ ein; nicht zwei selbständige Trauerspiele (G. Freytag), auch keine Trilogie sieht er, sondern eine erweiterte fünfaktige, jetzt zehnaktige, Tragödie mit einem Vorspiel. Von dem Walten der antiken Schicksalsidee will B. wie Fielitz u. a. für den „Wallenstein“ nichts wissen.

---

317 S. M. 8,00. (Vgl. L. H[eves] i: FremdenBl. N. 295.) — 74) F. M., Aus d. Archiv d. Herzöge v. Alba. I-II: VZg N. 451, S. 463. — 75) × Neues über d. Herzog v. Alba: DBühnenG. 20, S. 347 8. — 76) L. Geiger, Zu Schillers „Don Carlos“: AZg^B. N. 27. — 77) Grundig, „Don Carlos“ u. d. Schillerschen Freiheitsideen: PädBll. 20, S. 557—73. — 78) × K. Ueberhorst, Wallenstein als Student in Altdorf. Nach hist. Quellen dargest.: DBühnenG. 20, S. 2—4. — 79) B. Duhr S. J., Wallensteins Schuld: StML. 40, II, S. 195—206 u. III, S. 303—12. — 80) id., Randglossen z. Wallenstein-Litt.: ib. I. S. 63—78. — 81) × (I 7 : 53.) — 82) × G. Irmer, D. dramat. Behandl. d. Wallensteinstoffes vor Schiller: N&S. 57, S. 246—61. — 83) × Vigelius, Schillers Drama Wallenstein als Beweis für Schillers Behauptung, dass d. Schaubühne e. moral. Anstalt sei: SchulblProvBrandenb. 56, S. 175—83. — 84) × M. H[arden], „Wallensteins Tod“ im Berliner Theater: Gegenw. 39, S. 252 4. (Eingehende Analyse v. Wallensteins Charakter im Hinblick auf d. Verkörperung durch Sonnenthal.) — 85) × P. Seliger, K. Werder, Vorles. über Schillers Wallenstein: Gegenw. 39, S. 138 9. — 86) × L. Hölscher, Reuss, D. Stellung d. Max Piccolomini in d. Wallenstein-Dichtung. 1889: ASNS. 86, S. 95/6. — 87) L. Bellermann, Schillers Dramen. Beitr.

Bei der ausführlichen Entwicklung von Wallensteins Charakter verteidigt er den Feldherrn besonders gegen den Vorwurf der Schwäche und Unschlüssigkeit; weniger glücklich findet er sich mit dem Tadel ab, dass Wallenstein sich Buttler gegenüber der Doppelzüngigkeit schuldig gemacht habe. Bei der Betrachtung der übrigen Personen des Stückes fallen manche treffende Bemerkungen allgemeineren Inhalts, über typische und individuelle Charakteristik bei Schiller auf. In dem Kapitel „Die Darstellung" finden sich einige sehr interessante statistische Beobachtungen über Schillers Metrik. In die Diskussion über einzelne Stellen kann ich hier nicht eintreten. — Als eine Ergänzung zu Bellermann kann man den kleinen Aufsatz von Deneke [88]) betrachten. D. beweist trotz Düntzers gegenteiliger Ansicht, dass Schiller schon im Vorspiel in der Charakteristik der typischen Vertreter der verschiedenen Regimenter den späteren Abfall des Heeres von Wallenstein ausreichend vorbereitet habe. — Birlinger [89]) trägt ganz wie in seinen früheren Miscellen ein paar sachliche und sprachliche Erläuterungen bei, diesmal zu den Versen „Dirnen die liess er gar nicht passiren" und „Eh' an Conjunktion zu denken". —

Von der „Maria Stuart" [90-91]) hat G. Baumann [92]) eine neue Ausgabe veranstaltet. Die Analyse ist nach einer strengen Schulterminologie gemacht; die historische Einleitung übergeht den wichtigsten Punkt, die Berechtigung der Elisabeth, Maria gefangen zu setzen. — Bei der Analyse der „Maria Stuart" sucht L. Bellermann [93]) die Richtigkeit des Ausspruches von Frau von Staël zu beweisen, dass dieses Stück das planmässigste unter allen deutschen Trauerspielen sei. Die Zeitberechnung ist höchst einfach. Maria, etwa dreissig Jahre alt, steht, obwohl leidend, durchweg im Mittelpunkt aller Interessen. Wenn auch schon im Beginn des Stückes das Todesurteil ausgesprochen wird, so liegt rein dramatisch doch die Entscheidung erst in dem Streit der Königinnen. Durch eine so leidenschaftliche Scene wird nachträglich auch Marias blutige Vergangenheit glaubhaft, von der sie sich durch den Tod läutert. Die drei freien Zuthaten Schillers (Verhältnis Lesters zu Maria, Mortimers Leidenschaft, Begegnung der Königinnen) werden auf ihre historische Berechtigung geprüft. Bei der Charakteristik kann sich B. nicht damit abfinden, dass Maria die Ermordung König Darnleys so leicht nehme und dass ihre Reue darüber zu äusserlich sei; ebenso wenig mit Elisabeths Verhalten gegenüber Mortimer. — Ein Stück Vor- und Nachgeschichte zu Schillers „Maria Stuart" giebt uns L. H. Fischer [94]). In seiner Uebersicht über die Dramen, die den gleichen Stoff behandeln, geht er vor allem auf die Trauerspiele von Spiess (in Berlin zuerst 1787 gegeben) und Raupach (1838) ein. Die Reihe der Maria Stuart-Dramen ist übrigens in diesem Aufsatz lange nicht erschöpft; Montchrestien, Riemer, Alfieri, Boursault, Lebrun, Björnson werden gar nicht erwähnt. —

Wie soll man den Namen der Jungfrau von Orleans schreiben? Semmig [95]) ereifert sich heftig gegen die Schreibung ohne Apostroph, die allerdings der Orthographie des 15. Jh. gemäss, heute aber durch die Form d'Arc zu ersetzen sei, wie denn auch Shakespeare Joan of Arc, nicht Joan Darc schreibt. S. leitet den Namen von dem Orte Arc (Haute-Marne) her, der in der Nähe von Ceffonds, dem Geburtsdorfe von Johannas Vater, liegt. — Wir haben im Vorjahr der Litteratur gedacht, die uns Jeanne d'Arc in der Dichtung schildert. Als Ergänzung erwähnen wir einen Aufsatz von Bapst [96-97]), der unter einer Reihe von patriotischen Festspielen aus dem 15. Jh. ein Mysterium nachweist, das schon bald nach der Befreiung der Stadt Orleans mehrfach im Anschluss an die grosse Procession und die Feier des 8. Mai gespielt wurde und das die That der Jungfrau und den Beistand der Heiligen zum Gegenstand hatte. [98-99]) — Bei dem Vergleich von Schillers romantischer Tragödie mit der Geschichte haben wir eine Reihe wunderlicher Feuilletons von Semmig [100]) zu erwähnen. S. kann es Schiller nie verzeihen, dass er für seine „Jungfrau von Orleans" nicht gründlichere geschichtliche Quellenstudien gemacht hat. Bekannt ist, wie S. in seinem weitschweifigen Buche über Jeanne d'Arc dem Dichter seine Verstösse gegen die geschichtliche Wahrheit nachrechnet, bekannt aber auch, wie oft seine eigene Darstellung parteiisch ist. Die Reihe der neuen Aufsätze befasst sich nun besonders mit den Frauen aus Karls VII. Umgebung, wobei es zu den geschmacklosesten Auslassungen über die Weiber im allgemeinen und die Schwiegermütter im besonderen kommt. Ginge es nach S., so hätte

---

zu ihrem Verständnis. 2. Teil. Berlin, Weidmann. VIII, 500 S. M. 9.00. (Vgl. hier S. 1—173.) — **88**) A. Deneke: Über Wallensteins Lager: ZDU. 5, S. 44/9. — **89**) A. Birlinger, Zu Schillers Wallenstein u. Tell: Alemannia 19, S. 67—73. — **90**) × H. Forst, Beitrr. z. Gesch. d. Maria Stuart: HZ. 66, S. 241—270. — **91**) × Dr. A. E., Neuere Litt. über d. letzten Lebensschicksale Maria Stuarts: HPBll. 107, S. 393/8. — **92**) (I 7 : 25.) — **93**) Vgl. o N. 87, S. 174—226. — **94**) L. H. Fischer, Maria Stuart auf d. Berliner Hofbühne. = Aus Berlins Vergangenheit. (I 5 : 308) S. 191—205. (Aus VZg[B]. 1887, N. 19.) — **95**) H. Semmig, Jeanne d'Arc oder Darc: AZg[B]. N. 40. — **96**) G. Bapst, Le théâtre et le patriotisme au moyen-âge. La fête de Jeanne d'Arc et la délivrance de la France à la fin de la guerre de cent ans: RPL. S. 568—70. — **97**) × D. erste Jeanne d'Arc-Dichtung: FZg. N. 129. — **98**) × J. Sarrazin, R. Mahrenholtz, Jeanne d'Arc in Gesch., Legende u. Dichtung: ZFSL., 13, II S. 54/6. — **99**) × R. Mahrenholz, Comte de Puymaigre, Jeanne d'Arc au théâtre (1439—1890.): ib. S. 49-54. — **100**) H. Semmig, Agnes Sorelle u. d. Familie Karls VII. Biograph. Skizze z. Erläuterung oder

sich Schillers Drama hauptsächlich aus zwei Bestandteilen zusammensetzen müssen: einerseits aus einer enthusiastischen Verherrlichung der Jungfrau, andererseits aus einer Reihe von rührenden Familienscenen: da hätte streng historisch die fettleibige, an Podagra leidende Isabeau im Rollstuhl gefahren werden müssen, Karl VII. hätte stets zwischen seiner guten Hausfrau und seiner vortrefflichen Schwiegermutter erscheinen sollen: die ganze Schale seines Zornes aber hätte der Dichter über die freche Buhlerin Agnes Sorelle ausgiessen dürfen. — Die Ausgabe [101]) der „Jungfrau von Orleans“ von G. Baumann [102]) ist ein Seitenstück zu der der „Maria Stuart“. Dem Text, der so abgedruckt wird, wie er seit der Ausgabe von Schillers Theater 1805 Bd. 1 normiert ist, geht eine doppelte Einleitung voraus: zunächst eine Zusammenstellung der wichtigsten Daten aus Schillers Leben nach Hofmeister und Palleske, die mit einer Uebersicht über Schillers Hauptwerke schliesst. Die zweite Einleitung, eine kurze Lebensskizze der Jeanne Darc, ist zu sehr im Geist von Schillers Tragödie geschrieben, um als historisch gelten zu können. — Von Erläuterungsschriften [103-105]) verdient die vierte Auflage von Düntzers [106]) Buch Erwähnung. D.s Auffassung der Tragödie hat sich nicht wesentlich geändert. Im ersten Teil besonders setzt er sich polemisch mit anderen Forschern auseinander. Bei der Quellenfrage wird sehr genau Schillers Benutzung der Weimarer Bibliothek verfolgt; D. glaubt nicht so fest wie Boxberger an ein Studium der „Histoire d'Angleterre“ des Rapin de Thoyras. An dem Gespräch zwischen Schiller und Böttiger vom 26. Nov. 1801 hält D. nach wie vor fest; doch meint er, es sei in den „Litterarischen Zuständen und Zeitgenossen“ entstellt wiedergegeben. Infolge dessen muss sich D. auch skeptisch gegenüber allen Gerüchten verhalten, die von einem zweiten oder gar dritten Schillerschen Plan zu einer „Jungfrau von Orleans“ sprechen. An die Einführung eines Minnehofes, eines Hexenprocesses, eines Scheiterhaufens kann er nicht glauben. Schwierigkeiten bleiben bei Betrachtung dieses Dramas immer bestehen. Mit den Wundern (Donner aus heiterem Himmel, Sprengung der Ketten usw.) hat sich noch kein Erklärer rein abgefunden. — Auch L. Bellermann [107]) kann hier Schiller nur verteidigen auf Kosten anderer Dichter (Kleist, Hebbel, Wildenbruch). Er hält die ganze Handlung schon an und für sich für ausreichend motiviert und rein psychologisch erklärlich; er degradiert damit die Wunder, gewiss nicht im Sinne des Dichters, zu einer Zuthat, die jene Zeit, in der man noch an Wunder glaubte, charakterisieren soll. Rein dramatisch sind sie ihm ein Mittel, psychologische Vorgänge zu objektivieren und unter schwankenden Meinungen eine Entscheidung zu gewinnen. Weitere Fragen knüpfen sich an den Charakter der Jungfrau: ist ihre plötzliche Liebe zu Lionel eine Inkonsequenz in der Charakterzeichnung? Sinkt Johanna schon im zweiten Akt bei den Werbungen Dunois' und La Hires allmählich von der Höhe ihres göttlichen Berufes herab? B. verneint in beiden Fällen. Den schwarzen Ritter definiert er als einen Geist der Hölle, der mit der Absicht nahe, Johanna in ihrem Selbstvertrauen irre zu machen, und der für das Drama die Bedeutung habe, in dem Zuschauer sowohl als in der Heldin die dunkle Ahnung eines drohenden Unheils wachzurufen. In der Lionelscene sieht B. den Gipfelpunkt der Handlung, das „tragische Ziel“; von dieser Scene an ist Johanna mit einer Schuld beladen, die zwar nicht gegen eine ausser ihr befindliche sittliche Macht anstösst, aber nicht minder schwer wiegt, wenn sie still in ihrer eigenen Brust ruht. In keinem Abschnitt hat B. den Dichter mehr verteidigen müssen, ohne dadurch überzeugender als sonst zu wirken, als bei der Behandlung der „Jungfrau von Orleans“. Es scheint, als ob dieses Drama, das wir, wenn es Schiller auch die rauschendsten Ehren eingetragen hat, doch zu seinen schwächsten Schöpfungen zählen, uns heute kaum anders als durch historische Betrachtung erläutert werden kann. Man muss nur mit den überlieferten Zeugnissen auch stets die richtige Deutung verbinden und nicht verfahren wie J. W. Braun [108]), der zwar die Einwände Carl Augusts gegen Schillers „Jungfrau von Orleans“ registriert, das Wichtigste aber auslässt: nämlich dass alle diese wortreichen Bedenken hervorgegangen waren aus der Rücksicht für Demoiselle Jagemann. —

Bei Betrachtung der „Braut von Messina“ legt L. Bellermann [109]) dar, dass nicht das Geschick aller drei Geschwister den Mittelpunkt der Handlung bilde; denn nur einer von ihnen, nur Don Cesar sei ein handelnder tragischer Held, sein Brudermord das „tragische Ziel“ des Stückes. Und selbst diese That dürfte man nach des Dichters Willen nur als ein Glied einer grösseren Kette betrachten, als Teil des prophe-

---

Beleuchtung v. Schillers Drama. 1. Karl VII. u. seine Familie. 2. Agnes Sorelle: Didaskalia N. 111/8. — 101) × Buchheims Edition of Schillers Jungfrau: Nichols: MLN. 6, S. 21/3; Lawrence: ib. S. 94/5. — 102) (I 7: 26.) — 103) × E. Speck, Z. Erklärung v. Schillers Jungfrau v. Orleans: ZDU. 5, S. 677—87. — 104) × E. Müller, Ueber d. Verheiratung d. Jungfrau v. Orleans. Tübingen, Fues. 7 S. M. 0,30. — 105) × F. Bachmann, F. Ullsperger, d. schwarze Ritter in Schillers Jungfrau v. Orleans. 1890: ASNS. 86. S. 321/3. — 106) H. Düntzer, Schillers Jungfrau v. Orleans. 4. neu durchges. Aufl. (= Erläut. zu d. dtsch. Klassikern 50 1. Bdchen.) Leipzig, Wartig (Hoppe). 280 S. M. 2,00. — 107) Vgl. N. 87, S. 227-306. — 108) J. W. Braun (verdruckt: Baum.), Einige gesch. Erinnerungen zu Schillers Jungfrau v. Orleans: TglRs. N. 265. (Vgl. DBühnenG. 20, S. 427/8. — 109) Vgl. N. 87, S. 307-420. — 109a) Vgl. N. 87, S. 421-500. — 110) × Silvia Andrea, W. Tell. Hist. Erzählung.

zeiten Schicksals. Ausgehend von „König Oedipus" zeigt B. die wichtigste Aenderung, die Schiller mit dem Schicksalsbegriff vornahm: bei Sophokles vollzieht sich das Fatum ohne Schuld des Oedipus, bei Schiller ist Don Cesar in Schuld verstrickt, die rein durch sich selbst erschütternd genug wirkt und der Verstärkung durch die Orakel nicht bedarf. Mit den zwei Problemen der Bedingtheit alles Handelns und der freien Verantwortlichkeit des Menschen, mit Schicksal und Schuld setzt sich B. auseinander, wobei mancher Seitenblick auf Schicksalstragödien und moderne Vererbungsdramen fällt. Das Missliche des doppelten Orakels bei Schiller wird beleuchtet. Eine Schicksalstragödie im Sinne des Sophokleischen „Oedipus", der eine Gattung für sich bildet, ist die „Braut von Messina" nicht; aber die Einführung der Schicksalsidee auch in veränderter Form ist nicht gut zu heissen. Sie hat so stark auf den Bau des Stückes, besonders in seiner ersten Hälfte, gewirkt, dass um ihretwillen sogar Unwahrscheinlichkeiten der Motivierung stehen bleiben mussten, die B. klar und gerecht beurteilt. Und ebenso hängt mit der Schicksalsidee die allgemeiner gehaltene Charakteristik aller Personen zusammen. Besonnene Ausführungen über den Chor, über Metrum und Sprache machen den Schluss dieser Abhandlung. —

In das lockere Gefüge des „Tell" mit seinen drei sich zwar durchkreuzenden, aber doch allzu selbständigen Handlungen führt L. Bellermann [109a]) den Leser durch eine knappe Analyse ein. Die Episode des Parricida sähe er gern beseitigt. Tells Apfelschuss verteidigt er im Gegensatz zu Börne, Weber, Kern und dem Fürsten Bismarck. Auch die Scene in der hohlen Gasse nimmt er in Schutz und will Tells Monolog durchaus nicht als Rechtfertigung, sondern als ernste Bereitung zu dem unabwendbaren Morde angesehen wissen. — Von anderen Seiten sind zur Erläuterung des „Tell" [110-111]) nur Kleinigkeiten beigebracht worden. Birlinger [112]) teilt ein paar Belege zu den Stellen „Es war ein grosses Volk" und „Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut" mit und bespricht mit kurzem, aber nachdrücklichem Lob zwei in Davos erschienene Schriften von A. Florin über Schillers „Tell" (s. o. I 7 : 19). — Heuwes [113]) vergleicht die Stelle v. 1954 bis 1962 mit der Antwort, die Arthur (Shakespeare, „König Johann" IV, 1) dem Hubert giebt. — Von Ausgaben [114]) sei die neue Auflage von Funke [115]) genannt, deren Text mit seinen Annäherungen an die moderne Schriftsprache die Mitte zwischen den Ausgaben von Körner und Joachim Meyer hält. Die Schöninghschen Klassikerausgaben vervollkommnen sich mit jeder neuen Auflage. —

Die Uebersetzungen und Bühnenbearbeitungen [116]) Schillers hat zum ersten Male A. Köster [117]) in grösserem Zusammenhange untersucht. Leider hat er seinem Buch einen Titel gegeben, der die Erwartung manches Lesers täuschen musste. Der Inhalt ist nämlich nicht eine zusammenhängende Darlegung der Grundsätze, nach denen der Dichter in seinen verschiedenen Lebensepochen als Bühnenpraktiker verfuhr, sondern eine Geschichte der Dichtungen, die er in der Zeit seiner Verbindung mit Goethe für das Theater bearbeitete. Es zerfällt also das Buch in eine Reihe selbständiger Aufsätze von ungleichem Wert. Noch recht unreif ist der zuerst entstandene Aufsatz über „Turandot", am besten gelungen das zuletzt ausgearbeitete Kapitel über „Macbeth". Ueber den buntscheckigen Inhalt des Buches orientiert ein sehr sorgfältig angelegtes Register. Die Einleitung erörtert im Zusammenhang mit Goethes Theaterreform und Ifflands Weimarer Gastspiel Schillers Egmontbearbeitung [118]) und betont ihre Bedeutung für den „Wallenstein". Dann folgt ein Kapitel, das von „Macbeth" handelt. Um eine feste Grundlage für die Untersuchung zu gewinnen, schickt K. eine Analyse des Stückes mit Berücksichtigung aller Varianten des englischen Textes voraus. Konsequenter als sonst ist hier der Charakter Macbeths dargelegt; ob K. mit dieser Analyse das Richtige getroffen hat, kann einzig und allein eine Bühnenaufführung, die auf ihr fusst, entscheiden. Eine wichtige Anregung für die Charakteristik hat der Roman „Niels Lyhne" von J. P. Jacobsen gewährt. Vom englischen Original zu Schillers Bearbeitung [119-20]) führt dann eine stetig fortlaufende, wenn auch mehrfach gewundene Strasse. Es sind deshalb die Bearbeiter, die man nicht auf diesem Wege trifft, von der

---

D. Schweizervolke z. Bundesfeier gewidmet. Frauenfeld, Huber. 157 S. M. 2,00. — 111) × E. Roussette, Monolog da Tell nella giassa stretta. Prova del dialect da St. Maria: ASRR. 6, S. 281/3. — 112) Vgl. N. 89. — 113) Heuwes, Nahe Verwandtschaft e. Stelle aus Schillers Tell u. Shakespeares König Johann: ZDU. 5, S. 55. — 114) F. v. Schiller, W. Tell, edited with introduction and notes, by K. Bruel. New-York, Macmillan. 28, 208 S. M. 2,00. — 115) (I 7 : 54.) — 116) ×× R. Schmidtmayer, Schillers Iphigenie in Aulis u. ihr Verhältnis z. gleichnam. Drama d. Euripides. (Fortsetz.) Progr. d. dtsch. Gymn. Budweis. (Abermals erschien nur e. Bruchteil d. Arbeit.) — 117) A. Köster, Schiller als Dramaturg. Beitrr. z. dtsch. Litt.-Gesch. d. 18. Jh. Berlin, Hertz. VII, 343 S. M. 6,00. |[O. F. Walzel: ZVLR. NF. 4, S. 389—95; E. Schmidt: DRs. 67, S. 315; C.: LCBl. N. 14; GJb. 12, S.-A. 34; A. v. Weilen: DLZ. S. 1747; O. Harnack: PrJbb. 66, S. 652/4; AZg. v. 13. Dez. 1890; H. Unbescheid: ZDU. 5, S. 486/8; W.: HambCorr[S]. 1890, S. 297; Söhns: COIRW. S. 572/3; M. Koch: BFDH. NF. 7, S. 172/5; W. P.: Bund N. 49; WeimarZg. 21. Dez. 1890; SchwäbKron. 3. Jan. Abd.; E. Sträter: Post 21. Nov. 1890 u. 22. Jan. 1891; M. Groeben: BLU. 805/6. Grössere Feuilletons: F. Servaes, Schiller als Uebersetzer: BerlTBl. N. 178; K. Frenzel, Neue Schiller-Studien II: NatZg. N. 136; K. Drescher, Z. Schiller-Litt., AZg[B]. N. 204; L. Geiger, Schiller als Dramaturg, FZg. v. 17. Dez. 1890.] — 118) × E. K., Egmont auf d. Bühne: KarlsruherZg. v. 2. April. — 119) × B. Sandmann, Schillers Macbeth. u. d. engl. Original: M. Koch: EnglStud. 16, S. 94/6; MGGEnglSL. 2. — 120) × P. H. Beckhaus, Shakespeares Macbeth u. d.

Betrachtung ausgeschlossen worden. Den Ausgangspunkt bilden die Uebersetzungen von Wieland und Eschenburg, die schärfer von einander gesondert werden, als es gewöhnlich geschieht. Von hier aus eine Geschichte der Auffassung von Macbeths Charakter in Deutschland zu geben, wurde K. dadurch möglich, dass er in der Bibliothek des Hamburger Stadttheaters die Bearbeitung von Friedrich Ludwig Schröder wiederfand und nun nachwies, wie die Macbethdramen von Stephanie d. J., F. J. Fischer, Schröder und Bürger eine geschlossene Kette bilden, ein Nachweis, durch den vor allem eine gerechtere Beurteilung von Bürgers „Macbeth“ möglich geworden ist. Es gehören ferner diese vier Bearbeitungen und nur diese vier durchaus in die Vorgeschichte von Schillers „Macbeth“, weil noch Schiller die durch sie befestigte Anschauung von Macbeths Charakter teilte. Aus dem Kapitel, in dem die Schillersche Bearbeitung selbst betrachtet wird, seien die Stellen hervorgehoben, wo Schillers Text mit den älteren Uebersetzungen verglichen und wo der Einfluss nachgewiesen wird, den zuerst Shakespeares „Macbeth“ auf den „Wallenstein“, dann dieser wieder auf Schillers „Macbeth“ ausgeübt hat. Das Beste an dem Kapitel über die Einrichtung von Lessings „Nathan“ ist die Charakteristik der einzelnen Personen, besonders der Recha. Auf sehr weitem Umweg nähert sich K. dann im folgenden Abschnitt „Turandot“ [121]) seinem eigentlichen Thema. Von den einzelnen Motiven des Märchens geht es zu der abgeschlossenen Erzählung in der Sammlung „1001 Tag“ und zu Gozzis Fiaba, die ebenso wie Gozzis ganze dichterische Thätigkeit sorgfältig charakterisiert wird. Die folgende Untersuchung der Uebersetzung von Friedr. Aug. Clemens Werthes führt unmittelbar zu Schiller, so dass also ein eingeschobenes Kapitel über Turandotbearbeitungen vor Schiller ohne Schaden hätte fehlen können. Es behandelt ein Drama im bardischen Geschmack, „Hermannide“, das Joh. Friedr. Schmidt für das Wiener Preisausschreiben von 1777 verfasste und Fr. Rambachs „Drey Räthsel“ aus dem Jahre 1799. Bei der Würdigung von Schillers „Turandot“ [121a]) wird der Nachdruck auf die Charakteristik der einzelnen Personen gelegt, wobei die Einwirkung von Moretos „El desden con el desden“ ins Auge fällt. Auch die Mühe, die sich Schiller bei der Einführung der Masken der italienischen Komödie gegeben hat, und die Sorge für das chinesische Kolorit seiner Bearbeitung wird anerkannt. Aber ebenso klar tritt zu Tage, dass Schiller mit der Bearbeitung der stillosen Gozzischen Dichtung doch keinen ganzen Erfolg erringen konnte. Aufführungen und Kritiken aus dem Anfang des 19. Jh. sprechen sämtlich für das geringe Interesse des Publikums. Es lag jedoch K. nicht nur daran, zu zeigen, dass Schiller in diesem einzelnen Falle die Verwertung italienischer Masken auf der deutschen Bühne missglückt ist, sondern dass eine Einführung dieser Figuren innerhalb Gozzischer Märchen bei uns überhaupt eine Unmöglichkeit ist. Diesem Zweck dient ein Schlusskapitel des Abschnittes, das von den mannigfachsten Einbürgerungsversuchen von Gozzis Fiaba handelt. Es tritt nicht mit dem Anspruch auf, den Einfluss des Venetianers auf die deutsche Litteratur zu erschöpfen, sondern greift aus dem reichen Stoff charakteristische Einzelfälle, leider in zu grosser Zahl, heraus. Nachdem auf die ausserordentliche Verwandlungsfähigkeit der Masken trotz ihres unveränderlichen Charakters hingewiesen worden ist, passiert unter Lessings Führerschaft eine ganze Reihe deutscher Dichter Revue: Klinger mit seinem „Simsone Grisaldo“, Schröder, Reinecke, Dyk mit mehreren Bühnenbearbeitungen, Gotter mit dem „Öffentlichen Geheimnis“, einem der wenigen Stücke, in denen der Charakter des Truffaldino annähernd richtig getroffen ist, Franz Horn und E. T. A. Hoffmann, die ihre Begeisterung für Gozzi in prosaischen Aufsätzen aussprachen, Goethe mit seinem „Triumph der Empfindsamkeit“, Tieck mit einigen seiner ersten Märchendichtungen: „Prinz Zerbino“, „Blaubart“, „Der gestiefelte Kater“, Clemens Brentano mit dem Märchen „Liebseelchen“ und vor allem mit seinem Singspiel „Die lustigen Musikanten“, Richard Wagner mit seiner Oper „Die Feen“, Streckfuss, der in seinem „Zeim“ und seinen „Zwey Geheimnissen“ die Masken gänzlich beseitigte, Treitschke, der sie in seiner „Zobeis“ durch beliebte deutsche Lustspielfiguren ersetzte, und endlich Paul Heyse, der einen letzten Versuch mit den „Glücklichen Bettlern“ machte, eine lange Reihe Schiffbrüchiger, die alle an der gleichen Klippe gescheitert sind. Allzubreit ausgesponnen ist der Abschnitt über die Phädra-Uebersetzung, zumal da die einleitenden Bemerkungen über die haute tragédie der Franzosen nicht aus dem Vollen geschöpft sind. Doch lehrreich ist dann die Untersuchung der Uebersetzung selbst; die Grundsätze für das Verfahren Schillers lassen sich fast ganz aus dem Unterschied von Alexandrinern und fünffüssigen Jamben ableiten. Ueberhaupt sei hier auf die Partien des K.schen Buches, die über metrische Fragen, über den dramatischen Vers handeln, besonders hingewiesen; die Stellen sind mit Hülfe der Seitenüberschriften und des Registers leicht zu finden. Für das Uebersetzungsverfahren hatte Schiller übrigens schon seine Vorgänger in Gotter und Goethe, deren

Schillersche Bearb.: M. Koch: EnglStud. 16, S. 94 6; MGGEnglSL. 2. — 121) X Schiller, Turandot. Trad. da A. Maffei. Firenze,

„Merope“, „Mahomet“ und „Tancred“ wegweisend für ihn waren. Es war deshalb berechtigt, diese Dramen vorher zu prüfen, eingehender als es bisher geschehen war. In die Untersuchung ist auch eine kurze Charakteristik von Schillers Uebersetzungen der Picardschen Lustspiele „Médiocre et rampant“ und „Encore des Ménechmes“ eingeflochten, wobei die Varianten im Hamburger Theatermanuskript des „Neffen als Onkel“[122]) ins rechte Licht treten. Mancherlei Beigaben hat K. endlich noch in den allzu zahlreichen Anmerkungen aufgespeichert, vor allem sind hier alle textkritischen Erörterungen erledigt; zu den stilistischen und metrischen Untersuchungen im darstellenden Teil ist das statistische Material zur Kontrolle hinzugefügt. Im Einzelnen handelt Anmerkung 26 von französischen Macbethdramen; 79 von dem Einfluss Davenants auf Bürgers „Macbeth“; 106 von der Einwirkung H. L. Wagners auf Schillers „Macbeth“; 143 bringt eine Hypothese zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, her. von Vollmer, 4. Aufl. 2, S. 258; 248 bespricht den Zusammenhang zwischen dem Turandotdrama und Schillers Entwurf zu „Rosamund“ (Werke 15, 1, S. 349 ff.). Endlich bringt Anm. 366 eine Kollation der Phädrahandschrift, so weit sie noch vorhanden ist und dem Vf. erreichbar war. —

Höchst erfreulich ist es, wenn man sich in letzter Zeit viel mit dem Nachlass Schillers beschäftigt, denn hier sind noch manche Rätsel zu lösen. Was es z. B. mit dem Entwurf zu einem „Attila“ auf sich hat, ist bis heute noch dunkel. E. Müller[123]) stellt die erreichbaren Zeugnisse zusammen, aus denen sich ergiebt, dass sich Schiller in den letzten Lebensjahren mit dem Stoff getragen haben muss. Im Goethe- und Schiller-Archiv hat man jedoch keine Spur von dem Drama gefunden. — Die von Minor (Aus dem Schiller-Archiv S. 121 ff.) mitgeteilte Demetriusscene[124]) ist jetzt erheblich besser nach neuer Vergleichung der Handschrift von Suphan[125]) abgedruckt worden. Der Herausgeber beweist unwiderleglich, dass hier ein Diktat vorliegt und wir also Schiller selbst, nicht Charlotte als den Vf. ansehen müssen. — Die gleiche Ansicht hatte bereits Düntzer[126]) mit guten Gründen gestützt und die Entstehung der Scene, die in die letzte Fassung des Demetriusentwurfes nicht mehr hineinpasste, in den Oktober 1804 oder den Februar 1805 verlegt. Die äusseren Umstände, besonders aber (worauf nicht hingewiesen ist) die unleugbaren Mängel der Scene legen die Vermutung nahe, dass der Dichter sie in einer Zeit körperlichen Leidens ausgeführt hat. — Ein anderes ist es nun freilich, in dieser Weise Schillers Fragmente kritisch zu würdigen, ein anderes, sie zu Ende zu dichten. Mit der Ausführung Schillerscher Dramenentwürfe hat noch keiner rechtes Glück gehabt; man sollte die Fragmente Fragmente, die Entwürfe Entwürfe bleiben lassen und sie als solche fleissig studieren. Sie wurzeln zu tief in des Dichters Individualität und in seiner Zeit, um von einem beliebigen Epigonen fortgesetzt werden zu können. Vollends sollte man sich von den Versuchen fernhalten, an denen Schiller selbst gescheitert war. So war es von vornherein ein unglücklicher Gedanke A. Walds[127]), die „Kinder des Hauses“ auszuführen. Für Schiller war diese Skizze ein Experiment; er wollte gewisse antike Vorstellungen, denen er in den „Kranichen des Ibykus“, im „Ring des Polykrates“ u. ö. Ausdruck verliehen hatte, auch einmal in einem ganz modernen Stoff verkörpern, gab aber den Versuch wesentlich deshalb auf, weil ihm die freie Erfindung einer dramatischen Fabel Schwierigkeiten machte. In seinem Plane häuft sich eine Unwahrscheinlichkeit auf die andere, der Dichter hat selbst darauf hingewiesen. Das Drama von W., in dem alle diese Mängel wiederkehren, verrät nicht eine Spur Schillerschen Geistes. In einigen Partien wirkt es wie eine Parodie auf die Schicksalstragödie. Dass Professor Schanz nichtsdestoweniger das Schauspiel ernst nimmt, ist kein Wunder. Die beiden Schriftsteller loben sich seit Jahren gegenseitig. — Ueber die Willkür, mit der Goedeke in der historisch-kritischen Ausgabe Bd. 15, 1 Schillers dramatische Entwürfe herausgegeben hat, ist oft geklagt worden; in der That ist diese Ausgabe völlig unbrauchbar, weil sie die Schwierigkeiten, die sich an den Nachlass knüpfen, durch die wirre Anordnung noch wesentlich vermehrt hat. Auch Boxberger, der im 125. Band von Spemanns National-Litteratur die Entstehungsphasen der einzelnen Entwürfe kenntlich machen wollte, konnte nicht zum Ziel kommen, weil er sich lediglich an das gedruckte Material hielt. Es ist daher eine kritische Ausgabe dieser kostbaren Hinterlassenschaft noch immer ein dringendes Bedürfnis und eine höchst lohnende Aufgabe. Wie viel noch zu thun ist, zeigt Kettner[128]) an dem Beispiel des Malteserentwurfes. Er unterscheidet zwei

---

Le Monnier Succ.' L. 4,00. — 122) × id., Oncle et neveu, comédie en quatre actes publiée et annotée par M. Alex. Pey. Paris, Delagrave. 65 S. Fr. 0,75 — 123) E. Müller, Ueber e. unbekannten dramat. Plan Schillers: BBSW. N. 15. — 124) ×× A. Stein, Schillers Demetrius-Fragment u. s. Fortsetzungen. 1. Teil: D. Fragment. Progr. d. Gewerbeschule. Mühlhausen, Veuve Bader & Cie. 4⁰. 23 S. — 125) B. Suphan, Zu Schillers Demetrius: VLG. 4, S. 343—54. — 126) H. Düntzer, Zu Schillers Demetrius: ib. S. 173—81. — 127) A Wald, D. Kinder d Hauses. Schauspielfragm. v. F. v. Schiller. Für d. dtsch. Bühne bearb. Mit e. Vorw. von Prof. Uli Schanz. Pressburg u. Leipzig, Heckenast (Drodtleff) 71 S. M. 1,00. |[K. F. Kummer: BLU. S. 209—10.]| — 128) G. Kettner, Schillers Malteser: VLG. 4, S. 528—66. — 129) K. Frank, Schillers

grosse Perioden innerhalb Schillers Arbeit an diesem Drama: I 1788—96, II 1797—1803. Mit Hilfe der zahlreichen Briefstellen, in denen Schiller von der immer erneuten Lust zu diesem Stoff redet, lassen sich die vielen erhaltenen Personenverzeichnisse, Scenare, Erwägungen, Skizzen usw. mit ziemlicher Sicherheit chronologisch ordnen. Dabei ergiebt aber die Prüfung der Hss., die K. vorgenommen hat, dass Goedeke grosse Partien einfach übersehen oder absichtlich ungedruckt gelassen hat. So holt K. S. 536/8 ein umfängliches Bruchstück nach, das er für einen Rest des ältesten Entwurfs hält; ebenso S. 540/1 zwei kleine Skizzen der Handlung, in der schon die episodische Intrigue das Hauptmotiv gefährdet; endlich S. 543 ein Fragment, das sich unmittelbar an Goedeke S. 118, 33 anschliesst, so dass also dort die Skizze des Stückes nicht mehr mit dem vierten Akt abbricht, sondern zu Ende geführt wird. Soweit die erste Phase der Malteserdichtung. Die Zahlenreihen bei Goedeke S. 113 bedeuten wohl a) die Anzahl der wichtigsten Scenen, die sich nach Möglichkeit gleichmässig über das Stück verteilen mussten, b) die mutmassliche Anzahl der Druckseiten, wenn das Stück in den Horen veröffentlicht werden sollte. Die jüngere Phase der Entwürfe seit 1797 wird äusserlich gekennzeichnet durch das Fehlen jeder Akteinteilung. Auch hier ist neben völliger Umstellung der von Goedeke durcheinander geworfenen Partien auch eine Bereicherung des Textes zu konstatieren: S. 554/5 teilt K. ein kurzes Schema der Perioden des Johanniterordens mit, die Rückseite des Blattes, das Goedeke S. 92,6-93,2 abdruckt. Auch dieses Blatt, auf dem zuerst der Seemann Romegas auftritt, deutet auf eine abermalige Weiterentwicklung der Dichtung. K. spricht von der Romegasstufe. Gegen das Ende der Untersuchung hin ist die Datierung der Bruchstücke nicht so überzeugend wie am Anfang; doch sagt K. selbst, dass er hier noch nicht das letzte Wort geredet habe. Die Ansätze zur Ausarbeitung des Dramas hat K. von dem Entwurf im engeren Sinne abgetrennt. Am Schluss wird der Unwert des Körnerschen Scenars betont, das in Zukunft von jeder kritischen Ausgabe auszuschliessen ist. — Die Untersuchung K. Franks[129]) über die „Prinzessin von Zelle" kann nicht ausreichen. Heyses „Graf Königsmark" ist allerdings eine seiner kraftlosesten dramatischen Leistungen. Aber die Unterschiede zwischen seinem Stücke und Schillers Entwurf verdienen doch eine etwas tiefere Ergründung, als F. ihnen zuteil werden lässt. —

In einer Schlussrubrik „Verschiedenes" findet eine Reihe kleinerer Beiträge[130-135]) Platz. Max Koch[136]) setzt seine jährliche Wanderung durch die Schillerlitteratur fort. — Tragikomisch erscheint dem heutigen Leser der Aufruf[137]), den am 17. Okt. 1805 R. Z. Becker in Gotha erliess zum Ankauf eines Gutes für Schillers Erben, zu dem die Kosten durch Benefizvorstellungen an sämtlichen deutschen Theatern aufgebracht werden sollten. — Vollmers Exemplar von Schillers Kalender, das der Verstorbene mit der Originalhs. verglichen und mit zahlreichen Korrekturen versehen hatte, ist in den Besitz von E. Müller[138]) in Tübingen übergegangen, der nun die Resultate der Vollmerschen Kollation veröffentlicht. Viele seltnere Namen und manche Daten werden verbessert, auch sind einige grössere Zusätze zu verzeichnen: eine Berechnung der Einnahmen vom Jahre 1799 und mehrere ähnliche Tabellen. Inzwischen ist (1893) bei Cotta ein Neudruck des ganzen Kalenders erschienen. — Endlich erwähnen wir eine Reihe von Briefen, geschrieben von Prof. Dr. Jos. Fick[139]) (Wien 1800 — Graz 1881), dem „Wiener Anonymus", einem eifrigen Mitarbeiter der Historisch-politischen Blätter. Sie stammen aus dem Jahre 1881, also dem letzten Lebensjahre F.s und sind in ganz ultramontanem Geist geschrieben. Hatte Daumer in seiner Abhandlung „Schiller und sein Verhältnis zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart" (Mainz 1862) in dem Schiller der letzten Lebensjahre einen Neunzehntelkatholiken sehen wollen, so bemüht sich F. nachzuweisen, dass er noch lange nicht katholisch genug war. Am eingehendsten wird dabei die „Jungfrau von Orleans" betrachtet. Gegenüber dem durchweg parteiischen historischen Urteil wollen einzelne chronologische Irrtümer („Don Carlos" schon 1782 erschienen!) wenig sagen. Seltsamerweise hat sich mitten in diese Briefe über Schiller auch einer über Grillparzers „Weh' dem der lügt" (S. 428—30) verirrt. —

„Prinzessin v. Zelle" u. Heyses „Graf Königsmark". JB. d. Landes-Realgymn. M. Schönberg, Slawik. 14 S. — 130) ×× L. Böhme, Schillerstudien I. Progr. d. Gymn. Albertinum. Freiberg i. S., Engelhardt. 4°. 32 S. M. 1,25. (Nur e. Bruchstück d. ganzen Abhandl.) — 131) × H. Unbescheid, Anzeigen aus d. Schiller-Litt. 1890/91: ZDU. 5, S. 485-501. — 132) × E. M. Schranka, Neues aus d. Miniaturlitt. (Lichtstrahlen aus Schillers Werken v. Ad. Wechsler. Leipzig, Opetz 1890. 8°. 1 M.): BLU. S. 149. — 133) × (IV 9a: 65). — 134) × D. Schillerpreis: HambCorr. N. 795 (Auch FZg. N. 112; Kw. 4, S. 228.) (D. Schillerstiftung in Augsburg hat ihren ersten Preis für hervorragende Leistungen in dtsch. Litteratur Herrn Rich. Zoozmann in Berlin zuerkannt.) — 135) × D. latein. Prüfung: Didaskalia N. 143. (Anekdote v. Schillers Sohn Karl, d. Württembg. Oberförster.) — 136) M. Koch, Neuere Goethe- u. Schillerlitt.: BFDH. NF. 7, S. 161—99, 395—442. — 137) E. Müller, Z. Gesch. d. Schillerverehrung: BBSW. S. 78/9. — 138) id., Vollmers Nachlese zu Schillers Kalender: VLG. 4, S. 440—50. — 139) Briefe über Schiller: HPBll. 107, S. 321—33, 428—41. —

IV,11

Romantik.

Oscar F. Walzel.

Im Berichtsjahre ist keine Arbeit allgemeinerer Art hervorgetreten, die zusammenfassend über eine grössere Gruppe von Romantikern handelte. In dem durch Vulpius [1]) vorgelegten Tagebuche Augusts von Goethe nur findet sich eine Anzahl romantischer Freunde zusammen: A. W. Schlegel (2. Sept. 1801), Leo v. Seckendorff (3. Jan. 1805), Stoll (11. Jan. 1805), Schleiermacher (24. Juli 1805), H. Steffens (30. Juli 1805), Ludwig und Amalie Tieck (8. Juni 1828). — Merkwürdigerweise hat auch noch niemand Anlass genommen, die gerade im Jahre 1891 energischer auftretende Bewegung des französischen Symbolismus mit der in wesentlichen Punkten übereinstimmenden deutschen Romantik zusammenzuhalten. Nur Brunetière [2]) gedenkt der analogen Bemühungen von Görres und Creutzer. — In Hurets [3]) Enquête legt Gourmont dem Symbolismus eine philosophische Theorie zu Grunde, die mit Fichtes Idealismus starke Verwandtschaft hat. Auch hier fehlt der naheliegende Verweis auf die von Fichte ausgehende deutsche Romantik. — Prodniggs [4]) Studie über die ästhetische Doktrin der älteren Romantik kommt in erster Linie dem jüngeren Schlegel zu gute; sie soll zeigen, wie Goethes „Wilhelm Meister“ auf die Romantheorie Friedrichs und auf seine Bestimmung der romantischen Poesie gewirkt hat. Beide Beziehungen sind lange bekannt und mehrfach erörtert worden; dennoch weiss P. in eindringlicher Untersuchung manches schärfer zu fassen. Aus den Lyceumsfragmenten 26, 78, 89, 111, 118 liest er als Definition des Romanes zusammen: „Der Roman als die allerweiteste unter allen Formen der Dichtung und geeignet, das ganze geistige Leben des Autors auszudrücken, soll eine Gesamtheit von selbständig existierenden, teils thätigen, teils leidenden Figuren umfassen, und es können sich aus dem Gesamteindrucke des Ganzen Lehren der praktischen Lebensweisheit ergeben.“ Punkt für Punkt weist P. nach, wie diese Definition und die ihr zu Grunde liegenden Fragmente im „Wilhelm Meister“ zu ihrem Rechte kommen. Vor allem dienen die Bildungselemente des Romans, seine belehrende Seite, der Romantik. P. fügt eine Analyse des Athenäumsaufsatzes über „Wilhelm Meister“ an; in ihm wird vor allem die „Lebenskunst“ des Romans im romantischen Sinne gedeutet. Richtig betont P. unter Hinweis auf die universale Tendenz, die den Romantikern aus Goethes Roman entgegenleuchtete, die Gefahr der romantischen Anschauung vom Roman, dass sie ihn unkünstlerischen Zwecken, Zwecken der Bildung unterordne. Dass jene universale Tendenz aus dem Romane Goethes die Romantiker alle Gesetze der Poesie herauslesen liess, wird in einer Analyse des Athenäumsfragments 116 gezeigt. Die darin gegebene Definition der romantischen Poesie stimmt nach P.s Erörterungen sowohl in der Forderung einer progressiven Universalpoesie wie in der Betonung des innigen Verhältnisses zur Philosophie mit den Tendenzen des „Wilhelm Meister“. Auch der Aufsatz über „Wilhelm Meister“ bestätigt mit seiner Bildungsforderung, dass die Romantiker in dem Romane nur ihr eigene Welt wiederfanden. P. führt seine Betrachtungen bis an den Begriff der romantischen Ironie heran; diese Ironie selbst lässt er mit Recht bei Seite, da ihre Wurzeln in einem ganz anderen Ideenkreis liegen. —

Im vorigen Berichtsjahre war es innerhalb des Schlegelschen Kreises der jüngere der Brüder Schlegel, der im Vordergrunde stand; das Berichtsjahr brachte dem Shakespeareübersetzer August Wilhelm grösseres Interesse entgegen. Bernays [5]) rechtfertigt die philologische Behandlung seines Neudrucks der Schlegel-Tieckschen Shakespeareübersetzung [6-7]) in einer feinsinnigen Studie. B. war neuerdings an die Dresdener Hss. der Schlegelschen Uebersetzung herangegangen; nur aus ihnen wollte er

1) (IV 1 : 29; vgl. IV 9b : 68.) — 2) F. Brunetière, Le symbolisme contemporain: RDM. 104, S. 685 ff. 3) J. Huret, Enquête sur l'évolution littéraire. Paris, Charpentier. XXI, 455 S. Fr. 3,50. (S. 138.) — 4) H. Prodnigg, Goethes Wilhelm Meister u. d. aesth. Doktrin d. ält. Romantik. 40. JB. d. steiermärk. Landesoberrealschule. Graz. 31 S. — 5) M. Bernays, Vor- u. Nachwort z. neuen Abdruck d. Schlegel-Tieckschen Shakespeare: PrJbb. 68, S. 524–69. — 6-7) Shakespeares dramatische Werke. Uebers. v. A. W. v. Schlegel u. L. Tieck, durchges. v. M. Bernays. 2. Abdr. Berlin, Reimer. 12°. XXX, 330, 365, 404, 343, 304, 378, 304, 367, 341, 381, 419, 494 S. M. 9,60. |[L. Fränkel: BLU. S. 801/2.]| —

Aenderungen des überlieferten Textes schöpfen, da nach seiner Ueberzeugung nur Schlegel selbst Besserungen vorzunehmen im stande war. Dass Schlegel seine Uebertragung vervollkommnen wollte, wird durch einen ungedruckten Brief an Cotta vom 23. April 1801 bestätigt. Thatsächlich zur Verbesserung geschritten ist er erst, als Tieck mit seiner Uebersetzung hervortrat; nur dem „König Johann", „Richard II." und dem ersten Teile von „Heinrich IV." ist die neue Sorgfalt Schlegels zu gute gekommen. B. betont, dass die frühe Unterbrechung dieser Revisionsarbeit nicht zu beklagen sei. Schlegel hatte seinen Geschmack durch die französischen Arbeiten zu sehr verwöhnt, um nicht jetzt zu stark nach Glätte und Geschmeidigkeit zu streben. Als Belege erscheinen: „König Johann" 3, 1, 77 (Elze hält irrtümlich die ursprüngliche Lesart für Tiecks Eigentum: Ausgabe der Shakespearegesellschaft 1, S. 237); 1, 1, 89; 3, 3, 19. Glücklich beseitigt wurde durch B. in Uebereinstimmung mit Alex. Schmidt der „stotternde" Heissspom („Heinrich IV." 2, 2, 3, 24). Aehnliches widerfuhr einem offenkundigen Fehler „Romeo und Julie" 3, 5, 142. Um die Ansichten von Zeitgenossen und Sachverständigen über Schlegels Arbeit zu kennzeichnen, bringt B. die lobenden Urteile Garves, Tiecks, O. Gildemeisters und Novalis' (an Wilhelm 30. Nov. 1797) bei. Zum Schlusse setzt er Schlegels litterarische That in Parallele mit Scotts Uebertragung des „Götz von Berlichingen" und Coleridges Wallensteinübersetzung[8-11]). — Neue Anhaltspunkte zur Bewertung der Shakespeareübersetzung bringt auch Köster[12]) bei. Dass Schiller von Schlegels Arbeit für seine Metrik Gewinn gezogen hatte, war von dem eitlen Manne selbst ausdrücklich hervorgehoben worden. K. prüft zum ersten Male diese Behauptung; er erblickt das Wesentliche des Schlegelschen Blankverses in der freien Behandlung der Jamben. Wann der Jambus durch den Trochäus ersetzt werden kann, untersucht Schlegel schon in den metrischen Studien, die er im Jahre 1793 seinem Bruder sendet. Die beiden Shakespeareabhandlungen der „Horen" gehen dem Probleme weiter nach; sie wollen auch das Wesen des Shakespeareschen Dialogs ergründen; eine Absicht, die in den Vorlesungen von 1808 ihre abschliessende Erfüllung erreicht. Schiller übernimmt von Schlegel sowohl den Trochäus im Blankvers, den von den „korrekten" Kritikern als „holprig" verurteilten Quinar, wie die Dialogführung. Beides erweist K., indem er den „Don Carlos" den späteren Dramen gegenüberstellt. Auch eine Sammlung von Urteilen über die Schillersche Macbethbearbeitung aus dem Kreise W. Schlegels stellt K. zusammen (S. 122 ff.). — W. Schlegels sehr unerfreuliches Verhältnis zu Bopp fand durch Lefmann[13-14]) eine ausführliche Darlegung. Sie stützt sich auf den (S. 84*—114*) zum ersten Male mitgeteilten Briefwechsel der beiden Männer; die Briefe Bopps entstammen augenscheinlich dem Schatze der Dresdener Bibliothek (vgl. Klettes „Verzeichnis" N. 139). Der Briefwechsel setzt 1815 mit einem Dankschreiben Schlegels ein, findet seine Fortsetzung indessen erst 1820 und läuft dann mit kurzen Unterbrechungen bis 1829. Er beschäftigte sich im wesentlichen mit dem Gusse der Sanskrittypen; erst die letzten Briefe vom Jahre 1829 erregen besonderes Interesse; sie sind Dokumente des Bruches. Wilhelms von L. auch im Texte ausführlich erörterte Beziehungen zu Bopp knüpften sich 1815: damals nimmt Schlegel in Paris bei dem jugendlichen Anfänger Stunden im Sanskrit, obwohl Chézy seine Vorlesungen schon eröffnet hatte. Er reist ab, ohne sich von Bopp zu verabschieden, was natürlich eine gewisse Gereiztheit des letzteren wachrief. Das später wieder angeknüpfte Verhältnis konnte bei Schlegels Eigendünkel nicht von Dauer sein. Schon 1820 schulmeistert er an Bopps Latein. 1829 giebt er brieflich eine überscharfe Recension von Bopps „Grammatischem System" (vgl. auch S. 144). Bopp blieb die Antwort nicht schuldig. Schlegel spielte den Gekränkten und liess Bopp durch Lassen in der „Indischen Bibliothek" heruntermachen (vgl. S. 147). Windischmann, der Freund beider, stellte sich zuletzt ganz auf Bopps Seite. Schon Bopps Aufnahme in die Berliner Akademie hat wohl Schlegels Neid erregt. Schlegels „litterarische Scherze" hat Bopp, wie L. zeigt, ebenso witzig wie schlagend beantwortet (S. 173 f.). Im einzelnen erwähnt sei: Schlegel verurteilt das „Salbadern", dem Görres' Anzeige der Schlegelschen Ausgabe des „Ramayana" huldigte (16. April 1815); die Rhoderecension seines Bruders nennt er „ein tüchtiges Stück Arbeit" (20. Aug. 1820). Kosegartens „Nala"-Uebertragung wird von Bopp verworfen (8. Aug. 1820), während er den von Schlegel abfällig beurteilten Wilckins in Schutz nimmt. Auch Schlegels Verhältnis zu Windischmann erfährt in L.s Schrift eine neue Beleuchtung (S. 63*, 76*).

---

8) × id., Dramatische Werke. Uebers. v. A. W. v. Schlegel u. L. Tieck. Im Auftrage d. dtsch. Shakespeare-Ges. her. u. mit Einl. vers. v. W. Oechelhäuser. Stuttgart, Dtsch. Verl.-Anst. XII, 943 S. M. 3,00. |[BLU. S. 350 (warm empfohlen); A. D[ove]: AZg[B]. N. 149; R[odenberg]: DRs. 69, S. 319; N&S. 58, S. 133; J. R.: LZg[B]. N. 68.]| — 9) × id., Sämtl. dram. Werke in 12 Bden. Uebers. v. Schlegel u. Tieck. Bd. 3—6. (= Cottasche Volksbibl. N. 30, 39, 42, 44.) Stuttgart, Cotta. 215, 304, 240, 256 S. Je M. 0,50. — 10) × id., E. Sommernachtstraum. Uebers. v. A. W Schlegel. Mit 12 Heliograv. u. 19 Holzschn. nach E. Kanoldt u. W. Volz. Leipzig, Amelang. 4°. V, 82 S. Geb. m. G. M. 20,00. — 11) × D. Schlegel-Tiecksche Shakespeare: HambNachr[B]. N. 43. — 12) A. Köster, Schiller als Dramaturg. S. o. IV 10 : 117. S. 97—102. — 13) (I 2 : 30.) — 14) × ls., Aus Franz Bopps Briefwechsel: AZg[B]. N. 299. — 15) O. F. Walzel, Neue Quellen z. Gesch. d. ält. romant. Schule:

Eine ausführliche Kritik des Buches „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier“ spendet L. aus eigenen Mitteln (S. 12 f., 43 ff.). — Eine weitere Vermehrung wird den gedruckten Briefen W. Schlegels durch Walzel[15]) zu teil. Ein nach dem Concepte veröffentlichter französischer Brief, an eine unbekannte Spanierin gerichtet, predigt den spanischen Dichtern Abkehr von ihren französischen Mustern und Rückkehr zu ihren natürlichen Quellen; er dürfte dem Jahre 1813 entstammen. Zwei Briefe Joh. Adolf Schlegels an seinen in Amsterdam weilenden Sohn Wilhelm aus den Jahren 1791 und 1793 zeigen den Vater beflissen, die Stelle eines Hannöverschen Gymnasialdirektors dem Sohne zu verschaffen, und lassen Wilhelm als Kriegsreporter der hannöverschen Zeitungen erscheinen. W. handelt im Anschluss daran über Joh. Adolf Schlegels Versuch, seinen Sohn bei der Gesandtschaft zu Dresden unterzubringen. Endlich stellt W. nach einem hs. Dokumente die für die „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ im ersten Halbjahr 1791 gelieferten Recensionen Wilhelms zusammen; zwei kleine, von Böcking nicht aufgenommene (über Wahls „Beförderung der menschlichen Glückseligkeit“ und über eine Sammlung bis dahin nicht herausgegebener kleinerer Dichtungen Torquato Tassos) werden neu gedruckt.[16]) — Hoche[17]) deutet an, dass gesellschaftliche Konflikte die Lösung der Beziehungen W. Schlegels zu Chr. Gottl. Schütz, dem Herausgeber der „Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung“, anbahnten. — Anlässlich der im Vorjahr veröffentlichten „Souvenirs du Baron de Barante“ betont Lady Blennerhassett[18]), dass Prosper Barante in seinem „Tableau de la litterature française au 18e siècle“ als einer der ersten die Ideen W. Schlegels und der deutschen Romantik in Frankreich vertrat; auch er stellt sich in Gegensatz zu dem aufgeklärten Zeitalter und setzt in Uebereinstimmung mit Frau von Staël und mit W. Schlegel die historische Forschung an die Stelle einer unbeugsamen Logik. —

Muncker[19]) versucht zum ersten Male die schwierige Aufgabe einer Darstellung der gesamten Thätigkeit Friedrich Schlegels[20]) zu lösen. Bis zur Behandlung der Pariser Zeit begnügt er sich mit einer knappen, an Haym und Koberstein sich anlehnenden Charakteristik, die nur hier und da nach neueren Dokumenten einzelnes bessert. Auf das Einzelurteil legt M. ein stärkeres Gewicht als auf eine zusammenhängende Darlegung der philosophischen Grundlage und ihrer Entwicklung; Schlegels Verhältnis zu Schillers „Naiver und sentimentalischer Dichtung“ ist einer eindringlicheren Erhellung bedürftig. Zu den Arbeiten über griechische Dichtung wären auch die in den Werken (1. Ausgabe 3, S. 267—338) mitgeteilten bruchstückartigen „Vorarbeiten zur Geschichte der verschiedenen Schulen und Epochen der lyrischen Dichtkunst“ von 1795 anzuziehen gewesen. Beim Lessingaufsatz von 1797 kommt M. auf die Lessingausgabe von 1804 zu sprechen, die ihm „im allgemeinen auf dieselbe Anschauung gegründet“ scheint. Von der Zeit des Pariser Aufenthalts ab entbehrte M. zusammenfassender Vorarbeiten. Er erörtert die neuen Pariser Studien, denen das Buch „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier“ entkeimt ist; schon damals hoffte Schlegel die Rückkehr von der einseitigen Beschäftigung mit den Griechen zur Erkenntnis des Göttlichen. Die Zeitschrift „Europa“ wird analysiert, deren geschichtsphilosophische Phantasien von der absoluten Erstorbenheit der höheren Organe „fabeln“. Trotz der im Gegensatz zu den „Propyläen“ gedachten Verherrlichung der altchristlichen Malerei glaubt M. zu bemerken, dass Schlegels polemischer Eifer allmählich erlischt. In den Pariser Vorlesungen erblickt er einen konfusen Eklekticismus aus Fichte, Schelling und Jakob Böhme. Der in ihnen verkündete „Idealismus der unbedingten Ichheit“ werde immer mystischer, zuletzt rein katholisch. Am besten gelinge der Ueberblick über die Geschichte der Philosophie. Als formales Vorbild des „Roland“ nimmt M. Herders ,,Cid“ an, neben der Hauptquelle des Pseudoturpin glaubt er auch andere altfranzösische Quellen und das „Ludwigslied“ anziehen zu müssen. Ohne der zwischen den Pariser Aufenthalt und den Eintritt in den österreichischen Staatsdienst fallenden Leidensjahre näher zu gedenken, charakterisiert M. sofort Schlegels Wirken für das Habsburgische Haus (die „Armeezeitung“, die Schlegel redigierte, heisst eigentlich „Oesterreichische Zeitung“; vgl. ADA. 19., S. 81). Die damaligen patriotischen Gedichte erscheinen M. mit einigen Romanzen, symbolisch-parabolischen Versuchen und kirchlich mystischen Dichtungen das Beste, was F. Schlegel in gebundener Form geliefert hat; den übrigen Gedichten kann er nur formale Beherrschung künstlicher Versmasse nachrühmen. Die Wiener Vorlesungen von 1811 bezeichnet er als allgemeine philosophische Betrachtungen über die Geschichte des Mittelalters und der folgenden Jhh., die bei starker Betonung des kulturhistorischen Moments nur Deutschland und insbesondere Oesterreich behandeln. Die Vorlesungen von 1812 geben nach M. ältere Studien in

ZÖG. 42, S. 103/4, 486—93 (Vgl. ib. 40 (1889), S. 97—102, 485—93.) — 16) × Erich Schmidt, W. Schlegels französische Briefe über Goethe: BerlTBl. v. 3. Juni (Ref.). — 17) R. Hoche, Ch. G. Schütz: ADB. 33, S. 111/5. — 18) Ss. [Charl. Lady Blennerhassett], D. Erinnerungen d. Baron de Barante 1782—1866: AZg[B]. N. 10. — 19) F. Muncker, F. Schlegel: ADB. 33, S. 737—52. — 20) × F. Schlegel, Storia della letteratura antica e moderna; vers. d. F. Ambrosoli. Milano, Battezzati

neuem Lichte; jetzt wird die griechische Religion verworfen; über die romanischen Litteraturen wird skeptisch geurteilt; nur Calderon und Camoëns kommen zu Ehren. Bei allem kühlen Abwägen zwischen Vorzügen und Nachteilen trübten kirchliche Vorurteile die Darstellung der Philosophie. Im ganzen gebe Schlegel ein welthistorisches Gemälde der europäischen Geistesbildung. „Beobachter", „Deutsches Museum" und „Concordia" werden eilig besprochen, die Mitarbeiter der beiden Zeitschriften genannt. Die Lamartinebesprechung der letztgenannten Zeitschrift mit ihren Seitenblicken auf den „dämonischen" Byron wird angeführt, der Aufsatz „Signatur des Zeitalters" als Anklage gegen den allgemeinen Verfall der Zeit durch den Unglauben erwiesen. M. betont die politische Uebereinstimmung Schlegels mit Burke, Gentz, A. Müller, K. L. v. Haller, Görres, Maistre. Die letzten Schicksale Schlegels, seine Thätigkeit in Frankfurt a. M., seine Romreise, die Ausgabe seiner Werke, der Konflikt mit dem Bruder, der Tod, werden rasch erledigt. In der Recension über Rhode erkennt M. einen Versuch, Bibel und Wissenschaft in Einklang zu setzen. Die Vorlesungen von 1827 ergeben sich als Ausdruck eines Spiritualismus, der Gott als lebendigen, persönlichen Geist fasse; sie wollen eine angewandte Theologie begründen, die Vernunftwissenschaft und Naturphilosophie verbindet. Sie entbehren eigentlicher wissenschaftlicher Begründung und sind doch für weitere Kreise zu hoch gedacht. In den Vorlesungen von 1828, in denen die Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes nach dem Stufengang der Gnade erläutert wird, sieht M. eine vom religiösen Geiste durchwehte kulturgeschichtliche Betrachtung der Menschheitsentwicklung. Die Dresdener Vorlesungen stimmen mit den Tendenzen St. Martins und verlieren sich in M.s Augen gleichfalls in eine mystische Theologie. — Neben der ersten Gesamtdarstellung Friedrich Schlegels schritt die Detailarbeit rüstig weiter. Die im Vorjahre veröffentlichte Ausgabe seiner Briefe an den Bruder Wilhelm [21]) veranlasste noch einige weitere Studien, die teils in grossen Zügen charakterisieren, teils Einzelheiten hervorheben. R. M. Werner schildert Schlegels Art, Briefe zu schreiben, besonders seine sich immer verschärfende Weise brieflicher Kritik, betont die Innigkeit des Verhältnisses beider Brüder und hebt die schillernde Terminologie der Briefe aus der Athenäumszeit hervor; S. 189 füllt er die Lücke mit „Mastiaux" wohl nicht richtig aus. — Max Koch stellt aus den Briefen interessante, Goethe und Schiller betreffende Aeusserungen zusammen; er schildert, wie Schiller und die Schlegel auseinandergekommen sind, wie indessen trotzdem F. Schlegel dem Einflusse Schillers sich nicht entziehen konnte. — Hewett [22-25]) charakterisiert die Briefe und ihren Verfasser in zwei feinsinnigen, für amerikanische Leser berechneten kleinen Essays, die mit richtigem Blick die wichtigsten Abteilungen der Briefe hervorheben. — Die geringe Zahl bekannter Briefe von F. Schlegel an Novalis vermehrt Walzel [24]) durch einen neuen vom 20. Okt. 1798; er enthält die erste Erwähnung des Planes der „Lucinde"; das Ziel seiner litterarischen Projekte sieht F. Schlegel in einer „neuen Bibel". Konventionelle Beileidsphrasen enthält ein französischer Brief, den Schlegel an die Staël einen Tag vor ihrem Tode gerichtet hat und der nie an seine Adresse gelangt ist. — Einen von Jonas („Chr. G. Körner" 1882. S. 29) teilweise mitgeteilten Brief des alten Körner an F. Schlegel vom 28. Mai 1813 mit Nachrichten über Philipp Veit und Th. Körner druckt Kohut [23]) vollständig ab. —

Verehrer von Caroline Schlegel finden in einem Aufsatze Hummels [26]) die Inschriften ihres Grabdenkmals und die sie betreffende, von Schellings Vater abgefasste Notiz der Maulbronner Totenbücher. Weiter druckt H. nach Plitts Buch „Aus Schellings Leben" die mit der Klage um die Hingeschiedene erfüllten Briefe des trauernden Philosophen an Luise Gotter und an Georgii ab und meint, Schelling habe nur in dem religiösen Centrum der Persönlichkeit, wo Gott und Ewigkeit gegenwärtig sind, Trost gefunden. —

L. Kaufmann [26a]) veröffentlicht zehn ungedruckte Vorträge Philipp Veits; der erste gehört dem Jahre 1853 an, die folgenden sind noch jünger. Zur Geschichte der Romantik stehen sie doch wohl in zu loser Beziehung, um hier ausführlich gewürdigt zu werden. Aus der Einleitung, die bekannte Daten aus Philipp Veits Leben zusammenstellt, ergiebt sich, dass sich 28 Vorträge und kleine Schriften in seinem Nachlasse finden; nur vier von diesen (vgl. K. S. 8, N. 2) kamen zu Veits Lebzeiten zum Druck. Die jetzt mitgeteilten Vorträge handeln vom Schild des Achilles („nebst allgemeinen Bemerkungen über bildende Kunst und ihre Grenzen"), über Verzweigungen der Kunst, vorzüglich über Genre- und Landschaftsmalerei. Wenn schon die Besprechung der Landschaftsmalerei Veit auf den Bahnen seines Stiefonkels A. W. Schlegel

---

Succ. — 21) F. Schlegel, Briefe, her. v. Walzel (JBL. 1890 IV 13:1): E(rich Schmidt): DRs. 66, S. 150/1. (Ferner auch R. M. Werner: DLZ. 13, S. 457/9; M. Koch: BFDH. 1891, S. 403/5.) — 22) [W. T. Hewett], F. Schlegels Correspondence with his brother: Independent 43, N. 2235. — 23) X id., Schlegels Briefe, her. v. Walzel: MLN. 6, S. 209—11. — 24) O. F. Walzel, Neue Quellen z. Gesch. d. alt. romant. Schule IV: ZÖG. 42, S. 105/7. — 25) (IV 4 : 53.) — 26) F. Hummel, D. Grab v. Caroline Schelling: BBSW. N. 13/4. — 26a) Ph. Veit, 10 Vortrr. über Kunst. Mit Anm. u. e. Vorw. v. L. Kaufmann (= Görres-Ges.

zeigt, so handelt er auch wie dieser über Giovanni da Fiesole. Weitere Vorträge folgen; über Porträt, über Kirchenrestauration, über Phantasie, endlich über sein eigenes Sebastiangemälde; energisch tritt er für die Notwendigkeit eines Stils in der Kunst ein. Dem Buche ist die Wiedergabe einer Bleistiftzeichnung beigegeben, in der Veit kurz nach den Befreiungskriegen selbst seine Züge festhielt; er sandte das Selbstporträt von Rom an seine Eltern. — Dass in erster Linie künstlerische und sachliche, nicht religiöse Bedenken über K. F. Lessings Huss Veit veranlassten, die Leitung des Städelschen Instituts niederzulegen, bestätigen Briefe Edwards von Steinle[26b-28]. —

Gozzis Einwirkung auf Tieck wird von A. Köster[29]) erörtert. Der erste Akt von „Amore delle tre melarance" hat dem „Zerbino" zur Quelle gedient; litterarische Zeitsatire spielt hier wie dort hinein. Sonst findet K. nur den „Blaubart" und den „Gestiefelten Kater" von Gozzi in einzelnen Motiven beeinflusst. Gozzi lässt nur die Masken in Prosa sprechen; Tieck, der sie teils nachgeahmt, teils durch ähnliche Gebilde ersetzt, verwendet Prosa und Vers ganz frei. Beiden Dichtern gemeinsam ist die Verwertung des Verses für komische Wirkungen. — Die Tiecksche Shakespeareübersetzung bedenkt Bernays[30]) mit einer Studie, die natürlich den Hauptarbeitern Dorothea Tieck und W. v. Baudissin vor allem gilt. 1824 sendet Tieck die Ankündigung in die Welt. Seine Saumseligkeit, die auch Müllners Spott erregte, lässt ihn nicht zur Arbeit kommen. Baudissin, der schon mit fünfzehn Jahren durch eine Uebertragung des „König Lear" Schlegels Beifall errungen hatte, greift rettend zu; Dorothea arbeitet sich an der Uebersetzung allmählich in Shakespeare ein. Aus den auf der Kgl. Bibliothek zu Dresden bewahrten Mss. erhellt, dass von Ende 1829 bis 1832 ein Drittel der Dramen übertragen wurde. („Mass für Mass": 10. Juni 1830, „Titus Andronicus": 2. März 1831; „Othello": 19. Nov. 1831.) Dorothea scheint nur als Mitarbeiterin Anteil zu haben; sicher war die Arbeit oft gemeinsam; ganz fallen ihr die drei letzten Akte von „Viel Lärm um Nichts" zu. Den Hss. fehlt der Reiz der Schlegelschen; sie zeigen statt der Entstehung der Uebersetzungskunst nur geschulte Uebersetzer. Eine Caroline fehlt (B. verweist auf Tiecks Schriften 23, S. 164 „Eine Sommerreise"). Tieck hätte sie ersetzen können. B. charakterisiert in knappen, schlagenden Worten Tiecks märchenhafte, anmutige Kunst; er zieht die damals geschriebenen Verherrlichungen Shakespeares und Camoëns', „Dichterleben" und den „Tod des Dichters" an, die allgemeine Bewunderung fanden; nur Menzel (Litt.-Blatt 1830, 120; 1834, 18) hatte Bedenken. Tieck geht oft zu weit; er meistert, obwohl selbst bar philologischer Begabung, die englischen Erklärer; im Gegensatz zu den älteren Kommentatoren drängt er dem Uebersetzer Baudissin seine eigene Auffassung auf. Belege von irreführenden Tieckschen Weisungen schliessen sich an; desgleichen zeigt B. Korrekturen der am 26. Febr. 1839 begonnenen, 1839 und 1840 herausgegebenen Ueberarbeitung auf. Zum Schlusse giebt B. Winke über das Wesen der Uebersetzerkunst im allgemeinen zur richtigen Beurteilung der Shakespeareübertragung. — An verschiedenen Orten gedruckte, auf hs. Quellen ruhende Studien über Tieck macht L. H. Fischer[31]) bequem zugänglich. „Ludwig Tieck am Hofe Friedrich Wilhelms IV." (S. 107—41) zu schildern, druckt F. den Briefwechsel des Königs mit Tieck, dann Briefe Tiecks an den Wirkl. Geheimrat Dr. Müller und an eine unbekannte, dem Könige nahestehende Persönlichkeit, alle aus den Jahren 1840—51. Tieck eröffnete die Beziehungen durch die Widmung seiner „Vittoria Accorombona"; der König bewilligte alsbald eine jährliche Pension und suchte den Dichter wenigstens für einige Monate des Jahres an Berlin zu fesseln. Auf einen Auftrag des Königs hin gab Tieck im November 1840 ein Gutachten über Spontinis neue Oper „Le paradis perdu" ab; es verlangt von der Oper eine wesentlich idealistische Technik. Im Sommer 1841 erscheint Tieck in Sanssouci; seine Vorlesungen ernteten, wie mit leichten Abweichungen im Detail Louis Schneider und A. v. Reumont betonen, nicht einstimmigen Beifall. Jetzt leitet Tieck die Einstudierung der „Antigone". Der König dachte nunmehr an eine dauernde Anstellung des Dichters; nach längeren Verhandlungen, deren Einzelheiten in einigen von F. mitgeteilten Briefen vorliegen, wurde Tieck Geheimer Hofrat mit einem Gehalt von 3200 Thalern, ohne verpflichtet zu sein, die Dresdener Dramaturgenstelle aufzugeben; der Orden pour le mérite gesellte sich bald hinzu. Friedrich Wilhelm IV. bekannte selbst in einem Briefe an Tieck vom 22. Juni 1842, seine Hauptabsicht sei, unter Tiecks artistischem Beirat griechische und Shakespearesche Stücke aufzuführen. Der Generalintendant von Küstner kam dem neuen Dramaturgen wenig freundlich entgegen. Tieck übersiedelte ganz nach Berlin; die Reise brachte einen

---

1. Vereinsschr. f. 1891) Köln, Bachem. 120 S. M. 2,00. — **26b**) A. M. v. Steinle, Edw. v. Steinle u. Aug. Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen f. bild. Kunst aus ihren Briefen geschildert (= Görres-Ges. 3. Vereinsschr. 1890) ebda. 1890. 104 S. M. 2,00, S. 121/3. — **27**) × F. Hummel, D. erstmalige Begegnung Schellings mit Schiller: BBSW. N. 11/2. — **28**) × F. Schleiermacher, Christl. Sittenlehre in Vorlesungen [Wintersem. 1822/3]. Aus Nachschriften her. v. L. Jonas [1843]. (= Bibl. theol. Klassiker 37/8.) Gotha, F. A. Perthes. VI, 265 u. IV, 264 S. M. 4,80. — **29**) S. o. N. 12. S. 222/5. — **30**) S. o. N. 5. — **31**) (I 5 : 308) — **32**) S. o. N. 15, S. 107/8. — **33**) F. Poppenberg, Novalis: VZgs. v. 22. März. — **34**) O. F. Walzel,

Schlaganfall mit sich. Dennoch konnte er schon im Oktober die Aufführung der „Medea" leiten, deren Chöre Mendelssohn und Meyerbeer nicht in Musik setzen wollten („Michael" Beer S. 119 Z. 10 ist wohl Druckfehler); Tieck empfahl brieflich den Komponisten H. Taubert. Aufgeführt wurde die „Medea" am 7. Aug. und 15. Okt. 1843. Am 14. Okt. 1843 erschien der „Sommernachtstraum" auf der Bühne. Im Jahre 1844 folgte der „Gestiefelte Kater"; dass Tieck selbst an der verunglückten Aufführung keine Freude hatte, beweist sein Schreiben an Müller vom 28. April 1844. Tiecks Anteil an der Inscenierung des zur Eröffnung des Kgl. Opernhauses am 7. Dez. 1844 bestimmten „Feldlager in Schlesien" wird von F. eingehend erörtert, ohne dass er Meyerbeers und Rellstabs Briefe (Briefe an Tieck 2, S. 348 ff.) anzöge. Nachdem Tieck sich im selben Jahre gegen eine Aufführung des Goetheschen „Faust" ausgesprochen, folgten Anfang 1845 Verhandlungen über den „Blaubart", der am 5. Febr. aufgeführt wurde. Schon jetzt kam es mit Küstner zu Reibungen. „Heinrich V.", über dessen technische Ermöglichung Küstner selbst interessante Mitteilungen macht, kam durch Tiecks Kränklichkeit nicht auf die Bühne. Tieck selbst schreibt am 17. Mai 1845 dem König, dass die vielen Beurlaubungen der Künstler die Aufführung unmöglich machten. In demselben Briefe bekennt er sich durch den Tod W. Schlegels tief erschüttert und spricht von der Aufführung des „Oedipus auf Kolonos". Das Sophokleische Stück kam erst am 1. Nov. 1845 auf die Bretter, die in Musik gesetzten Partien nach der Donnerschen Uebersetzung, der Rest in Fritzsches fünffüssigen Jamben. Kurz vorher, am 15. Okt. 1845, hatte Tieck dem Könige zum 50. Geburtstage seine schriftliche Huldigung gebracht. Aeschylus erwies sich auf Mendelssohns Vorstellungen als unaufführbar. Dagegen gab man am 1. Dez. 1845 Racines „Athalie". Inscenierungsvorschläge Illaires mit Randbemerkungen Tiecks druckt F. ab. Küstners Uebergriffe veranlassten endlich Tieck, am 11. Mai 1846 Herrn v. Willisen seine Beschwerden zu unterbreiten. Obwohl aber Küstner zurechtgewiesen wurde, konnte Tieck doch nicht mehr energischer eingreifen, seine Gebrechlichkeit nahm zu. Dennoch überhäufte ihn gerade jetzt der König mit Beweisen seiner Gnade: ein schmeichelhaftes Schreiben begleitete das Geschenk einiger spanischen Drucke, die Tieck hatte verkaufen müssen. Des Dichters Antwort vom 15. Jan. 1850 schliesst den Briefwechsel ab. Am 8. Juni 1851 raffte sich Tieck noch einmal auf, um über den auf seine Veranlassung von Hülsen einstudierten „Macbeth" an Illaire (?) zu berichten. Ein zweiter Aufsatz F.s „Ludwig Tieck und die Berliner Hofbühne" (S. 141-62) bezeugt den warmen Anteil, den Tieck an einzelnen Künstlern genommen. Seine Verwendung für ein Fräulein A . . . . (an Dr. Müller: 10. März 1846) musste er allerdings am 29. Mai „beschämt" zurücknehmen. Dagegen besiegte er Küstners Widerstand im Interesse von Edwina Viereck (an A. v. Humboldt 13. Okt. 1849 mit der interessanten Bemerkung: „So ein Heinrich V. von Shakespeare würde jetzt wohl grosse Aufregung und Unruhe nicht bloss hier, sondern wohl mehr noch in Frankreich erregt haben", — und an Illaire am 18. Okt. 1849). Weniger glücklich war Tieck mit Friedrich Haase; A. v. Humboldt schrieb Haases wegen an den König (Anfang Dez. 1849), Tieck an Illaire (5. Jan. 1850). Das ungünstige Urteil der dramatischen Prüfungskommission hatte einen so wenig erfreulichen Engagementsantrag zur Folge, dass Haase lieber nach Prag ging. Auch für Jerrmann verwendete sich Tieck (an Illaire 30. Okt. 1849). Die Begründung einer Theaterschule befürwortete er Dr. Müller gegenüber (29. Mai 1846). Abfällig äusserte er sich über Laubes „Bernsteinhexe" und über Gutzkows „Zopf und Schwert" in einem Gutachten aus dem Jahre 1843. 1846 trat er indess für Gutzkows „Struensee" ein, wurde aber von der Mutter Michael Beers geschlagen, die das gleichnamige Stück ihres Sohnes auf die Bühne brachte. Im Gegensatz zu Küstner verwendete sich Tieck für Werders „Columbus" und, im principiellen Gegensatz zu Richard Wagner, für Mangolds „Tannhäuser" (an Illaire 28. Dez. 1842 und 4. Dez. 1846). Mangolds Oper kam trotz einer Umarbeitung nicht zur Aufführung. Der Aufsatz „Ludwig Tieck und Adam Oehlenschläger" (S. 162/8) dient lediglich der Novelle Tiecks „Uebereilung" als Kommentar. Ein Brief Tiecks aus dem J. 1853 an einen unbekannten Grafen, vielleicht an Graf York von Wartenburg, erhärtet und erläutert die schon durch Köpke gebotene Deutung der in der Erzählung auftretenden Gestalten: Fichte, Frau v. Staël, W. Schlegel und Oehlenschläger. Oehlenschläger, Steffens und W. Schlegel werden von Tieck ausdrücklich als „Karikaturen" von Eitelkeit bezeichnet. F. zieht aus Fürsts „Henriette Herz" (S. 237) eine ähnliche Mystifikation Oehlenschlägers an. Das Zusammentreffen der Staël mit Fichte setzt F. in das Jahr 1804 und erwähnt die abweichende Erzählung der Henriette Herz. Die Oehlenschlägergeschichte spielte nach F. im Jahre 1817 in Berlin. „Träume und Visionen in Ludwig Tiecks Leben und Schriften" werden gleichfalls von F. zusammengetragen (S. 162-80). Die von Köpke schon erzählten, hier nur übersichtlich zusammengestellten

C. W. v. Schütz: ADB. 33, S. 134/6. — 35) (IV 9b : 99.) — 36) Th. Schön, Leo v. Seckendorff: ADB. 33, S. 519. — 37) M.

Erlebnisse finden Bereicherung in eben dem Briefe, der dem Aufsatze über Oehlenschläger zu Grunde liegt; F. wird durch das in dem Briefe Erzählte an den „William Lovell" gemahnt. Interessanter noch ist ein Brief an die gleiche Adresse vom 1. März 1853; er erzählt von einer katholisch-mystischen Deutung, die F. Schlegel einem Traume Tiecks gegeben, und von einer ins Jahr 1793 und nach Göttingen fallenden Gespenstergeschichte. „Ludwig Tieck und Justinus Kerner" werden (S. 180-91) von F. in ihren persönlichen Beziehungen nach den bei Holtei abgedruckten Briefen Kerners und nach den im Besitze des Hofrats Theobald Kerner befindlichen Briefe Tiecks dargestellt. Auf der Reise nach Baden-Baden besuchte Tieck 1828 die Seherin von Prevorst und ihren Freund. Dorothea machte auf die Seherin einen mächtigen Eindruck. Kerner wollte Tieck zu einer Abwehr der Angriffe Menzels bringen, fand aber kein Gehör. Erst am 22. Mai 1841 schrieb Tieck wieder an Kerner, er wollte Mörike kennen lernen. Nicht der kranke Mörike, sondern nur die Familie Kerner fand sich in Heilbronn zum Besuche ein. Kerner suchte brieflich Tieck für Mörike zu interessieren. Tieck macht am 3. Juli 1841 wenig Hoffnung; gleichzeitigt legt er einige Bedenken gegen Kerners „Magikon" vor. Erst vom 16. März 1853 liegt ein weiterer Brief Tiecks vor, der neben persönlichen Mitteilungen ausführlich bei der Frage von der Fortdauer der Seele verweilt. Ehe noch Kerners übrigens nicht auffindbare Antwort eintraf, war Tieck gestorben. Agnes Alberti berichtete sein Ableben in einem Briefe vom 12. Aug. 1853. F. handelt auch (S. 94—107) ausführlich über die Geschichte des gegen die Romantiker gerichteten dramatischen Pasquills von Heinrich Beck, das von Iffland unter dem Titel „Das Kamäleon" am 3. Nov. 1800 zu Berlin gegeben wurde (vgl. Hayms Romantische Schule S. 756 f.). Was Tieck gegen Iffland in der Angelegenheit vorbrachte, wird geprüft, und als Ergebnis festgestellt, dass trotz Ifflands ausweichenden Bemerkungen Tieck vollauf berechtigt war, die Satire auf sich und seine Freunde zu beziehen. Weder der Druck des Lustspiels noch das Soufflierbuch der königlichen Bühne scheinen alle Invektiven beibehalten zu haben. — Einen Brief Wackenroders an Sophie Tieck (13. Febr. 1794) veröffentlicht Walzel[32]). In starker Gefühlsüberspannung will Wackenroder die Briefschreibefaulheit seines Freundes der Schwester gegenüber entschuldigen; der Brief ist charakteristisch für Wackenroders Gemütsweichheit. —

Poppenberg[33]) veröffentlicht eine kleine Studie über Novalis, die über die mystische Erotik der Romantiker beachtenswertes vorbringt. — Ueber den Vielschreiber Wilhelm von Schütz sammelt Walzel[34]) einige Notizen. Seine dramatischen Versuche, die mit dem von W. Schlegel geförderten „Lacrimas" einsetzen, zeigen anfangs ein haltloses Schwanken zwischen Romantik und Schillernachahmung, bis endlich die letztere obsiegt. Die ästhetischen Versuche von Schütz, die von Shakespeare ausgehen, stellen sich nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche ganz in den Dienst katholischer Ideen. Denselben Weg nahmen seine nationalökonomischen und politischen Aufsätze. Die naturwissenschaftlichen Studien bahnten kurzlebige Beziehungen zu Goethe an. — In ihren Mitteilungen über die Zeitschrift „Chaos" druckt Lily von Kretschman[35]) drei dort erschienene Gedichte und ein nur hs. erhaltenes, „An die Censorin" gerichtetes Gedicht von Gries ab; ferner einen Brief Karl Victor Meyers an den Dichter. — Ganz unzulänglich ist eine kurze Notiz Th. Schöns[36]) über Leo von Seckendorff: sie stellt zwar Seckendorffs Geburtstag richtig fest (2. Dez. 1775 zu Ansbach, nicht 1773 zu Wonfurt) und bemerkt, dass sein Vater Ch. A. v. Seckendorff-Aberdar ansbachischer Kammerherr und geheimer Regierungsrat war; allein S. kennt nicht einmal G. Scheidels Buch „F. K. L. von Seckendorff und seine litterarischen Beziehungen" (Nürnberg 1885). — Interessant sind von Waldbergs[37]) Mitteilungen über F. W. V. Schmidts Verhältnis zur Romantik. Seiner katholisierenden Neigungen wird gedacht, dann auch eines Planes, Spinozas „Ethik" herauszugeben; auch F. Schlegel verfolgte diesen Gedanken. Schmidt, der auch in seinem späteren Wirken auf den Wegen der Schlegel und Tieck wandelte und von Brentanos Bücherschätzen reichen Gebrauch machte, kam, wie W. hervorhebt, mehr zu wissenschaftlicher Konzentrierung als seine Vorbilder. —

C. C. T. Litzmanns im Vorjahre veröffentlichtes Buch über Hölderlin[38]) zog eine lange Reihe feuilletonistischer Artikel nach sich, die dem grossen Publikum Hölderlins Gestalt ins Gedächtnis riefen. Das Bedeutendste und Beachtenswerteste wurde von Servaes[39]) gesagt. S. sieht in Litzmanns Buch nur eine hochwichtige Materialsammlung, erkennt aber weder ihm noch der Broschüre Wilbrandts[40]) die Bedeutung einer erschöpfenden Charakteristik zu. Wilbrandts Methode erscheint ihm geradezu unhaltbar. Er selbst findet in Schiller und in Diotima die entscheidenden Faktoren für

---

v. Waldberg, F. W. V. Schmidt: ib. 32, S. 14/6. — 38) A. Sauer, Litzmann, Hölderlin (JBL. 1890 IV 13 : 30): DLZ. 12, S. 1858/9. (Ferner auch PrJbb. 67, S. 226; KZg. N. 10; Grenzboten I, S. 239—40; C[reizenach]: LCBl. N. 12.) — 39) F. Servaes. Hölderlin: NationB. 8, S. 248—50, 265/7. — 40) × A. Schröter, Wilbrandt, Hölderlin (JBL. 1890 IV 3 : 115)

Hölderlins Leben und Wirken. „Der zum Vorbild erwählte Dichter hat Hölderlin seinem Selbst entführt; die Geliebte hat ihn sich selbst zurückgegeben.“ Hölderlin habe den durch Alter und Lebensstellung gegebenen Abstand von Schiller peinlich empfunden und doch dunkel gefühlt, dem erfolggekrönten Dichter in manchem überlegen zu sein. Schiller erkannte das Missverhältnis und durchschaute die verborgen nagende Unruhe Hölderlins; der begeisterte Anschluss an Schiller war ungesund und erzwungen: sie waren grundverschiedene Naturen. Die schüchternen Ansätze individuellen Empfindens konnten sich durch die gleichmässige Pracht Schillerscher Formensprache nur mühsam durcharbeiten. Den Aufenthalt Hölderlins im Hause Gontard nennt S. dagegen die glücklichste und segensreichste Zeit seines ganzen Lebens. Er dichtet wenig, aber was er dichtet, gewinnt mehr Leben und Form. Das Verhältnis zu Susette war durchaus unschuldig. Dennoch haben Unzartheit und Misstrauen der Welt den Frieden zerstört. Durch Diotima kehrt Hölderlin zu seiner eigenen Natur zurück; so zart er war, er war kein Schwächling. „Sein Wehruf hat etwas Himmel und Erde durchdringendes.“ S. sieht Hölderlins Selbstbefreiung vor allem in dem Widerspruch, der allmählich gegen Schiller in ihm laut wird, insbesondere in dem Briefe vom 1. Jan. 1788, und interpretiert diesen Brief im Sinne eines Protests gegen Schillers Behauptung, dass Poesie dem Spieltrieb diene. Hölderlin will seine Lebenserfahrungen zum Gehalt seiner Dichtung machen. So sehr er Grieche sein möchte, ist er doch von dem ungriechischesten Gefühle beseelt, von der Sehnsucht. S. charakterisiert ihn als sentimentalischen Dichter nach Schillers Definition. Die Selbstbefreiung findet ihren Ausdruck im „Hyperion“. „Empedokles“ bedeutet ein Abrechnen mit der Welt und den Abschied von ihr; er ist eine lyrische Dichtung, kein Buchdrama. Der Schluss des Aufsatzes ist einer feinsinnigen Erörterung Hölderlinscher Naturlyrik gewidmet; S. betont, das Anschauungselement der Hölderlinschen Naturlyrik habe sich verstärkt, je mehr der Wahnsinn sich geltend gemacht, und auch nach der Erkrankung noch Stand gehalten. — Wenn Servaes Hölderlins Erscheinung vor allem in ihrer Stellung zu Schiller in neues Licht rückt, so begnügt sich Frenzel [41]) in seiner anziehenden biographischen Darlegung wesentlich mit der Erklärung, dass wir heute an Hölderlins Dichtungen kein tieferes Genüge mehr finden können. Bei aller Hochachtung vor dem Fleisse Litzmanns findet er in dem Buche nichts einschneidend Neues. F. fasst Hölderlins Leben als ein Trauerspiel in drei Abtheilungen; bis Frankfurt reicht die erste, nach Frankfurt beginnt die dritte. Starken Accent legt F. auf seine Behauptung, Hölderlin sei ein Muttersöhnchen gewesen. „Das Ueble für seine Zartheit und seine Energielosigkeit lag nur in der Gewissheit eines Rückhalts, deren er sich nicht einmal stets bewusst zu werden brauchte, um sie zu empfinden.“ Die politische Begeisterung seiner Jugendzeit findet F. dem innersten Wesen Hölderlins nicht angemessen. Aus den Briefen glaubt er herauslesen zu dürfen, dass Susette ihn nicht sogleich bezauberte; ein fortreissender Zug sei überhaupt nicht in seiner Liebe. Litzmanns Nachweis, dass Hölderlin nicht durch die Nachricht von Susettens Tod zur Heimkehr von Bordeaux veranlasst worden sei, findet auch F.s Beifall. Den Artikel beschliesst eine kurze Charakteristik der Hölderlinschen Dichtungen, die F. mit Marmorreliefs, nicht mit Gemälden vergleicht. — J. V. Widmann [42]) sucht die Quelle von Hölderlins Trübsinn in der für seine Natur ungeeigneten Klosterschulerziehung. Hölderlins grundsätzliche Abneigung gegen den Beruf eines Geistlichen erhärtet eine Stelle des Empedokles. Hingegen dürfte man kaum mit W. auf eine frühzeitige Melancholie schon aus der Beobachtung schliessen, dass die Briefe aus den Jünglingsjahren „etwas Pathologisches haben durch die vielen abgerissenen Ausrufe im Stil der leidenschaftlichen Sprache der Dramatiker der Sturm- und Drangperiode“. Ebensowenig kann die Selbstanalyse der späteren Briefe als Anzeichen früher Geistesverdüsterung gelten. — Lemmermayer [43-45]) schrieb zwei Dithyramben auf den „vom Leben zerriebenen deutschen Idealisten“. Er erblickt in ihm ein merkwürdiges Beispiel eines individualistischen und zugleich symbolistischen Dichters. „Hyperion“ sei das Symbol einer tief idealistischen Natur, bei der der Zustand der Hilflosigkeit dem realen Leben wie dem Unwissbaren gegenüber die Form des Leidens annimmt. Merkwürdigerweise schreibt L. der Darstellung Hölderlins einen kraftgenialen Realismus zu. Ferner wagt er die Behauptung, Hölderlins Wahnsinn gehe auf eine im Sinne Leopardis und Schopenhauers gedachte „Langweile“ zurück; zur Begründung nimmt er den von Servaes verworfenen weichen, widerstandslosen, zerfliessenden Hölderlin Wilbrandtscher Anschauung vor und ergeht sich in mannigfachen Wendungen über Hölderlins Missverhältnis zur realen Welt. — Herm. Fechner [46]) betont, ebenso wie Servaes, dass

BLU. S. 110. (Ferner VZg. N. 321.) — 41) K. Fr[enzel], F. Hölderlins Leben. NZg. v. 9., 15., 18. Aug. (Nach Litzmann.) — 42) J. V. Widmann, F. Hölderlins Leben. Mitteilungen aus C. T. Litzmanns neuem Buche: ML. 60, S. 5—8. (Auch: Bund N. 34/6.) — 43) F. Lemmermayer, E. Dichter d. Leides: BLU. S. 305/8. — 44) id., Hölderlins Jugend: FremdenBl. N. 151. — 45) id., Aus Hölderlins Briefen: ib. N. 162. — 46) Fr. [Fechner], F. Hölderlin: SchlesZg. N. 121, 124. — 47) E.

Hölderlin in Schiller nicht den rechten Lehrer gefunden hat, und vergleicht ihn mit Werther, dem er an Reinheit des Sinnes, an Seelenadel und Charakter hoch überlegen sei. — Brenning[47]) bedauert, dass Litzmanns Buch kein vollständiges Bild Hölderlins giebt und bemängelt die lückenlose Mitteilung aller Briefe. In dem jähen Ab- und Aufsteigen der Hölderlinschen Stimmungen findet er schon ein bedenkliches Symptom. Alle diese Konstruktionen fielen in Nichts zusammen, wenn Litzmanns nicht unwahrscheinliche Vermutung begründet ist, dass Hölderlins Wahnsinn auf einen während der Heimwanderung von Bordeaux erlittenen Hitzschlag zurückgehe.[48]) — Im Gegensatz zu allen Genannten begnügt sich Walzel[49]) damit, kurz anzudeuten, welchen Gewinn an neuem Material Litzmanns Buch einbringt, insbesondere für die Erkenntnis seiner Beziehungen zu Schiller, die in ihren Grundzügen skizziert werden. Schon in der Jugend wirkt Schiller durch seine schwächste Schöpfung, durch Amalia, auf ihn; Hölderlin stellt ihn in Gegensatz zu Wieland. Auch Louise Millerin wird genannt. Ein neues Urteil über „Anmut und Würde“ ist hinzugekommen. Sonst hat das Werk Litzmanns für diese Hauptfrage nichts wesentlich Neues erbracht. Das ganze Buch ist nach W. ein neuer Beweis für den Mangel jeder Beziehung Hölderlins zur Romantik. Schelling, der Jugendfreund, kam bald auf Wege, die Hölderlin nicht mitgehen mochte. Im Einzelnen bemerkt W., dass der S. 467 erwähnte, kleine lustige Aufsatz über das deutsche Dichterkorps in der Cottaschen „Allgemeinen Zeitung“ vom 17. Nov. 1798 zu finden ist. Die Quelle des Namens Diotima sieht er nicht mit Litzmann in dem Pseudonym der Fürstin Gallitzin, sondern in F. Schlegels Diotimaaufsatz von 1795. — — Herm. Fischer[50]) teilt einen ungedruckten Jugendbrief Hölderlins, wohl aus dem Jahre 1785, mit; er richtet sich an M. Nathanael Köstlin, der 1775—93 Diakonus in Nürtingen war (vgl. Klaiber „Hölderlin, Hegel und Schelling“ S. 23, Litzmann S. 7). Hölderlin bekennt religiös-moralische Zweifel und gelobt Besserung. — B. Seuffert[51]) bespricht die auch in Schillers Nachlasse gefundenen sieben Gedichte Hölderlins: 1. „An die klugen Rathgeber“. 2. „Der Jüngling an die klugen Rathgeber“. 3. „Dem Sonnengott“. 4. „Der Mensch“. 5. „Socrates und Alcibiades“. 6. „Vanini“. 7. „An unsere grossen Dichter“. Die von S. abgedruckten N. 1 und 2 sind zwei Fassungen einer Dichtung. N. 2 erhielt Schiller am 22. Aug. 1797; N. 1 setzt S. zwischen Juli und November 1796. N. 1 ist mit Rotstiftstrichen und mit Korrekturen zweiter Hand versehen; N. 2, ohnedies stark überarbeitet, bessert alles Angestrichene. S. nimmt an, dass Hölderlin aus eigener Einsicht, nur nach allgemeinen Ratschlägen Schillers, diesem kongenial, dieselben Stellen geändert habe, die auch Schiller missfielen. N. 3—7 sind nach S.s Ansicht nicht erst am 6. Aug. 1798 bei Schiller eingetroffen, wie Litzmann meint. Endlich werden die Lesarten der Gedichte 3—7 geboten, die ihrerseits mannigfach an 1 und 2 anklingen. — Hummel[52]) druckt eine Stelle aus Schellings Brief an Hegel vom 11. Juli 1803 ab, die eines im Beginn des Juni zu Cannstatt erfolgten Zusammentreffens mit dem kranken Hölderlin gedenkt. —

In den Kreis der Heidelberger Romantik führt uns eine Arbeit von Max Koch[54]), der Arnim, Brentano und ihre Umgebung in der umfangreichen Einleitung seiner Ausgabe behandelt. Er bietet zum ersten Male eine grössere zusammenfassende Arbeit über Arnim, während, wenigstens von der biographischen Seite, seine Darstellung Brentanos nicht weit über Diel-Kreiten hinauskommen konnte. Eine allgemeine Einleitung, die auch Eichendorff und Fouqué in Betracht zieht, scheidet die Einzelbestrebungen der jüngeren Romantiker von dem Kreise der älteren romantischen Schule. Arnims Jugendleben wird nach dem Vorgange anderer Forscher aus den Anspielungen seiner Dichtungen herausgelesen, der Besprechung seiner physikalischen Jugendarbeiten ein Verzeichnis der für Gilberts „Annalen der Physik“ gelieferten Aufsätze angefügt; Joh. Wilh. Ritters Gestalt bleibt unvergessen. K. findet in dem jungen Arnim bei aller überschäumenden Phantastik einen unverlierbaren Kern ruhiger Besonnenheit, den er dem Geiste des „Athenäums“ gegenüberstellt. Die Angaben des „Frühlingskranzes“ über Arnims erste Beziehungen zu Brentano erweisen sich als irrig. Arnims Reisen leiten zu den auf sie bezüglichen Dichtungen über; K. führt Arnims Bemerkung an, dass er vor Walter Scott das schottische Hochland novellistisch geschildert habe. Die für F. Schlegels „Europa“ geschriebenen „Erzählungen von Schauspielen“ werden mit besonderer Hervorhebung ihrer naturphilosophischen Phantasien analysiert. Für „Hollins Liebesleben“ hatte Minor vorgearbeitet Gegen ihn bemerkt K., dass das gleichzeitig mit Brentanos „Ponce“ gedruckte Buch nicht „Hollin“, sondern „Ariels Offenbarungen“ sei. In diese spielen nach K.s Ansicht Arnims Beziehungen zu

---

Brenning, F. Hölderlin: WeserZg. N. 16141. — 48) × W. Paetow, Hölderlins Leben: VZgS. N. 16. — 49) O. F. Walzel, Litzmann, F. Hölderlins Leben: ADA. 17, S. 314—20. — 50) Herm. Fischer, E. Jugendbrief Hölderlins: VLG. 4, S. 597/9. — 51) B. Seuffert, Gedichte Hölderlins: ib. S. 599—609. — 52) F. Hummel, E. trauriges Zusammentreffen Schellings mit Hölderlin: BBSW. N. 16. — 53) ○ E. Kelchner, F. Hölderlin in s. Beziehungen zu Homburg v. d. Höhe. Nach d. hinterl. Papieren d. Bibliothekars J. G. Hamel bearb.: MVGHomburg 3. — 54) Arnim, Klemens u. Bettina Brentano, J. Görres.

Bettina hinein; die im „Ariel“ gegebene Behandlung des Lenoren-, Phaeton- und Griseldismotives wird näher erörtert; Brentanos und Halms wird gedacht. Die Benutzung des Phaetonmotivs erinnert K. an Kleists „Amphitryon“. In Brentanos Jugendgeschichte fügt K. den „Gustav Wasa“ ein, der knapp gedeutet und dessen Nachgeschichte erzählt wird. Der „Godwi“ wird mit Tiecks „William Lovell“, nicht aber mit dem näher liegenden Jean Paul verglichen. K. deckt polemische Spitzen gegen die älteren Romantiker auf und stellt Brentanos lyrische Einlagen rühmend der Lyrik der älteren Romantiker gegenüber. Ueber Sophie Mereau bringt K. nichts Neues, er bemerkt nur (S. LXXX*) gegen Brentanos Aeusserung, dass eine kirchliche Regelung der Ehe nicht möglich war, da Prof. Mereau erst 1825 starb. Für die „Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau“ glaubt K. im Gegensatz zu Brentanos Mitteilung nicht an einen Zusammenhang mit der „Chronika des fahrenden Schülers“. Die Uebersiedelung des neuvermählten Paares nach Heidelberg (Diels Annahme, 1, S. 201, eines Aufenthalts zu Jena im Herbste 1803 wird als unhaltbar erwiesen), giebt zu breiteren Ausführungen über die Universität Anlass. Görres wird jetzt mit Worten Eichendorffs eingeführt. Das „Wunderhorn“ erhält eine ausführliche Würdigung, der ein kurzer Ueberblick über frühere Bemühungen um das Volkslied vorangeht. An Görres' „Teutsche Volksbücher“ anknüpfend, feiert K. mit warmen Worten die Bedeutung und die Innigkeit der damaligen germanistischen Bemühungen. Auch die „Einsiedlerzeitung“, die er in ihrem Gegensatze zu den anderen Zeitschriften der Romantik charakterisiert, wird mit freudiger Zustimmung analysiert; endlich kommen die „Heidelberger Jahrbücher“ an die Reihe. Ausführliche Mitteilungen freilich fehlen. Die Chiffre π—ς, die K. als Arnims Zeichen erklärt, ist wohl auf Görres: (Jose)φ — (Görre)ς zu deuten. Brentanos Verhältnis zu Auguste Busmann wird durch jüngst ans Licht geförderte Notizen erläutert, insbesondere durch den Brief der Frau Rat an Goethe vom 8. Sept. 1807. K. hält eine „Ueberrumpelung des armen Klemens“ im Gegensatz zu anderweitigen Annahmen für möglich. Brentanos Landshuter und Münchener Aufenthalt von 1808 auf 1809 giebt zu einer kurzen Charakteristik der damals in Bayern versammelten Romantiker und ihrer wechselseitigen Beziehungen Anlass. K., der in Brentanos zweiter Ehe die Ursache seiner späteren unglücklichen Lebensführung sieht, lässt ihn vor seiner Frau nach Halle und dann nach Berlin zu Arnim fliehen. Arnims damalige gedrückte Lage wird nach dem 7. „Winterabend“ geschildert. Der Berliner Kreis der jungen Romantiker wird beschrieben; die Rede ist auch von Arnims und Brentanos Plan, Selbstbiographien aller Art zu sammeln und herauszugeben. Den Ersatz für eine eigene Selbstbiographie Brentanos sieht K. in den „Romanzen vom Rosenkranz“, denen er eine ausführliche Besprechung widmet und die er als wichtigstes Zeugnis für Brentanos Wesen in beredten Worten feiert. Die Berliner Gelegenheitsdichtungen von 1810 folgen. Arnims „verunglückte Lesedramen“ werden nacheinander besprochen; das Zurückgehen auf ältere deutsche Dichtungen scheint K. hier viel weniger erfolgreich gewesen zu sein als in der Novelle. Im Stoff der „Appelmänner“ (Hebbels begeistertes Urteil wird angezogen) bemerkt er unbegründete Grausamkeit, dagegen in der Paul Friedeborns „Stettinischen Geschichten“ (Stettin 1613) entnommenen, die Sage von Otto dem Schützen behandelnden Schicksalstragödie „Der Auerhahn“ Charaktere von Shakespearescher Gestaltungskraft; „Halle und Jerusalem“ giebt Anlass, frühere und spätere Bearbeitungen des „Ahasverusstoffes“ heranzuziehen, mit denen Arnims Dichtung aber nichts gemein habe. Die „Päpstin Johanna“ wird mit Schernberks (bei K. „Schernbeck“) „Spiel von Frau Jutten“, ihrer Quelle, verglichen. Die vollendete Formgebung im einzelnen steht im Widerspruch zu der Formlosigkeit des Ganzen; an Gedankentiefe gehört das Stück zu den bedeutendsten Schöpfungen der Romantik. K. glaubt, dass auch im ersten Drucke gereimte Verse irrtümlich als Prosa gedruckt seien. Von den Dramen aus der brandenburgischen Geschichte finden „Der Stralauer Fischzug“ und „Glinde“ K.s Beifall, „Waldemar“ ist ihm zu zerfahren. „Markgraf Karl Philipp“ wird neben den „Prinzen von Homburg“ gestellt und leidet natürlich in dieser Nachbarschaft. Bezüglich der „Gleichen“ findet K. für Arnims „reinen Sinn“ verständlich, dass er an der Doppelehe Anstoss nehme, nennt die Färbung des Stückes allzu mystisch nnd bemerkt hier wie im „Waldemar“ Zusammenhang mit der vom „Götz“ ausgehenden Ritterdramatik. Arnims und Brentanos gemeinsam verfasste „Briefe über das Theater“ leiten zur Besprechung der Brentanoschen Dramen über. Die starken dramatischen Interessen in der Zeit von Brentanos Jenenser Aufenthalt (Schiller, Shakespeareübersetzung, Calderon) werden notiert, Tieck erscheint als Hauptmuster Brentanos. Die Schicksale des zur Weimarischen Preisbewerbung eingereichten „Ponce“ erzählt K. unter beiläufiger Berichtigung Janssenscher Missdeutung. „Die lustigen Musikanten“, die an sie anknüpfenden Festspiele und weiteren kleineren dramatischen Versuche eilen rasch

---

Her. v. Max Koch. (= DNL. N. 146, 1 u. 2.) Stuttgart, Union. CL, XIII, 220, 518 S. M. 5,00. [AZg[B]. N. 125.] — 55) G.

vorüber. Das von Varnhagen entwendete Lustspiel „Aloys und Imelde“ will K. in dem Trauerspiel „Comingo“ wiederfinden. Die „Gründung Prags“ wird durch Brentanos Beziehungen zu Böhmen (Bukowan) erläutert. K. nennt die Quellen des Stückes, preist die nicht in einseitiger Nachahmung des spanischen Dramas aufgehende metrische Behandlung, hebt den reichen Untergrund der „auf teilweise gesunder menschlicher Grundlage sich bewegenden Handlung“ hervor. Treitschkes Urteil, die „Gründung Prags“ sei eine verunglückte Nachahmung der „Penthesilea“, wird abgelehnt: flüchtig erwähnt ist Brentanos Angriff auf Varnhagen. Die neuen Beziehungen von Brentanos Berliner Aufenthalt im J. 1814 leiten zu Arnim zurück und zu dessen Vermählung mit Bettina. An dem Befreiungskrieg nicht thätigen Anteil genommmen zu haben, machten Arnim seine Freunde zum Vorwurf. K. gedenkt der vaterländischen Gedichte Arnims und Brentanos und verfolgt Arnims, ihn und andere wenig befriedigende Leitung des „Preussischen Korrespondenten“ nach den Zeugnissen seiner Mitredakteure Niebuhr und Schleiermacher, beleuchtet seine spätere unzufriedene Gesinnung in politischen Dingen und legt kurz die letzten in landwirtschaftlicher Thätigkeit aufgehenden Lebensjahre dar. In den Erzählungen sieht er Arnims abgerundetste Dichtungen; die einzelnen Novellen des „Wintergartens“ führt er mit ihren Quellen an. Brentanos „Braver Kasperl“ wird mit den Tendenzen des Sturmes und Dranges und der „Emilia Galotti“ in Zusammenhang gebracht, seine ohne künstlerische Rücksichten auf ihren Stoff losgehende Erzählungsart mit Arnims an Goethe sich anlehnender, aber immer in Formlosigkeit ausartender Erzählungskunst verglichen; die „Gräfin Dolores“ erscheint als Beispiel. In den kleinen Erzählungen hebt K. die Vermischung des Allgemeinsten mit dem Individuellsten, die starke Einmengung persönlicher Beziehungen hervor. Stoffgeschichtliche Notizen und Nachträge finden sich S. CXXXII* und CXXXIII*. Am längsten verweilt K. bei den „Kronenwächtern“, die er den besten deutschen historischen Roman nennt. In Arnims gesamter Dichtungsentwicklung ist Goethes Programm dichterischer Gestaltung der Wirklichkeit Schritt für Schritt mehr und mehr erfüllt. Zur Darstellung von Brentanos Leben zurückkehrend, schildert K. seine ungestüme Liebe zu Louise Hensel und bedauert, dass sie dem Unstäten nicht zu neuer beruhigender Häuslichkeit verholfen habe. Für Brentanos Bekehrung tritt K. energisch ein; ohne mit Kreiten in Brentanos Verhalten eine strenge, korrekte Kirchlichkeit zu feiern, wendet er sich doch gegen intolerante Angriffe auf den bekehrten Brentano; die Aufrichtigkeit seines Handelns wird überzeugend erhärtet, seine lange vorher schon fühlbare Neigung zu einem gläubigen Katholizismus verfolgt. Selbst dem „Lebensumrisse“ der Emmerich rühmt K. grosse künstlerische Geschicklichkeit nach und stellt die Urteile Diepenbrocks und Arnims zusammen. Rasch wird dann Brentanos kurzes Verweilen in Frankfurt, Koblenz und Regensburg überblickt, endlich sein letzter Münchener Aufenthalt und der dortige Kreis seiner Freunde breiter vorgeführt. Seine letzte Leidenschaft, ihr Gegenstand, Emilie Linder (K. schreibt „Lindner“) und die auf sie bezügliche Dichtung wird herangezogen. Im ganzen sieht K. in der religiösen Lyrik Brentanos einen tiefen Abfall, hebt aber rühmend die Ausnahmen hervor. Das „Moseleisgangslied“ und seine Veranlassung kommen zur Sprache. Ausser an die „Legenden“ erinnert K. an Brentanos unbefangenes Urteil über Freiligrath und über die neuere Dichtung. Die „Märchen“ erläutert K. durch Hinweise auf Tieck und auf Gozzi, nennt die in ihnen angegriffenen Gegner und gedenkt der Hauptquelle, G. B. Basiles „Pentamerone“. Brentanos und Arnims Ableben wird kurz berichtet. Bettina und ihr Goethebuch sind auf wenigen Seiten flüchtig abgethan, ihre anderen Werke nur dem Titel nach angeführt. Kurze Litteraturangaben schliessen die Einleitung, die in teilweise faksimilierter Wiedergabe einen Brief Brentanos an Buchhändler Mozler in Freisingen (8. Juni 1803) und einen undatierten Brief Bettinas an Rumohr mitteilt. K.s Ausgabe bringt Widmung, Einleitung und Nachwort zu den „Deutschen Volksbüchern“ von Görres, die Abhandlung „Von Volksliedern“, ausgewählte Gedichte, „Die Päpstin Johanna“ und die „Kronenwächter“ von Arnim, ausgewählte Gedichte Brentanos, einen mit reichlichen Proben versehenen Auszug aus den Rosenkranzromanzen, „Kasperl und Annerl“ und die ältere Form der Gockelmärchen, endlich die 1. und 2. Erzählung aus Bettinas Werk „Dies Buch gehört dem König“. Ausführlichere Anmerkungen finden sich bei den Gedichten; zu den Noten der „Kronenwächter“ sind umfangreiche Stellen aus W. Grimms Recension verwertet. Des Gockelmärchens zweite Fassung ist durch einige Lesarten charakterisiert. — Eine empfehlende Anzeige dieser Ausgabe, die von Ellinger[55]) herrührt, findet die jüngeren Romantiker, vor allen Bettina und Arnim, sympathischer als den Schlegelschen Kreis, bekämpft indess Kochs Anschauung, dass Brentano an seinem Lebensende nicht tief gesunken gewesen sei, und wendet sich auch gegen die Behauptung, dass die „Kronenwächter“ von keinem deutschen historischen Roman übertroffen werden. —

E[llinger], Z. Gesch. d. dtsch. Romantik: NZg. N. 553. — 56) L. A. v. Arnim u. C. Brentano. D. Knaben Wunderhorn, her. v. J.

Ettlingers[56]) populären Zwecken gewidmete Ausgabe des „Wunderhorn“ giebt in der Einleitung ausführliche Nachrichten über die Aufnahme des Buches, druckt umfangreiche Citate aus den Kritiken und Antikritiken ab, die durch das „Wunderhorn“ veranlasst wurden. Arnims Einleitung zum ersten Bande fehlt. — Wertvoll, vor allem durch bibliographisches Material, ist Grisebachs[57]) Aufsatz über Brentano. Auf des Dichters Beziehungen zu Goethe kommt G. mit Vorliebe zu sprechen; er zieht Goethes Urteil über den „Gustav Wasa“ an (Hirzels „Goethebibliothek“ S. 209), führt den „Godwi“ auf „Werther“ und „Wilhelm Meister“ zurück, und citiert zum „Wunderhorn“ Goethes erst neuerlich bekannt gewordenes Faustparalipomenon (Weim. Ausg. 14, S. 305): Goethes Urteil über Brentano vom 30. Okt. 1808 soll sich auf den „Uhrmacher Bogs“ beziehen. Die epische Darstellung des Mittelalters durch die Romantiker bringt G. in Zusammenhang mit A. W. Schlegels Definition des Begriffes „Romantisch“ (Charakteristiken und Kritiken 2, S. 20: romance = die aus dem Lateinischen entstandene Volkssprache des Mittelalters). Als romantische Epen mittelalterlichen Stoffes stellt er zusammen: „Kronenwächter“, „Kohlhaas“, Hoffmanns „Artushof“ und „Meister Martin“, A. Hagens „Norika“, Heines „Rabbi von Bacharach“, Scheffels „Ekkehard“, Kellers „Sieben Legenden“ und seine eigenen „Chinesischen Novellen“. Ferner gruppiert er die Gespenstergeschichten vom „Geisterseher“ bis zu der Droste-Hülshoff „Spiritus familiaris des Rosstäuschers“ und zu Alfred Schönes „Blauem Schleier“. Die Zusammenstellung begnügt sich mit einer Aneinanderreihung der in der Gegenwart spielenden romantischen Novellen. Ausführlich und mit hohem Lobe erörtert er die „Romanzen von Rosenkranz“, die auch er mit Erich Schmidt den „Brentanoschen Faust“ nennt; Ph. Runges hinterlassene Schriften 2, S. 396/8, werden angezogen. Ueber deutsche Assonanzversuche folgen einige Daten. Die „Rosenkranzromanzen“ leiten zu einer Betrachtung über symbolische Poesie über, die zum Goetheschen „Faust“ hinführt und die romantischen Einflüsse auf diese Dichtung erörtert. Auch der „Divan“ wird mit Recht auf romantische Tendenzen zurückgeführt. Katharina Emmerich wird mit Frl. von Klettenberg verglichen, endlich einer Freundin Katharinas, Gretchens Verflassen, gedacht. Drei Briefe Brentanos an diese, die bisher nur in willkürlicher Veränderung bekannt waren, werden im Anhange mitgeteilt, ein Brief an Böhmer geht voran. Neues bringen die, mit Ausnahme des letzten (Regensburg, 2. April 1833), undatierten Briefe nicht bei: sie dienen nur katholisch-konfessionellen Interessen. G. giebt bibliographische Notizen über „Gustav Wasa“, „Godwi“, „Briefe über das neue Theater“, eine Romanze im Göttinger Musenalmanach 1803, S. 79 (S. 112*), „Chronika des fahrenden Schülers“ und „Drei Nüsse“ (S. 119*), „Kasperl und Annerl“ und „Wehmüller“ (S. 125*), „Trutznachtigall“ (S. 127*) und „Gockel“ (S. 138*). — A. Köster spricht von Gozzis Einfluss auf Brentano, der in seiner Jugend gern den italienischen Dichter gelesen hat. Im Märchen „Liebseelchen“ findet er ein Motiv aus Basiles „Pentamerone“; die Masken Pantalon und Tartaglio scheinen ihm in den „Lustigen Musikanten“ nicht glücklich verwertet, Truffaldin insbesondere sei in einen Shakespeareschen Clown verwandelt. —

Steig[59]) besorgte einen Neudruck des „Frühlingskranzes“; er giebt einige Daten über Bettinas Verhältnis zu ihrem Bruder und erhärtet an mehreren Beispielen, dass Bettina „mit schonender Hand“ die Briefe umgestaltet habe. Vor allem die poetischen Beigaben scheinen unverändert geblieben zu sein. S. wagt die Vermutung, dass Bettina das Buch nicht fortgesetzt habe, weil sie spätere Missverständnisse nicht dem Publikum preisgeben wollte. — Eine anonyme Anzeige des Neudrucks[60]) stellt die in sich selbst gefestigte Persönlichkeit Bettinens und den „zerfahrenen Phantastiker und Grillenfänger“ Clemens in Gegensatz. — In ähnlichen Betrachtungen ergeht sich eine zweite anonyme Anzeige[61]), die aber in den Briefen des „Frühlingskranzes“ noch ein gesundes Empfindungsleben auf Brentanos Seite anerkennt. Heine soll sich mit seinem Urteil über Brentanos „innere Zerrissenheit“ selbst ins Gesicht schlagen.[62]) — Lily von Kretschman[63]) vermutet, dass in Ottilie von Goethes „Chaos“ die „Friderike“ nicht auf Bettina zu deuten sei. — Der Neudruck der „Günderode“ erweckt in W. Buchner[64]) Jugenderinnerungen; er war Student, als das Buch erschien. — E. Jeep[65-66]) wurde durch denselben Neudruck zu zwei Aufsätzen veranlasst. Der eine kann in seiner novellistischen Form als eine im Stile Bettinas gedachte Arabeske bezeichnet werden: er beschränkt sich darauf, das Leben der Günderode in meist wörtlicher Wiedergabe

---

Ettlinger. (= Bibl. d. Ges.-Litt. d. In- u. Auslandes N. 531 9.) Halle, Hendel. XXIV, 844 S. M. 2,25. — 57) E. Grisebach, D. Goethesche Zeitalter d. dtsch. Dichtung. S. o. IV 1 : 3. S. 110–40, 168–84. — 58) A. Köster, s. o. IV 10 : 117. S. 225 f. — 59) C. Brentano, Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Berlin, Hertz. X, 288 S. M. 3,60. [A. Schröter: BLU. S. 580 1.] — 60) Jugendbriefe v. Clemens Brentano u. Bettina v. Arnim: AZgB. N. 160. — 61) —t, Clemens Brentanos Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten: HambCorrB. N. 22. — 62) × J. V. Widmann, Clemens Brentanos Frühlingskranz: Bund N. 204, 206. — 63) L. v. Kretschman, s. o. IV 9b : 99. S. 260. — 64) W. Buchner, D. Günderode-Ausg. v. 1840 (Berlin, Hertz 1890): BLU. S. 37 8. — 65) E. Jeep, Karoline v. Günderode: NationB. 8, S. 371/3. — 66) × id., Zwei romant. Mädchen: VZgS. N. 23. — 67) × D. Familie v. Günderode: FZg. N. 150. —

Bettinascher Wendungen zu schildern. Der zweite Aufsatz dient wissenschaftlichen Zwecken. Er betont die starke Verschiedenheit Bettinens und der Günderode, stellt der Günderode hohe Auffassung von der Poesie fest, findet nur wenige ihrer Gedichte nach Inhalt und Form gleich vollendet. Ihren Dramen fehlte eine ausgeprägte Charakterzeichnung und eine festgefügte, rasch fortschreitende Handlung. Alle ihre Schöpfungen seien aber Ausdrücke ihres Herzens; J. vergleicht die Günderode mit Seume. Bettinas Buch bietet nach seinem Urteil wenig dem Litterarhistoriker, viel dem ästhetisch Geniessenden. Zum Schlusse teilt er mit, dass Herman Grimm wenig Bereicherungen des biographischen, von Schwartz bei Ersch und Gruber zusammengestellten Materiales versprechen könne.[67-68]) —

Eine Sammluug kleinerer Aufsätze Herm. Fischers[69-70]) kommt der Geschichte der schwäbischen Romantik im allgemeinen und im einzelnen zu gute. Ueberzeugend weist er den geringen inneren Zusammenhang der schwäbischen Romantik und der Romantik im engeren Sinne nach. Er beschreibt die Abgeschiedenheit des alten Württemberg, dem ausser Schubart alle seine echten Dichter untreu wurden; er hebt den starken rationalistischen Zug der Schwaben hervor, der auch bei Schiller zur Geltung kommt. K. Ph. Conz, Ch. Neuffer, R. Magenau, F. Bernritter, V. M. Bührer, L. Bührlen werden als Klassiker Württembergs lehrreich charakterisiert. Ihnen reihen sich als energischste Bekämpfer der Romantik F. Ch. Weisser und der leise romantisch angehauchte J. Ch. F. Haug an. Das „Morgenblatt“ wird als Bildungsblatt mittlerer Kreise dargestellt, seine rasche Bekehrung aufgezeigt. Von der poetischen Jugend, dem Kreise Uhlands, der im „Sonntagsblatt“ seinen Ausdruck findet, will F. weder Harpprecht noch Schwab zur Romantik rechnen; auch in Karl Mayer sieht er nur einen Naturdichter, keinen Romantiker. Eigentlicher Romantiker ist nur Kerner, der 1811 in seinem „Reiseschatten“ ein grosses Manifest giebt. F. deutet die Satire im einzelnen und weist besonders auf Mayers „Uhland“ 1, S. 119 zur Deutung der Figur des „Felix“. Nach Kerners „Musenalmanach für 1812“, den F. ein echt romantisches Gewächs nennt, ist der „Deutsche Dichterwald“ von 1813 das letzte gemeinsame romantische Unternehmen in Schwaben. Kerner geht noch auf romantischer Bahn weiter mit seinen Kindermärchen „Goldener“ (1816), mit dem leise geänderten (II, 83, XII, 4) Wiederabdruck der „Reiseschatten“ (1834) und mit seinem „Bärenhäuter im Salzbade“ (1835); das 1863 herausgegebene Singspiel „Der Bär“ gehört dem Jahre 1809 an. Natürlich wird auch der Geisterseher Kerner für die Romantik in Anspruch genommen. Uhland wurde nach F. nur durch die Stoffwahl seiner Dichtungen zum Romantiker. Fouqué und das „Wunderhorn“, dann Tiecks romantische Spielereien, insbesondere seine dramatischen Versuche sind Uhlands Muster; so stellen sich auch die romanischen Masse, die altgermanischen und altfranzösischen Elemente der Romantik ein; und in seinem „Fortunat“ nimmt er zu einer burlesken romantischen Epopöe Anlauf. Die „vaterländischen Gedichte“ führen ihn dann 1817 auf andere Bahn. Nach 1825 ist Kerner der einzige Romantiker in Schwaben; denn Hauff war in seinen Märchen Nachahmer Wielands und Weissers, der „Liechtenstein“ ist vorromantisch; Waiblinger ist Gegner der Romantik und nur Bauer und Mörike thaten „wenigstens tiefe Züge aus dem Taumelkelch der Romantik“.

Uhlands Beziehungen zu den ausländischen Litteraturen zu erforschen, zieht Herm. Fischer[71]) zunächst den Aufsatz über das altfranzösische Epos (1812) und die „Sagenforschungen“ mit dem „Mythus von Thór“ und mit der Abhandlung über Odin heran. Dann rubriziert er in umfangreicher Uebersicht die Dichtungen Uhlands, die zu ausländischer Litteratur irgendwie in Beziehung stehen. Die Gegenwart spielt keine so bedeutende Rolle wie das Mittelalter und selbst das Altertum, weniger das orientalische als das klassische. Hierher gehören lateinische Verse, deutsche Distichen („Sinngedichte“), einige erst aus dem Nachlasse veröffentlichte Versuche, dann aber eine Reihe stofflich der Antike angehörige Gedichte wie „Ver sacrum“. Von mittelalterlichen Stoffen nehmen neben skandinavischen („Die sterbenden Helden“) vor allem die romanischen einen umfangreichen Raum ein. Bei „Klein Roland“ weist F. auf die „Reali di francia“. Das Metrum von „Bertran de Born“ und ähnliche Formen der nächstverwandten Gedichte werden feinsinnig verglichen; auch die spanischen Versmasse der spanischen Quellen entnommenen Dichtungen erörtert. Italien und eigentlich auch England treten bei Uhland in den Hintergrund. Zusammenfassend nennt F. die Mehrzahl der besprochenen Dichtungen von eigener Empfindung durchtränkt. In einer Anmerkung wird das Fragment „Karl der Grosse in Jerusalem“ den Jahren 1809—14 zugewiesen. — Patzig[72]) schreibt die Geschichte des Motivs vom „Castellan von Coucy“, ohne auf Uhland selbst einzugehen; seine umfassende und eindringliche Studie muss

68) X J. V. Widmann, D. Herz hat Recht: Bund N. 269. — 69-70) H. Fischer, Klassizismus u. Romantik in Schwaben zu Anfang unseres Jh. (= Beitrr. z. Litt.-Gesch. Schwabens.) Tübingen, Laupp. VI, 246 S. M. 4,00. |[A. Holder: Alemannia 19, S. 192/5.]| S. 40—76. — 71) id., Uhlands Beziehungen zu ausländ. Litteraturen: ib. S. 99—126. — 72) H. Patzig, Z.

also von Uhlandforschern erst ausgebeutet werden. — Bender[73]) interpretiert die vielumstrittene Wendung der „Döffinger Schlacht“ „Der Fink hat wieder Samen“ mit Holland als: „Der Fink hat wieder zu fressen“. — Sprenger[74]) belegt das Wort „Qualm“ desselben Gedichtes aus dem „Herzog Ernst“ und leitet es von „quellen“ ab. „Blut und Qualm“ stehen für „Blutes Qualm“. — Die Wendung „Huf und Horn“ der „Schlacht von Reutlingen“ (Strophe 3) belegt Sprenger[75]) aus G. Schwabs „Kammerboten in Schwaben“ (Reclam S. 482) und erklärt sie für eine alte Stabreimformel, die „reisige Heerschar“ bedeute; „kommen“ stehe für „zurückkommen“.[76]) — Bieses[77]) Aufsatz über Uhlands Naturlyrik soll in seinen Beispielzusammenstellungen wohl mehr dem poetischen Problem als der Charakteristik Uhlands dienen. Da werden Belege für „plastische Anschaulichkeit“ vorgebracht, mit der Uhland Bilder vor unser geistiges Auge zaubert, „schöne dem Naturleben entlehnte Vergleiche“ zusammengestellt; die „Naturbeseelung“ wird verfolgt usw. Aus dem von B. rubrizierten Stoff müsste eine charakterisierende Darstellung erst das Entscheidende herausheben, soll für Uhland ein bezeichnendes Wort gesagt werden. — Uhlands Beziehungen zu Hebbel beleuchtet Herm. Fischer[78]); Hebbels „ungestüme Verehrung“ für Uhland, wie sie in den Tagebüchern sich ausspricht, lässt für Rückert und Freiligrath, aber auch für Lenau und Geibel keinen Platz. Goethes Urteil über Uhland will Hebbel aus einer Verwechslung der schwäbischen Dichter mit ihrem Haupte erklären. Mit Wienbarg sieht er in Uhland einen grossen Dramatiker. Die persönlichen Beziehungen waren gering. Der Wunsch, Uhland eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte zu widmen, veranlassten Hebbels Brief vom 4. Juli 1836, der ohne Antwort blieb. 1836 suchte Hebbel den schwäbischen Dichter auf und ist, wie andere, über seine Erscheinung wenig erbaut. Im Jahre 1837 und 1840 folgen neue Sendungen Hebbels, die nur kärgliche Antworten finden. 1842 traf man sich unter erfreulicheren Umständen in Hamburg. Erst 1857 sandte dann Hebbel die dritte Auflage seiner Gedichte; Uhland dankte freundlich. F. findet es begreiflich, dass Uhland nicht wärmer geworden ist; er hatte kein Organ für Hebbels titanisches Streben. Sein Einfluss auf Hebbel war wohl nur negativer Art; er erlöste ihn von der Rhetorik seiner Jugendarbeiten.[79]) — Herm. Fischer[80]) giebt ferner ein Charakterbild von Uhlands Freunde und Biographen Friedrich Notter; er legt einen starken Accent auf die peinliche Kritik, die Notter bei aller Begeisterung immer übte. Notters Besuch bei Goethe, sein Anteil an Pfizers epochemachendem „Briefwechsel zweier Deutschen“ (1831), sein unvollendeter Entwurf einer Anthologie „Stimmen der Völker über Gott und Seele“ werden nach hs. Quellen besprochen. Sein Aufsatz über „Die schwäbische Dichterschule“ wird analysiert und seine Vorliebe für die künstlerisch vollendeteren Gedichte Uhlands aufgedeckt. Politische Interessen liessen Notter erst in den fünfziger Jahren wieder zu belletristischer Thätigkeit kommen; er übersetzte Theokrit, Bion, Moschos, dann Dante, den er in Vorträgen und in Romanzen feierte. Ausführlich würdigt F. endlich die Bücher über Uhland und Mörike und schildert zuletzt aus eigener Anschauung den greisen Notter der letzten siebziger Jahre. — Für Schwabs Verhältnis zu Uhland bringt Herm. Fischer[81]) nichts Neues bei. —

Eine ungedruckte Stanze Waiblingers wurde von Franzos[82]) mitgeteilt. — Herm. Fischers[83]) Aufsatz „Mörike, Ludwig Bauer und Waiblinger“ ist für die ersten beiden ergiebiger als für den letzten. Er entnimmt dem im Besitze der Kgl. Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Nachlasse Esers sieben Briefe Mörikes an Waiblinger; sie reichen vom 27. Okt. 1821 bis in den Sommer 1822 und geben vor allem über Mörikes Lektüre guten Aufschluss. Den von Waiblinger empfohlenen Jean Paul kennt er 1821 nur aus Sentenzensammlungen. Die beiden ersten Bände von „Dichtung und Wahrheit“ wirken „wunderbar anmutig“ auf ihn. Einmal beschäftigt ihn das Problem, ob die Geschichte von Abailard und Heloise dramatisch verwertet werden könne. Novalis wird citiert, den „Vicar of Wakefield“ will er lesen, Shakespeare entzückt und erschüttert ihn, Calderon kennt er noch nicht. „Wallenstein“ liest er unter Schillers Werken am liebsten. Der Kotzebuemörder Sand wird ihm durch „lümmelhafte“ Lobeserhebungen seiner Freunde verleidet. F. erzählt, wie Waiblinger durch sein massloses Streben die Freundschaft Mörikes und Bauers verlor. Die acht im Besitze der Stuttgarter Bibliothek befindlichen Briefe Bauers kommen nicht zum Abdruck. —

Gesch. d. Herzmäre. Progr. d. Friedrich-Gymn. Berlin, Gärtner. 4°. 22 S. [S. Singer: ADA. 17, S. 333/6.], — **73)** F. Bender, Zu Uhlands Döffinger Schlacht: ZDU. 5, S. 52/3. — **74)** R. Sprenger, Qualm bei Uhland: ib. S. 57. — **75)** id., Zu Uhlands Graf Eberhard: ib. S. 132/3. — **76)** (I 7 : 20.) — **77)** A. Biese, D. Naturlyrik L. Uhlands u. Mörikes: ZDU. 5, S. 822—39. — **78)** Herm. Fischer, Uhland u. Hebbel. S. o. N. 69-70): S. 127-47. — **79)** × L. Fränkel: BLU. S. 831. (Sucht Uhlandautographe.) — **80)** Herm. Fischer, F. Notter: Beitrr. z. Litt.-Gesch. Schwabens (s. o. N. 69-70): S. 180—213.) — **81)** id., G. Schwab: ADB. 33, S. 153/5. — **82)** (Franzos,) W. Waiblinger, Natur u. Kunst (1821). Ungedr. Nachlass: DDichtung 10, S. 221. — **83)** Herm. Fischer, Mörike, Ludwig Bauer u. Waiblinger: Beitrr. z. Litt.-Gesch. Schwabens (s. o. N. 69-70): S. 148—79. — **84)** K. E. Franzos, Ernst Schulze u. Caecilie Tychsen. Nach d. ungedr. Tagebüchern, Gedichten u. Briefen Schulzes: DDichtung 10, S. 119—28. — **85)** id., Aus Briefen Ernst Schulzes u. Fritz v. Bülows 1—3: VZg[B]. N. 10

Franzos[84]) setzt seine Mitteilungen aus dem ihm anvertrauten Nachlasse von Ernst Schulze rührig fort. Ein im Berichtsjahre noch nicht abgeschlossener Aufsatz soll die „Cäcilien-Legende" in lebenswahrerer Darstellung der Wirklichkeit näher bringen. Aus den Berichten Zschokkes, Bouterwecks, Marggraffs und Tillmanns haben sich nach F.s Ansicht zwei völlig entgegengesetzte Anschauungen über Schulzes Beziehungen zu Cäcilie Tychsen entwickelt: eine idealisierende, an Zschokkes Darstellung festhaltende und eine unvollständigen Quellen entstammende, die über Schulzes Charakter völlig abspricht. F. will aus den ihm vollständiger denn einem seiner Vorgänger vorliegenden Dokumenten die Berechtigung herauslesen, einen Mittelweg einzuschlagen. Er giebt knappe Nachrichten über das Haus des Hofrats Tychsen und über seine begabte Tochter Cäcilie. Er charakterisiert die wenig versprechende Jugend Schulzes und hebt drei Umstände hervor, die für die Beurteilung des Dichters von Wichtigkeit seien: die Liebebedürftigkeit, der im väterlichen Hause keine Befriedigung wurde, den trotzigen Drang, gerade den nächsten Angehörigen schlechter zu erscheinen, und eine früh geweckte Neigung zum weiblichen Geschlecht. Wielands starker Einfluss kommt zur Sprache; kleiner „Amourschaften" der Studentenzeit und der Beziehungen zu Sophie von W[itzendorff] wird gedacht. Mit unnötigem moralischem Pathos wird seine feinsinnliche Flattersucht aus der Unsittlichkeit der Zeit König Jeromes abgeleitet. Die Dokumente selbst, in denen F. die Geschichte der Beziehungen zu Cäcilie erzählt, ein Brief an Bergmann vom 20. Jan. 1811, dann die Tagebuchnotizen vom 13. Dez. 1811 bis zum 20. Febr. 1812, lassen Schulzes Hang deutlich erkennen, die Rolle eines unwiderstehlichen, geistreichen und frivolen Lovelace zu spielen. Das Ganze ist ein herzlich kindischer Bericht eines Unreifen, der sich seiner bescheidenen Flirterfolge innig freut, diese Freude aber gerne überlegen ironisch in einer zersetzenden Selbstanalyse abthäte. Die Entstehungsgeschichte des „Hymnus an die heilige Cäcilie" und der Epistel „An Cäcilie, als sie einen Johannes gemalt hatte" wird beiläufig berichtet; beide Dichtungen entpuppen sich als gesellschaftliche Scherze, die Cäcilien mürbe machen sollten. Nebenbei wird auch ein ernsteres Verhältnis zu „einer in ihren Grundsätzen wenig gefesteten" Frau Louise von P. gestreift. — Franzos'[85]) Mitteilungen aus Briefen Schulzes und Fritz von Bülows sollen nicht der Litteraturgeschichte, sondern der Kulturgeschichte dienen; er druckt nur ab, was beide „de rebus publicis" schrieben. Die Briefe reichen vom 5. Juni 1805 bis 31. März 1811; von Schulze finden sich nur einige Stellen aus Briefen vom 10. Juli, 6. Okt., 18. Dez. 1805; 2. Jan., 26. Mai 1806; 17. Jan., 21. März 1808; 19. März 1810; die Korrespondenz behandelt: Münstersche katholische Zustände in abfällig protestantischer Beleuchtung (Fürstin Gallitzin, Fr. Leonh. v. Stolberg), den politischen Gegensatz Preussens, dessen Gegner Schulze war, und des übrigen Deutschlands, litterarische Angelegenheiten Berlins (Nicolai, Kotzebue, A. Kuhn, F. A. Wolf, Fichte, F. Kühnau), die schauerlichen sittlichen Zustände der Charité zu Berlin (um 1810, also nach Schleiermachers Zeit); diese wird in einem bruchstückweise mitgeteilten Gedichte Bülows geschildert. Auch ein Festgedicht Bülows wird abgedruckt. Ein Bericht aus Frankfurt a. O. vom 30. Juli 1810 erzählt, wie langsam und wie schwer Solger ein Publikum dort fand. — Den konventionell überlieferten Schulze schildert Pröhle[86]), ohne unsere Kenntnis zu fördern. —

Dietze[87]) stellt eine Auswahl Eichendorffscher Schriften zu populären Zwecken zusammen. Neben der vollständigen Sammlung seiner Gedichte, die nach der zweiten Auflage der „Sämmtlichen Werke" (Leipzig 1864) mitgeteilt werden, druckt er „Robert und Guiskard", „Ahnung und Gegenwart", „Aus dem Leben eines Taugenichts", „Das Marmorbild" und „Das Schloss Durande" ab. Die bibliographischen Notizen, die den Gedichten beigefügt sind, entbehren wissenschaftlicher Zuverlässigkeit, wie Walzel nachgewiesen hat. Die knapp gehaltene Einleitung stellt die biographischen Daten übersichtlich zusammen und zieht auch entlegene Notizen aus den Briefwechseln der Romantiker heran. Eine Charakteristik der Dichtung Eichendorffs ist trotz einiger (2, S. 505) nachträglich eingefügter Bemerkungen nicht geliefert worden. —

Endlich sei der Beziehung von Kunst und Künstlern zur Romantik gedacht. Hundeshagens Leben schildert zum erstenmale und nach unbenutzten hs. Quellen der Casseler Landesbibliothek (Mss. Hass. 287) in breiter und wenig verarbeitender Darstellung eine Studie Nolls[89]), die betont, dass Hundeshagen unter den romantischen Kunsthistorikern am meisten der Architektur sich gewidmet habe. Geboren am 18. Sept. 1784, wird er, durch das Jahr 1806 in seinen Habilitationsplänen gestört, Hofgerichtsadvokat zu Hanau und kommt bald in ein glückliches Verhältnis zu dem neuen Fürsten Karl von Dalberg. Im Herbste 1812 tritt er in Nassauische Dienste;

12, 14. — 86) H. Pröhle, F. Schulze: ADB. 32, S. 763/5. — 87) J. v. Eichendorff, Werke. Her. v. R. Dietze. Kritisch durchges. u. erl. Ausg. Leipzig, Bibl. Inst. VI, 34, 426, 506 S. [O. F. Walzel: ADA. 18, S. 297/8.]|. — 88) ○ L. Wattendorff. J. v. Eichendorff: KZEU. 40, S. 185—98, 233—44. — 89) J. Noll, H. B. Hundeshagen u. s. Stellung z. Romantik.

obwohl nur Bibliothekar, wird er 1813 zu Kriegszwecken verwertet. 1815 in Wiesbaden kommt er mit Goethe und mit S. Boisserée zusammen; N. vermutet, dass er Goethe für Boisserées Kunstideal gewonnen habe. 1817 wird er von einem Unterbeamten denunziert und des Dienstes entlassen. Von da ab ist er in raschem Niedergang. 1820 bis 1824 hält er Vorlesungen in Bonn, verarmt aber gänzlich. Fortab lebte er zeitweilig in Neuwied, um dem Fürsten von Wied bei Ausgrabungen behilflich zu sein. Ueber sein Alter konnte N. aus den hs. Quellen nichts Anderes feststellen, als dass er nach längerer praktischer Thätigkeit schliesslich heiratete und zuletzt geisteskrank wurde. N. zeigt, wie Hundeshagens mehr und mehr zersplitterte, die Existenzfrage ihn über Ansätze nicht hat hinauskommen lassen; ungedruckte Anfänge nie vollendeter Arbeiten weist er nach und teilt er mit (S. 13, Disposition und Anfang der Vorrede einer Studie über die Reichsstadt Gelnhausen). Ausführliche Inhaltsangaben seiner Monographie über die Kapelle zu Frankenberg bei Marburg (1808) und über sein Hauptwerk „Kaiser Friedrichs I. Barbarossas Palast in der Burg Gelnhausen" (1819) suchen insbesondere die romantischen Tendenzen Hundeshagens aufzudecken, dort in der Vermischung von Dichtkunst und Architektur, hier in dem Versuche, antike und gothische Kunst auf ein Grundgesetz zurückzuführen. N. gedenkt auch der Zeichnungen, die Hundeshagen zu den Büchern anderer beigesteuert hat. Die in diesem Zusammenhange genannte Dichtung „Gunde" von Wolfhard ist K. Wolfarts „Guntha" (vgl. Goedeke 3, S. 159 N. 243,1). N. giebt seiner Studie zwei Briefe Grimms an Hundeshagen und an Sulpiz Boisserée bei. Im ersten (5. Juli 1810) erkundigt sich Grimm nach Hundeshagens Hs. des „Alphart" (über sie und über seine Nibelungenhandschrift teilt N. S. 167 nichts wesentlich Neues mit); der andere (28. Okt. 1835) spricht von Boisserées Abhandlung über den Graltempel und bringt einige Korrekturen bei. — Pietätvoll gedachte Nachrichten von dem Leben der beiden romantischen Maler Julius und Ludwig Schnorr von Carolsfeld giebt Franz Schnorr von Carolsfeld [90-91]). Mit Bewusstsein enthält sich der Sohn jeden Urteils über den Vater und betont lediglich, dass das römische Kunstleben der jungen romantischen Malerwelt nicht einen Abfall vom Deutschtum bedeute, sondern einen auf Eroberungen frisch ausgehenden Geist nationalen Aufschwunges. Romantische Tendenzen hätte ihm der Wiener Aufenthalt eingetragen; das Interesse für altdeutsche und niederländische Kunst sei der Ausgangspunkt dieser Bestrebungen. Ludwigs Uebertritt zum Katholizismus führt S. auf die früh geäusserte Neigung zum Mystizismus zurück; er findet sie schon in seiner heiligen Caecilia, deren Beurteilung durch F. Schlegel er anzieht. — H. Holland [92]), der bereits im Jahre 1873 eine umfängliche Darstellung von Schwinds Leben gab, bietet nun unter Benutzung der neu erschlossenen Briefwechsel und ungedruckter Quellen in der ADB. eine ausführliche Darlegung, die Schwinds Schöpfungen verzeichnet und sie im Anschlusse an Schack und F. Pecht enthusiastisch feiert. Die äusseren und inneren Beziehungen zur Romantik treten indessen stark in den Hintergrund. H. bemerkt ausdrücklich (S. 450), dass Schwind den Mystizismus und die Farbeneffekte Ludwig Schnorrs ablehnte; Goethes „dithyrambisches" Urteil über Schwind wird dagegen hervorgehoben. Einfluss romantischer Malerei lässt H. nur für die Münchener Zeit um 1835 zu, in der Schwinds Arbeiten an J. Schnorr, Cornelius, Neureuther, gemahnen. Die auf romantische Dichtungen bezüglichen Werke werden einzeln und vereinzelt verzeichnet. „Ritter Kurts Brautfahrt" findet eine ausführliche Analyse (S. 457). — Auch H. Müller [93]) löst thatsächlich den jungen W. Kaulbach aus dem persönlichen Zusammenhange mit den Romantikern. Er zeichnet Kaulbach inmitten des romantischen Münchener Kreises der ersten dreissiger Jahre. Kaulbach teilte nicht die Passion für untergeordnete Kneipen, der Cornelius, Görres, Brentano, Ringseis huldigten. Am behaglichsten fühlte er sich im Kreise der Familie Görres, die er in dieser Zeit auf das anschaulichste schilderte. Noch zur „Zerstörung Jerusalems" holte Kaulbach den Rat des alten Görres ein. Am engsten befreundet war er indess mit Guido Görres. Brentano lockte ihn vollends in den Bann der Romantik. Müller meint aber, dass Kaulbach nie ein Herz für die „willkürlichen Spielereien" und für die „schemenhaften Gespenster" der Romantik haben konnte. Nur Brentanos Persönlichkeit fesselte ihn vorübergehend an romantische Aufgaben. Brentano erzählte in Kaulbachs Hause seine Rheinmärchen und Kaulbach lieferte zu ihnen Illustrationen. M. beschreibt die vier Blätter zum „Müller Radlauf", auch „Gockel, Hinkel und Gackeleia" fand im Kaulbchschen Künstlerkreise seine Illustratoren. Bekehrungsversuche Brentanos machten dem Freundschaftsbunde ein jähes Ende. M. citiert zustimmend Speidels Worte: „Kaulbach besah sich diese ultramontaue Welt mit künstlerischem Auge, nützte, was an ihr zu nützen

S. o. IV 9a: 85a. — 90) P. Schnorr v. Carolsfeld, Julius Veit Hans Schnorr v. Carolsfeld: ADB. 32, S. 181/9. — 91) id., Ludwig Ferdinand Schnorr v. Carolsfeld: ib. S. 189—90. — 92) H. Holland, Moritz v. Schwind: ib. 33, S. 449—69. — 93) H. Müller, W. Kaulbachs junge Ehe u. s. Bezieh. z. Katholizismus u. z. Romantik. 1—2: VZgS. N. 29-30 —

war und entzog sich ihr schrittweise mit der ihm eigenen ironischen Höflichkeit.“ Zum Schlusse stellt M. die aus dem Schosse der nachromantischen Münchener Kreise hervorgegangenen Publikationen zusammen, soweit Kaulbach an ihnen beteiligt war; es waren: „Der Festkalender“ von F. Graf Pocci, G. Görres und ihren Freunden (München 1834), „Kalender auf das Jahr 1842“, herausgegeben von F. B. W. Hermann (München 1841), Guido Görres' „Hürnen Siegfried“ (München 1842) und desselben Autors „Deutsches Hausbuch“ (München 1846/7). Kaulbachs Beiträge werden von M. beschrieben und erläutert. —

IV,12

Das junge Deutschland.

Ernst Elster.

Heine: Gesamtcharakteristik N. 2. — Leben N. 8. — Werke: Ausgaben N. 18; Uebersetzungen N. 23. — Untersuchungen: Geburtsjahr, Therese N. 27; Memoiren N. 28; Buch der Lieder N. 31; Balladen N. 32; Lorelei N. 33. — Gutzkow, Dingelstedt N. 43. —

Ueber das junge Deutschland sind 1891 weniger bemerkenswerte Schriften zu Tage getreten als im vorangegangenen Jahre. Hatte der letzte Band über G. Brandes' interessante Gesamtdarstellung dieser Periode[1-2]) zu berichten, so kommen diesmal fast ausschliesslich Arbeiten über Heine in Betracht. Von Gesamtcharakteristiken dieses Dichters liegen zwei in streng katholischem Sinne gehaltene vor, deren eine, von Seb. Brunner[3]), gleichzeitig Börne mit seinem Genossen und Antipoden unter dem geschmacklosen Titel „Zwei Buschmänner“ behandelt, der die wissenschaftliche Wertlosigkeit dieser Parteischrift bereits hinreichend verrät; die andere, von H. Keiter[4]), ist dagegen als die fleissige Arbeit eines in seiner Weise nach Objektivität strebenden Forschers rühmend hervorzuheben. Der Einteilung in Elsters biographischer Skizze folgend, zerlegt K. den Gegenstand in drei Hauptabschnitte, deren erster die Jugendzeit, deren zweiter die Zeit der „Reisebilder“ und deren dritter die Pariser Zeit behandelt. Das Biographische des ersten Abschnitts ist nicht frei von Irrtümern; so wird z. B. der Februar 1798 kritiklos für die Zeit von Heines Geburt angegeben (vgl. u. N. 8-9). Die Schilderung der Berliner Jahre fällt K. offenbar schwer, da er für die erfreulichste Erscheinung dieser Zeit, das Vertrautwerden Heines mit der dortigen Goethegemeinde kein warmes Verständnis mitbringt; doch bietet er eine wohlgelungene Charakteristik der Jugendwerke des Dichters, die namentlich durch Hinweise auf die Entlehnungen bestimmter Motive aus Hoffmann, Brentano und Jean Paul von Wert ist. Aehnlich steht es mit dem zweiten Abschnitt der Schrift, der im Biographischen, trotz Berücksichtigung der neueren Forschung, einige Versehen, in der Beurteilung der Werke aber viel Erfreuliches und Lehrreiches aufweist. So z. B. sind die „Harzreise“, die „balladenartigen Gedichte“ am Schlusse der „Heimkehr“, die „Nordseebilder“ das „Buch Legrand“ ästhetisch und litterargeschichtlich gut erläutert, während das Neue der Heimkehr-Lieder nicht genug betont, die Gedichte „Ratcliff“ und „Götterdämmerung“ sowie der „Neue Frühling“ überschätzt und der vierte Band der „Reisebilder“ von K.s kirchlichem Standpunkte aus einseitig beurteilt worden sind. In dem dritten Abschnitt findet die Schrift über die romantische Schule warmes Lob, desgleichen wird K. zahlreichen Gedichten der letzten Periode, den Glanzpartien des „Atta Troll“ und den besten Stücken des „Romancero“ durchaus gerecht, während er alle religiösen und politischen Ausfälle Heines, „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“, „Disputation“, „Vitzliputzli“, die „Französischen Zustände“, „Deutschland, ein Wintermärchen“, die „Neuen Gedichte“ usw. verabscheut, den „Schnabelewopski“ als „schamlose Bordellpoesie“ brandmarkt und den Streit mit Börne etwas parteiisch zu Ungunsten Heines beurteilt. Eine Gesamtcharakteristik des Dichters, mit der das Werkchen schliesst, enthält neben Einseitigkeiten höchst zutreffende und feine Bemerkungen. Das Ganze verdient nament-

---

1) × G. Brandes (vgl. 1890 IV 14: 1): PrJbb. 67, S. 712/4; BLU. S. 54/5; Kw. 4, S. 253/4; L. Geiger: Nation[B]. 8. S. 631/4; 9, 146/8; N&S. 56, S. 309; NAnt. 31, S. 767. — 2) ○ M. Harden, Treitschke u. Brandes über d. jung. Deutschland: FZg. N. 44. — 3) Seb. Brunner, Zwei Buschmänner. Aktenmässig geschildert. Paderborn, Schöningh. XII, 407 S. M. 4,00. — 4) H. Keiter, H. Heine. Sein Leben, sein Charakter u. seine Werke. Köln, Bachem. 127 S. M. 1,80. |[E. Elster:

lich auch wegen der litterargeschichtlichen Nachweise die Beachtung weiterer Kreise. — Dagegen bietet eine kleine Abhandlung von Odinga [5]) über Heines Verhältnis zur Romantik nichts Wesentliches, das nicht in den landläufigen Handbüchern der Litteraturgeschichte ebenso gut oder besser zu finden wäre. [6-7]) —

Zu Heines Leben brachte das Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins eine Notiz [8]), die bald in zahlreiche Tagesblätter überging: nach Aussage der Archive der jüdischen Gemeinde in Düsseldorf sollte des Dichters Geburt nicht, wie man bisher annahm, 1799 oder 1797, sondern im Februar 1798 erfolgt sein. Die Notiz erschien, als sich ein Aufsatz Elsters [9]) über Heines Geburtsdatum gerade im Druck befand: er konnte in einem Nachwort darlegen, dass jene aus später Erinnerung des damaligen Rabbiners geflossene Nachricht völlig wertlos und unhaltbar sei. [10-11]) — Ueber Heines Verhältnis zu den Freunden Moser und Zunz berichteten in ansprechender Weise L. Geiger [12]) und Ziegler [13]), wobei ersterer gleichzeitig einen bis dahin unbekannten Brief des Dichters an diesen seinen treuesten Jugendfreund veröffentlichte. — Einen interessanten französischen Brief Heines an den Schauspieler Boccage förderte Franzos [14]) zu Tage: wir sehen den Dichter bemüht, durch Vermittelung von Alexander Dumas ein Trauerspiel von Heinrich von Kleist auf die Pariser Bühne (Theater der Porte St. Martin) zu bringen; dass die Uebersetzung des nicht genannten Werkes von Heine selbst herrühre, ist aber keineswegs so wahrscheinlich, wie F. glaubt. — Von zeitgenössischen Stimmen über Heine sei das im Berichtsjahr bekannt gewordene Urteil des Grafen Moltke [15]) über die Reisebilder aus einem Briefe an seinen Bruder Ludwig (vom März 1829) hervorgehoben: er rühmt die Schrift als „ganz vortrefflich und voller Geist und Witz", bedauert aber, dass die Persönlichkeit des Verfassers nicht hübscher durchbreche. — Ueber Hasselriis' für Corfu bestimmtes Denkmal Heines gaben die Tagesblätter ziemlich ausgiebige Kunde [16]), und auch die Düsseldorfer Denkmalsfrage fand weitere Erörterung [17]). —

Von den Werken erschienen neue Gesamtausgaben nicht, neue Abdrücke der Gedichte [18-20]) waren ohne Wert, ebenso ein Neudruck der Einleitung zum Don Quichotte [21]). — Für das englisch-amerikanische Publikum besorgte H. S. White [22]) eine Auswahl der Gedichte, die dem, was wir von diesem Autor erwarten durften, nicht entspricht. Man vermisst hier wichtige Stücke, während andere entbehrliche anzutreffen sind. So fehlen z. B. die „Traumbilder" ganz; unter den „Romanzen" der „Jungen Leiden" der „Arme Peter"; im „Lyrischen Intermezzo" die Lieder: „Wenn ich in Deine Augen seh'", „Dein Angesicht so lieb und schön", „Auf Flügeln des Gesanges", „Im Rhein, im schönen Strome", „Allnächtlich im Traume", „Die alten bösen Lieder". Aehnlich ungeschickt ist die Auswahl aus der „Heimkehr" und der „Nordsee" getroffen, und der Anhang älterer Gedichte wäre ganz und gar zu streichen gewesen. S. 168 ist in der biographischen Skizze die Ungeheuerlichkeit zu lesen, dass Harry Heine zu Düsseldorf in „Westfalen"(!) am 23. (!) Dezember 1799 geboren sei. —

Von Uebersetzungen Heinescher Werke ist die englische von Leland [23]) vielfach gerühmt worden; nach dem Urteil Mc Lintocks, dessen eigene vortreffliche Uebersetzungen der letzte Bericht erwähnte, ist sie aber durchaus keines hohen Lobes wert, vielmehr oft verfehlt, unverständlich und durch thörichte Auslassungen entstellt. — Auch Uebersetzungen einiger Lieder Heines von der verstorbenen Lady Duff Gordon, über die J. Ross [24]) berichtet, sind nur mittelmässig. Der Veröffentlichung wird in einem Vorwort der Tochter abermals die ganz hinfällige Bemerkung vorausgeschickt, dass das Gedicht „Wenn ich an deinem Hause Des Morgens vorübergeh'" 1833 für die damals 12jährige Lucie Austin, die spätere Lady Duff Gordon, verfasst sei; in Wahrheit ist es schon neun Jahre vor jener ersten Begegnung im Druck erschienen. Die Ueber-

---

BLU. 1892, S. 442/6.]| — 5) Th. Odinga. Leipzig, Fock. 26 S. M. 0,75. |[BLU. 1892, S. 446.]| — 6) × B. Münz, Börne, Goethe u. Heine: Didaskalia N. 196. — 7) ○ G. Karpeles. Hebbel u. Heine: FZg. N. 106/7. — 8) BGNiederrh. 5, S. 144. (Erwähnt in KZ. N. 198; HambCorr. N. 176) — 9) (Vgl. u. N. 27.) — 10) ○ E. Besuch bei Heines Lieblingsschwester: FZg. N. 86. — 11) ○ A. Berliner, Litt. Mitteilungen über Hermann Heine: AZJudentum 55, S. 96. — 12) L. Geiger, Moser, d. Freund Heines (Mit ungedr. Briefen): FZg. N. 196. — 13) Rabb. Dr. Ziegler, Zunz u. Heine. E. Vortr. AZJudentum 55. S. 44/6, 54/7. — 14) K. E. Franzos, Reliquien. Ungedr. Briefe v. H. Heine, N. Lenau, F. Reuter u. J. V. v. Scheffel: DDichtung 11, S. 28/9. — 15) H. v. Moltke, Ges. Schriften 4, S. 239. (S. o. IV 1 : 138.) — 16) NFPr. N. 9757; HambCorr. N. 888; FZg. N. 289, 301, 349—350. — 17) FZg. N. 302. — 18) Heine, Gedichte. Ausw. f. Haus u. Familie. Halle, Gesenius. XXIII, 318 S. M. 3,50. — 19) id., Buch d. Lieder, ill. v. F. Stahl, Berlin, Deutsches Verlagshaus. VIII, 437 S. geb. M. 4,00. |[LZg. N. 289.]| — 20) id., Buch d. Lieder. Neue rev. Textausg. mit 200 Illustr. (Illustr. Klass.-Bibl.) Berlin, Dtsch. Verlagshaus. VIII, 437 S. M. 4,00. — 21) M. Cervantes, D. sinnreiche Junker Don Quixote v. La Mancha. Aus d. Span. übersetzt, m. d. Leben v. M. Cervantes, nach Viardot u. e. Einleitg. v. H. Heine, 4. Aufl. Mit 162 Illustr. In 22 Lief. Stuttgart, Rieger. Je M. 0,40. — 22) H. S. White, Selections from Heines poems. Boston, Heath & Co. XII, 220 S. (Zu d. Bericht über Buchheims Ausg. d. Harzreise (1890 IV 14 : 35) sei bemerkt, dass die Behauptung d. Ref., Buchheim habe nicht alle benutzten Quellen genannt, nicht aufrecht erhalten werden kann; d. Uebereinstimmungen mit Anmerkungen in Elsters Ausg. beruhen, wie B. brieflich überzeugend darlegte, auf Zufall.) — 23) ○ H. Heine, Works, from the German, by C. G. Leland, Vols. 1—3. New-York, Bock & Co. 8 u. 441, 30 u. 400, 3 u. 470 S. M. 7,00. [L. B. Walford: NYCritic 16, S. 105/6, 354; W. E. Simonds: ChicagoDial. 12, S. 213/5; Literary World (Boston) 22, S. 401; R. McLintock: Ac. 40, S. 256/7.]| (Diese Uebersetzung wird Heines sämtl. Werke einschliessen.) — 24) J. Ross, Lady Duff Gordons translations of Heine: Murrays Magazine (London) 9, S. 769—76. (Auch in Eclectic

tragung des Gedichtes „Almansor“ ist an mehreren Stellen holperig (Auftakt beim vierfüssigen Trochaeus, Weglassung der Assonanz); auch die anderen Stücke sind nur zum Teil gelungen, und zuletzt marschiert ein Gedicht auf, das gar nicht von Heine herrührt.[25-26]) —

Untersuchungen über Heines Leben und Werke enthielt zunächst ein Aufsatz Elsters[27]) über die Frage nach Heines Geburtsjahr und seine Liebe zu Therese. Eine Zusammenstellung aller Zeugnisse ergab mit grosser Wahrscheinlichkeit, dass Heine am 13. Dez. 1797 das Licht der Welt erblickt habe und dass die häufig wiederholte Angabe des Jahres 1799 absichtlich gefälscht und durch den Wunsch, 1814 und 1815 vom preussischen Militärdienst befreit zu werden, zu erklären sei. Die ausführlichere Darlegung über Heines Liebe zu seiner Cousine Therese suchte eine Hypothese zu erhärten, die E. zuerst 1887 geäussert hatte. Er zog hierzu zahlreiche Stellen aus Briefen, Gedichten und Prosaschriften Heines zum Beweis heran, durch die Heines Lebensschicksale aus seiner bedeutendsten Entwicklungsepoche in neuem Lichte erscheinen. Aber auch die Werke, namentlich das dunkle „Buch Legrand“, können nur unter Berücksichtigung dieser Hypothese genauer verstanden werden. —

Ueber die Schicksale der Memoiren Heines handelte Franzos[28]) in mehreren Artikeln. Wenn auch die Breite der Darstellung etwas ermüdend wirkt, so ist von ihm die auch von anderen geteilte Annahme zu grosser Wahrscheinlichkeit erhoben worden, dass ausser dem von Ed. Engel veröffentlichten Bruchstück noch andere Memoiren Heines vorhanden sein müssen, die um das Jahr 1850 in Gustav Heines Besitz übergegangen seien. Er glaubt, dass unser Dichter kein Stück dieses Werkes verbrannt habe, was jedoch nicht als mit Bestimmtheit erwiesen gelten kann. — Alfr. Bocks[29]) Artikel über Heines Verhältnis zur Musik ist ganz ansprechend, aber in keiner Hinsicht erschöpfend.[30]) —

M. Seeligs[31]) Dissertation über die dichterische Sprache des Buchs der Lieder enthält eine ziemlich kritiklose und kleinkrämerische Statistik über die Stileigentümlichkeiten dieser Sammlung. —

Besser ist die Charakteristik der Balladen und Romanzen von Netoliczka[32]); wenn er auch bereits Gesagtes nicht selten wiederholt, so ist doch die wohlgegliederte Uebersicht über die wichtigsten Eigentümlichkeiten dieser Dichtungen dankenswert und belehrend. Besonders ist die Darstellung des Aufbaus der Gedichte (S. 27 f.) zu rühmen. Der interessanteste Teil, die schwierige Quellenuntersuchung, steht noch aus, und man ist in dieser Hinsicht noch vor allem auf Hessel angewiesen (Dichtungen von H. Heine, Bonn 1887); Hessel und Schärf haben übrigens auch über das Metrische ausführlicher als N. gehandelt. —

Anziehend waren die verschiedenen kleinen Aufsätze über die Loreleisage, die das Berichtsjahr zu Tage förderte; während Karl Julius Schmidt[33]) diese Sage mit anderen ähnlichen Charakters in Beziehung brachte und auf diese Weise scharf beleuchtete, verfocht Reuleaux[34]) die etymologische Erklärung des Wortes als „hallender, tönender Fels“, die auch F. Rehorn[35]) gewiss mit Recht als die zutreffende bezeichnet. Letzterer bestreitet die bisherige Annahme, dass Brentanos Ballade im „Godwi“ der einzige Ausgangspunkt der Sage sei. Leider ist der Bericht über seinen Vortrag recht knapp. — Ueber die Entlehnung von Motiven zweier Heinescher Gedichte aus französischen Volksliedern berichtet A. Englert[36]): für „Im wunderschönen Monat Mai“ lässt sich ausser den bereits JBL. 1890 IV 14:42 erwähnten Vorbildern noch ein weiteres nennen, ohne dass die Entlehnung bewiesen erscheint, während das Lied „In welche soll ich mich verlieben“ höchst wahrscheinlich nach dem von E. genannten Volksliede oder einem verwandten verfasst ist. — Recht interessant ist eine anonyme Mitteilung der „Deutschen Dichtung“ (Franzos?)[37]) über eine Stelle des „Wintermärchens“, die auf Willes Vorschlag von Heine ursprünglich gestrichen war, später aber nach des Dichters Tode mit anderen von der Censur getilgten Strophen wieder aufgenommen wurde. Die Angabe des Anonymus, dass die Stelle in der französischen Ausgabe enthalten sei, ist falsch; sie fehlt dort; so findet Willes Aeusserung eine wichtige Stütze, und künftige Auflagen kritischer Ausgaben werden die Stelle aus dem Text in die Lesarten verweisen müssen.[38]) — Als Kuriosa mögen schliesslich erwähnt werden die Ver-

---

Magazine (New-York) 117, S. 167 ff.) — 25) ○ K. v. Reinhardstöttner, H. Heine in Portugal: MünchNN. (Im Anschluss an Joaquim de Araujo, Intermezzo. Imitações de H. Heine. Porto 1891.) — 26) ×× H. Heine, Il libro dei canti per C. Varese. Firenze, Succ. Le Monnier. M. 4,50. — 27) E. Elster, Zu Heines Biographie: VLG. 4, S. 465—512. — 28) K. E. Franzos, Heines Nachlass. Nach ungedr. Quellen: DDichtung 10, S. 21/4, 45—50, 98—101, 120/3, 201/3, 297/8. — 29) Alfr. Bock, Heines Verhältnis z. Musik: KZg. N. 571. — 30) ○ A. v. Binder, H. Heine u. Giacomo Meyerbeer: FremdenBl. N. 240. — 31) (I 8 : 27a.) [A. Schröter: BLU. S. 580.] — 32) O. Netoliczka, Zu Heines Balladen u. Romanzen. Leipzig, Fock. 31 S. M. 1,00. — 33) Karl Julius Schmidt, Leilurinnen: NZg. N. 183, 185. — 34) F. Reuleaux, Z. Lurlei oder Lorelei: ib. N. 195. (Abgedr. Didaskalia N. 79.) — 35) F. Rehorn, D. Lurleisage: BFDH. 7, S. 386—93. — 36) A. Englert, Entlehnungen. 1. Zu zwei Heineschen Liedern: ZVLR. NF. 4, S. 383/5. — 37) Zu Heines Wintermärchen: DDichtung 9, S. 260. — 38) ○ D. Heinesche Weberlied u. Fr. Köster: FZg. N. 8. — 39) E. Schulte, D. päpstliche Index d. verbotenen

weisung einiger Heinescher Schriften auf den päpstlichen Jndex[39]), ein wüster Operntext „Heines Memoiren“[40]), und ein in seiner Art nicht ganz übles socialdemokratisches Poem, dessen Vf. unseren Dichter offenbar als aufrichtigen Proletarierfreund betrachtet und sich als Heine II[41]) vorstellt. —

Ausser Heine kommt diesmal kaum ein Jungdeutscher in Betracht. Gutzkows Denksprüche[42]) wurden neu aufgelegt, Rodenbergs[43]) Veröffentlichung aus Dingelstedts Nachlass fand in der Presse noch vielfachen Nachhall; eine rhetorisch-wirksame Gedächtnisrede dieses Dichters (vom 4. Febr. 1841) auf den Fuldaer Gymnasialdirektor Nikolaus Bach[44]) wurde zum ersten Male der Oeffentlichkeit übergeben und in einem Erinnerungsblatt an Karl Schomburg ein poetischer Nachruf Dingelstedts an diesen hessischen Patrioten[45]) nach funfzig Jahren wieder abgedruckt. —

Bücher: VZg. N. 583[8]. — 40) E. v. Dubsky, Heines Memoiren. Phantast. Oper in 5 Bildern. Text mit Verwendung mehrerer Gedichte v. Heine. Musik v. L. Burger. Pressburg, Drodtleff. 93 S. — 41) Heine II., Daniel in d. Löwengrube. 3. Aufl. Berlin, Exp. d. Vorwärts. 63 S. — 42) K. Gutzkow, V. Baum d. Erkenntnis. Denksprüche. 3. Aufl. Jena, Costenoble. VII, 207 S M. 2,60. — 43) (IV 4 : 125.) |[Nation[B]. 8, S. 795; DeutschZg. N. 7075; BLU. S. 492/3; VZg. N. 387; SchwäbKronik N. 91.]| — 44) Dingelstedt, Worte d. Erinnerung an Nik. Bach: Hessenland 5, S. 39—42; 51/5. — 45) F. Zwenger, Karl Schomburg: ib. S. 170/2; 184/7; 198/9. —

IV,13

Grillparzer.

August Sauer.

(Ueber den vorläufigen Ausfall dieses Berichtes s. S. III der Vorrede).



Autorenregister.

Sachregister.

Verlegerregister.*)

*) Von der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Stuttgart hergestellt.

[illegible]

[illegible]

Wissenschaftliche Beilage d. Leipziger Zeitung

[illegible] Moderne Dichtung

[illegible] Mitteilungen d. Gesellschaft für [illegible] Erziehungs- u. Schulgeschichte

[illegible] Mitteilungen aus d. Germanischen [illegible]

[illegible] Mitteilungen aus d. Historischen Litteratur

[illegible] Mitteilungen d. Instituts für Österreichische Geschichtsforschung

[illegible] Magazin für Litteratur d. In- und Auslandes

[illegible] Modern Language Notes

[illegible] Mitteilungen d. Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie u. Urgeschichte

MNEKR. Mitteilungen u. Nachrichten für d. Evangelische Kirche in Russland
MVGDB. Mitteilungen d. Vereins für Geschichte d. Deutschen in Böhmen

NAnt. Nuova Antologia
Nation[B]. Nation (Berlin)
Nation[NY]. Nation (New-York)
NFPr. Neue Freie Presse
NHJbb. Neue Heidelberger Jahrbücher
NKZ. Neue Kirchliche Zeitschrift
N&S. Nord u. Süd
NYCritic. New-York-Critic
NZg. Nationalzeitung

ÖLBl. Österreichisches Litteraturblatt
ÖUR. Oesterreichisch-Ungarische Revue

PKZ. Protestantische Kirchenzeitung
PrJbb. Preussische Jahrbücher

QF. Quellen u. Forschungen z. Sprach- u. Culturgeschichte d. germanischen Völker
QR. Quarterley Review

RB. Revue Bleue
RCr. Revue Critique d'histoire et de littérature
RDM. Revue des deux Mondes
RepKunstw. Repertorium der Kunstwissenschaft
RESS. Revue de l'Enseignement Secondaire et Supérieure
RH. Revue Historique
RhBllEU. Rheinische Blätter für Erziehung u. Unterricht
RiCrLI. Rivista Critica della Letteratura Italiana
RIE. Revue Internationale de l'Enseignement
RPL. Revue Politique et Littéraire
RQChrA. Römische Quartalschrift für Christliches Altertum und Kunst
RTP. Revue des Traditions Populaires
RThPh. Revue de Théologie et de Philosophie
SchlZg. Schlesische Zeitung

SchwäbKron. Schwäbische Kronik (Beiblatt z. Schwäb. Merkur)
Sammler[B]. D. Sammler (Berlin)
Sammler[A]. D. Sammler (Tägliche Beilage d. Augsburger Abendzeitung)
StMBCO. Studien u. Mitteilungen aus d. Benediktiner- u. d. Cistercienser-Orden
StML. Stimmen aus Maria Laach

TglRs[B]. Unterhaltungsbeilage d. Täglichen Rundschau (Berlin)
ThJB. Theologischer Jahresbericht
ThLBl. Theologisches Litteraturblatt
ThLZ. Theologische Litteraturzeitung
ThQ. Theologische Quartalschrift.
ThStK. Theologische Studien u. Kritiken
ThZSchw. Theologische Zeitschrift aus der Schweiz
TNTLK. Tijdschrift voor Nederlandsche Taal-en Letterkunde.

UB. Universal-Bibliothek.
ÜB&T Über Berg u. Thal.
ÜL&M. Über Land u. Meer
UZ. Unsere Zeit

VVPK. Vierteljahrschrift für Volkswirtschaft, Politik u. Kulturgeschichte
VLG. Vierteljahrschrift f. Litteraturgeschichte

WIDM. Westermanns Illustrirte Deutsche Monatshefte
WSKPh. Wochenschrift für Klassische Philologie
WZ. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte u. Kunst

ZADSprV. Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins
ZBK. Zeitschrift für Bildende Kunst
ZDA. Zeitschrift für Deutsches Alterthum
ZDKG. Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte
ZDMG. Zeitschrift d. Deutschen Morgenländischen Gesellschaft
ZDPh. Zeitschrift für Deutsche Philologie
ZDS. Zeitschrift für Deutsche Sprache
ZDU. Zeitschrift für d. Deutschen Unterricht
Zeitgeist. D. Zeitgeist (Montagsbeilage z. Berliner Tageblatt)
ZFSL. Zeitschrift für neufranzösische Sprache u. Litteratur
ZGORh. Zeitschrift für d. Geschichte d. Oberrheins
ZKG. Zeitschrift für Kirchengeschichte
ZKWL. Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft u. kirchliches Leben
ZÖG. Zeitschrift für d. Österreichischen Gymnasien
ZPTh. Zeitschrift für Praktische Theologie
ZVK. Zeitschrift für Volkskunde
ZVLR. Zeitschrift für Vergleichende Litteraturgeschichte u. Renaissance-Litteratur
ZWTh. Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie.

---

b) Abkürzung zur Bezeichnung der übrigen Zeitschriften.

A. Archiv, Archives, Arkiv. — AbhAk. Abhandlungen d. Akademie (d. Wissenschaften). — Alm. Almanach. — Ann. Annalen, Annales. — Ant. Antiquarisch. — Anz. Anzeiger. — AV. Altertumsverein.

B. Beiträge. — BBl. Börsenblatt. — Bblgr. Bibliographie. — BG. Beiträge z. Geschichte. BHV. Bericht d. Historischen Vereins. — Bibl. Bibliothek. — BK. Beiträge z. Kunde. — Bl., Bll. Blatt, Blätter. — BLVA. Berichte d. Landesvereins für Altertumskunde. — BVGW. Berichte über d. Verhandlungen d. Gesellschaft d. Wissenschaften. — BVL. Blätter d. Vereins für Landeskunde.

CBl. Centralblatt. — Chr. Chronik. — Cr. Critique. — COI. Centralorgan für d. Interessen.

D. Deutsch.

E. Erdkunde.

F. Forschungen.

G. Geschichte. — GBl., GBll. Geschichtsblatt, Geschichtsblätter. Ges. Gesellschaft. — GV. Geschichtsverein.

H. Historisch, Histoire, Historique etc. — HG. Historische Gesellschaft. — HT. Historisk Tidsskrift. HV. Historischer Verein.

I. Institut. It. Italia. Italiano.

J. Journal. — JB. Jahresbericht, Jahresberichte. — Jb. Jahrbuch. — Jbb. Jahrbücher. — JbHV. Jahrbuch d. Historischen Vereins. — JbVG. Jahrbuch d. Vereins für Geschichte.

KBl. Korrespondenzblatt. — KBlVL. Korrespondenzblatt d. Vereins f. Landeskunde. — KG. Kirchengeschichte. — KL. Konversationslexikon.

L. Litteratur, Litterarisch usw. — LB. Litteraturbericht. — LBl. Litteraturblatt. — LK. Landeskunde.

M. Mitteilungen. — MA. (MAlich.) Mittelalter (-lich.). — Mag. Magazin. — MBl., MBll. Monatsblatt, Monatsblätter. — MGG. Mitteilungen d. Gesellschaft für Geschichte. — Mh. Monatshefte. — Mschr. Monatsschrift. — Mus. Museum. — MusV. Musealverein. — MVG. Mitteilungen d. Vereins für Geschichte.

N. Neu. Nouveau. Nuovo usw. — NF. Neue Folge. — Njbl., Njbll. Neujahrsblatt, Neujahrsblätter. — NN. Neueste Nachrichten.

Ö. Österreich, Österreichisch.

P. Preussisch. — Ph. Philologie. — Philos. Philosophie. — Pr. Presse.

Q. Quartalschrift.

R. Revue. — Rep. Repertorium. — Rh. Rhein, Rheinisch. — Ri. Rivista. — Rs. Rundschau.

SB. Sitzungsbericht, Sitzungsberichte. — SBAk. Sitzungsberichte d. Akademie (d. Wissenschaften). — Sbnbg. Siebenbürgen. — SchlH. Schleswig-Holstein-Lauenburg. — Schw. Schweiz, Schweizerisch. — Spr. Sprache, Sprachforschung. — SVG. Schriften d. Vereins f. Geschichte.

Tb. Taschenbuch. — TBl. Tageblatt (Tagblatt).

Vjs. Vierteljahrsschrift.

WBl. Wochenblatt.

Z. Zeitschrift. — Zg. Zeitung. — ZGG. Zeitschrift d. Gesellschaft für Geschichte. — ZHV. Zeitschrift d. Historischen Vereins.

Beispiele für Verbindungen:

JbMünchG. Jahrbuch für Münchener Geschichte.
BVGWLeipzig. Berichte über d. Verhandlungen d. Gesellschaft d. Wissenschaften in Leipzig.
UngR Ungarische Revue.
MVAnhaltG Mitteilungen d. Vereins für Anhaltische Geschichte u. Altertumskunde.
MhMusikG Monatshefte für Musikgeschichte.
SVGBerlin. Schriften d. Vereins für d. Geschichte Berlins.
NASächsG. Neues Archiv für Sächsische Geschichte.
ZVHambG. Zeitschrift d. Vereins für Hamburgische Geschichte — usw.

Bemerkungen für den Gebrauch.

An dieser Stelle sei zunächst das „Handbuch zu Litteraturberichten" von J. Jastrow (Berlin, Gärtner 1891) rühmend genannt, dem die technische Einrichtung sich im wesentlichen anschliesst.

1) Die Disposition ist jedem einzelnen Abschnitte vorangedruckt und im Text, auf den allein sie sich bezieht, durch Absätze und Sperrung der Stichwörter kenntlich.

2) Die Stellung der Anmerkungsziffer vor oder hinter dem Punkt am Ende eines Satzes charakterisiert die nähere oder fernere Zugehörigkeit des unten angeführten Buches zum Text.

3) Neben den Werken des Berichtsjahres sind nur in Ausnahmefällen Schriften des unmittelbar vorhergegangenen Jahres besprochen. Die Litteratur der auf das Berichtsjahr folgenden Zeit blieb durchweg ausgeschlossen, ausser wo es sich um Recensionen der 1891 erschienenen Arbeiten handelt. Als Jahreszahl ist zu jeder in den Anmerkungen citierten Schrift die des Berichtjahres (für Bd. 2 also 1891) hinzuzudenken, insofern eine andere nicht ausdrücklich genannt ist. Wo bei Lieferungswerken, Zeitschriften usw. Lieferungstitel und Bandtitel verschiedene Jahreszahlen tragen, ist der letztere als massgebend betrachtet worden.

4) Die Bedeutung der Zeichen in den Anmerkungen ist folgende:
× Hier sei dem Titel nach angeführt
×× Hier sei angeführt unter Vorbehalt genauerer Besprechung im nächsten Jahrgang
○ Unzugänglich blieb
(II 4 13) Hier ist ein Titel einer Arbeit bezw. ein Bericht ausgefallen zu Gunsten von II, 4 N. 13.
[ ] schliesst das Verzeichnis der Recensionen ein.

5) Ein Verzeichnis der zur Abkürzung von Zeitschriften- und Zeitungstiteln verwendeten Siglen findet sich S. 272—274. Ausserdem sind folgende Abkürzungen angewendet: Hs., Hss. = Handschrift, Handschriften; hs. = handschriftlich; Ms., Mss. = Manuskript, Manuskripte; Vf. = Verfasser; Jh., Jhh. = Jahrhundert, Jahrhunderte.

6) Das Autorenregister verzeichnet nur die Verfasser der besprochenen Arbeiten, zu denen auch die Recensionen gerechnet werden. Die Art der angeführten Werke wird durch die Kapitelzahl einigermassen gekennzeichnet.

7) Im Sachregister beachte man überall Zusammenstellungen wie Bibliotheken, Drama, Schulen, Sprache.

8) Die Zahlen in den Registern usw. sind aus folgenden Beispielen zu verstehen: II 3:4 = II, 3 N. 4. — II 3:4—5 = II, 3 N. 4—5. — II 3:4; 6:7 = II, 3 N. 4; II, 6 N. 7.

9) Die Verfasser von selbständigen Werken wie auch namentlich von Dissertationen, Programmen, Festreden usw. sowie von Zeitschriftenaufsätzen werden dringend ersucht, ein Exemplar an die JBL. einzusenden oder die Einsendung seitens ihres Verlegers zu veranlassen. Bei Abhandlungen, die an entlegenen Stellen veröffentlicht sind, wäre die Redaktion schon für den blossen Hinweis (vielleicht mit kurzer Angabe des Inhalts) dem Autor zu Dank verpflichtet.

10) Die Adresse der Redaktion findet sich am Schlusse der Vorrede, die der Verlagshandlung auf dem Titelblatt, die der einzelnen Mitarbeiter im Inhaltsverzeichnis.

Für die bibliographischen Auszüge aus verschiedenen Tageszeitungen haben wir zu danken den Herren: cand. phil. Ernst Altenkrüger-Berlin, Dr. phil. Hans Bodmer-Zürich, cand. phil. Friedrich Düsel-Berlin, Dr. phil. Arthur Eloesser-München, Prof. Dr. Ernst Elster-Leipzig, Paul Fulda-Frankfurt a. M., cand. phil. Friedrich Gotthelf, Dr. Waldemar Kawerau-Magdeburg, Prof. Dr. Albert Köster-Marburg, Wilhelm Lenz-Frankfurt a. M., den Herren aus dem Seminar des Herrn Prof. Dr. Jakob Minor-Wien, Prof. Dr Eduard Norden-Greifswald, Dr. Max Osborn-Berlin, Dr. Ludwig Pariser-München, Dr. Felix Poppenberg-Berlin, Prof. Dr. S. M. Prem-Bielitz, Freiherr Alfred von Rentz-Breslau, Dr Richard Rosenbaum-Berlin, cand. phil. Siegfried Rosenfeld-Berlin, Dr. Ludwig Stettenheim-Berlin, cand. phil. H. Stümcke, Georg Westenberger-Castel und den Redaktionen des „Frankfurter Journals“, der „Kieler Zeitung“, der „Rostocker Zeitung“ und der „Weser-Zeitung“.

Für die amerikanische, englische, italienische und polnische Bibliographie haben uns gütigst unterstützt die Herren: Prof. Dr. Horatio S. White-Ithaka U. S., Dr. Carlo Fasola-Florenz und Prof. Dr. Richard Maria Werner-Lemberg.

Ganz besonderen Dank endlich schulden wir Herrn Verlagsbuchhändler Gustav Fock in Leipzig, der nicht nur seinen höchst nützlichen „Bibliographischen Monatsbericht über neu erschienene Schul- und Universitätsschriften“ für unsere Expedition durch private Mitteilungen besonders brauchbar gemacht, sondern uns auch uneigennützig einen beträchtlichen Teil der Schriften selbst zugewendet hat.

Druckfehlerberichtigung. I 1 : 49 Zeile 8 lies Riftert statt Riffart; III 1 : 7, 13, 15, 25, 26, 30, 31, 32, 33, 34, 37, 38, 39 lies in den Noten I 5 statt I 3; IV 1 : 5 Zeile 8 lies umkleiden statt einkleiden; IV 1 : 37 Zeile 9 lies Idealismus statt Realismus; IV 1 : 90 lies Serres statt Serrés; IV 1 : 184 Zeile 20 ff. von unten lies abermals beweisen statt beweisen, hat statt hätte.

Wilhelm Issleib (Inhaber Gustav Schuhr) Berlin SW. 48